F. A. Weber.

Naturgeschichte

aus

den besten Schriftstellern

mit Merianischen Kupfern.

M. 746.

Aelian. de Nat. Anim.

Ειδεναι γε μη ῥᾳθυμως τα προσοντα ἀυτων ἰδια ἑκαςῳ, και ὁπως ἐσπυδαθη ὰ μειον των ἀνθρωπων ἑκαςον των ἀλογων ξωων, ἐιη ἀν τινος πεπαιδευμενης Φρενος, και μαθυσης πολλα.

Erster Abschnitt der vierfüßigen Thiere.

KÖNIGL. FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT ZU BERLIN
Zoologisches Museum

Heilbronn
in der Eckebrechtischen Handlung
1772.

Vorbericht.

Ich würde ohne Zweifel dem ganzen lesenden Publicum eine kaum verzeihliche Beleidigung anthun, wenn ich dasselbe an der Spitze dieses Werkes zu einer Zeit, wo man kaum für einen denkenden Bürger gelten kan, wenn man von den Geschöpfen, die am nächsten auf uns folgen, sich keine Begriffe zu machen sucht, und wo die Naturkunde das Lieblings-Studium des Jahrhunderts geworden zu seyn scheinet, von dem Nüzlichen und Angenehmen derselben Wortreich unterrichten wollte. Ich würde also hier sogleich zu meinem eigentlichen Vorwurf schreiten können, wenn es nicht so sehr wider das Costume wäre, eine Hirngeburt, sie seye nun eigen oder angenommen, ohne etwas das man Vorrede nennt, in die Welt zu schicken. Diesem Gebrauch gemäß werde ich nun den Theil der Leser, der nicht gewohnt ist, das oder die nächsten Blätter nach dem Titel zu überschlagen, einige Augenblicke unterhalten; nicht um ihm etwas vorzusagen, das er entweder bereits weiß, oder nicht zu wissen begehret: sondern ihn von dem, was er in gegenwärtigem Werke zu erwarten hat, zu unterrichten. Niemand ist der Werth der Naturgeschichte der Herren Buffon und Daubenton unbekannt. Aber der Preis um den man sie erhalten kan, ist auch so beschaffen, daß mancher den Wunsch sich genauer damit bekannt zu machen, im Entstehen ersticken muß. Sollte also der Gedanke des Verlegers, das Publicum in den Besiz eines Werks zu setzen, dessen äusserer Pracht nichts abgehen, und dessen innern Gehalt, alles was in jenen die Aufmerksamkeit eines jeden Lesers reizt, ausmachen soll, getadelt werden? Zumal, da er eine Gelegenheit hat, dieses um einen Preis zu thun, der jedem andern unmöglich ist. Den Merianischen Platten, deren Besitzer er ist, ist bereits durch die gute Aufnahme der zweyten Ausgabe des Jonstonischen Werkes ihr Rang angewiesen; und Holland, Frankreich und Italien hat sie begierig aufgenommen. Nun will er, daß sie dem Deutschen insbesondere nüzlich werden sollen. Er war zwar entschlossen, sie zu einem übersezten oder umgearbeiteten Jonston aufzubehalten. Aber er hat seinen Entschluß geändert, und der Kenner wird die Ursache errathen, die mich nur von dem, was ich eigentlich kurz sagen wollte, entfernen würde. Diese Merianische Platten, und zwar in der Reihe wie sie einander folgen, sollen die Zierde des gegenwärtigen Werkes seyn, und Buffon und Daubenton sollen zu ihrer Erklärung helfen, und wenn diese aufhören nicht ohne würdige Nachfolger bleiben. Man wird aber weder ihrer Ordnung folgen, noch sie in veränderter Ordnung ganz ausschreiben. Man weiß zu gut, daß

ein

ein grosser Theil der Leser sich mehr von der Gestalt, Natur, Eigenschaften u. s. w. eines Thiers aus einer Naturgeschichte unterrichten, als Zergliederer werden will. Man wird deswegen Sorge tragen, daß von dem, was jene grosse Beobachter der Natur geliefert haben, ein solcher Auszug gemacht werde, der ihrem Verlangen entspreche; die Zergliedrungskunst aber wird man geflissentlich vorbeygehen. So, wie man von dem, was der Leser, der mit dieser Absicht zu dem Werke kommt, erwarten kan, nichts wesentliches übergehen wird, so wird man sich nie so genau an seine Originale binden, daß man nicht, wenn fremde Beobachtungen, die darinnen übergangen sind, auffallen sollten, sie mit einrücken wollte. Man weiß auch, daß, zwar nicht wider die Nettigkeit, denn unser Jahrhundert ist über den Ruhm, den das vorige dem Merianischen Grabstichel beygelegt hat, noch nie mit demselben zerfallen, sondern wider die Richtigkeit einiger weniger Thiere auf den Jonstonischen Platten Erinnerungen gemacht worden sind, und man gestehet den Herrn Kritikern gerne zu, daß hie und da die Zeichnung etwas menschliches gelitten habe, und manchmal eine Platte Merians gegen ein Thier von Ridingern verliehre; aber man hat auch Grund zu hoffen, daß diese Unrichtigkeiten nicht zu oft, und etwann nur in einem vielleicht noch vortheilhaften Verhältnisse mit andern Werken dieser Art vorkommen. Ist dieses, so versichert man sich zum voraus, daß Liebhaber, die zuverläßige Augen haben, gegen eine kleine menschliche Irrung eines Kupferstechers eben so billig seyn werden, als es Horaz gegen einige Flecken in einem Gedichte zu seyn verspricht, wenn er durch mehrere Schönheiten schadlos gehalten wird; und niemand wird läugnen, daß unter den Jonstonischen Thieren wahre Meisterstücke der Zeichnung und des Stichels angetroffen werden. Wenigstens hat man bereits das Vergnügen gehabt aus ihm entlehnte Blätter zu sehen, ob es schon keine von denen waren, deren Schönheit sie unter die vorzüglichsten sezt. Man ist übrigens keinesweges so sehr von der Toleranz eingenommen, daß man sich nicht verbindlich machen wollte, entweder in dem Texte selber Erinnerungen wider die Abweichung vom Wahren zu geben, oder wo diese nicht zureichen, sie gar zu verändern. Obschon der Auszug, der die Stelle des Textes bey diesen Platten vertreten soll, mit ungleich mehrern Kupfern, als das Büffonische Werk selbst, wenn man zumal die Zergliederung abrechnet, begleitet wird, so will man doch in einem Nachtrag durch einen geschikten Zeichner die Stücke nachbringen, die etwann von den Büffonischen fehlen können. Da Jonston unter seine Thiere auch fabelhafte gemenget hat, so wird man sie zwar nicht ganz vorbeygehen, aber auch nur dasjenige davon sagen, was dem Leser aus den Traditionen davon zu wissen nöthig ist. Wir hoffen er werde uns seine Zufriedenheit nicht versagen, da wir uns ihm weit treuherziger entdekt haben, als mancher Excerptor thun würde.

Leipziger Mich. Messe
1772.

Das

Equus . Pferd . Ross . Hengst . Gaul .

Equus . Pferd .

Das Pferd.

So wie das Pferd das edelste unter allen Thieren ist, worüber sich des Menschen, ich weiß nicht List oder Klugheit, die Herrschaft zu erwerben gewußt hat, so hat es unter allen Thieren bey einer langen Leibesgestalt das schönste Verhältniß und die meiste Zierlichkeit in den Theilen seines Körpers. Denn wenn man es mit den Thieren, welche unmittelbar über oder unter ihm sind, vergleichet, so sieht man, daß der Esel übel gebauet ist, der Löwe einen zu grossen Kopf, der Ochse bey der Grösse seines Körpers allzudünne und kurze Füsse hat; daß das Kameel häßlich aussiehet, und die grösten Thiere, das Nasenhorn und der Elephant, so zu reden weiter nichts als unförmliche Massen sind. Die grosse Länge der Kinbacken ist die Hauptursache des Unterscheids zwischen dem Kopf der vierfüßigen Thiere und dem Haupte des Menschen; es ist auch der unedelste Charakter unter allen. Ungeachtet dessen hat das Pferd, obgleich seine Kinnbacken sehr lang sind, keine blödsinnige Mine, wie der Esel, oder sieht dumm aus, wie der Ochse. Die Regelmässigkeit und Proportion seines Kopfes geben ihm vielmehr ein munteres Ansehen, welches durch die schöne Gestalt seines Halses unterstützet wird. Es scheinet sich, indem es seinen Kopf hoch trägt, über die vierfüßigen Thiere setzen zu wollen. In dieser edlen Stellung sieht es dem Menschen gerade in das Gesicht. Seine Augen sind lebhaft und recht offen, seine Ohren sind wohlgebauet, und von der rechten Grösse: weder zu kurz wie des Stiers, noch zu lang wie des Esels seine. Die Mähne zieret seinen Kopf und Hals, und gibt ihm ein starkes und stolzes Ansehen. Sein schleppender und dicker Schweif bedecket und beschliesset das Ende seines Körpers fürtreflich, und hat ein ganz anderes Ansehen, als der kurze Bürzel des Hirsches, des Elephanten u. a. und als der nackende Schwanz des Esels, des Kameels, des Nasenhorns u. d. g. Der Schweif des Pferdes wird von dicken und langen Haaren formirt, welche aus dem Kreuz heraus zu gehen scheinen: weil die Schwanzriebe, woraus sie kommen sehr kurz ist. Es kan zwar seinen Schwanz nicht, wie der Löwe erheben; er stehet ihm aber besser, ob es denselben gleich herunter hangen läßt: und da es ihn nach der Seite bewegen kan, so bedienet es sich desselben sehr nüzlich, um die Fliegen die es beschwehren zu verjagen; denn obgleich seine Haut überaus fest, und überall dicht mit Haaren bewachsen ist, so ist sie doch sehr empfindlich.

Die geschikte Stellung des Kopfes und Halses trägt mehr als alle andere Theile des Körpers zu dem edlen Ansehen des Pferdes bey. Der obere Theil des Halses, woraus die Mähne entspringt, muß sich, wo er aus dem Vörderrosse heraus gehet, in gerader Linie erheben, und nachmals, wenn er sich dem Kopfe nähert, eine krumme Linie, beynahe wie der Hals eines Schwanes machen. Der untere Theil des Halses muß keine Krümmung formiren; er muß von der Brust an bis zur Ganasse in gerader Linie gehen, und ein wenig vorwärts hängen: wäre

aber der Untertheil senkrecht, so würde der Hals einen Fehler haben. Der Obertheil des Halses muß dünne seyn, und bey der Mähne, welche mit langen und feinen Haaren mittelmäßig besezt seyn soll, wenig Fleisch haben. Ein schöner Hals muß lang und hoch, jedoch der Gestalt des Pferdes angemessen seyn. Wenn er zu lang und zu dünne ist, so geben die Pferde gemeiniglich gern Kopfstösse, und ist er zu kurz und zu fleischicht, so sind die Pferde schwer an der Hand. Wenn der Kopf am besten stehen soll, so muß die Stirne senkrecht auf dem Horizonte stehen.

Der Kopf muß mager und dünne, jedoch nicht zu lange seyn; die Ohren müssen nicht weit von einander stehen; klein, gerade, unbeweglich, schmal, fein seyn, und recht oben auf dem Kopfe stehen; die Stirn muß schmal und etwas erhaben, die Augengruben ausgefüllet, die Augenlieder dünne, die Augen helle, lebhaft, voll Feuer, ziemlich groß seyn und recht dem Kopfe gleich liegen; die Prunelle oder der Stern muß groß, die Ganasse mager und nicht dick, die Nase ein wenig gebogen seyn; die Nasenlöcher müssen recht offen und wohl gespalten, das Schloß der Nase muß dünne seyn. Ferner muß das Pferd feine Lefzen, ein mittelmäßig gespaltenes Maul, ein hohes und schneidendes Vorderroß, magere, platte und nicht allzuschmale Schultern, einen gleichen und ebenen Rucken, welcher nach der Länge hin unmerklich gebogen, und auf beeden Seiten des tief drinnen liegenden Rückgrades erhoben ist, völlige und kurze Seiten, ein rundes und starkes Kreuz, eine fleischichte Hüfte, eine dicke und steife Schwanzriebe, grosse und fleischichte Oberschenkel, von vorn her runde Knie, weite und ausgeschweifte Kniekehlen, vorn dünne und auf den Seiten breite Röhren, wohl entblößte Nerven, kleine Kugeln, wenig Haare auf den Köhden, einen dicken Fessel, von mittelmäßiger Länge, eine nicht allzuerhabene Krone, ein schwarzes, ununterbrochenes und glänzendes Horn, einen hohen Huf, runde Quartiere, einen breiten und mittelmäßig erhabenen Strahl, eine dünne und spitzige Gabel, und eine dicke und ausgehölte Sole haben.

Dieses sind die erforderlichen Eigenschaften eines schönen Pferde-Körpers, aber es gibt wenige, bey welchen man alle diese Vollkommenheiten vereiniget findet. Besonders sind die Augen vielen Mängeln unterworfen, die zuweilen schwer zu erkennen sind. Bey einem gesunden Auge muß man durch die Hornhaut zween oder drey rußfarbene Flecke über dem Sterne sehen. Denn wenn man diese Flecke sehen will, so muß die Hornhaut helle, rein und durchsichtig seyn. Ist sie aber trübe, oder hat eine garstige Farbe, so ist das Auge nicht gut. Ein kleiner, langer und enger, oder mit einem weissen Kreise umgebener Stern zeigt auch ein übles Auge an; und wenn er eine blaugrünlichte Farbe hat, so ist das Auge gewiß schlecht und das Gesicht trübe.

Das Naturell der Pferde ist nicht grimmig; sie sind nur muthig und wild. Ob sie gleich die meisten andern Thiere an Stärke übertreffen, so fallen sie doch dieselben niemals an: und wenn sie von denselben angefallen werden, so verachten sie dieselben und verjagen sie. Sie gehen auch Heerdenweise, nicht aus Furcht, sondern aus Zuneigung gegen einander. Da die Kräuter und Pflanzen zu ihrer Nahrung hinlänglich sind, und sie keinen Geschmak an dem Fleisch der Thiere haben: so fangen sie keinen Krieg mit ihnen an, sie führen auch keinen unter sich selbst; sie streiten sich nicht wegen ihres Unterhalts, sie haben niemals Gelegenheit, eines dem andern eine Beute zu rauben, oder ein Gut an sich zu reissen, welches sonst gewöhnliche Quellen der Streitigkeiten unter den Fleisch fressenden Thieren sind. Sie leben daher im Friede, weil ihr Appetit einfach und gemäßigt ist, und weil sie so viel haben, daß sie einander nicht beneiden dürfen.

Alles dieses kan man bey jungen Pferden wahrnehmen, welche man miteinander aufzieht und Heerdenweise ausführet. Ihre Art ist mild und sie sind gesellig; ihre Stärke und Hitze lassen sie gemeiniglich nur durch Zeichen der Nacheiferung bemerken; sie suchen einander im Laufen vorzukommen, einander bey der Gefahr aufzumuntern, und einander zum Trotze durch einen Fluß zu gehen, oder über einen Graben zu setzen: und diejenigen, welche in diesen natürlichen Uebungen mit Beyspielen vorgehen; die, welche von sich selbst die ersten, sind die edelsten, die besten, und oftmals, wenn sie einmal gebändiget sind, die gelehrigsten und geschmeidigsten.

Bey der Gefahr und Beleidigung sind sie unerschrocken; sie nahen sich dem Geräusche der Waffen, sie lieben ihren Herrn, sie suchen ihn, und beleben sich mit eben dem Feuer, wie er. Eben so theilen sie auch die Lust mit ihm auf der Jagd, bey den Turnieren, beym Wetterennen. Da sie eben so gelehrig als muthig sind, so erschrecken sie nicht vor dem Feuer, sie wissen ihre Bewegungen zu unterdrucken; sie schmiegen sich nicht nur unter der Hand dessen, der sie leitet, sondern scheinen auch selbst dessen Verlangen zu errathen; sie gehorchen den Eindrücken, die sie bekommen und laufen bald schnell, bald mäßig; bald stehen sie, und thun alles blos, um ihrem Herrn genug zu thun. Sie sind Geschöpfe, welche sich ihres Wesens entschlagen, um nur für den Willen eines andern da zu seyn; sie lassen alles mit sich vornehmen, dienen aus allen ihren Kräften, thun selbst über Vermögen, und sterben so gar darüber, indem sie noch besser gehorsamen wollen.

So sind schon die Pferde denen die Kunst Zwang angeleget hat. Die Natur aber ist allezeit noch schöner als die Kunst, und bey einem belebten Wesen macht die Freyheit der Bewegungen das Schöne der Natur aus. Man sehe nur diejenigen Pferde, die sich in den Ländern des spanischen Amerika fortgepflanzet. Sie leben daselbst als freye Pferde, und ihr Thun, ihr Gang, ihr Lauf, ihre Sprünge, sind weder gezwungen noch abgemessen. Sie fliehen, stolz auf ihre Ununterwürfigkeit, die Gegenwart des Menschen; sie verschmähen seine Verpflegung; sie suchen und finden die ihnen dienliche Nahrung selbst; sie irren und springen frey auf den unermeßlichen Wiesen herum, wo sie der neuen Weide, die ein allezeit neuer Frühling hervorbringt, geniessen. Sie athmen ohne einen gewissen Aufenthalt, ohne andere Bedeckung als einen heitern Himmel, eine Luft ein, die reiner ist als in den Räumen, in die wir sie einsperren. Diese wilden Pferde sind auch weit stärker, leichter, nervichter, als die meisten zahmen Pferde; sie haben das was die Natur gibt, Stärke und edles Wesen: die andern haben nur das, was ihnen die Kunst geben kan, Geschiklichkeit und Artigkeit.

Bey den älteren Schriftstellern, einem Herodot, Aristoteles, Plinius, Strabo, findet man viel von wilden Pferden, und von den Oertern da sie sich befinden solten. Aber heut zu Tage, da alle Theile von Europa bevölkert und fast allenthalben gleich bewohnt sind, so findet man darinnen keine wilde Pferde mehr, und diejenigen, welche man in Amerika siehet, sind zahme Pferde aus Europa, welche die Spanier dahin gebracht, und die sich in den weitläufigen Wüsten vermehret haben: denn diese Art der Thiere war in dem neuen Welttheile nicht zu finden. Da die Einwohner von Mexiko und Peru durch ihr Erstaunen bey Erblickung der Pferde und Reuter den Spaniern zeigten, daß diese Thiere in diesen Himmelsstrichen unbekannt wären, so brachten sie eine grosse Anzahl hinüber, und liessen sie auf viele Inseln und selbst auf das feste Land frey laufen, wo sie sich wie die andern wilden Thiere vermehret haben. Sie laufen nach dem Zeugnisse Reisender zu hunderten, und wenn sie einen Menschen gewahr werden, stehen sie alle stille. Eines von ihnen nähert sich auf eine gewisse Weite, schnaubet mit der Nase, und nimmt nachgehends die Flucht, worauf die andern alle nachfolgen. Die Einwohner des Landes aber machen sie leicht zahm, und brauchen sie zur Arbeit. Man pfleget sie mit Schlingen von Stricken zu fangen, welche man an Oerter leget, wo sie öfters hinkommen. Sie fangen sich leicht, und wenn solches am Halse geschiehet, so erwürgen sie sich. Man hält sie bey dem Körper und den Schenkeln fest, bindet sie an Bäume, und läßt sie zween Tage so stehen, ohne ihnen weder zu fressen noch zu saufen zu geben. Diese Probe ist hinlänglich, um anzufangen, sie gelehrig zu machen: und mit der Zeit werden sie so gut, als wenn sie niemals wild gewesen wären. Und wenn sie auch von ungefähr wieder in Freyheit kommen, so werden sie nicht wieder wild; sie kennen ihre Herren, und lassen sie an sich kommen, und sich leicht wieder haschen.

Nach einem Alter von zwey oder zwey und einem halben Jahre, ist das Pferd zum Zeugen geschikt, und die Stuten sind es, wie alle andere Thiere weiblichen Geschlechts, noch eher als die Hengste. Allein diese jungen Pferde zeugen nur Füllen von einer üblen Bildung oder üblen Leibesbeschaffenheit. Das Pferd muß wenigstens vier Jahre, oder vier und ein halbes seyn, ehe man es zur Stute läßt: und auch nur den Zugpferden oder den grossen Pferden, welche gemeiniglich eher, als die feinen Pferde ihr völliges Wachsthum erreichen, muß

man dieses so zeitig erlauben; denn mit diesen muß man bis ins sechste Jahr, und bey den schönen spanischen Hengsten, auch wohl bis ins siebende Jahr, warten. Die Stuten können ein Jahr jünger seyn. Im Frühling, vom Ende des Merzen, bis zu Ende des Brachmonats, sind sie gemeiniglich hitzig: die Zeit aber, da sie am hitzigsten, dauert kaum über vierzehn Tage, oder drey Wochen, und man muß sehr aufmerksam seyn, wenn man diese Zeit in Acht nehmen will, um ihnen den Hengst zuzulassen. Dieser muß recht auserlesen, schön, wohlgebaut, vorn hoch, munter, am ganzen Körper gesund, und vornehmlich von einer guten Rasse, und aus einem guten Lande seyn. Die Hengste müssen eine gute Taille haben, das heißt, sie müssen bey Reitpferden vier Fuß 8, 9 bis 10 Zoll, und bey Kutschpferden wenigstens fünf Fuß seyn. Ein Hengst muß auch gutes Haar haben, als Agatschwarz, schön grau, Kastanienbraun, Fuchsroth, hochgelbe Isabellfarbe mit dem Eselsstreife, eine schwarze Mähne haben, und auch schwarz am äussern Ende der Glieder seyn. Alles Haar, welches eine bleiche Farbe hat, oder gleichsam nicht recht gefärbet scheint; ingleichem Pferde, welche an den äussern Gliedern weiß sehen, müssen von der Stuterey gelassen werden. Der Hengst muß nebst einem sehr schönen äusserlichen Ansehen auch alle gute innere Eigenschaften besitzen. Er muß muthig, gelehrig, feurig, behend, empfindlich am Maule, frey in den Schultern, sicher auf den Schenkeln, gelenk in den Hüften seyn, stark gespannte Sehnen, durch den ganzen Körper, besonders an den Kniekehlen haben. Er muß so gar ein wenig auf der Reitbahn abgerichtet und geübt worden seyn. An dem Pferde hat man mehr Beobachtungen, als an allen andern Thieren, angestellt, und bey denselben bemerket, daß es fast alle seine guten und übeln, sowohl natürliche, als angewöhnte Eigenschaften durch die Zeugung mittheilet. Ein von Natur muckichtes, scheues, stätiges u. d. g. Pferd zeuget Füllen, welche eben dieses Naturell haben: und da die Fehler der Bildung und der Säfte noch eher, als die Eigenschaften des Naturells fortgepflanzet werden, so muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man kein ungestaltes, rozigtes, haarschlechtiges, mondsüchtiges u. d. g. Pferd zur Stuterey nimmt.

In unsern Himmelsstrichen trägt die Stute nicht so viel, als der Hengst, zur Schönheit des Füllens bey: vielleicht aber trägt sie mehr zu seinem Temperamente und zu seiner Taille bey. Die Stuten müssen also völlig und gut bey Leibe seyn; sie müssen gute und viele Milch haben. Gute Hengste werden mit Stuten aus jedwedem Lande schöne Pferde zeugen: wofern die letztern nur selbst wohlgebauet, und von guter Rasse sind. Denn wenn sie von keinem guten Hengst belegt werden, so werden die Füllen, welche von demselben fallen, auch öfters schlimme Pferde. Bey dieser Art von Thieren sind die Nachkömmlinge, wie bey dem menschlichen Geschlechte, den väterlichen oder mütterlichen Ascendenten gar öfters ähnlich, nur scheint es, daß bey den Pferden das Weibchen nicht ganz und gar so viel, als bey dem Menschen, zur Zeugung beyträgt. Der Sohn gleicht öfter seiner Mutter, als das Hengstfüllen der seinigen: und wird das Füllen jeder Stute, welche es hervorgebracht, ähnlich, so ist es gemeiniglich an den vordern Theilen des Körpers, und am Kopf und Halse.

Wenn man sich einen Hengst erwählet hat, und die Stuten, welche man ihn belegen lassen will, beysammen sind, so muß man noch einen andern Hengst bey der Hand haben, welcher zu weiter nichts dienet, als daß man, vermittelst desselben, erkennet, welche Stuten hitzig sind, und welcher so gar durch seine Anfälle etwas dazu beytragen wird, daß sie desto eher hitzig werden. Man läßt alle Stuten, eine nach der andern, vor diesem Hengst, welcher brünstig seyn und öfters wiehern muß, vorbeyführen. Er wird sie alle anfallen wollen. Diejenige, welche nicht hitzig sind wehren sich, und nur die Hitzigen lassen ihn an sich. Anstatt ihn aber völlig an sie zu lassen, nimmt man ihn wieder weg, und bringt den wahren Zuchthengst an dessen Stelle. Diese Probe dienet, die wahre Zeit zu erkennen, wenn die Stuten hitzig sind, vornemlich bey denen, die noch nicht gefohlet haben; denn diejenigen, welche nur gefohlet haben, werden gemeiniglich den neunten Tag darauf hitzig; also kan man ihnen gleich von diesem Tage an den Hengst zuführen, und sie belegen lassen. Nachgehends kan man neun Tage darauf, vermittelst obgedachter Probe, versuchen, ob sie noch hitzig sind; und wenn sie es noch würklich sind, sie zum zweytenmale bespringen lassen, und so fort alle 9 Tage einmal, so lange als ihre Hitze dauert: denn wenn sie zugekommen

men sind, so nimmt die Hitze ab, und höret wenige Tage darauf gar auf.

Wann man den Zuchthengst zur Stute führet, muß man ihn vorher striegeln und putzen, wovon er desto hitziger werden wird. Die Stute muß auch reinlich seyn, und an den Hinterhufen müssen die Eisen abgerissen seyn: denn manche sind kützlicht, und schlagen bey Annäherung des Hengstes aus. Ein Mann hält die Stute bey dem Halfter, und zween andere führen den Hengst an Leinen (Stricken) hinzu. Wenn er sich nun in gehörige Lage gesetzet hat, so ist man bey dem Bespringen behülflich, indem man ihn regieret und den Schweif der Stute auf die Seite thut: denn ein einziges Haar könnte ihn gefährlich verwunden. Manchmal geschiehet es, daß der Hengst das Bespringen nicht vollbringt, und wieder von der Stute herunter gehet, ohne ihr etwas beygebracht zu haben. Man muß daher mit Aufmerksamkeit beobachten, ob der obere Theil des Schwanzes von dem Hengste in den lezten Augenblicken der Begattung bey dem Kreuze sich hin und wieder bewegt: denn diese Bewegung begleitet allezeit die Ausspritzung des Saamens. Wenn er seine Sachen vollbracht hat, so läßt man ihn nicht noch einmal springen, sondern man muß ihn gleich in den Stall bringen und bis auf den übermorgenden Tag stehen lassen. In den ersten sieben Tagen der drey Monate, so lange die Belegzeit dauert, muß man ihm nach und nach vier verschiedene Stuten geben, und den neunten führet man die erste wieder zu, und so auch die andern wie sie folgen, aber nur so lange als sie hitzig sind. Wenn aber bey einer die Hitze vorbey ist, so muß man eine andere an deren Stelle nehmen. Da nun viele das erste, andere oder dritte mal trächtig werden, so rechnet man, daß ein auf solche Art gehaltener Hengst in drey Monate zehen bis zwölf Füllen zeugen kan.

Die Stuten tragen gemeiniglich eilf Monate und einige Tage. Sie fohlen stehend, anstatt daß sich alle andere vierfüßige Thiere legen, wenn sie hecken. Man leistet ihnen bey schwehrem Fohlen Hülfe, man bringt das Füllen mit der Hand in gehörige Lage, und ziehet es so gar zuweilen, wenn es todt ist, mit Stricken heraus. Das Füllen kommt gemeiniglich, wie alle andere Arten der Thiere mit dem Kopf voran. Es zerreißt sein Häutchen, indem es aus der Gebährmutter herausgehet, und die häuffig in denselben enthaltenen Wasser fliessen heraus. Es fallen zu gleicher Zeit ein oder viele von dem Satze der verdikten Feuchtigkeit des Harnhäutchens, (Alantois) formirte feste Stücke mit heraus. Dieses Stük, welches die Alten den Hippomanes des Füllens genennt haben, ist nicht wie sie sagen, ein an dem Kopfe des Füllens angewachsenes Stück Fleisch; sondern ist durch das Schafhäutchen (Amnios) abgesondert. Die Stute lecket das Füllen nach seiner Geburt, läßt aber den Hippomanes unberühret: und die Alten haben sich abermals geirret, wenn sie versichert, daß sie ihn sogleich frässe.

Nach der gemeinen Gewohnheit läßt man eine Stute neun Tage, nachdem sie gefohlt hat, belegen, damit keine Zeit verlohren gehen und man recht viel Füllen bekommen möge. Man würde aber besser thun, wenn man rechte vortrefliche Pferde haben wollte, daß man eine Stute nur alle zwey Jahre belegen liesse: sie würden länger dauren und gewisser trächtig werden.

Die Stuten lassen sich, wenn sie gleich trächtig sind, zuweilen dennoch bespringen, ohne daß jemals eine Ueberfruchtung entstehet. Sie fohlen gemeiniglich bis ins vierzehnte oder fünfzehnte Jahr, und die munterstен und stärksten fohlen schwerlich über das achtzehende Jahr. Die Hengste sind, wenn sie geschont worden, bis ins 20, auch wol drüber, zum Belegen tüchtig; und man bemerket bey diesen Thieren ebenfalls, was man bey den Menschen wahrnimmt: diejenigen nemlich, welche zeitig angefangen, hören auch eher auf. Denn die grossen Pferde, welche eher als die feinen zum völligen Wachsthume gelangen, und die man von dem vierten Jahre an zum Springen brauchet, dauren nicht so lange, und werden gemeiniglich noch vor dem fünfzehnten Jahre zum Belegen untüchtig.

Die Dauer des Lebens der Pferde ist, wie bey allen andern Arten von Thieren, der Dauer der Zeit ihres Wachsthums proportionirt. Sie leben nemlich sechs bis siebenmal so lange, als sie zu wachsen pflegen. Das Pferd, welches vier Jahre wächst, kan 6 bis 7mal so lange, d. i. 25 bis 30 Jahre leben. Die Beyspiele, welche vielleicht wider diese Regel seyn könnten, sind so rar, daß man sie nicht

einmal als eine Ausnahme, daraus sich Folgen ziehen liessen, betrachten kan. Da nun die grossen und starken Pferde ihr völliges Wachsthum in kürzerer Zeit, als die feinen erreichen, so leben sie auch nicht so lange, und sind vom 15 Jahr an alte Pferde.

Es scheinet dem ersten Ansehen nach, daß bey den Pferden und bey den meisten andern vierfüßigen Thieren der Wuchs der hintern Theile anfänglich stärker, als der Wuchs der vordern Theile wäre; da hingegen bey den Menschen die untern Theile anfangs nicht so stark, als die obern wachsen. Bey einem Füllen, das erst auf die Welt gekommen, bemerket man diesen Unterscheid leichtlich. Wenn man die Vorderschenkel mit den Hinterschenkeln vergleicht, so scheinen und sind auch würklich jene zu der Zeit weit kürzer, als in der Folge, und überdiß vermehret die Dicke, welche der Körper bekommt, ob sie gleich nicht von den Proportionen des Wuchses in die Länge abhängt, bey dem allen auch die Entfernung zwischen den Hinterfüssen und dem Kopfe, und verhindert folalich zugleich mit, daß das Pferd seinen Kopf, wenn es zu seinem Wachsthume gelanget ist, nicht mit dem Hinterhufe berühren könne.

Eines von den wichtigsten Dingen, welche man bey den Pferden zu wissen nöthig hat ist das Alter derselben. Die alten Pferde haben gemeiniglich tiefe Augengruben; allein dieses ist ein ungewisses Anzeigen, weil junge von alten Hengsten gezeugte Pferde auch tiefe Augengruben haben. Aus den Zähnen aber kan man das Alter gewisser erkennen. Ein Pferd hat 40 Zähne, 24 Bakzähne, 4 Hundszähne und 12 Schneidezähne. Die Stuten haben entweder gar keine, oder doch sehr kurze Hundszähne. Aus den Bakzähnen läßt sich das Alter nicht erkennen, sondern man urtheilet von demselben aus den Vorderzähnen und nachgehends aus den Hundszähnen. Die 12 Vorderzähne fangen 14 Tage nach der Geburt des Füllens zu wachsen an. Diese ersten Zähne sind rund, kurz, nicht sonderlich dicht oder fest; sie fallen zu verschiedenen Zeiten aus, und werden durch andere wiederum ersezt. In einem Alter von 2 und einem halben Jahr fallen die 4 mittelsten Vorderzähne, 2 oben und 2 unten, zuerst aus: ein Jahr darauf fallen 4 andere, an jeder Seite der erstern, an deren Stelle bereits andere stehen, aus. Nach 4 und einem halben Jahr ungefähr, fallen wieder 4 andere aus, allezeit an der Seite derjenigen, welche ausgefallen, und wieder gewachsen sind. Diese 4 lezten Milchzähne werden durch 4 andere wieder ersezt, die lange nicht so geschwind, als diejenigen wachsen, welche die Stelle der 8 ersten ersezt haben: und diese 4 leztern Zähne, welche man Eckzähne nennet, und die die Stelle der 4 leztern Milchzähne ersezen, zeigen eben das Alter des Pferdes an. Sie sind leicht zu erkennen, weil sie sowol oben als unten, von der Mitte des äussersten Endes des Kinnbackens an gerechnet, die dritten sind. Diese Zähne sind hohl, und haben einen schwarzen Fleck in ihrer Hölung. In einem Alter von 4 und einem halben bis 5 Jahren reichen sie sonst noch nicht über das Zahnfleisch hervor, und die Vertiefung ist sehr merklich. Nach 6 und einem halben Jahr aber fängt sie sich auszufüllen an; das Maal fängt auch an sich zu vermindern, und kleiner zu werden: und dieses immer mehr und mehr, bis nach 7 und einem halben oder 8 Jahren, da dieses Loch ganz und gar ausgefüllet und das schwarze Maal vergangen ist. Nach 8 Jahren, da das Alter aus diesen Zähnen nicht mehr zu erkennen ist, suchet man aus den Hundszähnen oder Hacken von denselben zu urtheilen. Diese 4 Zähne stehen den vorbesagten zur Seite, und fallen so wenig als die Bakzähne aus, um dem zweyten Wuchse Platz zu machen. Die zween in dem untern Kinnbacken kommen gemeiniglich in einem Alter von 3 und einem halben Jahre zuerst hervor, und die beyden obern nach 4 Jahren: und bis in ein Alter von 6 Jahren sind diese Zähne sehr spitzig. Nach zehen Jahren sind die obern bereits stumpf, abgenuzt und lang, weil sich das Zahnfleisch mit dem zunehmenden Alter von denselben abgibt und zurükzieht: und je mehr sie solches sind, desto älter ist das Pferd. Nach 10 bis 13 oder 14 Jahren gibt es wenig Merkmale von dem Alter mehr: alsdenn aber fangen einige Haare auf den Augenbraunen weiß zu werden an. Inzwischen ist dieses Merkmal so ungewiß, als das, welches man von den eingefallenen Augengruben nimmt: weil man bemerkt hat, daß die Pferde, welche von alten Hengsten gezeuget, oder von alten Stuten gefallen sind, vom neunten oder zehnten Jahr an auch weisse Haare auf den Augenbraunen haben. Manche Pferde haben Zähne, die so hart sind,

daß

daß sie sich gar nicht abnutzen, und auf welchen das schwarze Maal nie vergehet. Allein diese Pferde, welche man Bêguts nennet, sind aus der Hölung des Zahns, welche schlechterdings verwächst, leicht zu erkennen. Im übrigen hat man bemerket, daß es mehr Stuten als Hengste von dieser Gattung gibt. Man kan auch das Alter eines Pferdes, wiewol nicht so genau, aus den Furchen des Gaumes erkennen, welche nach dem Maasse, als das Pferd alt wird, vergehen.

Die Verschiedenheit der Himmelsstriche bringet unter allen Arten von Thieren etwas Unterschiedenes hervor, und dieses veranlasset uns die Pferde die in denselbigen gezeuget sind hier zu beschreiben. Die schönsten Pferde, die man in Europa sehen kan, sind die Arabischen. Sie sind gröſſer und völliger, aber doch eben so wohl gebaut, als die Barbarischen. Da sie aber unter die höchst-seltenen Erscheinungen gehören, so hat man noch keine vollständige Beobachtungen. Sie werden für sehr gute Schwimmer und Jagdpferde gehalten.

Die Barbarischen sind nicht so selten. Ihr Vorzug bestehet in einem dünnen Hals und einer dünnen, aus dem Vorderroß zierlich hervorgewachsenen Mähne, in einem schönen, kleinen, gemeiniglich etwas krausen Kopfe, schönen, wohlgestallten Ohren, leichten und platten Schultern, dünnen und recht erhabenen Vorderroß, in kurzen und geraden Nieren in Flanken und Ribben, die zwar eine zierliche Rundung, aber doch keinen Bauch formiren; in wohlversteckten Hüften, einem gemeiniglich gedehnten Kreuz und etwas hochangebrachten Schwanze; in wohlgebildeten, selten platten Oberschenkeln, schönen, wohlgebauten unbehaarten Unterschenkeln; in gehörig entblößten Nerven, wohlgemachten Füssen, aber öfters etwas langen Fessel. Man hat sie zwar von allen Farben, die gewöhnlichsten aber sind die grauen. Ihr Gang ist ziemlich nachläſsig. Es fehlt ihnen aber, wenn sie gut bearbeitet werden, weder an Geschwindigkeit, noch an Kräften. Ihrer Leichtigkeit wegen sind sie zu flüchtigen Läufern sehr vortheilhaft zu gebrauchen. Die gröſten haben etwa 4. Fuß, acht Zoll; und nur selten trift man eines von 9. Zoll an. Doch zeugen sie in Engelland, Frankreich und andern Ländern Füllen, welche weit gröſſer werden, als sie selbst sind. Unter den barbarischen Pferden hält man diejenigen für die besten, die aus dem Königreich Marokko, und nach ihnen die, welche aus dem Gebirge kommen. Man sezt sie weit über die Türkischen, Persischen, Armenischen, und über diejenigen Pferde, welche im übrigen Theil von Mauritanien zu Hause gehören. Alle diese Pferde aus den warmen Ländern sind mit einem kürzeren Haar, als andere bedekt.

Die türkischen Pferde zeigen lange nicht ein so vollkommenes Verhältniß aller Theile ihres Leibes, als die Barbarischen. Ihr Hals ist mehrentheils allzumager und schmal, ihr Körper zu lang und ihre Schenkel zu dünne. Doch haben sie auſser dem Vortheil eines langen Athems viel Geschike zu beschwehrlichen Arbeiten. Denn in den warmen Ländern haben die Thiere gemeiniglich weit härtere Knochen, als in kalten Himmelsstrichen, und daher sind ihre Schenkel weit kräftiger, als der lezten, wenn gleich die Röhren dünner sind.

Die spanischen Pferde haben billig den zweiten Rang unmittelbar nach den Barbarischen. Sie prangen mit einem langen, dicken Halse, mit starken Mähnen, einem groſſen, zuweilen krausen Kopfe, mit langen aber wohlgestallten Ohren, feurigen Augen, einer edlen, stolzen Mine, dicken Schultern und breiter Brust. Die Nieren sind mehrentheils etwas niedrig, die Seiten rund, oft etwas zu bauchicht. Bey den meisten erblikt man ein rundes, breites, bey einigen etwas verlängertes Kreuz. Dabey haben sie schöne, fast unbehaarte Füsse, sauber entblößte Nerven, zuweilen, wie bey den barbarischen Pferden, etwas zu lange Fesseln, einem zu stark gestrekten Fuß, wie bey den Mauleseln, und öfters einen zu hohen Stral.

Die spanischen Pferde von guter Art sind dick und wohl bey Leibe und nicht sehr hoch. Sie unterscheiden sich durch die starke Bewegungen in ihrem Gange, durch ein rasches Feuer und einen edlen Stolz. Ihr Haar ist gemeiniglich schwarz oder dunkelbraun; doch findet man es auch von allerley Farbe. Nur höchstselten wird man an ihnen weisse Schenkel, oder Nase gewahr. Die Spanier hassen diese Art von Zeichnung und ziehen keine Art von solchen Pferden; hingegen schätzen sie Pferde welche gar nichts weisses an sich haben (Zains) desto höher.

Die gewöhnlichen haben keinen sonderlich grossen Wuchs; doch pflegt man einige von 4. Fuß und 9. bis 10. Zoll anzutreffen. Oberandalusien soll die besten, doch meistens etwas zu langköpfige Pferde liefern. Da sie aber Muth, Gehorsam, Annehmlichkeit, Stolz und eine geschmeidige Biegsamkeit aller Glieder haben, worinnen sie auch den Barbarischen den Vorzug streitig machen, so wird dieser Fehler leicht verdunkelt.

Die schönsten englischen Pferde haben, in Ansehung der Bildung viel Aehnlichkeit mit den Arabischen und Barbarischen, von welchen sie auch wirklich abstammen. Sie haben zwar einen grössern, aber wohlgemachten krausen Kopf, längere doch wohlgestallte Ohren, die schon ein zureichendes Merkmal abgeben könnten, sie vor den barbarischen Pferden zu erkennen. Im Wuchs aber zeigt sich der Unterscheid am stärksten. Die ersten sind vollstüzig und viel gröser, als die leztern, und haben gemeiniglich die Höhe von 4. Fuß 10. Zoll, zuweilen gar von 5. Fuß. Sie sind von allen Farben und Zeichnungen, muthig, kühn, und fähig die grösten Beschwerden zu erdulden. Auf der Jagd und im Rennen machen sie den meisten den Vorzug streitig, doch fehlt ihnen der Vorzug der Annehmlichkeit und Geschmeidigkeit. Ueberdiß gehörte zu ihrer Vollkommenheit etwas weniger Härte und mehr Freyheit in den Schultern. Man pflegt ihnen in Engelland die Schwänze ohngefehr eine viertel Elle von der Wurzel des Schwanzes abzuhauen. Vielleicht, daß, da sie alle nach der Reihe und nahe aneinander gespannt werden, das vorhergehende Pferd, den Augen des nachfolgenden nicht beschwerlich werden möge.

Ehemals hatten die Italienischen Pferde in Ansehung der Schönheit, einen grossen Vorzug vor den jetzigen; weil man seit gewissen Jahren die Stutereyen sehr vernachläßiget hat. Indessen hat man doch Neapolitanische von vorzüglicher Schönheit, besonders zum Gespanne. Ihr Fehler bestehet in einem grossen Kopf, dicken Halse und in einer Ungelehrigkeit, die das Abrichten sehr erschwehret. Hingegen haben sie einen vollkommenen Wuchs, und einen Anstand in ihren Bewegungen, der wenig seines gleichen hat, daher sie auch sehr geschikt sind Paradepferde vor den Kutschen abzugeben.

Der schöne vollstüzige Wuchs der dänischen Pferde hat ihnen vor allen andern einen Vorzug zu Gespannen verschafft. Vollkommen wohl gebildete findet man in Dännemark in geringer Anzahl. Die Fehler eines dicken Halses, grosser Schultern, langer und niedriger Nieren und eines, in Vergleichung mit der Breite des Vordertheils, allzuschmalen Kreuzes, ist fast allen dänischen Pferden eigen. Weil sie aber alle durch schöne Bewegungen sich hervor thun, so sind sie im Krieg und zu Gespannen sehr vortheilhaft zu gebrauchen. Die besondere Farben als Schäcken und Tieger-Pferde, sind fast nirgends, als unter den dänischen Pferden anzutreffen. Neukastel sagt, daß es in Dännemark mehr Springer gebe, als irgend an einem andern Theil der Welt.

Deutschland hat sehr schöne Pferde. Die ungewöhnliche Schwehre und Mangel eines starken oder langen Athems pflegen ihre Hauptfehler zu seyn, ob sie gleich meistens von türkischen oder arabischen, auch wohl spanischen und italienischen Pferden abstammen. Die Ungarischen hingegen T. II. und siebenbürgischen ꝛc. ꝛc. sind bey weitem nicht so schwer und als gute Läufer bekannt. Die Ungarn schlizen ihnen die Nasenlöcher auf, in der Absicht, wie man glaubt, ihnen mehr Athem zu geben und ihnen dadurch im Krieg das Wiehern zu verwehren. Man hat an den Ungarischen, kroatischen und polnischen Pferden bemerkt, daß sie nicht leicht ihre Zähne abnuzen und also von Natur leicht Béguts oder Pferde von unkennbarem Alter abgeben.

Die Holländischen Pferde schicken sich besonders gut vor die Kutschen. Die vorzüglichsten kommen aus der Provinz Frießland. T. II. Das Friesische Pferd siehet nicht so klug aus, als das Englische; allein es ist in allen Fällen ungemein brauchbar. Es ist kühn, nähret sich von allerhand Sachen, und erträgt eben so leicht Frost als Hitze. Es trägt seinen Reuter mit vielem Anstand, ist beherzt und seines Gangs gewiß. Es ist geschikt in Uebungen, stark und geschwind im Laufen und von Dauer. Es sind die stärksten, grösten und besten Kutschpferde, worauf man am päbstlichen Hof jederzeit viel Kosten verwendet. Uebrigens pflegen sie ungemein haarig, besonders an den Füssen zu seyn. Die Flandrischen Pferde stehen weit unter den holländischen. Die meisten von jenen

Equus Frisicus. Frisisch Pferd.

Equus Pannonicus sive Hungari,
Hungarisches Pferd.

nen sind durch einen grossen Kopf und platten Huf entstellt, und bekommen leicht die wässerige Geschwulst an den Schenkeln.

In Frankreich hat man allerley Arten von Pferden, die schönen aber machen die kleinste Zahl aus. Aus Limosin bekommt man die besten Reitpferde, die mit den barbarischen viele Aehnlichkeit haben, aber in ihrer Jugend sehr müssen geschonet und kaum vor dem achten Jahr zur Arbeit gebraucht werden. Nach diesen liefert sie die Normandie am schönsten, die besser zum Krieg als zur Jagd können gebraucht werden. In der Niedernormandie und in Conventin ziehet man schöne Kutschenpferde, die weit leichter und dauerhafter sind, als die Holländischen. Aus Franche Comte und Boulonnois bekommt man sehr gute Zugpferde. Ueberhaupt haben die französischen Pferde allzugrosse Schultern: hingegen liegen sie bey den barbarischen gar zu enge an.

Auf den Inseln des Archipelagus gibt es sehr gute Pferde. Die von der Insel Creta waren wegen ihrer Behendigkeit bey den Alten sehr berühmt. Die natürlichen Pferde des Königreichs Marokko sind weit kleiner als die arabischen; allein sehr leicht und sehr munter. Die Egyptischen und Tingitanischen Stutereyen übertreffen nach dem Herrn Schaw alle die, in den benachbarten Ländern. Diese Pferde werden, wie er sagt, niemals matt, und stehen stille, wenn der Reuter absteigt, oder den Zügel sinken läßt. Die Egyptischen Pferde, sezt er hinzu, übertreffen in Ansehung der Taille und der Schönheit alle andere; allein diese Egyptische Pferde kommen, wie der meiste Theil der Pferde, aus der Barbarey von den Arabischen her, welche die besten in der Welt sind.

Nach Leo dem Africaner, den Marmol ausgeschrieben hat, stammen die arabischen Pferde von den wilden Pferden aus den Wüsten Arabiens her, von welchen man in den ältesten Zeiten Stutereyen angeleget, die sich so sehr vermehret haben, daß ganz Asien und Africa davon voll sind. Sie sind so leicht, daß einige davon dem Straussen im Laufen zuvor kommen. Die Araber der Wüsten, und die Völker von Lybien, ziehen eine Menge von diesen Pferden blos zur Jagd, und wenn es ihnen auf der Weide an Gras fehlet, so nähren sie dieselben mit Datteln und Kameelmilch. Sie legen den wilden Pferden Schlingen, und rühmen das Fleisch der jungen Pferde als eine sehr gute Speise. Diese wilde Pferde sind kleiner als die andern, und gemeiniglich Aschengrau, wiewol es auch weisse gibt. Die Mähne und Haare des Schweifs aber sind kurz und struppicht.

Die Rasse der arabischen Pferde hat sich in der Barbarey, bey den Mauren und so gar bey den Schwarzen am Flusse Gambra, und in Senegal ausgebreitet, wo die Herrn des Landes Pferde von grosser Schönheit haben. Auf der andern Seite haben sie sich in Aegypten in der Türkey und vielleicht auch in Persien sehr vermehret.

Alle morgenländische Pferde haben, wie die Persischen und Arabischen ein sehr hartes Horn. Bey dem allem werden sie beschlagen, aber mit so dünnen Eisen, daß man sie überall annageln kan.

Die Pferde welche aus Indien stammen, sind nicht gut; diejenigen, deren sich die Grossen des Landes bedienen, werden aus Persien und Arabien gebracht, und um sie unter einem widrigen Himmelsstrich zu erhalten, läßt man ihnen Abends statt des Habers, Erbsen mit Zucker und Butter kochen. Die natürlichen Pferde sind so klein, daß Tavernier den 7 oder 8jährigen Prinzen des Mogul's gemeiniglich eines reuten sahe, das nicht grösser als ein grosser Windhund war. Eben so häßlich sind sie auf der Goldküste, Juida, Guinea u. s. f. Sie tragen den Kopf und Hals sehr tief, und man glaubt, sie werden alle Augenblicke über den Haufen fallen. Das vorzüglichste, wozu sie gebraucht werden können, ist, daß sie den Schwarzen zur Speise dienen. Dieser Geschmak, der den Schwarzen, Tartarn und Arabern gemein ist, findet sich so gar auch in China. Dort sind die Pferde auch nicht besser, als die Indischen: sie sind schwach, träge, übel gebauet und sehr klein; die in Corea sind nur drey Fuß hoch. In China sind fast alle Pferde Wallachen und so furchtsam, daß man sich ihrer im Felde nicht bedienen kan. Von den tartarischen Pferden kan man auch sagen, daß sie China erobert haben. Diese sind sehr geschikt zum Krieg; bey einer nur mittelmäßigen Taille sind sie stark, munter, stolz, hitzig, leicht, und

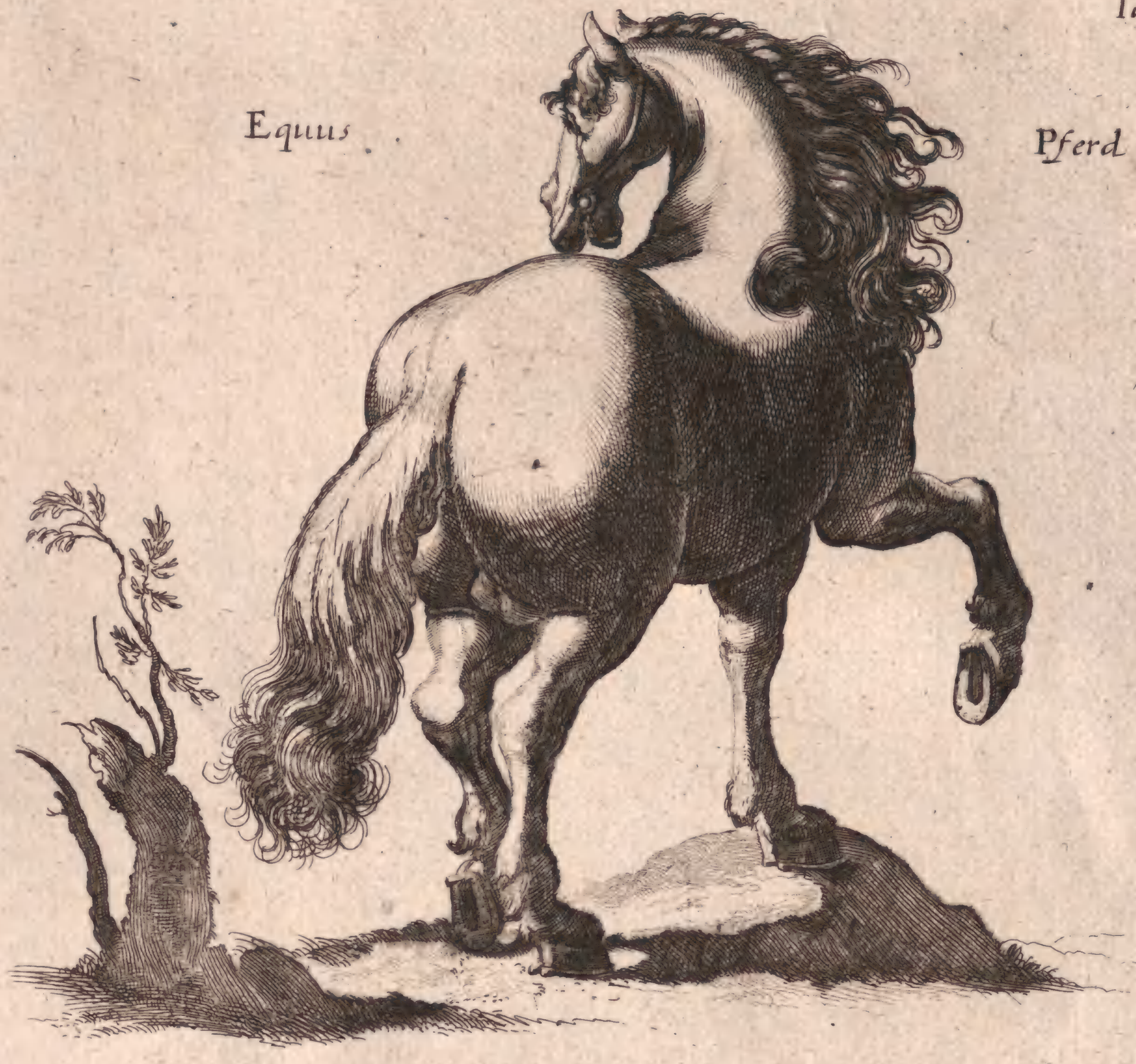
laufen ſtark; das Horn am Huf iſt ſehr hart, aber zu ſchmal; der Kopf iſt ſehr leicht aber zu klein; der Hals iſt lang und ſteif, die Schenkel ſind zu hoch; aber ſie ſind unermüdlich und von ausnehmender Geſchwindigkeit. Die Tartarn leben mit ihren Pferden beynahe eben ſo, wie die Araber: nach dem ſiebenden oder achten Monat laſſen ſie dieſelbe von kleinen Kindern beſteigen, welche ſie einen ſachten Schritt gehen, und ſie zu kleinen wiederholtenmalen laufen laſſen. So richten ſie ſie nach und nach ab, und laſſen ſie ſehr Hunger leiden: zum Rennen aber beſteigen ſie ſie nicht eher, als wenn ſie ſechs bis 7. Jahre alt ſind; und alsdenn müſſen ſie unglaubliche Beſchwehrlichkeiten ausſtehen, als: zween Tage in einem Stücke laufen, 4. oder 5. Tage ſich bloß mit einer Handvoll Gras, die ihnen alle 8. Stunden gegeben wird, behelfen und zu gleicher Zeit 24. Stunden ohne Saufen leben u. dergl. So ſtark und dauerhaft dieſe Pferde im Lande ſind, ſo gehen ſie ein, ſo bald man ſie nach China und Indien bringt: allein in Perſien und in der Türkey ſtehen ſie ziemlich gut.

In Perſien, Arabien und in vielen morgenländiſchen Gegenden, hat man die in Europa und China ſo durchgängig eingeführte Gewohnheit, die Pferde zu wallachen. Dieſe Operation benimmt ihnen zwar viel Kraft, Muth, Stolz u. dergl. Allein ſie macht ſie auch ſanftmüthig, gelaſſen und gelehrig. Wenn man die Operation an ihnen machen will, bindet man ihnen die Schenkel mit Stricken, leget ſie auf den Rücken, öfnet ihnen den Beutel mit einem Biſtouri, nimmt die Gaden heraus, ſchneidet die daran liegende Gefäſſe, und die Bänder, mit welchem ſie befeſtiget ſind, durch; und nachdem man alles weggenommen, machet man die Wunde wieder zu, und badet das Pferd 14. Tage lang täglich zweimal, oder wäſcht es oftmal mit friſchem Waſſer, und futtert es die Zeit über mit Kleyen, die in viel Waſſer eingerühret wird. Dieſe Operation muß im Frühlinge oder Herbſte geſchehen: groſſe Wärme und Kälte ſind beide gleich ſchädlich. In gewiſſen Provinzen wallachet man die Pferde in einem Alter von einem Jahre oder 18. Monaten. Allein der vernünftigſte Gebrauch iſt, daß man ſie in einem Alter von 2. auch wohl 3. Jahren wallachet, damit ſie ein wenig mehr von den Eigenſchaften, die dem männlichen Geſchlechte anhangen, behalten. Es iſt falſch, daß die Milchzähne bey den jungen Wallachen nicht eben ſo gut, als bey den jungen Hengſten ausfallen. Uebrigens hat man Exempel, daß Wallachen noch Stuten beſprungen haben: allein die Macht zu Zeugen haben ſie nicht.

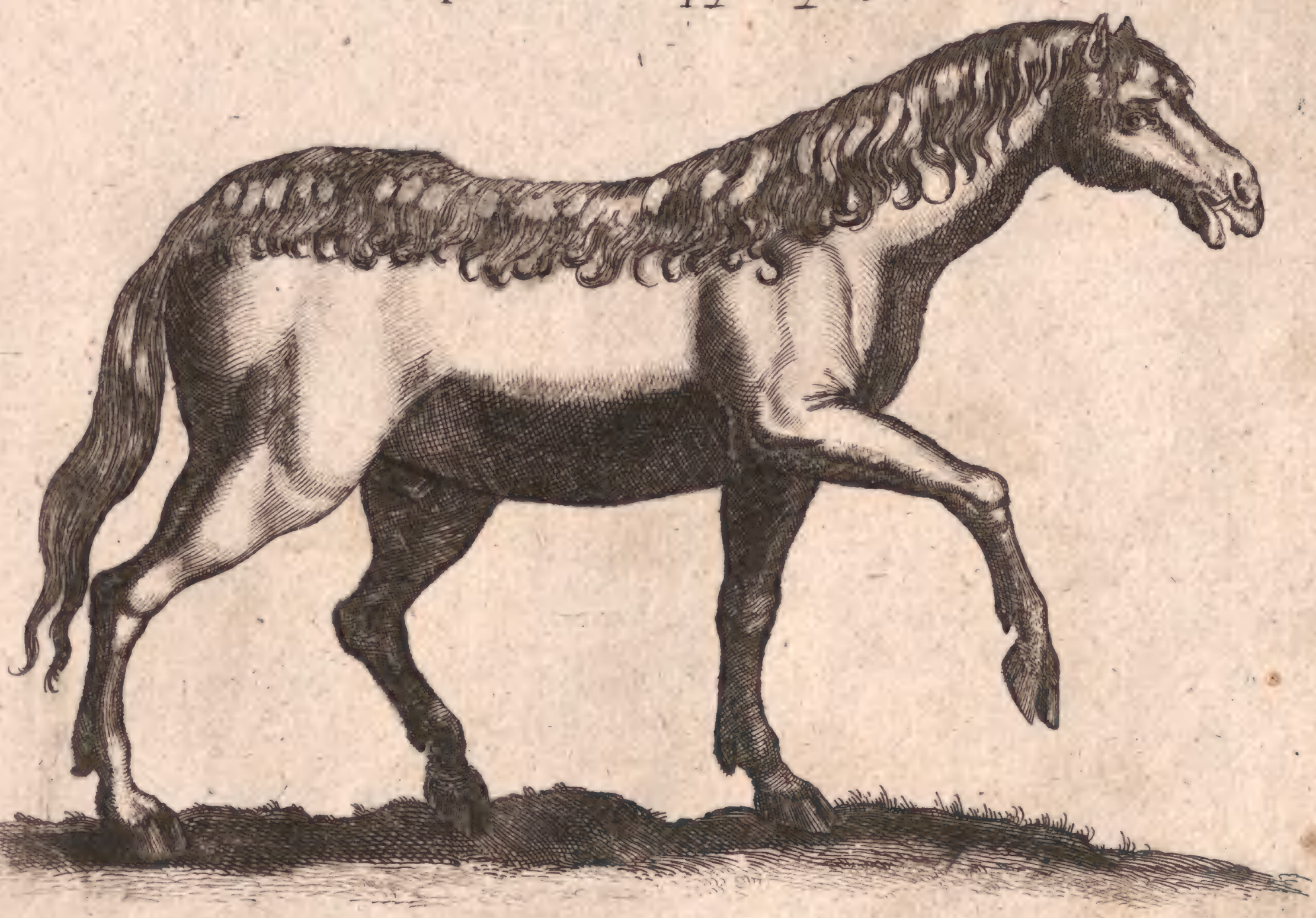
Die Pferde hären ſich alle Jahre einmal, gemeiniglich im Frühling, und zuweilen im Herbſte. Sie ſind alsdenn matter. Man muß ſie ſchonen, mehr warten und ein wenig reichlicher futtern. Es gibt auch Pferde, welche das Horn ablegen: welches ſich vornehmlich bey denen ereignet, die in feuchten und moraſtigen Ländern, als in Holland gezogen worden ſind.

Die Wallachen und Stuten wiehern nicht ſo oft als die Hengſte, ſie haben auch keine ſo volle und tiefe Stimme. Man kan in allem 5. Arten des Wieherns, das von verſchiedenen Leidenſchaften herrühret, unterſcheiden. Wenn ſie vor Freude wiehern, ſo läßt ſich die Stimme ziemlich lange hören, ſie ſteigt und endigt ſich in höhern Tönen, das Pferd ſchlägt zu gleicher Zeit aus, aber nur leichte, und ſuchet eigentlich nicht zu ſchlagen. Wenn das Pferd vor Verlangen wiehert, es ſeye nun nach der Stute oder nach etwas anders, ſo ſchlägt es nicht hinten aus, und die Stimme dauret lange, und endigt ſich in tiefen Tönen. Das Wiehern vor Zorn, unter welchem das Pferd ausſchlägt und gefährlich hauet, iſt ſehr kurz und hoch. Das Wiehern vor Furcht, unter welchem das Pferd auch ausſchlägt, dauert eben nicht länger, als wenn es vor Zorn wiehert: die Stimme iſt tief, rauh, und ſcheint gänzlich durch die Naſe herauszugehen: dieſes Wiehern iſt dem Brüllen eines Löwen ziemlich ähnlich. Das Wiehern vor Schmerz, iſt mehr ein Seufzen oder Schnarchen, welches mit einer tiefen Stimme, und nach den Abwechslungen des Aus- und Einathmens, abſazweiſe geſchiehet. Die Hengſte haben eine ſtärkere Stimme, als die Stuten und Wallachen. Das Hengſtfüllen hat von der Geburt an eine ſtärkere Stimme als das Mutterfüllen. Nach einem Alter von 2. Jahren, oder von 2. und einem halben, das heißt, wenn ſie mannbar ſind, wird die Stimme der Pferde von beiderley Geſchlecht, ſtärker und tiefer. Wenn das Pferd von Brunſt, von Verlangen, von Begierden eingenommen iſt, ſo weiſet es die Zähne her und

Equus . Pferd .



Equus Æthiopicus . Æthiopisch Pferd .



Equus . Pferd .

Cantherius . Wallach .

scheinet zu lachen: es weiset sie aber auch her, wenn es zornig ist und beissen will. Es strecket auch zuweilen die Zunge heraus und will lecken. Es erinnert sich auch lange Zeit, wenn man übel mit ihm umgegangen. Sein hitziges und herzhaftes Naturell veranlasset es gleich anfangs, alle Kräfte anzustrengen: und wenn es merket, daß man noch mehr von ihm verlangt, so wird es trotzig und halsstarrig.

Das Pferd schläft bey weitem nicht so lange als der Mensch: denn wenn es sich wohl befindet, so bleibet es kaum 2. oder 3. Stunden liegen. Es stehet nachgehends wieder auf zu fressen, und wenn es allzusehr ermüdet worden, so legt es sich alsdenn noch einmal nieder: in allem aber schläft es in 24. Stunden kaum 3. oder 4. Stunden. Es gibt so gar Pferde, die sich niemals legen, sondern stehend schlafen. Man hat bemerkt, daß die Wallachen öfter und länger als die Hengste schlafen. Die vierfüßigen Thiere saufen nicht auf einerley Art, ob sie gleich alle genöthiget sind, das Saufen mit dem Kopfe zu suchen; ausgenommen der Affe, der Maki u. n. a. welche Hände haben. Der Hund welcher ein sehr offenes Maul, und eine lange und dünne Zunge hat, säuft leckend. Das Pferd hingegen, welches ein kleineres Maul, und eine allzudicke und kurze Zunge hat, als daß es eine grosse Schaufel formiren könnte, und welches ausserdem noch begieriger säuft als frißt, stekt das Maul und die Nase frisch und tief in das Wasser, welches dasselbe durch eine blosse Bewegung des Schluckens häufig zu sich nimmt. Allein auf diese Art siehet es sich auch genöthiget, alles in einem Athem zu saufen. Man muß auch den Pferden die Freyheit lassen, zu wiederholtenmalen zu saufen, vornehmlich wenn sie gelaufen sind, da die Bewegung des Athemholens kurz und beklemmet ist. Man muß sie auch nicht allzukalt Wasser saufen lassen, weil sie sich ausser der Colik, welche ihnen das kalte Wasser öfters verursachet, wegen der Nothwendigkeit die Nasenlöcher mit einzutauchen, die Nase erkälten, den Schnupfen, und vielleicht einen Ansaz zu derjenigen Krankheit bekommen, der man den Namen, den Roz gegeben und die für diese Art Thiere die schröklichste unter allen ist, denn man weiß seit kurzem, daß der Roz seinen Siz in der Schleimhaut hat, daß er folglich ein wahrer Schnupfen ist, der in der Länge der Zeit eine Entzündung in dieser Haut verursachet: über dieses sagen die Reisenden, welche die Krankheiten der Pferde in warmen Ländern, als in Arabien, Persien, in der Barbarey, beschreiben, nicht, daß der Roz daselbst so häufig als in kalten Himmelsstrichen vorkommt. Man muthmasset also mit Grund, daß die Kälte des Wassers eine von den Ursachen dieser Krankheit seye, weil diese Thiere genöthiget sind die Nase ins Wasser zu stecken, und die Nasenlöcher eine beträchtliche Zeit darinnen zu lassen: welches man vermeiden würde, wenn man ihnen niemals kalt Wasser gäbe, und denselben allezeit, wenn sie gesoffen, die Nasenlöcher abtroknete. Die Esel, welche die Kälte weit mehr als die Pferde fürchten, und diesen, in Ansehung des inneren Baues, doch so sehr gleichen, sind gleichwohl dem Rotze nicht so unterworfen, welches vielleicht blos daher kommt, daß sie anders als die Pferde saufen; denn sie stecken nicht das Maul und die Nase tief ins Wasser, sondern berühren es fast nur mit den Lefzen.

Da man das Pferd zu verschiedenem Gebrauch anwendet, so sind die, welche von gemeinen und groben Rossen kommen, eben so nothwendig, als die härtesten und schönsten, da zu verschiedenen Arbeiten, verschiedene Eigenschaften erfordert werden.

Die Pferde, die man auf Reisen zum Reuten bestimmet, und Reisepferde, (cheveaux de maitre) nennet, müssen in der Stärke ihres Alters und von gutem Körper seyn, die Arbeit auszuhalten, sicher auf den Schenkeln seyn, einen wohlgemachten Fuß, guten Huf, leichtes Maul, und gelinde Bewegungen haben. Man sucht solche, die nicht gar zu hitzig, sondern die ruhig sind, ohne dabey träge zu seyn, wenn sie nur einen grossen Schritt gehen, fordert man auf Reisen keine andern Gänge von ihnen. Man verwirft die scheuen, und die, welche im Fressen so eckel sind, daß man nicht überall Futter für sie zu finden versichert ist. Diese Bedingungen sind für ein Reisepferd nothwendig; aber man verlangt nicht so viel von einem Packpferde (cheval de suite). Für dieses ist genug, wenn es untersezt, und stark genug ist, die Lasten zu tragen, die man ihm aufleget: das Maul dieser Art von Pferden muß stark seyn, weil sie von groben Händen pflegen regieret zu werden. Manche Leute reuten auch auf der

Reise Klepper, die den Paß oder Aubin gehen.

Ordentlich nimmt man Hengste zu Postkleppern, damit sie diese beschwehrliche Lebensart desto besser aushalten, sie müssen auch untersezt, kurz und stark seyn, gute Schenkel haben, ohne ihre Nieren fühlen zu lassen; man muß sich hüten, daß sie nicht stettig oder sonst wunderlich und eigensinnig sind, übrigens bekümmert man sich nicht um die Beschaffenheit ihres Maules und die Schönheit ihrer Leibesgestalt.

Zur Reutschule und zum Krieg abzurichten werden nur schöne, leichte, munstere Pferde gewählet, die Feuer und Lebhaftigkeit haben, ihr Maul muß so gut, und ihre Bewegungen so gelinde, als möglich, seyn. Ihr Schritt und ihr Galop müssen lebhaft und verkürzt, Nieren und Kniekehlen gut seyn.

Die Kriegs-Pferde für Officiers müssen schlank, empfindlich, biegsam, geschikt, muthig und leichte seyn. Die scheuen oder allzuzärtlichen, auch die allzuhizigen taugen dazu nicht, aber für die ordentliche Reuterpferde ist genug, daß sie stammhaft und stark sind, einen guten Trab gehen, gute Knie und festes Maul haben.

Bey den Pferden zur Pracht, verlanget man nichts, als ein schönes äusserliches Ansehen, also sind ihre vornehmsten Eigenschaften, die Schönheit der Farbe, der Gestalt, der Mähne und des Schweifes, aber es ist eben so nöthig, daß sie unruhig und stolz sind, ein gutes schäumendes Maul haben, und beständig am Gebisse kauen; die trabenden Pferde (Piasseurs) sind dazu sehr gut, wo man nur ein falsches äusserliches Ansehen sucht.

Verlanget man ein Pferd zum Spatzierenreuten, so wählet man es von mittelmäßiger Grösse, eher klein als groß, weil eines doppelten Kleppers (double bidet) Bewegungen nicht so ermüdend sind, als eines grossen Pferdes. Es muß friedfertig seyn, und einen guten Schritt gehen, man fordert nicht allzuviel Lebhaftigkeit von ihm, es ist genug wenn es sichere Schenkel und gutes Maul hat. Die frömmsten und ruhigsten dieser Art heisset man Frauenzimmer-Pferde.

Die Pferde zur Parforcejagd (chasse des chiens courans,) die für den Herrn dienen sollen, müssen schnell, leicht, dauerhaft seyn, und guten Athem haben. Ihr Maul muß gut seyn, wäre es aber zu empfindlich, so hätte man solches für einen Fehler zu halten, weil oft Aeste den Zaum berühren: man verlangt auch, daß sie kaltsinnig sind, daß sie durch das Getöse der Jagdhörner und Hunde nicht dumm vor dem Kopfe werden; den Piqueurs giebt man stammhaftere gemeine Pferde, die aber doch schnell und lebhaft sind.

Zum Pürschen (chasse au chien couchant) gewöhnet man die Pferde, einen Büchsenschuß zu hören, ohne daß sie erschrecken, und nennt sie Schußpferde (cheveaux d'arquebuse,) man nimmt sie von der Grösse eines doppelten Klippers, d. i. von mittlerer, damit man leichter aufsitzen kann, sie müssen ruhig und ohne einigen Willen seyn, es ist genug wenn sie einen guten Schritt gehen.

Die Kutschenpferde müssen einen guten Trab gehen, die Hinterschenkel niedrig, gerade Nieren und einen hohen Kopf haben, mit einem guten Maule, sehnichten Schenkeln und wohlbewafneten Füssen.

Zu Post-Chaisen muß das Pferd, das angespannt wird (cheval de brancart) von guter Grösse, untersezt, und ausgestrekt seyn; das Pferd, welches den Postillion trägt, (le bricolier,) braucht nicht so untersezt zu seyn, aber es muß einen leichten und verkürzten Galop haben.

An Karren, vor den Pflug u. s. w. zu spannen, nimmt man ordentlich ungeschnittene Pferde von gemeiner Rasse, die dicke sind; man nennt sie Gäule (roussins,) da sie am Kummte ziehen, so müssen sie untersezt seyn, breite Brust und starke Schultern haben.

Die Lastpferde zum tragen müssen untersezt seyn, breite Ribben und gute Nieren haben. Die Landkutschenpferde aber müssen geschlanker und leichter seyn weil sie oft im Trabe gehen.

Da die Theile der Thiere mit Kunstwörtern pflegen benennet zu werden, die immer einer Erklärung nöthig haben, so wollen wir den Leser derselben nicht berauben.

Die beyden Theile des Kopfes vom Pferde, welche mit den Schläfen des

menschlichen Kopfes übereinkommen, heissen die Augenadern (Larmiers.)

Die Augengruben (Salieres) befinden sich zwischen dem Auge und dem Ohr, über den Augbraunen, an jeder Seite.

Bey dem Auge unterscheidet man in gewissen Fällen nur 2. Theile, das Glas und den Grund des Auges. Das Glas ist der äussere Theil des Auges, nehmlich die Hornhaut: der Grund des Auges bedeutet die innern Theile, nehmlich die Theile, welche man durch die Oefnung des Sterns oder der Prunelle wahrnimmt, wenn man durch das Glas siehet. Man hat auch dem Grund des Auges den Namen Prunelle gegeben: allein dieses Wort kan den Grund des Auges nicht bedeuten, da die Prunelle oder Sehe weiter nichts, als eine Oefnung des Weintraubenhäutchens (Tunica vueu) ist, die mit dem Innern des Auges Gemeinschaft hat.

Die Ohrendrüsen, welche zwischen dem Ohre und dem Winkel des Kinbackens liegen, werden die Feifel (Avives) genennet.

Das Stirnblatt (Chanfrein) ist der Vordertheil des Kopfes, von den Augen an, bis an die Nasenlöcher: welcher Theil mit dem Obertheil der Nase bey dem Menschen übereinkommt. Allein dieses Wort bedeutet oftmals auch nur einen weissen Streif, der sich über diesen Theil erstrecket, und mehr oder weniger Raum zwischen den Augen und den Nasenlöchern einnimmt.

Der Knorpel, welcher den Umfang der Nasenlöcher formiret, und womit sie oben und vornen eingefaßt sind, heißt die Maus (Souris.)

Das Ende der Nase des Pferdes ist das Schloß (Cloison) welches die beyden Nasenlöcher (Naseaux) voneinander sondert. Dieser Theil wird unten von dem Stirnblatte formiret, und endiget sich an der Oberlefze. Solleisel gibt den Namen Nase dem Theile dieser Lefze, welcher sich unter den Nasenlöchern befindet.

Der untere Kinbacken der Pferde wird die Ganasse (ganasse oder Ganache) genennet. Die beyden Knochen der Ganasse gehen an beyden Seiten des Kopfes hin, von dem Auge an, bis an den Ort bey der Kehle, und von der Kehle bis an das Kinn.

Der Bart (barbe oder Barbouchet) ist der Ort, wo sich die beyden Knochen der Ganasse über dem Kinn und auswendig an dem untern Kinnbacken vereinigen.

Die Höhlung welche von den beyden Knochen der Ganasse gemacht wird, und sich in Form einer Dachrinne von der Kehle bis an den Bart erstrecket, heißt der Canal (Canal, Braje, oder Auget.) Man nennet auch die Höhlung, in welcher die Zunge liegt, den Canal.

Den 6. Schneidezähnen, welche das Pferd in jedem Kinnbacken hat, sind auch verschiedene Namen gegeben worden. Die beyden Vorderzähne nennet man Zangen (Pinces); die daran liegenden Mittelzähne (Mitoyenes,) und die leztern an jeder Seite Ekzähne.

Die beyden Hundszähne, davon sich in jedem Kinnbacken an jedweder Seite einer in einiger Entfernung von den Schneidezähnen befindet, heissen die Hacken (Crocs, Crochets, oder ecaillons.)

Die leeren Räume an den beyden Kinnbacken, zwischen den Schneidezähnen und Bakzähnen werden die Laden oder Bühler (Barres) genennet.

Die Ungleichheiten oder Runzeln, welche quer über den Gaumen des Pferdes weggehen, werden Furchen oder Kerben (Sillons oder Crans) genennet.

Der Hals des Pferdes (encolure) fängt sich oben bey der Mähne an, und endiget sich bey der Kehle.

Der Theil der Mähne, welcher sich oben auf dem Kopfe zwischen beyden Ohren befindet, und über die Stirne herunterfällt, heißt Schopf (Toupet) die Kehle läuft unten am Halse hin, von einem Ende bis ans andere, nehmlich von der Ganasse, bis an die Brust.

Der Ort wo die beyden Schultern oben zwischen dem Halse und Rücken zusammen gehen, heißt das Vorderroß oder der Wiederriß (Garrot): und an diesem Orte endigen sich die Mähnen und der Hals.

Die Schultern gehen von dem Vörderrosse an bis an den Kegel (le haut du bras), d. i. bis an den obern Theil des Vörderschenkels.

Manche türkische, barbarische und spanische Pferde haben am Halse oder der Schulter, oder an der Verbindung des Halses mit der Schulter, bald höher, bald niedriger, ein ziemlich tiefes Loch, welches man den Lanzenstoß (Coup de Lance) nennet. Daß aber die Pferde, die dieses Merkmal haben, ursprünglich von einem türkischen oder barbarischen Beschäller, oder Zuchthengste herstammen sollen, welcher an dem Ort, wo sich das Loch befindet, einen Lanzenstoß bekommen, ist nach der gröften Wahrscheinlichkeit eine Fabel.

Der Theil vorne unter der Kehle, an dem Ort, wo sich die Schultern endigen, heißt die Brust (Poitrail).

Den Rucken des Pferdes heißt man gemeiniglich Nieren (Reins). Er fängt bey dem Vorderrosse an, und erstrekt sich längst dem Rükgrade hin bis ans Kreuz, und bis an die eigentlich sogenannte Nieren, welche sonst Lenden (Rognons) heissen. Wenn die Pferde wohl bey Leibe sind, ein breites Rükgrad haben, so liegt dieses tief drinnen, und die Muskeln, welche sich an ieder Seite erheben, machen längst dem Rücken hin, eine Art von Kanale. Von diesen sagt man, sie haben doppelte Nieren (Reins doubles). Dieser Canal läuft auf dem Kreuze hin bis an den Schwanz.

Der Ort zwischen den Nieren und dem Rücken, heißt der Nabel (Nombril).

Die wahren Nieren oder Lenden (Reins oder Rognons) oder dieses Wort in der Bedeutung genommen, die es bey dem Menschen hat, fangen an dem Orte an, wo sich die Ribben endigen, und hören an dem Kreuze auf: allein gewöhnlicher massen nennet man bey dem Pferde die ganze von den Wirbelbeinen formirte Säule Nieren.

Die Seiten werden von den Ribben formiret, und befinden sich zur Rechten und Linken unter dem Rücken.

Die Höle, welche von den Ribben umschlossen ist, heißt insbesondere der Bauch oder Wanst (Coffre.) Den untern Theil des Körpers an dem Orte des Brustbeins und den untern Theil der Ribben nennet man sonst auch den Bauch: und in diesem Verstande ist der Bauch des Pferdes das, was der vordere Theil der Brust bey dem Menschen ist.

Die Flanken (Flancs) sind an dem Ende des Bauches, wo die Ribben aufhören; unter den Nieren (Rognons) und gehen bis an die Hüftbeine.

Die Hüfte oder Anke wird, wie bey dem Menschen, von dem Hüftknochen formiret. An diesem Knochen, welcher sich an der Seite des Kreuzes befindet, endiget sich der obere Theil der Flanke.

Das Kreuz oder die Croupe (Croupe) ist rund, und erstrekt sich von den Lenden an, bis zum Schwanz.

An dem Schwanze unterscheidet man 2 Theile, den Schweif (Crins), und die Schwanzriebe (Tronçon), worunter der obere Theil verstanden wird, der keine langen Haare hat.

Die Backen des Pferdes (Fesses) liegen unter dem Kreuze und dem Anfange des Schwanzes, und erstrecken sich bis an den Ort, wo die Hinterschenkel mit dem Körper vereiniget sind.

Der erste Theil des Vorderschenkels, welcher von dem Körper abgesondert ist, wird der Arm (Bras) oder der Kegel genennet, und ist das, was bey dem Menschen der Vorderarm ist. Der äusserste Theil des Arms wird der Gros du bras genennet. An dessen innerer Fläche lauft eine Ader weg, welche die Bug oder vordere Schrankader (Ars) genennet wird.

Das Gelenk unter dem Kegel heißt das Knie.

Die Röhre oder das Schienbein (Canon) ist der zweyte Theil des Vorderschenkels und nimmt bey dem Knie seinen Anfang.

Hinten an der Röhre ist eine Senne, welche sich von dem einen Ende bis zu dem andern erstrekt, und die man insgemein, aber sehr ungeschikt, den Nerven des Schenkels nennet.

Die Kugel oder Köhde (Boulet) ist das Gelenke, welches sich unter der Röhre befindet.

Die

Die Zote (Fanon) ist ein Büschel Haare, welcher eine Art eines weichen hinten an der Kugel sitzenden Horns bedecket, das man Sporn (Ergot) nennet.

Der Fessel (Paturon) ist derjenige Theil, welcher sich von der Köhde bis zur Krone erstrekt. Man nennet zuweilen den Fessel ein Gelenk; allein diese Benennung ist zweydeutig: denn eigentlich zu reden muß er hier ein Glied bedeuten.

Die Krone ist eine Erhöhung, die sich unten am Fessel befindet, und mit langen Haaren bewachsen ist, die rund herum auf dem Huf herab hängen.

Der Huf (Sabot) ist so zu reden der Nagel des Pferdes, und bestehet aus dem Horne. Der vordere Theil des Hufes wird der Schuß (Pince) genennet; die Seiten heissen die Wände (Quartiers) und jeder Fuß hat eine äussere und innere Wand. Der hintere Theil des Hufes ist ein wenig erhaben, und in zween Theile abgetheilet, welche man den Strahl (Talon) nennet. Sie laufen unten am Fusse hin bis in die Mitte, und formiren durch ihre Vereinigung unter der Sohle, welche gleichsam die Fußsohle ist, die Gabel.

Die Substanz der Sohle ist, wie das übrige des Hufes, wovon sie einen Theil ausmacht, von Horne: allein das Horn derselben ist härter als die Gabel, und zärter als der Huf.

Der Name Backen bedeutet eigentlich das Dickbein des Pferdes, welches mit dem Körper vereiniget ist. Er endiget sich unten und vorn mit der Leiste (Graffet), welches eigentlich das Gelenke des Knies ist, wo sich die Knieschеibe befindet. Die Leiste liegt daher unten an der Hüfte der Flanken gleich, und verändert, wenn das Pferd geht, seine Stelle.

Der erste Theil des Hinterschenkels, welcher von dem Körper abgesondert ist, wird das Dickbein, oder der Oberschenkel (Cuisse) genennet. Es erstrekt sich von der Leiste und dem Untertheile des Backens bis zur Kniekehle. Bey dem Dickbein ist auch ein gewisser fleischichter Theil, welchen man Gros de la Cuisse oder auch die Leiste (Graffet) nennet. Auf der innern Fläche des Dickbeins lieget eine Ader, die man die hintere Schrankader (Veine du plat de la Cuisse) nennet.

Die Kniekehle (Jarret) ist das Gelenke unten am Oberschenkel (Cuisse) und biegt sich vorwärts. Der Hintertheil der Kniekehle wird die Spitze genennet. Die Senne, welche sich an der Spitze der Kniekehle endiget, heißt insgemein die grosse Senne oder der starke Nerve des Schenkels (gros nerf du jarret.)

Hier muß auch ein Theil bemerket werden, der sich an einem jeden der vier Schenkel befindet. Er liegt bey den Vorderschenkeln an der inwendigen Seite der Köhde, ein wenig über und seitwärts dem Knie: und bey den Hinterschenkeln ein wenig unter und seitwärts der Kniekehle auch innwendig. Es ist eine kleine Geschwulst ohne Haare, so groß wie eine Kastanie, und hat die Dichtigkeit eines weichen Horns. Man hat ihm die Namen Castanie, Schwamm oder Sporn (Chataigne, Lichené oder Ergot gegeben, er heisset auch Spat. Des Namens Sporn aber muß man sich nicht bedienen, weil man ihn mit einem bereits beschriebenen Theil verwechseln könnte. Bey gewissen Pferden wächset dieser Spat, und wird einen Zoll auch 2 und einen halben lang. Er fällt alsdenn ab, und wächset hernach auch wieder.

Unter der sogenannten Kniekehle der Hinterschenkel sind die Röhre, die Kugel, der Fessel und der Fuß, wie bey den Vorderschenkeln. Bey den leztern wird die Röhre von einigen das Schienbein genennet.

Das Pferd wird überhaupt in drey Haupttheile getheilet. In die Vorderhand (Avant main), den Leib und die Hinterhand (Arrière-main). Die Vorderhand begreift den Kopf, den Hals, das Vorderroß, die Schultern, die Brust und die Vorderschenkel unter sich. Der Leib besteht aus den Nieren, den Lenden, Ribben, dem Bauche und den Flanken. Die Hinterhand aus dem Kreuze, den Hüften, dem Schwanze, den Backen, der Leiste, den Dickbeinen, der Kniekehle und den übrigen Theilen der Hinterschenkel.

Man theilet es auch in den Kopf, den Leib, das Vordergeschleppe, (Train de deuant) und das Hintergeschlep-

schleppe (Train de derciere) der Rüken, die Lenden, der Bauch, die Ribben und Flanken machen den Leib aus; das Vordergeschleppe besteht aus dem Halse, den Schultern, der Brust und den Vorderschenkeln, und das Hintergeschleppe besteht aus dem Kreuze, dem Schwanz, den Hüften und den Hinterschenkeln.

Die Kunstwörter, mit denen man die verschiedenen Farben der Pferde ausdrüket, bedürfen eben sowol einer Erklärung.

Das Bay ist eine röthliche Kastanienfarbe und hat viele Schattierungen, die man durch folgende Benennungen unterscheidet: Lichtbraun (bai clair ou lavé) Schwarzbraun (bai chatain, bai marron, bai brun), Goldbraun (bai doré), Blutbraun (bai sanguin, ou ecarlatte) und Spiegelbraun (bai à miroir). Die Pferde, welche bai brun sind, haben eine sehr dunkelbraune und fast schwarze Farbe, ausgenommen, daß sie an den Flanken und am Ende der Nase roth sind: wovon man sagt, sie haben Feuer. Man begreift leicht, daß das Goldbraun nichts als eine gelbe Farbe ist. Die Spiegelbraunen Pferde sind diejenigen, welche Flecken auf dem Kreuze haben, die von einem dunkleren Braun, als der übrige Theil des Körpers sind. Indessen gibt man auch den Namen bai à miroir, oder bai miroité, den kastanienbraunen Pferden, welche viele runde Flecken von einem hellern Braune haben, oder vielmehr denjenigen, welche auf dem Kreuze dunklere braune Flecken haben. Ueberhaupt sind bey allen braunen Pferden die äussern Theile, die Mähne und der Schweif schwarz.

Es gibt drey Arten der schwarzen Farbe. Das Lichtschwarze (noir mal teint) das gemeine, und das Agatschwarze (noir gai ou jais). Das erste hat eine braune oder braunröthlichte Schattirung, und man könnte vielleicht eine Art des bai brun daraus machen. Das schwarze ist auch eben so gemein, als das braune (bai). Bey den lichtschwarzen Pferden sind die Flanken und die äussern Theile von einer blaichen und nicht so tiefen Farbe, als der übrige Theil des Körpers. Das Agatschwarz ist glänzend und sehr schwarz. Man hat auch dem sehr lebhaften Schwarzen den Namen Morenschwarz (noir more oder moreau) gegeben, und die Pferde von dieser Farbe heissen Rappen.

Das Isabellhaar ist gelb; die Mähne und der Schweif sind bey manchen Pferden, die ein solches Haar haben, weiß, bey andern aber auch isabellfarben und schwarz. Die leztern haben einen Streif längst dem Rükgrade hinunter, bis auf den Schwanz, welchen man den Mauleselsstreif (Raie de Mulet) nennet. Die Isabellfarbe, welche das wenigste Gelb hat, heißt Milchsuppenfarbe (soupe de lait). Es ist ein unreines (blanc sale) oder mit einer sehr leichten gelben Farbe vermischtes Weiß. Die helle Isabellfarbe (Isabelle clair) hat ein wenig mehr gelb, und die gemeine Isabellfarbe noch mehr; die hochgelbe (Isabelle doré) ist von einem noch lebhaftern Gelben, und die Tiefe von dem Gelben noch mehr gesättiget.

Das Wolfsgrau (louvet) oder Wolfshaar, kommt der Farbe dieses Thiers nahe. Sowohl die dunkeln als die hellen haben eine Mischung von Isabellfarbe, und zuweilen den Mauleselsstreif.

Die Fuchsfarbe (alzan) ist eine Art des rothen oder zimmetfarbenen bai. Es gibt lichte, gemeine, die weder braun noch helle ist, alzan bai, die ins Rothe fällt, dunkle, und die Farbe der Schweißfuchse (alzan brulé), die sehr tief und braun ist. Manche Füchse haben weisse Mähne und Schweife, und bey andern sind diese Theile schwarz.

Ist ein braunes Pferd, oder Fuchs, auf seinem Körper, hauptsächlich auf den Flanken, mit weissen Haaren eingesprengt, so nennet man es Stichelhärig (rubican).

Das (rouan), oder die Farbe der Rothfüchse oder Rothschimmel, ist eine Vermischung des Rothen und Weissen, oder des weissen, des unreinen grauen (gris sale), und des bai. Dieses ist entweder das gemeine, oder das Weinfarbene, welches mehr ins Rothe fällt, und das (rouan cap-de-maure oder cavesse-de more. Die Pferde von dieser Farbe haben einen weissen Kopf, sind an den Enden der Glieder weiß und der übrige Körper ist Rouanfarbe, oder nach einigen Schriftstellern unrein oder schmuzigt grau.

Das Haar der grauen Pferde ist aus weiß und schwarz oder Braun (bai) vermischt. Sie sind Apfelschimmel (gris pom-

pommelés), die Silbergrauen, die schmuzigt-grauen u. d. gl. Die Apfel-Schimmel haben auf dem Kreuze und auf dem Körper viele runde Flecken ziemlich gleich vertheilt. Die Silbergrauen haben nur sehr wenig schwarze Haare, die auf einem weissen Grunde eingesprengt sind.

Das Haar, welches man schmuzigt-grau nennet, hat viel braun und schwarz mit weiß, die Braun-grauen viel schwarzes und wenig weisses, die roth-grauen sind aus Bai, schwarz und weiß gemischet, und das wenig graue durchgängig aus Bai. Das Forellen-grau (gris truìté) hat einen weissen, mit kleinen länglichten, rothen Flecken besprengten Grund. Das Krammetsvogel-grau (gris tourdille) ist ein unreines Grau, das sich der Farbe dieser Vögel nähert, so wie das Staar-grau einiger massen der Farbe des Vogels gleicht. Die grauen Pferde mit Brandflecken (gris tisonés ou charbonnés) haben auf einem weissen oder grauen Grunde, schwarze, fast wie eine Hand breite Flecken, die sehr unordentlich ausgetheilet sind. Wenn diese Flecken breit sind, nennet man diese Pferde auch Tiger. Die Mausefahlen (gris de souris) sind gemeiniglich an den Enden der Glieder schwarz, und haben einen Mauleselstreif. Alle graue Pferde werden im Alter weiß; allein sehr selten siehet man ganz weisse Füllen.

Die Porcellan-Farbe ist ein mit blaulichten schieferfarbenen (bleuûtre d'ardoise) Flecken vermischtes Grau.

Aubert, millefleur, oder Pfirschblüth ist eine ziemlich verwirrte Vermischung von der Baifarbe, dem Weissen und der Fuchs-Farbe, die der Pfirschblüth-Farbe nahe kommt.

Die Schecken (pies) haben von weisser und anderer Farbe grosse, unordentlich ausgetheilte Plätze. Man theilet die Schäcken nach den unterschiedenen Farben, welche sie nebst der weissen haben, in verschiedene Arten ein, nemlich in Schwarzschecken, welche weiß und schwarz haben, in Braunschecken, welche weiß und Baifarben sind, und in Rothschecken, welche weiß und Fuchsfarben sind. Die Pferde, welche kein weisses Haar haben, nennet man Zains. Die weissen Pferde also, und alle diejenigen, welche mit Weiß vermischte Farbe haben, können nicht Zains genannt werden.

Ein weisser Flek auf der Stirne wird Blasse oder Stern genennet. Gehet er von der Stirne bis oben am Kopf herunter, so heißt er Chanferein blanc, nder belle face. Es ist ein weisses Band, welches sich von der Stirn an bis zu den Nasenlöchern, längst den Nasenknochen hin, erstrecket. Man hat es nicht gerne, wenn dieses Zeichen über die Augbraunen, oder bis ans Ende der Nase gehet. Hat das Pferd einen weissen Flek, auf dem Theil, der die Unterlefze einnimmt, so sagt man le cheval boit dans son blanc. Die Blässen oder Sterne werden auch künstlich gemacht, wenn man die Haut schneidet oder brennet, worauf das Haar, wenn es wieder wächst, weiß wird.

Ist ein Pferd unten am Schenkel weiß, so nennet man dieses Zeichen Balzane; ist es oben mit Zacken, wie Zähne oder eine Säge, unregelmässig eingefaßt, so nennet man es Balzane dentelée; wenn es schwarz gezeichnet ist, so heißt es ein Balzane herminée ou mouchetée, auch Jambe herminée; erstrekt sich das Merkmal bis an das Knie oder die Kniekehle, so sagt man, das Pferd ist zu hoch geschuhet (le cheval est chaussé trop haut). Ist ein solches Zeichen am Hinter- oder Vorderschenkel auf ebenderselben Seite, so heißt es Travat; sind aber die Balzanen am rechten Vorderschenkel und linken Hinterschenkel, oder umgekehrt, so nennet man es Trastrauat oder Transtravat. Sind endlich die 4. Schenkel weiß, so heißt es ein Balzan an 4. Füssen.

Die Pferde aus den Morgenländischen und Mittägigen, oder aus den wärmsten Ländern haben alle weit struppichtere oder kürzere Haar, als die andere.

Die Aehre oder Molette ist eine Stellung der Haare, da dieselben fast wie die Blätter einer einfachen Blume stehen. Die Haare gehen aus einem gewissen Punkt heraus, und breiten sich so aus, daß sie eine Kegelförmige Höhlung, wie ein kleiner Trichter, machen. Diese Aehren sind gemeiniglich auf der Stirne, der Brust, und dem Bauche bey den Dikschenkeln; manchmal sind sie auch an andern Orten, und mehrere beysammen, oder getrennet.

Eine Art eines von dem, wider den Strich stehenden Haares formirten Striemens, wird der Römische Degen genennet. Dieser lauft längst oben an dem Halse bey der Mähne hin. Nur wenige Pferde haben denselben, und diese werden von manchen sehr gesucht. Manche Pferde

haben ihn an jeder Seite der Mähne, und diese werden noch höher geachtet.

Die Vortheile, die man von den Pferden ziehet, haben gemacht, daß man die gröste Aufmerksamkeit auf dasselbe verwendet hat. Man hat ihm zu lieb eine Menge Kunstwörter erfunden, die Theile seines Körpers, seine Farben u. s. w. zu benennen. Man hat Regeln gemacht, nach welchen man von seiner Schönheit urtheilen, oder seine Fehler angeben kan. Der Leser wird seine Unvollkommenheiten kennen wollen. Hier sind sie.

Ein grosser eckigter Kopf (tete quarrée) machet, daß das Pferd heßlich aussiehet und schwer an der Hand ist. Ist dieser Kopf so fleischicht, daß er zu den Speckköpfen, (têtes grasses) gezählet werden kan, so bekommt das Pferd leicht Augenkrankheiten. Indessen würden die Augen nicht gesünder seyn, wenn der Kopf allzu dürre und vom Fleisch entblößt wäre; weil das äusserste allezeit gefährlich ist. Ein grosser aber nicht fetter Kopf hat zwar keinen Einfluß auf die Augen, aber er ist unförmlich und nimmt die edle und annehmliche Mine hinweg. So ist auch ein allzulanger Kopf (Tête de vieille) ein Fehler.

Wenn sich das Ende der Nase nicht mit der Stirn in einer senkrechten Linie befindet, so trägt das Pferd seinen Kopf nicht gut, steht aber das Ende der Nase voraus, so heißt es: Die Nase vorstrecken, oder nach dem Winde tragen, (tendre le nez, porter au vent, tirer à la main); und steht es hinterwärts, so ist der Kopf schwer. Das Pferd ist enkapuchonée, wenn das Ende der Nase nahe an der Kehle stehet. Ist der obere Theil des Kopfes höher als der Hals, so stehet er nicht gut.

Die Pferde welche dicke und hangende Ohren haben, nennet man Oreillards oder Lappohren; wenn aber die Ohren vornehmlich unten all eit weit von einander abstehen, so sind sie nicht gut gestellt; und wenn sie oben nicht näher als unten beysammen stehen, so hat es kein muthig Ohr; welches beynahe ein eben so grosser Fehler ist, als wenn sie die Ohren bey jedem Tritte wie die Schweine hängen lassen.

Das Pferd hat eine stumpfe Nase (est camus), wenn die Stirne, welche heraus stehen solte, tief und eingefallen ist.

Wenn die Augen groß sind und zu sehr hervorragen, so scheinet das Pferd schwermüthig und dumm zu seyn, sind sie zu klein und liegen zu tief, so sind es Schweins-Augen, und das Pferd hat ein trauriges Ansehen, und öfters übles Gesicht.

Die Gewohnheit mit der Hand über das Aug des Pferdes zu fahren, ob es dasselbe zumache oder nicht? ist eine ungewisse Probe des Gesichtes, weil die Bewegung der Luft das Pferd veranlassen kan, die Augen zu zu machen. Eben so trüglich ist die, wenn man sein Aug nahe an das Aug des Pferdes hält, um zu sehen, ob die Gegenstände in der Hornhaut, wie in einem Spiegel abgebildet werden? dann hiezu wird bloß eine glatte Haut erfordert. Man muß durch die Hornhaut hindurch sehen können, wenn man sich von dieser Durchsichtigkeit versichern und überzeigen will, ob das Glas trübe, doppelt oder von schlechter Farbe ist? denn eigentlich muß es so helle und durchsichtig seyn, daß man die Prunelle deutlich sehen kan. Hat das Pferd ein trübes und überzogenes Glas, so ist es zu Flüssen geneigt. Man muß es gegen das Licht stellen, und sehen ob es dadurch geblendet wird. Ein Auge kan gut seyn, wen schon ein Augenlied durch einen Zufall zugezogen und kleiner als das andere ist, wenn es nur weder trübe, noch braun aussiehet.

Die Drüse (Lagourme) der Durchbruch der Milchzähne und Hacken des obern Kinnbackens verursachen Augenkrankheiten und ein trübes Gesicht, die von selbst wieder verschwinden. Ein kleiner weisser Flek am Grunde des Auges heisset der Drache (Dragon). Er breitet sich mit der Zeit weit aus und nimmt alsdann die Prunelle so stark ein, daß man das Aug nicht retten kan. Er wird zuweilen auch braunroth oder schwarz, und nimmt die Gestalt eines kleinen schlänglichten Wurmes an. Sieht die Prunelle weisgrünlicht aus, so nennet man ein solches Aug (œil cul de verre.) Dieser Fehler macht zwar nicht allezeit das Pferd einäugig, doch ist es zu befürchten. Wenn man in der Prunelle mehr weisses als grünlichtes siehet, so hat das Pferd ein Schmerl-Auge (œil veron).

Eine plumpe Ganasse (ganasse quarrée) ist, wenn die beyden Knochen des untern Kinbackens zu groß, zu rund und zu fleischicht sind. Stehen aber diese

Kno-

Knochen zu nahe aneinander, und der Kanal, welchen sie machen, ist nicht breit und sichtbar genug, so kan das Pferd mit den Wänden dieses Kanals die Kehle nicht berühren; welches man (se ramener) nennet, und das Pferd kan seinen Kopf nicht gut tragen, wofern der Hals nicht nach dem Verhältniß der Enge des Kanals dünne genug ist. Merkt man eine Geschwulst an diesem Ort, so ist es ein Zeichen einer Krankheit.

Wenn das Maul allzu groß oder allzu klein ist, so ist es zum Gebiß unbequem. Dann im erstern Fall liegt es zu nahe an den Stokzähnen und man sagt: (le cheval *boit la bride*). Im andern runzelt das Gebiß die Lefzen zusamen oder liegt auf den Hacken. Wenn die Lefzen zu groß oder fleischigt sind, so bedecken sie die Laden und verhindern die Würkung des Gebisses, welches man (s'armer des Lefres) nennet. Der Gaumen ist bey dem Gebiß allzu empfindlich, wenn er allzu dicke und fette Furchen hat. Bey alten Pferden aber überhaupt ist der Gaumen und das Zahnfleisch weniger fleischicht, als bey jungen. Die Laden müssen erhaben seyn, und einen Kanal machen, darinnen die Zunge bequem liegen kan. Allzuscharfe Laden machen zu empfindlich; allzu niedrige, runde und fleischichte hingegen, zu wenig. Geht die Zunge über die Höhlung des Kanals heraus oder erhebt sich über die Lade desselben, so wird der Eindruk des Gebisses verhindert.

Der Bart trägt viel zu der Güte des Mauls bey. Wenn die beyde Knochen, die ihn formieren, zu weit von einander stehen und zu wenig Vorsprung haben, so ist er zu platt und nicht empfindlich genug: weil die Kinnkette alsdenn nur auf den Seiten ruhet. Sind sie aber zu nahe an einander, und stehen zu weit heraus, so ist der Bart allzu erhaben, und allzu empfindlich: weil sie nur auf der Mitte liegt. Hat endlich der Bart allzu viel Haar, oder ist er allzu fleischicht, harthäutig oder schwächlich, so ist das Pferd nicht empfindlich genug und übel gepfleget worden.

Von übel gebauten Hälsen gibt es drey Hauptarten: den verkehrten, den falschen und hängenden. Der erste wird auch Hirschhals genennet: weil er eine Stellung wie der Hals dieses Thieres hat. Er macht vorne eine Erhöhung, von dem Kopf bis an die Brust. Der falsche Hals ist längs der Kehle hin senkrecht und hinten über dem Vörderrosse ist eine Vertiefung, die man den Axthals (coude hache) nennet. Die hängende Hälse haben bey der Mähne zu viel Fleisch, welches auf die eine Seite fällt, und scheinen auf die eine oder andre Seite zu hangen. Diesen Fehler veranlassen auch oft die dicken und breiten Mähnen, die den Hals beschwehren.

Der Sattel rutschet leicht und verursacht schwer zu heilende Wunden, wenn das Vorderroß rund und zu fleischicht ist und die Schultern nicht frey sind. Pferde mit fleischichten und dicken Schultern, die man beladen an den Schultern (charges d'épaules nennet, sind schwer und stolpern gerne, und sind, wenn sie nicht bewegliche Schultern haben, nur zum Zuge zu gebrauchen, wie diejenigen, welche an jeder Seite der Brust grosse und vorstehende Gelenke haben. Einen offenen Vordertheil haben, ist soviel, als mit einer breiten Brust versehen seyn. Wenn es schmal und enge bey den Schultern ist, daß die Vorderschenkel oben einander fast berühren, so ist das Pferd am Vordertheile schwach, schlägt die Schenkel leicht über einander und fällt gerne. Vernagelte Schultern (Epaules chévillées sind die, welche wie gebunden, erstorben und ohne Bewegung scheinen. Dieser Fehler macht einen harten und schwehren Gang, sezt in Gefahr zu stolpern und richtet die Schenkel bald zu Grunde.

Je kürzer die Nieren sind, desto besser galopirt es, allein es gehet keinen so guten Schritt, und der Reuter wird dadurch beschwehret. Ein Pferd mit einem langen Rücken hat mehr Freyheit die Schenkel auszustrecken und einen leichten Gang, aber schwehrern Galop. Wenn der Rücke niedrig und hol ist, heißt das Pferd (enfellée). Ein solches Pferd ist zwar leicht und hat von vorn ein schönes Ansehen, aber es wird bald müde, und kan keine schwehre Lasten tragen.

Platte Pferde (Cheveaux plats) sind solche, deren Rübben nicht bauchig genug, sondern zu enge und abhängig (avalées) sind. Sie sind plump, haben wenig Athem, und allemal ein schlechtes Kreuz, wenn auch ihre Nieren gut sind. Wenn sich der Bauch nach dem Hintertheile zu, wie bey Windhunden erhebt, sagt man: das Pferd hat keinen Leib, oder ist schmal von Gedärmen (étro-

it de boyau). Gehet der Bauch tiefer als die Ribbe herunter, so ist es ein Hängebauch oder Kühbauch: wenn ein solches Pferd oft husiet, so ist es in gefahr haarschlechtig zu werden.

Die Flanken welche nicht genug ausgefüllt sind, heissen Flancs retroussés. Hole Flanken machen unförmlich. Wenn die lezte kurze Ribbe zu weit vom Hüftknochen entfernet ist, oder nicht tief genug herabrichtet, so bekommt das Pferd keinen Leib, oder verliehrt ihn leichtlich und man sagt: es hat eine allzu kurze Ribbe. Ueberhaupt sagt man von Pferden, die an einem Ort des Hintertheils Schmerz empfinden, sie haben keine Flanken (ils sont efflanqués), das heißt: sie haben einen eingefallenen Leib. Wenn die Flanken mehr als gewöhnlich schlagebäuchen, ohne daß ein Pferd übermässig angegriffen worden, so hat es eine schadhafte Flanke: athmet es aber nur schwer, wenn es arbeitet, so nennet man es ein schnaubichtes (souffleur gros d'halaine) oder wenn dieser Fehler nicht so merklich ist, ein groß athmichtes Pferd. Man unterscheidet es leicht von denen, die eine schadhafte Flanke haben, weil das Schlagebäuchen des schnaubichten Pferdes aufhöret, so bald es in Ruhe ist.

Die Kreuze, welche von den Nieren an bis zum Schwanze nicht recht rund zu laufen, und kurz zu seyn scheinen, werden Hangekreuze (Croupes avalées oder culs de prune) genennet. Abgeschliffene Kreuze (croupes coupées) heissen die, welche hinterwärts nicht weit genug heraus gehen, oder groß genug sind: und endlich nennet man die scharfe und schneidende Kreuze mit platten Backen Mauleselkreuze. Diese Mängel schaden übrigens der Güte nicht.

Wenn die Knochen des Obertheils der Hüften, bey nicht sonderlich magern Pferden, allzu erhaben sind, so rechnet man sie zu den Pferden mit hohen Hüften; sind sie aber sehr fett, so heissen sie Pferde mit gehörnten Hüften (cornus). Ein Pferd, an welchem die eine Hüfte niedriger als die andere stehet, wird épointé oder enhanoté genennet. Man kan aus der Stellung des Schenkels von der Bildung der Hüften urtheilen; stehet er zu weit hinter, so sind die Hüften zu lang, und es fehlet dem Pferd an Stärke; gehen aber die Hüften senkrecht auf die Kugel, so sind sie zu kurz und der Schenkel biegt sich schwer.

Ein allzuhoch stehender Schwanz macht das Kreuz spitzig; ein allzu niedrig stehender zeiget an, daß die Nieren schwach sind. Wenn man den Schwanz aufheben will, und das Pferd zieht ihn stark an sich, so ist es munter und stark. Schwänze welche nur wenig Haare haben nennet man Rattenschwänze (Queues de Rats). Sie sind eben so fehlerhaft, als die kurzen, und diejenigen, welche anstatt eine Erhöhung zu formiren, wenn sie aus dem Kreuze heraus gehen, gerade herunter fallen: welches man porter la queue en trompe nennet.

Pferde mit allzu engem Bug zwischen den Ribben tragen die Schenkel und den Fuß auswärts; ist aber der Bug allzu offen oder steht er zu weit von den Ribben ab, so tragen sie ihn einwärts: beyde Stellungen zeigen eine Schwäche an.

Die langen Kegel sind die stärksten; die kurzen sind vortheilhafter zur Bewegung und Beugung des Schenkels; ein dünner Kegel ist ungestalt und der Schenkel hat nicht Kraft genug.

Aus den dicken und aufgebläheten Knien läßt sich muthmassen, daß der Schenkel durcharbeitet worden, und wenn sie in der Mitte kahl sind (couronnés) oder wenn man siehet, daß das Haar durch öfteres Fallen abgestossen worden, so hat man Gewißheit. Ein grosses Knie verräth ein schweres Pferd. Ist das Knie von Natur ein wenig vorwärts gebogen, so daß die Röhre nicht senkrecht stehet, so wird das Pferd Brassicourt genennet. Liegt der Fehler wücklich in der Natur, so schadet er der Güte des Pferdes nicht; kommt er aber von Arbeit oder Spannseilen her, so sagt man, das Pferd sey gebogen (arqué) Dieser Fehler pflegt nach und nach zuzunehmen. Diejenigen Schenkel welche an dem Ort des Knies ein wenig hinterwärts gebogen sind, nennet man Kalbsschenkel. Wenn die Röhre allzudünne ist, so ist es bey Pferden von kalten und feuchten Ländern ein Zeichen eines schwachen Schenkels. Geschwülste auf den Röhren verkündigen mehr oder weniger gefährliche Krankheiten der Knochen.

Ein zu dünner Nerve läßt die Pferde nicht lange Beschwehrlichkeiten aushalten. Sie stolpern leicht und ihre Schenkel werden rund oder der Nerve scheinet nicht mehr entblößt zu seyn, welches eine Krankheit anzeiget. Befindet

er

er sich ein wenig von dem Knochen entfernt, so heißt er ein Ochsen- oder Kalbsschenkel. In diesem Fall ist er dünne und der Schenkel nicht lange gesund. Wird der Nerve bey dem Knie zu klein, so wird er Nerf failli genennet, und zeiget eine Schwäche in diesem Gelenke; kommt aber selten vor.

Die dünnen Kugeln sind allzubeweglich und den Geschwülsten, die man Steingallen (Molettes) nennt, unterworfen. Pferde mit etwas beweglichen Kugeln haben eine sanfte und gelinde Schnellkraft; und schicken sich besser auf die Reutbahn und zur Parade; zum Ziehen, Zurükschieben, oder Anhalten, aber sind sie wenig geschikt. Wenn die Kugel gekrönt ist, d. i. wenn sie rings herum weiter als der Huf hervor stehet, beweiset es einen stumpf gewordenen Schenkel (Jambe boutée oder bouletée.)

Allzudünne und allzulange Fessel, die sich so übel tragen, daß der Sporn fast allezeit die Erde berühret, haben niemals Kraft genug. Wenn eben dieser Theil zwar lang ist, aber sich doch in einer guten Lage erhält, so ist es ein Zeichen daß er vornehmlich in den Nerven Kraft hat, welches die Kugel verhindert sich allzusehr zu drehen. Ein solches Pferd hält keine Beschwehrlichkeiten aus. In beyden Fällen sagt man; die Pferde sind langgelenkicht (longs-jointés) diejenigen hingegen die allzukurze Fessel haben, heissen (court-jointés) kurzgelenkicht. Wenn sich das Knie, die Röhre und die Krone dieser Pferde in einer senkrechten Linie befinden, sagt man, sie sind gerade auf ihren Schenkeln (droits sur leur jambes) chevaux huchés. Sie stolpern und fallen gerne, und vertreten leicht den Fuß, wenn man ihnen den Strahl zu hoch lässet. Das Haar des Fessels muß, vornehmlich bey der Krone, nicht straubicht seyn: weil man sonst eine verborgene Räute oder sogenannte Raute (Peignes) vermuthen muß. Wenn die Krone erhabener als der Fuß ist, so ist entweder der leztere geschwunden, oder die erstere geschwollen.

Ein nach dem Verhältniß des Körpers zu kleiner Fuß, ist schwach und oft schmerzhaft, hat auch einen engen Strahl. Ein Fuß der nur wenig Dicke und mit einem mittelmäßigen Strahl versehen ist, erhizt sich leicht auf einem harten Wege und hinkt. Einen allzudicken Fuß mit einem dünnen Horne, und einer dünnen Sohle nennet man einen Spekfuß (pied gras,) er ist ebenfalls schwach. Pferde mit allzugrossen Füssen sind ungeschikt und schwehr.

Das weisse Horn ist spröder, als das Horn von einer andern Farbe, und wird leicht durch die Hufnägel zersprengt. Die gereiften Füsse (pieds cerclés) sind die, deren Huf rund herum hohl in die Quere laufende Reife haben. Die Pferde werden oftmals durch diesen Fehler hinkend. Den Ersaz des weggeschnittenen Hornes nennet man eine neue Wand (Quartier neuf oder avalure.) Dieses ist eine Unförmlichkeit; weil das neue Horn unebener, dicker und weicher, als das andere wird.

Wenn die Wände zu enge sind, wenn der Huf bey den Spalten der Gabel zu schmal ist, wenn die Strahle in eine Spitze auslaufen, so heissen die Füsse Zwanghufig (encastelés); und weil diese Strahle und Wände das Füßchen oder den im Fuß befindlichen kleinen Knochen pressen, so hinket das Pferd, oder kan doch nicht nach seinem Gefallen gehen. Gehen die Strahle lang hinten aus, so ist der Fuß zu lang, und wird gern zwanghufig, woraus auch Risse (Seimes) in einer von den Wänden entstehen können. Die schwachen Strahle geben der Hand nach, und die niedrigen sind nicht dick genug, und machen das Pferd leicht hinkend.

Wenn der Huf unten allzubreit ist, und die Wände sich auswärts werfen, nennet man es flachhufig (le pied est plat.) Ist aber das Horn der Gabel zu breit, welches gemeiniglich bey niedrigen Strahlen vorkommt, so nennet man es eine fette Gabel. Beyde Fehler machen, daß das Pferd leicht hinket, weil die Gabel an der Erde aufstößt. Eine magere, kleine ausgedörrte Gabel läßt immer einen Hufzwang (Encastelure) vermuthen.

Wenn die Sohle zu dünne ist, wird sie leicht niedergetreten; ist sie zu hoch und geht über das Horn heraus; und ist der Fuß unten nicht hohl, so sagt man, das Pferd ist vollhufig, (le cheval a le pied comble) weil es auf der Sohle gehet, so muß es sich verletzen und hinken, und ist blos in den Pflug zu gebrauchen.

Magre Dikschenkel (Cuisses) zeigen von einer Schwäche im Hintertheil des Pferdes. Wenn sie allzunahe beysammen stehen, so saget man, das Pferd ist mal gigoté, welches ein Zeichen einer Schwäche ist.

Die kleinen Kniekehlen sind schwach, und die, welche nicht genug vom Fleisch entblößt sind, heissen Spekkniekehlen (jarrets gras), woraus verschiedene Krankheiten entspringen. Sind die Kniekehlen zu enge beysammen, so sagt man, das Pferd seye hinten verschlossen (crochu, jarté ou clos du derriere.) Das hintere Geschleppe ist alsdenn schwach. Doch kan es noch genug Stärke in den Nieren haben. Wenn die Kugel an statt senkrecht unter der Kniekehle zu seyn, vorwärts gerukt ist, schreibt man dem Pferd eben den Fehler zu. Sind die Kniekehlen zu weit auswärts gekehrt, so verhindern sie das Pferd sich auf seine Hinterschenkel zu setzen, oder das Kreuz niedriger als die Schultern zu haben. Die Kniekehlen, die sich bey dem Gehen auswärts werfen, (jarrêts mous) schwächen das Hintergeschleppe. Wenn die Kugel dergestalt vorrucket, daß das Pferd nur auf der Schärfe seines Hufes ruhet, so nennet man es rampin oder juché. Mit dem Alter vermehret sich dieser Fehler und ist nur alsdann weniger beträchtlich, wenn er angebohren ist.

Pferde, die, wenn sie angehalten werden, ihre Schenkel wechselsweise bewegen, an statt ruhig zu bleiben, sind vermuthlich übertrieben; wie diejenigen, welche einen von den Hinterfüssen auf die Spitze stellen oder einen von den Vorderfüssen vorrücken, und in dieser Stellung bleiben, welches man den Weg von St. Jacob weisen (montrer le chemin de St. Jacques) nennet. Indessen sind diese Zeichen zweydeutig, weil sie auch gewissen unruhigen und hitzigen Pferden zukommen können, oder manchen ganz natürlich sind. Stellen sie aber einen Hinterfuß auf die Spitze, da indeß einer von den Vorderfüssen in der Luft ist, so ist es ein sicheres Merkmal von Schmerzen in den Füssen.

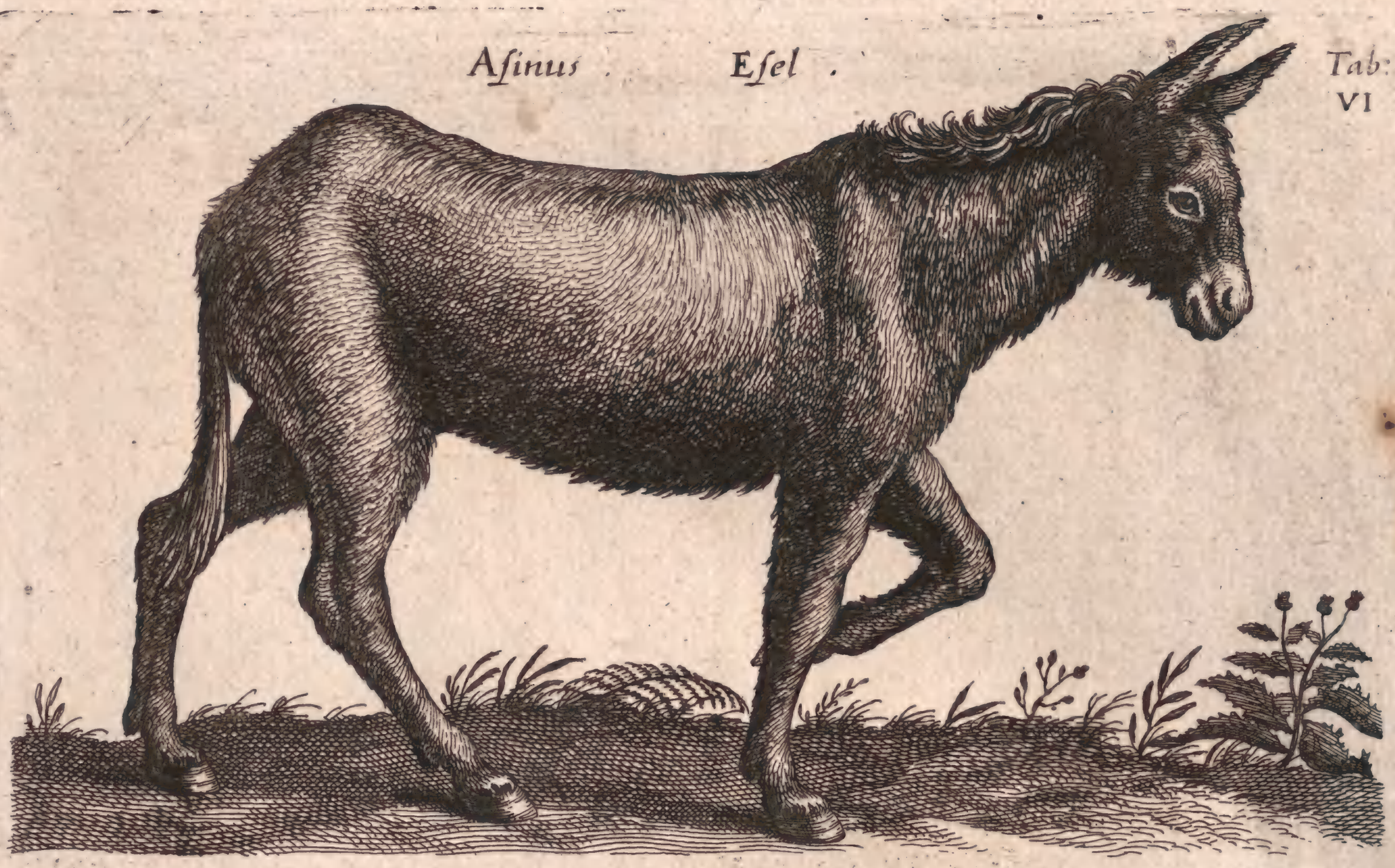
Man muß die Schenkel, einen in Vergleichung mit dem andern betrachten, wenn das Pferd stille stehet. Wenn die Vorderschenkel oben enge zusammen gehen, machen sie einen schwehren Gang. Die Schenkel berühren sich alsdenn erst, wenn sie in Bewegung sind, und das Pferd kan stürzen. Sind die Hinterfüsse zu weit unter dem Bauche, so zeiget die Stellung von einer grossen Ermüdung. Sind gegentheils die Hinterfüsse zu weit hinten ausgesezt, so daß sich der Anfang des Schwanzes nicht gerade über den Kniekehlen, sondern weiter vorwärts befindet, so fällt diese Stellung zwar nicht gut in die Augen, sie ist aber nicht sehr schädlich, es hat nur vielleicht die Obertheile der Hinterschenkel zu lang, und kan doch einen guten Schritt gehen, aber das Hintergeschleppe wird eher verderbet, als bey einem andern Pferde. Die, bey welchen die Kniekehle nicht so weit hintergerukt ist, als sie sollte, und bey denen die Obertheile der Schenkel, die Kniekehlen und die Schenkel einerley Richtung in gerader Linie haben, gehen im Schritte schwehr; wenn die Kugel hervorstehet, als ob sie ausgerenkt wäre, so ist solches auch eine üble Stellung. Die Pferde, die ihre Füsse auf die Spitze des Hufes stellen, an statt auf der Fläche desselben zu ruhen, haben eine üble Lage, und wenn sie die Hinterfüsse auswärts drehen, haben sie in den Hinterschenkeln keine Gewalt beym Niedersteigen, und können nicht anders als mit Mühe, rükwärts gehen.

Nun werden wir von einem Thier, das so bekannt ist als das Pferd, genug, aber doch nicht zu viel gesagt haben. Sollen wir noch etwas hinzuthun, so ist es die Art, mit welchen man den Füllen begegnen muß.

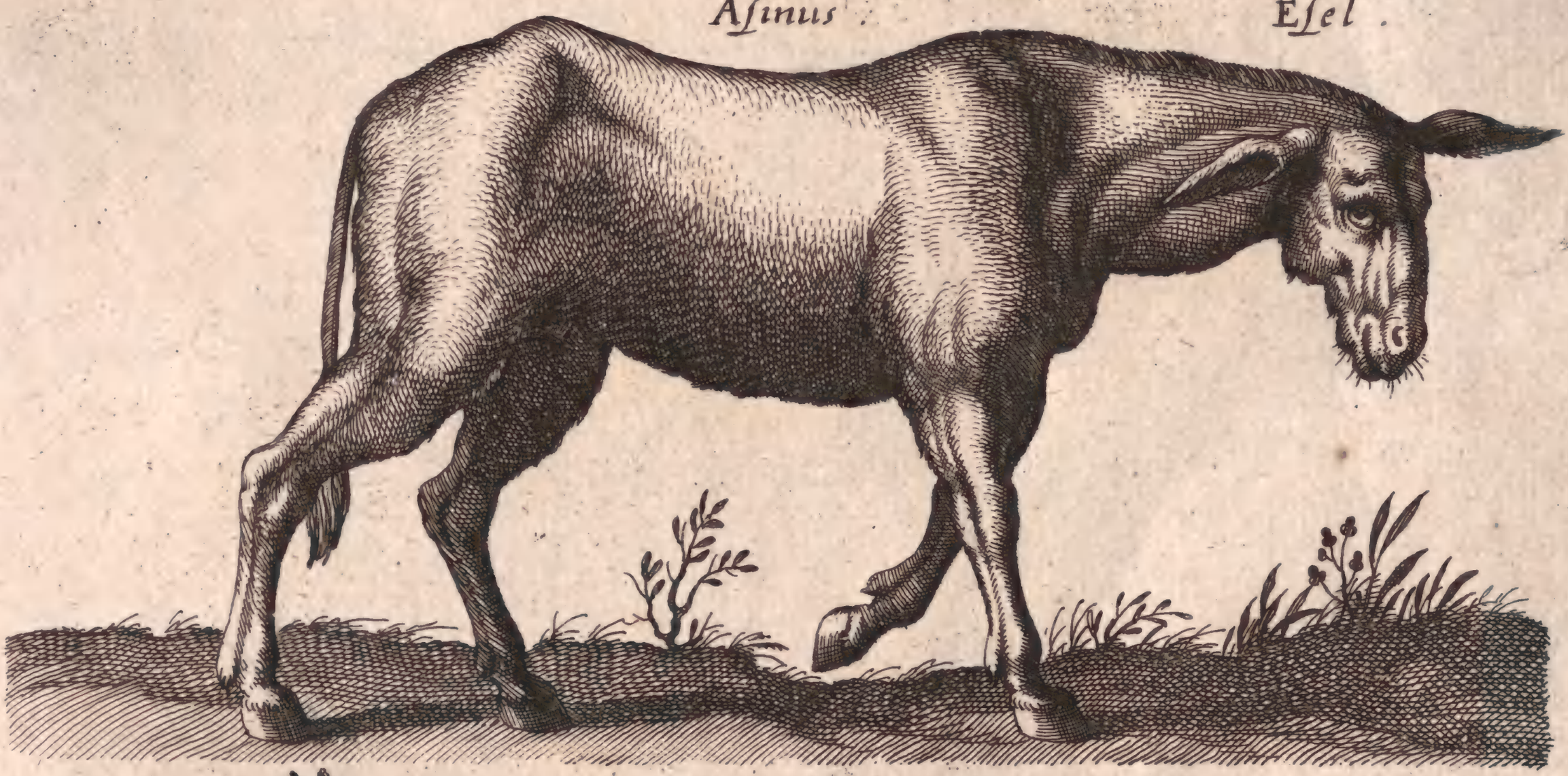
Wenn man sie absetzet, so muß man darauf bedacht seyn, daß man sie in einen Stall bringet, welcher nicht zu warm ist, damit sie nicht zu weich werden. Man muß ihnen die Streue öfters erneuren, und sie von Zeit zu Zeit mit einem Wischlappen abreiben; weil ihnen das Striegeln vor 2. bis 3. Jahren Schmerzen verursachet. Eben so wenig soll man sie anlegen. Raufen und Krippe müssen nicht zu hoch seyn; sonsten bekommen sie einen übelgestalten Hals. Nach 18. Monaten wird ihnen der Schweif beschnitten: alsdenn treiben die Haare von neuem und werden stärker und dicker. Sind sie 2. Jahre alt, so stellet man die weiblichen zu den Stuten, die männlichen aber zu den Hengsten, daß sie sich nicht vergeblich entkräften.

Nach 3. oder 3. und einem halben Jahre, sucht man sie abzurichten. Man le-

Asinus . Esel .



Asinus . Esel .



Mulus . Maul Esel .

leget ihnen aber Anfangs nur einen leichten Sattel auf und lässet sie des Tages höchstens 3. Stunden lang gesattelt. Man gewöhnet sie ein leichtes Gebiß ins Maul zu nehmen, und sich die Füsse aufheben zu lassen; worauf man einige Schläge an den Huf thut: und wenn man sie zum Ziehen gebrauchen will, so leget man ihnen Geschirr und Gebiß an. Der Zaum ist aber im Anfang nicht nöthig. Nachgehends läßt man sie mit einem Kappzaume auf einem ebenen Platze nur mit Sattel oder Geschirr an einer Leine traben. Wenn es sich mit dem Sattel leicht herumdrehet, und gerne zu dem kommt, der die Leine hällt, sezt man sich auf, und steigt auf eben dem Platze ab, ohne es gehen zu lassen, bis es 4. Jahre alt ist. Wenn das Kutschenpferd zum Geschirre gewöhnet ist, so spannet man es zu einem andern, welches schon im Wagen gehen gelernet hat, leget ihm einen Zaum an, und führet es bey einer durch den Zaum gesteckten Leine, bis es anfängt, sich zum Ziehen zu schicken. Nachmals versuchet der Kutscher es zurükgehen zu lassen, und hat jemand bey der Hand, der es mit Gelindigkeit rüklings zu treiben suchet, und ihm auch wohl kleine Schläge gibt, um es zum Zurükgehen zu nöthigen. Dieses alles muß geschehen, ehe die jungen Pferde mit dem Futter geändert haben: denn wenn sie einmal mit Körnern und Stroh gefuttert werden, so werden sie stärker, folglich ungelehriger und lassen sich schwehrer abrichten. Hierüber kan Herrn Garsault Nouveau parfait Maréchal nachgesehen werden.

Der Esel.

T. VI.

Der Esel hat in seiner Gestalt sowohl, als in der Bildung der innern Theile, so viele Aehnlichkeit mit dem Pferde, daß man leicht auf den Gedanken kommen könnte, er seye nichts anders, als ein ausgeartetes Pferd. Der geringe Unterscheid, der sich zwischen diesen beyden Thieren zeiget, könnte einem sehr alten Einflusse des Himmelsstriches, der Nahrung und der ungefähren Folge vieler Fortpflanzungen von kleinen wilden und halbausgearteten Pferden zugeschrieben werden, welche nach und nach mehr ausgeartet, bis sie endlich unsern Augen eine neue beständige Art, oder vielmehr eine Folge ähnlicher Thiere hervorgebracht hätten, die alle auf einerley Art fehlerhaft und so von den Pferden unterschieden wären, daß man sie als Thiere von einer andern Gattung betrachten könnte; wenn man nicht wüßte, daß gewisse Aehnlichkeiten, die thierische Körper mit einander haben, noch keine Beweise von derselben Abstammung sind. Wäre dieses, so würden wir selbst in eine so nahe Verwandschaft mit dem Affen gerathen, die unserem Stolz empfindlicher seyn müßte, als dem Pferd die Vetterschaft des Esels.

Der Esel ist also ein Esel und kein ausgeartetes Pferd, kein Pferd mit einem kahlen Schwanze; er ist weder ein Fremder, noch ein Eingeschobener, noch ein Bastart, und hat, wie alle andere Thiere, seine Familie, seine Gattung, und seinen Rang. Er würde, so sehr man ihn auch verachtet und mißhandelt, das schönste, das wohlgebauteste, das vorzüglichste Thier seyn, wenn kein Pferd in der Welt wäre.

Der Esel hat ein so demüthiges, geduldiges und gelassenes Naturell, als das Pferd stolz, hitzig und ungestümm ist; er leidet die Schläge standhaft und vielleicht muthig; er begnüget sich an den härtesten und unangenehmsten Kräutern, welche die Pferde und andere Thiere verachten. In Ansehung des Wassers ist sein Geschmak ekler; er verlangt Wasser, welches sehr rein und aus Bächen ist, die er bereits kennt. Er ist eben so mäßig beym Saufen, als beym Fressen, und stekt die Nase nicht ganz in das Wasser, wie das Pferd. Daß ihn aber der Schatten seiner Ohren, für welchen er sich fürchte, davon abhalten soll, ist wohl ein blosser Einfall. Weil man sich

die Mühe nicht gerne nimmt, ihn zu striegeln, so wälzet er sich öfters auf Rasen, Disteln oder Farren-Kraute herum; er legt sich, ohne sich um das, was er trägt, zu bekümmern, nieder, und wälzet sich so oft es ihm gefällt. Aber nie wälzt er sich, wie das Pferd, im Koth und Wasser; sondern er fürchtet sich so gar, seine Füsse zu besudeln, und weichet dem Kothe lieber durch Umwege aus. Er hat einen magerern und feinern Schenkel, als das Pferd; er ist auch einer guten Erziehung fähig, und Leo der Africaner, Cardan, Gesner u. a. m. wissen von Eseln zu erzehlen, die dem Sprichwort zum Troze, nach der Musik tanzten, und die Zuschauer mit einer Menge von Kunststücken belustigten.

In der ersten Jugend ist der Esel lustig und sogar artig; er ist flüchtig und muthwillig; allein er verliehrt diese gute Eigenschaften gar bald, es seye nun durch das Alter, oder weil man ihn übel behandelt, und wird träge, ungelehrig, und haisstarrig. Hitzig ist er nur wenn seine Begierden erwachen. Aber alsdann ist er so wütend, daß ihm nichts Einhalt thun kan, und man hat einige gesehen, die ihr äuserstes gethan, und es so weit getrieben haben, daß sie einige Augenblicke darauf gestorben sind. Da er auf eine wütende Art liebt, so hat er auch die stärkste Zuneigung zu seinen Jungen. Plinius versichert, daß, wenn man die Mutter von den Jungen trennte, sie durchs Feuer liefe, um wieder zu ihnen zu kommen. Er gewöhnet sich so an seinen Herrn, daß er denselben von weitem spürt und von allen andern unterscheidet. Auch die Oerter, wo er seinen Aufenthalt zu haben pflegt, und die Wege, die er oft gegangen ist, kennet er. Er hat gute Augen, einen unvergleichlichen Geruch, besonders in Auswitterung der Eselin; vortrefliches Gehör: welches Schuld an der Stelle ist, die man ihm unter den furchtsamen Thieren angewiesen hat; weil man sich einbildet, alle furchtsame Thiere müsten ein sehr feines Gehör und lange Ohren haben. Wird er überladen; so läßt er den Kopf sinken und die Ohren herab hängen; Quälet man ihn allzusehr, so sperret er das Maul auf und ziehet die Lefzen auf eine widrige Art zurük, wovon er eine hönische und spöttische Mine bekommt. Hält man ihm die Augen zu, so bleibt er unbeweglich, und wenn er sich auf die Seite gelegt hat, so daß ein Auge auf die Erde kommt, und man dekt ihm das andere auch zu, so bleibt er in dieser Lage, ohne sich zu schütteln, oder aufzustehen. Er gehet, trabet, galopiert wie das Pferd; nur daß seine Bewegungen alle kleiner und weit langsamer sind. Ob er gleich anfangs mit ziemlicher Geschwindigkeit laufen kan, so gehört doch Zeit dazu, wenn man auch nur einen mässigen Weg mit ihm machen will; und wenn man ihn antreibt, so ist er bald mürbe gemacht, er mag einen Gang annehmen, welchen er will.

Das Pferd wiehert und der Esel schreyt, und dieses Geschrey dauret sehr lange und höchst unangenehm; es gehet wechselsweise aus hohen in tiefe, und aus tiefen in hohe Töne, aber durch sehr unerträgliche Dissonanzen. Die Liebe und der Hunger sind gemeiniglich die Veranlassung seines Geschreyes. Die Stimme der Eselin ist klärer und durchdringender. Der verschnittene Esel schreiet nur tief und schwach, und man kan ihn nicht hören, ob er sich gleich eben so viel Mühe zu geben scheint, und eben die Bewegungen mit der Kehle machet.

Unter allen haarigen Thieren beschwehret das Ungeziefer den Esel am wenigsten; er hat niemals Läuse, welches vermuthlich von der Härte und Trockenheit seiner Haut herrühret, die härter als die Haut der meisten vierfüssigen Thiere ist; und eben diese macht, daß ihm der Schlag der Peitsche und der Stich der Fliegen weniger empfindlich ist.

Nach zwey und einem halben Jahre fallen die ersten Schneidezähne in der Mitte, und hernach auch die andern Schneidezähne neben diesen aus und ersetzen sich zu eben der Zeit, und in eben der Ordnung, wie bey dem Pferde. Man erkennet auch das Alter des Esels aus den Zähnen, welches die dritten Schneidezähne an jeder Seite, wie bey den Pferden, anzeigen.

Nach einem Alter von zwey Jahren ist der Esel geschikt sich zu vermehren: das Weibchen aber erlanget diese Fähigkeit noch eher, als das Männchen und ist eben so geil; aber eben deßwegen auch sehr unfruchtbar. Wenn man nicht sorgfältig ist, die Eselin in dem angenehmen Gefühl ihrer Begierden den Prügel fühlen zu lassen, so wird sie allemal unmittelbar nach der Begattung die empfangene Feuchtigkeit wieder von sich geben, und ohne diese Vorsichtigkeit selten trächtig werden. Die gewöhnlichste Zeit ihrer Hitze ist im May und Brachmonat.

Wenn

Wenn sie trächtig geworden, läßt die Hitze bald nach, und die Milch zeiget sich im zehenden Monat. Im zwölften fohlet sie und man findet öfters in der Feuchtigkeit des Schafhäutchens einzelne dem Pferdgift des Füllens ähnliche Stücke. Sieben Tage nach der Geburt gehet die Hitze wieder von neuem an, und die Eselin ist im Stande, den Esel zuzulassen, folglich gleichsam beständig zu tragen, zu fohlen und Junge zu nähren. Sie wirft nur ein junges und selten 2, daß man kaum Beyspiele davon hat. Nach fünf oder 6. Monaten kan man den jungen Esel absetzen, und dieses ist so gar nöthig, wenn die Mutter trächtig ist, damit sie ihre Frucht besser nähren kan. Der Beschäler oder Hengstesel muß unter den grössesten und stärksten seiner Gattung ausgelesen werden; er muß nicht unter 3 und nicht über 10 Jahr alt seyn, hohe Schenkel, einen völligen Körper, einen erhabenen und leichten Kopf, lebhafte Augen, grosse Nasenlöcher, einen etwas langen Hals, eine breite Brust, fleischichte Nieren, weite Ribben, ein blattes Kreuz, einen kurzen Schwanz, ein glänzendes, weich anzufühlendes, und dunkelgraues Haar haben.

Da der Esel, wie das Pferd wenigstens 3 bis 4 Jahre zu wachsen hat, so lebet er auch wie dieses gemeiniglich 25 bis 30 Jahre; nur daß die Eselinnen, wie man vorgibt, gemeiniglich länger als die Esel leben sollen. Allein dieses kommt vermuthlich bloß daher, daß die Eselinnen, da sie öfters trächtig sind, ein wenig mehr geschonet werden; da man hingegen den Esel mit schwehrer Arbeit und Schlägen allzusehr angreifet. Sie schlafen noch weniger, als die Pferde, und legen sich nicht eher zum schlafen nieder, als wenn sie allzusehr angegriffen werden. Der Hengstesel dauret auch länger, als das Hengstpferd; je älter er ist, desto hitziger scheint er zu seyn, und überhaupt ist die Gesundheit dieses Thieres dauerhafter als des Pferdes. Es ist nicht zärtlich, und lange keiner so grossen Menge von Krankheiten als das Pferd unterworfen. Die Alten wußten so gar vom Esel keine weitere Krankheit, als den Roz anzugeben, welchem er jedoch weit weniger als das Pferd unterworfen ist.

Unter den Eseln gibt es sowohl als unter den Pferden, verschiedene Rassen, allein man kennt sie nicht so gut, weil man weder so viel Sorgfalt, noch Aufmerksamkeit auf sie gewendet hat; kaum aber kan man zweifeln, daß nicht alle Esel ihren Ursprung aus den warmen Himmelsstrichen haben sollten. Aristoteles versichert man habe zu seiner Zeit weder in Scythien, noch in andern daran gränzenden mitternächtlichen Ländern, auch nicht in Gallien, wo es, wie er sagt immer kalt ist, dergleichen Thiere gefunden, und sezet hinzu, daß der kalte Himmelsstrich sie entweder an der Fortpflanzung hindere, oder sie zum Ausarten bringe, und daß sie aus dieser leztern Ursache in Illyrien, Thracien und Epirus, klein und schwach wären. Sie sind auch in Frankreich noch so, ob sie gleich daselbst seit langer Zeit nationalisiret, und die Kälte des Himmelsstriches durch die Menge niedergehauener Wälder und ausgetrokneter Moräste, sehr vermindert worden. Noch gewisser scheinet es, daß sie in Schweden und andern mitternächtigen Ländern neu sind. Sie scheinen ursprünglich aus Arabien, von hier nach Egypten, von da nach Griechenland, von Griechenland nach Italien, von da nach Frankreich, hernach nach Deutschland, Engelland und endlich nach Schweden gekommen zu seyn. Denn je kälter die Himmelsstriche sind, desto schwächer und kleiner sie sind.

Die Nachrichten der Reisenden bestätigen diese Wanderungen der Esel hinlänglich. In Persien, saget Chardin giebt es zweyerley Arten von Eseln; die Landesel, welche träg und schwer sind, und die bloß Lasten tragen müssen, und eine arabische Rasse, die sehr artige Thiere und die besten von der Welt sind, sie haben glattes Haar, einen hohen Kopf und leichte Schenkel, die sie mit vieler Bewegung aufheben; sie gehen gut und deßwegen bedienet man sich ihrer nur zum reuten. Man legt ihnen Sättel auf, welche den runden oben platten Paksätteln ähnlich sind; sie sind von Tuch oder Tapetenwerk, und mit dem nöthigen Reut-Zeug versehen. Man sezt sich mehr nach dem Kreuz als dem Halse zu, und sie werden sehr theuer bezahlt. Man richtet sie ab, aber zu nichts anders als dem Passe. Damit sie mehr Athem haben mögen, schlitzet man ihnen die Nasenlöcher auf, und sie laufen so geschwind, daß man, um sie einzuholen galopieren muß. Wie die Lastesel überhaupt in Asien häufiger, als in andern Welttheilen gefunden werden, so scheinet auch Persien vor andern orientali-

schen Völkern die meisten zu haben, und in Hispahan sind sie kaum zu zahlen.

Wir wissen nicht ob die Araber, die die Rassen ihrer Pferde mit der grösten Sorgfalt erhalten, eben so viele Aufmerksamkeit auf die Esel verwenden, oder ob nicht vielmehr der Himmelsstrich für beyde der vorzüglichste und beste seye? Aus Arabien sind sie in die Barbarey gekommen, und der Esel gehöret unter die stärksten und nüzlichsten Thiere derselben. Der Sattel wird ihm nicht so wohl zu Algier, als zu Tunis aufgelegt, wo die Esel gemeiniglich weit stärker und grösser sind. Aus der Barbarey kamen sie nach Egypten. In Cairo reuten bloß die Vornehmen auf Eseln, die von einer grossen Art sind, und es soll gegen 40000 in dieser Stadt geben. Sie haben hier nichts von der gewöhnlichen Trägheit und Schwere, die man diesen Thieren sonst vorwirft, und ihr Feuer lässet auf den längsten Reisen nicht nach; sie sind in Egypten so schön und groß gewachsen, als in den heissesten Himmelsstrichen von Indien, z. B. Guinea, wo sie besser, grösser und stärker als die Landpferde seyn sollen. In Madura hält man sie so gar in so grossen Ehren, und eine der ansehnlichsten und edelsten Zünfte der Indianer verehret sie besonders, weil sie glauben, daß alle Seelen von adelichem Herkommen in die Leiber der Esel übergiengen. In allen mittäglichen Ländern von Senegal bis nach China, giebt es weit mehr Esel als Pferde, und die wilden Esel sind dort auch gemeiner, als die wilden Pferde.

Den wilden Esel oder Waldesel T. VII. haben die Lateiner nach den Griechen Onager genennet, welchen man nicht mit einigen Reisebeschreibern und Naturforschern mit dem Zebra T. V. verwechseln darf, dessen Geschichte nachfolgen soll. Der Onager oder Waldesel ist nicht wie der Zebra, oder wie ihn Ludolf nennet, Zecora, gestreift und in der Zierlichkeit der Bildung weit unter ihm.

Man findet auf einigen Inseln des Archipelagus, und besonders auf der Insel Cerigo wilde Esel; und in den Lybischen und Numidischen Wüsten giebt es auch viele. Sie sind grau und laufen so schnell, daß ihnen nur die Barbarischen Pferde gleich kommen. Beym Anblik eines Menschen, thun sie einen Schrey, schlagen aus, stehen stille, und fliehen nicht eher, als wenn man anfängt nahe zu ihnen zu kommen. Sie werden in Schlingen und Schleifen von Stricken gefangen. Auf die Weide und zur Tränke gehen sie in Heerden. Ihr Fleisch essen die Einwohner der dortigen Gegenden. Zu den Zeiten des Marmols, gab es auch wilde Esel auf der Insel Sardinien, sie waren aber kleiner als die Africaner. Pietro della Valle hat zu Basora einen wilden Esel gesehen, dessen Gestalt sich von dem Hausesel nicht anders unterscheidete, als daß er von dem Kopf bis an den Schwanz einen gelblichten Streif hatte, und weit lebhafter und flüchtiger im Laufen war, als der gemeine Esel. Olearius erzählet, daß er sich einst mit dem Könige von Persien in ein kleines wie ein Theater gemachtes Gebäude begeben, wo eine kleine Mahlzeit von Confect und Früchten aufgesezt worden. Nach der Tafel habe man 32. wilde Esel in diesen Thierhof getrieben, auf welche der König auf einigemal mit Pfeilen und Kugeln geschossen, und hernach den Anwesenden gleiche Erlaubniß gegeben; manche dieser Esel hätten zuweilen mehr als zehen Pfeile an sich stecken gehabt, womit sie den andern beschwerlich worden und sie verlezt hätten, so daß sie sich gebissen und auf eine seltsame Art aneinander gerieben. Nachdem sie alle erlegt worden, habe man sie der Reihe nach vor den König hingelegt, und hierauf nach Ispahan in die Hofkuche geschikt. Die Perser halten den Kuhe oder wilden Esel für ein wahrhaftig königliches Essen. Auf unserer VII. Tafel hat er zwar ein Horn auf der Stirne, so wie es ihm die meisten alten Schriftsteller gegeben haben, allein die neuern, die Gelegenheit gehabt haben, dieses Thier näher kennen zu lernen, sagen nichts davon, und Taveriner führet das Horn, welches der wilde Esel von rothen Haaren, der vom Kan zu Schiras dem Cha-Abas geschenkt worden, mitten auf der Stirne hatte, als eine Seltenheit an. Wir wolten es aber doch nicht hinweg nehmen lassen, weil wir hoffen es werde dem Leser, der es sich hinweg denken kan, nicht unangenehm seyn, manchmal auch eine Zeichnung nach den Begriffen der alten Naturbeschreiber zu sehen.

In America hat man eben so wenig Esel, als Pferde gefunden, ob sie gleich der Himmelsstrich, vornehmlich des Mittägigen America, so gut als irgend ein anderer für sie schikte. Diejenige, welche die Spanier aus Europa dahin gebracht, und sowohl auf die grossen Inseln,

Onager. Wald Esel.

Lupus Marinus,
Meer Wolff

Capra Sylvestris. Wild Geiss art.

seln, als auf das feste Land, frey haben laufen lassen, haben sich stark vermehret, und man findet an vielen Orten wilde Esel, die Heerdenweise gehen, und die man wie die wilden Pferde mit Schlingen fängt.

Der Esel zeuget mit der Stute die grossen Maulesel, und das Pferd bringt mit der Eselin die kleinen hervor. Die aber von Waldesel mit der Stute gezeuget werden, sind unter allen die stärksten.

Ob das Fleisch der wilden Esel eine gute und angenehme Speise seye, können nur die zuverlässig sagen, die ihr eigener Geschmak davon überzeuget hat. Aber das weiß man zuverlässiger, daß das Fleisch der Hausesel noch weit schlechter, härter, ekler und übelschmeckender, als das Pferdfleisch ist. Die Milch aber wurde von den Griechen schon für gewisse Krankheiten mit gutem Erfolg gebraucht und hat ihre Ehre auch bey uns noch nicht verlohren.

Die Härte und das elastische der Haut des Esels, macht, daß man sie zu Sieben, Trommeln, Pergament zu Schreibtafeln u. s. w. gebraucht. Und der Chagrin, oder Sagri den die Morgenländer bereiten, ist auch von dieser Haut. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Knochen dieses Thieres, härter als die Knochen anderer Thiere seyn müssen, weil die Alten Flöten davon machten, deren Ton sie für ungleich heller und reiner, als aller aus Knochen gemachter Flöten hielten.

Unter allen Thieren kan der Esel vielleicht, nach Beschaffenheit seiner Grösse, die schwereste Last tragen, und da er fast nichts zu erhalten kostet, und eben so wenig Sorgfalt erfordert, so ist er von grossem Nutzen: im Felde, bey den Mühlen u. s. w. Er kan auch zum Reuten gebraucht werden, alle seine Gänge sind sanft, und weil er nicht so oft stolpert, als ein Pferd, sicher, wo lockerer Boden ist spannet man ihn auch an den Pflug, und für schwehres und feuchtes Erdreich ist sein Mist ein sehr guter Dünger.

Die Benennung der äusserlichen Theile des Pferdkörpers gehören mit Recht für eben diese Theile bey dem Esel und andern Thieren, die keine gespaltene Füsse haben, und deßwegen ist es nicht nöthig die bereits erklärte Kunstwörter zu wiederholen. Doch muß man anmerken, daß der Esel, der aus eben den Theilen wie das Pferd bestehet an den Hinterschenkeln keine Schwämme hat: auf den Vorderschenkeln aber hat er Spuren von denselben, welche sich bey nahe an eben dem Ort befinden, wo bey den Pferden die Schwämme sitzen. Diese Spuren sind durch eine schwarze von Haaren entblößte Haut bemerket, woran sich gar nichts hornartiges zeiget. Auf dem untern und hintern Theil der Köhden (Boulets) eines jeden Schenkels siehet man einen kleinen runden Flek von schwarzer Haut ohne Horn, welcher die Spur des Sporns (Ergot) des Pferdes vorzustellen scheinet.

Die Kunstwörter aber, damit man die Farben und das Haar der Pferde auszudrucken pfleget, sind hier nicht zu gebrauchen; weil die Farben bey den Eseln lange nicht so mannichfältig, und folglich die gewöhnlichen Benennungen der Farben hinlänglich sind, sie auszudrücken.

Die gemeinste Eselfarbe ist Mausefahl; es giebt auch lichtgraue, und von einem grau, das mit dunkeln Flecken vermischt ist; man sieht weisse, rothe, braune und schwarze, die grauen Esel haben eine weisse Schnauze, die bis auf 4 Finger über die Nasenlöcher gehet; und dieser weisse Flek endiget sich meistens oben mit einem mit roth vermischten Bande. Das Ende der Lefzen ist schwarz und eben diese Farbe erstrecket sich bis an die Nasenlöcher. Bey manchen aber sieht man nur zwey schwarze Bänder, welche auf jeder Seite bis auf die Nase reichen. Die Ohren sind schwarz eingefaßt und auswendig auf dem Grunde gleichsam mit dieser Farbe besprenget. Der übrige Theil ist von einem mit roth vermengten Grau. Von dem Schopfe erstrekt sich ein langer schwarzer Streif längst der Mähne hin, welcher über das Vorderroß weg, auf der ganzen Länge der Rückensäule hin, und auf der Schwanzriebe weg, bis ans Ende lauft. Ein anderer Band von eben der Farbe geht auf dem Vorderrosse quer über den nach der Länge laufenden Streif weg, und an jeder Seite bis auf die Mitte der Schultern herab. Der vordere Theil des Streifes ist auf der Mitte des Schopfes und der Mähne, welche schwarz sind: die innere Seite des Schwanzes ist von eben der Farbe. Bey den meisten grauen Eseln sind sowohl an den Vörder- als Hinterschenkeln das Knie, die Köhde, der Fessel und die Krone schwarz oder braun. Manche haben auch an der

Mitte und vorn auf dem Kegel, und oben auf der Röher der Hinterschenkel einen schwärzlichten Halbzirkel. Andere haben vorn auf dem Kegel einen Zoll von einander zween Halbzirkel von eben dieser Farbe: allein dieses findet man nur selten, und es ist gemeiner, den Kegel der 4 Schenkel an einigen Orten mit braunen oder schwarzen Ringen gezeichnet zu sehen. Das Innwendige der Ohren, der Kanal, die Kehle, die Brust, der Bauch, die Flanken und die innere Seite der Kegel und der Dikschenkel sind fast bey allen Eseln weiß, sie mögen eine Farbe haben, welche sie wollen: oder wenn auch diese Theile nicht weiß sind, so haben sie doch wenigstens eine schmuzigt-weisse Schattirung, oder eine weniger tiefe Farbe, als der übrige Theil des Körpers. Die meisten Esel haben auch einen weissen oder weißlichten Kreis um die Augen, und der auswendige Rand dieses Kreises hat meistens eine braunröthlichte Farbe, welche nach dem Maasse, als sie sich von dem weissen Zirkel entfernet, schwach wird und vergehet. Die braunen Esel und die rothen, haben wie die grauen, schwarzes auf den Ohren: allein die Mitte der äusserlichen Fläche ist von einer nicht so tiefen Farbe, als der übrige Theil des Körpers.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das grau, oder das mit einigen falben Schattirungen vermischte Grau, die natürlichste Farbe der Esel; und wenn wir wilde Esel hätten, so würden dieselben wie die grauen jezt beschriebenen Esel seyn. Sie würden schwarze Flecken oder Streifen auf einem grauen Grunde, und einige orangirte Schattirungen haben. Mit diesen drey Farben würde man, wie bey dem Pferde, alle Mischungen des Haares aller Esel, auch so gar derjenigen, welche die meisten Verschiedenheit in der Farbe haben, heraus bringen können. Diese Mannigfaltigkeit würde gewiß grösser werden, wenn man sorgfältiger bey der Wahl der Beschäler, und bey Vermischung dieser Thiere wäre. Allein sie werden sehr vernachlässiget. Wenn sie nur gut gehen, fest und sicher auf den Schenkeln, und stark genug Lasten zu tragen sind, so bekümmert man sich wenig, weder um die Farbe ihres Haares, noch den Flecken, welche sich auf der herschenden Farbe befinden, noch der Aehren, welche durch eine gewisse Stellung des Haares, wie auf den Pferden formiret werden. Doch giebt es Esel, welche so wohl Balzanen als einen Stern oder weissen Streif auf der Stirne haben, welcher sich aber gemeiniglich mit dem weissen Flek an der Schnauze vermischet. Sie haben fast alle auf der Mitte des Stirnblatts eine Aehre, und auch die meisten an der Mähne, hinter den Ohren zwey Aehren. Ueberhaupt ist das Haar des Esels härter, vester und länger, als das Haar des Pferdes.

Man wendet wenig Aufmerksamkeit auf die Proportion des Körpers der Esel; man verwirft nur diejenigen, welche dem Gebrauch, zu dem sie bestimmt sind, zuwiderlaufen. Diese Mängel müssen auch sehr merklich seyn, als z. B. ungesunde oder gebogene Schenkel, welche das Thier schwach machen, daß es stolpert, und ein auf seiner Länge eingebogener Rüken, welcher nicht so geschikt zum Last tragen ist, als ein ausgebogener, den man Karpfenrücken (Dos de carpe) nennet. Da sie nicht an Kutschen, sondern gemeiniglich nur zu den schwersten Arbeiten gebraucht werden, so hat man sich keine Mühe gegeben, die fortzupflanzen, die am besten gebauet sind. Man hat nicht einmal Regeln gemacht, wie bey den Pferden, um darnach zu bestimmen, welches das beste Verhältniß aller Theile ihres Körpers seye. Vermuthlich sind die Pferde Ursache, daß man dieses vernachlässiget, und wenn es gar keine gäbe, so würde man gewiß eben so viele Untersuchungen über die wahre Schönheit und Zierlichkeit der Esels-Taille angestellt haben. Denn wir würden genöthiget seyn, die Esel fast zu allem anzuwenden, wozu wir uns der Pferde bedienen.

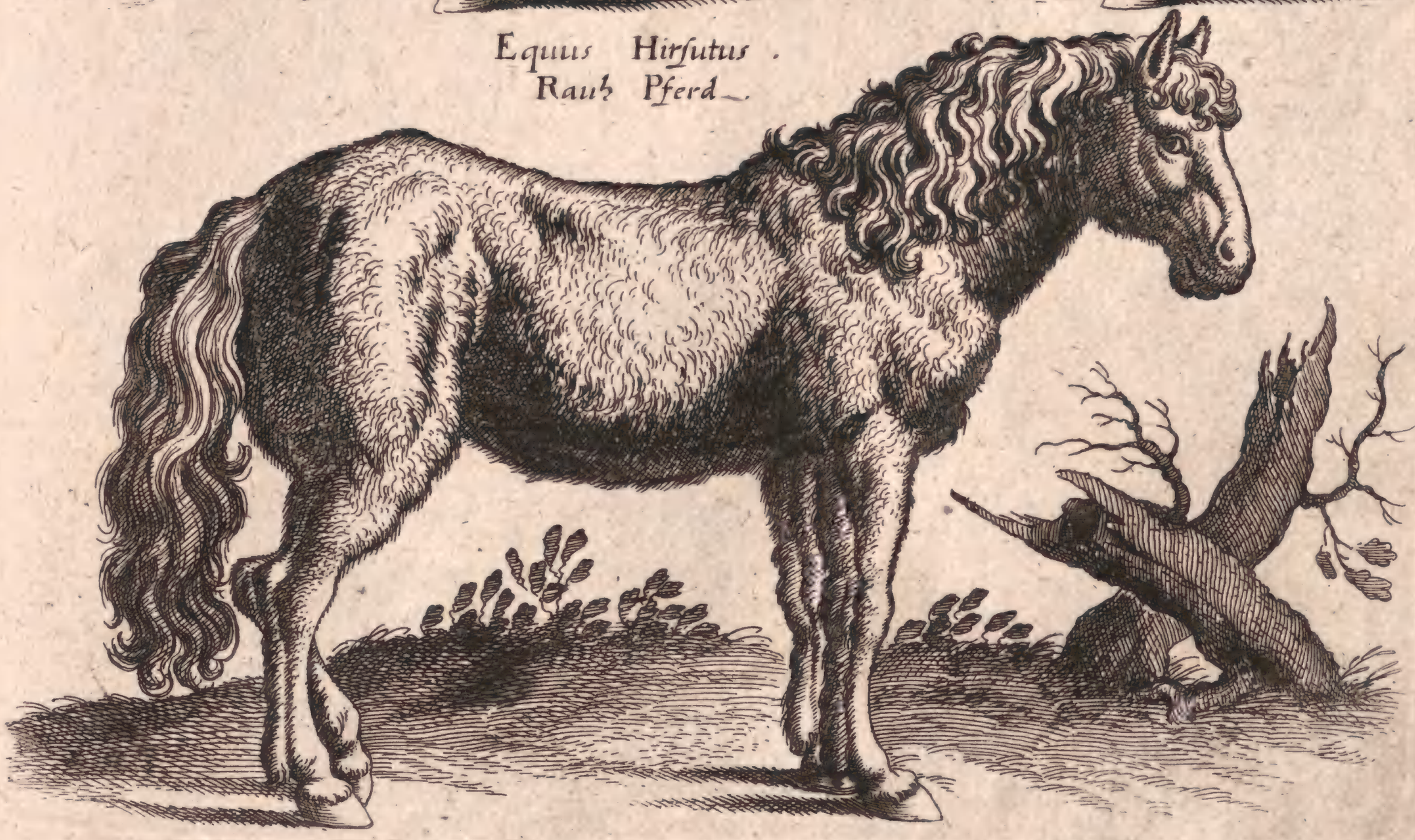
Wenn man freylich die Gestalt und das Ansehen des Esels und des Pferdes mit einander vergleichet, so fällt es so gleich in die Augen, daß der Esel nach dem Verhältniß seines Körpers einen grössern Kopf als das Pferd, weit längere Ohren, auf der Stirne und den Schläfen ein längeres Haar, weniger heraus stehende Augen, und ein plattgedrukteres Unteraugenlied, eine spitzigere und hängendere Oberlefze, einen dickern Hals, ein nicht so hohes Vörderroß, und eine schmälere und mit der Kehle fast in einem Stük fortgehende Brust hat. Der Rücken ist erhaben, und das Rükgrad stehet überhaupt in seiner ganzen Länge bis an den Schwanz heraus; die Hüften sind höher als das Vörderroß, das Kreuz ist platt und abhängig, und der Schwanz ist von seinem Ursprung

an

Zebra Indica
Indianiſch Maulthier.

Equus Indicus.
Indianiſch Pferd.

Equus Hirſutus.
Rauh Pferd.



an bis auf ungefähr drey Viertel von seiner Länge von langen Haaren entblößt. Uebrigens ist der Esel dem Pferd sehr ähnlich; vornemlich was die Vorderschenkel betrift: die Hinterschenkel aber sind an den meisten Eseln enge oder geschlossen (crochus) oder sie haben den Rappen (jartés.) Ein grosser Kopf, eine Stirne und Schläfe, die stark mit langen und dicken Haaren besezt sind, weit von einander stehende und tief liegende Augen, eine nach ihrem Ende zu aufgeblasene Schnauze, geben dem Esel, anstatt einer angenehmen und gelehrigen Mine, welche sich bey dem Pferde zeiget, ein dummes und blödsinniges Ansehen. Der untere Theil des Kopfes bey dem Esel, welcher sich von den Augen an bis ans Ende der Lefzen erstrecket, ist in Vergleichung des Raumes zwischen den Augen und Ohren nicht so lang, als bey dem Pferde: er ist nicht nur nicht so lang, sondern auch breiter, dicker und platter. Da überdiß die Ohren länger, schwankender und hängender sind, so macht dieses alles zusammen die Gesichtsbildung des Esels plump: da hingegen der Unterscheid, welcher an eben diesen Theilen des Pferdes beobachtet wird, diesem eine feine Mine gibt. Der grosse und schwere Kopf des Esels, seine langen und schwankenden Ohren, sein breiter und dicker Hals, seine schmale Brust, sein gebogener und gleichsam schneidender Rücken, seine Hüften, die höher als das Vörderroß sind, sein plattes Kreuz, sein kahler Schwanz, und seine engen und zu nahe beysammen stehenden Hinterschenkel verunedlen sein Ansehen.

Diese Mängel haben auf alle seine Tritte und Gänge einen Einfluß, vornemlich wenn man sie mit des Pferdes seinen vergleichet. Indessen würde der Esel ohne diesen Gegenstand der Vergleichung, allen unsern Hausthieren zum Reuten und zu manchem anderen Gebrauch vorzuziehen seyn: und vielleicht könnte man ihn durch die Wahl der Beschäler in einer langen Reihe von Fortpflanzungen und durch eine sorgfältige Erziehung zu einer solchen Vollkommenheit bringen, als er haben kan, eben die Dienste als das Pferd zu thun. Man würde schöne Verhältnisse bey dem Wuchs des Esels entdecken; man würde seine Leichtigkeit und die Verschiedenheit seiner Gänge rühmen; man würde seine gute natürliche Eigenschaften in Vergleichung der Schwere und der wilden Art des Stiers, der Langsamkeit und der Dummheit des Ochsens, welche nebst dem Esel die einzigen von unsern Hausthieren wären, die zum Reuten dienen könnten, wenn kein Pferd wäre, bewundern. Und ohne ihn zum Nebenbuler des Pferdes zu machen, oder eine Lobrede auf ihn zu schreiben, kan man doch allezeit behaupten, daß er in den Augen eines Naturforschers ein so beträchtliches und der Untersuchung eben so würdiges Thier, als das Pferd, ist, wenn gleich die äusserliche Theile seines Körpers nicht so zierlich sind.

Das Zebra.

Dieses Thier, welches jetzo beschrieben werden soll, und welches unsere fünfte Tafel zeiget, würde vermuthlich in einer andern Gesellschaft, als des Esels seiner, erscheinen, wenn es nicht von den meisten, die es zuerst beschrieben haben, zu einer Art desselben gemacht worden wäre. Aber es wird sich durch seine eigene Gestalt schadlos halten, wenn es etwan in der Rangordnung gelitten hat, denn es hat vielleicht die schönste Bildung und die artigste Haut unter allen vierfüßigen Thieren. Die einnehmende Gestalt des Pferdes und die Leichtigkeit des Hirsches, stecket unter einem streifichten Fell mit schwarzen und weissen Bändern, die mit einer solchen Regelmäßigkeit und Symmetrie aufgetragen sind, daß man denken sollte, die Natur habe Zirkel und Lineal zu diesem Gemälde gebraucht. Diese schwarze und weisse Wechselsstreife sind um so sonderbarer, weil sie schmal sind, parallel fortlaufen und sehr scharf von einander abstechen; und weil dieselbe ausserdem nicht allein über den Leib gehen, sondern sich auch über den Kopf, über die Schenkel und Beine, und bis über die Ohren und den Schwan; erstreken, so daß es von ferne scheinet, als wenn das Thier um und um mit Bändchen umwickelt wäre, die man sehr künst-

lich allen Theilen des Körpers angelegt hätte; sie schmiegen sich auch nach den Umrissen des Leibes, und bezeichnen die Form desselben auf eine vortheilhafte Art, daß sie so gar den Umfang der Muskeln ausdrücken, indem sie bald breiter, bald schmäler werden, nachdem die Thiere mehr oder weniger fleischicht, mehr oder weniger gerundet sind. Bey dem Weibchen sind diese Streifen wechselsweise schwarz und weiß, bey dem Männchen schwarz und gelb, aber allezeit von einer lebhaften und glänzenden Schattirung, auf einem kurzen, feinen und dichten Haare, dessen Glanz die Schönheit der Farben noch mehr erhebt. Das Zebra ist überhaupt kleiner, als das Pferd, und gröſſer als der Esel. Man hat es zwar oft mit diesen beyden Thieren verglichen, und ihm so gar die Namen das wilde Pferd und der gestreifte Esel, beygelegt; es ist aber keine Copey weder von dem einen, noch dem andern, und könnte wohl eher ihr Modell seyn, wenn nicht alles in der Natur ohne Unterscheid Original wäre, und wenn nicht jede Gattung gleiches Recht an der Schöpfung hätte.

Das Zebra ist also weder Pferd noch Esel, sondern selbst eine Gattung. Man hat keine Nachrichten, daß es sich mit einem oder dem andern vermische und zeuge, ob man es schon oft versucht hat sie zu paaren. Dem, welches 1761. in dem Thiergarten zu Versailles war, hat man hitzige Eselinen vorgeführt; aber es verschmähete sie, und wurde durch ihre Gegenwart nicht brünstig, wenigstens bemerkte man kein äusserliches Zeichen der Brunst, ob es gleich mit ihnen spielte, und sie auch bestieg. Diese Frostigkeit hatte vermuthlich blos in der natürlichen Ungleichförmigkeit ihren Grund; denn das Zebra war vier Jahre alt, und zu jeder andern Leibesübung munter und hurtig.

Das Zebra ist das Thier nicht, das uns die Alten unter dem Namen Onager bekannt gemacht haben. Es gibt in der Levante, im Orient von Asien und in dem nördlichen Theile von Afrika eine sehr schöne Rasse von Eseln, die, gleich den schönsten Pferderassen, aus Arabien abstammt. Diese Rasse unterscheidet sich von der gemeinen, durch die Gröſſe des Körpers, durch die Geschmeidigkeit der Beine und durch den Glanz des Haares. Sie haben eine einzige und gemeiniglich eine schöne mausfahle Farbe, und ein schwarzes Kreuz auf dem Rücken und über den Schultern; bisweilen sind sie mehr lichtgrau, und haben alsdenn ein blondes Kreuz. Diese afrikanische und asiatische Esel, kommen bey aller ihrer Schönheit, die sie weit über die europäischen setzt, eben sowohl von den Onagern oder wilden Eseln her, die man noch jezt in der östlichen und südlichen Tartarey, in Persien, in Syrien, in den Inseln des Archipelagus und in ganz Mauritanien, und zwar in grosser Menge findet. Die wilden Esel unterscheiden sich von den zahmen durch nichts anders als durch diejenigen Eigenschaften, die mit der Ununterwürfigkeit und Freyheit verbunden sind; sie sind weit starker und behender, sie sind muthiger und lebhafter; allein in der Leibesgestalt haben sie nichts voraus, sie tragen blos ein weit längeres Haar, und dieser Unterscheid hängt gleichsam ihrem Zustande an; weil sie nicht wie unsere Esel geschoren werden, wenn sie vier oder fünf Monate alt sind. Die Eselfüllen haben zuerst ein langes Haar, beynahe wie die jungen Bären. Das Leder von den wilden Eseln ist gleichfalls härter als von den zahmen; es soll, wie man versichert, überall mit kleinen Knöpfchen besezt seyn, und aus eben diesen Onagerhäuten soll in der Levante das körnigte Leder, das man Chagrin nennet, zubereitet werden. Mit den wilden Eseln oder Onagers ist des Ezigithai der Mongulischen Tartarn einerley. Allein, weder diese wilde, noch die schöne arabische Esel, können als der Geschlechts-Stamm von der Zebra-Gattung angesehen werden, ungeachtet ihre Bildung und Behendigkeit der Zebra ihrer nahe kommt; weder an diesen, noch an jenen, hat man jemals die regelmäßige Abwechslung der Farben des Zebra erblikt. Diese schöne Gattung ist für sich allein, und die einzige in ihrem Geschlechte; sie lebt auch in einer ganz andern Himmelsgegend, als die wilden Esel, und findet sich blos im südlichsten Theile von Afrika, von Aethiopien bis an das Vorgebürge der guten Hofnung, und von da bis nach Congo; sie ist aber weder in Europa, noch in Asien, noch in Amerika, und sogar in keiner einigen nördlichen Gegend von Afrika vorhanden; diejenigen, die von einigen Reisenden, wie diese melden, in Brasilien gefunden sind, waren aus Afrika dahin gebracht worden; diejenige, die andere, zu Folge ihrer Berichte, in Persien und in der Türkey gesehen haben, waren aus Aethiopien dahin übergeführt worden; und diejenigen

endlich,

endlich, die wir in Europa gesehen haben, sind beinahe alle vom Vorgebirge der guten Hofnung gekommen. Diese Spitze von Afrika ist ihr wahres Clima, wo sie in grosser Menge sind, und wo die Holländer sich alle Mühe gegeben haben sie zu Haußthieren zu machen, ohne jemals vollkommen glüklich gewesen zu seyn. Dasjenige welches Herr Büffon zum Gegenstand seiner Beschreibung gehabt hatte, war sehr wild da es in den Thiergarten des Königes kam, und ist nie völlig zahm geworden. Es wurde zwar so weit gebracht, daß es sich reiten ließ; es war aber alle Behutsamkeit nöthig und der Zaum wurde allezeit von zweenen gehalten, wenn der dritte darauf saß. Es war sehr hartmäulig und an den Ohren so küzlich, daß es sogleich hinten ausschlug, so bald man sie berühren wollte. Es war stättig, wie ein lasterhaftes Pferd, und widerspenstig wie ein Maulesel. Aber vielleicht sind das wilde Pferd und der Onager eben so wenig umgänglich, und allem Ansehen nach würde das Zebra, wenn man es von der ersten Jugend an zum Gehorsam und zur Dienstbarkeit gewöhnte, eben so sanftmüthig, als der Esel und das Pferd, werden, und die Stelle von allen beyden vertreten können.

Die Reisebeschreiber geben ihnen bald den Namen wilder Pferde, bald machen sie dieselbe zu wilden Eseln. Chaumont der von den erstern ist, versichert, daß es die schönsten Thiere auf der Welt seyen, aber auch daß man sie nur mit sehr grosser Mühe bändigen könne. In Colbens Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung werden sie zu wilden Eseln gemacht, und ebenfalls für das schönste Thier, das der Verfasser je gesehen hat, angegeben. Er sagt, sie seyen so groß, als ein Pferd von mittelmäßiger Höhe; seine Beine seyen geschlank und gut gebildet; seine Haar seyen weich und glatt; von seiner Mähne an bis nach dem Schwanze zu erblicke man mitten auf dem Rucken einen schwarzen Streif, von dem zu beyden Seiten andere Streife von verschiedenen Farben in grosser Menge ausgehen, welche unter dem Bauche zusammentreffen, und folglich eben so viel Zirkel machen. Einige dieser Zirkel sind, fährt er fort, weiß, andere gelb, andere kastanienbraun, und diese Farben gehen eine in die andere solchergestalt über, daß es reizend anzusehen ist. Sein Kopf und seine Ohren sind gleichfalls mit kleinen Streifen von eben solchen Farben geschmükt; diejenigen, die an der Mähne und dem Schwanze hervorstechen, sind weiß, kastanienbraun, oder braun; die gelben sind die wenigsten darunter. Dieses Thier ist so schnell, daß kein Pferd in der Welt in diesem Stük mit ihm verglichen werden kan; es kostet Mühe eines zu fangen, und es wird ungemein theuer verkauft. Er gestehet weiter, daß, obgleich der P. Tellez, Thevenot und andere mehr sagen, daß sie gezähmte Thiere von dieser Art gesehen haben, er doch niemals an dem Vorgebirge der guten Hofnung davon habe reden gehöret. In Draks Reisen heißt es, daß man im Königreiche Congo ein Thier Namens Zebra finde, das die völligste Aehnlichkeit mit einem Maulthiere habe, nur daß es fruchtbar seye. Von seinen Farben sagt der Verfasser ebenfalls, daß es schwarze, weisse und gelbe Streifen habe, davon ein jeder drey fingerbreit seye; und daß diese Thiere alle Jahre Füllen werfen; und Pyrard der ihre Schönheit ebenfalls rühmet, versichert von ihrer Wildheit, daß sie jung und klein gefangen schwehr zu bändigen seyen, und daß eines, das lossgekommen einen Stallknecht getödtet, und ein anderer der diesen Thieren wartete, ihm gezeiget habe, daß er an verschiedenen Stellen von ihnen gebissen worden, ungeachtet sie sehr kurz angebunden waren. Doch wir wollen nicht mehrere ausschreiben sondern zu der Beschreibung des Herrn Daubenton übergehen. Nach ihm ist

Das Zebra ein Thier mit ungespaltenen Füssen oder mit Hufen, so groß wie ein halbes Maulthier, so man Mülon nennet, das ist, wie ein Maulthier, welches in der Grösse einem Pferde von mittlerer Höhe beykommt. Man kennet nur drey Thiere, die einen festen Huf haben, nehmlich das Pferd, den Esel, das Zebra und die Maulthiere, die von einem Pferde und von einer Eselin, oder von einem Esel und einer Stutte fallen. Das Zebra gleichet den Maulthieren und dem Esel mehr, als dem Pferde; es hat vorn ein eben so dikes Maul, als der Esel und Mauleſel, eben so lange Ohren, eben so niedrig liegende Augen, und einen eben so plumpen Kopf; es hat auch noch mehr Aehnlichkeit mit diesen beyden Thieren, als mit dem Pferde, in Rukſicht auf den Hals, auf die Bildung des Rukens und auf die Stellung der Schenkel; die Schenkel sind eben so schön, als bey Maulthieren,

ren, die dieselben von vorzüglicher Schönheit haben. Der Schwanz des Zebra hat am Ende nur einen Zopf von langen Haaren, wie ein Eselschwanz; das Kreuz aber ist runder, als das Kreuz eines Esels oder Maulesels, und kommt der Kruppe eines Pferdes näher.

Die Farben des Haares sind weiß, schwarzbraun und falb; allein das Weisse und Schwarze waren in seinem Originale die Hauptfarben, und machten eins ums andere Streife, die grösstentheils symetrisch waren. Diese Streife hatten verschiedene Richtungen, nachdem wie die Theile des Leibs verschieden waren; sie waren bald breiter, bald schmäler, und gaben der Haut des Thieres das Ansehen eines gestreiften Zeuges. Das äuserste des Mauls war schwarz; auf dem ganzen übrigen Kopfe waren weisse, schwarze oder falbe Streife; diese umgaben die Augen und liefen von der Scheitel des Kopfes nach den Augen zu, und längst der Stirne und dem Stirnblatte hinab, und verschwanden bey den Nasenlöchern in einem Raume von falber Farbe, der sich ein wenig zwischen die weissen Streife auf dem Stirnblatte, und dessen Seiten bis unter das Kinn ausdehnte; diese Streife liefen auf der Stirne zusammen, und waren sehr schmal, einige waren nicht über eine Linie breit; andere, die ungefähr einen Zoll breit hatten, lagen queer an den Seiten und am Untertheile des Kopfes, und bogen sich über die Seiten des Stirnblattes hinüber. Das Inwendige und die Spitze des Ohrs waren weiß; an der auswendigen Seite desselben fand sich ein grosser schwarzer Flek unter dem Weissen an der Spitze; übrigens war diese Seite weiß, und mit kleinen schwarzen Streifgen überzogen, die verschiedene Richtungen hatten. Die Streife des Halses giengen in die Queere und umgaben denselben wie Halsbänder; die weissen waren etwas schmäler, als an den Seiten des Kopfes; die schwarzen aber waren breiter, indem sie mitten an den Seiten des Halses dritthalb bis drey Zoll in der Breite hielten; die weissen Streife zienngen und verlängerten sich bis in die Mähne hinein, doch blos in der Gegend des Halses; denn auf dem Widerrisse war die Mähne völlig schwarz und sehr kurz; ihre Länge betrug daselbst nicht mehr, als anderthalb Zoll, da hingegen die Halsmähne bey fünf Zoll lang war. Von dem Widerrisse fieng ein schwarzer Streif an, und erstrekte sich über den ganzen Ruken, über die Kruppe und längs dem Obertheile des Schwanzes hin. Dieser Streif war auf dem Widerrisse einen halben Zoll, und auf den Lenden beynahe zween Zoll breit; hierauf wurde er immer schmäler bis an den Schwanz, wo er nur zwo Linien breit war. Es war noch ein anderer schwarzer Streif da, der von der Brust bis an die Scheide gieng, und mitten über die Brust und den Bauch fortlief; dieser Streif war mitten am Bauche gegen drey Zoll breit. Verschiedene weisse Streife erstrekten sich von dem schwarzen Ruckenstreife über die Seiten des Leibes und liefen bis zu dem schwarzen Streife hinab, der auf der Brust und am Bauche befindlich war. Diese weissen Queerstreife an den Seiten des Leibes hatten verschiedene Breiten, wovon die mittlere ungefähr einen Zoll betrug; sie lagen zwischen noch einmal so breiten schwarzen Streifen, die aber auf der Brust ziemlich unmerklich wurden und am Bauche, nachdem sie sich in zween Aeste getheilt hatten, beynahe gänzlich verschwanden. Einige von den weissen Streifen an den Seiten des Leibes waren an ihrem obern Ende gleichfalls gabelförmig gespalten; andere hatten eine geringe Länge und lagen in der Nachbarschaft des schwarzen Ruckenstreifes. An jeder Seite eben dieses Streifes war längs der Oberfläche der Kruppe ein dreyeckigter Raum vorhanden, der von weissen und schmalen Streifen durchschnitten war, die eben dieselbe Richtung in die Queere, als die Streife an den Seiten des Leibes hatten, und fast alle Streife des Triangels schienen an ihren Enden vermittelst länglichter weisser Streife an einander zu haften, welche jeden von den beyden Triangeln einschlossen; ihre Spitzen, die mit schwarzen und weissen Strichen durchbrochen waren, verlängerten sich längs der Hinterfläche des Schwanzes an jeder Seite des kleinen länglichten schwarzen Streifes, von dem schon Meldung geschehen ist. Die Vorderfläche des Schwanzes war schwarz und kahl, die Seiten und die Hinterfläche hatten nur kurze Haare, dergleichen an dem übrigen Leibe waren; der Zipfel des Schwanzes war mit Schweifhaaren von neun Zollen besezt; die ersten waren weiß, diejenigen, so darauf folgten, waren falbe, und die Haare des Schwanzzipfels hatten eine schwarze Farbe. Der Untertheil von der äussern Seite des Vorderarms und das ganze übrige Vorderbein bis auf die Krone, der

Un-

Untertheil der Krüppe: die äuſſere Fläche des dicken Schenkels, der hintere und der eigentlich ſo genannte Schenkel, den Obertheil ſeiner innwendigen Seite ausgenommen, und das ganze übrige Hinterbein, gleichfalls bis an die Krone, hatten weiſſe und ſchwarze Querſtreife, wovon die breiteſten auf der Kruppe und am dickſten Schenkel lagen; die ſchwarzen Streife hielten gegen vier Zoll in der Breite, und die weiſſe drey; an dem Obertheile von der innwendigen Seite des eigentlichen Schenkels und des Vorderarms zeigten ſich nur einige Spuren von ſchwarzen Streifen. Die Zeugungs-Theile, die Scham-Gegend und die Geſäßnath hatten eine braune Farbe; die Kronen waren ſchwarz. Hinter den Schienbein-Röhren und den Kugeln der vier Beine fanden ſich zween kleine weiſſe und länglichte Streife; an der Kugel, am Feſſel, und rings um die ſchwarzen Streife des dicken Schenkels und der Seiten des Leibes nahm man etwas Farbe wahr. An dem Obertheile der innwendigen Seite von den Röhren der Hinterbeine war keine Spur von Spaten oder Warzen anzutreffen; man ſahe unten an der innwendigen Seite des Vorder-Arms, an ſtatt der Spate, ſo bey Pferden und Eſeln ſind, nichts als einen Raum von glatter und ſchwarzer Haut, der viertehalb Zoll lang, und bey nahe zween Zoll breit war; hingegen man Spatflecken hinter den vier Kugeln des Zebra, wie hinter den Köhden der Eſel und der Pferde, und eine Aehre auf dem Stirnblatt, die ein wenig niedriger, als die Augen lag. Dieſes Zebra war männlichen Geſchlechtes, und nicht viel über vier Jahr alt. Bey der Zergliederung fand ſich ſo wohl zwiſchen den Eingeweiden, als zwiſchen den Knochen des Pferdes, des Eſels und des Zebra die gröſte Aehnlichkeit.

Der Mauleſel.

Tab. VI.

Man hat das Maulthier von jeher als eine mangelhafte Production, als ein aus zweyen Naturen beſtehendes Unthier, angeſehen, welches unfähig wäre, ſich wieder hervor zu bringen, und Nachkömmlinge zu zeugen. Es iſt aber gleichwohl nicht ſo innig verdorben, als man das Vorurtheil davon heget, weil es nicht ſchlechterdings unfruchtbar iſt, und ſeine Unfruchtbarkeit nur von gewiſſen äuſſern und ſpecialen Umſtänden abhängt. In den heiſſen Ländern haben die Mauleſel oft gezeugt, und man hat ſo gar in den gemäßigten Climaten Beyſpiele davon, aber man weiß nicht gewiß, ob dieſe Zeugung jemals aus der bloſſen Begattung des Maulthiers mit der Mauleſelin entſtanden iſt, oder vielmehr, ob die Herbeybringung nicht aus der Begattung des Maulthiers mit der Stute, oder endlich des Eſels mit der Mauleſelin erfolget ſey.

Es gibt zweyerley Maulthiere: das erſte iſt das groſſe oder eigentlich ſo genannte Maulthier, welches aus der Begattung des Eſels mit der Stute herkommt, die auf den Stuttereyen, wo man auf ihre Zucht bedacht iſt, groß, weit und ohrigt ausgeſucht, und tief in den Boden und zwar ſo geſtellt wird, daß man hinter ihr ein Gerüſte, das mit Erde bedeckt iſt, machet, damit ſie den Beſcheller beſteigen kan, zu dem man am liebſten Mayländer oder Mantuaner ausſucht; das zweyte iſt das kleine Maulthier, welches von einem Pferde und einer Eſelin entſtehet, und das zum Unterſchiede Bardeau genennet wird. Die Alten kannten ſie, und belegten ſie mit zween verſchiedenen Namen: ſie nennten Mulus, das Maulthier, das vom Eſel und von der Stutte herkam; Γίννος oder Hinnus, auch Burdo hingegen, das hervor gebrachte vom Pferde und von der Eſelinn. Sie verſicherten, daß das eigentliche Maulthier, Mulus, mit der Stute ein Thier hervor bringt, dem ſie ebenfalls die Benennung Ginnus oder Hinnus beylegten. Sie haben auch verſichert, daß die Mauleſelin (mula) gar leicht trächtig wird, aber auch, daß ihre Leibesfrucht nur ſelten zur Reifung kommt. Sie ſetzen hinzu, daß ob man gleich nicht ſelten Beyſpiele habe, daß Mauleſelinnen gebohren haben, man dennoch ſolche

Geburten nur als Wunderzeichen anſehen müſſe. Aber was iſt ein Wunderzeichen in der Natur anders, als eine Wirkung, die ſelten iſt? Der Mauleſel kan alſo zeugen, und die Mauleſelinn kan empfangen, trächtig werden, auch unter gewiſſen Umſtänden gebähren. Demnach käme es nur darauf an, daß man Erfahrungen anſtellte, um zu wiſſen, was für Umſtände es ſind, und um neue Erkänntniſſe zu bekommen, woraus ſich groſſe Einſichten in die Abartung der Gattungen durch Vermiſchung, ergeben würden, folglich auch darüber, ob ein jegliches Geſchlecht nur eins oder verſchieden wäre. Damit man aber mit dieſen Erfahrungen etwas auszurichten hoffen könnte, müßte man den Mauleſel mit der Mauleſelin, mit der Stutte und Eſelin ſich gatten laſſen; Ein gleiches thäte man mit dem Bardeau; und dann würde man ſehen, was aus dieſen ſechs verſchiedenen Begattungen erfolgen würde. Eben ſo machte man es in Begattung des Pferdes und des Eſels mit der Mauleſelin und dem Weibchen des Bardeau. Die Begattung des Bardeau mit der Mauleſelin, und des Mauleſels mit dem Weibchen des Bardeau würde vielleicht nichts würken; die Begattung des Mauleſels mit der Mauleſelin, und des Bardeau mit ſeinem Weibchen würde vielleicht etwas hervor bringen, aber nur ſelten. Hingegen würde vermuthlich das Maulthier mit der Stutte gewiſſer als mit der Eſelin, und der Bardeau gewiſſer mit der Eſelin als mit der Stute zeugen. Endlich würde der Eſel und das Pferd vielleicht mit beiderley Gattung von Mauleſelinnen, der Eſel aber gewiſſer als das Pferd hervor bringen. Dieſe Erfahrungen aber müßte man in einem wenigſtens eben ſo warmen Lande, als die Provence iſt, anſtellen, und Mauleſel von ſieben, Pferde von fünf, und Eſel von vier Jahren anwenden, weil dieſe drey Thiere in dieſem Alter zur Zeugung erſt völlig tüchtig ſind.

Die aus der Analogie hergenommene Gründe zu dieſen Muthmaſſungen ſind folgende. Nach der gemeinen Anordnung der Natur ſind es nicht die Männchen, ſondern die Weibchen, welche die Einheit der Gattungen conſtituiren. Das Maulthier iſt mehr der Stutte als dem Eſel ähnlich, und der Bardeau der Eſelin mehr als dem Pferde. Daher muß das **Maulthier gewiſſer mit der Stutte als mit der Eſelin, und der Bardeau ſicherer mit der Eſelin als mit der** Stute zeugen. Eben ſo könnte das Pferd und der Eſel vielleicht ſicherer mit beyderley Maul-Eſelinnen hervorbringen: denn weil ſie Weiblein ſind, ſo hat doch dieſes und jenes, ob ſie wohl beyde mangelhaft ſind, mehr ſpecifiſche Eigenſchaften, als die Mauleſel behalten. Aber der Eſel muß mit beyderley Mauleſelinnen gewiſſer als das Pferd zeugen, weil man beobachtet hat, daß der Eſel mehr Zeugungsvermögen ſelbſt bey der Stutte, als das Pferd hat: denn er verderbet und vernichtet die Zeugung des Pferdes. Denn wenn ein Hengſt erſt zu der Stutte gelaſſen wird, einen aber oder ſo gar etliche Tage darnach, der Eſel, ſo bringen dieſe Stutten faſt allemahl Maulthiere, nicht Pferde hervor. Hingegen verderbet das Pferd die Zeugung des Eſels nicht. Die Begattungen der Maulthiere unter ſich ſelbſt hat Buffon als unfruchtbar vorausgeſezt, weil man von zween ſchon mangelhaften Naturen, in Anſehung der Zeugung, und welche durch ihre Vermiſchung nothwendig noch mangelhafter werden müſſen, nichts anders als ein gänzlich mangelhaftes, oder ſchlechterdings kein Product erwarten darf.

Durch die Vermiſchung des Mauleſels mit der Stutte, des Bardeau mit der Eſelin, wie auch durch die Vermiſchung des Pferdes und des Eſels mit beyderley Mauleſelinnen, würde man Individuen bekommen, welche ſich der Gattung wieder näherten, und nur Halbmaulthiere ſeyn würden, welche nicht nur, gleich ihren Aeltern, die Zeugungskraft mit denen zu ihrer Gattung urſprünglich gehörigen Thieren hätten, ſondern vielleicht auch das Vermögen, unter ſich ſelber zu zeugen: denn weil ſie nur halb mangelhaft geworden wären, ſo würde das von ihnen Hervorgebrachte nicht mehr, wie die erſtern Maulthiere, mangelhaft ſeyn; und wofern die Begattung dieſer Halbmaulthiere annoch unfruchtbar, oder das Product von ihnen ſelten und ſchwehr wäre, ſo ſcheint es doch gewiß, daß wenn man ſie ihrer urſprünglichen Gattung noch um einen Grad näherbrächte, die daraus entſpringenden Individuen, welche nur noch um ein Viertheil mangelhaft wären, mit einander hervorbringen, und einen neuen Nebenſtamm machen würden, welcher weder völlig Pferdeſtamm noch völlig Eſelſtamm wäre. Der fruchtbare Mauleſel, deſſen die Alten gedenken, und der zu des Ariſtoteles Zeiten in Syrien, jenſeit der

Phö-

Phöniciſchen Landſchaften exiſtirte, ſcheinet gar wohl ein Raſſe von ſolchen Halbmaulthieren, oder von dieſen Viertheilsmaulthieren ſeyn zu können: denn Ariſtoteles ſagt ausdrüklich, daß dieſe fruchtbare Maulthiere, den Unfruchtbaren, ſo viel möglich, ähnlich wären. Er unterſcheidet ſie auch deutlich von den Onagern, deren er an eben demſelben Orte erwähnet. Es iſt ferner möglich, daß das tartariſche fruchtbare Maulthier, der Tzigithais, nicht der wilde Eſel, ſondern eben daſſelbe Maulthier aus Phönicien iſt, deſſen Raſſe ſich vielleicht bis jetzo behauptet hat.

Dem ſeye übrigens wie ihm wolle, ſo iſt doch gewiß, daß die Maulthiere, überhaupt zu reden, die man ſters des Unvermögens und der Unfruchtbarkeit beſchuldiget hat, weder wirklich zur Zeugung ungeſchikt, noch überhaupt unfruchtbar ſind; und daß bloß in der beſondern Gattung von Mauleſeln, welche vom Eſel und von der Stutte herkommen, dieſer Zeugungsmangel ſich äuſſert. Man muß alſo in der beſondern Natur des Pferdes und des Eſels die Urſachen der Unfruchtbarkeit der von dieſen Thieren herkommenden Maulthiere ſuchen, und an ſtatt das Zeugungsvermögen als einen in allen Maulthieren allgemeinen und nothwendigen Mangel voraus zu ſetzen, vielmehr auf das einzige Maulthier vom Eſel und der Stutte einſchränken, aber auch dieſer Einſchränkung gute Gränzen beſtimmen, indem ſelbſt dieſe Maulthiere unter gewieſen Umſtänden fruchtbar werden können, vornehmlich wenn ſie ſich ihrer urſprünglichen Gattung wieder um einen Grad nähern.

Die Maulthiere, welche vom Pferde und der Eſelinn herkommen, haben eben ſo vollſtändige Zeugungstheile, als andere Thiere: und es mangelt den Männchen nicht an einem groſſen Ueberfluß von Saamen-Feuchtigkeit.* Diejenigen, welche ſie genau beobachtet haben, werden wiſſen, wozu ſie öfters die Natur antreibet, weil man ihnen die Begattung ſelten geſtattet.** Aber es bedörfte einer beſondern Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, wenn man ihre Begattung fruchtbar zu machen gedächte, die man ſchon, bey der Eſelinn, wie bereits erinnert worden iſt, wegen ihrer allzugroſſen Brunſt, die gemeiniglich die Urſache der Unfruchtbarkeit iſt, anwenden muß.

Man hat vorgegeben, es entſtünde aus der Begattung des Ochſen und der Stutte oder Eſelin eine andere Art von Maulthieren, Onotauri oder Maulochſen; Geſner führet ſie an, und ſagt dabey, es fänden ſich ſolche Maulthiere bey Grenoble, und man nenne ſie franzöſiſch Jumars. Büffon hat einen von von dieſen Jumars aus dem Dauphine und einen andern aus den Pyrenäiſchen Gebürgen kommen laſſen, und ſo wohl durch die Beſichtigung der äuſſern Theile, als durch das Seciren der innern, erkannt daß dieſe Jumars nichts anders als Bardeaux ware. Er glaubt alſo, ſo wohl um dieſer Beobachtung willen, als auch der Analogie wegen, daß dieſe Jumars, von denen Leger in ſeiner Geſchichte der Piemonteſiſchen Thäler berichtet, daß ſie dort häufig anzutreffen wären, und von welchen Bourguets in ſeinen philoſophiſchen Briefen ſagt, daß ſie in zwo Gattungen eingetheilet werden, davon die eine von einem Stier und einer Eſelin entſtehe und Bif, die andere aber von einem Stier und einer Stutte herkomme und Baf genennet werde, und von denen das Manuel Lexique &c. à Paris 1755. ſagt: Jumarre (Boſmulo) iſt ein Baſtard, der entweder von einem Stier und einer Stutte, oder von einem Stier und einer Eſelin erzeugt wird. Es gibt deren viele in der Gegend von Auvergne. — Der Kopf und der Schwanz ſind einer Kuh, die Füſſe und das Kreuz einem Pferde ähnlich ꝛc. nicht exiſtiren, und daß das Wort ein bloſſer chimäriſcher Name ohne ein würkliches Objekt ſeye. Bonnet in ſeinem Schreiben an den Herrn Spallanzani ſagt, daß der Herr Cardinal delle Lanze zween Jummarren aus den Thälern von Piemont habe kommen laſſen, und daß ſich gleich beym erſten Anblick der Figur ergebe, daß es nur ein gemeiner Mauleſel, Bardeaux genannt, nemlich ein ſolcher, der einen Hengſt und eine Eſelin zu Eltern gehabt, keines wegs aber ein eigentlicher Jumarre, nemlich der von einem Stier und einer Eſelin gebohren worden, geweſen, und glaubet dadurch, zumal bey der Betrachtung des Magens und der innern Theile, welche in der Zergliede-

* Hr. Hebenſtreit will nicht zugeben daß dieſer Saame fruchtbar ſey, und daß man die kleinen bewegenden Theilchen gar nicht darinnen bemerke, die man Saamen-Thierchen nennet.

** il ſont ſouvent ſi preſſes de la repandre, qu'ils ſe couchent ſur le ventre pour ſe frotter entre leurs pieds de devant qu'ils replien ſous la poitrine.

gliederung Larinx und Glottis heissen, das Urtheil des Buffons bekräftiget zu sehen, welcher ausser dem schon angeführten noch sagt, die Natur des Stiers seye zu sehr von der Stutte unterschieden, als daß sie sich begatten, und eine neue Gattung von Bastarden hervor bringen könnten. Der Stier habe vier Magen, Hörner, gespaltene Klauen, die Stute hingegen ein ungespaltenes Huf, keine Hörner, und nur einen Magen, und selbst die Zeugungs-Theile wären in der Grösse und übrigen Verhältnissen sehr unterschieden.

Wie aber dieses den Bonnet zu bestimmen scheint, dem Urtheile Buffons zu unterschreiben, so hält ihn die Beschreibung einer Jumarre weiblichen Geschlechts, welche Herr Bourgelat in der Ecole Veterinaire zu Lion zergliedert hat, und die man im Avantcoureur No. 50. und 51. vom J. 1767. antrift, zurück. Es heißt in derselben, der Magen wäre eben als bey den Pferden beschaffen gewesen, aber viel gröſſer, und zuletzt setzt sie hinzu, aus dieser Vergleichung und aus der vorhergehenden Beschreibung erhelle, daß die Jumarre, so wohl nach der äusserlichen Gestalt, als nach der innerlichen Beschaffenheit, insonderheit des Magens, als bey welchem sich ein Stier wegen des Wiederkauens, ein sehr charakterisirender Unterschied zeige, vielmehr ähnliches von der Stutte als vom Stiere habe. Hieraus lasse sich die Folge ziehen, daß die Bastarde viel mehr von der Natur der Mutter, als vom Vater haben, welches mit der von den Naturkündigern angenommenen Meinung übereintrift.

Da diese angenommene Meinung zugleich die Gestalt und Eigenschaften der Thiere begreiflich macht, so glauben wir von dem Maulthiere, dessen Abstammung man nun weiß, und dessen äusserliches Ansehen bekannt genug ist, dem Leser nichts nothwendiges mehr zu sagen zu haben, denn daß wir uns über dem ersten Ursprung derselben hier einlassen sollen, wird uns niemand zumuthen, der etwan irgendwo unter dem Artikel Ana gelesen hat, wie uneinig die Sprachverständigen über das Wort Jemim sind. Von dem Onager ist alles nöthige in der natürlichen Geschichte des Esels und des Zebra erinnert worden. Von dem gehörnten Esel, dem Einhorne, und was die Platten noch mehr von der Art haben, wollen wir am Ende reden, und die Thiere alle zusammen nehmen, die in das Verzeichniß der Dinge gehören, die die Welt schon wieder vergessen hat.

Der Elephant.

Tab. IX. X. XI.

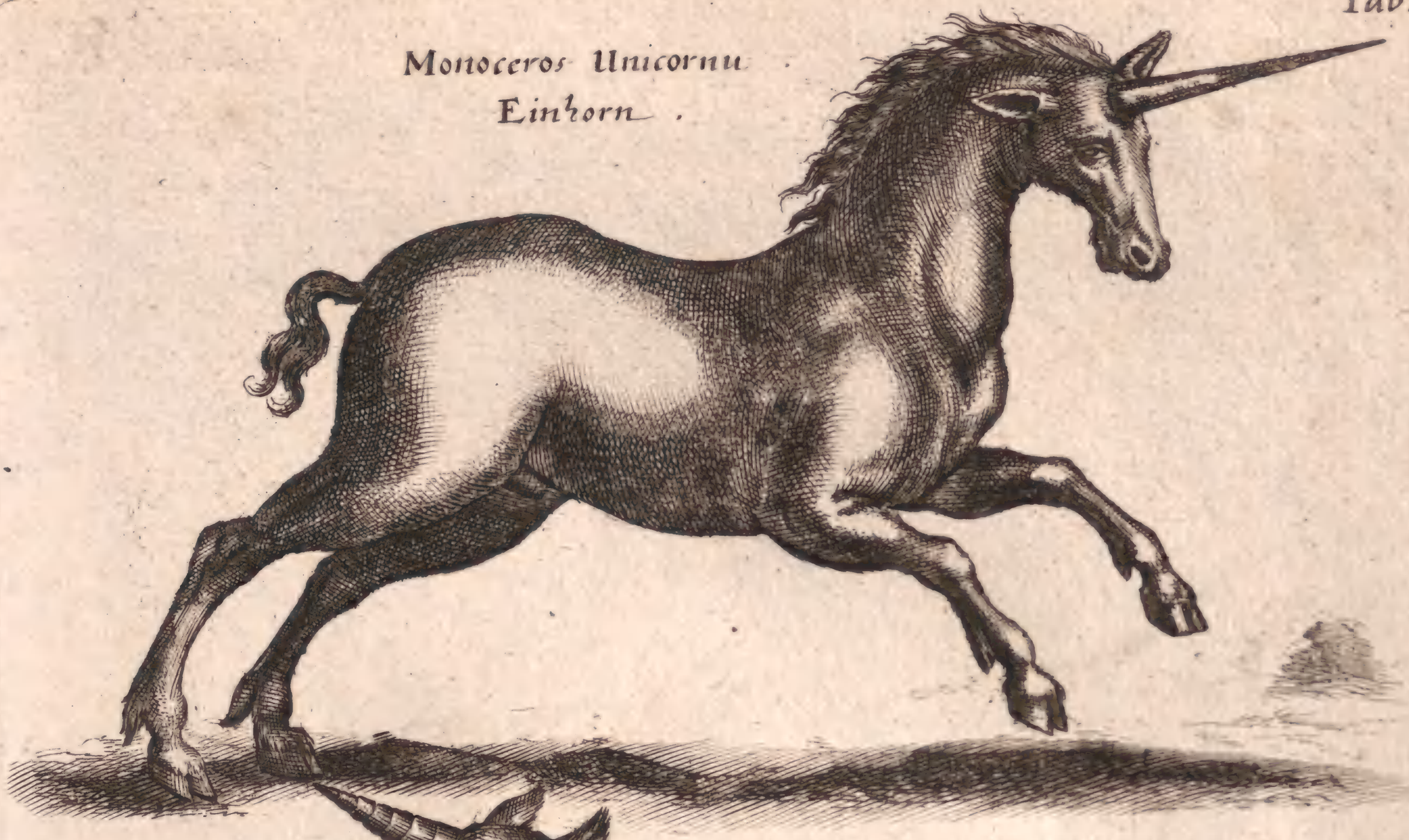
Der Elephant ist, wenn wir uns nicht mitzählen wollen, das ansehnlichste Geschöpf in der Welt. Er übertrift an Grösse alle Landthiere und kommt durch das Vermögen Dinge einzusehen dem Menschen so nahe, als es der Abstand vom Thier bis zu ihm zuläſset. Der Elephant, der Hund, der Biber und der Affe sind unter allen Geschöpfen diejenigen, deren Instinkt am meisten zu bewundern ist. Allein dieser Instinkt äussert sich bey jeder dieser Gattungen durch sehr verschiedene Ausbrüche. Von Natur und sich selbst gelassen ist der Hund eben so grausam und blutdürstig, als der Wolf. Blos ein biegsamer Punkt hat sich an dieser wilden Natur gefunden, auf welchen wir gebauet haben. Das Naturell des Hundes unterscheidet sich also von den Naturellen anderer Raubthiere allein durch diese empfindliche Stelle, die ihn einer Zuneigung fähig macht. Den Keim dieses Empfindnisses hat er von Natur; der Mensch aber hat ihm gewartet, genähret und entwickelt, da er ihn seines Umgangs würdigte. Das wenigste also von seinen guten Eigenschaften und Manieren ist sein eigen, und seine erhabenste und am meisten in die Augen fallende Eigenschaften sind von uns verborgt. Er hat mehr angenommene Vorzüge, als andere Thiere, weil er, weit entfernt von dem Widerwillen, den jene gegen den Menschen bezeugen, vielmehr einen Hang zu ihm hat, und weil dieses angenehme Empfindniß, das immer laut ist, sich durch die Begierde zu gefallen ankündiget, und die Gelehrigkeit, die Treue, die anhaltende Unterwürfigkeit und zu gleicher

Onager Aldro: Wald Eſel.

Monoceros ſeu Unicornu Iubatus.
Einhorn mit Mähnen.

Monoceros ſeu Unicornu aliud
Einhorn mit Mähnen ein andr art

Monoceros Unicornu.
Einhorn.



Capricorn9 Marin9.
Meer Steinbock.

Monoceros Unicornu.
Einhorn.

gleicher Zeit den Grad von nöthiger Achtsamkeit hervorgebracht hat, um nach Absichten zu handeln, und allemal zu rechter Zeit zu gehorsamen.

Der Affe hingegen ist eben so ungelehrig, als ausschweifend. Ueberall ist seine Natur gleich widerspenstig; Er hat keine gegenseitige Empfindlichkeit, keine Erkenntlichkeit für gute Begegnungen kein Andencken an Wohltaten. Bey ihm zeigt sich eine Entfremdung von der Gesellschaft der Menschen, Abscheu vor dem Zwange und eine heftige Neigung, alles zu thun, was schaden oder mißfallen kan. Allein diese wirkliche Fehler, werden durch scheinbare Vollkommenheiten vergütet. Er ist von aussen, wie der Mensch, gebildet, er hat Arme, Hände, Finger, und der Gebrauch dieser Theile macht ihn andern Thieren an Geschicklichkeit überlegen; und die Aehnlichkeiten, die sie mittelst gleicher Bewegungen und übereinstimmender Handlungen, ihm mit uns geben, gefallen und täuschen uns, und machen, daß wir dasjenige innern Eigenschaften zuschreiben, was doch nur von der Bildung der Gliedmassen abhängt.

Der Biber, der weit unter dem Hund und Affen zu seyn scheint, wenn es auf Eigenschaften des Individuums ankommt, hat gleichwohl von der Natur eine Gabe bekommen, die mit dem Geschenk der Sprache fast von gleichem Werthe ist. Er macht sich Thieren seiner Art verständlich, und zwar so gut, daß sie in eine Gesellschaft zusamen treten, nach einer gewissen Verabredung arbeiten, grosse und langwierige Werke in Gemeinschaft unternehmen und ausführen, und diese gesellige Liebe sowohl, als die Frucht ihres gegenseitigen Verständnisses haben mehr Recht zu unserer Bewunderung, als die Geschicklichkeit des Affens und die Treue des Hundes.

Der Hund hat demnach nur erborgten Wiz, (wenn man dieses Wort aus Mangel des Ausdrucks entlehnen darf) der Affe nur den Schein davon, und der Biber Verstand, aber blos für sich allein und für die Seinigen. Der Elephant behauptet in allen dreyen den Vorzug vor ihnen, und vereiniget ihre erhabenste Eigenschaften. Die Hand ist das vornehmste Werkzeug der Geschicklichkeit des Affen; der Elephant mit Hülfe des Rüssels, der ihm für Arm und Hand dienet, und mit dem er die kleinste Dinge so wie die grössesten aufheben und begreifen, an den Mund bringen, auf seinen Rücken setzen, umspannt halten, oder wegschleudern kan, besitzt also eben das Mittel der Geschicklichkeit als der Affe; er hat zugleich die Gelehrigkeit des Hundes, er ist wie dieser der Erkänntlichkeit fähig und im Stande eine heftige Zuneigung zu fassen; er gewöhnt sich leicht an den Menschen, er demüthiget sich nicht so wohl vor der Gewalt, als vor guten Begegnungen, er dient seinem Herrn mit Eifer mit Treue und mit Einsicht. Endlich liebt der Elephant, so wie der Biber die Gesellschaft seines gleichen, er macht sich denselben vernehmlich, man sieht sie oft sich in Haufen versammlen, sich zerstreuen, nach zusammen stimmenden Absichten handeln; und wenn sie nichts bauen, wenn sie kein gemeinschaftliches Werk vornehmen, so lieget vielleicht die Ursache davon in dem Mangel des erforderlichen Raums und der Ruhe, indem die Anzahl der Menschen von sehr alten Zeiten her in Ländern zugenommen hat, die der Elephant bewohnet. Wenn des Bibers Talente an den Tag kommen solen, so muß er beydes haben, und wo Menschen sich niedergelassen haben, höret er auf zu bauen. Jedes Wesen in der Natur hat seinen wirklichen Werth, und seine Geltung in Verhältnisse gegen andere. Will man von dem einen wie von dem andern bey dem Elephanten ein richtiges Urtheil fällen, so muß man ihm wenigstens die Einsicht des Bibers, die Geschicklichkeit des Affen, und das Empfindniß des Hundes zu erkennen, und zu diesem nachgehends die besondere und in dem Maasse, wie er sie besitzt, ihm allein eigenen Vorzüge der Stärke, Grösse und der langen Lebens-Dauer setzen; man muß nicht vergessen, daß er Waffen oder Hauzähne hat, womit er den Löwen durchbohren und besiegen kan; daß er mit seiner Hand, wie die Alten den Rüssel nannten; Bäume umreisset; daß er mit einem Stosse seines Körpers Bresche in eine Mauer legt; daß er durch seine Gewalt erschröcklich, noch mehr durch den blossen Widerstand seiner Masse und durch die Dicke des Leders, das dieselbe bedecket, unüberwindlich ist, daß er auf seinem Rücken einen Kriegs-Thurn tragen kan, der mit vielen Menschen belastet ist; daß er allein Maschinen in Bewegung bringt und Lasten wegträgt, die sechs Pferde nicht von der Stelle rücken würden; daß er mit dieser ungeheuren Stärke Muth, Klugheit, kaltes Blut und pünktlichen Gehorsam verbindet; daß

er selbst in seinen lebhaftesten Leidenschaften Mäßigung beybehält, daß er mehr beständig als ungestümm in der Liebe ist; daß er im Zorne seine Freunde nicht erkennet; daß er auf die allein, die ihn beleidiget haben, loß gehet; daß er sich der Wohlthaten eben so lange, als der Beschimpfungen erinnert; daß er nicht gebohren ist, ein Feind anderer Thiere zu seyn, weil er keinen Geschmack am Fleische und seine Nahrung bloß von Erdgewächsen hat, und daß er endlich von allen geliebt wird, weil alle ihm mit Ehrerbietung begegnen, und keine Ursache haben, ihn zu fürchten.

Ohne ihme, wie die Alten, Eigenschaften, die Verstand voraus setzen, und sittliche Tugend zuzuschreiben, und gar eine Religion zugeben; oder mit den Indianern zu glauben, daß sein Cörper von Seelen grosser Männer oder Könige bewohnt seyn müsse, und ohne wie zu Siam, zu Loos und Pegu die weissen Elephanten, als die lebenden Schatten der Kaiser von Indien zu verehren, und die Knie vor ihnen zu beugen, bleibt dem Elephanten, selbst vor den Augen des Philosophen, noch genug übrig, daß dieser ihn für Wesen vom ersten Range ansehen muß.

In dem Stande der Wildheit ist der Elephant weder blutdürstig noch grimmig. Er hat ein sanftes Naturell und mißbraucht seine Waffen oder seine Stärke nie; bloß um sich selbst zu vertheidigen, oder, die seines Geschlechts sind, zu beschützen, wendet er sie an. Er gehet gemeiniglich in Gesellschaft, der älteste führt den Trupp an, und der nächstfolgende an Jahren treibt nach und beschließt den Haufen. Die Jungen und Schwachen werden von den übrigen in die Mitte genommen; die Mütter tragen ihre kleinen und haben den Rüssel um sie geschlagen. Diese Ordnung beobachten sie nur auf gefährlichen Märschen, wenn sie auf angebauten Feldern weiden wollen. Sie gehen oder schweifen mit minderer Vorsicht in den Wäldern oder Einöden herum, ohne jedoch sich völlig zu trennen, noch auch so weit zu entfernen, daß sie ausser Stand sind einander Hülfe zu leisten, oder sich durch Zeichen zu warnen. Gleichwol sind immer, die sich von den andern verliehren oder hinten nachschleudern, und diese sind die einzige, die die Jäger anzugreifen wagen. Wenn sie imgeringsten beleidiget werden, so gehen sie geraden Wegs auf den Thäter loß, und so schwer auch die Masse ihres Körpers ist, so ist doch ihr Schritt so groß, daß sie den schnellsten Menschen ohne viele Mühe einholen. Sie stossen ihn mit ihren Zähnen durch, oder fassen ihn mit ihrem Rüssel, schleudern ihn fort, und tödten ihn endlich völlig, indem sie ihn unter die Füsse treten, aber auch nur, wenn sie gereitzet sind; sie thun denen nicht das geringste Leid, die ihnen von ungefähr begegnen. Die Reisenden, die die Gegend ihres Aufenthalts oft besuchen, zünden des Nachts grosse Feuer an, und rühren die Trommel, um sie von sich entfernt zu halten, weil es immer gut ist sie zu vermeiden, indem sie in dem Punkt der Beleidigung sehr zärtlich sind. Man will sagen, wenn sie einmal von Menschen angegriffen worden, oder in irgend eine Falle gerathen sind, so vergessen sie es niemals, und suchen sich bey jeder Gelegenheit zu rächen. Da sie einen so vortrefflichen und vielleicht vollkommenern Geruch, als irgend ein Thier haben, so wittern sie den Menschen in einer grossen Ferne. Die schriftliche Nachrichten der Alten sagen, daß die Elephanten von den Stellen, über die der Jäger gegangen ist, das Graß abreissen und unter sich herum gehen lassen, damit alle von dem Gange des Feindes unterrichtet werden. Sie lieben das Ufer der Flüsse, tiefe Thäler, schattichte Oerter und feuchte Erdgegenden; sie können nicht ohne Wasser seyn, und rühren es trübe, ehe sie trincken; sie füllen zum öftern ihren Rüssel damit an, entweder es zum Mund zu bringen, oder blos ihre Nase abzukühlen, und sich eine Lust zu machen, so daß sie es wieder vor sich hinlaufen lassen, oder in die Runde um sich her sprengen. Sie können keine Kälte ausstehen und leiden gleichfalls von der übermäßigen Hitze. Daher sie sich, um der Sonne auszuweichen, in das innere der dunkelsten Wälder begeben; sie gehen auch ziemlich oft zu Wasser; die ungeheure Dicke ihres Körpers ist ihnen zum Schwimmen mehr vortheilhaft als schädlich; sie sinken nicht so tief, als andere Thiere ins Wasser, und ausser dem benimmt ihnen die Länge ihres Rüssels, den sie in die Höhe strecken, und wodurch sie Luft schöpfen, alle Furcht zu ersauffen.

Wurzeln, Kräuter, Blätter und zärtes Holzwerk sind ihre ordentliche Nahrung. Sie fressen auch Baum- und Kornfrüchte; sie verschmähen aber Fleisch und Fische. Wenn einer unter ihnen irgendwo eine volle Weide findet, so ruf-

fet

Elephas.

Elephant.

Elephas

Elephant

Tab X.

Elephas.

Elephant.

fet er die andern, daß sie Theil an seinem Fraß nehmen mögen. Da sie eine grosse Menge Futter brauchen, so verändern sie ihren Aufenthalt oft, und richten, wenn sie in Fruchtfelder kommen, eine erstaunliche Verwüstung an. Sie zertretten wegen ihrer Grösse und Schwere zehenmal mehr Gewächse, als sie zu ihrem Unterhalt verzehren, welcher täglich auf hundert uud fünfzig Pfund Gras hinlaufen kan. Um dieser Verheerung zu wehren, machen die Indianer und Neger rings um ihre bestellten Ländereyen ein grosses Getöse und grosse Feuer. Deme ungeachtet kommen die Elephanten öfters, und nehmen Besitz davon, verjagen das zahme Vieh, treiben die Leute in die Flucht, und stürzen zuweilen ihre kleine Häußchen um. Sie sind schwer zu erschröcken, und fast keiner Furcht fähig, das einzige, so sie stuzig macht und aufhalten kan, sind die Kunstfeuer und Kanonenschläge, deren plözliche und schnell wiederholte Wirkung sie bestürzt, und bisweilen verursacht, daß sie ihren Weg zurück traben. Selten lassen sie sich trennen; denn gemeiniglich nehmen sie alle zusammen eben dieselbe Parthey, entweder auf den Feind einzurennen, gleichgültig vorbey zu gehen, oder zu fliehen.

Wenn die Weibchen hizig werden, so macht der grosse Haag zur Gesellschaft einer lebhafteren Empfindung Plaz; der Trupp sondert sich bey Paaren von einander ab, die ein beyderseitiges Verlangen schon vorher zusammen gestellet hatte; sie nehmen sich aus Wahl, schleichen sich weg, und auf ihrem Wege scheint die Liebe voranzugehen, und die Schamhaftigkeit zu folgen. Das Geheimniß begleitet ihre Vergnügungen. Niemals hat man sie mit einander sich begatten gesehen. Sie suchen sich die dikſten Gehölze und die stillesten Einöden aus, um sich ohne Zeugen, ohne Stöhrung, und ohne Zurükhaltung dem, wozu sie die Natur reizt, ganz zu überlassen. Diese Reizungen sind um so viel lebhafter, und dauren desto länger, je seltener sie sind, und je länger sie ausbleiben. Die Elephantin ist zwey Jahre trächtig; so bald sie befruchtet ist, enthält sich der Elephant von ihr, und erst mit dem dritten Jahr kommt die Zeit für ihre Liebe wieder. Sie zeugen nur ein Junges, welches, indem es gebohren wird, schon Zähne hat, und einen wilden Eber an Grösse übertrift. Die Stoßzähne sind indeß noch nicht sichtbar, kurz nachher aber fangen sie an, durchzubrechen, und nach einem halben Jahre sind sie einige Zolle lang. Der halbjährige Elephant ist schon gröſſer, als ein Ochs, und die Stoßzähne werden immer stärker, und wachsen bis ins hohe Alter, wenn anders das Thier sich wohl befindet und in Freyheit ist: denn die Sclaverey verändert sein Temperament und die Gewohnheiten seiner Natur sehr. Man bringt es dahin, ihn zu bändigen, unters Joch zu bringen und abzurichten, und da er stärker und verständiger, als irgend ein anders Thier ist, so dienet er mehr zur rechten Zeit, und mit mehrerem Vortheile. Allein der Widerwille gegen seinen Zustand bleibt wahrscheinlicher Weise in dem Innersten seines Herzens. Ob er gleich die heftigsten Anwandlungen der Liebe fühlet, so begattet er sich doch nicht, so lange er noch ein Hausgenosse des Menschen ist. Seine Leidenschaft artet durch den Zwang in Wuth aus. Da er sich nicht ohne Zeugen ein Genüge thun kan, so wird er so unbändig, daß man der stärksten Ketten und Fesseln nöthig hat, seinem Toben Schranken zu setzen. Er willigt niemals ein, wenn er Sclave ist, zum Vortheil des Tyrannen ihre Zahl zu vermehren. Dieses allein sezt bey dem Elephanten Empfindnisse voraus, die über die gemeine Natur unvernünftiger Thier erhaben sind. Die heftigste Brunst empfinden, in Liebeswuth gerathen, und sich doch aus Schamhaftigkeit die Befriedigung derselben versagen, würde vielleicht zu den grösten menschlichen Tugenden gerechnet werden, und bey diesem majestätischen Thiere sind es nur gewöhnliche Handlungen, die es von je her ohne Ausnahme geleistet hat; und man darf an der Wirklichkeit dieses Umstandes nicht zweifeln, da alle Naturkündiger, Geschichtschreiber und Reisenden einstimmig versichern, daß die Elephanten, als Hausthiere niemals Junge gebracht haben, und daß alle Versuche, ihnen ihre Schamhaftigkeit abzugewöhnen, fruchtlos gewesen sind.

Die Art die Elephanten zu fangen, zu zähmen und dienstbar zu machen, verdienet eine besondere Aufmerksamkeit. Mitten in den Wäldern und in einer Gegend, wo sie ihre Gänge haben, sucht man einen Plaz aus, den man stark umpfälet. Die dikſten Bäume des Waldes dienen zu Hauptpfälen, in welche man die Queerbalken einfügt, die den übrigen Pfälen zur Halte sind. Dieses Pfahlwerk ist mit Zwischenräumen versehen, so daß ein

Mensch ohne Mühe durchschlüpfen kan. Ausserdem läßt man in demselben eine grosse Oefnung, durch welche der Elephant hinein kommen kan, und oben über diesen Eingange ist eine aufgestellte Fallthüre angebracht, oder es ist de:selbe auch wohl mit einem Schlagbaume versehen, den man hinter dem Elephanten zumacht. Um ihn bis in diesen Verschlag hineinzulocken, muß man sich auf den Weg machen, und ihn aufsuchen. Man führet eine zahme Elephantin, die in Brunst ist, in den Wald, und wenn man meynt, so weit gekommen zu seyn, daß ihre Stimme Wirkung thun kan, so nöthigt sie der Führer, das Brunstgeschrey zu machen. Der wilde Elephant antwortet augenblicklich und begibt sich auf den Weg, um ihr beyzukommen. Unterdessen läßt man die Elephantin immer fortgehen, und von Zeit zu Zeit den Ruf wiederholen. Sie gelangt zuerst an den umpfälten Plaz, wohin der Elephant ihrer Spur folget, und durch eben denselben Thorweg hinein gehet. Sobald er sich eingeschlossen siehet, vergeht ihm die Hitze, und, wenn er der Jäger gewahr wird, verwandelt sie sich in Wuth. Man wirft ihm Stricke mit Schlingen zu, um ihn aufzuhalten, man bringt ihm an den Beinen und an dem Rüssel Fessel an, man führt zween oder drey zahme und von geschikten Leuten regierte Elephanten herbey, und versucht sie mit dem wilden zusammen zu koppeln, und endlich bringt man es durch List und Gewalt, durch Martern und durch Liebkosen in wenigen Tagen dahin, ihn zu bändigen.

Uebrigens ist die Elephantenjagd verschieden, nachdem die Länder sind, und nach der Macht und den Fähigkeiten derer eingerichtet, die den Krieg wider diese Thiere führen. Denn anstatt, wie der König von Siam, Mauren und Terrassen aufzuführen und Pfahlwerke, Thiergärten und weitläuftige Zwinger anzulegen, begnügen sich die armen Neger mit den allereinfachsten Fallen, indem sie auf dem Wege der Elephanten Gruben von solcher Tiefe graben, daß sie nicht wieder herauskommen können, wenn sie hineingefallen sind. Wem daran gelegen ist, umständlichere Nachrichten von der Elephantenjagd zu haben, der wird sie in der Nachricht von des Ritter von Chaumont Gesandtschaft an den Hof von Siam, bey dem P. Tachart, Warnot, Theveno und anderen Reisebeschreibern nicht vergebens suchen.

Der Elephant, wenn er einmal gezähmt ist, wird das sanftmüthigste und gehorsamste von allen Thieren. Er bekommt einen Hang zu dem, der seiner wartet, er liebkoset ihm, eilt ihm zuvor, und scheint alles dasjenige zu errathen, was ihm gefallen kan. In kurzer Zeit kommt er so weit, daß er Zeichen begreift und verstehen lernt, was dieser oder jener Ton sagen will. Er unterscheidet den gebietenden Ton, den Ton des Zorns und der Zufriedenheit, und richtet sich darnach in seinen Handlungen. Niemals irret er sich in der Sprache seines Herrn, er empfängt seine Befehle mit Aufmerksamkeit, und vollführt sie mit Klugheit, mit einem angelegentlichen Wesen und ohne Uebereilung; denn seine Bewegungen sind allezeit abgemessen, und sein Charakter scheint eine ähnliche Gravität, wie sein grosser Körper, zu haben. Man lehrt ihn ohne viele Mühe, niederzuknieen, um seinen Reutern das Aufsteigen leichter zu machen; er liebkoset seinen Freunden mit dem Rüssel, und macht den Gruß damit gegen diejenigen Leute, die man ihm durch ein Zeichen ausmerkt; er bedient sich desselben, Lasten aufzuheben, und hilft sich selber beladen; er läßt sich ankleiden, und hat es dem Ansehen nach gerne, sich mit vergoldetem Geschirre und mit schimmernden Decken angethan zu sehen. Man spannt ihn mit Zugseilen vor Wägen, Pflüge, Schiffe und Winden, er zieht immer gleich, ohne Absätze und ohne verdrossen zu werden, wenn man ihn nur nicht durch Schläge zur Unzeit beleidiget, sondern ihm vielmehr merken läßt, daß man ihm für den guten Willen Dank weis, mit dem er seine Kräfte anwendet. Der P. Philipp vom Orden d. H. Dreyfaltigkeit hat zu Goa an dem Ufer des Flusses, wo man ein grosses Schiff zimmerte, einen gesehen, welchem einige Leute einige sehr schwere Balken am Ende mit einem Strik zusammen banden, und solchen dem Elephanten zuwarfen, der ihn sich ins Maul stekte, und zweymal um seinen Rüssel herumgehen liesse. Auf solche Weise zog er alsdenn die Balken allein und ohne einen Führer an den Ort, wo man das Schiff bauete, den man ihm doch nur einmal gezeigt hatte. Er schleifte bisweilen Balken von solcher Dicke hinter sich her, die zwanzig und mehr Menschen nicht hatten von der Stelle bringen können. Das wunderbarste, so der Vater dabey bemerkte, war dieses, daß, wenn er unterwegens andere Balken antraf, die ihm im Wege lagen, um

den

den seinigen fortzuziehen, er sodann unter seinen Balken den Fuß stekte, und das Ende desselben in die Höhe hob, damit er ohne Hinderniß über die andern hinlaufen konnte.

Derjenige so den Elephanten regieret, sizt ihm gemeiniglich auf dem Halse, und führt einen eisernen Stecken in der Hand, dessen Ende sich in einen Hacken umbieget, oder mit einem Stachel bewafnet ist, womit man ihn auf den Kopf zunächst bey den Ohren sticht, um ihn zu bedeuten, umzulenken oder anzutreiben. Oft aber sind Worte hinlänglich, besonders, wenn er schon mit seinem Führer bekannt ist. und ein völliges Vertrauen zu ihm gefaßt hat. Seine Zuneigung wird bisweilen so stark und so dauerhaft, daß er gemeiniglich unter keinem andern dienen will, und daß man ihn bisweilen vor Gram hat sterben gesehen, weil er im Koller seinen Führer umgebracht hatte.

Die Gattung des Elephanten bleibt immerfort zahlreich, ohngeachtet er alle zwey oder drey Jahre nur einmal und zwar nur ein einziges Junges zeuget. Je kürzer das Leben der Thiere ist, desto grösser ist die Zahl ihrer Jungen. Dem Elephanten vergütet die Dauer des Lebens das wenige der Anzahl, und wenn es wahr ist, wie man versichert, daß er zwey Jahrhunderte lebt, und hundert und zwanzig Jahre zur Zeugung tüchtig ist, so bringt jedes Paar in diesem Zeitraum vierzig Junge. Da er ausserdem von andern Thieren nichts zu fürchten hat, und von dem Menschen selbst nicht anders, als mit vieler Mühe, gefangen wird, so erhält sich seine Art und wird in allen mittäglichen Ländern von Afrika und Asien durchgehends gefunden. In Ceylan, im Gebiets des Mogols, in Bengalen, in Siam, in Pegu und in allen andern Theilen von Indien sind die Elephanten häufig. Sie finden sich auch und vielleicht noch in grösserer Menge in allen Provinzen des südlichen Afrika, nur in gewissen Districten nicht, die sie verlassen haben, weil der Mensch sich derselben ganz bemächtiget hat. Ihrem Vaterland sind sie getreu und verändern ihr Klima nicht. Ob sie gleich in Ländern von gemäßigter Witterung leben können, so hat es doch nicht das Ansehen, daß sie jemals versucht haben, Züge dahin vorzunehmen. Sie waren vor alten Zeiten in unsern Gegenden unbekannt. Homer scheint das Thier, von dem das Elfenbein kommt, dessen er erwähnet, nicht zu kennen. Alexander brachte die ersten nach Europa, da er die nach Griechenland übergehen liesse, die er von dem Porus erbeutet hatte; und Hannibal brachte nachher Elephanten aus Afrika herüber, führte sie über die Alpen, und erschröckte Rom.

Die Indianer haben seit undenklicher Zeit die Gewohnheit gehabt, Kriegs-Elephanten zu halten. Bey diesen Nationen, die von Mannszucht und Ordnung nichts wissen, waren sie der beste Haufe in der Armee, und entschieden, so lange man nur mit Eisengewehr fochte, gemeiniglich das Schicksal der Schlachten. Man weiß aber auch aus der Geschichte, daß die Griechen und Römer bald die Kunst lernten, auch über Heere mit Elephanten zu steigen, und jezt, da die Kanone am meisten zu sagen hat, würden die Elephanten, die beydes, den Knall und das Feuer scheuen, nur Verwirrung anrichten. Die Könige von Indien rüsten zwar noch Kriegs-Elephanten zu, aber der Haupt-Nutzen, den sie von ihnen ziehen; ist, daß sie ihres gleichen in die Dienstbarkeit bringen müssen. Der mächtigste Monarch hat heutiges Tages keine zweyhundert Kriegs-Elephanten. Sie halten aber eine Menge anderer zu ihrem Dienste, und zum Tragen der vergitterten Häußchen, in welchen ihre Weiber reisen. Der Sitz in demselben ist sehr sicher aber nicht sanft, und es wird Zeit erfordert, die ungestümme Bewegung und das beständige Schwanken, das sein Schritt mit sich bringt, gewohnt zu werden. Der beste Platz ist auf dem Halse, weil die Stösse daselbst etwas gelinder als auf den Schultern, dem Rucken oder Kreutze sind. Wenn man mit ihm zur Jagd oder zum Kriege ziehet, so bekommt jeder mehrere Auffitzer. Der Führer setzt sich mit ausgespreiteten Beinen auf den Hals, die Jäger oder Fechtenden sitzen oder stehen auf den andern Theilen des Leibes.

Da wo unsere Kanonen noch nicht sehr gewöhnlich sind, hält man noch Schlachten mit Elephanten. In Cochin und auf der ganzen übrigen Küste von Malabar sind die Pferde nicht im Gebrauch, und alle die nicht zu Fusse fechten, sitzen auf Elephanten. In Tunkin, Siam, Pegu, wo der König und alle grosse Herren niemals anders, als auf Elephanten reiten, ist es fast eben so; und man pflegt sie an Gala-Tägen sehr zu schmücken. Uebrigens ist das südliche Indien das einzige Land, wo man die Elephanten zu einem

grossen Grad der Wohlanständigkeit gebracht hat; in Afrika weis man sie kaum zu zähmen. Die Asiater, die seit uralten Zeiten gesittet waren, haben den Elephanten nach ihren Sitten unterwiesen und gebildet. Allein von allen Afrikanern haben die einzigen Karthaginenser vor Zeiten Elephanten zum Krieg abgerichtet, weil sie, so lange ihr Staat in seinem Glanze war, vielleicht noch gesitteter als die Morgenländer waren. Heutiges Tages giebt es in dem ganzen Theile von Afrika disseits des Atlantischen Gebirges keine wilde Elephanten mehr; so gar jenseits dieser Berge nach dem Senegalstrom zu sind sie selten. Sie werden aber schon häufig am Senegal selber in Guinea, in Congo, auf der Elfenbein-Küste, in den Ländern Anta, Akra, Benin, und in allen andern südlichen Landschaften von Afrika, bis so gar in denjenigen gefunden, die das Vorgebürge der guten Hoffnung zur Gränze haben; doch sind einige sehr bevölkerte Provinzen, als Whida, Ardra u. a. hievon ausgenommen. Man findet sie nicht weniger in Abyßinien, in Aethropien, in Nigritien, auf den östlichen Küsten von Afrika, und in den innersten Ländern dieses ganzen Welttheils. Sie sind auch in den grossen Inseln von Indien und Afrika, als auf Madagaskar, auf Java, und bis auf den Philippinen anzutreffen.

Vergleichet man die Zeugnisse der Geschicht-Schreiber und Reisenden, so scheinet es, daß die Elephanten zahlreicher und häufiger in Afrika, als in Asien sind. Sie sind auch dort nicht so mistrauisch und so wild, sie haben sich nicht so tief in die öde Gegenden zurükgezogen, sie scheinen die Unerfahrenheit und die geringe Macht der Menschen zu kennen, mit denen sie in diesem Welttheile zu thun haben; sie kommen alle Tage ohne Furcht bis an ihre Wohnungen, sie begegnen den Negern mit jener natürlichen und verächtlichen Gleichgültigkeit, die sie gegen alle Thiere haben, sie sehen sie nicht für mächtige und furchtbare Geschöpfe, sondern für ein arglistig scheues Völkchen an, das ihnen nur Hinterhalte stellet, aber es nicht waget, ihnen zum Angriffe unter die Augen zu kommen, und das die Kunst nicht versteht, sie dienstbar zu machen; welche Kunst bey den Morgenländern ihre Anzahl vermindert hat. Denn da sie sich als Hausthiere nicht vermehren, so ist der Unterscheid der Menge wohl keiner, als dieser Ursache zuzuschreiben. Zieht man die übrige Umstände in Betrachtung, die etwas hiezu beytragen können, so ist offenbar die Erdbreite des südlichen Indiens und des östlichen Afrika die rechte Heimath und der dienlichste Aufenthalt des Elephanten, wo er weit grösser und stärker ist, als in Guinea und in allen andern Theilen des westlichen Afrika. Das südliche Indien und das östliche Afrika sind also diejenige Länder, wo Boden und Himmel sich am besten für ihn schicken. Er scheut die übermäßige Hitze, er hält sich niemals in den glühenden Sandwüsten auf, und findet sich bey den Negern nur längs den Flüssen, und nicht in erhabenen Gegenden, häufig. In Indien hingegen werden die gewaltigsten und muthigsten, die die stärkste und grösseste Zähne haben, Berg-Elephanten genannt, und halten sich wirklich auf den Höhen auf. Die Luft ist daselbst gemäßigter, das Wasser reiner, das Futter gesünder, und ihre Natur kommt folglich zu ihrer völligen Entwiklung, und erlangt ihre ganze Vollkommenheit.

Ueberhaupt behalten die asiatischen Elephanten, was die Statur und Stärke betrift, den Preiß vor den Afrikanischen, und alle Reisebeschreiber sagen, daß wieder die Ceylanischen alle Elephanten Asiens an Herzhaftigkeit und Einsicht übertreffen; vermuthlich, weil man auf Ceylan mehr, als irgendwo sonst, Fleiß auf ihre Erziehung gewendet hat. Die Alten hatten die Bemerkung gemacht, daß die Libischen Elephanten weit kleiner als die Indianischen waren. Heutiges Tages giebt es an diesem Theil von Afrika keine mehr; und diß ist ein Beweis, daß die Anzahl der Menschen in unsern Tagen daselbst grösser ist, als sie in dem Jahrhundert von Carthago war. Die Elephanten am Senegal in Guinea u. s. f. sind weit kleiner als die in Ostindien.

Die Stärke dieser Thiere hat ein bestimmtes Verhältnis zu ihrer Grösse. Die indianischen Elephanten tragen ohne Ueberlast drey bis viertausend Pfund, die kleinsten, nemlich die afrikanischen, heben mit ihrem Rüssel ein Gewicht von zwey hundert Pfunden frey in die Höhe, und setzen es selbst auf ihre Schultern. Sie schöpfen mit diesem Rüssel eine grosse Menge Wassers, das sie wieder über sich in die Höhe oder in die Runde um sich her eine bis zwey Toisen weit aus prüzen. Mit ihren Stoßzähnen können sie tausend Pfund tragen. Der Rüssel ist ihr Werkzeug, die Zweige zu zerbrechen, und mit den

Stoßzäh-

Stoßzähnen reissen sie die Bäume selber aus. Sie legen mit ordentlichem Schritt eben so viel Weeges zurük, als ein Pferd mit einem kleinen Trabe thut, und eben so viel, als ein Pferd im Galoppe, wenn sie laufen; wiewohl sie das lezlere im Stande der Freyheit selten, und nur wenn sie Zorn oder Furcht treibet, thun. Ihr gemeiner Weeg in einem Tage ist fünfzehen bis zwanzig Meilen (Lieues), und wenn man ihnen zuetzen will, dreyßig bis vierzig, und ihre Fußstapfen haben fünfzehen bis zwanzig Zoll im Durchschnitt.

Ein Haus-Elephant leistet seinem Herrn mehr Dienste als fünf oder sechs Pferde; aber er will auch gut gewartet seyn, und überflüßiges und ausgesuchtes Futter haben. Auf seinen Unterhalt rechnet man täglich ungefehr vier Livres. Gemeiniglich giebt man ihm rohen oder gekochten Reiß mit Wasser vermischt, und man will sagen, daß er täglich hundert Pfund davon haben muß, um sich in seiner völligen und gesunden Stärke zu erhalten. Man giebt ihm auch grüne Sachen zur Kühlung, indem er sich leicht erhizt, und zwey bis dreymal muß man ihn des Tages zum Wasser führen, und sich baden lassen. Er lernt ohne viele Mühe sich selber waschen; er nimmt Wasser in den Rüssel, bringt es erst zum Munde, um zu trinken, drehet hierauf den Rüssel oberwärts zurük, und läßt das übrige Wasser auf allen Theilen seines Leibes ablaufen. Alle Tonnen, Säcke, Paquete, werden in Indien durch Elephanten fortgebracht. Sie können auf dem Leibe, auf dem Halse, auf den Stoßzähnen, und sogar mit dem Maule Lasten tragen, indem man ihnen das Ende eines Striks darreicht, welches sie ins Maul nehmen, und mit den Zähnen fassen. Sie beschädigen und zerbrechen nichts von dem was man ihnen anvertrauet. Durch allerley Wendungen, womit sie die Pakgüter handthieren, bringen sie dieselbe vom Ufer in ein Fahrzeug, ohne sie naß werden zu lassen, setzen sie sanft nieder, und ordnen sie nach der Lage, worinn man sie verlanget. Sie versuchen auch mit dem Rüssel, ob sie gut liegen, und wenn etwan eine Tonne rollt, so suchen sie Steine zum vorlegen, daß sie sich nicht verrücken kan.

Auch selbst in der Gefangenschaft lebet der Elephant, wenn er gut verpfleget wird, sehr lange; und da man gewisse Erfahrungen gehabt hat, daß gefangene Elephanten hundert und zwanzig bis dreißig Jahre leben, so müssen sie wohl im Stande der Freyheit ihr Leben bis auf zweyhundert Jahre bringen, welches auch aus ihrem zweyjährigen Trächtigseyn und dreyßigjährigen Wachsthum zu schliessen ist. Uebrigens lebt der Elephant, man mag ihn warten wie man will, nicht lange in gemäßigten Ländern, und noch weniger in kalten Gegenden.

Die gewöhnliche Farbe der Elephanten ist aschgrau oder schwärzlicht; die weissen sind äusserst selten, und man beruft sich blos auf diejenigen, die man zu verschiedenen Zeiten hier und da in Indien gesehen hat, wo sich auch einige rothe finden sollen. Sie sind aber beyde so selten, daß man es blos als einzelnen Thieren zugetheilte Eigenschaften erkennen, und keine Rassen darauf machen darf. Buffon, der die Zeugnisse der Reisebeschreiber in Absicht auf die verschiedene Grösse der Elephanten zusammen gehalten, hat gefunden, daß in dem westlichen und nördlichen Afrika die kleinsten Elephanten sind, und daß die Alten, die nur den nördlichen Theil davon kannten, Recht gehabt haben, zu sagen, die indianischen wären weit grösser als die afrikanischen, allein daß sich in den östlichen Ländern dieses Welttheils eben so grosse, und vielleicht gar grössere als in Indien, gefunden, und daß in diesem lezteren Lande die Elephanten von Siam und Pegu an Grösse den ceylanischen vorzugehen scheinen, die doch sonst nach dem einmüthigen Geständnisse aller Reisebeschreiber, die herzhaftesten und verständigsten sind.

Für die Grösse seines Körpers hat der Elephant sehr kleine Augen, allein sie sind blizend und Geistvoll. Er wendet sie langsam, und mit einer sanftmüthigen Freundlichkeit gegen seinen Herrn; er hat, wenn dieser redet, ein Auge voll Aufmerksamkeit; er winket ihm Einsicht zu, wenn er ihn angehöret hat, und errathenden Scharfsinn, wenn er ihm zuvor kommen will. Er scheint bey sich zu überlegen, zu Rathe zu gehen, in Nachdenken zu gerathen, und sich nicht eher zu entschliessen, als bis er die Zeichen, denen er gehorchen soll, mehr als einmal mit kaltem Blut untersucht und angeblicket hat.

Er hat ein sehr gutes Gehör und das Werkzeug dieses Sinnes fällt eben wie das, so für den Geruch bestimmt ist, von aussen bey keinem Thiere mehr, als bey dem Elephanten, ins Gesicht. Seine

Ohren sind sehr groß, weit länger, so gar im Verhältnisse gegen den Körper, als die Ohren des Esels, und liegen, so wie beym Menschen, platt am Kopfe. Gemeiniglich hängen sie nieder, er erhebt und bewegt sie aber mit einer grossen Leichtigkeit, er gebraucht dieselben die Augen auszuwischen, und sie vor dem Staub und den Fliegen zu beschützen. Er scheint die Musik zu lieben, und lernt ohne viele Mühe mit den Füssen abgemessene Bewegungen zu machen, und bey dem Rauschen der Trommeln und dem Schalle der Trompeten mit einigen nicht übel angebrachten Tönen einzufallen.

Sein Geruch ist vorzüglich fein, und er liebt wohlriechende Sachen ausnehmend. Darum ist auch die Pomeranzenblüte eines seiner lieblichsten Gerichte. Er entblößt mit seinem Rüssel einen Pomeranzenbaum von seinem ganzen grünen Schmucke, und frißt die Früchte, die Blumen, die Blätter, ja sogar das Holz davon. Auf den Wiesen sucht er die wohlriechenden Pflanzen aus, und in den Wäldern giebt er unter den Bäumen dem Cocus, der Banane, der Palme und dem Sagu den Vorzug. Da diese Bäume markicht und von weichem Holze sind, so frißt er sogar den Stamm und die Wurzeln, indem er sie entweder mit seinem Rüssel ausreißt, oder wenn der nicht zureicht, mit den Stoßzähnen aus der Erde hebt.

Den Sinn des Gefühls hat er so zu reden nur in dem Rüssel; er ist aber in ihm von eben so feiner Unterscheidung als in der Hand des Menschen. Dieser Rüssel bestehet aus Häuten, Nerven und Muskeln, und ist ein Glied, das die Kraft sich zu bewegen hat, und ein Werkzeug eines sinnlichen Empfindnisses. Das Thier kan ihn nicht allein bewegen und biegen, sondern auch verkürzen, verlängern, krümmen und, wohin es ihm gefällt, drehen. Das äusserste des Rüssels schließt sich mit einem Rande, der sich nach oben in Gestalt eines Fingers verlängert. Vermittelst dieses sogenannten Fingers kan der Elephant alles thun was wir mit Fingern verrichten. Er nimmt die kleinste Geldstücke von der Erde auf, pflükt Kräuter und Blumen; lößt in Knoten geschlagene Stricke auf, öffnet und verschließt Thüren mit Schlüsseln oder Riegeln, und lernt mit einem Werkzeuge, das nicht grösser als eine Feder ist, regelmäßige Buchstaben machen. Alle diese Handlungen geschehen vermittelst des Anhängsels, das an dem Obertheile des Randes sitzet, der den Rüssel am Ende einfasset, und in der Mitte eine Höhlung in Form einer Tasse läßt, wo auf dem Boden die beyden Oeffnungen zu den gemeinschaftlichen Gängen des Geruches und des Athemholens sich befinden. Der Elephant hat also die Nase in der Hand, und ist Meister, die Kraft seiner Lungen mit der Thätigkeit seiner Fingern zu verbinden, durch ein starkes Saugen flüßige Sachen anzuziehen, oder sehr schwehre veste Körper in die Höhe zu heben, indem er an die Oberfläche derselben den Rand seines Rüssels schmiegt, und inwendig durch Anziehen der Luft einen leeren Raum macht.

Der Elephant hat an dem Gedächtnisse und der Einsicht vor allen anderen Thieren einen Vorzug; und dennoch ein kleineres Gehirn als die meisten derselben. Dieses ist ein Beweis, daß das Gehirn nicht der Siz der Empfindungen, oder ihr gemeinschaftlicher Sammelplaz ist. Dieser hat im Gegentheil in den Nerven der Sinne und in den Häuten des Kopfes seine Anlage. Auch ist der Nerven, die durch den Rüssel des Elephanten fortlaufen, eine so grosse Menge, daß sie in der Anzahl denen zusammen gleich kommen, die sich durch den übrigen Körper ausbreiten. Dieser sonderbaren Verbindung der Sinne und dieser in ihrer Art einzigen Eigenschaften des Rüssels ist es zuzuschreiben, daß der Elephant an Einsicht den andern Thieren überlegen ist. Er ist zugleich ein Wunder von Einsicht, und ein Ungeheuer von Materie. Ein ungemein dicker Leib ohne alle Geschmeidigkeit, ein kurzer und fast unbiegsamer Hals, ein kleiner ungestalter Kopf, Ohren von übertriebener Länge, und eine Nase die diesen Fehler noch mehr hat, Augen, die wie auch der Rachen, zu klein sind, der Geschlechtstheil, der Schwanz, die Plumpen, geraden und schwer zu biegenden Beine, der kurze und kleine Fuß, der das Ansehen hat, gar keiner zu seyn, die harte dicke und schwielenvolle Haut, alle diese Verunstaltungen fallen um so viel mehr ins Gesicht, da sie im Grossen abgeformt sind, und erwecken dem Auge desto grösseres Mißfallen, da die meisten derselben in der übrigen Natur ohne Beyspiel sind.

Aus dieser Einrichtung der körperlichen Theile entspringen verschiedene Ungemächlichkeiten für das Thier. Es kan kaum den Kopf drehen, und ohne einen Umweg

zu

zu nehmen, ist es nicht vermögend, sich umzuwenden, um zurük zu gehen. Die Jäger, die es von hinten oder von der Seite angreifen, entrinnen den Wirkungen seiner Rache dadurch, daß sie im Kreise herum laufen. Die Beine sind zwar nicht völlig so steif als der Hals und der Leib, sie biegen sich aber doch nur langsam, und nicht ohne Schwierigkeit, weil sie mit den Schenkeln sehr genau vergliedert sind. Er hat ein Knie wie der Mensch, und einen eben so niedrig liegenden Fuß; allein dieser Fuß hat keine Fläche, folglich keine Haltung, keine Kraft, und das Knie ist hart und ungeschmeidig. Indeß so lange der Elephant jung ist und sich wohl befindet, biegt er es, um sich nieder zu legen, sich besteigen oder beladen zu lassen; so bald er aber alt oder krank wird, hält es mit dieser Bewegung so schwehr, daß er lieber stehend schläft, und daß, wenn man ihn mit Gewalt zum liegen gebracht hat, Maschinen erfordert werden, um ihn wieder auf die Füsse zu stellen. Seine Stoßzähne, die mit dem Alter ein übermäßiges Gewicht bekommen, stehen nicht aufrecht, wie die Hörner anderer Thiere, sondern stellen zween lange Hebebäume vor, die den Kopf äusserst beschwehren, so, daß das Thier bisweilen genöthiget ist, in die Mauer seines Stalls Löcher zu machen, um denselben eine Unterlage zu bereiten. Zwischen den Werkzeugen des Geruchs und des Geschmaks ist ein weiter Abstand; er kan nichts, was an der Erde ist, mit seinem Maule fassen, weil sein kurzer Hals nicht nachgeben kan, um den Kopf weit genug nieder zu senken; er muß seine Nahrung und selbst sein Getränke mit der Nase zu sich nehmen; er bringt es hierauf nicht etwan bis an die Oeffnung des Rachens, sondern bis an seinen Schlund, und wenn sein Rüssel mit Wasser angefüllet ist, so stecket er das Ende desselben bis an die Wurzel der Zunge hinunter, wahrscheinlicher Weise um den Kehldeckel nieder zu drucken und zu verhindern, daß das Wasser, welches sich mit Ungestümm durchdringet, nicht in die Luftröhre komme. Die Zunge, das Maul und die Lefzen thun ihm keine Dienste wie andern Thieren, um sein Trinken durch Saugen oder Lecken verrichten zu können.

Der junge Elephant muß mit der Nase saugen und die ausgepreßte Milch hernach in seinen Schlund bringen. Die Alten, welche sie wie andere Thiere saugen liessen, haben sich geirret. Die beyden Zitzen liegen bey der Elephantin auf der Brust, wie bey den Weibern, und haben nur kleine Warzen, die ein sehr ungleiches Verhältniß zu dem grossen Rachen des jungen Elephanten zeigen, dessen Hals sich noch dazu nicht biegen kan. Die Mutter mußte sich auf den Rücken oder auf die Seite legen, damit er die Zitze mit seinem Maul fassen könnte, und er würde noch viele Mühe haben, die Milch heraus zu bringen, so übergroß ist die Ungleichheit, die sich zwischen seinem weiten Rachen und der kleinen Warze hervor thut. Der Rand des Rüssels hingegen, den der Elephant so enge, als er Lust hat, zusammen zieht, passet auf die Warze, und vermittelst desselben kan er ohne Mühe an seiner Mutter saugen, sie mag stehen oder liegen. Man hat dieses zwar nicht aus der Erfahrung, weil noch niemand von den alten und neuern gesagt hat, daß er einen Elephanten saugen gesehen habe; aber der ganze Bau der Werkzeug lehret, daß dieses die einige geschickte und folglich natürliche Weise ist.

Ein ähnlicher Irrthum scheinet es zu seyn, wenn die Alten uns berichten, daß die Elephanten sich nach der Weise der übrigen Thiere begatten. Diese Stellung zum Begatten wird durch die Lage der Zeugungstheile unmöglich, die Oefnung des Schamgliedes findet sich bey der Elephantin nicht unten am Bauche und in der Nachbarschaft des Afters, wie bey andern Weibchen, sondern ist dritthalb bis drey Fuß von dem letzten entfernt und ligt fast mitten am Bauche. Der Geschlechtstheil des Elephanten, der nach dem Berichte der Naturkündiger weder grösser noch dicker ist, als dieser Theil des Hengstes, würde es ihm also unmöglich machen, in derjenigen Stellung, die bey vierfüßigen Thieren gewöhnlich ist, seinen Zweck zu erreichen. Es ist daher wahrscheinlich, daß de Feynes und Tavernier ganz Recht haben, welche sagen, daß sich die Elephantin auf den Rücken lege. Herr von Büffy sagt, daß sich das Weibchen auf den Rücken lege; das Männchen stämme sich auf seine Vorderbeine, biege die hintern rükwärts ein, und berühre das Weibchen nur so weit, als es ihm zum Belegen nöthig seye. Vielleicht ist dieses die Ursache ihrer Schamhaftigkeit; weil sie mehr Zeit, mehr Gemächlichkeit, und mehr Bequemlichkeit als andere Thiere, nebst einer unanständigen Lage, zu dieser Handlung haben müssen.

Der Schall seiner Stimme ist auch sehr sonderbar. Es gehet ein Schall durch die Nase, so gut wie durch den Mund, und dieser Schall lauft in dieser langen Trompete bald höher bald tiefer; er ist rauh und gezogen, wie der Ton eines metallenen Instrumentes, wogegen die Stimme, die durch den Mund fährt, durch kurze Pausen und harte Stoßseufzer unterbrochen wird. So hat es wenigstens Aristoteles für wahr ausgegeben, und viele haben es ihm nachgeschrieben. Herr von Büffy aber versichert zuverläßig, daß der Elephant keinen Schrey durch den Rüssel thue. Dem seye wie ihm wolle, das Geschrey des Elephanten ist über eine Meile (Lieue) weit hörbar, und erregt gleichwol kein Entsetzen, wie das Brüllen des Tiegers und Löwens.

Der Elephant hat ausserdem etwas eigenes in der Bildung der Füsse und in seinem Hautgewebe. Er ist nicht behaart, wie die andern vierfüßigen Thiere, seine Haut ist völlig glatt, und blos einige Borstenhaare stechen aus den aufgesprungenen Stellen hervor. Diese Borsten sind auf dem Leibe sehr dünne gesäet; allein an den Augenwimpern, hinter dem Kopfe, in den Höhlungen der Ohren, und inwendig an den Lenden und Beinen stehen sie ziemlich dichte. Die harte und schwülichte Oberhaut hat zweyerley Arten von Runzeln, hohle und erhabene, sie scheint durch Risse wie zerschlizt zu seyn, und hat mit der Borke einer alten Eiche viel ähnliches. Bey dem Menschen und den Thieren haftet das Oberhäutchen (epiterme) überall an der Haut; bey dem Elephanten sizt es nur an einigen Stellen fest, wie zwey Zeuge, die auf einander gestekt sind. Die Oberhaut ist von Natur trocken, und wird sehr leicht dicke. Sie gelangt oft zu einer Dicke von drey bis vier Linien, indem die verschiedenen Schichten, die sich eine unter der andern erzeugen, nacheinander abtroknen. Diese Verdickung der Oberhaut ist die Ursache der Elephanten-Seuche, oder des trokenen Aussatzes, welche diesem Thier gewöhnlich ist, und um derselben vorzukommen, reiben ihn die Indianer öfters mit Oehle, und suchen die Geschmeidigkeit seiner Haut durch häufiges Baden zu unterhalten. Allenthalben, wo keine Schwülen sind, ist sie sehr empfindlich; in den aufgesprungenen Ritzen und an andern Stellen, wo sie weder abgetroknet noch verhärtet ist, machen ihm die Stiche der Fliegen sehr viele Schmerzen. Er bedient sich seines Schwanzes, seiner Ohren, seines Rüssels, um sie todt zu schlagen; er runzelt seine Haut überall, wo sie sich zusammen ziehen läßt, und zerquetscht sie zwischen den Falten; er nimmt Baumzweige, Strauchwerk u. d. gl. sie zu verscheuchen, und wenn ihm alles dieses mangelt, so nimmt er mit seinem Rüssel Staub von der Erde auf, und bestreuet die empfindlichen Stellen, das Wasser ist für diese Thier eben so unentbehrlich, als die Luft und die Erde, und sie gehen oft bis an den Bauch in das Wasser, und bringen alle Tage etliche Stunden darinnen zu.

Noch ist bey den Elephanten die Einrichtung der Füsse und Beine sonderbar. Die Vorderbeine haben das Ansehen, höher als die hinteren zu seyn, und gleichwol sind diese ein wenig länger; sie sind aber nicht an zwo Stellen eingebogen, wie die Hinterbeine des Pferdes oder des Ochsen, bey denen der Schenkel fast in dem Kreutze verstekt, die Knie sehr nahe am Bauche, und der Fuß mit seinen Knochen so erhaben und so lang ist, daß er dem Ansehen nach einen groſſen Theil des Beins ausmacht. Bey dem Elephanten hingegen ist dieser Theil ungemein kurz, und ruhet auf der Erde, er hat ein Knie wie der Mensch, mitten am Bein, und nicht in der Nachbarschaft des Bauches. Dieser so kurze und kleine Fuß theilet sich in fünf Zähen ab, die alle mit Haut überzogen sind, und von denen keiner auswärts sichtbar ist. Man sieht blos Arten von Nägeln, deren Anzahl nicht immer gleich ist, wiewohl die Zahl der Zähen keine Veränderung leidet, indem sich an jedem Fuß allezeit fünf finden. Gewöhnlich werden auch fünf Nägel, bisweilen aber nur vier oder gar drey angetroffen, und in diesem Fall bedecken sie an den Stellen, wo sie sitzen, nicht genau das Ende der Zähen. Vermuthlich aber kommt dieses von der Wartung des Elephanten, oder einem Zufall, in seinem ersten Wachsthum her. Die Unterfläche des Fusses ist mit einer Sole von hornhartem Leder überzogen, die rings umher einen überstehenden Rand hat, und aus eben solcher Substanz sind auch die Nägel gebildet.

Des Elephanten Ohren sind ungemein lang; er gebraucht sie wie einen Fächer, giebt denselben Bewegungen, und klatscht damit nach seinem Gefallen. Sein Schwanz ist gemeiniglich nur drittthalb bis drey Fuß lang. Er ist ziemlich dünne, am Ende zugespizt, und mit einem Büs-

schel von dicken Haaren, oder vielmehr von schwarzen glänzenden und durch und durch dichten Spielen von Horn besezt. Dieses Haar oder Horn ist so dick und stark, als ein dicker Eisendrath, und läßt sich nicht mit den Händen zerreissen, ob es gleich elastisch und biegsam ist. Uebrigens ist dieser Haarbüschel ein sehr gesuchter Zierrath der Negerinnen, die dem Anscheine nach einen Aberglauben dabey haben. Ein Elephanten-Schwanz gilt bisweilen zween bis drey Sklaven, und die Neger wagen oft ihr Leben an den Versuch, ihn dem lebendigen Thiere abzuhauen. Ausser diesem am Ende sich befindenden Zopfe dicker Haare ist der Schwanz der Länge nach mit harten und dickeren Borsten, als ein wilder Eber hat, übersäet. Auch finden sich dergleichen auf dem convexen Theile des Rüssels und an den Augenliedern, wo sie bisweilen über einen Fuß lang sind.

Die Himmelsgegend, die Nahrung und der Lebenszustand haben einen grossen Einfluß auf den Wachsthum des Elephanten; und die jung gefangen werden, gelangen nie zu ihrer ganzen natürlichen Grösse. Die grösten Elephanten in Indien und auf den östlichen Küsten sind vierzehn Fuß hoch, die kleinsten, so am Senegal und in andern Theilen von Afrika gegen Westen gefunden werden, haben nur zehn bis eilf Fuß, und alle die, welche man jung nach Europa gebracht hat, sind unter dieser Höhe stehen geblieben; und der Zustand ein Haußthier zu seyn, scheint den Wachsthum des Elephanten in allen körperlichen Maassen wenigstens um ein Drittheil herunter zu setzen. Die Länge des Körpers von dem Auge bis an den Ort, wo der Schwanz hervorgehet, ist mit der wagrechten Höhe des Widerrisses (Garrot) beynahe einerley. Aus denen Zeuanissen der Reisebeschreiber kan man den Schluß ziehen, daß die gewöhnliche Grösse des Elephanten zehn bis zwölf Fuß ist, daß die dreyzehn und vierzehn oder gar fünfzehn Fuß hohen sehr selten sind, und daß die kleinsten es wenigstens bis zu neun Fuß bringen, wenn sie ihren völligen Wachsthum im Stande der Freyheit erreicht haben, und also in demselben dreyßig Jahre alt geworden sind. Diese ungeheuren Klumpen bewegen sich bey dem allen mit vieler Geschwindigkeit. Die vier Gliedmassen, die sie unterstützen, gleichen nicht sowohl Beinen als Pfeilern, die fünfzehn bis achtzehn Zoll im Durchmesser, und fünf bis sechs Fuß in der Höhe haben. In den engen und hohlen Weegen geschiehet es gemeiniglich, daß ihn die Neger angreifen, und ihm den Schwanz abhauen, weil es ihm schwer wird, sich nach seinen Feinden umzuwenden. Gar zu gähe Abstürze herunter zu steigen kostet ihn viel Mühe. Hingegen schwimmt er sehr gut, ungeachtet die Gestalt seiner Füsse und Beine nicht geschikt dazu scheinet. Allein die Brust und der Bauch beschliessen einen sehr grossen Raum; der Umfang der Lunge und der Gedärme ist übermäßig, und alle diese grosse Theile die mit Luft angefüllt sind, verhindern ihn, tief einzusinken, und machen, daß er nicht so viel Widerstand als andere Thiere zu überwinden hat. Er schwimmt mit zween Kanonen von drey bis vier Pfund im Caliber, einer grossen Menge von Gepäcke und mit vielen Leuten, die sich an seine Ohren und Schwanz hängen, beladen, zwischen zwo Wasserflächen durch, und man siehet nichts von ihm, als den Rüssel, den er in die Höhe strekt, um Luft zu schöpfen.

Ohngeachtet er von Krautgewächse und zartem Holze lebt, und eine erstaunliche Menge von diesen Nahrungsmitteln haben muß, so hat er gleichwohl nicht verschiedene Mägen, wie die mehreste Thiere haben, die sich auf gleiche Art nähren. Er kauet auch nicht wieder, und hat die innere Einrichtung mehr mit dem Pferde als mit dem Ochsen und seines gleichen gemein. Der Pansch, welcher ihm mangelt, wird durch die Dicke und Länge der Gedärme, und vornehmlich des Grimmdarms ersezt, der zween bis drey Fuß im Durchschnitte, und fünfzehn bis zwanzig in der Länge hat. Der Magen hingegen ist nur vierthalb bis vier Fuß lang, und höchstens anderthalb Fuß breit; daher muß auch der Elephant, so zu sagen, unaufhörlich fressen, um so grosse Räume auszufüllen, und er ließt seine Nahrung so sorgfältig aus, daß er alles durchschüttelt, damit nichts von Insekten oder Sand darunter bleibe. Er liebt den Wein, Aquavit, Arack und dergleichen, sehr; und durch die Verhaltung eines Gefässes mit geistigen Getränken, das man ihm verspricht, kan man ihn zu den mühsamsten Arbeiten bringen. Auch den Tabaksrauch scheint er zu lieben, der ihn aber dumm und trunken macht. Hingegen hat er einen Abscheu vor allen häßlichen Gerüchen und vor dem Schweine, daß ihn das blose Geschrey dieses Thiers in eine auffahrende Bewegung sezt, und zur Flucht bringt.

Um eine vollständigere Vorstellung von dem Naturelle dieses besondern Thiers zu machen, wollen wir einiges aus den Anmerkungen beybringen, die zum Theil der Herr Marquis von Montmirail dem Herrn von Büffon mitgetheilet hat. Wenn der Führer des Elephanten, der Cornak genannt wird, ihn zu einem schwehren Geschäffte bereden will, und der Elephante bey allen angeführten Beweggründen noch Widerwillen bezeuget, so verspricht er ihm Arak oder sonst etwas angenehmes zu geben, welches ihn zu allem willig macht; es ist aber gefährlich ihm nicht Wort zu halten, und mehr als ein Cornak ist das Opfer davon geworden. In Dekan tödtete ein Elephant seinen Cornak aus Rache; die Frau desselben, die zusahe, ergriff ihre beyde Kinder, warf sie dem noch ganz wüthenden Thier vor die Füsse, und sagte: Hast du meinen Mann getödtet, so nimm auch mir und meinen Kindern das Leben. Der Elephant stand auf einmal stille, besänftigte sich, nahm das älteste von den Kindern mit dem Rüssel auf, sezte es auf seinen Hals, gab ihm die Stelle seines Cornaks, und wollte keinen andern Führer dulden.

Ein Soldat von der Besatzung zu Pondicheri, der jedesmal, wenn er seinen Sold bekam, einem Elephanten ein gewisses Maas Arak zutrug, hatte eines Tages zuviel getrunken, und floh, da er sich von der Wache verfolgt sahe, unter den Elephanten, und schlief daselbst ein. Die Wache versuchte umsonst, ihn aus dieser Freystatt heraus zu bekommen, der Elephant vertheidigte ihn mit seinem Rüssel. Da der Soldat den folgenden Morgen den Rausch ausgeschlafen hatte, erschrack er sehr, sich unter einem solchen Ungeheuer liegend zu finden. Der Elephant, der sein Entsetzen merkte, liebkosete ihm mit seinem Rüssel, um ihm wieder Muth zu machen, und gab ihm zu verstehen, daß er weggehen könnte. Welche Erkenntlichkeit!

Bisweilen verfällt der Elephant in eine Art von Wahnsinn, der ihm alle Gelehrigkeit benimmt, und ihn so gar ungemein schreklich macht. Alsdenn tödtet man ihn, oder wenn man Hoffnung zu seiner Besserung hat, so schließt man ihn nur mit dicken eisernen Ketten an. Allein wenn er in seinem natürlichen Zustande ist, so können die stechendsten Schmerzen ihn nicht dahin bringen, demjenigen Leid zu thun, der ihm nichts gethan hat. Ein Elephant voller Wuth über die Wunden die er in dem Treffen bey Hambourg bekommen hatte, rannte quer durch die Felder, und erhob ein fürchterliches Gebrülle. Ein Soldat, der ungeachtet des Zurufens seiner Cameraden nicht hatte fliehen können, vielleicht weil er auch verwundet war, lag in dem Weeg, wo das Thier hinaus wollte. Der Elephant trug scheu, ihn unter die Füsse zu treten; er ergriff ihn also mit dem Rüssel, legte ihn sanft an die Seite, und lief seinen Strich weiter fort. Ja der, welcher einen Mohren, der ihm den Schwanz abschneiden wollte, im Angesichte Baßmanns tödtete, ließ sich den Todtenkörper von zween andern Mohren vor der Nase wegnehmen, ohne ihnen das geringste Leid zuzufügen, ob gleich bereits mehr als hundert Schüsse auf ihn geschehen waren, und er ungemein viel Blut verlohren hatte.

Die Elephanten (sagt der P. Philipp) kommen den Menschen an Urtheilskraft und Ueberlegung sehr nahe — — wenn man einen wilden Elephanten gefangen und ihm die Füsse zusammen gebunden hat, so geht der Jäger hin, mit ihm Sprache zu halten, grüßt ihn, entschuldigt sich daß er ihn gebunden habe — — stellet ihm vor, daß er ins künftige besser als in seinem vorigen Zustande gehalten werden solle u. s. f. Der Jäger hat nicht so bald diese höfliche Rede geendiget, so folgt ihm der Elephant wie ein Lamm. — — Bey dem allem muß man hieraus nicht den Schluß ziehen, daß der Elephant Sprachen verstehe, sondern blos durch ein sehr vollkommenes Deutungs-Vermögen die äusserlichen Zeichen der Geringschätzung oder Hochachtung u. s. w. zu unterscheiden wisse.

Tavernier sagt von Elephanten-Jägern: Diese Leute sagten uns eine Sache, die, wofern man sie glauben kan, ganz bewundernswürdig ist. Sie besteht darinn, daß Elephanten, welche einmal einer Falle entwitscht sind bey dem Eingange in die Gehölze, wo man sie hinein haben will, mit dem Rüssel einen dicken Ast abbrechen, mit dem sie fortwandern, und damit sie nicht zum zweyten male ertappt werden, überall, ehe sie ihren Fuß niedersetzen, den Boden untersuchen, ob sie auch Löcher auf ihrem Weege finden. Wir sahen, fährt er fort, zween Elephanten die man gefangen hatte; jeder von diesen wilden Elephanten war zwischen zween Zahmen, und um sie her waren sechs Leute mit Feuerlanzen, die ihnen zu

essen

essen darboten, und sagten: Nimm dieses hin und friß es. — Wann der wilde Elephant nicht thun wolte, was man ihn hieß, so befahlen die Leute den zahmen Elephanten, ihn zu schlagen. Diese thaten es so gleich, einer schlug ihn mit dem Rüssel vor die Stirn und auf den Kopf, und wenn er Mine machte, sich an diesen zu rächen, so versetzte ihm der andere einen Schlag von seiner Seite. Auf die Weise wußte der arme wilde Elephant nicht mehr, woran er war, und lernte Gehorsam.

Ich habe (sagt Eduard Terri) mehr als einmal dem Elephanten bey verschiedenen Handlungen zugesehen, die mehr das Gepräge des menschlichen nachdenkenden Verstandes als des Instinkts führen —. Will sein Herr haben, daß er einem bange machen soll, so geht er auf den Menschen mit nicht geringer Wuth los — und wenn er ihm fast auf den Leib gerannt ist, steht er auf einmal stille, ohne ihm Leyd zu thun. Soll er jemand beschimpfen, so nimmt er Wasser und Koth in den Rüssel, und sprizt ihm beydes in das Gesicht — Der grosse Mogol hält einige die das Amt der Hencker an Missethätern verrichten. Wenn ihr Führer befiehlt, diesen Unglücklichen schnell den Garaus zu machen, so zermalmen sie denselben mit ihren Füssen in einem Augenblicke. Gebietet er hingegen, dieselben quälen zu lassen, so zerbrechen sie ihnen die Knochen, einen nach dem andern, und thun ihnen eine Marter an, die eben so grausam als das Rädern ist.

Wir wollen jetzo zu der Daubentonischen Beschreibung übergehen, und das nöthigste davon ausziehen.

Von dem Rüssel des Elephanten heißt es: Der Rüssel eines Elephanten, der dreyzehen und einen halben Fuß hoch ist, hat ausser dem Maule ungefähr acht Fuß in der Länge, sechsthalb Fuß am Maule und anderthalb am Ende im Umfang. Er stellt eine Röhre in Gestalt eines irregulären, sehr verlängerten, abgestutzten und am Ende ausgehöhlten Kegels vor. Die obere Seite dieser Röhre ist rund erhaben und der Breite nach gekerbt; die untere ist platt und hat zwo länglichte Reihen von kleinen Buckelchen, die den Füssen der Raupen gleichen. Der erste Theil des Rüssels ist in der Gegend, wo bey andern Thieren die Oberlefze und das Ende der Nase ist. Er vertritt auch von beyden die Stelle, indem die untere Seite statt der Lefze ist, und innwendig die Nasenlöcher liegen. Er ist in seiner ganzen Länge hohl und seine Höhlung durch eine länglichte Scheidewand in zween Canäle abgesondert, die sich verlängern und nach oben über den Vordertheil des Ober-Kinnbackens erstrecken, hiernächst sich etwas krümmen und bis an den Gaum hinunter gehen, wo sie jeder durch besondere Mündungen auslaufen, so wie sie auch beyde am Ende des Rüssels eigene Oefnungen haben. Man hat in diesen Canälen in der Gegend, wo sie sich krümmen, bevor sie in die Kopfknochen hinein gehen, ein bewegliches knorplichtes Blättchen wahrgenommen, welches eine solche Lage hat, daß man daraus muthmassen kann, es verschliesse den Canal und halte das Wasser auf, womit der Elephant seinen Rüssel anfüllet, damit es nicht in die Gänge der Nase dringe, wo sich die empfindlichen Theile des Geruchs befinden. Der Elephant kan seinen Rüssel, wohin er will bewegen, verlängern und verkürzen, ohne den Durchschnitt der beyden innwendigen Canäle weiter oder enger zu machen. Folglich wird das Athemholen durch keine Richtung des Rüssels schwer gemacht, und das Wasser bleibt darinn, bis es das Thier durch Ausblasen fortschicket. Jeder Canal wird von einer glatten und strofen Haut umgeben, die seine innere Wände macht. Die Substanz zwischen der äussern Haut und den Häuten der Canäle besteht aus länglichten Muskeln, die eine Richtung, wie der Rüssel haben, und aus andern Quermuskeln, die nicht zirkelförmig sind, sondern im Gegentheil von den Häuten der Canäle bis an die auswendige Haut des Rüssels wie Stralen ausfahren, und hieraus läßt es sich auch begreifen, wie der Rüssel sich bewegt, ohne daß der Durchschnitt der innwendigen Canäle eine beträchtliche Veränderung leide.

Das Maul ist sehr klein, und wird fast durch die Stoßzähne und den Untertheil des Rüssels gänzlich verborgen.

Die Oefnung von den Augenliedern ist sehr klein, und der Augenball nicht den dritten Theil so groß, als das Auge des Ochsen in seiner ganzen Runde.

Die Ohren des Elephanten, welche sehr groß sind, haben der Gestalt nach einige Aehnlichkeit mit den Ohren des Affen, sie breiten sich nach oben, nach hinten und nach unten zu aus, sind dünne und ohne umgeschlagene Ränder.

Die Hauer oder Stösser sind zween lange Zähne, welche aus dem Maule auswärts hervor stehen; sie haben nach unten, nach vorn und nach aussen eine schräge Richtung, und biegen sich nach oben wieder über. Der rechte Zahn des Elephanten, nach dessen Skelet Herr Daubenton seine Beschreibung machte, und der zuvor in der Menagerie zu Versailles war, wog vierzehen Pfund fünf Unzen und der linke nur dreyzehen Pfund acht Unzen zwey Quintchen. Man versichert aber, daß ein Paar zuweilen zwey und mehrere Centner wäge.

Die Substanz dieser Zähne wird unter dem Namen Elfenbein verarbeitet. Es wird gelb, wenn es blos an der Luft liegt, allein man findet die Farben desselben verschieden, wann man einen Zahn durchsäget. In einigen hat das Elfenbein eine Olivenfarbene Schattirung, in den meisten ist es weißlicht oder weiß. Die Künstler, die das Elfenbein brauchen, legen den Namen grün Elfenbein demjenigen bey, das einen olivenfarbenen Anstrich hat, ungeachtet in dieser Farbe des Elfenbeins das grünlichte fast gänzlich von dem Gelblichten verschlungen wird. Die Benennung grün Elfenbein, muß vielmehr die Beschaffenheit, als die Farbe desselben bezeichnen, indem man dieses grüne Elfenbein nur in den Zähnen findet, die dem Elephanten kurz zuvor ausgenommen sind, oder doch nicht so lange los gelegen haben, daß sie durch das Austrocknen eine weisse Farbe annehmen können, welches bey dem Elfenbein geschiehet, das lange Zeit gelegen und der Hitze ausgesetzt geblieben ist. Die Künstler, die damit umgehen, sagen von demselben in diesem Zustande, daß es matt seye. Es ist glaublich, daß die natürliche Olivenfarbe des Elfenbeins durch den Eindruck der Luft ins Weisse übergehe; das weisse Elfenbein aber ist so beschaffen, daß es eher gelb werden kan, als wenn es noch olivenfarbig ist. Während der Sommerhitze nimmt man von dem ersten Tage an eine Abnahme an dieser Farbe wahr, und in kurzer Zeit verschiesst sie gänzlich. Die unmittelbare Wirkung der Sonne oder des Feuers macht, daß sie noch geschwinder vergeht; die Feuchtigkeit hingegen erhält dieselbe.

Nun werden wir das Nöthigste von einem Thiere gesagt haben, in dessen plumper Masse so ausserordentliche Eigenschaften wohnen, daß die Menschen von jeher vor ihm eine gewisse Art von Verehrung gehabt haben, und dem Alte und Neuere nicht selten nach Gründen eingerichtete Sitten, eine natürliche und angebohrene Religion, eine Beobachtung eines gewissen Gottesdienstes, die tägliche Anbetung der Sonne und des Mondes, den Gebrauch des Abwaschens vor der Anbetung, den Geist des Vorherwissens, eine fromme Liebe gegen den Himmel, und eine so grosse Zuneigung gegen ihres gleichen zugeschrieben haben, daß sie diesen in Tode beystehen, sie nach ihrem Ableben mit Thränen benetzen, und in die Erde verscharren sollten; von einem Thiere, welches noch heutiges Tages der Indianer so hoch hält, daß er von der Idee der Seelenwanderung eingenommen, niemand als den Seelen der grösten Männer in demselben einen Sitz anweiset. Vielleicht ist ist es auch zur Demüthigung für die geschaffen, welche unter einer schlechten und unförmlichen Hülle grosse Eigenschaften nicht zu suchen gewohnt sind, und die von dem äusserlichen, das auch ein unerfahrnes Aug einnimmt, schon auf eine schöne Seele schliessen.

Der Ochse.

Wenn die Vortheile groß sind, die der Mensch von dem Pferde und Esel ziehet, so verhindern sie doch nicht, den Ochsen vorzüglich zu schätzen. Er, der unter den groß fressenden Thieren so lebet, daß er der Natur den wenigsten Aufwand verursachet, und der Erde nichts entziehet, welches er ihr nicht reichlich ersetzte, der den Grund verbessert, auf dem er gehet, und seine Weide, die das Pferd und der gröste Theil der andern Thiere sehr bald aufzehrt, verbessert, ist es, ohne welchen Reiche und Arme Mühe genug haben würden, ihr Leben mit einiger Bequemlichkeit zu erhalten. Die Erde würde ohne

Taurus Castratus Bos .

Verschnittener Ochs .

Kuh und Kalb .

Bos Domesticus.

ne ihn ungebauet bleiben; und Felder und Gärten trocken und unfruchtbar seyn. Alle Last der Feld-Arbeit hat man auf den Ochsen gewältzet. Er ist das nutzlichste Hausvieh auf der Meyerey, die Stüze der Landwirthschaft und die ganze Stärke des Ackerbaues. Vor alten Zeiten machte er den ganzen Reichthum der Menschen aus, und heut zu Tage ist er noch der Grund des Ueberflusses der Staaten, welche sich nicht anders erhalten und blühen können, als durch den Feldbau und eine Verhältnißmäßige Menge des Viehes. Denn diese machen eigentlich den wahren Reichthum aus: da alle die übrigen, und selbst das Gold und Silber nichts als willkührliche oder eingebildete Güter sind, die die erstern vorstellen; und bloß Münzen, die man auf Treue und Glauben annimmt, und die nur den Werth haben, den ihnen die Erdfrüchte ertheilen.

Der Ochse ist nicht so geschickt Lasten zu tragen, als das Pferd, der Esel, das Kamel. Dieses beweiset schon die Gestalt seines Rückens und seiner Nieren. Aber die Dicke seines Halses und die Breite seiner Schultern zeigen genug, daß er geschickt ist, das Joch zu tragen und zu ziehen. Dieses ist auch die vortheilhafteste Weise ihn anzuspannen, und man muß sich wundern, daß dieser Gebrauch nicht allgemein ist, und daß man ihn in Ganzen Provinzen zwinget mit den Hörnern zu ziehen. Der einige Grund, den man davon anzugeben weiß, ist dieser, daß man ihn leichter regieren kann, wenn er mit den Hörnern angebunden ist. Er hat einen sehr dicken starken Kopf und ziehet auch auf dise Weise ziemlich gut, aber bey weitem nicht so vortheilhaft, als mit seinen Schultern. Er scheinet ausdrücklich für den Pflug geschaffen zu seyn. Die Schwere seines Körpers, die Langsamkeit seiner Bewegungen, die Kürze seiner Füsse, und alles bis auf sein stilles Wesen und seine Gedult bey der Arbeit, scheint sich zu vereinigen, um ihn zur Anbauung der Felder geschikter und fähiger als alle andere Thiere zu machen, die beständigen und stets neuen Hinderungen, welche die Erde seinen Bemühungen in den Weg legt, zu überwinden. Das Pferd ist, wenn es gleich vielleicht eben so stark ist, dennoch zu diesem Werck nicht so geschickt. Seine Füsse sind zu hoch; seine Bewegungen zu starck und zu hitzig, und ausserdem wird es gar zu bald widerspenstig, oder auch verdorben, bey einer Arbeit die mehr Geduld als Hitze, mehr Schwehre als Geschwindigkeit, und mehr Gewicht als Spannkraft erfordert.

Unter den Gattungen von Thieren, davon der Mensch Heerden zu machen pfleget, und bey welchen es hauptsächlich auf die Vermehrung ankommt, ist das weibliche Geschlecht noch nüzlicher und unentbehrlicher als das männliche. Was man von der Kuh erhält, ist ein Gut, welches alle Augenblicke wächset und sich erneuert. Das Kalbfleisch giebt eine gesunde und schmakhafte Speise. Die Milch ist eine gute Nahrung für Kinder. Die Butter ist zu unsern meisten Gerichten unentbehrlich; und wie vielen Landleuten dienet nicht der Käs zu ihrer gewöhnlichen Nahrung? wie viele arme Familien sind nicht genöthiget, sich von ihren Kühen zu ernähren?

Auch die Kuh pfleget man bey dem Pfluge zu gebrauchen, wenn sie gleich nicht so stark ist, als der Ochse. Wenn man sie aber hiezu gebrauchen will, so muß man sie nur mit einem Ochsen von ihrer Grösse und Stärke, oder auch einer andern Kuh, zusammen spannen, damit die Gleichheit des Zugs erhalten werde, und das Pflugeisen nicht aus dem Gleichgewichte komme. Je weniger sie ungleich sind, desto leichter und regelmässiger wird die Arbeit auf dem Felde. Oft braucht man sechs bis acht Ochsen, wenn das Erdreich hart, brach, und von Hügeln und Steinen ungleich ist: da hingegen zwo Kühe genug sind, klare und sandigte Erde zu bearbeiten. Die Alten haben die gröβte Länge einer Furche, die ein Ochse in ununterbrochener Ansträngung ziehen mußte, auf hundert und zwanzig Schritte eingeschränkt; und wenn dieses geschehen war, so liessen sie ihn einige Augenblicke stehen und wieder zu Athem kommen, ehe er dieselbe weiter fortsetzen, oder eine andere anfangen mußte.

Der Stier dienet vornehmlich zur Fortpflanzung seiner Gattung, und wenn man ihn gleich auch zu dieser Arbeit gebrauchen kan, so ist man doch von seinem Gehorsam weniger versichert, und muß immer auf seiner Huth stehen, daß er sich nicht seiner Kräfte bediene. Die Natur hat dieses Thier ungelehrig und trotzig gemacht: und es wird zur Zeit der Brunst ganz unbändig, und oft rasend. Aber durch die Verschneidung verstopfet man

die Quelle dieser gewaltigen Bewegungen, und benimmt ihm nichts von seiner Stärke. Er wird dadurch nur dicker, stärker, schwerer, und geschikter zu dem Werke, wozu man ihn bestimmt. Er wird auch leichter zu regieren, geduldiger, gelehriger, und andern weniger beschwerlich. Eine Heerde von Stieren würde nur ein unbändiger Haufen seyn, den der Mensch weder zahm machen noch treiben könnte.

Die Weise sie zu verschneiden ist unter den Landleuten bekannt genug. Indessen bedienet man sich doch sehr unterschiedener Methoden, auf deren unterschiedene Würkungen man vielleicht nicht genug gemerket hat. Dasjenige Alter, das nächst vor dem zur Fortpflanzung reifen vorhergeht, ist überhaupt das bequemste dazu. Bei den Ochsen ist es das Alter von achtzehn Monaten oder zwey Jahren. Die meisten Stiere, mit denen man es früher vornimmt, sterben daran. Wenn man inzwischen den Kälbern einige Zeit nach ihrer Geburt die Hoden benimmt, und sie überleben diese Operation, so zieht man aus ihnen viel grössere, dickere, und fettere Ochsen, als die sind, die man erst im zweyten, dritten, oder vierten Jahr schneidet. Aber die leztern scheinen mehr Muth und Munterkeit zu behalten: und die welche erst im sechsten, siebenden oder achten Jahre an die Reihe kommen, verlieren fast nichts von den übrigen Eigenschaften des männlichen Geschlechtes; sie sind noch ungestümmer, noch ungelehriger, als die andern Ochsen; und in der Zeit, wenn die Weibchen in der Brunst sind, suchen sie sich noch immer zu ihnen zu gesellen, welches man aber verhüten muß. Denn das Belaufen und selbst das Berühren des Ochsen erzeugt an dem Geschlechtstheil der Kuhe gewisse Fleischgewächse oder Warzen, die man durch Anhaltung eines glühenden Eisens zu vertreiben und zu heilen genöthiget ist. Dieses Uebel kann daher entspringen, daß die Ochsen, deren Hoden man blos eingedrükt, und die dahingehende Gefässe verschlossen und verdrehet hat, dennoch eine, wie es scheint, halbeiterige flüßige Materie von sich geben, welche an dem erwähnten Theil der Kuhe anfänglich Geschwüre, hernach aber gewisse Fleischgewächse verursachen kan.

Der Frühling ist die gewöhnlichste Brunstzeit der Kühe. Die meisten (wenigstens in Frankreich) werden zum Stiere gelassen und trächtig vom 15. April bis zum 15. des Heumonats. Doch sind viele, die später, und andere die früher in die Brunst kommen. Sie tragen neun Monate und kalben im Anfange des zehnten. Die Kälber sind also in Menge vom 15. Jenner bis zum 15. April, auch den ganzen Sommer hindurch in ziemlichem Ueberfluß, im Herbst aber am seltensten zu bekommen. Die Zeichen der Brunst bey der Kuh sind gar nicht zweydeutig. Sie brüllet sehr oft, und weit stärker als gewöhnlich. Sie springt auf die Kuhe, auf die Ochsen, und selbst auf die Stiere. Der Geschlechtstheil schwillt auf und raget hervor. Man kan sich diese starke Brunst zu Nutze machen, um den Stier zu ihr zu lassen; denn wenn man diese Hitze nur halb vergehen läßt, so ist man nicht sowohl versichert, ob die Zulassung des Stiers etwas bey ihr fruchten werde.

Der Stier oder Bulle muß, eben so wie der Zuchthengst, unter den schönsten von seinem Geschlechte ausgesucht werden. Er muß stark, wohl gewachsen und fett seyn. Er muß schwarze Augen, einen trotzigen Blik, eine breite Stirne, einen kurzen Kopf, dicke, kurze und schwarze Hörner, lange und rauhe Ohren, ein grosses Maul, eine kurze und gerade Nase, einen fleischichten und dicken Hals, breite Schultern und Brust, stammhafte Lenden, einen geraden Rücken, dicke und fleischichte Beine, einen langen und wohl mit Haaren bedekten Schwanz, einen festen und sichern Gang, und rothe Haare haben. Die Kühe werden oft gleich bey dem ersten, andern oder dritten male trächtig, und so bald sie es sind, weigert sich der Stier, sie mehr zu bespringen, wenn sich gleich noch einige Anzeigen der Brunst äussern. Insgemein aber höret die Brunst beynahe auf, so bald sie empfangen haben: und sie scheuen sich selbst vor der Annäherung des Stiers.

Wenn man die trächtige Kuhe nicht schonet, und sie vor den Pflug oder Wagen spannet, so laufen sie Gefahr unzeitig zu gebähren. Man muß sie sogar besser warten, und fleißiger hüten, damit sie über keine Gräben, Zäune u. d. gl. springen. Man muß sie auch auf die fetteste Weide treiben, und auf solche Wiesen, die nicht zu naß und morastig sind, und dennoch Gras im Ueberflusse haben. Sechs oder acht Wochen ehe sie kalben, gehöret ihnen reichlicher Futter, als vorher. Im Sommer giebt man ihnen Heu und

Gras

Gras im Stalle, im Winter aber alle Morgen Kleyen oder Klee, Wicken u. d. gl. Zu eben der Zeit muß man auch aufhören, sie zu melken; weil sie ihre Milch zur Nahrung ihrer Frucht alsdenn am nöthigsten haben. Manche Kühe pflegen auch wohl vier oder sechs Wochen vor der Kalbzeit gänzlich trocken zu stehen. Diejenigen aber sind die besten Mütter und Ammen, deren Eiter bis auf den lezten Tag mit Milch erfüllet ist. Doch haben sie in den lezten Tagen nur wenig und schlechte Milch. Die Kuh hat bey ihrem Kalben eben so viele Wartung nöthig als die Stute, wenn sie fohlet; denn sie scheinet noch mehr ausgezehret und abgemattet zu seyn. Man muß sie nothwendig in einen besondern Stall bringen, wo sie auf einer guten Streue sanft und gemächlich liegen, und gut gefuttert werden kan. Da sie sehr begierig auf ihre eigene Nachgeburt ist, so muß man sie sorgfältig von dem Genuß derselben abhalten, weil man aus der Erfahrung weiß, daß die Kühe, welche dieselbe verschlucken, abzehren, und aller angewandten Mühe ungeachtet nichts als einen langsamen Tod zu erwarten haben. Zehen oder zwölf Tage lang giebt man ihnen Bohnen-Korn oder Habermehl, mit salzigtem Wasser angefeuchtet, und dazu Klee, Wicken oder gutes weiches Gras im Ueberflusse. In dieser Zeit werden sie gemeiniglich wieder hergestellt: und alsdenn bringt man sie nach und nach wieder zu ihrem gewöhnlichen Leben und Futter. Nur muß man ihnen in den zween ersten Monaten ihre Milch ganz lassen; weil sie theils zum Gedeyen des Kalbes nöthig, theils in dieser Zeit von keiner sonderlichen Güte ist.

Das junge Kalb läßt man die ersten fünf oder sechs Tage bey der Mutter, damit es allezeit warm liege und so oft saugen könne, als es ihm beliebt. In diesen nimmt es schon so merklich zu, daß man es von ihr absondern muß; denn es würde sie gar zu sehr erschöpfen, wenn man es immer bey ihr liesse. Es ist genug, wenn man es täglich nur zwey bis dreymal saugen lässet. Will man es in kurzer Zeit recht fett machen, so darf man ihm nur alle Tage rohe Eyer, gekochte Milch und Brodkrumen geben. Kälber die man für den Fleischer bestimmt, lässet man dreyßig bis vierzig Tage saugen; denen aber die man erhalten will, muß man wenigstens ween Monate Milch geben, und die vorziehen, die im April, May und Brachmote gebohren werden; weil die, welche später gebohren sind, nicht genug Kräfte sammeln, den Ungemächlichkeiten des Winters zu widerstehen. Alle Zuchtkälber müssen gleich nach dem zweyten dritten oder vierten Monat abgesezt werden. Ehe man ihnen aber die Milch ganz entziehet, muß man ihnen ein wenig Gras oder feines Heu geben, damit sie sich zu dem neuen Futter gewöhnen. Hierauf trennet man sie gänzlich von der Mutter; sowohl im Stall, als auf der Weide, wohin man sie indessen alle Tage treibet, und sie daselbst im Sommer vom Morgen bis auf den Abend lässet. Im Herbste aber, wenn es anfängt kalt zu werden, müssen sie des Morgens spät heraus gelassen, und des Abends bey Zeiten eingetrieben werden. Starken Frost können sie gar nicht ertragen, und bedürfen deswegen im Winter eines warmen Stalles und guter Streue. Neben dem ordentlichen Grase giebt man ihnen auch zugleich Wicken, Klee u. d. gl. und lässet sie nur bey schönem Wetter aus.

Die Kuh gelanget in achtzehn Monaten zu ihrer mannbaren Reife. Ein junger Stier aber, wenn er zwey Jahre zurukgeleget hat. Weil dieses Thier unter zwey Jahren noch keine Zeichen des Alters hat, so wird es im ersten Jahre Absez- oder Zuchtkalb, im zweyten aber Verse oder Stier genennet. Wenn er aber gleich in diesem Alter zur Zeugung fähig ist, so thut man doch wohl, wenn man bis auf drey Jahre wartet, ehe man ihm erlaubt, sich zu paaren. Vom dritten bis ins neunte Jahr dauert ihr bestes Alter, nach dieser Zeit aber taugen die Kühe und Stiere zu weiter nichts, als daß man sie mästet und dem Fleischer übergiebt. Und wie sie in zwey Jahren ihr völliges Wachsthum grösstentheils erreichen, so leben sie gemeiniglich nicht über vierzehn bis fünfzehn Jahre.

Bey allen vierfüßigen Thieren ist die männliche Stimme stärker als die weiblichen. Und obgleich die Alten der Kuh, dem Ochsen und Kalb eine gröbere Stimme als dem Stier zugeeignet haben; so muß doch die Stimme des leztern stärker seyn, weil man ihn weiter hören kan. Die Ursache, warum man geglaubet hat, daß er eine weniger grobe Stimme hätte, ist diese, daß sein Brüllen kein einfacher Ton ist, sondern aus zwo bis drey Octaven bestehet, davon die höchste das Ohr am meisten rühret. Der Stier brüllt niemals, als nur aus Liebe; die Kuh

aber öfters aus Schrecken und Furcht, als aus dem lezteren Trieb: und das Kalb aus Schmerz, Mangel der Nahrung, und aus Verlangen nach der Mutter. Die schwehrsten und trägesten Thiere haben nicht allemal den tiefsten und länasten Schlaf. Der Ochse schläft kurz und leicht, und sein Schlaf kan von dem geringsten Geräusche gestöhret werden. Mehrentheils legt er sich auf die linke Seite, und die Lende und Niere ist auf dieser Seite allezeit dicker und fetter, als die Niere auf der rechten Seite.

Die Farben sind an den Ochsen so verschieden, als an den übrigen zahmen Thieren; ob gleich das rothe Haar bey ihnen das gemeinste zu seyn scheinet, welches desto höher gehalten wird, je mehr es roth ist. Die schwarze Haare haben auch ihren Werth, und man will wissen, daß sich die braunrothen Ochsen lange halten können: daß die braunen sich nicht so lange halten: daß die grauen, fleckigten und weissen gar nicht zur Arbeit, sondern nur zur Mast taugen. Das Haar der Ochsen mag aber von einer Farbe seyn, von welcher es seye, so muß es glänzend, dichte und weich anzufühlen seyn: denn wenn es dünne, hart, oder hie und da ausgefallen ist, muß man glauben, daß dem Thier etwas fehle, oder daß es wenigstens von keiner guten Leibes-Beschaffenheit seye. Ein guter Ochse zum Pflug muß weder zu fett, noch zu mager seyn. Er muß einen kurzen und starken Kopf, grosse, feinrauhe und nicht runzlichte Ohren, starke glänzende Hörner von mittelmäßiger Grösse, eine breite Stirne, grosse schwarze Augen, ein kurzes und dickes Maul, weite Nasen-Löcher, weisse und gerade Zähne, schwarze Lefzen, einen fleischichten Hals, dicke und derbe Schultern, eine breite Brust, die Haut vorne bis auf die Knie herabhängend, einen abhängenden Triel (Fanon), breite Lenden, einen weiten und hängenden Bauch, grosse Seiten, lange Hüften, ein dickes Kreutz, grosse und starke Füsse und Schenkel, einen geraden und dicken Rücken, einen Schwanz der bis auf die Erde reichet, und mit dickem und feinem Haare versehen ist, stammhafte Füsse, eine dicke und weiche Haut, erhobene Muskeln, und kurze und breite Klauen haben. Er muß auch bey dem Antreiben empfindlich, der Stimme seines Führers gehorsam, und wohl abgerichtet seyn. Wenn man aber den Ochsen gewöhnen will, das Joch zu tragen, und sich leicht regieren zu lassen, so kan solches nur nach und nach geschehen. Wenn er zwey und ein halbes, oder höchstens drey Jahre erricht hat, muß man schon anfangen, ihn zu zähmen und unter das Joch zu bringen: wartet man länger, so wird er ungelehrig, und es ist oft unmöglich, ihn zu bändigen. Die Geduld, die Gelindigkeit, und selbst die Liebkosungen sind die einzigen Mittel, die man anwenden darf. Die Gewalt und das üble Begegnen würden ihn auf immer widerwillig machen. Man muß ihn also striegeln, ihm liebkosen, ihm von Zeit zu Zeit gekochte Gerste, gestampfte Bohnen, und andere dergleichen Speisen geben, und seinem Geschmack mehr zu schmeicheln alle mit Salz vermischen. Zu eben der Zeit muß man ihm oft die Hörner binden; nach etlichen Tagen muß man ihm das Joch auflegen, und ihn mit einem andern Ochsen von gleicher Grösse, und der vollkommen abgerichtet ist, zugleich den Pflug ziehen lassen. Man muß Sorge tragen, daß diese beyde an eine Krippe zusammen gebunden, und auf eine Weide geführet werden, damit sie einander kennen lernen, und sich zu gemeinschaftlichen Bewegungen gewöhnen; und im Anfange darf man niemals die Peitsche gebrauchen, die ihn nur unbändiger machen würde. Auch muß man ihn mit der Arbeit nicht ermüden, und desto reichlicher füttern, bis er vollkommen abgerichtet ist.

Eigentlich soll der Ochse nur vom dritten bis zum zehnten Jahr zur Feldarbeit angehalten, und alsdann gemästet werden, wenn man gutes Fleisch von ihm erwartet. Sein Alter läßt sich aus den Zähnen und Hörnern beurtheilen. Die ersten Vorderzähne fallen in zehen Monaten aus: und ihre Stelle wird durch andere ersezt, die nicht so weiß, aber breiter sind. In sechzehen Monaten fallen die nächsten bey den mittelsten Zähnen aus, und es kommen andere an ihre Stelle: und in drey Jahren sind alle seine Beißzähne neu, sie sind auch alsdenn gerade, lang und weiß; nachdem der Ochse an Alter zunimmt; nachdem werden die Zähne abgeschliffen, ungleich und schwarz. Eben so geht es auch mit dem Stiere und der Kuh: so daß weder das Verschneiden, noch das Geschlecht bey dem Wachsthum und dem Ausfallen der Zähne das geringste verändern. Eben so wenig hat es Einfluß auf das Abwerfen der Hörner: denn sie fallen bey dem Stiere, dem Ochsen und der Kuh in drey Jahren, und an ihre Stelle kommen andere, welche eben so wenig als die zweyten Zähne,

ne, abfallen. Doch werden sie gemeiniglich an Ochsen und Kühen dicker und länger, als am Stier. Die zweyten Hörner wachsen nicht immer auf einerley Art oder mit gleichförmiger Entwickelung. Im ersten Jahre, das ist, in des Ochsen vierten, kommen zwey kleine spitzige, reine und glatte Hörner hervor, die gegen den Kopf zu in eine Art von Wulst ausgehen. Das folgende Jahr entfernt sich diese Wulst von dem Kopf, und wird von einem hornichten Cylinder weiter getrieben, welcher sich wieder mit einer Wulst endiget, und so immer weiter: denn die Hörner wachsen immer, so lange das Thier lebet. Diese Wülste verwandeln sich in ringförmige Knoten, woran sich die Jahre leicht abzählen lassen. Man rechnet die Spitze des Horns bis an den ersten Ring für drey Jahre, jeden Strich aber zwischen den übrigen Ringen für eines.

Das Pferd frißt zwar langsam, aber Tag und Nacht fast beständig. Der Ochse hingegen frißt geschwinde. Hat er nun seine gehörige Nahrung eingenommen, so leget er sich hin und wiederkäuet. Der Grund von diesem Unterschied liegt in der verschiedenen Beschaffenheit des Magens. Der Ochse, dessen zween erste Mägen nur einen einigen Sack von sehr grosser Weite ausmachen, kan ohne Beschwehrung viel Gras auf einmal einnehmen, und ihn in weniger Zeit füllen, um es hernach mit guter Musse zu wiederkäuen, und zu verdauen. Das Pferd aber, dessen Magen nur klein ist, muß ihn nur nach und nach füllen, und erst einen Theil von dem vorher Genossenen in die Eingeweide übergehen lassen. Denn wenn man beym Ochsen so wohl, als bey dem Pferde auf die Veränderung der Speisen durch die Verdauung, besonders auf die Auflösung des Heues acht hat, so findet man das lezte, wenn es bey dem Ochsen aus dem Theil des Wanstes herausgeht, welcher den zweyten Magen, oder die sogenannte Mütze ausmacht, in eine Art von grünem Brey verwandelt. Unter dieser Gestalt wird es in den Falten und Krümmungen des dritten oder des Faltenmagens aufgenommen und aufbehalten; die gänzliche Auflösung geschiehet alsdann in dem Lab oder vierten Magen. Folglich kommt gleichsam nur das Faserwerk des Heues in die Eingeweide; da hingegen bey dem Pferd das Heu weder im Magen noch in den ersten Eingeweiden sonderlich aufgelöset wird. Denn es kommt nur blos biegsamer und geschmeidiger dahin, weil es von dem wirksamen Saft, der es umgiebt, erweicht und durchdrungen worden. Es kommt also zum blinden und zum grossen oder Grimmdarm, ohne vorher eine sonderliche Veränderung erlitten zu haben. In diesen beyden Eingeweiden, deren erstaunlicher Umfang der Weite des Wanstes bey wiederkäuenden Thieren das Gleichgewichte hält, gehet bey den Pferden die Auflösung der Nahrungs-Mittel hauptsächlich vor sich; sie geschiehet aber daselbst niemals so vollkommen, als in dem Lab des Ochsen.

Nach diesen Beobachtungen, und aus dem blosen Ansehen der Theile, scheinet es leicht begreiflich zu seyn, wie es mit dem Wiederkäuen zugehet, und warum ein Pferd nicht wiederkäuet oder sich erbricht? Da hingegen der Ochse, und die andere Thiere, die mehr als einen Magen haben, das Gras nur nach dem Maasse, wie sie es wiederkäuen, zu verdauen scheinen. Das Wiederkäuen ist blos ein leichtes Erbrechen, welches durch die Gegenwirkung des ersten Magens auf die darinn enthaltene Speisen verursachet wird. Der Ochse füllet seine zween ersten Mägen, den Wanst und die Mütze, die nur ein Theil des Wanstes ist, so lang er ein Räumchen hat. Alsdenn wirket diese ausgespannte Haut mit Gewalt auf das Gras, das sie in sich fasset, zurück, welches nur sehr wenig gekauet und kaum zerhakt ist, und dessen Umfang durch die Gährung sehr vermehret wird. Wenn die Speise flüßig wäre, so würde diese gewaltige Zusammenziehung dieselbe in den dritten Magen treiben, welcher nur durch eine enge Röhre an dem andern hängt, derer Oeffnung sogar an dem obern Theil des ersten, und beynahe eben so hoch, als die am Schlunde, befindlich ist. Also kan diese Röhre diese trockene Speise nicht einnehmen, oder sie nimmt wenigstens nur den flüßigsten Theil davon zu sich. Daher müssen nothwendig die trockensten Theile in den Schlund zurükgehen, dessen Oeffnung weiter ist, als die an der Röhre. Sie steigen auch wirklich dahin zurück: das Thier käuet sie nochmals, zieht den Saft heraus, weichet sie in seinem Speichel aufs neue ein, und machet dadurch die Speise nach und nach fliessender; es verwandelt sie in einen ziemlich flüßigen Teig, damit sie in diese Röhre gehen könne, die sie in den dritten Magen führet, wo sie noch besser gekocht wird, ehe sie in den vierten kommt, wo die Auflösung des Heues zu

Ende gebracht wird, welches sich daselbst in einen vollkommen dicken Schleim verwandelt. Die Wahrheit dieser Erklärung wird dadurch bestätiget, daß diese Thiere nicht wiederkäuen, so lange sie saugen, oder von Milch und andern flüssigen Speisen leben; und daß sie weit mehr im Winter wiederkäuen, wenn man ihnen trockenes Futter giebt, als im Sommer, da sie zartes Gras fressen. Im Pferd hingegen ist der Magen sehr klein, die Oeffnung des Schlundes sehr enge, und das untere Mundloch am Magen sehr groß, welches das Wiederkäuen unmöglich macht.

Man hält dafür, daß die Ochsen, die langsam fressen, die Arbeit länger aushalten, als die, welche geschwinder fressen: daß die Ochsen, die auf erhabenem und trockenem Boden gehen, lebhafter, frischer und gesünder sind, als die, welche in niedrigen und feuchten Gegenden weiden; daß sie alle stärker werden, wenn man sie mit trockenem Heu futtert, als wenn man ihnen das weiche Gras giebt: daß sie die Veränderung der Luft schwehrlicher als die Pferde gewohnt werden, und daß man aus dieser Ursache Ochsen, die man zur Arbeit bestimmet, niemals als nur in seiner Nachbarschaft kaufen solle.

Weil die Ochsen im Winter nichts zu thun haben, so ist Stroh und etwas Heu zu ihrem Unterterhalt hinreichend; Zur Arbeitszeit aber müssen sie, noch ehe man sie dazu anstränget, vielmehr Heu als Stroh, auch wohl Kleien und Haber bekommen. Wenn man sie im Sommer, in Ermanglung des Heues, mit Gras, oder jungen Schößlingen, und Blättern von Eschen- Ulmen- Eichbäumen u. s. w. futtert, so muß man mit dieser Nahrung, die sie sehr lieben, etwas sparsam verfahren, weil sie leicht ein Blutharnen bekommen, welches gefährlich, und gar tödlich für sie werden kan. Daher man das Vieh nicht eher in die Waldungen treiben sollte, als bis die Schößlinge Blätter und einige Härte bekommen haben, in welchem Falle sie weniger gefährlich sind. Klee, Esparzette, Wicken, sie seyen frisch oder trocken, Wolfsbohnen, Steckrüben, gekochte Gerste u. d. gl. sind die vorzüglichsten Futterungen des Ochsen; und man darf die Menge des Futters nicht bestimmen: denn sie fressen nie mehr, als sie nöthig haben. Vor der Mitte des Mayen sollte man sie nicht auf die Weide bringen; weil ihnen das erste Gras, welches noch allzu rauh ist, nicht wohl gedeyhen kan, so gerne sie es auch fressen. Hernach aber können sie bis auf die Mitte des Weinmonats auf derselben gelassen werden. Nur muß man sie nicht auf einmal von dem grünen ins trockene, oder von dem trockenen ins grüne Futter kommen lassen.

Die grosse Hitze fällt ihnen vielleicht noch beschwehrlicher, als die grosse Kälte. Daher muß man sie im Sommer gleich mit anbrechendem Tage zur Arbeit führen, und sie wieder in den Stall bringen oder im Gebüsche weiden lassen, so lange die grosse Hitze währet. Sie brauchen nicht so fleißig gewartet zu werden, als die Pferde: indessen, wenn man sie gesund und munter erhalten will, muß man sie alle Tage striegeln, waschen, ihnen die Klauen schmieren u. s. w. Man muß sie auch täglich wenigstens zweymal trinken lassen; sie lieben aber das reine und frische Wasser so sehr, als die Pferde das trübe und laulichte.

Die Kuh und der Ochse werden fast auf einerley Art gefuttert und gewartet. Doch erfordert eine melkende Kuh mehrere Aufmerksamkeit. Man glaubt, daß die schwarzen Kühe die beste, die weissen die meiste Milch geben. Ihre Farbe seye aber welche sie wolle, so muß sie wohl bey Leibe seyn, lebhafte Augen und einen leichten Gang haben, und jung seyn. Im Sommer muß man sie alle Tage zweymal, im Winter aber nur einmal melken. Saftigere Speisen, als das Gras, vermehren auch die Milch. Mit der Vorschrift aber: die Kühe im Winter nur einmal zu melken, sind gute Landwirthe nicht allzufrieden, und behaupten, daß sich dadurch ihre Milch unvermerkt gänzlich verliehre.

Die Kühe und Ochsen sind grosse Liebhaber von Wein, Weinessig und Salz, und fressen einen gemachten Salat mit grosser Begierde. Der Wein hat auch bey ihnen eben die Wirkung, die er bey dem Menschen hat. Er stärkt sie, und macht sie lebhaft und muthig. Man weiß es aus der Erfahrung, daß manchmal Kühe, die von den schweizerschen Hirten auf die hohen Berge getrieben werden, wenn sie aufs äusserste ermüdet sind, durch ein Glas Wein Muth und Kräfte genug bekommen, der Heerde wieder zu folgen. In Spanien und mehrern andern Ländern legt man im Stall zu den jungen Kälbern einen Stein, welchen man Salz-

stein

stein (Salegres) nennet, dergleichen man in den Salzgruben findet. Diesen lecken sie, so lange die Mütter auf der Weide sind. Sie werden dadurch zum Durst gereitzet, und füllen das Eiter aufs begierigste an; daher sie auch sehr schnell wachsen und zunehmen. Aus eben dieser Ursache giebt man auch Ochsen und Kühen, wenn sie nicht fressen wollen, in Weineßig eingeweichtes und mit Salz bestreutes Gras; welches überhaupt ihre Freßbegierde vermehret, und dazu hilft, daß sie früher fett werden. Gemeiniglich fängt man an, sie in einem Alter von zehen Jahren zu mästen. Wenn es später geschiehet, ist man in Gefahr, seinen Endzwek zu verfehlen und schlechtes Fleisch zu bekommen. Alle Jahreszeiten sind bequem dazu, der Sommer aber darum am vorzüglichsten, weil man mit dem wenigsten Kosten vor dem Ende des Octobers fettes Vieh haben kan, wenn man im May oder Junius zu mästen anfängt. Auch Kühe und Stiere, denen die Hoden verdrehet worden, kan man mästen: allein das Kühfleisch ist trockener, und das von dem verdrehten Stiere röther und härter, als das Ochsenfleisch, und sein Geschmak ist unangenehm und stark riechend.

Die Stiere, die Kühe und die Ochsen haben die böse Gewohnheit, sich, besonders wenn sie vollkommene Ruhe geniessen, beständig zu lecken: und da man glaubt, daß diese eine Hinderniß der Mast seye, so pflegt man die Theile, die sie erreichen können, fleißig mit ihrem eigenen Mist zu bestreichen. Wenn man diese Vorsicht nicht gebraucht, so lecken sie mit ihrer rauhen Zunge sich die Haare ab, und verschlucken sie in grosser Menge. Da sich nun diese nicht verdauen lassen, so bleiben sie im Magen liegen, und laufen in runde Ballen zusammen, die Haarklumpen (aegagropilae) genennet werden. Diese wachsen oft zu einer solchen Grösse, daß sie den Thieren beschwerlich fallen, und die Verdauung verhindern. Diese Ballen werden nach und nach von einer braunen ziemlich derben Schale umgeben, welche zwar nur ein verhärteter Schleim ist, aber durch das Reiben und Kochen hart und glänzend wird. Man findet sie niemals, als nur in dem Wanste: und wenn etwas von Haaren in die andern Magen kommt, so bleibt es eben so wenig da, als in den Därmen liegen, sondern geht allem Ansehen nach mit dem gröbern Theil der Speisen fort.

Alle Thiere, welche, gleich dem Pferd und Esel, in beyden Kinnladen Schneide-Zähne haben, können leichter das kurze Gras abbeissen, als andere, welche an den Oberkinnbacken dergleichen keine haben. Das Schaf und die Ziege mähen es blos darum sehr nahe von der Erde weg, weil sie klein und ihre Lefzen dünne sind. Der Ochse aber, der ein dickes Maul hat, kan nur das lange Gras abbeissen, und aus dieser Ursache thut er der Weide, davon er lebt, keinen Schaden; denn da er nur das Oberste von dem jungen Grase abzwicket, verletzet er die Wurzel nicht, und hält ihr Wachsthum nur sehr wenig auf: anstatt daß das Schaf und die Ziege es so glatt abbeissen, daß sie den Stengel zunichte machen, und die Wurzel verderben. Uebrigens liesst sich das Pferd das feinste Gras aus, und läßt das grosse, dessen Stengel hart sind, immer aufschiessen, und sich vermehren, der Ochse hingegen schneidet die grossen Stengel ab, und zerstöhret nach und nach das gröste Gras. Daher ist die Wiese, wo das Pferd gegangen, nach einigen Jahren nur eine schlechte Wiese, da diejenige, die den Ochsen ernähret, eine feine Weide wird.

Die Gattung unserer Ochsen, welche man von der Auer-Ochsen und Büffel-Ochsen Tab. XVIII. folgg. wohl unterscheiden muß, scheint von unsern gemäßigten Erdgegenden ihren Ursprung zu haben, da ihnen die grosse Hitze eben so beschwehrlich fällt, als die übermäßige Kälte. Uebrigens ist diese in Europa so überflüßige Gattung in den südlichen Ländern nicht anzutreffen, und sie hat sich in Asien weiter nicht, als in Armenien und Persien, und in Afrika nirgends, als in Egypten und in der Barbarey ausgebreitet. In Ostindien sowohl, als in den übrigen Theilen von Afrika, selbst in Amerika, giebt es lauter Auer-Ochsen mit einem Buckel auf dem Rücken, oder andere Thiere, welchen die Reisenden den Namen der Ochsen gegeben, aber die von einer ganz andern Art sind, als unsere Ochsen. Diejenige, welche man am Vorgebürge der guten Hoffnung und in vielen Gegenden von Amerika findet, sind von den Holländern und Spaniern dahin gebracht worden. Ueberhaupt scheint es, daß sich die ein wenig kalten Länder besser für unsere Ochsen schicken, als die heissen; und daß sie desto stärker und grösser sind, je feuchter der Luftstrich ist, und je grössern Ueberfluß er an Weide hat. Die Ochsen aus Dänemark, Podolien, der Ukräne

und der Tartarey, welche die Kalmucken bewohnen, sind die allergrössesten. Irrland, Engelland, Holland und Ungarn haben auch schon grössere Ochsen, als Persien, die Türkey und Griechenland, oder als Italien, Frankreich und Spanien. Die kleinsten unter allen sind in der Barbarey. In der Chinesischen Provinz Yensi giebt es auf den Bergen der Hauptstadt Lingao wilde Ochsen; und bey Tieki sollen vortrefliche Kühe mit langen, dicken, krausen Schwänzen seyn, deren sich die chinesischen Soldaten statt der Federbüsche bedienen, und aus deren Haaren schöne Decken gewirket werden. In Cincheu fällt ein wildes Thier, das einer Kuh ähnlich siehet, auf dem Kopf aber zwey Hörner, die weisser als Elfenbein sind, träget, weil es das Salz sehr liebet, und auch dadurch von den Jägern gefangen wird, so nennet man es die Salz-Kuh.

Die Kühe, die man nach Poitou, Nunis und den Morästen von Charente geführet, und daselbst vermehret hat, und die man flandrische nennet, sind viel grösser und magerer, als die gemeinen; sie geben noch einmal so viel Milch und Butter, und bekommen auch weit grössere und stärkere Kälber. Von einem Stier dieser Art, und von gemeinen Kühen, ziehet man sogenannte Bastarte. Ausserdem, daß sie milchreicher als die gemeinen sind, bekommen dergleichen Bastartkühe öfters zwey Kälber auf einmal, und pflegen das ganze Jahr über melkend zu seyn. Diogenianus merket an, daß zu des jüngern Ptolomäus Zeiten eine Kuh sechs Kälber geworfen habe.

Auch im Bremischen pflegen die Kühe mehr, als an andern Orten, Zwillinge zu tragen. Sind diese einerley Geschlechts, so findet man sie auch zur Zucht vollkommen tüchtig; sind sie aber verschiedenes Geschlechtes, so will man wissen, daß das männliche Kalb wie ein Stuck Vieh beschlagen, das Kuhkalb aber nie rindern, am wenigsten aber trächtig werden könne; Ja Herr Hönert giebt in seinen Beyträgen zur Landwirthschaft einen Fall an, da ein dortiger Einwohner eine solche Kuh mit Gewalt belegen lassen; allein die Kuh war am folgenden Morgen todt, und der dazu gebrauchte Zucht-Bulle, der sonst gut und gesund war, einige Monate krank und unbrauchbar.

In Engelland, Irrland, Holland, in der Schweiz und in Norden wird das Ochsenfleisch in grosser Menge eingepöckelt und geräuchert. Auch kommt aus diesen Ländern eine grosse Menge Leder. Der Gebrauch der Felle ist allgemein bekannt, und den Nutzen des Fettes kennet jedermann. Der Mist ist der beste Dunger für trockene und leichte Felder. Das Horn vom Ochsen war das erste Trinkgefäß unserer Vorfahren und vieler anderer Völker; das erste Instrument, worauf man es versucht, einen starken Laut durchs Blasen hervor zu bringen; die erste durchsichtige Materie, die man ehemals anstatt des Glases und zu Laternen gebraucht, erweicht, bearbeitet und geformet hat, um Kämme und tausend andere Sachen daraus zu verfertigen. Doch dieses gehöret in die Geschichte der Künste, und wir verfolgen es nicht weiter, und kommen dafür auf die äusserlichen Theile des Stieres und ihre Benennungen.

Den Namen des Stieres haben die Deutschen dem vollkommenen Ochsen gegeben. Der Zucht-Ochse heisset Bulle; und der verschnittene hat die eigenthümliche Benennung des Ochsens oder Rindes erhalten. Das weibliche Thier heisset die Kuh, und ihr Junges das Kalb.

Die Namen der äusserlichen Theile des Pferdes, deren Erklärung bereits gegeben worden ist, müssen grösstentheils auch den Theilen des Stiers beygelegt werden, die mit des Pferdes seinem überein, und ihnen ähnlich genug sind, um mit ihnen verglichen zu werden. Es wird also hier nur derjenigen Theile gedacht werden, die dem Stier entweder vorzüglich eigen, oder von den Theilen des Pferdes so unterschieden sind, daß sie mit andern durchgängig angenommenen Namen angedeutet werden mußten. Man nennet also den untern Theil am Kof des Stieres das Maul (Muffle) welches kürzer und breiter ist, als eben der Theil am Kopfe des Pferdes oder Esels, der in der Beschreibung dieser beyden Thiere auch so, französisch Museau genennet wird. Man nennet es am Hund, Dachs u. s. w. die Schnautze (Museau): und am Löwen und Bären das Maul (Muffle).

Hals, Rücken und Lenden behalten ihre wahre Namen, wie beym Pferde.

Dem vördersten und obersten Theil des Halses hat man den Namen Genike gegeben. Der Triel (fanon) ist die Haut, welche unter dem untern Kinnbacken längst der

Bos. Stier.
Junger Ochs.

Vitulus.

Kalb.

Taurus.
Ochs

der Kehle unter der Brust zwischen den Vörderbeinen bis auf die Knie gehet; man nennt ihn auch den Schlauch. Die Bedeutung des Worts Fanon, wenn man es dem Stier beylegt, ist von derjenigen sehr unterschieden, die man ihm beym Pferde giebt, an welchem eben dieses Wort die Zote, einen kleinen Busch von Haaren bedeutet, der sich hinten an der Kugel am Fuß befindet.

Derjenige Theil, der beym Pferd der Sporn (Ergot) heißt, behält bey dem Stiere denselben Namen; nur daß der Stier an jedem Fuß einen doppelten Sporn oder Haken hat.

Die Haarkrone, oder die langen Haare, die unten an dem untersten Gliede des Pferdefusses sind, findet man an eben dem Orte an dem Fuß des Stieres, und behält also den Namen.

Bey dem Stier ist die dritte Reihe (phalanx) einer jeden Klaue mit einer hornichten Materie umgeben, wie bey dem Pferde. Man könnte also dieses Horn bey dem einen wie bey dem andern Thier Huf (Sabot) nennen. Indessen hat man dem Hufe des Stieres den Namen Klaue beygelegt: der aber sehr uneigentlich ist, weil er nur dasjenige Horn, das über dem Obertheile der Zähen, und nicht dasjenige, darein diese vollkommen eingewickelt sind, bedeuten soll. Diejenige Thiere, die viele Zähen haben, haben Klauen oder Krallen. Das Kameel hat auch Klauen, weil das Horn nur die Oberfläche der dritten Reihe an seinen Zähen bedekt. Aber der Stier, der Hammel, der Bok u. s. w. haben wirkliche Hufe, welche von denen, die nicht gespaltene Füsse haben, nur dadurch unterschieden sind, daß sie gespalten, und an jedem Fusse doppelt erscheinen.

Ob gleich die Verschiedenheit der Farben bey dem Stiere weit geringer ist, als bey dem Pferde, so bedient man sich doch, um sie anzudeuten, beynahe ebenderselben Kunstwörter, so oft man sie gebrauchen kan. Die Beschreibungen dieser Kunstwörter sollen also hier nicht wiederholet, sondern nur noch in Ansehung des Stieres erinnert werden, daß man insgemein sagt, er seye unter der oder jener Farbe (fouſtel poil), von dem Pferde aber sagt man, es seye von der oder jener Farbe (de tel poil).

Die gemeinste und folglich die natürlichste Farbe bey dem Stier ist die Falbe. Man hat Ursache zu glauben, daß wenn wir wilde Stiere hätten, sie von eben dieser Farbe seyn würden. Bey zahmen ist sie oft mit Weiß oder Schwarz vermischt: und oft siehet man schwarze oder weisse, braune, rothe, graue, gesprenkelte oder fleckigte Stiere. Ueberhaupt kan man sagen, daß sie alle Farben haben, die ins Falbe fallen, und daß man diese Farbe mit den wissen, braunen und schwarzen in allerley Flecken, ohne alle gewisse und beständige Regeln, untermischt findet.

Mitten an der Stirne hat jeder Stier krause Haare; und Herr Daubenton hat an einigen Ochsen wahrgenommen, daß die Haare, die den obern Theil des Halses bedecken, an dem Orte, der ungefehr gleichweit von den Schultern und dem Kopfe entfernet ist, eine borstige Querlinie machen: da diejenigen Haare, die an der vordersten Seite des Querstriches wachsen, sich nach dem Kopf wenden, die auf der hintern Seite aber sich rükwärts kehren.

Man hat geglaubt, von den guten oder bösen Eigenschaften der Stiere, der Ochsen und der Kühe, wie von der Pferde ihren, aus der Farbe ihrer Haare urtheilen zu können. Man hat Regeln gemacht, um diese Kennzeichen zu erkennen, welche, wie man vorgiebt, in den schleimichten, wässerichten, gallichten, oder melancholischen Theilen gegründet seyn sollen, von denen man glaubt, daß sie in dem Temperamente dieser Thiere herrschen, und sich von aussen durch die Farbe ihrer Haare zu erkennen geben. Allein in diesem Falle möchten wohl fleißige Beobachtungen der guten und schlechten Eigenschaften dieser Thiere allen Schlußreden der Temperament-Kenner vorgezogen zu werden verdienen: und es ist nicht zu zweifeln, daß man bald durch dieses Mittel würde erweisen können, daß die Farbe der Haare von den Eigenschaften der Stiere, der Ochsen und Kühe, nichts mehr, als von der Pferde ihren, entdecken.

Es ist wahrscheinlich, daß das dicke, glänzende, glatte und weiche Haar ein gutes Temperament, oder wenigstens eine gute Gesundheit bey dem Thiere anzeige: weil man Ursache hat zu glauben, daß die Säfte, die dieses Haar gezeuget haben, und die es unterhalten, von guter Beschaffenheit sind, und aus gesun-

dem und wohlgebildetem Eingeweide herkommen. Ueberhaupt aber sind die Haare des Stieres viel gelinder und weicher, als die Haare des Pferdes.

Wir wollen auch noch die Ausmessung verschiedener Theile des Körpers des Stieres hersetzen, die Herr Daubenton nach einem genommen, den man in der grossen Streitbahn zu Paris verwahrte, wo man verschiedene Thiere in öffentlichem Schauspiele miteinander kämpfen lässet. Man schätzte ihn auf sieben Centner, und er war bey nahe sieben Jahr alt. Seine herrschende Farbe war die falbe, mit braunen Flecken, vornemlich auf dem Kopf, am Halse und an den Beinen u. s. w. auch weissen Flecken an verschiedenen Theilen des Körpers vermischet. Die Haare waren kurz, ausgenommen zwischen den Hörnern, wo der Zopf ungefähr 2. Zoll in der Länge hatte. Der Schwanz war auf 9 Zoll mit langen Haaren bedeckt, welche von der Schwantzriebe auf einen Fuß lang herunter hiengen. An dem untersten Ende des Geschlechtstheils befand sich ein anderthalb Zoll langer Haarbusch, und an der Krone aller vier Füsse ein längerer Buschel, als das Haar am gantzen übrigen Leibe. Er hatte ungefähr sieben und einen halben Fuß in die Länge, nach einer geraden Linie von dem äussersten des Maules bis an den Hintern zu rechnen: vier Fuß einen und einen halben Zoll in die Höhe, nach der Vorderseite die Beine gemessen, und vier Fuß und einen Zoll nach der Hinterseite derselben. Die Länge des Kopfes von dem Untersten des Maules bis hinter die Hörner, war ein Fuß und neun Zoll.

Der Unter-Theil des Mauls hinter den Nasenlöchern hatte einen Fuß und neun Zoll im Umfange. Der Umfang der Oefnung des Maules über den Lefzen, von einem Winckel bis zum andern, war ein Fuß. Der untere Kinnbacken war an dem Ort seiner Winckel, oder wo die Röhre des Kinnbackens am weitesten, und an dem Schlunde am nächsten, ungefähr sieben Zoll breit. Die Nasenlöcher waren viel weiter von einander oben entfernt, als unten: Der Raum zwischen denselben war unten 2. Zoll, und oben 4 Zoll und 4 Linien breit. Die Entfernung des vordersten Winckels des Auges, von dem Ende der Lefzen, betrug 11 Zoll. Die Länge des Auges von einem Winckel bis zum andern, war 1. Zoll 9. Linien, und die Oefnung ungefähr 15. Linien. Die vördern Winckel waren 10. bis 11. Zoll nach der Krümmung des Stirnblattes, und 8. gerade zu, von einander entfernt. Der Kopf hatte viertehalb Fuß Umfang, vor den Ohren und Hörnern, unten bey der Kehle herum gemessen; und ihr Grund hatte auch 8. Zoll im äussern Umfang. Zwischen den Grundflächen beyder Hörner waren 8. Zoll, und die äussersten Enden 18. Zoll von einander. Der Kopf erhub sich anderthalb Zoll über den Hals beym Genicke.

Der Hals hatte zween Fuß Länge, vom Kopf bis an die Schultern; drey und einen halben Fuß Umfang am Kopfe; ein und eine halbe Höhe an eben dem Orte, sechs Fuß einen Zoll Umfang bey den Schultern, und $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe, den Triel mit darunter begriffen, welcher sich 4. Zoll unter das Brustbein senket, und bis ans Knie strecket.

Der Körper hatte 6. Fuß 3 Zoll im Umfang hinter den Vorderfüssen, 6 Fuß 8 Zoll im Mittel und 6 Fuß vor den Hinterfüssen. Der Rücken war seiner Länge nach hohl, und der niedrigste Ort, 2 Zoll von der geraden Linie entfernt, die durch das oberste Gelenck des Rückens und das Kreutz gehet. Der Stumpf des Schwantzes hatte 3 Fuß 5 Zoll Länge, und am Anfang $8\frac{1}{2}$ Zoll Umkreiß.

Die Länge des Obertheils vom Vorderfuß war einen Fuß $3\frac{1}{2}$ Zoll vom Umfange bis an das Knie, am dicksten Orte hatte er einen Fuß 4 Zoll im Umfange. Der Untertheil vom Fuß hatte einen Fuß einen Zoll Länge, die Röhre sieben Zoll Länge und eben so viel Umfang am dünnesten Ort, die Kugel $10\frac{1}{2}$, das unterste Gelencke des Fusses 2 Zoll Länge, und $9\frac{1}{2}$ Umfang, die Krone einen Fuß. Von der Fußsohle bis an das Untertheil des Knies war eine Fuß Höhe. Von dem Ellnbogen biß an das oberste Gelenkes des Nackens ein Fuß $9\frac{1}{2}$ Zoll; und vom Ellnbogen bis an die Fußsohle 2 Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll, der Triel nahm den Raum zwischen beiden Vorderfüssen oben ein.

Der Hinterschenkel hatte einen Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll Länge, vom runden Hüftknochen bis an die Kniekehle, und 2 Fuß 4 Zoll Umfang beym Bauche gemessen. Die Breite des Hinterschenckels von vorne nach hinten zu bey der Kniekehle gemessen war ein halber Fuß und der Umfang $1\frac{1}{2}$. Die Röhre hatte 1 Fuß 2 Zoll Länge, von der Kniekehle bis an die Kugel, und $7\frac{1}{2}$ Zoll Umfang am dünnesten Ort. Die Abmessungen des übrigen am Hinterfuß

terfuß, war ungefähr wie bey den Vorderfüssen.

Die Sporn hatten etwa 1½ Zoll Länge; die Klaue 7 Zoll von der Spitze bis an die Hacke. Beyde Klauen hatten zusammen fünf Zoll Breite, von einer Seite nach der andern, waren aber einen Zoll von einander entfernt. Sie hatten 4½ Zoll Höhe vornen, beyder zusammen genommener Umfang war eben so groß als der Krone ihrer.

Der Stier hat fast nichts besonders in seinen Gesichtszügen ausgedrückt. Wenn man ihn gerade vor dem Gesichte betrachtet, stellet er nur eine breite hole Stirne, mit einem breiten und dicken Maul dar. Die Augen sind mit grossen Erhöhungen bedeckt. Er hat keinen bestimmten Zug in seiner Gesichtsbildung, und folglich sieht man da keinen feinen Trieb, man bemercket nur einen fast ungebildeten Klumpen, der nichts als Dummheit ankündiget. Die Ohren beschwehren den Kopf des Stiers noch mehr durch ihre niedrige Stellung und horizontale Richtung. Aber die Stirne wird durch zwey Hörner erhoben, deren Krümmungen symmetrisch und ordentlich sind. Jedes Horn erstreckt sich beym Ausgang aus dem Kopf nach der Seite, krümmet sich oben einwärts, und verlängert sich endlich noch nach oben und ein wenig nach hinten zu an seinem Aeussersten, das sich in eine Spitze endiget. Der Zwischenraum beyder Hörner richtet sich nach der Breite der Stirne; sie scheinen zwar, in Vergleichung mit der Länge des Kopfs, kurtz; aber dadurch erhalten sie desto mehr Stärcke und Sicherheit zum Stossen. Das Ende der Schnautze ist auch ein wenig durch die Züge der Nasenlöcher und des Maules belebt. Wenn man den Kopf von der Seite siehet findet man ihn weniger ungeschikt und schwehrfällig, als von vornen her. Die grossen und hervorragenden Augen zieren das Mittel desselben, und verdecken zum Theil den grossen Raum zwischen den Hörnern und dem Ende der Schnautze. Wenn sich aber diese Augen beleben, und besonders, wenn sich der Kopf bewegt, scheinen sich alle Züge einander zu nähern, weil die Bewegungen nur die gröbsten Theile des Gesichtes verkürzt sehen lassen: so folget beym Stier ein wildes Ansehen auf das gumme. Was er aber auch für eine Stellung annimmt, so ist sein Betragen allemal schwerfällig und grob. In der Ruhe scheint dieses Thier durch den grossen Klumpen des Vordertheiles seines Körpers beschwehret, es trägt den Kopf niedrig, und sein Hals ist so dicke, daß man ihn kaum von den Schultern unterscheidet. Die Triel geht ihm bis an die Knie, wie eine Zwischenwand herab, und läßt nur das Untere und das Vördere der Füsse deutlich sehen, welche durch das Gewichte, das sie tragen, überladen scheinen. Der Hintertheil des Leibes ist nicht so stark als der vördere, aber deßwegen nicht besser gebildet. Die Lenden sind zu platt, zu breit, und auf allen Seiten mit zu starken Erhöhungen begränzet, daß ein Kreuz keine Rundung ist, und wenn das Thier nur ein wenig mager ist, so siehet es aus, als wolten die Knochen durch die Haut dringen; wenn es geht, läßt es, als bewegte sich ein Gerippe. Indessen muß ein Stier, wie der ist, von dem wir die Ausmessung mitgetheilt haben, für ein schönes Thier gelten. Nur in Vergleichung mit andern Thieren, und vielleicht mit unserm Körper, finden wir Fehler an ihm, die in dem Auge des Naturforschers verschwinden, der den stammhaften Körper des Stiers mit des Elephanten und Nashorns seinen vergleichet, und in diesen grossen belebten Klumpen die Allmacht des Schöpfers, der ihnen Bewegung gibt, bewundert und aus ihrer Beobachtung die höhere Weißheit erkennet, die so unterschiedene Werkzeuge in so verschiedenen Arten der Thiere zu machen gewußt hat.

Der Büffel, der Bonasus, der Aurochs, Bison und Zebu.

Tab. XVI. folgg.

Ungeachtet der Büffel heutiges Tages in Griechenland nicht selten und in Italien ein Hausthier ist, so war er doch so wohl den Griechen, als Römern unbekant, indem er in der Sprache dieser Völker niemals einen Namen gehabt hat. In der That gehöret dieses Thier in den heissesten Ländern von Afrika und In-

Indien zu Hause, und ist erst gegen das siebende Jahrhundert nach Italien übergeführet und daselbst naturalisiret worden. Die neueren haben ihm unrichtig den Namen Bubalus beygelegt, der im Griechischen und Lateinischen freylich ein Afrikanisches, aber von dem Büffel sehr unterschiedenes Thier bedeutet.

Aristoteles redet, wo er von Ochsen handelt, nur von dem gemeinen Ochsen. Er sagt blos, daß sich bey den Arachoten (in Indien) wilde Ochsen finden, die sich von den gewöhnlichen Hausochsen, wie die wilde Schweine von den zahmen unterschieden. An einer andern Stelle aber giebt er die Beschreibung von einem wilden Ochsen in Päonien, den er Bonasus nennet. Weil aber nach diesem grossen Philosophen weder ein Grieche noch Römer über diesen Gegenstand etwas anderes gethan, als ihn abgeschrieben hat, so weiß man von dem Bonasus noch nichts mehr, als den Namen, und es ist ungewiß, welchem Thiere man ihn beyzulegen habe. Wenn man aber bemerkt, daß Aristoteles, da er von den wilden Ochsen der gemäßigten Erdgegend redet, allein den Bonasus bekannt gemacht hat, und daß im Gegentheil die Griechen und Lateiner der folgenden Jahrhunderte, seiner weiter nicht gedenken, sondern diese wilden Ochsen unter dem Namen Aurochs (Vrus) und Bison (Bison) anzeigen, so wird es einem glaublich werden, daß der Bonasus eines oder das andere von diesen Thieren seyn müsse. Julius Cäsar ist der erste, der des Aur-Ochsen erwähnet hat. Plinius und Pausanias haben zuerst von dem Bisonten Nachricht gegeben. Seit der Zeit des Plinius legte man dem Aur-Ochsen und dem Bisonten den Namen Bubalus bey. Mit der Zeit hat man dem Bonasus, dem Bubalus dem Aur-Ochsen und dem Bisonten, den Catopleba, den Thur, den Bubalus des Belon, den schottischen und amerikanischen Bisonten an die Seite gesezt, und alle unsere Naturforscher haben eben so viel unterschiedene Gattungen gemacht, als sie Namen gefunden haben.

Da die Wahrheit in so viele Wolken eingehüllet ist, so glaubt Herr von Büffon Dank zu verdienen, da er es unternimmt, diesen Theil der Natur-Geschichte aufzuklären, der zu einer ewigen Finsterniß verdammt zu seyn schiene. Er folget also, daß

1) Das Thier so wie heutiges Tages unter dem Namen Büffel kennen, den Alten unbekannt gewesen seye.

2) Daß dieser Büffel, der jezt in Europa zu den Hausthieren gehöret, mit dem zahmen oder wilden Büffel in Indien und Afrika einerley seye.

3) Daß der Bubalus der Griechen und Römer weder der Büffel noch der kleine Ochse des Belon, sondern das Thier, welches die Herren der Akademie der Wissenschaften unter dem Namen der Barbarischen Kuh beschrieben haben, und das er Bubal nennt.

4) Daß der kleine Ochs des Belon und den er Zebu nennet, nur ein Abfall von der Ochsen-Gattung seye.

5) Daß der Bonasus des Aristoteles einerley Thier mit dem Bisonten der Lateiner seye.

6) Daß der amerikanische Bison wohl ursprünglich von dem in Europa abstammen könnte.

7) Daß der Urus oder Aur-Ochs eben dasselbe Thier, als unser gemeiner Stier in seinem natürlichen und wilden Zustande seye, und daß endlich
8) sich der Bison von dem Auer-Ochsen blos durch zufällige Abweichungen unterscheide, und folglich mit dem Aur-Ochsen und Haus-Ochsen zu eben derselben Gattung gehöre. Solchergestalt wären alle die Benennungen und alle die vermeinten Arten, die die Naturalisten, sowohl die alten als die neueren, angenommen haben, auf drey, nemlich auf die Gattungen der Ochsen, des Büffels und des Bubals zurukgebracht. Seine Beweise sind folgende:

Es verhält sich in mancherley Absichten mit den Hausthieren nicht so wie mit den wilden. Ihre Natur, ihre Grösse und ihre Gestalt sind weniger beständig, und mehreren Abweichungen unterworfen. Der Einfluß der Himmelsgegend wirkt mit weit grösserer Kraft auf gefangene, als auf freye Geschöpfe; selbst die von der Hand des Menschen zubereitete oft sparsame Nahrung, und die unmilde Witterung eines fremden Himmels, bringen mit der Zeit Veränderungen hervor, die tief genug eindringen, um durch die

Bison . Wilder Ochs Wisent .

Tab: XVI

Bubalus Indicus

Vacca Indica .

Bisons Magnus

Bison Iubatus.

Locobardus
Bison.

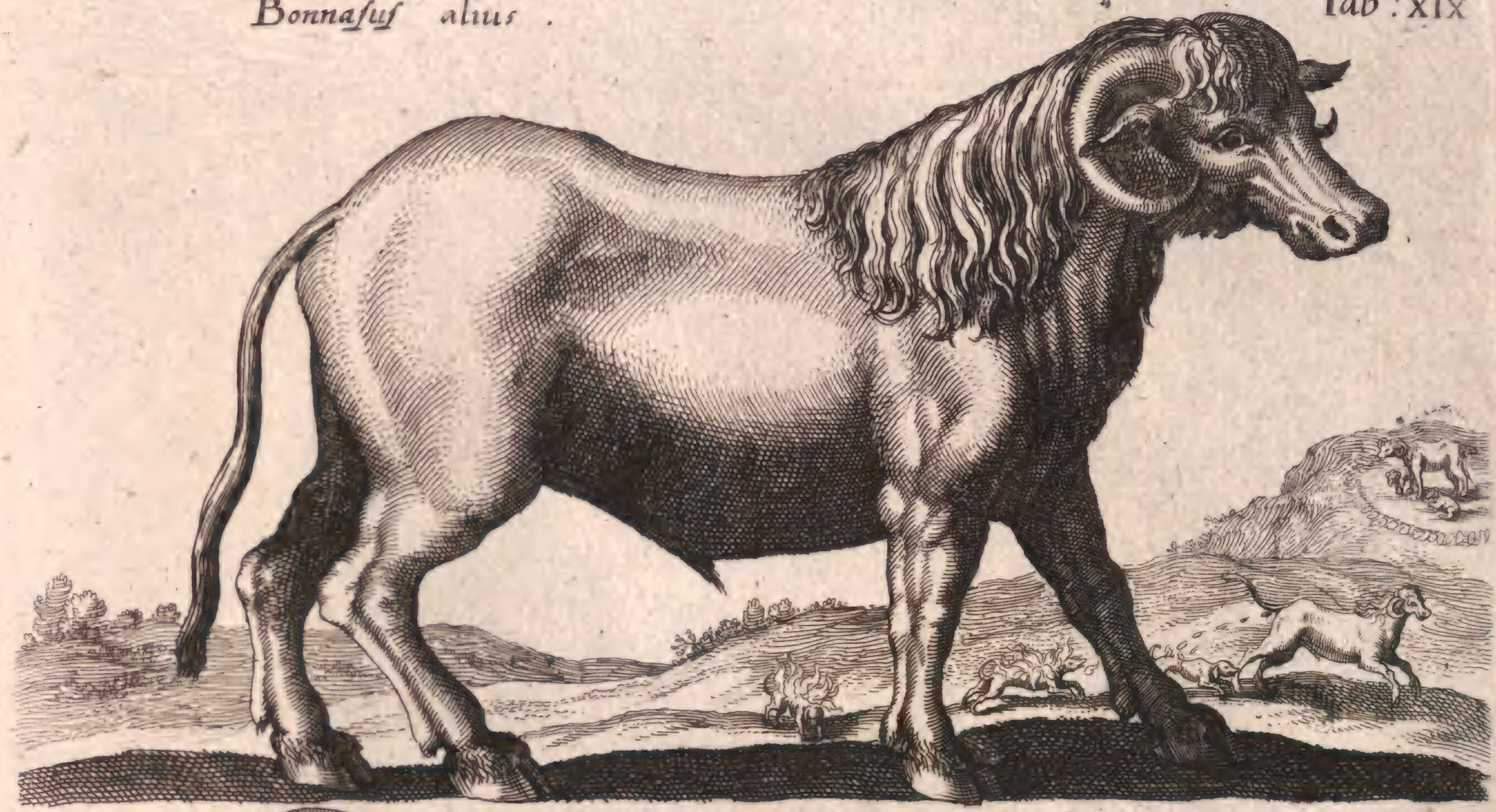
Bonasus Munſter . Wild Ochſen geſchlecht .

Tab : XVIII.

Bubalus Africanus .

Taurus .

Bonnasus alius .



Vrus Iubatus . Gewohnter AwerOchs .

Catoblepa Urus
Lybicus .

die Zeugungen immer weiter fortzuarten, und beständig zu werden.

Der allgemeinste und merkwürdigste Abfall bey den Haus-Ochsen, und selbst bey den wilden, bestehet in der Art von Höker, den sie zwischen beyden Schultern tragen. Man hat diese Rasse von buklichten Ochsen Bisonten genannt, und bis hieher geglaubet, daß die Bisonten eine von den gemeinen Ochsen verschiedene Gattung wären. Da wir aber jetzo die Gewißheit haben, daß diese Buckel-Ochsen mit unserer Ochsen Art sich vermehren, und daß gleich bey der ersten Zucht der Höker kleiner ist, und bey der zweiten oder dritten verschwindet, so ist es augenscheinlich klar, daß dieser Höker nichts weiter, als ein zufälliger und wunderbarer Charakter ist, der nicht hindert, daß der Buckel-Ochs nicht von eben der Art, als unser Ochs seye. Man hat ferner vor Zeiten in den wüsten Gegenden von Europa wilde Ochsen, einige mit und andere ohne Buckel, gefunden; folglich hat es das Ansehen, daß es von dem Ueberflusse und nahrhafteren Futtermitteln herkomme, indem man bey den Kamelen angemerket hat, daß diese Thiere, wenn sie wenig Unterhalt bekommen, nicht einmal eine Spur eines Hökers zeigen. Der Ochs ohne Buckel wurde in der Sprache der Deutschen Urochs und Turochs genannt, und der wilde Ochs mit dem Höker hieß Wisen, und die Römer haben diese Namen in ihre Sprache aufgenommen, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, daß der vom Aristoteles beschriebene Bonasus etwa der eine oder der andere von diesen Ochsen seyn könnte.

Eben so wenig hätten die Naturforscher den Bonasus von allen übrigen Ochsen absondern, und eine eigene Gattung daraus machen sollen, weil Aristoteles meldet, daß er einwärts gebogene Hörner führe. Denn sogar bey unserem zahmen Vieh ist die Grösse, die Lage, die Richtung und sogar die Anzahl der Hörner so vielen Abänderungen unterworfen, daß es unmöglich seyn würde, den Ausspruch zu thun, welches für diesen Theil das wahre Modell seye.

Weiter hilft zu der Ausartung der Hausthiere die Entmannung so vieler von ihrer Gattung. Ein einziges Männchen ist zu dreyßig bis vierzig und mehreren Weibchen verdammt. Es muß sich also erschöpfen. Die Brunst ist ungleich schwächer bey dem Männchen, welches gar zu ofte genießt, und überstark bey dem Weibchen, das den Genuß nur einen Augenblik hat. Daher müssen alle Früchte der Zeugung einen Zug zu weiblichen Eigenschaften annehmen. Ist in dem Augenblicke der Empfängniß die Brunst bey der Mutter heftiger als bey dem Vater, so werden mehr Weibchen als Männchen gebohren werden, und die Männchen selber mehr von der Mutter, als dem Vater an sich haben; die Rasse muß folglich durch die Menge der Kopeien immer schwächer werden und ausarten.

Die Versetzung von Clima zu Clima, die der Mensch zu allen Zeiten mit diesen Thieren vorgenommen hat, hat allein mehr Abfälle hervorgebracht, als alle übrige Ursachen der Ausartung bey den Hausthieren. Diese haben also allenthalben die Einflüsse des Himmelsstriches aushalten müssen, allenthalben haben sie die Witterung der Luft eingesogen, und die Tincture der Erde angenommen. Nichts ist also schwehrer, als unter einer so grossen Anzahl von Abarten diejenigen zu erkennen, welche sich am wenigsten von dem Urbilde der Natur entfernen. Vielleicht ist keine einzige vorhanden, die man als eine vollkommene Kopei von diesem ersten Abdrucke ansehen kan.

Daß das Thier, so wie heutiges Tages unter dem Namen Büffel kennen, weder den alten Griechen noch Römern bekannt war, ist augenscheinlich klar; keiner von ihren Schriftstellern hat dasselbe beschrieben, man sucht sogar vergebens in ihren Werken nach einem Namen, den man demselben beylegen kan, und ausserdem weiß man aus den Jahrbüchern der Geschichte von Italien, daß der erste Büffel im Jahre 595. dahin gebracht worden seye.

Der gegenwärtig zahme Büffel in Europa, ist eben derselbe, als der wilde oder zahme Büffel in Indien und Afrika. Hierzu sind weiter keine Beweise nöthig, als daß man die Beschreibung des Büffels, den Büffon lebendig gesehen hat, mit den Anzeigen vergleiche, die die Reisebeschreiber von den Büffeln in Persien, in dem Lande des grossen Mogols, in Bengalen, in Egypten, in Guinea und am Vorgebirge der guten Hoffnung gegeben haben.

Der Bubalus der Griechen und Lateiner ist nicht der Büffel, und auch nicht der kleine Ochse des Be-

lons, sondern dasjenige Thier, so die Herren der Akademie unter dem Namen der Kuh aus der Barbarey beschrieben haben; Denn Aristoteles sezt den Bubalus den Hirschen und Damhirschen, und keineswegs den Ochsen an die Seite. An einem andern Orte führet er denselben mit den Rehen an, und sagt, daß er sich mit seinen Hörnern schlecht vertheidige, und vor den reissenden und kriegerischen Thieren die Flucht nehme. Plinius erwähnet, da er von diesem Thier in Deutschland redet, daß der gemeine Mann aus Unwissenheit diesem Ochsen den Namen Bubalus gebe, da doch der Bubalus ein afrikanisches Thier seye, und gewissermassen einem Kalbe oder einem Hirsche gleiche. Der Bubalus ist also ein furchtsames Thier, dem die Hörner keinen Nutzen schaffen, das nur in der Flucht sein Rettungs-Mittel hat, das folglich Geschwindigkeit besizt, und in der Gestalt das Mittel zwischen der Kuh und dem Hirsch hält. Alle diese Merkmäler, von denen keine dem Büffel zukommen, finden sich an dem Thiere, dessen Figur Horaz Fontana an Aldrovand schikte, welche auf unserer Tab. XXVII. vorkommen wird, und von welchem die Herren der Akademie gleichfalls die Figur und die Beschreibung unter dem Namen der barbarischen Kuh herausgegeben, und, wie Buffon, gedacht haben, daß es der Bubalus der Alten wäre. Der Zebu oder der kleine Ochse des Belon hat keinen einzigen von den Charakteren des Bubalus an sich, er ist von diesem beynahe eben so sehr unterschieden, als ein Ochs von einer Gazelle: auch ist Belon der einzige von allen Naturkündigern, der seinen kleinen Ochsen für den Bubalus der Alten angesehen hat.

Dieser kleine Ochs des Belons ist nichts weiter, als ein Abfall in der Gattung des Ochsen. Die Figur, die Belon, Prosper Alpie und Edwards geliefert haben, und die Beschreibung die Büffon davon macht, werden dieses beweisen. Er hat es lebendig gesehen; sein Führer sagte, es käme aus Afrika, man nennte es Zebu, es wäre zahm, und man brauche es zum Reuten. Es ist, fährt Büffon fort, in der That ein sehr sanftmüthiges und sogar ungemein liebkosendes Thier, von einer angenehmen Bildung, wiewohl stämmig, und ein wenig zu vierschrötig. Indessen ist es einem Ochsen in allem so ähnlich, daß ich keine richtigere Vorstellung davon machen kan, als wenn ich sage, sehe man einen Stier von der schönsten Gestalt und von dem schönsten Haare durch ein Glas, welches die Gegenstände um die Hälfte kleiner machte, so würde diese verkleinerte Figur das Bild des Zebu seyn.

Der Bonasus des Aristoteles, und der Bisont der Lateiner sind einerley Thier. Geßner, der ein eben so gelehrter Sprachkenner, als guter Naturkündiger war, und eben dieses dachte, hat mit grösserer Sorgfalt, als irgend jemand die Anzeigen untersucht und auseinander gesezt, die Aristoteles vom Bonasus giebt. Büffon hat dessen Einsichten gebraucht, und es ist ihm vorgekommen, daß sich alles, was Aristoteles von ihm angiebt, auf das was folgt, einschränke. Der Bonasus ist ein wilder Ochse in Päonien (die XXX. T. wird ihn im folgenden Abschnitt vorstellen) wenigstens eben so groß, als ein zahmer Stier, und von gleicher Bildung; sein Hals aber ist von den Schultern an bis über die Augen mit einem langen Haare bedekt, das viel weicher als eine Pferdemähne ist. Er hat die Stimme eines Ochsen, ziemlich kurze und niederwärts um die Ohren herum gekrümmte Hörner, Beine, welche eine Decke von langen Haaren haben, die so weich als Wolle sind, und für seine Grösse einen ziemlich kleinen Schwanz, wiewohl derselbe übrigens mit dem Schwanze des Ochsen überein kommt. Er hat, wie der Stier die Gewohnheit an sich, daß er mit den Füssen den Staub in die Höhe wirft; sein Leder ist hart, und sein Fleisch hart und gut zu essen. Aus diesen Charaktern, die die einzigen sind, worauf man in der angegebenen Beschreibung des Aristoteles bauen kan, siehet man schon, wie nahe der Bonasus dem Bisonten komme; alles trift bey diesem Thiere zu, die Bildung der Hörner allein ausgenommen. Allein die Figur der Hörner ist bey diesen Thieren sehr veränderlich, ohne daß sie darum aufhören, von einerley Gattung zu seyn.

Die Bisonten in Amerika möchten ihren Ursprung wohl von den Europäischen Bisonten haben. Die Bisonten der Buckel-Ochsen in Indien und Afrika vermehren sich mit den Europäischen Stieren und Kühen; und der Höker als ein blos zufälliger Charakter, nimmt, wie man weiß, von der ersten Geschlechtzeugung ab, und verschwindet bey der zwoten oder dritten. Da die indianischen Bisonten mit unsern Ochsen von einerley Art, und folglich von glei-

cher Abkunft sind, so ist es natürlich, eben diese Abkunft auch auf den Bisonten in Amerika auszudehnen. Die einzige Verschiedenheit, die zwischen den europäischen und amerikanischen Bisonten anzutreffen ist, bestehet darinne, daß diese lezteren kleiner sind; aber alle zahmen und wilden Thiere, die entweder selbst nach Amerika übergegangen, oder dahin gebracht worden sind, haben von ihrer Grösse verlohren. Sonst sind alle Charaktere bey den amerikanischen und europäischen Bisonten eben dieselbigen.

Der Urus oder Aur-Ochs ist kein anderer, als unser gemeiner Stier in seinem natürlichen und wilden Zustande. Dieses siehet man gleich, wenn man ihn sowohl nach seiner Figur als nach der ganzen Beschaffenheit seines Körpers mit dem Hausstiere vergleicht, und daß der Aur-Ochs grösser und stärker ist, wie jedes Thier, das noch unter keiner Sklaverey verschlimmert worden ist. Der Aur-Ochs wird noch jezt in einigen nördlichen Ländern angetroffen. Man hat bisweilen junge Aur-Kälber von ihren Müttern weggeraubt, und sie haben sich mit den zahmen Stieren und Kühen vermehret; man kan also nicht zweifeln, daß sie nicht von gleicher Art seyn sollten.

Endlich unterscheidet sich der Bisont nur durch zufällige Abweichungen vom Aur-Ochsen, und alle beyde gehören folglich nebst dem Hausochsen zu einerley Gattung. Der Höker, die Länge und die Beschaffenheit des Haares, und die Form der Hörner, sind die einzigen Charactere, durch welche man den Bisont von dem Aurochsen unterscheiden kan; allein man hat gesehen, daß die Buckelochsen mit unsern Ochsen zeugen; man weiß ausserdem, daß die Länge und Beschaffenheit der Haare bey allen Thieren von der Natur des Himmelstriches abhängen, und man hat bemerkt, daß bey den Ochsen, Ziegen und Schafen die Form der Hörner am wenigsten Beständigkeit hat; folglich ist dieser Unterscheid nicht zureichend, zwey verschiedene Gattungen zu machen; und weil unser europäischer Hausochse mit dem indianischen Buckelochsen zeuget, so ist noch weit mehr zu glauben, daß er mit dem europäischen Bisont oder Buckelochsen zeuge. Es giebt unter denen beynahe unzählichen Verschiedenheiten dieser Thiere unter den verschiedenen Himmelsstrichen zwey Stammrassen, die von Alters her beyde in dem Reich der Natur da gewesen sind. Der Buckelochse oder Bisont, und der Ochse ohne Höker oder der Aurochse haben sich sowohl in dem Stand der Freyheit, als in dem Stand der Hausthiere erhalten, und sich in allen Himmelsstrichen ausgebreitet, oder sie sind vielmehr durch den Menschen dahin gebracht worden. Alle Hausochsen ohne Höker kommen ursprünglich von dem Aurochsen her, und alle Buckelochsen sind von dem Bisont entsprungen. Um einen deutlichen Begriff von diesen Verschiedenheiten zu geben, wollen wir eine kurze Anzeige von diesen Thieren machen, so wie sie sich jezo in den verschiedenen Gegenden der Erde befinden.

Den wenigen Kühen und Ochsen, die in Island sind, fehlt es an Hörnern, ob sie gleich von einer Rasse mit unsern Ochsen sind. Die Grösse dieser Thiere richtet sich mehr nach dem Ueberflusse und der Beschaffenheit der Waiden, als der Natur des Himmelsstriches. Die Holländer haben oft magere Kühe aus Dännemark kommen lassen, welche auf ihren Wiesen ausserordentlich fett werden, und viel Milch geben; diese Dänischen Kühe sind viel grösser als die französischen; die Kühe und Ochsen in der Ukräne, die fürtrefliche Waide haben, werden für die grössesten in Europa gehalten, und sind mit den französischen von einerley Rasse.

In der Schweiz, wo die Gipfel der vornehmsten Berge mit einem überflüßigen und blumreichen Grün bedekt sind, welches man blos für den Unterhalt des Viehes aufbehält, sind die Ochsen noch einmal so groß als in Frankreich, wo man diesen Thieren gemeiniglich nur das grobe Gras lässet, welches die Pferde verachten; sie des Winters mit schlechtem Heu und Blättern unterhält, und im Frühjahr von den Wiesen ausschliesset. In Spanien hingegen und in einigen französischen Provinzen, wo man frische Waiden hat, die man einzig für das Rindvieh aufbehält, giebt es auch grössere und stärkere Ochsen.

In der Barbarey und in den meisten Provinzen von Afrika, wo der Boden trocken und die Waiden mager sind, sind die Ochsen noch weit kleiner, und die Kühe geben noch weit weniger Milch, und die meisten verliehren ihre Milch mit dem Kalb. In einigen Theilen von Persien, dem niedern Ethiopien, und der grossen Tartarey verhält es sich eben so, obgleich in den nemlichen Ländern in einer

nicht allzugrossen Entfernung, wie bey den Kalmucken, in dem obern Ethiopien und in Abyßinien, die Ochsen von einer bewundernswürdigen Grösse sind; Dieser Unterscheid hängt also weit mehr von dem Ueberflusse der Nahrung, als von der Beschaffenheit des Himmelsstriches ab.

Die Rasse des Aurochsen oder des Ochsen ohne Höker nimmt die kalten und gemäßigten Zonen ein, gegen Mittag hat sie sich nicht weit verbreitet; hingegen erfüllet die Rasse des Bisont oder Buckelochsen heutiges Tages alle mittägliche Provinzen. In dem ganzen vesten Lande von Ostindien, in den Inseln der östlichen und südlichen Meere, in Afrika, von dem Berge Atlas bis an das Vorgebürge der guten Hoffnung, findet man, so zu sagen, nichts als Buckelochsen; und es scheint sogar, daß diese Rasse, welche in allen heissen Ländern überhand genommen hat, verschiedene Vorzüge vor der andern habe: Diese Buckelochsen haben, wie der Bisont, von dem sie herstammen, ein weit feineres und glänzenderes Haar als unsere Ochsen, welche wie der Aurochs hartes und nicht sehr dichtes Haar haben. Diese Buckelochsen sind auch viel leichter im Laufen, und geschikter den Dienst der Pferde zu vertreten, und ihr Naturell ist weniger dumm und plump, als unserer Ochsen ihres; sie sind gelehriger, und lassen sich besser bearbeiten; man wendet auch in ihren Gegenden mehr Sorgfalt auf sie, als wie auf unsere schönsten Pferde. Die Indianer haben so viele Achtung für diese Thiere, daß sie bey ihnen gar in aberglaubische Verehrung ausgeartet ist.

Diese Buckelochsen haben vielleicht noch mehr Verschiedenheit, als die unsrigen, in Absicht auf die Farbe des Haares, und die Figur der Hörner; die schönsten sind ganz weiß, wie die Ochsen der Lombardie; Es giebt darunter, welche keine Hörner haben; andere tragen sie sehr erhaben, und andere so niedergebogen, daß sie beynahe hängend sind; Es scheinet, daß man diese Hauptrasse der Bisonten oder Ochsen mit Hökern in zwey Unterrassen abtheilen könne, davon die eine sehr groß, und die andere sehr klein ist, und diese leztere ist der Zebu: alle beyde finden sich beynahe in einerley Klimaten, und beyde sind gleich sanft und leicht zu leiten, beyde haben feines Haar, und den Höker auf dem Rucken; dieser Höker kommt nicht von der Bildung des Rückgrades, oder der Schulterknochen her, es ist nur ein ausgewachsenes zartes Stück Fleisch, welches sich eben so gut essen läßt, als die Zunge des Ochsen. An manchen Ochsen wiegt er vierzig bis fünfzig Pfund, an andern ist er weit kleiner. Einige von diesen Ochsen haben auch ungeheuer grosse Hörner. In dem französischen Kabinete ist eines, welches drey und einen halben Schuh in der Höhe und am Grunde sieben Zoll im Durchschnitt hat.

In ganz Afrika kennet man das Verschneiden des grossen Viehes nicht, und in Indien ist es nur sehr wenig gewöhnlich, wenn man den Stier dieser Operation unterwirft, so geschiehet es nicht durch den Schnitt, sondern durch das Zerdrucken; und obschon die Indianer eine ziemliche Anzahl dieser Thiere haben, ihre Fuhrwerke zu ziehen, und ihr Land zu bauen, so ziehen sie doch nicht so viel davon, als wir; da in allen heissen Ländern die Kühe wenig Milch geben, da man daselbst den Käß und Butter nicht kennet, und das Kalbfleisch nicht so gut als in Europa ist, so vermehrt man das Hornvieh nicht so sehr; da ausser dem alle diese Provinzen des mittäglichen Afrika und Asiens weit weniger bevölkert sind als Europa, so findet man dort eine grosse Menge wilder Ochsen, denen man die Zungen nimmt: sie werden von selbst zahm und unterwerfen sich ohne Widerstand der Arbeit; sie werden so gelehrig, daß sie sich leichter als die Pferde leiten lassen, und die Stimme ihres Herrn ist schon genug, sie zu regieren, zumal da sie durch Liebe und Sorgfalt, und nicht durch die Peitsche, wie bey uns zum Gehorsam angewiesen werden. Die Hottentoten ziehen so gar Ochsen zum Kriege, und bedienen sich ihrer bey nahe wie die Indianer der Elephanten; sie lehren diese Kriegsochsen, die sie Backeleys nennen, ihre Heerde hüten, dieselben anführen, wenden, zurück bringen, sie wider fremde und reissende Thiere vertheidigen; ja sie lehren sie den Feind oder Freund kennen, Zeichen verstehen, und der Stimme gehorchen u. s. w.

Alle mitternächtliche Gegenden dieser beyden Welttheile und ganz Europa, selbst die angränzenden Inseln, bis auf die Azorischen mit gerechnet, haben keine andere als Ochsen ohne Höcker, welche von dem Aurochsen abstammen; und wie der Aurochs, welcher unser Ochse in seinem

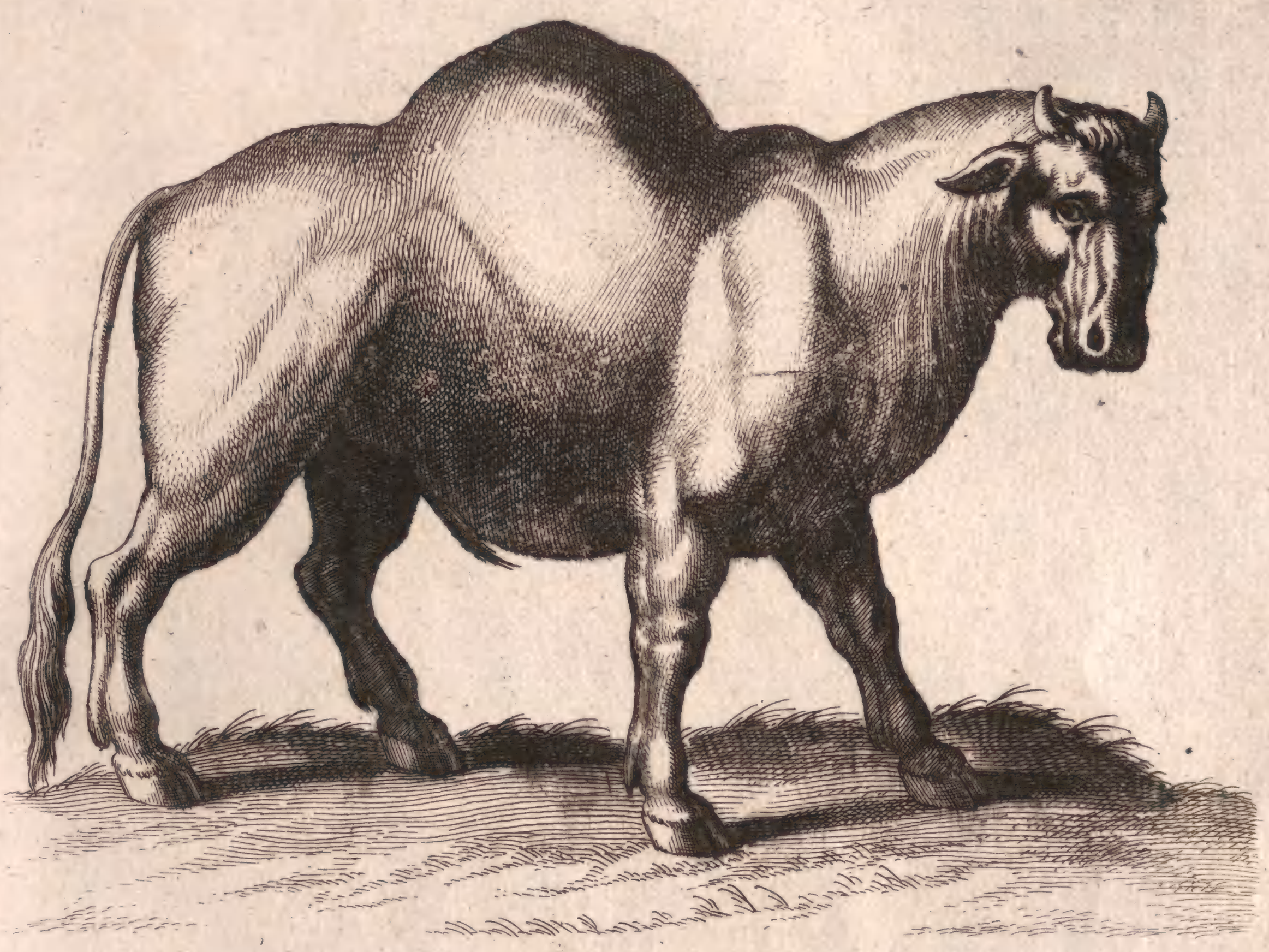
wilden

Bubalus . Büffel .

Alius Bubalꝰ Taurus Syluester

Vrus . Awer Ochs .

Bos Scijthicus .



Bubali Iuvenci . Iunge Büffel .

wilden Zustand ist, weit stärker und grösser als unsere Hausochsen ist, so ist der wilde Bisont auch weit stärker und grösser als der Hausochse in Indien; manchmal ist er auch kleiner, dieses hängt einig und allein von dem Ueberflusse der Nahrung ab. In den Ländern Malabar und Canara, in Abyßinien, zu Madagascar, wo die Weiden geräumig sind, und überflüßiges Futter haben, findet man nur Bisonten von einer ungeheuren Grösse; In Afrika und dem steinigten Arabien, wo der Boden dürre ist, sind nur Zebu oder Bisonten von dem allerkleinsten Wuchs.

Amerika ist jetzo überall mit Ochsen ohne Höcker bevölkert, die die Spanier und andere Europäer nach und nach hinüber gebracht haben; diese Ochsen haben sich vermehret und sind blos kleiner in diesen neuen Ländern worden; ihre Art war zuvor in dem mittäglichen Amerika schlechterdings unbekannt; aber in dem ganzen mitternächtlichen Theile bis auf Florida, Louisiana und selbst gegen Mexico, haben sich die Bisonten in grosser Menge gefunden; Diese Bisonten, welche vorzeiten die Gehölze Deutschlands, Schottlands und anderer von unsern mitternächtlichen Gegenden bewohnten, sind vermuthlich von einem festen Lande zu dem andern übergegangen, und, wie alle übrige Thiere, kleiner in dieser neuen Welt geworden; und je nachdem sie sich unter mehr oder weniger kalten Himmelsstrichen eingewöhnt haben, haben sie eine mehr oder weniger warme Decke behalten; ihr Haar ist viel länger und dichter, und der Bart weit länger in der Hudsonsbaie als in Mexico, und überhaupt ist dieses Haar weicher als die feinste Wolle. Wenn man alles zusammen nimmt und die Bisonten des neuen mit den Bisonten des alten ersten Landes vergleichet, so muß man glauben, daß die erstern, von eben der Gattung als die letzten seyern; und wenn man sich die Mühe gibt, das was Hernandes, Fernandes und alle andere Geschichtschreiber und Reisenden gesagt haben, gegen das zu halten, was die alten und neuen Naturforscher über den europäischen Bisont geschrieben, so wird man überzeugt werden, daß es nicht Thiere von verschiedenen Gattungen sind.

Da oben schon gesagt worden ist, daß der Höcker des Bisont nur ein zufälliger Character ist, der sich bey der Vermischung der beyden Rassen verliehret, der nur da ist, wo das Thier eine reiche und überflüssige Nahrung hat, ja der vielleicht dadurch veranlasset worden ist, daß man von undenklichen Zeiten her die Ochsen genöthiget hat, Lasten auf ihren Schultern zu tragen, so wird man leicht schliessen können, daß der Aurochse und nicht der Bisont die Hauptrasse seye; Und was noch mehr die Einheit der Gattung des Bisont und Aurochsen zu bestätigen scheinet, ist, daß die Bisonten oder Buckel-Ochsen des nördlichen Amerika einen so starken Geruch von sich geben, daß sie von dem grösten Theil der Reisebeschreiber Muskus-Ochsen (boeufs musqués) genennet worden sind, und daß wir zugleich aus dem Zeugnisse der Naturforscher sehen, daß der Aurochs oder wilde Ochse in Preussen und Liefland den nemlichen Muskus-Geruch habe, wie der Bisont in Amerika.

Von allen Namen die vor dieser Abhandlung stehen, und die den alten und neuen Naturforschern für eben so viele besondere Gattungen galten, bleibt uns also nichts, als der Büffel und der Ochse übrig; diese beyde Thiere, ob sie einander gleich sehr ähnlich, ob sie gleich beede Hausthiere sind, und oft mit einander unter einem Dache leben, und auf einer Weide gehen, haben sich, aller gegebenen Gelegenheit ungeachtet, doch noch nie paaren wollen. Ja es scheinet eine gewisse Antipathie unter ihnen zu herrschen; denn man versichert, daß die Kühe die jungen Büffel nicht nähren wollen, und daß sich die Büffelinnen weigern, Kälber saugen zu lassen.

Der Büffel ist von einem härtern und unbeugsameren Naturelle, als der Ochse, er gehorcht lange nicht so gerne, er ist heftiger, und kollert weit heftiger und öfter; sein ganzes Betragen ist plump und grob; er ist, nach dem Schwein, das unreinlichste unter allen Hausthieren, weil er sich sehr ungerne striegeln und reinigen lässet; seine Gestalt ist plump und widrig, sein Blik voll dummer Wildheit, er strekt seinen Hals auf eine unedle Art vor, und trägt seinen Kopf schlecht, der fast immer zur Erde hängt; seine Stimme ist ein erschrökliches Brüllen von einem weit stärkern und tiefern Ton, als des Stiers, er hat magere Glieder und einen kahlen Schwanz; eine finstere Mine und eine so schwarze Phisionomie, wie das Haar und die Haut. Aeusserlich unterscheidet er sich fürnehmlich durch diese Farbe der Haut, die man leicht durch das Haar, welches gar nicht dicht ist, siehet, von dem Ochsen. Er hat einen dickern und kürzern Leib, als der Ochs, höhere Bei-

ne, der Proportion nach einen weit kleinern Kopf, nicht so runde, schwarze, zum Theil plattgedrukte Hörner, und einen krausen Haarbüschel auf der Stirne. Er hat eine dickere und härtere Haut, als der Ochse; sein hartes und schwarzes Fleisch ist nicht allein von eckelhaftem Geschmak, sondern auch von widrigem Geruch; die Milch von der Büffelkuh ist nicht so gut als von der gemeinen, doch giebt sie jene in grösserer Menge. In den heissen Ländern werden fast alle Käse von Büffelsmilch gemacht; das Fleisch der jungen Büffel, die noch nichts als Milch zur Nahrung bekommen haben, ist darum nicht besser; die Haut allein ist mehr werth, als das ganze übrige Thier, von welchem die Zunge allein wohlschmäckend ist; die Haut ist leicht, fest und beynahe undurchdringlich. Da diese Thiere, überhaupt genommen, grösser und stärker, als die Ochsen sind, so gebraucht man sie mit Vortheil vor dem Pfluge; man leitet sie und hält sie im Zaume vermittelst eines Ringes, den man ihnen durch die Nase stekt; zween vor einem Wagen gespannte oder vielmehr angekettete Büffel ziehen eben so viel, als vier starke Pferde. da ihr Hals und Kopf von Natur niederwärts gehen, so wenden sie im Ziehen das ganze Gewicht ihres Körpers an, und diese Masse überwiegt die von einem Pferd oder Ochsen um vieles.

Die heissesten Erdstriche sind sein wahres Vaterland, welches schon seine Natur und Grösse zu erkennen geben; indessen vermehren sie sich auch in Italien, Frankreich und andern Ländern von mässiger Witterung. Die Kuh wirft ein Junges, und geht ungefehr zwölf Monate trächtig, welches sie auch von der gemeinen Kuh unterscheidet, die nur neun Monate trägt. Es scheint übrigens, daß sie in dem Lande ihrer wahren Heimat sanftmüthiger, und nicht so unbändig wild sind, sondern, je heisser das Klima ist, desto mehr natürliche Gelehrigkeit haben. In Egypten lassen sie sich besser regieren als in Italien, und in Indien noch leichter als in Egypten. Die Büffel in Italien haben auch mehr Haar, als die egyptischen, und diese wieder mehr als die indinischen, doch ist es allemal wenig, weil sie aus heissen Ländern abstammen, wo die grossen Thiere überhaupt keine oder wenige Haare haben.

Es giebt eine grosse Menge wilder Büffel in denjenigen Ländern von Afrika und Indien, die von Flüssen durchwässert werden, und grosse Waiden haben. Sie gehen Heerdenweise, und richten auf den bestellten Feldern grosse Verwüstungen an, niemals aber rennen sie auf Menschen los, als wenn man sie verwundet hat. Alsdann aber sind sie sehr gefehrlich, denn sie gehen gerade auf ihren Feind an, stossen ihn nieder, und treten ihn unter die Füsse; indessen scheuen sie sich sehr vor dem Anblik des Feuers, und hassen die rothe Farbe. Aldrovand Kolbe und verschiedene Naturkündiger versichern, daß niemand, in den Ländern, wo die Büffel sind, ein rothes Kleid zu tragen wage.

Der Büffel hat, so wie alle übrige grosse Thiere der südlichen Gegenden, einen starken Hang, sich im Kothe zu wälzen, und sogar im Wasser einige Zeit zu verweilen; er schwimmt sehr gut, und setzet dreiste durch die reissendeste Ströhme; da er höhere Beine hat, als der Ochse, so läuft er auch schneller auf dem Lande. Die Neger in Guinea, und die Indianer in Malabar, wo die wilden Büffel in grosser Menge sind, beschäftigen sich sehr oft mit ihrer Jagd, sie verfolgen sie aber nicht, und greiffen sie eben so wenig im Angesichte an, sondern lauren auf sie, und sitzen entweder auf Bäumen oder im Gebüsche eines Waldes verborgen, wohin die Büffel wegen des Gesperres ihrer Hörner und der Dicke ihres Körpers so leicht nicht durchbrechen können. Diese Völker finden einen Geschmak an ihrem Fleische, und ziehen grossen Vortheil aus ihren Häuten und Hörnern, die härter und besser als Ochsenhörner sind. Es scheinet, daß das Thier, welches in Congo Empacassa oder Pocassa heißt, der Büffel seye, wiewohl es die Reisenden schlecht beschrieben haben, so wie das Thier eben dieses Landes, von dem sie unter dem Namen Empobunga oder Impalunca reden, wohl der Bubal seyn könnte, dessen natürliche Geschichte in der Folge vorkommen wird.

Ende des ersten Abschnittes.

Inhalt

des ersten Abschnittes

Das Pferd — — 1.
der Esel — — 23.
das Zebra — — 29.
der Maulesel
und Maulochse — 33.
der Elephant — 36.
der Ochse — 50.
der Büffel, der Bonasus,
der Aurochs, Bisont und
Zebu. 61.

Die Kupferplatten werden folgendermassen gebunden:

Tab.		pag.
I	— — — —	1.
II	— — — —	8.
III, IV	— — — —	10.
V	— — — —	29.
VI	— — — —	23.
VII	— — —	26.
VIII	— — — —	36.
IX, X, XI	— — — —	38.
XII	— — — —	36.
XIII, XIV	— — —	50.
XV	— — — —	58.
XVI, XVII, XVIII, XIX	— — — —	62.
XX, XXI	— — — —	67.

Anzeige derjenigen Druckfehler die allenfalls den Text unverständlich oder doch dunkel machen könnten.

pag. 4. Column. 2. l. 22. ja der für jeder.
5. c. 1. l. 13. (Stricken) ist überflüßig.
7. c. 2. l. 31. wohlgestellten für gestallten,
ebendas. l. einen für einem.
8. nach der 5 vorlezten Linie fehlt hat.
9. c. 1. l. 16. Cotentin für Conventin,
ebendas. c. 2. l. 13. Gambia für Gambra.
10. c. 1. l. 41. Hoden für Gaden.
11. c. 2. l. 29. Rassen für Rossen.
12. c. 1. l. 40. Piasseurs für Piasseurs.
13. c. 1. l. 21. vuea für vueu.
16. c. 1. l. 1. derriere für dereiere.
17. c. 1. l. 36. bleuâtre für bleuûtre.
19. c. 1. l. 22. Levres für Lefres.
20. c. 1. l. 11. herabreichet für richtet,
24. c. 1. l. 45. nach Eselin; ein.
ebendas. c. 2. l. 23. nach nicht weit.
26. c. 1. l. 2. Jspahan.
ebendas. zählen für zahlen.
ebendas. c. 2. l. 23. auf nach König ist überflüßig.
ebendas. l. 35. Kuhr für Kuhe.
ebendas. l. 55. sich für sie.
31. c. 1. l. 36. Kolbens.
33. c. 2. l. 11. nach hingegen erblikte.
ebendas. c. 1. l. 42. Hervorbringung für Herbeybringung.
ebendas. c. 2. l. 25. der für den.
36. c. 1. l. 31. im Stier für ein.
ebendas. c. 2. l. 42. erborgt.
38. c. 1. l. 4. verkennet für erkennet.
ebendas. l. 23. Laos für Loos.
ebendas. l. 29. nach für, ein.
ebendas. l. 55. nachschlendern für schleudern.

pag. 39. Col. 1. l. 32. Hang für Haag.
ebendas. 36. gesellet für gestellet.
41. c. 2. l. 19. stegen für steigen.
43. c. 2. l. 20. daraus für darauf.
46. c. 1. l. 38. Epiderme für Epiterme.
47. c. 2. l. 50. Vorhaltung für Verhaltung.
48. c. 2. l. 2. Hambour für Hambourg.
ebendas. l. 15. Boßmanns für Baßmanns.
49. c. 2. l. 31. straffen für strofen.
50. c. 1. l. 49. Gras für groß.
52. c. 2. l. 13. Kühe für Kuhe.
54. c. 1. l. 36. sein raube für feinraube.
ebendas. c. 2. l. 2. erreichet für errichtet.
57. c. 2. l. 5. fallen für füllen.
58. c. 1. l. 46. nie für wie.
59. c. 1. l. 3 vorlezte sous tel für soustel.
61. c. 2. l. 9. dumme für gumme.
ebendas. l. 27. im für ein.
62. c. 1. l. ult. folgert für folget.
ebendas. c. 2. l. 15. nach nennt, seye.
63. c. 1. l. 18. wandelbarer für wunderb.
ebendas. c. 2. l. 22. Teinture für Tincture.
ebendas. l. 31. wir für wie.
64. c. 1. l. 46. Alpin für Alpie.
ebendas. l. ult. sähe für sehe.
ebendas. c. 2. l. 9. vorlezt oder für der.
65. c. 1. l. 20. nur für und.
66. c. 2. l. 33. Jungen für Zungen.
67. c. 1. l. 44. vesten für ersten.
68. l. vorl. indianischen.
ebendas. 7. vorl. Pacassa für Pocasse.
ebendas. 4. vorl. Empabunga.

Naturgeschichte

aus

den besten Schriftstellern

mit Merianischen und neuen Kupfern.

Aelian. de Nat. Anim.

Ἰδεναι γε μη ῥᾳθυμως τα προσοντα αὐτων ἰδια ἑκαςῳ, και ὁπως ἐσπυδαθη ὐ μειον των ἀνθρωπων ἑκαςον των ἀλογων ζωων, ἐιπ ἀν τινος πεπαιδευμενης Φρενος, και μαθυσης πολλα.

Zweyter Abschnitt der vierfüßigen Thiere.

Heilbronn
in der Eckebrechtischen Handlung
1773.

Aries . Wieder .

Vervex . Hamel .

Agnus .
Lam .

Ovis Peregrina .

Vervex aliud

Vervex alius Peregrin⁹

Ovis Arabica.

Das Schaaf und der Widder.

TAB. XXII, XXIII.

Wenn man je von einem Thiere Ursache hat zu vermuthen, daß es gleich bey seiner Schöpfung bestimmt worden seye, unter dem Schutze des Menschen zu leben, so ist es gewiß von dem Schaaf, wenn wir es betrachten, so wie es gegenwärtig ist. Die Schwachheit und grosse Dummheit des Schaafes, sein Unvermögen auch nur in der Flucht seine Rettung zu suchen; Die geschworne Feindschaft aller Raubthiere, die es vorzüglich aufsuchen und nach seinem Fleische ausserordentlich lüstern zu seyn pflegen, seine geringe Vermehrung und die kurze Lebensdauer, scheinet diesen Gedanken zu begünstigen. Man findet auch wirklich keine wilde Schaafe in den Wüsten; und wenn man die zahlreichen Heerden dieser Thiere, die wir so sehr vermehret haben auf unsern Fluren, ihrem eigenen Schikfale überliesse, so würde man durch die Anzahl und Wuth gefräßiger Thiere das ganze Geschlecht gar bald vor unsern Augen ausgerottet sehen.

Dieses Geschlecht scheinet für sich selbst gar nicht bestehen zu können, weil es weder eine Zuflucht, noch irgend ein Vertheidigungsmittel in seiner Gewalt hat. Der Widder hat nur schwache Waffen, seine Herzhaftigkeit ist ein blosser Muthwille, der ihm nichts nützet, und andern beschwehrlich wird, und den man ihm durch das Schneiden oder sogenannte Hämmeln, benimmt. Die Hämmel sind noch furchtsamer als die Schaafe; sie stehen blos aus Furcht so oft Hauffenweise beysammen; das geringste Geräusche macht, daß sie sich plözlich an einander drängen; und diese Furcht ist von der äussersten Dummheit begleitet; denn sie wissen nicht, wie sie die Gefahr vermeiden sollen; und es scheinet gar, als ob sie das beschwerliche ihres Zustandes nicht fühlten. Es mag regnen oder schneyen, so bleiben sie auf der Stelle, wo sie sind, hartnäckig stehen, und wenn man haben will, daß sie ihren Plaz verändern oder einen andern Weg nehmen sollen, so muß man einen Leithammel haben, welchen man abrichtet voran zu gehen, und welchem sie Schritt vor Schritt zu folgen pflegen. Aber dieser Anführer würde selbst mit der ganzen Heerde auf einem Platze stehen bleiben, wenn ihn der Schäfer oder der Schaafhund nicht wechselsweise antrieben.

So dumm aber das Schaaf ist, so daß auch die Ziege, welche ihm in andern Stücken sehr nahe kommt, weit gescheider ist, so ist es doch in Ansehung des Menschen, das allerschäzbarste, und seine Nutzung die unmittelbarste und unumgänglichste. Es giebt uns Nahrung und Kleidung zugleich, ohne noch die besondern Vortheile zu rechnen, die man aus dem Talg, der Milch, dem Felle, und sogar den Därmen, den Knochen und dem Miste dieses Thieres ziehen kan,

welchem die Natur nichts zum Eigenthum, sondern alles dazu zugestanden zu haben scheinet, daß es dasselbe dem Menschen wieder geben solle.

Die Liebe, welche bey den Thieren die lebhafteste und allgemeinste Regung ist, ist auch die einzige, welche dem Widder einige Lebhaftigkeit mittheilet. Er wird muthwillig, kämpfet und stutzet gegen die andern Widder, und fällt manchmal gar den Schäfer an. Das Schaaf aber, wenn es gleich hitzig ist, zeiget deswegen nicht mehr Lebhaftigkeit und Bewegung, es hat weiter keinen Trieb, als den es um den Widder zuzulassen, sein Futter zu suchen, und sein Lamm zu kennen, brauchet. Das junge Lamm suchet selbst unter einer zahlreichen Heerde das Euter seiner Mutter, findet es und sauget daran, ohne jemals an ein unrechtes zu kommen. Man sagt auch, die Hämmel wären gegen die Musik empfindlich, sie weideten bey dem Schalle der Schalmeien begieriger, und nähmen besser zu: Die mehresten aber behaupten, daß sie vielmehr diene, dem Schäfer die lange Weile zu vertreiben.

Diese Thiere haben auch ein schwächliches Temperament: sie können nicht lange gehen, und werden von Reisen schwach und kraftlos; so bald sie anfangen zu laufen, klopft ihnen das Herz und sie kommen ausser Athem. Grosse Wärme und Sonnenhitze sind ihnen so beschwerlich als die Nässe, Kälte und Schnee. Sie sind vielen Krankheiten unterworfen, davon die meisten ansteckend sind; Das überflüßige Fett verursachet ihnen zuweilen den Tod, und macht sie allezeit unfruchtbar; sie lammen sehr schwer, sie verwerfen sehr oft, und brauchen unter allem zahmen Vieh die fleißigste Pflege.

Wenn ein Schaaf lammen will, muß man es von der übrigen Heerde absondern, und fleißig acht darauf haben, damit man bey der Hand seye, ihm bey der Geburt Hülfe zu leisten. Das Lamm kommt zuweilen die Quere, oder mit den Füssen voran, und in diesem Fall ist die Mutter in Lebensgefahr, wenn man ihr nicht hilft. Wenn das Lamm gebohren ist, hebt man es auf, stellt es gerade auf die Beine, und melket zu gleicher Zeit die Milch aus, die sich bereits in dem Euter der Mutter befindet, weil sie verdorben ist und dem Lamm schädlich seyn würde. Man wartet also bis sich das Euter wieder gefüllet hat, ehe man es saugen lässet. Es wird gut warm gehalten, und drey oder vier Tage eingesperret, damit es sie kennen lerne Das Schaaf bekommt, damit es wieder Käsften sammle in diesen ersten Tagen, gut Heu und Gerstenschrot, oder Kleien mit ein wenig Salz vermischt, zu fressen, und verschlagen Wasser mit eingerührtem Rocken- Bohnen- oder Hirsemehle zu saufen. Nach vier oder fünf Tagen kan man es nach und nach wieder in sein gewöhnliches Futter setzen, und mit andern austreiben, nur muß man es nicht zuweit gehen lassen, damit seine Milch nicht erhizt werde. Wenn das saugende Lamm stark geworden ist und zu springen anfängt, darf man es mit der Mutter aus s Feld lassen.

Man behält blos die stärksten und muntersten Lämmer zur Zucht, und die von den folgenden Würfen sind allezeit besser als die Erstlinge. Wenn man diejenigen, die im Weinmonat, Christmonat, Jenner und Hornung geworfen werden, aufbringen will, hält man sie den Winter über im Stalle, läßt sie nur früh und abends heraus zum Saugen; auch vor Anfange des Aprils nicht mit auf die Weide gehen. Um sie nach und nach ans Gras zu gewöhnen, giebt man ihnen einige Zeit vorher täglich etwas von diesem neuen Futter. Wenn sie einen Monat alt sind, kan man sie absetzen: allein es ist rathsamer, dieses erst nach sechs Wochen oder zween Monaten zu thun. Die weisse und ungeflekte Lämmer ziehet man allezeit den schwarzen und fleckigten vor, weil die weisse Wolle mehr, als die übrige gilt.

Das Hammeln muß im fünften Monate, im Frühlinge oder Herbste bey leidlicher Witterung geschehen. Man macht entweder einen Schnitt und zieht die Hoden durch die Oefnung heraus, die man auch leichtlich hinweg nehmen kan, und dieses ist die gemeinste Weise; oder man bindet den Beutel über den Hoden mit einer Schnur, und zerstöhrt durch das Zusammenziehen die hineingehenden Gefäse. Das Lamm wird von dem Hämmeln krank und traurig, daher ist es gut ihm zween oder drey Tage lang blos mit Salz vermischte Kleien zu geben, um dem Eckel vorzubeugen, der sich bey diesem Zustand oft äussert.

Mit einem Jahr verliehren die Widder, Schaafe und Hämmel die beyden Vorderzähne des untern Kinnbackens; an

an dem obern haben sie keine Schneidezähne. Nach anderthalb Jahren fallen die beyden an die ersten gränzenden Zähne auch aus, und im dritten Jahre sind die Stellen alle wieder ersezt. Die Zähne sind alsdenn eben und weiß, je älter aber das Vieh wird, desto mehr schiebt sich das Zahnfleisch herunter, und desto stumpfer, ungleicher und schwärzer werden die Zähne. Man kan auch das Alter des Widders aus den Hörnern, welche gleich im ersten Jahre, oft auch von der Geburt an, zu wachsen anfangen, und alle Jahre seines Lebens um einen Ringel grösser zu werden pflegen, erkennen. Die Schaafe haben gemeiniglich keine Hörner; sie haben aber an eben dem Orte, wo die Widder ihre Hörner haben, knochenartige Erhöhungen. Indessen giebt es doch auch Schaafe, welche zwey, auch gar vier Hörner haben. Diese Schaafe sind übrigens den andern gleich, ihre Hörner sind fünf bis sechs Zoll lang, und nicht so gewunden, als der Widder ihre; wenn sie vier Hörner haben, so sind die beyden vordern kürzer als die hintern.

Der Widder ist im achtzehnten Monate und das Schaaf mit einem Jahr zum Zeugen geschikt; aber besser thut man, wenn man das Schaaf zwey und den Widder vorher drey Jahre erreichen lässet. Ein Widder kan gar wohl fünf und zwanzig bis dreyßig Schaafe belegen. Er muß unter den stärksten und schönsten ausgelesen werden, und die gehörnten Widder sind den ungehörnten vorzuziehen, weil sie stärker sind. Ein tüchtiger Widder soll einen starken und dicken Kopf, breite Stirne, grosse und schwarze Augen, eine stumpfe Nase, grosse Ohren, einen langen und erhabenen Leib, breite Nieren und Kreuz, starke Hoden und einen langen Schwanz haben. Die weissen, und die viel Wolle auf dem Bauche, dem Schwanz, dem Kopf, den Ohren und bis auf die Augen haben, sind die besten. Die Schaafe, welche die meiste, dikste, längste, seidenartigste und weisseste Wolle haben, sind auch zur Erzeugung die besten; vornemlich, wenn sie dabey einen starken Leib, dicken Hals, und leichten Gang haben.

Die Zeit, da die Schaafe hitzig sind, währet vom Anfang des Wintermonats bis zu Ende des Aprils; indessen empfangen sie auch zu aller Zeit, wenn man ihnen so wohl als dem Widder, hitzigmachende Nahrung giebt, als gesalzen Wasser und Leinkuchen. Man läßt jedes drey bis viermal belegen, nach diesem nimmt man sie von dem Widder weg, welcher sich vor andern zu den alten hält, und die jüngern verachtet. Man muß sie zur Zeit der Begattung vor Regen und Sturm zu verwahren suchen, weil der Regen die Empfängniß hindert, und ein Donnerschlag macht, daß sie verwerfen. Ein oder zween Tage, nachdem sie belegt worden sind, setzet man sie wieder in ihr gewöhnliches Futter, und giebt ihnen kein Salzwasser mehr, weil sie von demselben, wie von andern erhizenden Sachen leicht verwerfen könnten. Sie tragen fünf Monate, und lammen zu Anfange des sechsten, gemeiniglich bringen sie nur ein Lamm, zuweilen aber auch zwey, welches in Mexiko nach Mundozza Bericht gewöhnlich geschiehet. Unter den hitzigen Himmelsstrichen lammen sie des Jahres zweymal; in kalten Ländern aber nur einmal. Das Schaaf hat sieben bis acht Monate Milch in grosser Menge. Man melket sie unmittelbar vorher, ehe sie ausgetrieben werden, oder so bald sie wieder heim kommen; im Sommer kan es des Tages zweymal, im Winter aber nur einmal geschehen.

Die Schaafe werden währender Zeit, da sie trächtig sind, fett, weil sie alsdenn mehr fressen. Weil sie oft zu früh lammen, und vielmals verwerfen: so werden sie zuweilen unfruchtbar, und bringen nicht selten Misgeburten. Indessen sind sie, wenn man sie wohl in acht nimmt Zeit ihres Lebens, das ist, zehn bis zwölf Jahr lang fähig, ihr Geschlecht zu vermehren. Gemeiniglich aber pflegen sie im siebenten oder achten Jahre schon alt und gebrechlich zu seyn; der Widder aber, welcher zwölf bis vierzehen Jahr lebet, ist nur bis ins achte zur Vermehrung tüchtig, wo man ihn mästen muß. Die Ursache warum Schaafe öfters als andere Thiere Misgeburten zur Welt bringen, sucht Herr Abilgaard so wohl in ihrer starken Einbildungskraft, als in einer unnatürlichen Mischung mit andern Thieren, und sagt, man habe Hunde mit Schaafen laufen gesehen, welches nothwendig Misgeburten hervorbringen müsse.

Trockene und erhabene Oerter, zumal wo Feldkümmel und andere wohlriechende Kräuter wachsen, sind für sie eine bessere Weide und machen auch

schmakhafteres Fleisch, als niedrige Gründe und nasse Thäler; es müßten denn diese nahe am Meer liegen, wo alle Kräuter salzigt sind, welcher Geschmak nicht nur den Appetit der Schaafe sehr reizt, sondern ihnen auch sehr zuträglich ist.

Die Stücke, welche dem Alter nahe, oder zur Mast bestimmt sind, muß man alle Jahre ausmärzen, und diese pfleget man Märzvieh zu nennen. Da sie eine ganz andere Pflege, als die übrigen erfordern; so versammlet man sie gerne zu einer besondern Heerde, welche man des Sommers vor Aufgang der Sonne auf die Weide bringt, um ihnen zum Genuß des bethaueten Grases behülflich zu seyn. Das häufige Getränke befördert die Mast am besten; hingegen hindert sie die starke Sonnenhitze am meisten. Daher man sie ehe die Sonne brennend wird, eintreibet, und sie erst nach vier Uhr Nachmittags wieder zur Weide und zwar in die kältesten und feuchtesten Gründe bringt, nachdem man ihnen zuvor Salz in dem Stalle zu Erweckung des Durstes gegeben hat. Diese kleine Vorsorge machet, daß sie nach zween bis dreyen Monaten vollkommen bey Leibe zu seyn scheinen, auch wirklich so fett als möglich sind; weil aber dieses Fett blos von der Menge des genossenen Wassers herkommt, so bestehet es gleichsam in einer blossen Ausdunstung, in einer wässerichten Geschwulst, wodurch sie zuverläßig die Fäulung bekommen und in kurzem sterben würden, wenn man sie nicht schlachten wollte, so bald sie dieses unächte Fett angesezt haben. Das Fleisch selbst pflegt davon einen schlechten und eckeln Geschmak anzunehmen Will man also gutes Fleisch erhalten, so muß man sie nicht nur fleißig im Thaue weiden, und mit vielem Wasser tränken, sondern sie zugleich mit nahrhafterem Futter, als das Gras ist, bekösligen. Uebrigens mag man sie mästen auf welche Weise man will, so muß man sie gleich darauf schlachten, denn man kan sie nie zweimal mästen. Die meisten sterben an Krankheiten der Leber.

Man findet bisweilen in der Leber dieser Thiere Würmer. In dem Journal des Sauans und in den Ephemeriden der Kaiserl. Akademie der Naturforscher kan man Beschreibungen solcher Würmer nachlesen, welche in den Lebern einiger Schaafe und Rinder gefunden worden. Man glaubte diese Würmer befänden sich nur in den Lebern der wiederkäuenden Thiere; aber Herr Daubenton hat einige, die jenen vollkommen ähnlich sind, in der Leber des Esels gefunden; und man wird sie vermuthlich noch bey vielen andern Thieren antreffen. Man will sogar in der Leber von Hämmeln auch Schmetterlinge gefunden haben; und Herr Gachet von Beaufort Doctor der Arzneykunst zu Montiers in Tarantaise, hat bey Hämmeln die zusehends abnahmen, weise, triefende und tiefliegende Augen, ein seröses Blut, eine dürre schmale Zunge ꝛc. bekamen, und ungeachtet sie viel frassen, sehr kraftlos wurden, den Versuch gemacht, und weisse Schmetterlinge mit den völligen Flügeln, einem halbovalen Kopfe, der eben so groß als bey Seidenwürmern ist, in der Leber gefunden, und mehr als siebenzig durch Zusammenpressung der beyden Lappen herausgedrukt. Herr Buffon glaubt aber, daß diese Thiere vielleicht nichts anders seyen, als die ordentlichen Würmer in den Schöpslebern, welche sehr platt, sehr breit, und so besonders gebildet sind, daß man sie dem ersten Anblik nach eher für Blätter, als für Würmer halten sollte.

In den warmen Ländern, wo man ohne Bedenken die Schaafe ganz entblösen kan, hat man die Gewohnheit, ihnen wol zweymal des Jahres die Wolle, nicht abzuscheren sondern auszurupfen, und dieses war besonders auch bey den Alten gewöhnlich, welche vermuthlich die Zeit erwarteten, wenn die alte Wolle auszufallen, und die neue hervorzustechen anfieng. Bey uns und in noch kältern Himmelsstrichen, muß man des Jahres mit einer einigen Schur, die mit grossen Scheeren geschiehet, nachdeme man die Schaafe vorher gewaschen hat, zufrieden seyn. Die Zeit die dazu bestimmt ist, ist gemeiniglich der May, weil ein früherer Monat noch zu rauh wäre, und ein späterer der Wolle nicht Zeit genug liesse, so stark zu wachsen, als es zur Vertheidigung wider die Winterkälte nöthig ist. Ausser dem Vortheil der Wolle stiften sie überdiß noch einen ansehnlichen, daß man durch sie, wenn sie des Nachts auf dem Felde in Horden eingeschlossen werden, die Aecker worauf sie stehen, und misten, zu verbessern im Stande ist. Der Pferch oder Mist sowohl als der Harn und Leibeswärme dieser Thiere ertheilen in kurzem den ausgezehrten Feldern neue Fruchtbarkeit, und hundert Hämmel sind schon zureichend, acht Morgen Landes auf sechs Jahre zu düngen.

Die

Die Alten haben gesagt, daß alle wiederkäuende Thiere Talg hätten, im eigentlichen Verstande trift es nur bey Ziegen und Schöpsen ein. Die Schöpse aber haben vor allen andern den meisten, weissesten, trockensten, festesten und besten Talg. Das Fett unterscheidet sich vom Talg, daß jenes allezeit weich bleibt, dieses aber, wenn es kalt wird, gerinnt. Der Talg setzet sich vornemlich um die Nerven am häufigsten an, aber er verbreitet sich beym Schaafvieh, dessen ganzes Fett Talg ist, durch das ganze Eingeweide, ja bis ins Blut und die Saamenfeuchtigkeit, die so stark damit angefüllet ist, daß sie von einer ganz andern Substanz, als die Saamenfeuchtigkeit anderer Thiere zu seyn scheinet. Denn die Saamenfeuchtigkeit der Thiere die keinen Talg haben, wird durch die Kälte flüßig gemacht, zergehet an der Luft und wird immer fliessender. Allein des Widders und vermuthlich auch des Boks und aller übrigen Talg setzenden Thiere, zerfließt niemals an der Luft, sondern pflegt vielmehr, wie Talg zu gerinnen und mit der Wärme zugleich alle Flüßigkeit zu verliehren.

Der Geschmak des Fleisches, die Feine der Wolle, die Menge des Talges, und sogar die Grösse und Stärke des Leibes dieser Thiere, ist nicht in allen Ländern einerley. In Frankreich findet man in der Provinz Berri die meisten; die fettesten aber, und die den meisten Talg haben, sind in den Gegenden von Beauvais und an einigen andern Orten der Normandie. In Bourgogne giebt es auch ganz gut Vieh; das Beste aber ist auf den sandigten Ufern der an der See gelegenen Provinzen zu sehen. Die italiänische, spanische und englische Wolle ist besser, als die französische. In Poitou, in der Provence, um Bayonne herum, und an einigen andern Orten Frankreichs, giebt es Schaafe, welche von einer fremden Gattung zu seyn scheinen: sie sind grösser, stärker und wollenreicher, als die von der gemeinen Gattung; sie vermehren sich auch stärker als die andern, und bringen oftmals Zwillinge, oder Lammen des Jahres zweymal. Die Widder dieser Art halten sich auch wohl zu den gemeinen Schaafen, und alsdenn entstehet eine Mittelgattung, die von beyden etwas an sich hat.

In Italien und Spanien giebt es noch sehr viel besondere Arten der Schaafe; man hat sie aber insgesammt für solche zu halten, welche mit unsern gewöhnlichen einerley Geschlecht ausmachen. Ueberdiß erstrekt sich dieses zahlreiche und mannigfaltig abändernde Geschlecht nicht über die Grenzen Europens hinaus. Die breit oder langschwänzigte Schaafe, die in Afrika und Asien sehr gemein sind, und deren Schwänze in einigen indianischen Provinzen bisweilen an 80 und in der Barbarey 20 bis 25 Pfunde wägen, und die von den Reisenden mit dem Namen der barbarischen Schaafe belegt werden, scheinen wie das amerikanische Kameelschaaf (welches auf unserer 46 Tab. vorkommen wird, so wie ebend. der guineische Widder oder sogenannte Versöhnbok, und auf der vorhergehenden der hochgehörnte Widder oder Ovis cretensis) und Larna von einem ganz andern Geschlechte, als unsere Schaafe abzustammen.

Weil die weisse Wolle höher als die schwarze geschäzt wird, so ist man fast allenthalben auf die Ausrottung der schwarzen und bunten Lämmer bedacht. Inzwischen findet man doch allerhand Wolle und Farben. In Aethiopien und dem alten Phrygien haben die Schaafe gerade in die Höhe stehende Haare, und in Südamerika und Guiana, wo sie kein einheimisches Geschlecht sind, verwandelt sich ihre Wolle ebenfalls in Haare. Es ist nichts ungewöhnliches, daß von weissen Widdern und Schaafen Pechschwarze Lämmer fallen. In Frankreich hat man blos weisse, braune, schwarze und fleckigte, in Spanien aber auch rothe, und in Schottland gelbe Schaafe; allein diese Verschiedenheiten sind zufällig und entstehen blos aus dem Unterschied des Futters und dem Einfluß des Himmelsstriches.

Man findet auch zuweilen bey diesen Thieren, wie bey dem Rindvieh Haarballen, weil sie oft etwas von ihrer Wolle, zuweilen auch Haare von andern Thieren verschlucken, und man hat deren 30. in dem Magen eines Hammels gefunden.

Die Benennungen der Theile des Körpers beym Widder sind eben so, wie bey dem Stiere; nur daß der Widder keinen Triel (Fanon) hat, und der vordere Theil des Gesichts bey den Franzosen den Namen Museau, und nicht Mufle führet.

Die gewöhnliche Farbe bey diesen Thieren ist schmuzigt weiß, oder blaßgelb; es giebt auch viel schwarzbraune und weißgelblichte mit schwarzen Flecken. Alle diese Thiere sind mit einer Wolle bedekt, die aus festen, dünnen und sehr biegsamen Fäden bestehet, die sich gelinde und fetticht anfühlen lassen, und so zusammen gedrehet sind, daß ein Flocken von der krausen Wolle, der nur fünfzehn Linien lang ist, bis auf drey Zoll drey Linien und noch mehr verlängert werden kan. Diese Wolle befindet sich auf dem Rücken, auf den Seiten des Halses; die an dem übrigen Theile des Halses, an den Seiten des Körpers, des Bauches, an den Bügen, ist nicht so gekrauset und länger; die an der innern Seite der Dikbeine und des Schwanzes aber, ist härter, gröber und fast glänzend. Der Kopf endlich, die innere Seite der Kegel und Dikbeine u. der untern Theile der Schienbeine, ist blos mit einer kurzen und harten Wolle überzogen, die mehr dem Haar als der Wolle gleicht, und nur ungefehr neun Linien in der Länge ist.

Die Gesichtszüge dieser Thiere sind sogleich bey dem ersten Blicke kenntlich, und man kan sie mit zwey Worten erklären. Die grossen und sehr weit von einander stehenden Augen, die niedergebogenen Hörner, die an jeder Seite des Kopfes horizontal oder gerade weg stehenden Ohren, das lange und spitzige Maul sind alles eben so viel mit der Sanftmuth und Schwäche dieses Thieres übereinstimmende Züge. Die Hörner sind von gelblichter Farbe; jedes geht im Anfang ein wenig in die Höhe, und nachmals beugt es sich hinter und seitwärts, geht wieder unterwärts und vorwärts, und krümmet sich endlich wieder auswärts und ein wenig seitwärts. Bey Schafen, welche Hörner haben, haben sie beynahe eben diese Richtung. Ob die Hörner gleich eine ungeschikte Stellung zur Vertheidigung des Thieres haben, so scheinen doch die ohne Hörner schwächer und dümmer. Ueberhaupt zeigt die Figur und Stellung dieser Thiere weder Hurtigkeit noch Stärke, noch Muth. Wenn die Widder böse werden und auf einander los gehen wollen: so zeiget ihre erste Bewegung viel mehr von einer Furcht und Zaghaftigkeit, als von einer Hitze und Herzhaftigkeit. Sie bücken den Kopf nieder, und stehen unbeweglich gegen einander; endlich kommen sie näher zusammen und stossen hart und zu wiederholten malen mit der Stirn und dem Untertheile der Hörner auf einander; denn die Spitze stehet so, daß sie sie nicht brauchen können. Sie besitzen keine andere Kunst sich zu wehren, oder einander anzugreifen, als daß sie die Stirne vorhalten, oder damit stossen; und bey dem hartnäckigsten Streite hat das Auge kein Feuer, und das Maul und die Ohren sind fast ohne Bewegung.

Von Gewittern scheinen sie eine starke Vorempfindung zu haben. Und der Abt Royer Schabol sah einmal, daß eine ganze Heerde von den seltsamsten Verzuckungen überwältigt wurde. Sie hüpften auf die lächerlichste Art herum, sprangen mit Ungestümm gegeneinander, stiessen die Köpfe zusammen und nahmen Rottenweise die Flucht. Der Schäfer versicherte ihn, daß dergleichen ausserordentliche Bewegungen seiner Heerde allemal sichere Vorboten eines Sturms oder Gewitters noch auf denselben oder den folgenden Tag wären, und der Erfolg bewieß dem Abt die Richtigkeit dieses Barometers, das vermuthlich in der Empfindlichkeit des Gehirnes seinen Siz hat.

Der

Der Muflon
und die übrigen fremden Schaafe.

Um nicht aus dem Wege zu tretten, wollen wir an die Naturgeschichte unseres bekanten Hofes, das nöthigste von dem gleich anstossen, was Herr von Büffon von den weniger bekannten und besonders von dem Muflon sagt, welchem er die Ehre anthut, seine Rasse zur Stamm-Rasse aller Schaafarten zu erheben; der das Thier ist, das in Corsika und Sardinien Mufione, bey dem Strabo μεσμων eben so oder Musimon bey den Lateinern (S. uns. XXVIII. Pl.) in Siberien Stepnie-Barani oder wildes Schaaf, und in der Tartarey und bey den Mongulen Argali heißt, und das Belon unter dem Namen Tragelaphus (S. uns. XXXIV. Pl.) also beschrieben hat. Er gleichet in der Farbe des Haares dem Steinbok, trägt aber keinen Bart; die Hörner fallen ihm nicht ab, sie sind den Hörnern einer Ziege ähnlich, allein zuweilen, wie bey dem Widder gedrehet. Seine Schnautze, der Vordertheil der Stirne und seiner Ohren sind, wie bey dem Schaaf, und er hat auch den hängenden und sehr grossen geilen Beutel des Widders. Seine vier Beine sind den Schaafbeinen gleichförmig; seine Schenkel sind in der Gegend unter dem Schwanze weiß, und der Schwanz selbst ist schwarz. Er hat in der Gegend des Magens und über und unter dem Halse ein so langes Haar, daß er bärtig zu seyn scheinet; oben auf den Schultern und an der Brust hat er lange Mühnenhaare von schwarzer Farbe, wobey er an jeder Seiten der Weichen einen grauen Flek, wie auch schwarze Nasenlöcher und eine weisse Schnautze hat, so wie gleichfalls der ganze Unterbauch weiß ist.

Es ist kein Zweifel, daß die Schaafe eben so gut dem Abarten unterworfen gewesen, als die Ochsen, bey denen es bereits gezeiget worden ist. Unser Schaaf, so wie wir dasselbe kennen, wird nur in Europa und in einigen gemäßigten Landschaften Asiens angetroffen. Wird es nach heissern Ländern, wie nach Guinea, gebracht, so verliehrt es seine Wolle und bekommt eine Decke von Haaren; es vermehret sich daselbst wenig, und sein Fleisch hat den rechten Geschmack nicht mehr. In sehr kalten Ländern kan es nicht dauren, jedoch findet man in eben diesen kalten Ländern und vornemlich in Island eine Rasse von Schaafen mit mehreren Hörnern, kurzem Schwanze und einer steifen und dicken Wolle, unter welcher, so wie fast bey allen Thieren der nördlichen Welt, ein zweyter Pelz von einer weicheren, feineren und dichteren Wolle befindlich ist. Im Gegentheil erblikt man in heissen Ländern gemeiniglich nur Schaafe mit kurzen Hörnern und langen Schwänzen, von denen einige mit Wolle, andere mit Haar und noch andere mit Haar und untermischter Wolle zugleich bedekt sind. Das erste von diesen Schaafen ist dasjenige, so man gemeiniglich das Schaaf aus der Barbarey oder das arabische Schaaf nennet, ob es sich gleich nicht eigentlich aus Arabien herschreibt, sondern vielmehr ziemlich selten daselbst ist, da es sich hingegen in der südlichen Tartarey, Persien, Egypten, der Barbarey und auf den östlichen Küsten von Afrika in grosser Menge findet. Dieses kommt mit unserem zahmen Schaafe völlig überein, den Schwanz ausgenommen, der eine solche Ueberlage von Fett hat, daß er oftmals über einen Fuß breit ist, und mehr als zwanzig Pfund wieget (Pl. XXIII.) Unter dieser Rasse von Schaafen finden sich einige mit so langen und schweren Schwänzen, daß man ihnen einen kleinen Karren anhängt, um im Gehen dem Schwanze eine Hülfe zu geben. In der Levante ist dieses Schaaf mit einer ungemein schönen Wolle bekleidet; in heissern Ländern, wie in Madagaskar und Indien hat es nur Haare. Der Ueberfluß der Feiste, der bey unsern Hämmeln sich um die Nieren ansetzet, senkt sich bey diesen längst den Schwanzwirbeln hinab; die übrigen Theile des Leibes sind weniger, als bey unsern fetten Hämmeln damit beschwehrt. Uebrigens sind sie zahm, wie die unsrigen, und erfordern so gar weit mehr Pflege.

In den Inseln des griechischen Meers und vornemlich in der Insel Candia, sieht man eine Rasse von zahmen Schaafen, die Belon unter dem Namen Strepsikeros also beschreibet. — Sie sind bey grossen Heerden vorhanden, und vornemlich um den Berg Ida anzutreffen; die Schäfer heissen sie Striphocheri. Ihr Unterscheid von unsern bestehet darinn, daß sie ganz gerade Hörner tragen, die bergan stehen und gewunden sind, dahingegen die Widder umgedrehete Hörner haben. S. Pl. XLV.

Endlich findet man in den heissesten Gegenden von Afrika und Indien eine Rasse von grossen Schaafen mit steifem Haare, kurzen Hörnern, hängenden Ohren und mit einer Art von Wampe und mit Dütter unter dem Halse. Leo der Afrikaner und Marmol nennen dieselbe Adirnain, und die Naturkundiger kennen sie unter dem Namen des senegalischen Widders, des guineischen Widders, des angolischen Schaafes. Pl. XLVI.

Sie ist, so wie die übrigen, zahm, und eben sowohl Abfällen unterworfen. Diese guineischen Schaafe sind von denjenigen die wir in Europa sehen, in etwas unterschieden; sie sind gemeiniglich höher von Beinen, sie haben keine Wolle, sondern ein ziemlich kurzes, weiches und feines Hundshaar. Die Widder haben lange Mähnen, die zuweilen bis auf die Erde herab hängen, und ihnen von den Schultern bis an die Ohren den Hals bedecken, sie haben hängende Ohren und knotichte Hörner, die ziemlich kurz, spitzig und vorwärts gedrehet sind. Diese Thiere sind feist, ihr Fleisch ist gut und hat etwas vom Wildgeschmacke, wenn sie auf den Gebürgen oder an dem Ufer des Meeres weiden; es schmäkt hingegen ranzicht, wenn ihre Weiden feucht oder morastig sind. Die Schaafe sind ungemein fruchtbar und haben in jedem Wurfe zwey Lämmer.

Dieses Schaaf ist unter allen zahmen Schaafen dasjenige, welches sich dem Ansehen nach am wenigsten von dem Stande der Natur entfernet hat. Es ist grösser, stärker, schneller und folglich geschikter, als irgend ein anderes sich selber sein Leben zu erhalten. Allein da man dasselbe nur in den heissesten Ländern antrift, da es die Kälte nicht ertragen kan, da es in seinem eigenen Erdstriche sein Leben blos durch die Wartung der Menschen erhält, und also nichts mehr als ein Hausthier ist, so kan man es auch nicht als die erste Stammart ansehen, von der alle übrigen gefallen wären.

Wenn man also die Schaafe, welche durchaus zahm sind, nach der Ordnung des Klima betrachtet, so hat man

1) Das nordische Schaaf mit mehreren Hörnern, dessen Wolle spröde und sehr grob ist. Die isländischen, gothländischen und moscovitischen Schaafe, wie auch die Schaafe verschiedener anderer Gegenden des nördlichen Europa haben insgesamt eine grobe Wolle, und scheinen von eben dieser Rasse zu seyn.

2) Unser Schaaf, dessen Wolle in den wilden Gegenden von Spanien und Persien sehr schön und ungemein fein ist, und hingegen in sehr heissen Ländern in ein ziemlich sprödes Haar verwandelt wird.

3) Das Schaaf mit dem dicken Schwanze, dessen Wolle gleichfalls in Ländern von gemäßigter Witterung, als Persien, Syrien, und Egypten ausnehmend schön ist, und sich hingegen in heissern Erdstrichen in mehr oder minder steifes Haar verwandelt. S. Pl. XXIII.

4) Das Schaaf Strepsikeros oder das cretische Schaaf, welches Wolle trägt, wie die unsrigen, und diesen völlig gleichet, nur nicht mit den Hörnern, welche gerade und schraubenförmig gewunden sind. S. Pl. XLV.

5) Den Adimain oder das grosse Schaaf am Senegal und in Indien, welches in keiner Gegend mit Wolle bedekt ist, sondern im Gegentheil bald ein kürzeres oder längeres, bald ein spröderes oder etwas weicheres Haar trägt, nachdem das Clima, wo es lebt, hitzig ist.

Alle diese Schaafe sind blos Abfälle von einer einzigen und eben derselben Art, und würden gewiß sich insgesammt mit einander vermehren, da sogar der Ziegenbok, dessen Gattung entfernter ist, mit unsern Schaafen zeuget. Ungeachtet aber diese fünf oder sechs Rassen von zahmen Schaafen, mit denen es ganz und gar auf den Unterschied des Clima, der Behandlung und des Futters ankommt, insgesamt Abfälle von einer Gattung

Ibex Sijlueſter Sardus .

Muſimona . Muflon.

Trais uel Ibex

tung sind, so scheinet doch keine von diesen Rassen der ursprüngliche Stamm zu seyn. Keine ist so stark, so schnell, so lebhaft, um den reissenden Thieren die Stirne zu bieten, oder ihnen zu entwischen; sie haben alle Wartung und Beschirmung nöthig, um nicht unterzugehen. Nun findet man aber auf den Gebirgen von Griechenland, in den Inseln Cypern, Sardinien, Corsika, und in den Wüsten der grossen Tartarey das Thier, so oben Muflon genennet worden ist, und welches die ursprüngliche Stammart aller Schaafe zu seyn scheinet. Es ist da in dem Stande der Natur, es erhält und vermehret sich ohne Beyhülfe des Menschen; es hat mehr Aehnlichkeit als irgend ein anderes wildes Thier, mit allen zahmen Schaafen, es ist munterer, stärker und schneller, als eines derselben; es hat den Kopf, die Augen und das ganze Angesicht des Widders; es ist ihm auch gleich, was die Gestalt der Hörner und die ganze Beschaffenheit des Leibes betrift, und endlich vermehret es sich mit dem zahmen Schaaf, welches allein ein hinlänglicher Beweis seyn würde, daß es von eben derselben Gattung und zugleich der Stamm derselben ist. Die einzige Ungleichheit, die sich zwischen dem Muflon und unserem Schaaf befindet, besteht in dem Haar, das es trägt und in dem Mangel der Wolle. Man hat aber schon gesehen, daß dieses kein wesentlicher Charakter ist. Daher hat man sich auch nicht zu wundern, daß das Stammschaaf oder wilde Schaaf vom ersten Ursprung, welches Frost und Hitze hat erdulden, und in den Wäldern ohne Obdach leben und sich vermehren müssen, nicht mit einer Wolle bekleidet seye, die es bald in den Gebüschen würde verlohren haben, und deren Natur durch das beständige freye Tragen an der Luft und unter Witterungen, die einmal auf diese und dann auf jene Art zu strenge sind, in kurzer Zeit würde verwandelt worden seyn.

Läßt man ausserdem das zahme Schaaf von dem Ziegenbocke bespringen, so ist das Junge, so davon entstehet, eine Art von Muflon, nemlich ein Schaaflamm mit Haaren, kein unfruchtbares Maulthier, sondern ein Blendling, der wieder zu der ursprünglichen Gattung aufsteigt, und an sich selber augenscheinlich sehen läßt, daß unsere Ziegen und zahmen Schaafe in ihrer ersten Abkunft etwas gemeinschaftliches haben. Da wir uns ferner durch die Erfahrung überzeugt haben, daß der Ziegenbok ohne viele Umstände mit dem Schaaf zeuget, der Widder hingegen mit der Ziege nichts hervorbringt, so ist kein Zweifel, daß unter diesen Thieren, die Ziege die herrschende und das Schaaf die unterworfene Gattung seye, indem der Ziegenbok das Schaaf mit einer gewissen Gewalt übermannet, der Widder aber zu unmächtig ist, die Ziege trächtig zu machen. Unser Hausschaaf ist also eine Gattung, die weit mehr als die Ziege aus der Art geschlagen ist, und es ist vollkommen glaublich, daß die Ziege, wenn man ihr den Muflon anstatt des zahmen Widders zugesellte, Zikelchen werfen würde, die näher an die Ziegenart kämen, so wie die Schaaflämmer, die von dem Ziegenbok und dem Schaafe fallen, in die Gattung des Widders zurükschlagen.

Da die Einwürfe die man dagegen machen könnte vornemlich von der Gestalt und Richtung der Hörner, der Grösse des Schwanzes, den Haaren u. s. w. hergenommen sind, und beynahe mit eben den Gründen bestritten werden, deren sich der Leser noch aus der Naturgeschichte des Büffels erinnern wird, so wollen wir jetzo sogleich die Beschreibung des Muflons und einiger anderer Schaafe, die Herr von Daubenton gegeben hat, Auszugsweise mittheilen.

Der Muflon.

Ungeachtet der Muflon behaart ist und keine Wolle trägt, so hat er doch mehr Aehnlichkeit mit dem Widder, als mit irgend einem andern Thier. Sein Stirnblatt ist rund und ausgebogen, und seine Stirne nicht so erhaben, als des Ziegenbockes seine; vor dem Vorderwinkel des Auges hat er eine Grube; er hat auch wie der Widder, näher bey den Hörnern liegende Augen, und nicht so lange Ohren, als der Ziegenbok, die Hörner gleichen des Widders seinen vollkommen, indem sie von gelblichter Farbe sind, drey Flächen haben, einen Zir-

kelbogen machen, der über die Ohren weggeht, und nach hinten und nach aussen eine schräge Richtung haben.

Die Spitze der Schnautze und die inwendige Flächen der Ohren des Muflons, welcher bey dieser Beschreibung zum Gegenstande gedienet, waren weiß und ein wenig gelb gesprenkelt; der Hintertheil des Stirnblatts, die Stirne, die Seiten des Kopfes, die auswendige Seite der Ohren, der Hintertheil des Unterkinnbackens und die Kehle hatten eine gemischte Weisse, graue und braungraue Farbe; das Weisse stach vornehmlich um die Augen her und an der Kehle hervor; die Seiten des Halses, der Raum zwischen der Schulter und dem Ellenbogen, die Weichen, das Kreuz, der Schwanz und die aussere Seite des Schenkels und des Beins hatten eine fahle röthliche Farbe von der Art beynahe, wie am Hirsch gefunden wird; der Hinterkopf, die Schulter, der Arm, fast der ganze Vorderarm, die Seiten der Brust und die inwendige Seite des Beins waren von brauner Farbe. Diese Farbe bildete einen Streif längst dem Untertheile der Weichen und an dem Vordertheile des Schenkels und eines Theils vom Beine; auch war noch ein anderer schwarzer Streif da, der längst der Oberfläche des Halses, über den Widerriß und längst dem Rücken bis zur Mitte desselben fortlief; dieser Streif schloß sich mit einem breiten Flecke von gleicher Farbe; nicht weniger fanden sich neben der weissen Farbe an der Kehle zween schwarze Streife, die unter der weissen Stelle zusammen liefen. Der untere Theil des Halses und der vordere von der Brust waren schwarz; der Untertheil von dem Hintertheile der Brust, die Büge, der Ellenbogen, die hintere Seite des Vorderarms, die Röhre und alles übrige des Vorderbeins, der Bauch, der Geilensak, die Gesäßnath, die Gesäßgegend, die inwendige Seite des Schenkels, die Röhren und das übrige von den Hinterbeinen, hatten eine weisse Farbe, die mit einer gelben, wie auch falben Schattierung untermischt war, welche an einigen Gegenden mehr, als an andern hervorstach; auch fand sich beynahe auf gleiche Art, wie bey dem Hirsch, etwas Graues, wie auch Weisses an jeder Seite des Hintern.

Er hatte ein steifes kurzes Haar, er war aber auch in der Mausezeit gegen Ende des Novembers gestorben. Das längste Haar war gegen vier Zoll lang und vor der Brust anzutreffen. An den übrigen Theilen hatte das Haar nur ungefehr anderthalb Zoll in der Länge. Er wog ein und fünfzig und ein halbes Pfund, und seine innern Theile kamen mit den Theilen des Widders bey der Zergliederung, so wie sein Gerippe mit dem Gerippe dieses Thieres überein.

Der isländische Widder.

Der isländische Widder gleichet unsern Widdern, so wohl was die Bildung des Leibes, als des Kopfes betrift; er unterscheidet sich von demselben blos durch die Anzahl der Hörner, die Länge des Schwanzes und die Eigenschaft seiner Wolle. Der, nach dem die Beschreibung gemacht worden ist, hatte drey lange Hörner, von denen an jeder Seite der Stirne eines, und das dritte zwischen den beyden andern saß. Die beyden Seitenhörner waren niederwärts und einwärts fast auf gleiche Art umgebogen, wie die Hörner unserer Widder. Das linke Horn verlängerte sich nach vorn und kam mit seiner Spitze dem Maul so nahe, daß das Thier hätte Schaden nehmen können, wenn ihm das Ende davon nicht wäre abgenommen worden. Das Horn in der Mitte strekte sich im Hervorgehen aus der Stirne in einer Länge von zween Zollen, aufwärts, und höher hinauf bog es sich bis zu seiner Spitze nach der Linken; allein es hatte eine weit geringere Krümmung, als die Seitenhörner. Diese drey Hörner fassen nicht regelmäßig auf der Stirne. Das rechte Horn schien an eben derselben Stelle zu seyn, wo das rechte Horn der Widder sizt. Das Horn in der Mitte und das linke schienen an der Stelle des linken Horns von andern Widdern zu seyn, sie überschritten aber die Grenzen dieser Stelle und fassen nach der Mitte der Stirne und nach dem linken Schlafe zu weiter hervor. Das mittlere Horn war das gröfseste, und stieß mit seinem Untertheile an die beyden Seitenhörner; das linke Horn war kleiner, als das rechte. Das isländische Schaaf hatte nur zween Hörner. Das Horn an

der

der rechten Seite war hinterwärts gerichtet und nach unten zu gekrümmet. Das linke hatte seine Richtung nach aussen und eine sehr starke Krümmung nach unten. Der Schwanz war sowohl bey dem Widder, als dem Schaafe sehr kurz.

Die Wolle dieses Widders war von der Wolle der unseren weit unterschieden; sie war grob, lang, schlicht und von spröder Härte; an allen Theilen des Leibes, ausgenommen am Kopf, am Schwanz, unten an den Beinen u. s. w. hatte sie gegen acht Zoll in der Länge, und ihre Farbe war fast am ganzen Leibe braunröthlicht. Am Halse und vorn an der Brust war sie schwarz oder schwärzlicht. Unter dieser längern Wolle fand sich eine andere, die feiner, nicht so schlicht, weicher, kürzer, der Wolle unserer Schaafe ähnlicher und von Aschgrauer Farbe war. Die Wolle des Kopfes war sehr kurz und hatte eine sehr blasse falbe Farbe mit einigen braunen Schattierungen. Die Spitze der Schnautze war weißlicht; der Schwanz war schwarz; die Beine hatten unten, so wie unserer Widder ihre, ein kurzes Haar, welches braun und schwärzlicht untermischt war, und an dem Knie, wie auch an den Füssen, war ein graues Haar von gleicher Kürze. Dieser Widder wog sechs und achtzig und ein halbes Pfund.

Der indianische Widder.

Hat wie unser Widder ein ausgewölbtes Stirnblatt, eine Grube vor dem Vorderwinkel des Auges, eine nicht so erhabene Stirne, als der Ziegenbok, und näher bey den Hörnern gelegene Augen; allein der Kopf ist sehr länglicht und platt an den Seiten der Schnautze, welche, wenn man das Thier von der Seite betrachtet, ungemein erhaben und hingegen sehr klein ist, wenn man es gerade von vorne ansiehet; die Ohren sind lang und hängen nieder. Die Hörner dessen, von dem die Beschreibung genommen wurde, hatten eine schwarze oder schwärzlichte Farbe; sie waren kurz und wie ein Zirkelbogen gedrehet: ihre Richtung gieng schräge nach aussen und nach hinten, und die Spitze war einwärts gekehret, so daß sie hinter dem Untertheile der Ohren in den Hals würden hinein gegangen seyn, wenn sie nach eben derselben Richtung verlängert worden wären. Diese Hörner hatten an ihrer inwendigen Seite eine platte Fläche; auswärts waren sie an dem Untertheile gerundet, allein gegen die Spitze zu fand sich, wie an den Hörnern unserer Widder, ein scharfer Rucken, der die aussere Seite in zwo Flächen abtheilte. Unter der Kehle waren zwo eichelförmige Drüsen oder kleine Glökchen, wie bey den Ziegenböcken und Ziegen; der Schwanz hieng beynahe bis auf die Erde.

Dieses Thier hatte anstatt der Wolle ein Haar von gleicher Art, wie der Muflon, sowohl in Ansehung der Länge und Steifigkeit, als auch in Absicht auf die Farben. Das Stirnblatt, die Spitze der Schnautze, die Gegend der Augbraunen, das Inwendige der Ohren, der Hinterkopf, die Umkreise um die kleinen Glökchen und der Ellenbogen waren grau; auch fanden sich Haare von dieser Farbe mitten an der aussern Seite der Beine. Die Scheitel des Kopfes, der Umkreis der Augen, die äussere Fläche der Ohren, der grösseste Theil des Unterkinnbackens, die Kehle, die kleinen Glökchen, die Seiten des Halses und der obere Hintertheil desselben, der Rücken, die Seiten des Leibes, das Kreuz, die Schultern, die äussere Seite des Arms und des Schenkels und die Beine waren von falber Farbe, die bald dunkler, bald heller war, und an einigen Stellen eine braune Schattierung hatte, besonders zur Seite des Knies und an den Weichen, wo auch ein grosser brauner Fleck befindlich ware; die inwendige Seite des Vorderarms und des Beins war fast gänzlich braun; Diese Farbe stach auch vorn an den Beinröhren und an den Füssen hervor; die Seiten der Schnautze, die Gegend über den Augen, der Umkreis unten um die Hörner herum, der obere Vordertheil des Halses und die Gegend der Winkel, die von den aufstehenden Aesten des Unterkinnbackens gebildet wurden, waren schwarz oder schwärzlicht; der Untertheil des Halses und der Vordertheil der Brust waren kastanienbraun; der Hintertheil der Brust und der Bauch hatten eine falbe, bleiche und an einigen Stellen so gar weißlichte Farbe; der Schwanz war von falber Farbe, die von

der Gegend seines Ursprungs bis ungefehr auf ein Drittheil seiner Länge grau und braun untermischt war; das übrige des Leibes hatte eine weisse Farbe, die mit einem lichten Gelb durchsprenkelt war.

Man hat zu Paris einen andern sehen lassen, der mit dem beschriebenen beynahe von gleicher Grösse war. Er war mit Wolle und einer Art steifen Haares bedekt, die mit einander vermengt waren. Diese Haar und die Wolle waren auf dem Halse und auf den Schultern, in dicke Töste zusammen geschlungen. Der Kopf hatte eine weisse Farbe, das Haar an dem übrigen Leibe war weiß oder falb; die Wolle war grau. Dieses Thier hatte unter dem Halse zwo Dütten oder Glocken, die zween Zoll und acht Linien lang waren.

Die Ziege.

TAB. XXVI, XXVII.

So wie der Esel beynahe den Mangel des Pferds ersetzen könnte, so würde man, wenn einmal das Geschlecht der Schaafe ausgehen sollte, sich an ihrer statt zur Noth mit den Ziegen behelfen können. Die Ziege giebt sowohl als das Schaaf ihre Milch, und sogar noch reichlicher als dieses: Talg hat sie auch im Ueberflusse; aus ihrem Haar, ungeachtet es gröber ist, als Schaafswolle, kan man sehr gute Zeuge machen; das Fell ist noch besser, als das Schaafsfell; das Zikelfleisch kommt dem Lammfleisch sehr nahe u. s. w. Sie braucht wie der Esel, auch nicht so viel Wartung wie das Schaaf; sie findet überall ihr Futter; alle Arten von Gewächsen, und die gröbsten Kräuter sind ihr gut genug; ja sie weiß sogar auf den Dornhecken ihre Nahrung zu finden. Die rauhe Witterung ist auch denen Ziegen nicht so beschwehrlich, und sie können der Hülfe der Menschen eher entrathen. So wie überhaupt die Hülfsgeschlechter weit härter und stärker sind, als die Hauptgattungen. Inzwischen darf man nicht auf den Gedanken gerathen, als ob diese geringere Geschlechter aus den vorzüglichen durch eine Ausartung entstanden wären.

Die Ziege ist ein besonderes Geschlecht, welches von dem Schaaf vielleicht noch stärker, als das Pferd von dem Esel, unterschieden ist. Der Bok beleget zwar das Schaaf gerne und der Widder begattet sich mit der Ziege, aber ungeachtet diese Begattungen nicht selten, und zuweilen auch fruchtbar sind, so entstehet doch niemals eine mittlere Gattung zwischen dem Schaaf und der Ziege, und diese von einander unterschiedene Geschlechter bleiben auch beständig unterschieden, und allezeit in einerley Entfernung von einander. Diese Ordnung ist daher auch durch gedachte Vermischungen noch nicht unterbrochen worden, es sind daraus noch keine neue Gattungen einer mittlern Art Thiere, sondern nur individualische Verschiedenheiten entstanden, welche die Einförmigkeit keines ursprünglichen Geschlechts ändern, sondern vielmehr die Wirklichkeit ihrer unterschiedenen Merkmale beweisen.

Ob es gleich viele Thiere giebt die der Ziege ähnlich sind, so wollen wir doch hier nur von der zahmen Ziege reden, weil wir noch nicht wissen, ob die fremden Gattungen mit diesen gemeinen neue Arten hervor bringen würden! man muß sie also so lange als besondere Geschlechter ansehen, bis die Erfahrung lehret, daß die einzelnen Thiere eines jeden von diesen fremden Geschlechten sich mit der gemeinen Gattung vermischen, und solche Thiere zeugen können, welche sich wieder untereinander zu vermehren fähig sind: denn dieser Charakter allein ist es, welcher das Einförmige und wirkliche desjenigen, was man ein Geschlecht nennt, vest zu setzen vermögend ist.

Die Ziege ist von Natur belebter, und weiß sich eher zu helfen, als das Schaaf; sie geht gern zu dem Menschen und gewöhnet sich leicht an ihn; sie ist gegen seine Liebkosungen empfindlich, und macht sich zuthätig; sie ist auch geschikter, stär-

ker,

Capra . Geiſs

Capra Canis .

Caper Hiſpanicꝰ .

Caper Mambrinꝰ

Capra Mambrina

ker, hurtiger und beherzter als das Schaaf, sie ist lebhaft, eigensinnig, geil, und läuft gerne überall herum. Sie läßt sich nicht gerne treiben, und man kan sie nicht ohne Mühe bey der Heerde erhalten; sie irrt lieber in Einöden herum, und klettert auf steile Höhen; sie lagert sich und schläft sogar auf den höchsten Felsen, und am Rande jäher Abgründe. Sie sucht das Männchen mit Begierde, begattet sich hitzig mit ihm, und gebühret bey guter Zeit. Sie ist dauerhaft und leicht zu ernähren; sie frißt alle Arten von Kräutern, und es werden ihr sehr wenige zuwider seyn. Unterdessen scheint sie doch in Ansehung des Temperaments, welches in das Naturell der Thiere einen starken Einfluß hat, von dem Schaafe nicht wesentlich unterschieden zu seyn. Diese beyden Thiere, deren innere Werkzeuge beynahe vollkommen einerley sind, wachsen, nähren und vermehren sich nicht nur auf gleiche Art, sondern kommen einander auch in Ansehung der Krankheiten sehr nahe, einige von denen die Ziege befreyet ist, ausgenommen. Die grosse Hitze ist ihr nicht so schädlich, wie dem Schaafe. Sie schläft in der Sonne, und setzet sich ihren heissesten Strahlen aus; ohne von der Hitze krank oder schwindlicht zu werden. Sie erschrikt nicht vor den Gewittern, und macht sich nichts aus dem Regen: die Kälte aber scheint ihr empfindlich zu seyn. Die äusserliche Bewegungen, welche nicht sowohl von der Leibesbildung, als vielmehr von der Stärke und Verschiedenheit der Regungen des Appetits und der Begierden abhängen, sind auch aus eben dieser Ursache viel heftiger und lebhafter bey der Ziege, als bey dem Schaaf. Die Ungleichheit ihrer Handlungen bezeichnet die Unbeständigkeit ihres Naturells; sie geht, bleibt stehen, hüpft, springt, nähert sich, entfernt sich, läßt sich sehen, verbirgt sich, ohne von einer andern Ursache als der wunderlichen Lebhaftigkeit ihrer innern Regungen dazu getrieben zu werden; ihre Werkzeuge, so gelenk sie auch sind, und alle Nerven ihres Körpers zusammen genommen, sind kaum hinreichend, den muthwilligen und ungestümmen Bewegungen, die ihr ganz eigen sind, Genüge zu leisten.

Man hat Proben, daß diese Thiere von Natur eine Neigung zu dem Menschen haben, und daß sie auch an unbewohnten Orten nicht wild werden. Da im Jahr 1698. ein englisches Schiff an der Insel Bonavista anländete, boten zween Schwarze, die an Bord kamen, den Engländern so viele Böcke umsonst an, als sie nur mitnehmen wollten. Als der Capitain seine Verwunderung darüber bezeugte, sagten die Schwarzen: es befinden sich nicht mehr als zwölf Personen auf der ganzen Insel, und die Böcke und Ziegen hätten sich so vermehret, daß sie anfiengen ihnen beschwerlich zu werden; und daß man sich gar keine Mühe geben dürfe, um sie zu fangen, da sie, wie andere Hausthiere, dem Menschen mit einer Art von Hartnäckigkeit nachfolgten.

Der Bok ist mit dem Jahre, und die Ziege im siebenten Monat zum Zeugen tüchtig; doch sind die Früchte einer so frühzeitigen Zeugung schwach und mangelhaft, und man wartet gemeiniglich bis beyde achtzehn Monate oder zwey Jahre haben, ehe man sie zukommen läßt. Der Bok ist ein ziemlich schönes, sehr munteres und sehr hitziges Thier: ein einziger kan für mehr als hundert und fünfzig Ziegen zwey oder drei Monate genug seyn; aber diese Hitze dauert nur drey oder vier Jahre, und diese Thiere werden in einem Alter von fünf bis sechs Jahren kraftlos und alt. Wenn man also einen guten Bok zur Zucht auslesen will, muß er zwey Jahre alt seyn, einen langen Leib, kurzen und fleischichten Hals, einen nicht gar zu starken Kopf, herabhängende Ohren, dicke Oberschenkel, starke Füsse, schwarz, dick und weich Haar, und einen langen und starken Bart haben.

Bey den Ziegen braucht man nicht so sehr zu wählen; man darf nur merken, daß diejenigen, die einen langen Leib, ein breites Kreuz, fleischichte Oberschenkel, einen leichten Gang, starke Euter, lange Striche, weich und dichtes Haar haben, die besten sind. Sie sind gemeiniglich im Herbst-, Wein- und Wintermonat hitzig; und wenn sie auch zu jeder andern Zeit nur ein wenig bey dem Bocke sind, so sind sie bald geneigt ihn zuzulassen, und werden auch zu jeder Zeit trächtig; doch werden sie es am sichersten im Herbste; und man ziehet noch um einer andern Ursache willen den Wein- und Wintermonat vor, weil es nämlich gut für die jungen Zikelchen ist, wenn sie sobald sie zu weiden anfangen, zart Gras finden. Die Ziegen tragen fünf Monate, Zikeln im sechsten; und säugen ihre Jungen einen Monat, bis sechs Wochen.

Wenn man sie mit den Schaafen austreibt, so bleiben sie nicht gerne bey ihnen, sondern gehen allezeit voran; man thut also besser, wenn man sie besonders auf Hügel treibt; denn sie lieben die hohen und die steilsten Berge; sie finden in Büschen auf Brachfeldern, unbelaubten Gegenden und unfruchtbaren Plätzen ihr nöthiges Futter. Man muß sich hüten, sie nicht auf gebaute Felder, ins Getreide, in die Weinberge und in die Hölzer kommen zu lassen: sie richten in den Gehäuen grossen Schaden an, und die Bäume, von denen sie mit grosser Begierde die jungen Zweigchen und zarte Rinden abfressen, gehen beynahe alle zu Grunde. Feuchte und sumpfichte Oerter und fette Weide ist ihnen nicht dienlich, daher hält man sie selten in Ebnen, wo sie nicht wohl stehen und kein gutes Fleisch haben. Unter hitzigen Himmels-Gegenden findet man fast überall Ziegen in grosser Menge, die niemals in einen Stall kommen, in kältern aber müssen sie des Winters nothwendig unter Dache gehalten werden. Weil ihnen alle Feuchtigkeit schadet, so streuet man ihnen oft unter. Man treibt sie sehr frühe aus; das bethaute Gras, welches den Schaafen schädlich ist, bekommt ihnen sehr wohl. Weil sie ungelehrig sind, und gerne herumschweifen, so kan der beste Hirte nicht wohl mehr als fünfzig hüten. Man treibt sie nicht gerne aus, sondern futtert sie lieber im Stalle mit Kräutern und jungen Zweigchen, die man im Herbste abgehauen hat, oder mit Kraut, Rüben u. d. gl. Jemehr sie fressen, destomehr haben sie Milch, und man thut ihnen, diesen Ueberfluß länger zu erhalten, Salz oder Salpeter unter das Wasser. Vierzehn Tage nachdem sie gezikelt haben, kan man zu melken anfangen, und sie geben vier bis fünf Monate früh und abends Milch in grosser Menge.

Die Ziege wirft gemeiniglich nur eines, bisweilen zwey, sehr selten drey, ausser in Mexico, wo dieses nach dem Bericht des Mendozza die gewöhnliche Anzahl ist, niemal aber mehr als vier Junge, und ist nicht länger als bis ins siebente Jahr fruchtbar. Der Bock würde auch so lange oder noch länger zum Zeugen tüchtig seyn, wenn er mehr geschonet würde; gemeiniglich aber taugt er nicht über fünf Jahre; alsdenn wird er mit den alten Ziegen und Böckchen gemästet, welche man in einem Alter von sechs Monaten schneidet, um ihr Fleisch desto zärter und saftiger zu machen. Man mästet sie wie die Schöpse, aber ihr Fleisch wird niemals so gut, ausser unter den hitzigsten Himmels-Strichen, wo das Schöpsenfleisch von schlechtem Geschmake ist. Der starke Geruch des Bockes rühret nicht von dem Fleische, sondern von dem Felle her. Diese Thiere könnten wohl zehn bis zwölf Jahre leben; aber man schaft sie ab, sobald sie zu zeugen aufhören, weil ihr Fleisch immer schlechter schmäkt, je älter sie werden. Die Ziegen und Böcke haben gemeiniglich Hörner, wie wohl es auch einige, aber in grringerer Anzahl, gibt, die keine haben. Auch sind sie in Ansehung der Farbe der Haare sehr unterschieden. Die weissen, und die so keine Hörner haben, sollen die meiste Milch geben; die schwarzen hingegen sollen die stärksten und dauerhaftesten seyn. Ihre Milch ist gesünder und besser als die Schaa milch; sie hat ihren Nutzen in der Arzneykunst, sie gerinnet leicht, und man macht sehr gute Käse davon. Den Rohm soll man nicht davon abnehmen, weil sie wenig butterichte Theile hat. Die Ziegen lassen sich ganz gerne, auch sogar von Kindern melken, welchen ihre Milch sehr zuträglich ist; sie haben das mit den Kühen und Schaafen gemein, daß die Schlangen und gewisse Vögel, die unter dem Namen der Ziegensauger oder Nachtschade bekannt sind, sich des Nachts an ihre Striche hängen, und die Milch aussaugen.

Die Ziegen haben an dem obern Kinnbacken keine Schneidezähne; die an dem untern fallen aus, und wachsen zu eben der Zeit, und in eben der Ordnung wieder, wie bey den Schaafen; an den Zähnen und an den Knoten der Hörner kan man ihr Alter erkennen. Die Anzahl der Zähne ist bey den Ziegen nicht einerley, sie haben deren gemeiniglich weniger als die Böcke, welche auch gröber Haar, einen längern Bart und längere Hörner, als die Ziegen haben. Sie haben, wie das Schaaf- und Rindvieh vier Mägen und käuen wieder. Ihr Geschlecht hat sich weiter ausgebreitet, als das Geschlecht der Schaafe, und man findet in unterschiedlichen Gegenden, die den unsrigen ähnlich sind, nur daß sie in Guinea und andern heissen Ländern kleiner, in Rußland hingegen und in den kalten Ländern gröser sind. Die Ziegen von Angora, und die syrischen sind mit den unsrigen von einer Gattung, sie vermehren sich auch mit den unsrigen, sogar hier

zu Lande. Der Bok hat Hörner, die beynahe eben so lang, als die Hörner eines gemeinen Bockes, aber anders gebogen und gerichtet sind. Sie gehen horizontal auf beyden Seiten von dem Kopfe weg und machen Schneckenlinien, ungefehr wie ein Korkzieher. Die Hörner der Ziege sind kürzer, und hinterwärts, nieder und vorwärts gebogen, so daß ihr Ende bey dem Auge ist, ihre Biegung und Richtung scheinet verschieden zu seyn. Diese Art Ziegen hat auch, wie alle andere syrische Thiere, sehr langes, dichtes und so feines Haar, daß man Zeuge daraus macht, die so schön und glänzend, als unsere seidene Zeuge sind.

Der Bok unterscheidet sich von dem Widder durch die Form des Kopfes, die Länge und Richtung der Hörner, die Dicke der Beine; die Qualität des Haares, und die Verschiedenheit seiner Länge: Denn der Bok hat eine Art von Bart an dem untern Kinnbacken, und längst auf dem Halse und Rücken, bis an den Schwanz, eine Mähne.

Es gibt verschiedene Rassen von dem Geschlechte der Böcke, wie bey dem Pferde; sie sind aber nicht so zahlreich. In Frankreich hat man, die aus Angora gebracht worden sind, und deren Rasse sich mit der inländischen begattet.

Die grossen Hörner, welche der Bok auf dem Kopfe trägt, und der lange Bart, welcher von dem Kinn herunter hängt, geben ihm ein wunderliches und zweydeutiges Ansehen. Betrachtet man ihn aber ohne diese, so leuchtet etwas feines aus seinem Gesichte heraus: Denn der Theil desselben, der sich von den Augen bis ans Ende der Lefzen erstrekt; ist lang und dünne, das Ende des Mauls recht rund, das Kinn wohlgebildet, die beyden Lefzen sind durch den Spalt des Mauls wohl voneinander gesondert, die Oberlefze ist durch die Oefnungen der Nasenlöcher, welche mit ihrem untern Ende sehr nahe beysammen stehen, und einen, mit dem Spalte des Mauls in gerader Linie laufenden Spalt formiren, wohl begränzet: Alle diese Züge zeigen etwas bestimmtes an; sie geben dem Bok ein lebhaftes Ansehen, und eine muntere und sanftmüthige Mine. Obgleich der Abstand seiner weit von einander stehenden Augen groß ist, so siehet das Thier doch nicht dumm aus, weil die Stirne sehr schmal und fast völlig von dem Schopfe bedekt ist. Ueberdiß sind die Augen sehr groß, sichtbar und lebhaft, ob sie gleich ein wenig auf den Seiten des Kopfes stehen; sie geben ihm noch mehr Lebhaftigkeit, als die Form des Endes seiner Schnauze; und als die Ohren, welche gut proportionirt sind, und die es wohl und steif trägt. Die Augen sind wegen der schönen gelben Farbe des Regenbogens einer von den lebhaftesten Gesichtscharakteren, und vornemlich wegen der besondern Figur der Prunelle. Diese ist ein länglichtes Vierek, dessen Seiten irregulär begränzt, und wie gefranzt sind, und dessen Ecken rund zulaufen. Dieses Vierek steht meistens so, daß der untere und vordere Winkel sich beynahe in der Höhe des vordern Augenwinkels, und der obere Winkel hinten mit dem hintern Winkel des Auges in gleicher Höhe befindet.

Der Körper des Bockes scheint überhaupt entweder in Ansehung seiner Hörner zu klein, oder in Ansehung der Höhe seiner Schenkel, hauptsächlich der vordern, welche sehr kurz sind, so daß der Widerriß niedriger als die Hüften ist, allzugroß. Der schwache Hals, und der kleine und niedrige Kopf scheinen von den Hörnern, die nach Proportion des Körpers allzugroß sind, zu sehr beläsliget zu seyn: auch die Lenden, die Hüften, das Kreuz, die Hinterbacken und die Oberschenkel, mit einem Worte, der ganze Hintertheil des Körpers, scheinen allzugroß, und die Hinterschenkel, in Vergleichung des übrigen Körpers allzulang zu seyn. Ueberdiß sind die Knie einwärts gekehret, und die Schenkel so kurz, daß sie ganz knörzlicht aussehen; und die Vorderfüsse sind dicker, als die hintersten. Indessen lassen dem Bok seine Hörner wohl, und er wendet sie sehr leicht von einer Seite zur andern; die Stellung, die er annimmt, wenn er seine Hörner vorkehret, indem er den Kopf niederbücket, läßt ihm ganz artig, er kan die Vorderschenkel leicht aufheben, und zeigt in allen seinen Bewegungen viel ungezwungenes und hurtiges.

An den meisten Ziegen und auch bey manchen Böcken findet man vor dem Halse zwo verlängerungen der Haut, welchen man den Namen der Eicheln (Glauds) oder Glökchen gegeben hat, und die manchmal zween Zoll in der Länge, und ungefehr einen Zoll im Umfange haben. Die Grösse des Bockes ist beynahe eben so mancherley als die Grösse des Widders.

Wir müssen nur noch hinzu thun, daß Matthiolus versichert, daß man zu seiner Zeit drey Böcke in Böhmen gefunden, die vor den Hoden Euter gehabt und Milch gegeben, und daß er aus eigener Erfahrung habe, daß diese Milch in der fallenden Sucht Erleichterung schafe. Der Bok des Aristoteles wäre also kein so grosses Wunder mehr.

Der Steinbok, die Gems
und die übrigen Ziegen.

TAB. XXV. folgg. und XXXII.

Ob es gleich das Ansehen hat, daß die Griechen den Steinbok und die Gems kannten, so haben sie doch dieselbe nicht durch besondere Namen und eben so wenig durch so bestimmte Charaktere bezeichnet, daß man sie daran erkennen könnte; sie haben sie blos unter dem Geschlechts-Namen wilder Ziegen angezeigt: und wahrscheinlicher Weise vermutheten sie, daß diese Thiere mit den zahmen Ziegen von einer Gattung wären, indem sie ihnen keine eigene Namen beygelegt haben, wie sie bey allen Thieren von verschiedenen Arten gethan haben. Unsere neuern Naturbeschreiber hingegen haben alle den Steinbok und die Gems für zwo wirklich unterschiedene Gattungen angesehen, die alle beyde von unserer Ziegen-Art abgiengen, und es gibt für und wider beyde Meynungen Gründe, mit denen man sich begnügen muß, bis man aus der Erfahrung weiß, ob diese Thiere sich mit einander begehen und fruchtbare Individua zeugen können, die wieder in die Urart einschlagen.

Der männliche Steinbock unterscheidet sich von der Gems, durch die Länge, Dicke und Gestalt der Hörner; er ist auch weit grösser vom Leibe, und muthiger und stärker. Das Weibchen hingegen hat Hörner, die von den Hörnern des Männchens verschieden, weit kleiner, und den Gemshörnern ziemlich gleichförmig sind. Sonst haben diese beyde Thiere einerley Gewohnheiten, einerley Sitten, einerley Vaterland. Nur der Steinbok, als der behendeste und stärkste wagt sich auf die Spitzen der höchsten Berge, und die Gems bewohnet nur das zweyte Stokwerk: aber weder der eine, noch die andere finden sich in Ebenen: beyde bahnen sich Wege durch den Schnee, beyde setzen über Abgründe hinweg, und springen von Felsen auf Felsen, beyde sind mit einer starken und vesten Haut bedekt, und im Winter mit einem doppelten Pelz bekleidet, nemlich obenher mit einem ziemlich spröden Haare, und darunter mit einem feinern und dichtern; beyde haben einen schwarzen Streif längst dem Rücken, und auch ihr Schwanz ist beynahe von gleicher Grösse. Die Anzahl der äusserlichen Aehnlichkeiten ist so groß und die Gleichheit der innern so vollkommen, daß man bewogen werden sollte, diese Thiere für blose Abfälle von einer und eben derselben Gattung zu halten, die bestehen geblieben sind. Ausserdem werden die Steinböcke sowohl als die Gemsen, wenn man sie jung fängt und mit den Hausziegen aufzieht, ohne Mühe zahm, und nehmen gleiche Sitten an. Lehrte die Erfahrung, daß sie sich gleich auch zusammen vermehrten wie es zu vermuthen ist, so könnte man sicher der oben angeführten Meynung der Alten beystimmen. In der Sammlung von Nachrichten, die von den Herren Arnault de Nobleville und Salerne zusammen getragen sind, stehet zwar, daß die Gemsen fast den ganzen Monat September hindurch in Brunst sind, und daß die Weibchen neun Monate trächtig gehen. Dieses würde freylich die Möglichkeit, sich mit der Ziege die nur ungefehr fünf Monate gehet, zu zeugen, aufheben. Die Jäger hingegen versichern, daß die Gems und der Steinbok nicht eher als im November hitzig werden, und die Weibchen im May werfen.

Hin-

Ibex .

Steinbock .

Capra Lijbica .

Flirus .

Cerva . Hinde .

Colopus .

Rupicapra .
Gems .

Hingegen sind auch Gründe wider die erstere Meinung. Die Gattung des Steinboks und die Gemsart leben alle beyde in dem Stande der Natur, und beyde bleiben beständig von einander unterschieden. Die Gems mengt sich bisweilen selbst unter die Heerden der zahmen Ziegen, der Steinbok niemals, wenn er nicht zahm gemacht ist; der Steinbok und der Ziegenbok haben einen sehr langen Bart, und die Gems gar keinen; die Hörner der weiblichen und männlichen Gems sind ungemein klein; die Hörner des männlichen Steinboks sind über das Verhältniß des Thieres dik und groß; und die Gems unterscheidet sich dem Ansehen nach, von dem Stein- und Ziegenbocke durch die Richtung ihrer Hörner, da sie an ihrem Untertheile ein wenig vorwärts gebogen, und an der Spitze nach hinten zu, wie ein Angel gekrümmt sind. Allein von der Verschiedenheit der Hörner ist schon mehr als einmal geredet worden. Die Hörner des Steinboks gehen nicht gar weit von den Hörnern des Ziegenboks ab, und da das Weibchen des Steinboks in der Grösse, und vermittelst seiner kleinen Hörner unsern Ziegen, und sogar der Gems nahe kommt, sollte man nicht hieraus schliessen können, daß der Steinbok, die Gems und der zahme Ziegenbok nur eine einzige Art ausmachen, bey der aber das Weibchen in ihrer Natur beständig sind, und sich einander gleichen, da hingegen die Männchen Abfällen unterworfen sind, die sie von einander verschieden machen? In diesem Gesichtspunkte, der vielleicht mit der Natur näher zusammen trift, als man wohl gedenken könnte, wird der Steinbok in der Urrasse der Ziegen das Männchen, und die Gems, bey der der Mangel des Bartes wirklich ein weiblicher Charakter ist, das Weibchen davon seyn. Dieser Gesichtspunkt ist nichts eingebildetes, da es, wie wir schon gesehen haben, Gattungen in der Natur gibt, wo das Weibchen für Männchen von verschiedenen Arten tauget.

Herr Linnäus versichert, daß er in Holland zwey Thiere aus dem Ziegengeschlechte gesehen habe, wovon das eine sehr kurze, stark niedergebogene und fast an die Hirnschale eingedrukte Hörner, und ein langes Haar hatte; das andere hatte aufrechtstehende Hörner, deren Spitzen hinterwärts umgebogen waren, und ein kurzes Haar. Diese Thiere, die in ihrer Art weiter von einander entfernt zu seyn schienen, als die Gems und die gemeine Ziege, haben gleichwol miteinander gezeugt. Aus diesem Exempel kan man die wahrscheinliche Folgerung ziehen, daß die Gems und unsere Ziege bey deren Unterschiede es vornemlich auch auf die Bildung der Hörner und die Länge des Haars ankommt, nichts destoweniger zu einer und eben derselben Art gehören.

Herr Browne erzählt in seiner Geschichte von Jamaica, man findt in dieser Insel 1) die gemeine europäische Hausziege, 2) die Gems, und 3) den Steinbok; er versichert, daß diese drey Thiere aus Europa dahin gebracht worden, und wie das Schaaf aus der Art geschlagen, daß sie kleine geworden, und daß der Steinbok von einer Blendlingsrasse zu seyn scheine. Herr von Büffon glaubt, daß die kleine Ziege des Herrn Linnäus mit geraden Hörnern und ungekrümmten Spitzen, die wie er sagt, aus Amerika gekommen war, die Gems von Jamaica und der Steinbok des Herrn Browne, der Capricorn, oder das Thier seye, das unter dem Namen Capricorn in die königliche Menagerie geschenkt worden, das in der That nichts anders zu seyn scheine als ein ausgearteter kleiner gewordener Steinbok, dessen Hörner blos eine Kante enthielten, keine Vorderfläche und zugleich runzlichte Stellen ohne Knoten hatten, eine Mittelschlacht zwischen dem Steinbocke und dem Ziegenbocke anzeigten; über dieses kurz und an den Spitzen umgebogen, und dabey zusammengedrükt und beringet waren, von den Hörnern des Stein-Ziegenbockes und der Gemse zugleich etwas an sich hatten, und sich unter dem amerikanischen Himmel werden verändert haben.

Herr Daubenton hat nach einer sorgfältigen Untersuchung über die Aehnlichkeiten der Gems mit dem Ziegenbok und dem Widder gefunden, daß sie überhaupt näher dem Ziegenbocke, als dem Widder komme. Die hauptsächlichsten Ungleichförmigkeiten bestehen nächst den Hörnern, in der Bildung und Grösse der Stirne, die nicht so erhaben, und kürzer bey der Gems als dem Ziegenbocke ist, und in der Lage der Nase, die nicht so sehr zurük geworfen ist; dergestalt, daß vermittelst dieser beyden Verhältnisse die Gems mehr dem Widder, als dem Ziegenbocke gleichet. Allein wenn man annimmt, daß die Gemse eine beständige Varität in der Gattung des Ziegenboks ist, so wie der Dogge und Windhund beständige Abfälle in der Gattung des Hundes sind,

so wird man sehen, daß die Unterschiede dieser Theile der Gems, in Rukſicht auf den Ziegenbok bey weitem nicht so groß sind, als bey dem Doggen, in Rükſicht auf den Windhund, die gleichwol mit einander zeugen, und zuverläßig von gleicher Gattung sind. Da ausserdem die Gems dem Ziegenbocke vermittelst einer sehr grossen, und dem Widder nicht so grossen Anzahl von Charakteren gleichet, so wird diese Gattung, wenn es ja eine besondere seyn soll, zwischen dem Ziegenbocke und Widder mitten inne zu stehen kommen. Da nun der Ziegenbok und das Schaaf mit einander Junge zeugen; so muß die Gems also, die die Mittelart zwischen beyden ist, und dem Ziegenbok näher als dem Widder kommt, mit der Ziege zeugen, und muß folglich blos für eine beständige Varietät in dieser Gattung angesehen werden.

Auf der andern Seite kan man kaum zweiflen, daß der Steinbok die wahre und erste ursprüngliche Ziege im Stande der Wildheit, und eben das in Rukſicht auf die Hausziegen seye, was der Muflon in Rukſicht auf die Schaafe ist. Der Steinbok oder der wilde Ziegenbok, kommt vermöge der ganzen Bildung, der Organisation, des Naturells und der physischen Gewohnheiten völlig und genau mit dem zahmen Ziegenbocke überein. Nur sind die Hörner des Steinboks grösser als des Ziegenboks; sie haben zwo länglichte Kanten, da jene nur eine haben; sie enthalten ferner dicke Knoten, oder querlaufende Erhöhungen, die die Jahre des Wachsthums bezeichnen, da hingegen die Hörner des Ziegenboks blos quere Hohlstreifen haben. Inwendig findet sich ebenfalls eine vollkommene Gleichheit, nur daß die Gestalt der Milz oval ist, und mehr Aehnlichkeit mit der Gestalt der Milz vom Rehe oder Hirsche hat. Dieses aber kan von der starken Bewegung und von der Gewaltsamkeit herrühren, womit er seinen Körper angreift. Denn da er eben so schnell, als der Hirsch läuft, und leichter springt, als das Reh, so muß er ein Milz von gleicher Bildung, wie die besten Läufer haben, und dieser Unterscheid kan nicht sowohl von der Natur, als von der Gewohnheit herkommen.

Aus diesen Ursachen betrachtet Herr von Büffon den Steinbok, die Gems und die zahme Ziege, wie eine Gattung, in der die Männchen grössere Abfälle erlitten haben, als die Weibchen, und findet zugleich bey den zahmen Ziegen Abfälle vom zweyten Range, die leichter zu erkennen sind, weil sie sich ohne Unterscheid auf die Männchen und Weibchen erstrecken. Von der Angorischen Ziege ist bereits gesagt worden, daß sie mit der unsrigen von eben der Gattung ist. Eben dieses läßt sich von dem Ziegenbok von Juda oder Whida behaupten, welches auch Herr von Linné thut. Diese Ziege, welche in Guinea, in Angola und auf den übrigen Küsten von Afrika häufig ist, unterscheidet sich, so zu reden, von der unsrigen blos dadurch, daß sie kleiner, gedrungener und feister ist; ihr Fleisch gibt auch ein weit besseres Essen, man zieht es in ihrem Lande dem Hammelfleisch so vor, wie wir das Hammelfleisch dem Fleisch der Ziegen vorziehen. Eben so verhält es sich mit der Mambrine, Tab. XXVI. oder der Levantischen Ziege mit langen Lappohren; diese ist nichts anders als ein Abfall von der Angorischen Ziege, die gleichfalls hängende aber nicht so lange Ohren hat. Die Alten kannten beyde, und trennten ihre Gattungen nicht von der gemeinen Ziegen-Art. Dieser Abfall der Mamberziege hat sich weiter ausgebreitet, als die von Angora. Denn man findet Ziegen mit sehr langen Ohren in Egypten, und in Ostindien eben sowohl wie in Syrien; sie geben viel Milch, die ziemlich wohl schmäkt, und von den Morgenländern der Kuh- und Büffelsmilch vorgezogen wird.

Was die kleine Ziege betrift, die von dem Herrn von Linne lebendig gesehen worden ist, und mit der kleinen amerikanischen Gems ein Junges gezeuget hat, so muß man denken, daß dieselbe ursprünglich aus Afrika gekommen seye; denn sie hat so viel ähnliches mit dem afrikanischen Bok, daß man beynahe nicht zweifeln kan, sie seye von dieser Gattung, oder habe wenigstens ihren ersten Ursprung aus derselben. Eben diese Ziege, die schon in Afrika klein ist, wird, wie alle Thiere, die aus Afrika und Europa hinübergekommen sind, in Amerika noch kleiner geworden seyn. Es scheinet also, daß man aus den neun bis zehen Gattungen der Ziegen, wovon die Namensammler reden, nicht mehr als eine machen müsse, nur muß man es nicht machen wie Plinius der die Gattungen des Rehes, der Gazellen, der Antilope u. s. w. der Ziegenart beygesellte.

Alle Ziegen sind dem Schwindel unterworfen, und diß haben sie mit dem Stein-

Steinbocke und der Gems gemein, so wie auch den Hang, auf Felsen zu klettern, und die Gewohnheit beständig an Steinen zu lecken, besonders an solchen, die mit Salz oder Salpeter geschwängert sind. In dem Alpengebürge sieht man Felsen, die durch die Zunge der Gemsen ausgehölet sind. Diese Uebereinstimmungen des Naturells, und diese gleichmäßige Gewohnheiten scheinen noch ferner ziemlich sichere Anzeigen von der Identität der Gattung bey diesen Thieren zu seyn.

Der Steinbok, und die Gems, (die Gasto Phöbus Ysarus und Sarris nennt) und wovon Herr von Büffon jenen für den weiblichen Stamm der Ziegenart ansiehet, finden sich eben so, wie der Muflon, der der Stammhalter der Schaafe ist, blos in Einöden und vor allen an den Abschüssen der höchsten Gebürge; die Alpen, die Pyrenäen, die Berge des Griechenlandes und der Inseln im Archipelagus sind fast die einzigen Gegenden, wo man den Steinbok und die Gems findet. Ungeachtet beyde die Hitze scheuen, und blos die Gegend des Schnees und Eises bewohnen, so scheuen sie doch auch heftige und übermäßige Kälte. Im Sommer halten sie sich an der Nordseite ihrer Gebürge auf; im Winter suchen sie die Mittagsseite und kommen von der Spitze bis in die Thäler herab. Sie können eines so wenig als das andere sich auf dem blanken Eise erhalten, aber kaum ist dasselbe durch den Schnee ein wenig rauh gemacht, so laufen sie mit festem Fuß darüber hin, und setzen in Sprungen über alle Stellen hinweg, wo der Raum uneben ist. Die Jagd dieser Thiere und vornemlich des Steinboks ist sehr mühsam; die Hunde sind dabey fast unnüz; oft ist sie so gar gefährlich, denn wenn das Thier sich in Noth siehet, so setzet es mit einem gewaltigen Stoß auf den Jäger zu und stürzt ihn öfters in das nächste Thal hinab. Die Gemsen sind eben so rasch, aber nicht so stark, als die Steinböcke; sie sind zahlreicher, und gehen gemeiniglich in Rudeln. Doch sind sie nicht mehr so zahlreich, als sie ehedem waren.

Das Fleisch der Steinböcke ist nicht gar gesund, denn es zeuget das Fieber. Dem Steinboksblute hat man eine specifische Eigenschaft gegen gewisse Krankheiten und vornemlich gegen die Pleuresi zugeschrieben, aber man hat gefunden, daß das Blut der Gems und sogar des zahmen Ziegenboks gleiche Kräfte habe, wenn man diesen mit den würzhaften Kräutern füttert, die des Steinboks und der Gems gewöhnliche Nahrung sind.

Aus der Daubentonischen Beschreibung des Steinboks haben wir nichts nothwendiges nachzuholen, welches nicht schon in der Büffonischen Historie desselben da gewesen wäre. Von dem Haar und der Farbe der Gemse sagt er, daß das Haar derselben länger und weit dicker seye, als das Haar des Ziegenbockes, daß die, die er zu Ende des Septembers beschrieben hatte, eine sehr blasse falbe Farbe gehabt; die Oberlefze (fährt er fort), der Unterkinnbacken und die Kehle waren von gleicher Farbe; an jeder Seite des Kopfes fand sich ein breiter schwärzlicher Streif, der nach vorn zu in zwo Spitzen ausgieng, wovon eine sich bis an das Nasloch erstrekte, und die andere oberhalb den Winkeln des Mauls, und über die Oberlefze fortlief; Dieser Streif umgab die Augen, und reichte bis an das Horn und das Ohr; unterhalb der Stirne, jedem Auge gegenüber, zeigte sich auch ein Flek von falber Farbe; die äussere Fläche der Ohren war schwärzlicht; die innere Fläche hatte falbe und weisse Schattierungen; die Spitze war schwärzlicht, von dem Hinterkopf an erstrekte sich ein schwarzer Streif längst dem Halse, dem Rücken und dem Kreutze bis zu Ende des Schwanzes hinunter, der so kurz war als des Ziegenbockes; die Seiten und der Untertheil des Halses, die Seiten des Leibes und des Kreutzes, die Schulter, die äussere Fläche des Arms, des Schenkels, des obern Vorderams und des obern Beins hatten eine gemischte Farbe, falb und weiß verschiedentlich schattiret, indem jedes Haar in dem grösten Theil seiner Länge von der Wurzel an eine helle Aschenfarbe, und die Spitze hingegen verschiedene falbe Schattirungen hatte; die Gegend des Hinteren hatte eine hellfalbe und weiß untermischte Farbe, indem die Haare an der Wurzel weiß, und an der Spitze blaßfalb waren; die Brust war schwärzlicht, ausser an dem Hintertheile des Brustknochens, der falb war; der Vordertheil des Bauchs war in der Mitte gleichfalls falb, der Hintertheil aber schwärzlicht; die innere Fläche des Arms und des Schenkels, die inwendige und untere auswendige Fläche des Vorderarms, und des eigentlich so genannten Beins und alles übrige der vier Beine hatte eine schwarze oder schwärzlichte Far-

be, mit einigen falben Schattirungen am Knie, an der Ferse und an den Füssen.

Die, welche er im Anfange des Februars sahe, hatte nicht gleiche Farbe; der Streif an der Seite des Kopfes und die Aussersläche der Ohren waren braun; die innere Fläche weiß, mit einem blassen Falb eingefaßt, und braun an der Spitze; oben auf dem Halse, dem Rücken und Kreuz fehlte der schwarze Streif, diese Theile, die Seiten und der Untertheil des Halses, die Schulter, die Aussenfläche des Arms und des Schenkels, der Vorderarm und das Bein waren schwärzlichtbraun, und hin und wieder falb gesprenkelt, auch war das Haar an denselben nicht so lang, als bey der andern Gems; so bald man es niederbog, so erblikte man die aschgraue Farbe, die in dem grössesten Theil seiner Länge herrschte; über dem Aschgrauen war Braun, und die Spitzen der meisten Haare an der Schulter und dem Kreuz war falbe; die Gegend des Hintern war weiß und dabey falb schattirt; die Brust hatte eine schwärzlichtbraune Farbe; der Vordertheil des Bauches war fahl, und der Hintertheil war weiß und aschgrau durch einander; die Haare an den Rändern der Vorhaut waren braun; diejenigen die die Vorhaut bedeckten, hatten falbe Spitzen, und die Haare an der Ruthe und dem Geilensacke waren braun; die Beinröhren und die Füsse waren schwärzlicht, und hin und wieder falb schattiret; die Seiten der Füsse waren blaßfarbe.

Die Unterfläche von den Laufklauen der Gems, die die Erde berühret, ist concav und schließt sich mit einem überstehenden Rande, besonders an der Aussenseite; der Eindruck dieses Randes in die Erde gibt die Fährte des Thiers zu erkennen.

Der Ziegenbok von Juda kommt dem Bocke unserer Gegenden sehr nahe, ausser daß er kleiner ist. Die Ziege, die Herr Daubenton beschrieb, hatte zum Unterscheid von unserer einen breiten Kopf und ein breiteres Maul, keine so erhabene Stirne, nicht so grosse Augen, keine so weit vorliegende Unterlefze, kürzere Ohren u. s. w.

Die Haare des Barts waren nur drey Zoll lang und sehr dünne, sie bildeten zwey kleine Zöpfe, an jeder Seite des Kinnbackens einen; das längste Haar am ganzen Leibe war mitten am Bauche, und mit den Barthaaren von gleicher Länge; das Haar der Mähne war drittehalb Zoll lang, und überhaupt hielt das Haar des Leibes anderthalb bis zween Zoll, es war kürzer, spröder und steifer, als das Haar der Ziege dieser Gegend. Sie hatte Schwielen an den Knien, und vor der Brust war sie kahl von Haaren, welches vom Reiben gegen die Erde kam; ihre Hörner waren abgeschnitten. Eine andere war etwas kleiner; ihre Hörner bogen sich ein wenig hinterwärts; sie waren an dem Kopfe des Thieres nur einen Zoll breit und zween Zoll lang, sie schienen aber ebenfalls abgestuzt zu seyn; das Bart-Haar war fünf Zoll lang.

Diese Ziege hatte man aus dem Königreiche Juda nebst einem Bocke gebracht, der einen weit stärkern Ziegengeruch als das Weibchen hatte; seine Hörner waren gerade, drey Zoll lang und anderthalb an der Wurzel breit, ihre Spitzen schienen ebenfalls abgestuzt zu seyn; er hatte keinen so breiten und dicken Kopf, als die Ziege, ein spitzeres Maul, ein längeres, weisses und wollartigeres Haar, das aber doch nicht so weich und so fein, als Wolle war; das Stirnblatt war seiner Länge nach eingebogen; die Hörner hatten eine weißlichte Farbe; die Laufklauen waren gelblicht; auf dem Halse und Rücken war eine Mähne, die sich vom Hintertheile des Kopfes bis zum Schwanz erstreckte, und aus steiferen Haaren bestand, als sonst am übrigen Leibe waren; am längsten waren sie auf dem Halse, wo sie gegen sechsthalb Zoll hielten; die Haare des Barts hielten nur vier und einen halben Zoll und die Haare des Leibs waren ungefähr einen Zoll lang.

Der Bok und die Ziege hatten Ohren, die fast immer vorwärts, bisweilen auswärts, aber niemals hinterwärts stunden; ihr Schwanz hatte am Ende lange Haare, die beynahe drey und einen halben Zoll lang waren. Die Ziege von der zuerst geredet worden, wog sechs und vierzig Pfund, das Gerippe des Ziegenbockes von Juda kam mit dem Gerippe des gemeinen Ziegenbockes überein.

Wir wollen nur noch erinnern, daß der Steinbok wie er bey den Deutschen und Schweitzern genennet wird, bey den Franzosen Bouquet, Bouc-estain, Boucstein, das ist Felsenbok, bey den Lateinern ibex heisset, und die Gems bey diesen Rupicapra, bey den Italiänern Camu-

Hircus . Bock .

Rupicapra .

Dama Veterum .

Caper Mumon dictus Bubalꝰ Cerus Aldr.

Colon ſ. Saiga.

Hircus Cotilardicus .

Camuza, im Altfranzösischen Ysard, Ysarus, Sarris und im neuen Chamois, von welchem Belon behauptet, daß es von dem griechischen Cemas oder vielmehr Kemas herkomme, ob es gleich nicht gewiß ist, daß der Kemas beym Aelian in der That die Gems bedeute.

Von der Gems hat man vorgegeben, daß sie sich mit ihren Hörnern an die schroffen Felsen hänge, und sich auf diese Weise von dem einen zu dem andern schwinge, aber niemand der sich mit ihrer Jagd beschäftiget, hat sie noch dieses Mittel ergreifen gesehen.

Das Thier Saiga.

TAB. XXVII.

In Ungarn, in Polen, in der Tartarey und in dem südlichen Sibirien findet sich eine wilde Ziegenart, die die Russen Seigak oder Saiga genannt haben. Dieses Thier gleichet in der Bildung des Leibes, und dem Haare nach, der zahmen Ziege, allein durch die Gestalt seiner Hörner und durch den Mangel des Bartes kommt es sehr nahe an die Gazellen, und scheinet zwischen diesen beyden Thiergeschlechtern die Schattirung zu machen: denn die Hörner der Saiga sind den Hörnern der Gazelle völlig gleich, sie haben ebendieselbe Bildung, die Querringe, die länglichten Hohlstreife u. s. w. und unterscheiden sich von denselben blos durch die Farbe; die Hörner von allen Gazellen sind schwarz und undurchsichtig, die Hörner der Saiga hingegen sind weißlicht und durchscheinend. Geßner hat dieses Thier unter dem Namen Colus angezeiget, und Herr Gmelin beschreibt es unter dem Namen Saiga also: Es hat einen Kopf wie der Widder mit einer mehr erhobenen und weiter hervorstehenden Nase; einen Leib wie der Hirsch, aber weit kleiner, denn er reicht niemals an die Grösse eines Rehes; gerade, ziemlich breite und zugespizte Ohren; gelblicht und durchschimmernde Hörner, die einen Schuh lang sind, unten an dem dicken Ende Ringe haben, und über den Augen sitzen; einen etwas langen Hals; längere Hinter- als Vorderbeine; gespaltene Füsse; vier Dütten an dem Euter, an jeder Seite zwo; einen hagern, drey Zoll langen Schwanz; und endlich ein Haar wie der Hirsch, das an den äussern Theilen des Leibes gelblicht braun und unter dem Bauch und an den einwärts gekehrten Theilen weiß ist. Das Weibchen ist kleiner, als der Bok und hat keine Hörner; unter ihrem Felle erzeigen sich Würmer. Diese Thiere begehen sich in dem Herbste und werfen im Frühlinge eins oder zwey Junge; sie leben blos vom Grase, und sind zur Brunst-Zeit sehr feist. Sie weiden nicht anders als rüklings gehend. Die Chineser kaufen die Hörner um Leuchten daraus zu verfertigen; der Geschmak des Fleisches kommt dem Hirschwildprete gleich.

In ihren natürlichen Gewohnheiten kommt die Saiga mehr mit den Gazellen, als mit dem Steinbocke und der Gems überein. Sie liebt nemlich die Gegend der Berge nicht, sondern hält sich nur auf Hügeln und in Ebenen auf; sie thut eben, wie die Gazelle, öftere Luftspringe, sie läuft sehr schnell und ihr Fleisch gibt auch ein weit besseres Essen, als das Wildprett des Steinboks, oder als das Fleisch der übrigen wilden und zahmen Ziegen. Es kommt auch unter dem Namen Sulak und bey den Polen Solhak vor.

Die Gazellen.

TAB. XIX.

Unter den Thieren, die man Gazellen nennt, hat Herr Büffon dreyzehn Gattungen oder wenigstens dreyzehn verschiedene Varietäten entdekt; und in der Ungewißheit, ob solches bloße Abfälle seyen, oder ob es in der That wirklich verschiedene Arten seyn mögen, dieselbe alle mit einander dargestellt. Indessen legt er einer jeden ihren besondern Namen bey. Das erste und das einzige Thier, für welches er den Geschlechts-Namen Gazelle beybehält, ist die gemeine Gazelle, (Arab. Gazal.) die in Syrien, Mesopotamien und in andern Provinzen der Levante, so wie auch in der Barbarey und in allen nördlichen Theilen von Afrika gefunden wird. Ihre Hörner sind ungefähr einen Schuh lang; sie haben an ihrem Unterende ganze Ringe und hinauf halbe bis zu einem kleinen Abstand vom Oberende, welches platt und zugespizt ist; sie sind nicht alleine beringt, sondern auch durch kleine Hohlstreife der Länge nach gefurcht; die Ringe bezeichnen die Jahre des Wachsthums, und sind gemeiniglich zwölf oder dreyzehn. Die Gazellen überhaupt und besonders diese kommen dem Rehe sehr nahe, in der Bildung des Leibes, in ihren natürlichen Verrichtungen, in der Leichtsinnigkeit der Bewegungen, in der Grösse und Lebhaftigkeit der Augen u. s. w. Und da das Reh sich in denen Ländern nicht findet, die die Gazelle bewohnet, so sollte man bald versucht werden zu glauben, daß sie nichts als ein ausgeartetes Reh ist, oder daß dieses nichts ist, als eine durch den Einfluß des Clima und die Verschiedenheit des Futters abschlächtig gewordene Gazelle. Aber die Gazellen unterscheiden sich von dem Rehe durch die Natur der Hörner; die vom Rehe sind eine Art von solidem Geweihe, welches alle Jahr wie des Hirsches abfällt, und wieder wächßt; Die Hörner der Gazelle hingegen sind hohl und fallen niemals ab, wie die Hörner der Ziege. Ausserdem hat das Reh keine Gallenblase, die Gazellen aber haben sie, wie die Ziegen. Die Gazellen haben, wie das Reh, Thränenwinkel oder Vertiefungen vor jedem Auge; sie gleichen demselben auch noch vermittelst der Beschaffenheit des Haares, des weissen Hinteren und der Borstenhaare, die sie an den Beinen haben; aber diese Borstenhaare sind bey dem Rehe an den Hinterbeinen, anstatt daß sie bey den Gazellen an den Vorderbeinen sitzen. Die Gazellen scheinen also halbschlächtige Thiere zu seyn, die zwischen dem Reh und der Ziege das Mittel halten. Allein da das Reh ein Thier ist, das sich auf beyden Erdhälften befindet, die Ziegen und Gazellen hingegen ehemals in der neuen Welt nicht vorhanden waren, so überredet man sich leichtlich, daß die Ziegen und Gazellen näher mit einander verwandt sind, als mit der Gattung des Rehes.

Diese Gazelle ist nach Herrn Daubentons Bericht ein wiederkäuendes Thier, so groß wie ein Reh, und kommt demselben auch in seinen körperlichen Verhältnissen sehr nahe, nur in Ansehung der Hörner ist es gänzlich von demselben unterschieden, wie bereits gesagt worden. Sie sind schwärzlicht, sitzen nicht weit über den Augen und krümmen sich nach hinten und nach unten, ausgenommen an ihrer Spitze, die sich schräge vorwärts und einwärts krümmet. Der Obertheil des Stirnblatts und der Stirne an der Haut der Gazelle, von der die Beschreibung genommen ist, sind röthlicht mit einem schwarzen Flek in der Mitte; an jeder Seite des Stirnblattes findet sich ein weisser Streif mit einigen röthlichen Schattirungen, die sich von den Nasenlöchern bis an die Augen erstrecken; unter diesem erblikt man einen andern röthlichen, nebst einer schwärzlichten Einsprenkelung; hinter dem Auge ist ein röthlicht weisser Flek, und auf der innern Fläche der Ohren zeigen sich drey länglichte Streife von weissen Haaren; die Aussenseite derselben und der übrige Kopf, den Untertheil des Unter-Kinnbackens ausgenommen,

men, der Hintertheil und die Seiten des Halses, der Rücken, das Kreuz, die Seiten des Leibes, die Schulter, der Schenkel, die äussere Seite des Vorderarms und des eigentlich sogenannten Beins, die Beinröhren und die Füsse haben eine falbe Farbe, bald dunkler bald heller und manchmal röthlicht und braun schattiret; auf dem Leibe ist eine Mischung von der lezten Farbe, und ein fast ganz brauner Streif, der sich längst den Seiten des Leibes von der Schulter bis zum Schenkel erstrekt, die äussere Seite des Vorderarms und die Röhren der vier Beine sind röthlicht. Die innere Seite von den Röhren der Vorderbeine ausgenommen, die ein sehr helles Falb zur Farbe hat; der Hintertheil der Fessel und der Krone haben eine dunkelbraune Farbe; der Untertheil des Unterkinnbackens, der Vordertheil des Halses, die Brust, der Bauch, die Gefäßgegend, die inwendige Seite des Vorderarms und des Beins sind weiß; über der Vorderseite der Vorderbeinröhren, ein wenig unter dem Knie, ist ein Zopf von Borstenhaaren, die niederwärts gerichtet, und länger, dichter und steifer sind, als die andern Haare. Diese sind braun und die Haare die dadurch verdekt werden falb oder weiß.

Die zweyte Gazelle ist ein Thier, so sich am Senegal findet, wo sein Name Kevel heißt. Es ist ein wenig kleiner als die gemeine Gazelle, und beinahe von gleicher Grösse mit den kleinen Rehen. Es geht auch darinn von der Gazelle ab, daß seine Augen weit grösser und seine Hörner, an statt rund zu seyn, platt sind. Dieses Platte ist kein Unterschied, der vom Unterschiede des Geschlechts herrühret. Die männlichen und weiblichen Gazellen haben runde, und die Kevelböcke und Weibchen platte, oder, besser zu reden zusammengedrukte Hörner. Uebrigens kommt der Kevel völlig mit der Gazelle überein, und hat eben so, wie diese, ein kurzes falbes Haar, einen weissen Bauch und Hinteren, einen schwarzen Schwanz, den braunen Streif unter den Weichen, die drey weissen Striche in den Ohren, schwarze Hörner mit Ringen und länglichten Hohlstreifen u. s. f. aber der Kevel hat mehr solcher Ringe als die Gazelle, nämlich wenigstens vierzehn, und öfters bis zwanzig.

Das dritte Thier führet in Senegal den Namen Korine. Es kommt beyden beschriebenen sehr nahe, ist aber kleiner als der Kevel, und seine Hörner sind weit dünner, kürzer und glätter; die Ringe womit die Hörner der Korine umgeben sind, erheben sich sehr wenig, und sind kaum merklich. Es hat nach Herrn Adansons Bericht, dem Ansehen nach eine Aehnlichkeit mit der Gems, ist aber viel kleiner und nur dritthalb Schuh lang, und nicht völlig zween hoch. Seine Ohren sind vier und einen halben Zoll lang, der Schwanz drey, die Hörner sechse, und diese sind nicht dicker als sechs Linien; sie stehen da, wo sie aus dem Kopfe hervorgehen, zween Zoll, und in der Gegend ihrer Spitzen fünf bis sechs Zoll voneinander ab: an statt der Ringe haben sie querlaufende ringförmige Schrunden, die an dem Untertheil des Horns sehr zusamengedrängt, und an dem Obertheile viel weiter voneinander entfernt sind; solcher Schrunden sind gegen sechzig; übrigens hat die Korine ein kurzes, glänzendes und dichtes Haar, das auf dem Rücken und an den Weichen falb, und unter dem Bauch und den Schenkeln weiß ist, nebst einem schwarzen Schwanze; es gibt endlich unter dieser Korinen-Art Individua, deren Leib getigert und mit weißlichten Flecken ohne Ordnung übersäet ist.

Aus dem was gesagt worden ist, läßt sich leichtlich schliessen, daß die Gazelle und der Kevel gewiß zu einer Gattung gehören, und es ist ungewiß, ob die Korine bloß eine Varietät in eben dieser Gattung, oder eine für sich besondere Gattung seye.

Olearius sagt von einem Thier das die Türken Tzeiran und die Perser Abu nennen. Es kommt gewissermassen mit unserem Damhirsche überein, ausser, daß es mehr roth als falb ist, und Hörner ohne Enden hat, die über dem Rücken hingestrekt sind. Nach Herrn Gmelins Bericht aber, der es mit dem Namen Dscheren bezeichnet, gleichet es dem Rehe, nur nicht mit den Hörnern, indem diese, wie des Steinbockes hohl sind, und niemals abfallen. Dieser Verfasser sezt noch hinzu, daß nach dem Maasse, wie die Hörner im Wachsthume zunehmen, auch der Luftröhrenkrospel immer dicker werde, und zulezt, wenn das Thier alt wird, eine ansehnliche Erhöhung unter der Kehle mache. Nach Kämpfern ist der Abu in der Bildung vom Hirsch nur vermittelst der Hörner unterschieden, welche ohne Zacken, schwarz und bis über die Hälfte ihrer Länge beringt sind, und

und sich dadurch den Ziegen nähert. Einige Reisebeschreiber haben gleichfalls dieser Gazellen-Art unter dem verdorbenen Namen Geiran und Jairain Erwähnung gethan. Diese Gazelle ist in der südlichen Tartarey, in Persien und in der Türkey häufig, und wird auch, wie es scheint, in Ostindien angetroffen.

In Senegal sind zwey Thiere, die den erwehnten Gattungen der Rassen von Gazellen in vielen Stücken gleichen. Das erste heißt Koba, und die Franzosen daselbst haben ihm den Namen die grosse braune Kuh gegeben, das andere, so Kob heissen soll, wird von ihnen die kleine braune Kuh genennet. Die Hörner des Kob haben viel Gleichheit und Uebereinstimmung mit den Hörnern der Gazelle und des Kevels; allein die Gestalt seines Kopfes ist anders, das Maul ist länger und unter den Augen finden sich keine Vertiefungen oder Thränenhöhlen; der Koba ist weit grösser als der Kob; dieser gleichet einem Damhirsche, und jener einem Hirsche. Der Köba oder die grosse braune Kuh ist von der Spitze des Mauls, bis dahin, wo der Schwanz hervorgehet, fünf Schuh lang; sein Kopf fünfzehn Zoll; die Ohren neune, die Hörner neunzehn bis zwanzig; diese sind an den Seiten platt und mit eilf bis zwölf Ringen umgeben, da hingegen die Hörner des Kob nur acht bis neun Ringe haben, und nur ungefähr einen Schuh in der Länge halten.

Das siebende Thier von dieser Art ist eine Gazelle die sich in der Levante, und noch häufiger in Egypten und Arabien befindet. Ihr arabischer Name ist Algazel. Es ist wie die andere Gazellen gestaltet, und beynahe so groß als ein Damhirsch; seine Hörner aber sind sehr lang, ziemlich dünne und wenig gekrümmt bis zu ihrer Spitze, wo sie dünner werden; sie sind schwarz und beynahe glatt, die Ringe sind sehr flach, ausser nach dem Untertheile zu, wo sie ein wenig mehr hervorstehen; sie haben fast drey Schuh in der Länge.

Das achte Thier heißt gemeiniglich die Bezoargazelle; die Morgenländer heissen sie Pasan. Diese gleicht unserem zahmen Ziegenbok in der Grösse, und dem Hirsch an Haar, Bildung und Geschwindigkeit. Uebrigens scheinen der Algazel und Pasan sehr nahe mit einander verwandt zu seyn; sie halten sich auch an einerley Klima; nur hält sich der Algazel selten anderswo, als in den Ebenen und der Pasan in Gebirgen auf; ihr Fleisch ist sehr gut. Kämpfer hat es nicht gut abgebildet.

Die neunte ist ein Thier, so in Senegal Nanguer oder Nanger heißt. Es ist vierthalb Fuß lang und dritthalb hoch; mit dem Rehe ist sie von gleicher Bildung und Farbe, falb an den obern Theilen des Leibes, weiß unter dem Bauch und vor dem Hintern, und hat einen Flek von eben solcher Farbe unter dem Halse; ihre Hörner fallen nicht ab, und halten ungefähr sechs bis sieben Zoll in der Länge, sie sind schwarz und rund; sie sind nicht wenig vorwärts gekrümmt und legen sich, fast in eben dem Maasse, wie die Spitzen der Gemshörner nach hinten zu um; diese Nangers sind sehr artige Thiere und werden leicht zahm. Dieses Thier ist vermuthlich die Dama der Alten, von der Plinius sagt: Cornua rupicapris in dorsum adunca, damis in adversum. Die Nangers sind die einzige Thiere, deren Hörner mit dieser Beschreibung übereinkommen, und ihr Vaterland ist auch, wie der Plinianischen Dama, blos Afrika. Die aber, die ein Thier mit einem Barte zur Dama gemacht haben, haben sich ganz gewiß geirret.

Die zehende Gazelle ist ein Thier, das in der Barbarey und in Mauritanien sehr häufig ist, und von den Engländern Antilope genennet wird. Es ist so groß, wie unsere Rehe; es hat viel Aehnlichkeit mit der Gazelle und dem Kevel; doch hat es grössere Thränenhöhlen, als die Gazelle; ihre Hörner sind ungefähr vierzehn Zoll lang; sie stossen, so zu reden, mit ihren Untertheilen zusammen, und stehen mit ihren Spitzen fünfzehn bis sechzehn Zoll voneinander ab; sie sind mit Ringen und halben Ringen eingefaßt, die nicht so erhaben sind, wie an den Hörnern der Gazelle und des Kevels; und das eigentlichste Abzeichen der Antilope ist dieses, daß ihre Hörner eine doppelte symmetrische und sehr merkliche Biegung haben, daß sie, wenn sie zusammen gehalten werden, wie in dem Gesnerischen Thierbuch geschiehet, ziemlich gut die Form einer alten Leier vorstellen. Die Antilope hat, wie die andern Gazellen auf dem Rücken falb Haar, und unter dem Bauch weisses; allein diese beiden Farben werden unten an den Weichen durch keinen braunen und schwar-

schwarzen Streif voneinander geschieden, wie bey der Gazelle, dem Kevel, der Corine u. s. w. auf unserer Pl. XXIV. trägt sie den Namen Strepsiceros den sie beym Plinius hat.

Es scheint bey den Antilopen, so wie bey den andern Gazellen verschiedene Rassen zu geben, eine grössere, die die Afrikaner Lidmer nennen, und eine kleinere, die in Ostindien sehr gemein seyn muß, indem die heidnischen Priester gemeiniglich eine Art von Gewehr, so aus zween spitzigen und etwan anderthalb Schuh langen Hörnern zusammen gefüget ist, und dessen sie sich wie eines kleinen Stockes mit zwo Spitzen bedienen, zum Zeichen ihrer Würde tragen. Die Antilopen von denen es drey bis vier Abfälle gibt, scheinen die Thiere zu seyn, die von den Alten mit dem Namen Strepsiceros und Addax bezeichnet sind.

Die Δορκας des Aristoteles ist keine Gazelle, sondern das Reh, hingegen hat Aelian dieses Wort gebraucht, nicht nur die wilden Ziegen überhaupt, sondern die lybische oder gemeine Gazelle insonderheit zu bezeichnen. Der Πυγαργος (Tab. XXXIV.) der Griechen ist vermuthlich die egyptische oder persische Gazelle, nämlich der Algazel oder der Pasan. Dieses Thier mußte den Griechen bekannt seyn, wie den Hebräern; denn man findet den Namen Pygargus in der Uebersezung der siebenzig Dollmetscher (5 B. Mos. Cap. 14.) unter den Thieren, deren Fleisch rein war.

Herr Russel berichtet in seiner Naturgeschichte von der Gegend um Aleppo, daß es bey dieser Stadt zwo Sorten von Gazellen gebe; die eine, die Berggazelle, sey die schönste, und auf dem Halse und Rücken dunkelbraun; die andere die Feldgazelle, sey weder so schön gebaut noch so flüchtig, und ihr Haar habe eine bläßere Farbe; diese Thiere lauffen so schnell und lange, daß auch die besten Parforcehunde selten ihnen etwas anhaben können, wenn man nicht einen Falken zu Hülfe nehme; im Winter wären sie mager, doch von gutem Geschmake; im Sommer aber wäre ihr Fleisch mit einem Fette überwachsen, das der Feißte des Damhirsches gleiche; die Gazellen, die man im Hause erzöge, wären kein so herrliches Essen, als die wilden. Diese Gazellen sind, wenn man die Berichte des Herrn Russels, und Hasselquists ansiehet, nicht die gemeinen, sondern die Egyptischen, welche gerade, lange und schwarze Hörner haben, und deren Fleisch in der That ein vortrefliches Wildpret ist; sie werden noch häufiger in der Landschaft Thebais und in ganz Oberegypten, als um Aleppo gefunden; sie nähren sich von aromatischen Kräutern, und von Staudenknospen u. s. w. und gehen gemeiniglich fünf bis sechse beysamen; ihr Geschrey gleicht dem Mekern der Ziegen. Man jagt sie nicht nur mit ordentlichen Jagdhunden und nimmt dabey einen Falken zu Hülfe, sondern auch mit dem kleinen Pantherthier, das noch unter dem Namen Unze vorkommen wird. In einigen Gegenden fängt man die wilden Gazellen mit zahmen, denen man ein Schlingenwerk von Stricken um die Hörner gemacht hat, und die man gehen läßt, so bald man einen Haufen Gazellen erblikt. Wenn nun ein solcher Gazellenbok sich den wilden nähert, so gehet der Bok des Rudels ihm entgegen, und indem er seine Hörner gegen ihn versucht, verwickelt er sich in die Schlingen; und eben so fangen sie die Weibchen mit den Zahmen, die man auf das Feld laufen und mit ihnen spielen lässet.

Die Antilopen lieben die Reinlichkeit sehr, und legen sich nirgends nieder, als wo es trocken und sauber ist; sie sind ungemein rasch im Laufen, horchen und merken auf jede Gefahr, und geben auf alles achtung, so, daß sie in freyen Gegenden sich lange Zeit umsehen, und so bald sie einen Menschen, oder sonst einen Feind entdecken, aus allen Kräften fliehen. Doch sind sie bey dieser natürlichen Furchtsamkeit auch gewissermassen herzhaft, denn wenn sie überrascht werden, so bleiben sie auf einmal stehen, und bieten die Spitze.

Ueberhaupt haben die Gazellen schwarze, grosse, sehr muntere und zugleich so zärtliche Augen, daß man es in den Morgenländern einer Dame zur Schmeicheley sagt, sie habe Gazellen Augen. Sie haben meistentheils feinere und dünnere Beine, als das Reh, und ein eben so kurzes, aber weicheres und glänzenderes Haar; ihre Vorderbeine sind nicht so lang, als die hinteren, wodurch es ihnen, wie den Hasen, leichter wird Berg an, als Berg nieder zu laufen; an Schnelligkeit geben sie wenigstens dem Rehe nichts nach, allein dieses hupft und springt vielmehr, als daß es läuft, die Gazellen hingegen thun keine Sprünge.

ge. Die mehresten sind falb auf dem Rücken, und weiß unter dem Bauche, und haben dabey einen braunen Streif, der jene beyde Farben an den Weichen von einander scheidet; ihr Schwanz ist bald gröſſer bald kleiner, aber allezeit mit ziemlich langen schwärzlichten Haaren bewachsen; ihre Ohren stehen gerade in die Höhe, sind lang, haben in der Mitte eine ziemlich weite Oefnung, und endigen sich in eine Spitze. Alle Gazellen haben gespaltene Klauen, fast auf gleiche Art, wie die Schaafe; alle, sowohl Männchen als Weibchen, haben beständige Hörner, wie die Ziegen; nur sind die Hörner der Mutter-Gazellen dünner und kürzer, als die Hörner der Böcke.

Da oben von der Bezoar-Gazelle gesagt worden ist, so müssen wir erinnern, daß über den orientalischen Bezoar, der wie man weiß, aus concentrischen Schichten bestehet, und in der Gegend des Mittelpunkts zum öftern etwas von einer fremden Materie, z. E. kleine Kiesel, Kerne von Pflaumen, Tamarinden u. d. m. verschließt, man sehr uneinig gewesen ist, indem ihn manche dem Pazan allein, andere Ziegen, Schaafen u. d. gl. zugeschrieben haben. Es scheinet aber, als ob sich alles miteinander vereinigen lasse, was verschiedene Reisebeschreiber verschieden davon gesagt haben, und daß er sich nicht von einem besondern Thiere, sondern von mehrern unterschieden herschreibe. Nur muß man den Affen nicht dazu rechnen; da diese Gewächse, die man Affenbezoar nennet, sich durchgängig von dem orientalischen Bezoar unterscheiden. Der occidentalische Bezoar aber wird in dem Magen der Lamas und Pacos, die an einem andern Orte beschrieben werden sollen, gefunden.

Bezoarsteine überhaupt sind nichts anders, als ein Nachbleibsel von Pflanzenartiger Nahrung, die blos in solchen Thieren erzeugt werden, die sich von grünem Futter nähren. Da auf den Gebürgen des südlichen Asiens die Kräuter stärker und hitziger sind, als in irgend einer anderen Weltgegend, so sind auch die Bezoarsteine davon kräftiger, als die andern alle; in Europa, wo die Kräuter nur geringe Kräfte haben, und in allen Ebenen der beyden festen Welttheile, wo sie grobfäsericht sind, werden keine Bezoare, sondern nur Aegagropilen erzeugt, die nichts als Haare der Wurzeln und Fäden enthalten, die das Thier vor Härte nicht hat verdauen können.

Der Bubal

und die übrigen Thiere die zu den Gazellen und Ziegen gehören.

TAB. XXVII.

Der Bubal, dessen Namen die neueren Lateiner aus Irrthum dem Büffel gegeben haben, gleichet dem Hirsche, den Gazellen und dem Ochsen vermittelst einiger sehr merklichen Aehnlichkeiten; dem Hirsch in der Gröſse und Figur des Körpers, und vornehmlich in der Bildung der Beine; allein seine Hörner fallen nicht ab, und haben beynahe ein Geschicke, wie das Gehörn der gröſten Gazellen, denen er sich durch diesen Charakter, und in seinen natürlichen Gewohnheiten nähert. Indessen hat er einen weit längern Kopf, als die Gazellen, und selbst als der Hirsch. Dem Ochsen kommt er vermittelst seines langen Mauls, und in Ansehung der Lage von den Knochen des Kopfes bey, an welchem die Hirnschale nicht nach hinten zu über den Stirnknochen hinübergehet. Diese verschiedene Aehnlichkeiten der Bildung haben Gelegenheit gegeben, daß man den Bubal in den spätern Zeiten Buselaphus, Stierhirsch, bucula cervina, Hirschkuh, barbarische Kuh, u. s. w. genennet hat. Selbst der Name

Antilope.
Capra Strephiceros.

Axisbock.

Ziege von Angora.

Kleines Hirschgen.

Gazelle Kevel.

Gib.

Nagor.

me Bubalus, welcher von Bubulus herkommt, ist von den Aehnlichkeiten, die dieses Thier mit dem Ochsen hat, hergenommen.

Der Bubal hat einen schmalen und sehr langen Kopf, sehr hochliegende Augen, eine kurze und schmale Stirne, beständige, schwarze, dicke und auch mit Ringen umgebene Hörner, die in der Gegend ihres Ursprungs sehr nahe beysamen stehen, zwischen deren Spitzen aber ein sehr weiter Abstand ist; sie sind nach hinten zu umgekrümmt, und wie eine Schraube gedrehet, deren Gänge aussehen würden, als wenn sie vorn und oben abgenuzt wären. Er hat hohe Schultern, so daß sie auf dem Widerrisse eine Art von Höker hervorbringen. Der Schwanz ist beynahe einen Schuh lang, und hat am Ende einen Zopf langer Schweifhaare; die Ohren gleichen den Ohren der Antilope. Kalbe hat dieses Thier ein Elend genennet, ob es gleich demselben blos vermittelst des Haares gleichet, welches gegen die Wurzel zu dünner ist, als in der Mitte und an der Spitze. Dieses haben diese beyden Thiere für allen übrigen eigen. Auch ist das Haar des Bubals beynahe von gleicher Farbe mit dem Haar des Elends, doch ist es weit kürzer, nicht so dicht, und weicher. Die übrigen Aehnlichkeiten hat er alle mit den Gazellen. Die Beschreibung, die die Herrn von der Akademie von der barbarischen Kuh gegeben haben, stimmt mit dem, was von dem Bubal gesagt worden ist, vollkommen überein, und man siehet daraus, daß er weder Gazelle, noch Ziege, noch Kuh, noch Elend, noch Hirsch ist, von dem es sich ausser den Hörnern, die niemals abfallen, auch dadurch unterscheidet, daß er eine Gallenblase hat, die den Hirschen, Rehen u. s. f. mangelt. Uebrigens ist es eben das Thier, das Cajus bey dem Geßner unter dem Namen Buselaphus beschrieben hat. Es gibt unter den Bubaln auch Abfälle in Ansehung der Leibes-Grösse und Bildung der Hörner; es ist aber deswegen nicht nöthig besondere und verschiedene Gattungen daher anzunehmen.

Dieses Thier ist in der Barbarey und in allen Theilen von Afrika ziemlich häufig; es ist fast von einerley Naturelle mit den Antilopen und hat so wie diese, ein kurzes Haar, und eine schwarze Haut und ein schmakhaftes Fleisch.

Der Condoma.

Herr von Büffon hat den Kopf eines Thieres vor sich gehabt, dessen Name Condoma seyn soll. Er glaubt daß er auf das Thier passe, das Kolbe mit dem Namen einer wilden Ziege vom Vorgebürge der guten Hofnung bezeichnet hat und von der er sagt, sie seye bey den Hottentotten ohne Namen, so groß wie ein Hirsch; ihr Kopf seye ungemein schön und mit zweyen glatten, krummen und spitzen Hörnern gezieret, die drey Schuhe lang seyen, und deren Spitzen zween Schuh weit von einander abstehen. Von der Stirne an, längst dem ganzen Rücken sehe man einen weissen Streif, der sich über dem Schwanze endige; ein anderer von eben der Farbe durchschneide den ersten unter dem Halse, der davon umgeben werde; noch einer vor den Vorder- und der andere vor den Hinterbeinen umgeben den ganzen Leib; das Haar, womit der übrige Leib bedekt seye, falle ins Graue, und habe einige rothe Flecken, unter dem Bauche seye es weiß. Der Bart seye grau und sehr lang aber doch wohl proportionirt.

Das Thier Gib oder Guib.

Das Thier Gib, ist weder von irgend einem Naturforscher, noch Reisebeschreiber angezeiget worden, ob es gleich in Senegal ziemlich gemein ist: Es gleichet den Gazellen, und vorzüglich dem Ranger, in Absicht auf die Grösse und Bildung des Körpers, die Leichtigkeit der Beine, die Gestalt des Kopfes und des Mauls, die Augen, die Ohren und die Länge des Schwanzes und den Mangel des Bartes; aber alle Gazellen, und besonders die Rangers, haben einen schönen weissen Bauch, anstatt daß Guib Brust und Bauch von ziemlich dunklen Kastanien-Braun hat; auch unterscheidet er sich von den Gazellen durch die Hörner, welche glatt und ohne Querringe sind, und zwo länglichte Kanten, eine

nach oben, und die andere nach unten zu haben, welche einen Spiralkreis vom Untertheil bis zur Spitze formiren; sie sind auch ein wenig platt gedrukt, und vermittelst dieser Theile nähert sich der Gib mehr der Ziege, als der Gazelle; nichts destoweniger ist er weder die eine noch die andere, sondern von einer besondern Gattung, die zwischen beyden das Mittel zu halten scheinet. Dieses Thier ist sehr merkwürdig wegen seiner weissen Streife auf einem Grund von kastanienbraunem Haare. Diese Streife liegen auf dem Leib in die Länge und in die Quere, als wenn es ein Reutschmuk wäre. Es lebt gesellig, und wird bey grossen Rudeln in den Ebenen und Wäldern der Landschaft Podor angetroffen.

Die Grimmische Ziege.

Der Doktor Hermann Grimm hat in Afrika in einem Schlosse am Vorgebürge der guten Hofnung eine sonderbare Ziege gesehen, die er folgendermassen beschreibt. Ihre Farbe ist aschgrau und ein wenig dunkel; sie hat oben auf dem Scheitel des Kopfes einen Zopf von gerade in die Höhe stehenden Haaren, und zwischen jedem Nasenloch und dem Auge, eine Höhlung, worinn sich eine gelblichte, fette zähe Feuchtigkeit sammlet, die mit der Zeit hart und schwarz wird, und im Geruche von Bibergeil und Muscus etwas an sich hat. Wenn man diese Materie weggenommen hat, so quillet sie von neuem wieder hervor, und wird auf gleiche Weise an der Luft verhärtet. Diese Höhlungen hatten keine Gemeinschaft mit den Augen, und die verdekte Feuchtigkeit war von derjenigen unterschieden, die sich in dem grossen Augenwinkel der Hirsche und einiger anderer Thiere sammlet. Weil Grimm der erste ist, der von ihr geschrieben hat, so hat sie bey den Naturkundigern den Namen der Grimmischen Ziege behalten. Ob sie sich gleich durch den Haarbüschel und die Höhlung unter den Augen von allen andern Ziegen oder Gazellen unterscheidet, so kommt sie doch sowohl mit diesen, als mit jenen überein, und zwar nicht allein in der Bildung des Körpers, sondern auch sogar vermittelst der Hörner, die so, wie die Hörner der übrigen Gazellen, gegen den Untertheil beringt sind, und länglichte Streifen haben, und zugleich wagrecht nach hinten gerichtet, und sehr kurz sind, wie die Hörner der kleinen afrikanischen Ziege. Da übrigens dieses Thier kleiner ist, als die Ziegen, Gazellen u. s. f. und sehr kurze Hörner hat, so scheinet es den Abfall (Nuance) zwischen den Ziegen und den kleinen Zwerghirschchen zu machen.

Es scheinet daß bey der Grimmischen Ziegenart das Männchen allein Hörner trage; dann das Individuum, das Grimm beschreibt und davon er die Abbildung gibt, hätte keine; hingegen hatte Herr von Büffon von dem Herrn Adanson einen Kopf, mit zwey Hörnern, die zwar sehr kurz sind, und im Haare versteft liegen, aber doch noch sichtbar genug, um dem Auge des Naturforschers nicht entwischen zu können.

Das Zwerghirschchen.

Man hat zulezt den den Namen Zwerghirschchen (Chevrotain Tranulus) kleinen Thieren aus den heissesten Ländern von Afrika und Asien gegeben, die fast alle Reisebeschreiber unter der Benennung des kleinen Hirsches, oder der kleinen Hindin angezeigt haben; in der That gleichen die Zwerghirschchen im Kleinen dem Hirsche, was die Bildung des Mauls, die Leichtigkeit des Körpers, den kurzen Schwanz und die Form der Beine betrift. Aber der Unterscheid ist ungeheuer, wenn man auf die Grösse siehet, indem die grössesten Zwerghirschchen höchstens nicht grösser als ein Hase sind. Ausserdem haben sie kein Geweihe auf dem Kopfe. Einige sind gänzlich ohne Hörner, und die, welche tragen, haben sie hohl, beringt und denen Gazellen-Hörnern ziemlich ähnlich. Ihr kleiner gespaltener Huf gleicht ebenfalls dem Fuß der Gazelle weit mehr, als dem Fuß des Hirsches. Sie gehen aber von beyden darinn ab, daß sie keine Thränenhöhlen oder Vertiefungen unter den Augen haben, und nähern sich in diesem Stük den Ziegen wieder. Aber in der That sind sie keines von allen dreyen, und machen eine oder mehr besondere Gattungen aus. Seba gibt die Beschrei-

Gazella . Tab : XXIX

Cervo-Camelo
Lama
ſ. Huanacus.

Capreolus Moſchi .
Biſem thier .

schreibung und die Figuren von fünf Zwerghirschchen: Das erste kommt unter dem Namen der kleinen afrikanischen Hindin von Guinea ohne Hörner; das andere unter dem Titel, das Hirschkälbchen oder das kleine sehr zarte afrikanische Hirschchen; das dritte, das sehr kleine guineische Hirschchen; das vierte; die kleine röthlichte und weiß geflekte surinamische Hindin; und das fünfte unter der Benennung der afrikanische Hirsch mit rothem Haare. Die drey ersten sind offenbar eines und eben dasselbe Thier, das fünfte, das gröſſer ist, als diese erstern und ein weit längeres und dunkleres rothfalbes Haar hat, scheinet blos ein Abfall von dieser ersten Gattung zu seyn. Das vierte aber ist vermuthlich kein surinamisches Thier, sondern blos ein anderer Abfall von eben dieser Gattung, die sich nur in Afrika, und in den südlichen Theilen Asiens befindet, es müßte dann aus irgend einem südlichen Land der alten Welt nach Surinam hinüber gebracht worden seyn. Es scheinet aber, daß es noch eine zweyte Art Zwerghirschchen gebe, die von den bereits angezeigten wirklich abgehet. Dieses zweyte Zwerghirschchen hat kleine Hörner, die nur einen Zoll in der Länge und im Umfange haben; sie sind hohl, schwärzlicht, ein wenig gebogen, sehr spitzig und am Untertheile mit drey bis vier Ringen umgeben, nicht aber, wie Kolbe sagt, dem Hirschgeweih ähnlich.

Diese Thiere machen bey ihrer kleinen Taille eine artige Figur, nach allen Verhältnissen. Sie thun Sprünge und Sätze bis zum Erstaunen. Bosmann sagt, er habe einige von diesen Thierchen, die die Negern Hirschkönige nennen, gesehen, die über eine Mauer von zehen bis zwölf Fuß hoch hinüber sprangen; allein wahrscheinlicher Weise können sie nicht lange laufen, denn die Indianer fangen sie im Laufe. Die Negern jagen sie auf gleiche Art, und erlegen sie mit Stokstreichen oder mit kleinen Assagayen. Man sucht sie sehr, weil ihr Fleisch ein vortreffliches Essen ist.

Wenn man die Zeugnisse der Reisebeschreiber vergleichet, so erhellet, daß das Zwerghirschchen ohne Hörner das ostindische seye; daß dasjenige, so Hörner hat, in Senegal zu Hause gehöre, und bey den Einwohnern des Landes Guevei heisse; daß blos das Gueveibökchen Hörner habe, und daß das Zwerghirschchen mit weißgeflekter Haut, oder des Seba surinamisches, sich in Ostindien und namentlich in Ceylon finde, wo es Memina heißt. Die fünfe des Seba werden also blosse Abfälle von dem Memina, und das allerkleinste Zwerghirschchen, das man in Senegal Gueveikaior nennt, nichts als eine Varietät vom Guevei, seyn. Uebrigens können alle diese kleinen Thiere nicht anders, als in Gegenden von übermäßiger Hitze leben, und sterben, wenn man sie nach vieler Mühe nach Europa bringt, in kurzer Zeit; sie sind sanfter Art, gesellig und machen eine sehr artige Figur. Sie sind ohne alle Vergleichung die kleinesten Thiere unter denen die gespaltene Klauen haben, und ihre Füßchen, die nach Proportion des Leibes ziemlich lang sind, sind so dünne, daß es einige darunter gibt, die einen Pfeiffen-Stiel nicht an Dicke übertreffen, und häufig in Gold oder Silber eingefaßt werden.

Das Bisamthier.

TAB. XXIX.

Es würde noch etwas beträchtliches zu der Geschichte der Ziegen, Gazellen u. s. f. erfordern, wenn man das Thier vorbeygienge, von dem man den eigentlichen Bisam erhält, und welches eben so berühmt, als wenig recht bekannt ist. Alle neue Naturkündiger, und die meisten Reisebeschreiber von Asien, haben desselben erwähnet; einige unter dem Namen eines Bisambirsches, Bisamrehes, oder einer Bisamziege; andere so, daß sie es als ein grosses Zwerghirschchen angesehen haben; und in der That scheinet seine Natur zweydeutig zu seyn, und von allen diesen Thieren etwas zu haben, wiewohl es seiner Gattung nach

einzig und von allen andern Thieren verschieden ist. Es ist so groß, als ein kleines Reh, oder eine Gazelle, aber sein Kopf hat kein Gehörn, und kein Geweihe, wiewohl ihm Abusseid Serafi gerade und nur ein wenig gekrümmte Hörner gibt, welchen Irrthum Aldrovand nachgeschrieben hat.

Es hat auch, wie das Zwerghirschchen zween grosse Hunds- oder Hackenzähne in dem Oberkinnbacken. Aber dadurch ist es von allen Thieren unterschieden, daß es eine Art von Beutel, dessen Durchschnitt ungefähr zween bis drey Zoll beträgt, nahe am Nabel hat, wo der Liquor, oder vielmehr die fettichte Feuchtigkeit des Bisams hinein seigert, die dem Geruch und der Consistenz nach, von dem Zibethe verschieden ist. Die Griechen und Römer kannten dieses Thier nicht; die Araber sind die ersten bey denen sich eine Anzeige davon findet, und Nehem. Grew ist der einzige auf dessen Schrift man fussen kan. Er hat nach der Haut des Thiers, die zu seiner Zeit in dem Cabinete der königlichen Societät zu Londen aufbehalten ward, folgende Beschreibung gemacht, dieses Thier ist vorn von der Nase an bis an den Schwanz ungefähr drey Schuh lang; der Kopf hat fünf bis sechs Zoll, und der Hals sieben bis acht Zoll in der Länge; die Stirne ist drey Zoll breit, das Ende der Nase nicht völlig einen Zoll, die Nase ist zugespizt, und der Nase eines Windhunds ähnlich; die Ohren sind fast, wie bey einem Kaninchen, sie sind gerade und ungefähr drey Zoll hoch; der Schwanz ist ebenfalls gerade, und nicht über zween Zoll lang; die Vorderbeine sind ungefehr dreyzehn bis vierzehn Zoll hoch; Dieses Thier gehöret unter die, welche gespaltene Klauen haben; sein Fuß ist tief gespalten und hat vorn zwo Huf- oder Laufklauen, die über einen Zoll lang sind, und nach hinten zu zwo andere, die fast eben so groß sind (die Hinterbeine mangelten an der Haut). Die Haare am Kopf und den Beinen waren nur einen halben Zoll lang, und zimlich fein; unter dem Bauch waren sie ein wenig dicker, und anderthalb Zoll lang; auf dem Rücken und am Hintern betrug ihre Länge drey Zoll, und dabey waren sie drey bis viermal dicker, als Schweinsborsten. Diese waren eins ums andere braun und weiß, von der Wurzel bis an die Spitze; auf dem Kopfe und an den Beinen waren sie braun, am Bauch und unter dem Schwanze weißlicht; auf dem Kreuz und am Bauche wellenförmig, und überhaupt waren sie weicher anzufühlen, als bey den meisten übrigen Thieren. Sie sind überaus leicht und von einer sehr lokeren Textur; denn wenn man sie spaltet, und unter das Vergrösserungsglas bringt, so scheinen sie gleichsam aus solchen Bläschen zu bestehen, wie man in Federkielen erblicket. An jeder Seite des Unterkinnbackens, und zwar ein wenig unter den Winkeln des Mauls findet sich ein kleiner Zopf, ungefehr drey Viertel-Zoll lang, von harten, steifen und gleichlangen Haaren, die den Borsten der Schweine zimlich ähnlich sind.

Die Blase oder der Beutel, der den Bisam einschließt, ist ungefehr drey Zoll lang und zween breit, er raget ungefehr anderthalb Zoll über der Haut des Bauchs hervor. Das Thier hat sechs und zwanzig Zähne, 16. in dem Unterkinnbacken, nemlich vorn 8 Schneidezähne, und hinten 4 Backenzähne und eben so viele Backenzähne an jeder Seite des Oberkinnbackens; und anderthalb Zoll weit von der Spitze der Nase findet sich an jeder Seite eben dieses Oberkinnbackens, ein Gewehr- oder Hunds-Zahn, der ungefehr dritthalb Zoll lang, nach hinten und nach unten gekrümmt ist und in einer Spitze ausgeht; sie sind einen halben Zoll breit, von so geringer Dicke und hinten schneidend, so, daß sie einer kleinen Sichel zimlich gleich sehen. Der Kopf ist ohne Hörner: S. Museum Reg Soc. by Nehem Grew. M. D. London 1681. aus dieser Beschreibung wird man merken, daß die Figur auf der XXIX. Pl. eben so wenig richtig seye, als die meisten, die man von diesem Thiere hat, die in dem Museo des Calceolarius ausgenommen.

Aus eben dieser Beschreibung erhellet, daß dieses Thier vermittelst verschiedener Aehnlichkeiten zuvörderst dem wilden Eber nahe komme, und vielleicht noch näher dem Thiere, das Babirusse heißt, und von den Naturbeschreibern den Namen des indianischen wilden Schweins erhalten hat, denn dieses hat nebst verschiedenen Charaktern vom wilden Schweine, so wie das Bisamthier, eine etwas schmächtige Taille und hohe schlanke Beine, wie ein Hirsch oder Reh. Andern Theils hat das amerikanische Schwein Pecari auf dem Rücken eine Höhlung, oder Beutel, worinn eine sehr reichliche Feuchtigkeit von starkem Geruche aufbehalten ist, so wie ihn das Bisamthier unter

ter dem Bauche hat. Ueberhaupt gehört keines von den Thieren, die starkriechende Feuchtigkeiten von sich geben, als der Dachs, Biber, Pecari, Dudatra, Desman, die Ziebethkatze, das Ziebeththier ins Geschlecht der Hirsche oder Ziegen, und wenn es im Oberkinnbacken Schneidezähne hätte, so wie es Gewehrzähne hat, so hätte Herr von Büffon geglaubt, daß es sich mehr den Schweinen nähere; allein der Mangel dieser macht, daß es sich wieder den wiederkäuenden Thieren und vor allen dem Zwerghirschchen, nähert, das gleichfalls wiederkäuet, ob es gleich keine Hörner hat.

Das einzige, worüber die, die von diesem Thiere geschrieben und bald mehr bald weniger geirret haben, übereinstimmen, ist dieses, daß der Bisam in einem Beutel oder in einer Beule erzeugt werde, die in der Nachbarschaft des Nabels ist. Blos das Männchen liefert, nach den Berichten, den ächten Bisam; das Weibchen hat zwar eben dergleichen Beutel am Nabel, aber die Feuchtigkeit, die daselbst filtriret wird, ist nicht von gleichem Geruche; die Beule des Männchens wird blos zur Brunftzeit mit Bisam angefüllet, und die Feuchtigkeit ist zu andern Zeiten nicht so überflüßig, und schwächer von Geruch.

Was die Materie des Bisams selbst betrift, so ist vielleicht sein Wesen, das ist, seine reine Substanz eben so wenig bekannt, als die Natur des Thiers, das ihn hervor bringt. Alle Reisebeschreiber sagen einstimmig, daß diese Spezerey von denen, die sie verkaufen, allemal verfälscht und mit Blute von dem Thier, oder andern Spezereyen vermischt seye. Die Chineser machen durch diese Vermischung nicht nur die Masse davon gröser, sondern suchen auch noch das Gewicht zu vermehren, indem sie fein gestossenes Bley hineinzubringen wissen. Doch lassen sich die Kaufleute den Betrug mit Bley noch lieber gefallen, als wenn man von der zerhakten Leber und dem Blut des Thieres darunter mischet, denn jener verändert doch die Natur des Bisams nicht, da hingegen der leztere Betrug nicht nur den Bisam schwächet, sondern auch macht, daß sich binnen zwey oder drey Jahren gewisse kleine Thierchen zeugen, die den guten Bisam verzehren.

Der reinste Bisam ist derjenige, den das Thier an Steinen oder Baumstämmen fliessen läßt, gegen die es sich reibt, wenn die Materie zu brennen anfängt, oder der Beutel damit überfüllet ist. Der Bisam der in dem Säkchen selbst gefunden wird, ist selten von gleicher Güte, weil er noch nicht reif ist, oder auch, weil er blos in der Brunftzeit seine ganze Stärke und Geruch erlangt, da denn zu eben dieser Zeit das Thier sich der gar zu heftig brennenden Materie entschüttet, die ihm alsdenn Stechen und Jucken verursacht. Wer die Kunstariffe, deren sich die Morgenländer bedienen, diese Spezerey zu verfälschen, kennen lernen will, wird sie bey Tavernier und Chardin finden. Diese Spezerey ist die heftigste unter allen bekannten, und eine sehr kleine Dosis davon ist genug, sehr viel damit zu parfumiren; das kleinste Stükchen riechet man schon auf eine beträchtliche Weite, und wenn nur etwas damit angemacht ist, so bleibet der Dunst so beständig, daß die Kraft davon nach vielen Jahren nichts verlohren zu haben scheint. Es ist auch eine gemeine Sage, daß indem man den Beutel abschneidet, worinn der Bisam ist, ein heftiger Geruch herausgehe, daß der Jäger Mund und Nase mit vielfach zusamen gelegter Leinwand verbunden haben müsse, und daß er dieser Vorsicht ungeachtet durch den heftigen Geruch nicht selten zu einem so gewaltigen Nasenbluten gebracht werde, daß er davon sterbe.

Die wilde Ziegen Antilope (Oryx) Cudus.

Herr Doktor Pallas hat in der Sammlung des Prinzen von Oranien im Haag das Skelet eines Thiers gesehen, das er für den Cudus hält, davon Büffon ein Horn also beschreibet. Es ist sehr groß, beynahe gerade, und von einer dicken und schwarzen Substanz, es hat von unten auf und in dem grössesten Theil seiner Länge, eine grosse dicke Kante, die ungefähr einen

Zoll hoch erhaben ist; und diese erhabene Kante macht an seinem Untertheile anderthalb Schneckenwendungen, und verliehrt sich gänzlich am Obertheile des Horns, der in eine Spitze ausgehet. Ueberhaupt dunkte uns, als wenn dieses Horn bloß mit einem Büffelshorne mehr Aehnlichkeit hätte, als mit irgend einem andern. Endlich schließt er, daß das Thier welches zu Pondichery Corsdors heißt, welches Cudus ausgesprochen werden muß nichts anders, als die Pacasse oder Büffelart seye, die in Congo angetroffen wird, wie Löwen brüllet, weiß mit rothen und schwarzen Flecken ist, Ohren eine halbe Elle lang, und ganz gerade Hörner hat. Herr Pallas hat an seinem Skelete bemerkt, daß es ein wenig höher, als ein Pferd seye. Denn die Länge des Skelets von dem Rande des Kiefers bis an das Ende des Schwanzes, nach dem Rükgrad gemessen, war neun Fuß und etliche Zolle, die Höhe aber, nach den Hinterfüssen gemessen, über drey Fuß und acht Zoll. Die Länge der Hörner betrug 1′, 11″, 3‴ ohngefähr, die unterste Entfernung fast 1′, 10‴, die obere aber zwischen den Spitzen 1′, 4″, ohngefehr. Die vordern Zähne waren alle breit, groß, die äussern aber waren schmäler. Die Klauen waren im Verhältniß des Körpers klein, und die falschen Klauen ragten kaum aus der Haut hervor. Die Farbe des Thiers war lichtgrau, auf dem Rücken gestreift und an dem äussern der Füsse schwärzlicht.

Herr Pallas sagt, dieses Thier werde von den Holländern auf dem Vorgebürge der guten Hofnung das Kaapsche Elandt (Alce Capensis) genennet, und Brisson und Linnäus haben die Stelle Kolbens fälschlich von der Bezoar Antilope verstanden.

Wenn es möglich ist, fährt er fort, die von den ältern Schriftstellern der Zoologie den Thieren beygelegte Namen aus Muthmassungen zu bestimmen, so halte ich dafür, daß unsere gigantische Antilope die Oryx der Alten seye. Es kan aber hieher nicht die Oryx aller Schriftsteller gerechnet werden. Denn was Oppian von der seinigen gesungen hat, scheinet vielmehr auf jene (Antilope Strepsiceros) zu passen. Auch Plinius hat die Oryx unter die wilden Ziegen gerechnet, welche aus den Gegenden jenseit des Meeres kämen. Auch das widerspricht nicht, was Agatharchides, Strabo und Lampridius von den Hörnern der Oryx berichten, welche man statt der Wurfspiesse zu brauchen pflegte. Ob aber jenes aus dem Plinius L. 8. c. 53. damit übereinstimme, daß die Haare der Oryx verkehrt und gegen den Kopf stünden (contrario pilo & ad caput verso). und wenn er im zehenden Buch im 73 Cap. erzählt, daß sich in dem Bauche derselben Blasen befünden, die mit Wasser angefüllt sind, wodurch sich die Getische Strassenräuber in den Wüsten, wo kein Wasser befindlich, erhielten, das mögen andere entscheiden, die Gelegenheit haben, das Thier näher zu untersuchen.

Kolbe berichtet, daß sich dieses Thier auf den höchsten Gebürgen aufhalte. Varro, Columella und Martial haben es unter dem eßbaren Wildpret angeführet, und der lezte sagt, es seye grausam und streitbar. Die Meer-Oryx des Strabo gehöret nicht hieher, und die einhörnigte Oryx einiger Schriftsteller gehöret zu den fabelhaften Erdichtungen.

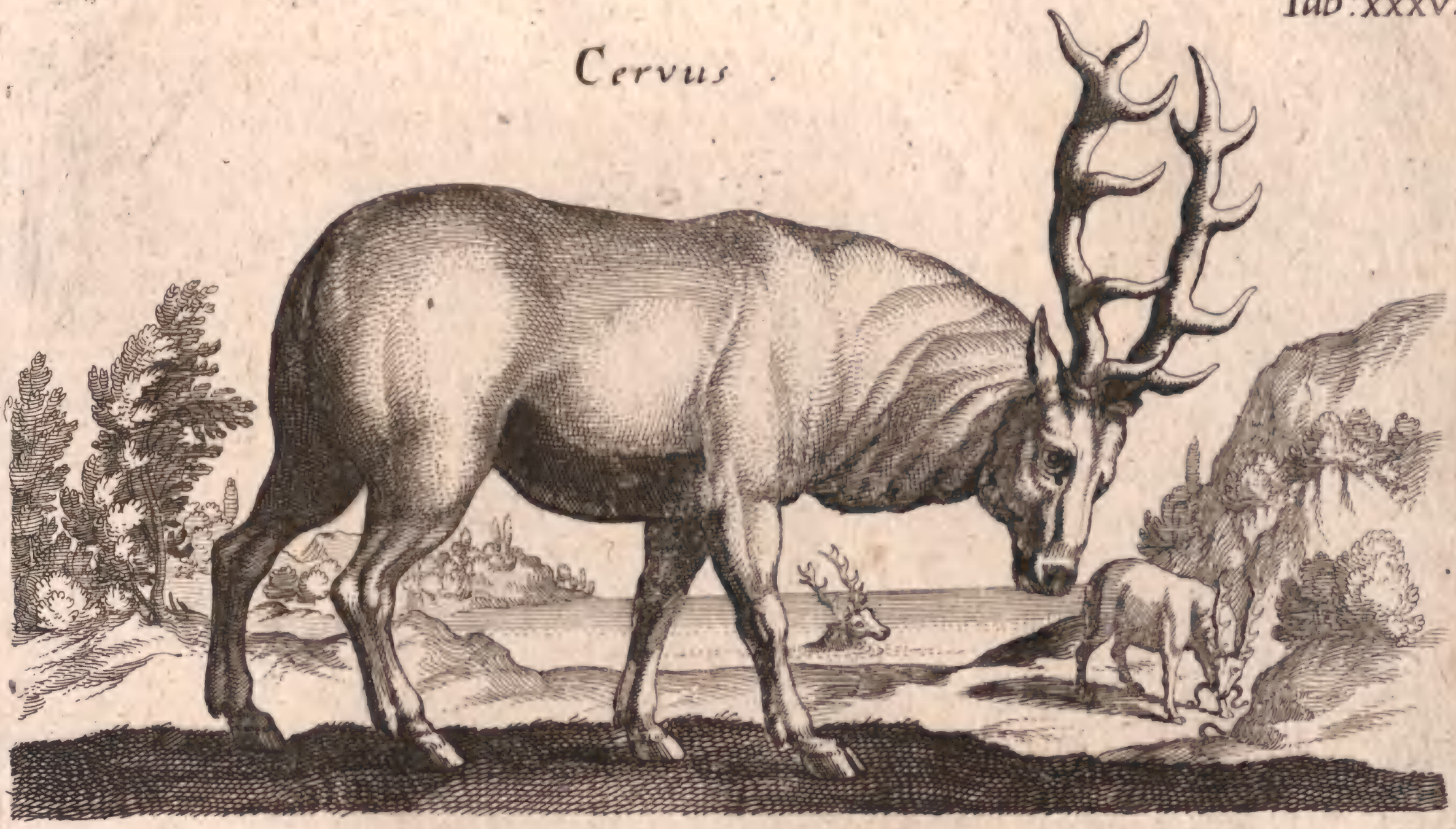
Wem es daran gelegen ist, noch mehr von den Antilopen oder Gazellen unterrichtet zu seyn, den verweisen wir an P. S. Pallas Naturgeschichte merkwürdiger Thiere, erste Sammlung.

Der Hirsch.

TAB. XXXV.

Der Hirsch ist eines von den unschuldigen, sanftmüthigen, und ruhigen Thieren, die nur vorhanden zu seyn scheinen, die Einöden der Wälder zu zieren und zu beleben. Sein schönes und leichtes Ansehen, seine geschlanke und wohlgebildete Gestalt, seine biegsamen und nervenreichen Gliedmassen, sein

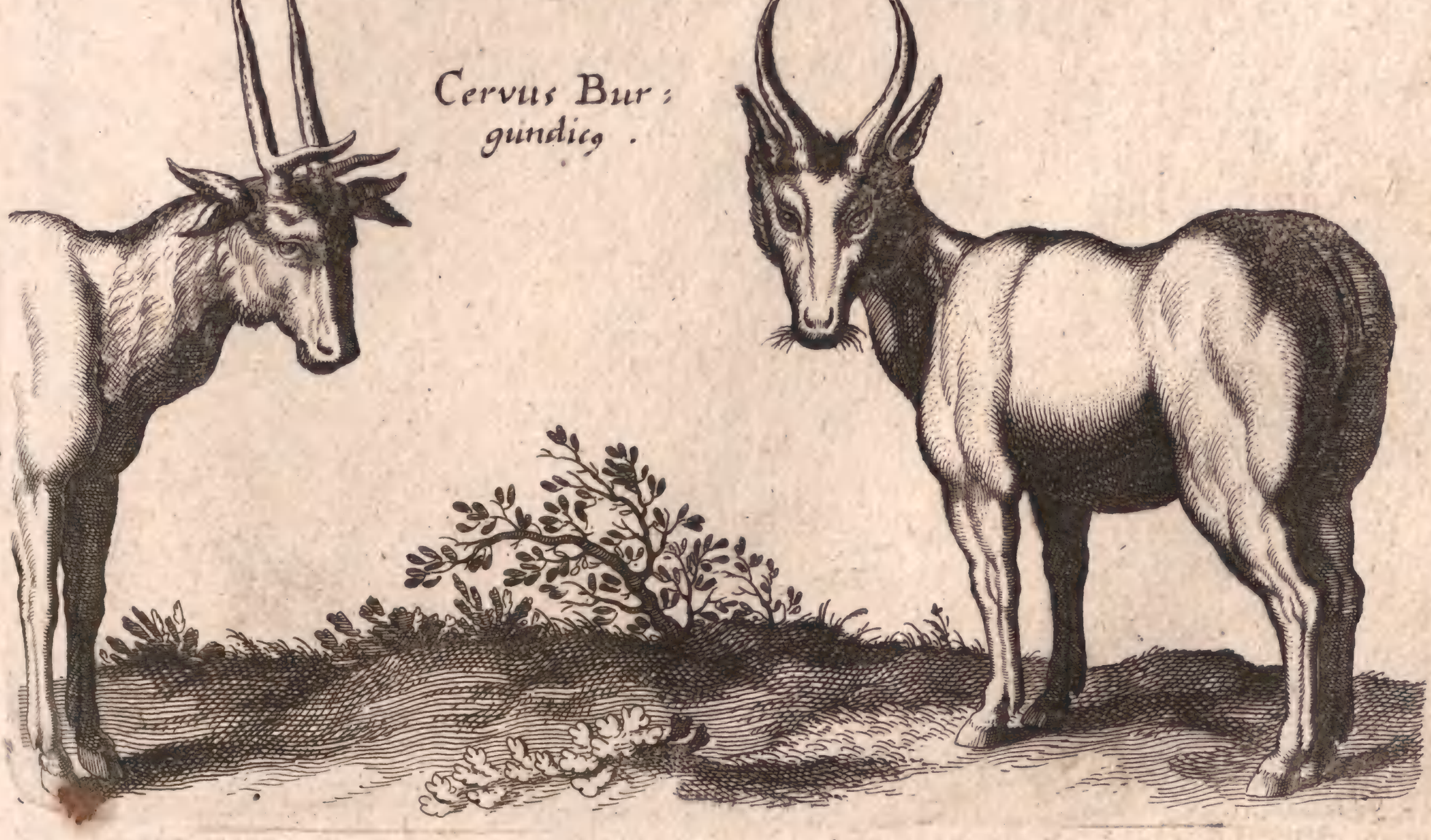
Cervus .



Hippelaphus. mas.

Roſs Hirſch .
Brand Hirſch.

Cervus Bur:
gundicꝰ .



sein Kopf, den ein lebendes und den Gipfeln der Bäume gleich jährlich erneuertes Holz (im Französischen bedeutet das Wort eben sowohl das Geweihe, als Holz) mehr schmücket, als bewaffnet; seine Grösse, seine Leichtigkeit, seine Stärke, unterscheiden ihn zulänglich von andern Bewohnern der Wälder; und wie er der edelste unter ihnen ist, so haben ihn auch die grössesten unter den Menschen zum Hauptgegenstand ihrer Jagdlust gemacht, die wir, aus Achtung gegen sie nicht anklagen dürfen, der wir aber wegen unserem weichen Herzen, das allzusehr bey den Qualen der Geschöpfe fühlet, keine Lobrede halten können.

Die Jagd des Hirsches erfordert sehr viele Kenntnisse, und eben so viel Zurüstungen. Der Jäger muß das Alter und Geschlecht beurtheilen, er muß genau erkennen und unterscheiden, ob der Hirsch den er mit dem Leithunde bestätiget hat, ein Spießhirsch (ein junger der das erste Gehörne, das er im Anfang des zweyten Jahrs bekommt, trägt) ein Gabelhirsch (in seinem dritten bis fünften Jahr) ein junger Hirsch von zehn Enden (der im sechsten Jahr seines Alters ist) ein Zehner (im siebenten Jahre), ein jagdbarer Hirsch (ein Hirsch im achten, neunten, zehenten ꝛc. Jahre) ist. Die vornehmsten Merkmale, durch welche man diese Kenntnisse erhält, sind die Spur (der Eindruk des Fusses in die Erde) und die Lohsung (der Koth). Die Spur des Hirsches ist besser ausgedrükt, als die Spur des Thieres; die Afterklauen (die beyden Knochen, die sich unten am Hintertheile befinden) sind stärker und näher bey der Ferse, sein Schrank (die Schritte) ist besser gewandt, und er schreitet weiter. Sein Gang ist ordentlicher, und er setzet den Hinterlauf in die Spur des vordern. Bey dem Thiere ist die Spur schlechter gebildet; die Schritte sind kürzer, und der Hinterlauf wird nicht ordentlich in die Spur des vordern gesezt. Wenn der Hirsch sein Geweihe zum viertenmale setzet, ist er kenntlich genug, daß man sich bey ihm nicht irren kan; aber es gehöret eine Uebung dazu, die Spur des jungen Hirsches von der Spur des Thiers zu unterscheiden. Die jungen Hirsche von zehen Enden, die Zehner u. s. f. sind noch leichter zu erkennen: ihre vordere Spur ist viel grösser, als die hintere, und je älter sie werden, desto grösser sind die Spuren, die Schalen an der Schärfe abgenuzt und die Spitzen stumpf, (welches aber auch Hirschen zu geschehen pflegt, welche weit hergekommen sind.) Man beurtheilet dieses leicht aus der Weite der Schritte, die auch ordentlicher sind, als bey jungen Hirschen, da der Hinterlauft allemal genau in die Spur des vordern gesezt wird, wenigstens wenn sie nicht ihr Geweihe abgeworfen haben; denn alsdenn ereignet sich bey ihnen der Beytritt fast so sehr, als bey den jungen, aber auf eine verschiedene Art und mit einer Ordnung, welche weder die jungen Hirsche, noch die Thiere zeigen, sie setzen den Hinterlauft zur Seiten des Vorderlaufts, und weder zurücke noch darüber hinaus.

Wenn der Jäger bey trockener Sommerwitterung aus der Spur allein nicht urtheilen kan: so muß er die Spuren des Wildes rükwärts verfolgen, damit er, wo möglich, Lohsung von ihm findet. Wenn man auf desselben Nachricht die Hunde dahin geführet hat, wo der Hirsch verbrochen worden, (wo er hineingegangen ist, und man die Aeste abgebrochen hat, um solches anzuzeigen) muß er seinem Leithunde noch zuzusprechen, und solchen noch auf dem Gefährd zu erhalten wissen, bis der Hirsch aufgesprengt ist; in diesem Augenblicke bläßt derjenige, der aufgesprenget hat, damit die Hunde gelöset werden, und sobald solches geschehen ist, muntert er sie mit Schreyen und Blasen auf. Er muß auch die Spur des Hirsches wohl merken, um ihn zu erkennen, wenn er etwa abspringen und einen andern frischen Hirsch statt seiner auftreiben sollte, oder auch, wenn er nicht allein wäre. Oft trennen sich alsdenn die Hunde und machen zwo Jagden; die Piqueurs (welche bey den Hunden reuten und sie begleiten, damit sie jagen) müssen sich alsdenn auch trennen, und die Hunde, wenn sie an einen unrechten Hirsch gerathen, wieder an den vorigen bringen. Der Piqueur muß seine Hunde beständig begleiten, stets ihnen zur Seite reuten, sie aufmuntern, ohne sie zu übereilen, ihnen zurechte helfen, wenn der Hirsch abgesprungen ist, wenn er einen Wiedergang gethan hat, und um sich nicht zu irren die Spuren, Lohsung u. a. m. so oft möglich zu bemerken suchen; denn dem Hirsch fehlt es nie an List, er geht einen Weg drey bis viermal hin und her, er suchet in Gesellschaft anderer Thiere zu kommen, um mit solchen verwechselt zu werden; alsdenn dringt er durch sie und entfernt sich sogleich, oder er springt auch aus, verstekt sich, und drukt sich. Wenn man in diesem Fall

die Spur verlohren hat, greift man vor, und kehret zurük; die Piqueurs und Hunde arbeiten zusamen. Wenn man die Spur nicht wieder findet, so urtheilet man, er seye in dem Bezirke, den man jezo umsuchet hat; man suchet von neuem, und wenn der Hirsch sich daselbst nicht findet; so ist kein Mittel, als aus Beschaffenheit der Gegend sich vorzustellen, was der Hirsch für einen Wiedergang könne gethan haben. So bald man wieder auf der Spur ist, und die Hunde solchen wieder gefunden und zum zweytenmale aufgesprengt haben, jagen sie mit mehr Vortheil, weil sie wohl merken, daß der Hirsch schon ermüdet ist; ihre Hitze vermehret sich nach dem Maasse, wie er entkräftet wird, und ihre Empfindung ist desto deutlicher und lebhafter, je erhizter der Hirsch ist; daher sie schneller laufen und stärker bellen, und ob er schon alsdenn mehr List brauchet, als sonst, so kan er sich doch nicht so weit von den Hunden mehr entfernen, und sein Wechsel ist ihm unnüz. Er hat nun kein Mittel übrig, als das Erdreich, das ihn verräth, zu fliehen und sich in das Wasser zu werfen. Die Piqueurs setzen durch das Wasser, oder reuten um dasselbe herum, und bringen nachgehends die Hunde wieder auf die Spur des Hirsches, der nach so vieler Arbeit bald ermattet, doch noch sein Leben zu vertheidigen sucht, und oft die Hunde ja selbst die Pferde zuhitziger Jäger mit seinem Geweihe verletzet, bis einer ihm die Hessen (jarret) abhauet, damit er stürzet, und ihm hernach den Genikfang gibt. Man kündigt alsdenn seinen Tod durch Blasen an, läßt ihn von den Hunden angreifen und gibt ihnen das Genüß (das Wild, das sie gefangen, zu fressen.)

Nicht alle Zeiten und alle Witterungen sind gleich gut, den Hirsch zu jagen. Im Frühjahr, wenn sich die Erde mit neuen Gewächsen dekt, und die Blätter hervor brechen, macht der Geruch die Empfindung der Hunde unsicherer, und der Hirsch selbst hat mehr Kräfte und ist schwehrer einzuholen. Auch sagen die Jäger einstimmig, daß die Jagd am beschwehrlichsten ist, wenn die Thiere bald setzen wollen, und daß die Hunde oft einen recht verfolgten Hirsch verlassen, um sich zu einer Hindin zu wenden, die vor ihnen springt. Im Anfang des Herbsts, wenn der Hirsch in der Brunft ist, suchen die Hunde ohne Hitze; der starke Geruch des Hirsches macht ihnen vielleicht die Spur gleichgültiger, vielleicht haben auch alle Hirsche um diese Zeit einerley Geruch. Im Schnee kan man den Hirsch nicht jagen, weil die Hunde seinen Geruch nicht bekommen, und die Spur mehr mit den Augen, als mit der Nase, halten. Da die Hirsche zu dieser Zeit kein Geässe in den Wäldern finden, gehen sie heraus, zu Felde und zu Holze, auch begeben sie sich zusamen in Heerden in die Saat; vom Christmonate an und bey der grossen Kälte suchen sie sich in wohl verschlossene und ausgefütterte Stellen zu begeben, wo sie sich dicht zusamen halten, und einander mit ihrem Athem erwärmen. Gegen Ende des Winters machen sie sich zu äuserst an die Wälder, und gehen in das Getreide. Im Frühjahr werfen sie ab; ihr Geweihe fällt von sich selbst ab, oder sie streichen es mit geringer Gewalt an irgend einen Ast. Selten fallen beyde Stangen genau zu einer Zeit ab, und oft verfließt zwischen dem Abfall der einen und der andern Stange, ein Tag oder zweene. Die Alten werfen zuerst, gegen das Ende des Hornungs, oder im Anfang des Märzen; die Zehner gegen das Mittel oder das Ende des Märzen, die junge Zehner im Anfange, und die Spießhirsche gegen das Mittel und Ende des Mayen, doch werfen zuweilen auch alte Hirsche später ab, als jüngere. Uebrigens werfen die Hirsche eher ab, wenn der Winter gelinde ist, und später, wenn er rauh und langwührig ist.

So bald sie abgeworfen haben, sondern sie sich von einander, und nur die jungen bleiben beysamen. Sie halten sich nicht mehr in Wäldern auf, sondern sie gehen ins Feld, in Gebüsche, in Gehäuichte, wo das Gehölz lichte steht, und bleiben daselbst den ganzen Sommer, bis ihr Geweihe wieder wächßt. Um diese Zeit gehen sie mit gehenktem Kopfe, um ihr Geweihe nicht an Aesten zu beschädigen, welches sehr empfindlich ist, ehe es sein völliges Wachsthum erlanget hat. Das Geweihe der ältesten Hirsche ist gegen das Mittel des Mayen nur noch zur Hälfte gewachsen, und erreichet erst gegen das Ende des Heumonats seine völlige Länge und Härte. Der jüngsten Hirsche ihres wird später abgeworfen, und wächßt auch später wieder; so bald es aber seine gehörige Länge und Stärke hat, so reiben es die Hirsche an den Bäumen, um den Bast, damit es bekleidet ist, abzuschlagen. Dieses Streichen setzen sie viele Tage fort, und deswegen glaubet man, es färbe sich von dem

dem Safte des Holzes, an welches es gestrichen wird, von Buchen und Birken röthlicht, von Eichen braun, und von Hainbuchen und Aspen schwärzlicht. Man sagt auch, das Geweihe der jungen Hirsche, das glatt ist, und wenig Perlen hat, färbe sich bey weitem nicht so stark, als die Geweihe der Alten, wo die Perlen dicht an einander stehen. Doch ist diese Muthmassung wahrscheinlicher Weise ungegründet, weil sich auch die Geweihe der zahmen Hirsche, in eingeschlossenen Orten, wie der andern, färben.

Bald nachdem das Geweihe der Hirsche braun geworden ist, fangen sie an die Brunft zu fühlen; die alten sind die ersten: vom Ende des Augusts und Anfange des Septembers an, verlassen sie die dickichte, kommen wieder in die Wälder, und fangen an die Thiere (Hindinnen) zu suchen; sie schreyen sehr stark, der Hals und die Kehle blasen sich auf, sie quälen sich, sie laufen bey hellem Tage durch Brachfelder und Ebenen, sie rennen mit dem Geweihe wider Bäume u. d. gl. sie scheinen ausser sich, rasend, und laufen von einem Lande in das andere, bis sie die Thiere gefunden haben; alsdenn müssen sie sie verfolgen und überwältigen; denn die Thiere meiden die Hirsche Anfangs, fliehen dieselben, und erwarten sie nicht eher, als bis sie von derselben Verfolgung lange Zeit ermüdet sind. Die ältesten Thiere fangen die Brunft ebenfalls an; die jüngsten brunften später, und wenn sich zween Hirsche bey einem Thiere befinden: so müssen sie erst noch um dasselbe kämpfen; wenn sie von gleicher Stärke sind, drohen sie einander, scharren die Erde, schreyen erschröklich, stürzen sich auf einander, und stossen einander mit dem Geweihe und den Enden so sehr, daß sie einander oft tödlich verwunden. Der Kampf endiget sich nur durch des einen Niederlage und Flucht, und der Sieger verliehrt alsdenn keinen Augenblik seines Sieges zu geniessen, und seine Begierden zu erfüllen, wenn anders nicht ein anderer dazu kommt, in welchem Fall er sich aufmacht denselben anzugreifen und wie den ersten in die Flucht zu jagen. Die ältesten Hirsche behalten immer das Feld, weil sie stolzer und kühner als die jungen sind, welche es nicht wagen sich ihnen oder dem Thiere zu nähern, und welche warten müssen, bis es die alten verlassen haben, da sie es alsdenn ebenfalls beschlagen; zuweilen aber springen sie doch auf das Thier, indem die alten kämpfen, und, nachdem sie ihre Begierde eilend gestillt haben, fliehen sie geschwinde. Die Thiere ziehen die alten Hirsche vor, weil sie viel hitziger sind, als die jungen. Aber sie sind auch viel unbeständiger, sie haben oft verschiedene Thiere zugleich, und wenn sie nur eines haben, so binden sie sich nicht an dasselbe, sie behalten es nur etliche Tage, und suchen alsdenn ein anders, bey dem sie noch weniger bleiben, und so setzen sie es fort, bis sie gänzlich erschöpft sind.

In wärmern Gegenden, als die unsrigen sind, kommen alle Jahreszeiten eher, und daher auch die Hirschbrunft früher. In Griechenland fängt sie die ersten Tage des Augusts an, und endigt sich mit dem Schlusse des Septembers. Die Hindinnen gehen acht Monate und einige Tage trächtig, sie setzen ordentlich nur ein Kalb, und selten zwey; dieses geschiehet im May und im Anfang des Brachmonats; sie sind sehr besorgt ihr Kalb der Verfolgung der Hunde zu entziehen, sie bieten sich ihnen selbst dar, und lassen sich jagen, um sie von dem Kalbe zu entfernen, worauf sie sich wieder zu demselben begeben. Die Hindinnen sind nicht alle fruchtbar; es gibt, die niemals trächtig werden, die man im Französischen brehaignes nennt. Die Thiere sind stärker und werden viel feister, als die Hirsche, auch treten sie zuerst in die Brunft. Es soll auch zuweilen Hindinnen geben, die ein Geweihe, wie die Hirsche haben. Das Kalb führet seinen Namen ungefehr sechs Monate, alsdenn fangen die Bückeln an sich zu zeigen, und es bekommt den Namen Schmalthier (hére), bis diese Bückeln in Spiesse verlängert, ihm den Namen Spießhirsch geben. Es verläßt seine Mutter im Anfange nicht, ob es gleich ziemlich geschwinde wächßt, sondern folgt ihr den ganzen Sommer über. Im Winter sammeln sich die Hindinnen, die Schmalthiere, Spießhirsche, und junge Hirsche in Heerden, welche desto zahlreicher sind, je strenger die Witterung ist. Im Frühjahre theilen sie sich, die Thiere suchen verborgene Oerter, um zu setzen, und nur die Spießhirsche und jungen Hirsche bleiben beysamen. Ueberhaupt halten die Hirsche gerne Gesellschaft, und nur Furcht und Nothwendigkeit kan sie von einander trennen.

Der Hirsch ist in einem Alter von achtzehn Monaten vermögend zu zeugen, denn man siehet Spießhirsche, das ist, Hirsche, die im Frühling des vorigen

Jahres gesezt worden, Wild beschlagen, und vermuthlich ist solches nicht unfruchtbar. Zwar sind die Thiere überhaupt sonst nicht im Stand zu zeugen, bis sie ihr meistes Wachsthum erreicht haben, aber diejenige, die bey ihrer Brunft oder bey ihrem Laichen eine gesezte Zeit halten, scheinen eine Ausnahme zu machen.

Bey dem Hirsche meldet sich die Mannbarkeit durch sehr kenntliche Merkmale. Er wächßt sehr geschwind und es verstreicht nicht ein Jahr von seiner Geburt, bis zu der Zeit, da sich der Ueberfluß der Nahrung, die nun nimmer auf die Entwickelung und Ausbreitung des Körpers gehet, und sich folglich zur Verfertigung und Absonderung der Saamenfeuchtigkeit kan verwenden lassen, aussen durch die Erzeugung des Geweihes zu entdecken anfängt; wenn er im Maymonate ist gesezt worden, so wird man im Anfange eben dieses Monats im folgenden Jahre den Anfang desselben sehen, das nun aus den Stirnknochen hervorkommt. Es sind zween Spiesse, welche wachsen, sich verlängern und verhärten, nach dem Masse, wie das Thier Nahrung zu sich nimmt: Gegen das Ende des August sind sie schon so ausgewachsen und fest, daß er den Bast davon abzuschlagen sucht, und zu gleicher Zeit erlangt er seine völlige Feiste, welches eine häufige Fettigkeit ist, die gleichfalls durch das Ueberflüßige der Nahrung hervorgebracht wird; die Nahrung fängt von dieser Zeit an, sich nach den Zeugungstheilen zu ziehen, und die Brunft zu erregen. Wenn man durch die Verschneidung die Quelle der Saamenfeuchtigkeit zerstöhret, so hält man das Geweihe zurük. Widerfähret es dem Hirsch zu der Zeit, da er abgeworfen gehabt hat, so bekommt er kein neues Gehörne, geschiehet es aber zu der Zeit, da er es wieder aufgesezt hat, so wirft er es nie ab, und bleibet, mit einem Worte, in dem Zustande, in dem er sich befand, als er ein Kümmerer ward, und wie er die Hitze der Brunft nicht mehr empfindet, so verschwinden auch die Zeichen, welche dieselbe begleiten, er leget keine Feiste mehr an, Hals und Schlund schwellen nicht auf, sein Fett erhöhet und erhitzet sich nicht, wie die Feiste der vollkommenen Hirsche, die in der Brunft einen so starken Geruch von sich geben, daß man ihn von weitem empfindet, und der das Wildprät so sehr durchdringet, daß man es nicht essen mag. Hirsche die schlechte Nahrung haben, oft gestöhret werden, sich nicht wohl befinden oder verlezt sind, werden niemals ein schönes, hohes, weit ausgebreitetes Geweihe, mit einer breiten und wohlbesezten Krone (Theil des Stirnknochens auf dem es sizt), starke Stangen voll Perlen mit vielen starken und langen Enden haben, wie die die sich in einer Gegend aufhalten, wo gute Mastung ist, und wo sie weder von Menschen noch Hunden gestöhret werden.

Die Hörner und die Waffen der andern Thiere sind nicht nur von einem ganz andern Wesen, als das Hirschgeweihe, sondern ihre Entwickelung, ihr Gewebe, ihr Wachsthum, und ihre Form, sowohl die innerliche, als die äusserliche, haben keine nahe oder auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem Holze. Die Hörner sind bey den Ochsen, Ziegen, Gazellen u. s. w. innwendig hohl, da das Hirschgeweihe durchaus dichte ist; das Wesen dieser Hörner ist mit dem Wesen der Klauen, der Sporen, der Schuppen einerley, das Wesen des Hirschgeweihes hingegen ist dem Holze ähnlicher, als irgend einer andern Sache: alle diese hohle Hörner sind inwendig mit einer Knochenhaut bekleidet, und enthalten in ihrer Höhlung ein Horn, das sie unterstüzet, und ihnen wie ein Kern dienet; sie fallen auch niemals ab, und wachsen, so lange das Thier lebet. Sie wachsen auch nicht wie das Hirschgeweihe, mit ihrem obern Ende, sondern mit ihrem untern Ende.

Der Unterscheid zwischen den Thieren, welche wie der Hirsch, eine bestimmte Zeit zur Brunft haben, und den andern, die zu jeder Zeit zeugen können, kommt auf ihre Nahrung an. Die Hausthiere, die zu jeder Zeit ungefehr gleichviel Nahrung nehmen, und sich oft überflüßig damit erfüllen, können zu aller Zeit zeugen; der Hirsch hingegen, und die meisten andern wilden Thiere, die im Winter grossen Mangel leiden, haben alsdenn nichts überflüßiges, und sind nur im Stande zu zeugen, nachdem sie sich im Sommer wieder erholet haben; daher fängt auch ihre Brunft sogleich nach dieser Jahreszeit an, in welcher sich der Hirsch so erschöpfet, daß er den ganzen Winter über in einem matten Zustande bleibt; sein Wildprät ist alsdenn auch so wenig mit gesunden Theilen versehen, und sein Schweiß so verderbt, daß sich unter seiner Haut Würmer erzeugen, die sein Elend noch vergrössern, und erst im Frühjahre von ihm fallen. Sein ganzes Leben verstreicht also in Abwechslungen von Erfüllung und Ausleerung, von Fettigkeit und

und Magerkeit, von Gesundheit, so zu reden, und von Krankheit, ohne daß diese Entgegensetzungen seine Leibesbeschaffenheit verderben. Er lebt so lange, als die andern Thiere, die solchen Veränderungen nicht unterworfen sind. Er wächßt fünf oder sechs Jahre, und lebet auch siebenmal so lange, das ist fünf und dreyßig oder vierzig Jahre. Was man von dem langen Leben des Hirsches gemeldet, beruhet auf keinem sichern Grunde, und die Begebenheit oder Fabel von dem Halsbande ist noch zu vielen Zweifeln unterworfen, als daß sie etwas entscheiden könnte.

Das Geweihe der Hirsche nimmt jährlich an Stärke und Höhe zu, vom zweiten Jahr ihres Alters bis in das achte. Es bleibet immer schön und ungefehr einerley, so lange sie sich in einem blühenden Alter befinden, wenn sie aber sehr alt werden, nimmt ihr Geweihe auch ab. Selten haben unsere Hirsche mehr als zwanzig oder zwey und zwanzig Enden, auch wenn ihr Geweihe am schönsten ist, und diese Zahl ist im geringsten nicht beständig, denn oft hat ein Hirsch eine gewisse Zahl von Enden in einem Jahre, und im folgenden mehr oder weniger, nachdem er mehr oder weniger Nahrung und Ruhe gehabt hat. In feuchten und fruchtbaren Gegenden ist es groß, zart und ziemlich leicht, in trockenen und unfruchtbaren Ländern kurz, hart und schwer.

Eben so verhält es sich mit der Grösse und Leibesgestalt der Hirsche. Die Hirsche der Ebenen, der Thäler oder Hügel, wo Getreide in Menge wächßt, haben einen viel grössern Leib, und höhere Läufte, als die Hirsche in trockenen dürren und steinigten Gebürgen. Dieser ihr Körper ist niedrig, kurz und untersezt, sie laufen nicht so schnell, als die erstern, aber sie halten es längere Zeit aus, sie sind schlimmer, sie haben längere Haare auf dem Kopfe, ihr Geweihe ist niedrig oder schwärzlicht, das Geweihe der Hirsche aber, die sich in Ebenen aufhalten, ist hoch, und von einer hellen röthlichten Farbe. Diese kleinen untersezten Hirsche wohnen nie in hohem Gehölze, sondern halten sich fast immer in Dickichten auf, wo sie sich den Hunden leichter entziehen können. Ihre Feiste ist zärter, und ihr Wildpret von besserem Geschmacke, als der Hirsche der Ebene. Der corsische Hirsch scheint der kleinste aller dieser gebürgischen Hirsche zu seyn, er ist nur halb so groß, als die ordentlichen; sein Haar ist braun, sein Körper untersezt, und seine Läufte sind kurz.

Die ordentliche Farbe des Hirsches ist falb, doch findet man auch braune in zimlicher Menge; die weissen sind viel seltener, und scheinen Hirsche zu seyn, die zu Haußthieren geworden sind, doch muß dieses schon sehr lange geschehen seyn; denn Aristoteles und Plinius reden von weissen Hirschen, und es erhellet, daß sie damals nicht gemeiner gewesen sind, als jetzo Die Farbe des Geweihes scheinet wie die Farbe des Haares, insbesondere auf das Alter und die Natur des Thieres anzukommen, und sich überhaupt nach dem Eindruk der Luft zu richten; die jungen Hirsche haben weißlichter und weniger gefärbtes Gehörne, als die alten. Die Hirsche, deren Farbe hell und dünne falb ist, haben oft ein blasses und übelgefärbtes Geweihe; die aber ein lebhaftes Falb zeigen, deren Gehörne ist ordentlich roth, und die braunen, besonders deren Haar am Halse schwarz ist, haben auch ein schwarzes Gehörne. Inwendig zwar ist das Gehörne aller Hirsche ungefehr gleich weiß, aber an Dichte sind sie sehr unterschieden, und ihr Gewebe ist enger oder weitläuftiger; manche sind sehr schwammicht, und zeigen oft zimliche Höhlungen.

Der Hirsch scheinet ein gutes Gesicht, ein vortrefliches Gehör, und einen scharfen Geruch zu haben. Wenn er horchen will, erhebt er den Kopf, richtet die Ohren in die Höhe, und höret alsdenn sehr weit; wenn er sich aus einem Dickichte oder andern halb entdekten Ort begibt, bleibt er stehen um sich auf allen Seiten umzusehen, und suchet nachgehends dem Winde entgegen zu kommen, um zu riechen ob nicht jemand da ist, der ihn beunruhigen könnte.

Er ist von einer zimlich ungekünstelten Gemüthsart, und doch neugierig und listig; wenn man ihm pfeift, oder von weitem ruft: so bleibt er stehen, und sieht Wagen, Vieh und Menschen steif und mit einer Art von Verwunderung an, und wenn sie kein Gewehr noch Hunde haben, so gehet er getrost fort; er scheinet auch die Schalmey oder Flöte des Schäfers so gern als ruhig zu hören, und die Jäger bedienen sich zuweilen dieses Mittels ihn sicher zu machen. Ueberhaupt fürchtet er den Menschen weit weniger, als die Hunde, und wird nicht eher mißtrauisch und listig, als nach dem

Maasse, wie er ist beunruhiget worden. Er frißt langsam und wählet seine Nahrung, und nachdem er gefressen hat, suchet er einen Ruheplaz, um gelassen wiederzukäuen. Je älter er ist, desto stärker, gröber und zitternder wird seine Stimme. Die Stimme der Hindin ist schwächer und kürzer, sie schreyt nicht aus Liebe, sondern aus Furcht. Der Hirsch schreyet zur Brunftzeit erschröklich; er ist alsdann so ausser sich, daß er sich durch nichts beunruhigen lässet, und sich für nichts fürchtet; man kan ihn also zu dieser Zeit leichtlich überfallen, und weil er voll Feiste ist, so hält er nicht lange vor den Hunden, aber er ist auf die Lezte gefährlich, und setzet sich mit einer Art von Wuth gegen sie. Im Winter trinkt er gar nicht, und noch weniger im Frühlinge, die zarten und mit Thau benezten Kräuter sind ihm hinlänglich; aber im heissen und trockenen Sommer trinket er aus Bächen, Sümpfen, Quellen, und zur Brunftzeit ist er so erhizt, daß er nicht nur Wasser sucht, seinen brennenden Durst zu löschen, sondern auch sich zu baden und zu erfrischen. Er schwimmt vollkommen gut, und alsdenn leichter, als zu jeder anderer Zeit, weil seine Feiste leichter ist, als Wasser, das den Raum ausfüllte, den sie einnimmt. Man hat Hirsche über sehr grosse Flüsse setzen sehen; man behauptet sogar, die Hirsche würden von dem Geruche der Hindinnen gereizt, sich zur Brunftzeit in das Meer zu stürzen, und von einer Insel zur andern viele Meilen weit zu schwimmen. Sie springen noch leichter, als sie schwimmen; denn wenn sie verfolget werden, setzen sie ohne Schwierigkeit über eine Hecke, und selbst über eine Flanke von sechs Fuß. Ihre Nahrung ist nach den verschiedenen Jahreszeiten unterschieden. Im Herbste nach der Brunft suchen sie Knospen grüner Gebüsche, die Blumen der Hecken, die Blüten der Gesträucher ꝛc. Im Winter, wenn es schneyet, schälen sie die Bäume ab, und nähren sich von Rinden und vom Mooße, und bey gelinder Witterung kommen sie in die Saaten. Im Anfange des Frühjahres suchen sie die Früchten der Aspen, Stumpfweiden (Marsaule), der Haselsträucher, die Blumen und Knospen der Kornelkirschen u. s. w. Im Sommer haben sie die Wahl, sie ziehen aber den Roggen allem andern Getreide vor, und die Sprossen von Sommerdorn und andern Sträuchen (Bourgenne), allem andern Holze. Das Wildpret des Kalbes ist gut zu essen; das von der Hindin und dem Spießhirsch ist nicht gänzlich schlimm; aber das Hirschwildpret hat allezeit einen starken und widrigen Geschmak. Aus ihrem Gehörne ziehet man durch die Chymie flüchtige alkalische Geister; der übrige Gebrauch der Hörner und der Haut ist allgemein bekannt.

Das Stirnblatt des Hirsches ist lang und dicke; seine Augen stehen weit von einander, und das Ende der Schnautze ist nach dem Maasse des Kopfes breit. Diese Züge würden ihm kein lebhaftes Ansehen geben, wenn sie nicht durch die Stellung der Ohren erhoben würden, die fast gerade stehen, ihre Länge macht, daß das Stirnblatt nicht so in die Länge gezogen scheint, aber das Geweihe macht durch die Höhe der Stangen die symetrische Krümmung jeder Stange, die Breite der Kronen und die Menge der Enden des Hirsches vornehmste Zierrath aus. Der übersich gewandte Hals (Hirschhals) den man bey dem Pferde als einen Fehler ansiehet, ist bey dem Hirsche eine schöne Stellung, und gibt ihm ein stolzes Ansehen. Je höher er den Kopf trägt, desto mehr neiget sich sein Geweihe hinterwärts, und zieret seine Stirne desto mehr, ohne den Schein zu geben, als überlüde es solche; so bald er aber den Kopf neiget und das Geweihe vorwärts senkt, so hat er ein gefährliches Gewehr, dessen er sich im Nothfalle bedienen kan. Die Höhe der Füsse stimmt mit der Länge seines Halses und Geweihes überein, die Grösse des Kopfes und des Halses hat ein gutes Verhältniß zum Körper. Die leichte Leibesgestalt kündiget die Schnelligkeit seines Laufes an, seine hagern und sehnenreiche Füsse, die Stärke mit der er springt, wenn er erschrökt wird, und sein dicker Hals ist eine kräftige Unterstützung für seine Stösse mit seinen Enden, womit er zur Brunftzeit alles, was ihm widersteht, zu überwältigen sucht.

Wir wollen zu dem, was von dem Hirsch gesagt worden ist, nichts mehr hinzuthun, als daß sich unter dem Vorderwinkel eines jeden Auges eine Höhlung befindet, welche tiefer als ein Zoll ist. Sie öfnet sich auswärts durch eine Spalte, die ungefehr zwo Linien an der Seite des Auges breit, und einen Zoll lang ist: sie gehet gerade nach der Seite der Zusamenfügung der Lippen. Diese Höhlung ist ordentlich einen Zoll lang, und im Mittel etwan acht Linien breit, die Haut, welche sie inwendig überzieht, ist in der Tiefe gefaltet, und sehr dünne, sie enthält eine Art von schwarzem Bo-

den-

Dama-Cervs

Damhirsch .

Caprea . RehcKalb .

Alce Mas .
Elendthier.

den, Satze, dessen Wesen fett, zart und leicht ist. Man nennet diese Vertiefungen Thränenhöhlen (Larmiers) und die Materie, die in ihnen befindlich ist, Thränen oder Hirschbezoar. Der erste Name scheint sich besser zu schicken, als der leztere, weil die Thränen, die aus dem Auge treten, in eine kleine Rinne fallen könnten, welche sich vom Winkel des Auges bis an den Rand der Höhle erstrecket, wo sie ausdünsten und einen Bodensaz zurücke lassen könnten, oder vielmehr wird die Feuchtigkeit, die aus den Wänden schwizt, in dieser Höhle bleiben, und daselbst eine Materie von eben der Natur machen, wie das Ohrenschmalz. Diese Höhlen befinden sich bey allen Hirschen, und bey allen Hindinnen, aber sie sind nicht allezeit mit dicker Materie angefüllt, oft ist sie nur in kleiner Menge und von einem sehr weichen Wesen vorhanden. Ueberdieses schreibt man fast allen Theilen des Hirsches Arzneykräften zu, und in der Dresdner Naturalien-Sammlung ist ein Hirsch mit einer ganzen Apotheke zu sehen, dazu die Materialien alle vom Hirsche genommen worden.

Der burgundische Hirsch Pl. 36. ist aus Gesnern, welcher sagt, daß es dort Hirsche gebe, die immer das Geweih der Spießhirsche trügen.

Der Damhirsch.

TAB. XXXI. und XXXVII.

Keine Art von Thieren kommt einer andern näher, als die Art des Damhirsches, der auch Dannenhirsch, Euriceros, Platyceros, Dama vulgaris, Cervus palmatus heisset, der Art des eigentlichen Hirsches. Indessen gehen doch diese Thiere, die einander in so vielerley Absicht gleichen, nicht mit einander; sie fliehen einander; sie vermischen sich niemals, und machen folglich auch keine Mittelart zwischen beyden. Es ist sogar etwas seltenes, Damhirsche in denen Ländern zu finden, die von vielen Hirschen besezt sind, wenn man sie nicht dahin gebracht hat. Sie scheinen von keiner so starken und wilden Natur zu seyn, als die Hirsche; sie sind auch bey weitem nicht so gemein in Wäldern. Man erziehet sie in den Thiergärten, wo sie, so zu sagen halbe Hausthiere sind. Engelland ist dasjenige Land in Europa, wo es am meisten gibt, und man machet dort sehr viel aus diesem Wildprete; die Hunde ziehen es auch dem Fleisch aller Thiere vor, und gehen schwer daran, wenn sie einmal von ihm gefressen haben, vom Hirsch oder Rehe dafür zu nehmen. Es gibt Damhirsche um Paris herum und in einigen Provinzen von Frankreich; es gibt in Spanien und Deutschland; es gibt auch in Amerika, die vielleicht aus Europa hinüber gebracht worden sind. Es scheinet, daß es ein Thier für gemäßigte Himmelsgegenden seye; denn in Rußland gibt es keine, und man findet auch in den Wäldern von Schweden und andern nordischen Ländern sehr selten.

Die Hirsche sind weit allgemeiner ausgebreitet. Es gibt ihrer in ganz Europa, sogar in Norwegen und in dem ganzen Norden, Lappland vielleicht ausgenommen. Man findet auch sehr viele in Asien, vornehmlich in der Tartarey und in den nordlichen Provinzen von China. Man findet sie wieder in Amerika; denn die in Canade sind von den unsrigen nur durch die Höhe des Geweihes, und durch die Zahl und Richtung der Enden unterschieden, die zuweilen nicht gerade vorwärts, wie an den Köpfen unserer Hirsche ist, sondern sich durch eine sehr merkliche Beugung wieder rükwärts kehret, so daß die Spitze eines jeden Endes nach unten zu siehet. Doch findet man Hirsche in Canada mit geraden Enden, so wie man bey uns auch zuweilen mit rukwärts gebogenen findet. Eben so sind die Hirsche, welche oben an der Spitze eine grosse Anzahl Enden in Gestalt einer Krone haben und nur aus den Moskowitischen Ländern und aus Deutschland kommen, mit den übrigen von einerley Art. Es gibt grosse und kleine Hirsche in Amerika wie in Europa. So ausgebreitet aber diese Art auch seyn mag, so scheinet sie doch nur auf die kalten und gemäßigten Himmelsgegenden eingeschränkt zu seyn. Die

Hirsche in Mexico und andern Theilen des mittäglichen Amerika; diejenigen welche man Gehölzhindinnen, und Sumpfbaderhinnen (biches des palétuviers) nennet; Der Gangeshirsch, dem Herr Perrault den Namen der Hindin von Sardinien gibt; diejenigen endlich, denen die Reisenden den Namen der Hirsche vom Vorgebürge der guten Hofnung von Guinea und andern heissen Ländern geben, sind nicht von der Art unserer Hirsche.

Der Damhirsch, als ein minder wildes und weit zärtlicheres Thier, ist auch weit mehreren Veränderungen unterworfen. Ausser den gemeinen Damhirschen und den weissen Damhirschen, sind noch viele andere bekannt. Die Spanischen z. B. die fast eben so groß sind, als die Hirsche, aber keinen so starken Hals und weit dunklere Farbe nebst einem schwärzlichten Schwanze haben, der unten nicht weiß und viel länger ist, als der gemeine Damhirsche ihrer; die Virginischen, die fast eben so groß, als die Spanischen und wegen der Grösse ihres Zäuns (membre génital) und der Dicke des Kurzwildprets (Testicules) merkwürdig sind, andere, welche eine zusamen gedrukte, zwischen den Augen platte Stirne, viel längere Ohren und auch einen längern Schwanz, als die gemeine Damhirsche haben, und mit einem weissen Flecke auf den Klauen der Hinterläufte gezeichnet sind; andere die mit weiß, schwarz und helle Fahl gefleckt, oder gestreift sind; und andere endlich die ganz schwarz sind. Alle haben ein dünneres, platteres und mehr in die Breite sich erstreckenderes Geweih, welches nach dem Verhältniß mit mehr Enden versehen ist, als des Hirsches seines. Er ist auch mehr nach innen gekrümmt und endigt sich mit einer breiten und langen Krone; und zuweilen, wenn der Kopf stark ist, und wohl genähret wird, endigen sich selbst die gröstten Enden mit einer kleinen Krone. Der gemeine Damhirsch hat einen längern Bürzel oder Schweif, als der Hirsch, und sein Haar eine viel hellere Farbe. Alle Damhirsche werfen ihr Gehörne ab, wie die Hirsche, aber es fällt später; sie brauchen fast eben die Zeit zum Wiederaufsetzen ihrer Kolben; ihre Brunst ereignet sich auch vierzehn Tage oder drey Wochen nach der Hirsche ihrer. Sie schreyen alsdenn sehr oft, aber mit einer tiefen und gleichsam unterbrochenen Stimme. Sie treiben es auch nicht so übermäßig, wie der Hirsch, und erschöpfen sich durch die Brunst nicht. Sie gehen auch nicht aus ihrem Lande, Hindinnen aufzusuchen: indessen streiten sie doch darum, und kämpfen gewaltig mit einander. Sie sind geneigt, beysamen zu wohnen, gehen gern Truppweise und bleiben fast beständig beyeinander. In den Thiergärten machen sie gemeiniglich, wenn ihre Anzahl groß ist, zween Haufen, die sehr von einander abgesondert sind, und oft um den Ort den sie beyde in dem Thiergarten einnehmen wollen, sich verfeinden. Ein jeder von diesen Haufen hat einen Anführer, welcher voran gehet und der stärkste und älteste ist. Die andern folgen und schicken sich alle zum Streit an, um den andern Haufen vom Lande zu verjagen. Sie greifen einander mit Ordnung an, kämpfen muthig, unterstützen und helfen einander, und halten sich durch eine einzige Schlappe nicht für überwunden. Der Kampf gehet alle Tage von neuem an, bis die stärkern die schwächern verjagen, und in das schlechte Land verbannen. Sie lieben ein erhabenes Erdreich, das mit kleinen Hügeln durchschnitten ist. Sie entfernen sich nicht so, wie die Hirsche, wenn man sie jagt; sie wenden sich nur bald hier, bald dahin, und suchen sich den Hunden blos durch List und durch Abbringen von ihrer Fährte zu entziehen. Indessen, wenn sie scharf getrieben werden, erhizt und erschöpft sind, so stürzen sie sich ebenfalls ins Wasser, wagen sich aber nicht, in einer grossen Weite hindurch zu schwimmen. Die Fährten des Damhirsches sind im Kleinern mit des Hirsches einerley. Sie haben einerley Ränke, nur daß sie von dem Damhirsch öfter wiederholt werden; über dieses ist er viel kleiner und leichter und deswegen lassen seine Spuren auf der Erde und an den Brüchen keine so starke und dauerhafte Witterung.

Der Damhirsch wird leicht zahm. Er nährt sich mit vielerley Dingen, die der Hirsch nicht mag. Er behält auch seine Feiste besser und ist fast das ganze Jahr hindurch in einerley Zustande; er prosset viel näher ab, als der Hirsch; und dieses macht, daß das Holz, welches von einem Damhirsch zerbissen ist, weit schwerer wieder treibt. Die jungen fressen viel geschwinder und gieriger, als die alten. Sie käuen wieder; sie suchen die Thiere von dem zweyten Jahre ihres Lebens an; sie wechseln aber mit dem Wilde, wie der Hirsch. Das Wild von ihnen trägt acht Monate und einige Tage. Sie sezt ordentlicher Weise ein Kalb, zuweilen zwey, selten drey. Die Damhirsche sind

von

Capreolus . Rehe .

Capreolus
Marinus .

Capra .

von dem zweyten Jahr bis ins fünfzehnte oder sechszehnte im Stand, ein Thier zu beschlagen und Kälber zu setzen. Kurz sie gleichen den Hirschen fast in allen natürlichen Eigenschaften, nur nicht in dem Alter, welches sich nur, wie man versichert, auf ungefehr zwanzig Jahre erstrecket. Sie haben auch Thränenhöhlen, wie die Hirsche, doch hat Herr Daubenton in denen, die er untersuchte, keinen Hirschbezoar gefunden.

Das erste Gehörn des Damhirsches erscheint in seinem zweyten Jahre, und bestehet blos aus zweyen Spiessen. Im dritten hat jede Stange zwey Enden vorn, eines bey der Rose, welches die Augensprosse ist, und das andere in einer ziemlich grossen Weite darüber. Die Kronen fangen alsdenn an, sich zu bilden, und treiben einige kleine Enden. In den folgenden Jahren werden sie grösser, ihre Enden sind zahlreicher, und es findet sich an jeder Stange unten bey der Krone an ihrem hintern Rande eines mehr. Die Perlen sind nach Verhältniß nicht so stark und die Ritzen nicht so groß, als die an den Hirschgeweihen, sie sind aber um so viel sichtbarer, nachdem der Damhirsch älter ist. So wie er am Alter zunimmt, werden die drey Enden der Stangen länger, die Schaufeln grösser, ihre Enden zahlreicher und ihre Ausschnitte tiefer.

Die Farbe des Damhirsches, nach dem Herr Daubenton seine Beschreibung machte, war folgendermassen. Das Gesicht, oben der Kopf, die Ohren und der obere Theil des Halses waren aschenfarb braun schattirt; der Unterkinnbacken, die Seiten des Kopfes, die Seiten und das Untere des Halses hatten eine nicht so dunkle Aschenfarbe, die dem Grauen nahe kam, und sehr leicht Fahl vermischt war. Der obere Theil der Schultern und des Leibes bis an das Weidloch und der Schwanz waren schwärzlicht; doch waren einige weisse Haare dabey. Die Brust, der Bauch, der Untertheil der Seiten des Leibes und die Läufte waren von einer mit Grau vermischten Aschenfarbe und einer falben Schattirung. Die Vorhaut war mit ungefehr einen Zoll langen Haaren umgeben, die ihrer ganzen Länge lang weiß, und an den Spitzen falb waren. Das Haar am Leibe war einen oder anderthalb Zoll lang, an einigen Orten aber, vornemlich bey den Ellbogen und hinter den Oberschenkeln fand sich drey oder vier Zoll langes Haar.

An einem Damwild war oben der Kopf und der Hals, der Rücken und der obere Theil der Seiten des Leibes, die äussere Fläche oben an den Läufte, vorn der Kegel (le Bras) und der Sturz des Schwanzes von falber Farbe. Das Untere des untern Kinnbackens und des Halses, die Brust, der Bauch, die innere Seite des Bürzels, die innere Fläche oben an den Läufte und die äussere Fläche unten hatten eine weisse Farbe; das Maul und die Augen waren schwarz eingefaßt. Das Haar auf dem Rücken war ungefehr einen Zoll drey Linien lang die Wurzel war weiß, die Spitze schwar und das übrige falb. Diese Farbe herrsch te und war mit weissen Streifen und Fle cken besäet, welche man die Lieberey nennet. Diese Flecken waren von unterschiedener Grösse, und befanden sich in gerader Linie an jeder Seite des Rükgrades, von dem obersten Gelenke des Rükens bis an den Bürzel; die andern waren an den Seiten des Leibes unordentlich ver theilet, und es fand sich noch ein weisse Streif, der sich oben von dem Kegel bi an das Dikbein in verschiedener Richtun erstrekte. Dieser stieg an jeder Seite de Bürzels (queue) wieder hinauf, desse äussere Fläche schwarz war, so wie da Weideloch und das Feig-Blatt umhe (les environs de l'anus & de la vulve)

Das Reh.

TAB. XXXIII.

Das Reh wohnet in niedrigerem Gehölze, als der Hirsch, und hält sich gemeiniglich in dem Laubwerke des jüngsten Gehäues auf. Es hat zwar nicht so viel Edles, nicht so viel Stärke, und lange nicht einen so hohen Wuchs, als der Hirsch; aber es hat mehr Anmuth, mehr Lebhaftigkeit und sogar

mehr Muth; es nimmt die Vertheidigung seiner Jungen über sich, und kämpft auch wohl mit einem jungen Hirsche und nöthiget ihn zu fliehen. Es ist weit munterer, weit lustiger, weit aufgewekter. Seine Bildung ist viel gedrechselter, viel zierlicher, und seine Gestalt viel annehmlicher. Seine Augen sind viel schöner, viel glänzender und scheinen von einer lebhafteren Empfindung beseelet zu seyn. Seine Glieder sind geschmeidiger, seine Bewegungen hurtiger, und es hüpfet, ohne Mühe mit eben so vieler Stärke, als Leichte. Sein Haar ist reinlich und glänzend. Es wälzet sich niemals in einem Prudel wie der Hirsch; es gefällt ihm nur an den erhabensten trockensten Landen, wo die Luft am reinsten ist. Es ist viel verschmizter, viel geschikter, sich zu entziehen. Ob es gleich den tödlichen Nachtheil hat, daß es eine weit süssere und stärkere Witterung nach sich läßt, die den Hunden mehr Begierde gibt: so weiß es sich dennoch durch Flüchtigkeit seines ersten Laufes und durch seine vielfältige Umschweife, ihrem Nachsetzen zu entziehen. Es wendet die List nicht erst an, wenn ihm die Kräfte fehlen; sondern thut, so bald die ersten Bemühungen einer schnellen Flucht ohne Nutzen sind, einen Wiedergang, wendet sich, thut ihn abermals, und wenn es durch seine entgegengesezte Bewegungen die Richtungen des Hingangs mit der Richtung des Wiederganges verwirret, und die gegenwärtigen Ausdünstungen mit den vorhergegangenen vermischet hat, so thut es einen Absprung auf die Seite, drücket sich auf die Erde, und läßt, ohne sich zu rühren, die ganze Schaar seiner angehezten Feinde dicht vor sich vorbey gehen.

Es gehet nicht in Heerden, sondern bleibt in der Familie. Der Vater, die Mutter und die Jungen gehen zusamen. Niemals gesellen sie sich zu Fremden, und in ihrer Liebe sind sie so beständig, als der Hirsch wankelhaft ist. Weil die Rüke (la chevrette) gemeiniglich zwey Kizlein, ein Böklein und ein Rüklein, setzet, so bekommen diese jungen Thiere eine so starke Neigung gegen einander, daß sie sich niemals verlassen; und es ist bey ihnen vielmehr Ergebenheit als Liebe. Denn ob sie gleich beständig beysamen sind; so empfinden sie die Hize der Brunft doch nur ein einziges mal im Jahre; und diese Zeit dauert nur vierzehn Tage. Sie fängt sich zu Ende des Weinmonats an, und endiget sich vor dem 15ten des Wintermonats. Sie sind alsdenn nicht mit einer überflüßigen Feiste beladen. Sie haben keinen starken Geruch, keine Wuth; nur leiden sie nicht, daß ihre Jungen während dieser Zeit bey ihnen bleiben. Der Vater jagt sie weg, um sie zu nöthigen, daß sie ihren Plaz andern, die kommen werden, einräumen, und selbst eine neue Familie anfangen. Indessen kommen die Kizlein, wenn die Brunft vorbey ist, doch wieder zu ihrer Mutter, und bleiben noch einige Zeitlang bey ihr, worauf sie dieselbe auf immer verlassen, und sich beyde in einiger Entfernung von dem Orte niederlassen, wo sie gebohren sind.

Die Rüke trägt sechsthalb Monat. Sie sondert sich von dem Rehbocke ab, wenn sie setzen will. Sie verbirgt sich in dem diksten Gehölze ihren Feinden zu entgehen. Nach zehen oder zwölf Tagen haben die Kizlein schon Stärke genug ihr zu folgen. Wenn sie von einiger Gefahr bedrohet wird; so verstekt sie dieselben in irgend einen dikbuschichten Ort; sie stellet sich entgegen und läßt sich für sie jagen.

Die Rehkizlein bleiben bey ihren Alten acht oder neun Monate in allem; und wenn sie sich abgesondert haben, das ist zu Ende ihres ersten Jahres, so fangen sie an, ihr erstes Gehörnchen mit zwo Spizen aufzusetzen, die aber viel kleiner sind, als die Spiesse des Hirsches. Zu Ende des Herbstes wirft es ab, und setzet den Winter über wieder auf.

Wenn das Reh seine Kolben aufgesetzet hat: so gehet es hoch, um zu schlagen, wie der Hirsch, oder es streicht sein Gehörne, um den Bast davon abzuschlagen. Dieses geschiehet gemeiniglich im Märzen, ehe die Bäume anfangen zu treiben. Bey denen die braunes Haar haben, wird es braun, und gelb bey denen, die roth sind; denn es gibt Rehe von diesen beyderley Haaren. Wenn das Reh zum andernmal auffezt: so trägt es schon zwey oder drey Enden oder Gabeln auf jeder Seite. Zum drittenmal hat es drey oder viere; zum viertenmal vier oder fünfe, sehr selten aber findet man, welche mehr haben. Man erkennet es nur an der Dicke des Stamms, der Breite der Rosen, der Stärke der Perlen u. s. w. daß die Rehe alt sind. So lange die Kolben weich sind, sind sie sehr empfindlich. Herr von Büffon ist Zeuge bey einem Flintenschusse gewesen, da die Kugel eine Seite der Kolbe, welche zu treiben anfieng, glatt weg nahm. Das Reh wurde von dem Schusse so betäubt, daß

daß es wie todt hinstürzte. Der Schütze fiel darüber her, und ergrif es bey dem Laufte. Das Reh aber, welches auf einmal die Empfindung und Kräften wieder bekam, schleppte ihn auf der Erde über dreyßig Schritte ins Gehölze, ob er gleich ein sehr starker Mensch war. Nachdem es endlich mit dem Weidmesser den Fang bekommen: so sahe man, daß es keine andere Wunde hatte, als die von der Kugel weggenommene Kolbe. Das Reh, welches seine Kolben im Winter aufsetzet, darf sich nicht wie der Hirsch verbergen, weil es alsdenn nicht den Fliegen ausgesezt ist, die dem Hirsch die empfindlichste Qual verursachen, wenn sie sich an sein wachsendes Geweihe hängen, dessen weiche Theile mit dem ganzen Nervenbaue des Körpers eine genaue Gemeinschaft haben.

Bey dem Hirsch, dem Damhirsch und dem Rehe hat das Stirnbein zween Fortsätze oder Erhöhungen, auf welchen das Geweih oder Gehörn stehet. Diese beyde knochichte Erhöhungen fangen an, im fünften oder sechsten Monate zu treiben, und erhalten in kurzer Zeit ihr völliges Wachsthum; und anstatt, daß sie sich immer mehr erhöhen sollten, so wie das Thier an Alter zunimmt, so erniedrigen sie sich vielmehr, und nehmen jedes Jahr an Höhe ab, so daß die Rosen bey einem alten Hirsche oder Rehe zimlich dicht auf dem Stirnbeine sitzen, dessen Fortsätze sehr breit und sehr kurz geworden sind, und dieses ist das sicherste Anzeigen, um das hohe Alter bey diesen Thieren zu erkennen.

Die Lebensdauer des Rehes erstecket sich vermuthlich über zwölf bis fünfzehn Jahre nicht. Wenn man sie in einem Thiergarten halten will, so müssen sie ein Weibchen, und der Thiergarten muß wenigstens hundert Morgen Landes haben, weil ihnen Bewegung, viel freye Luft und viel Raum nöthig ist. Man kan sie zahm, aber nicht gehorsam noch vertraut machen. Sie behalten stets etwas von ihrem wilden Naturelle. Sie erschrecken leicht, und stürzen mit solcher Gewalt gegen die Mauren, daß sie sich oft die Beine zerbrechen. So zahm sie auch seyn mögen, so ist ihnen doch nicht zu trauen. Vornemlich sind die Böcke gefährlichen Grillen unterworfen, daß sie gewisse Personen nicht leiden können, und alsdenn schiessen sie hinzu, stossen sie mit dem Gehörne um, und treten sie mit Füssen. Die Rehe schreyen nicht so oft, noch mit einem so starken Geschrey, als die Hirsche. Die Jungen haben eine kleine kurze und klägliche Stimme, mi . . . mi, wordurch sie anzeigen, daß sie Nahrung nöthig haben. Dieser Ton ist leicht nachzumachen, und die Mutter, die durch die Lokpfeife verführt wird, kommt bis unter das Pürschrohr des Jägers.

Im Winter halten sie sich in den dikbüschichtsten Gehäuen auf, und leben von Brombeersträuchern, Genster, Heidkraut, grünen Haselnußschalen, Buchmaß u. d. gl. Im Frühjahr gehen sie in die lichtern Gehäue, und beissen die Knospen, grünen Blätter und Sprößlinge fast aller Bäume ab. Diese hitzige Nahrung giert alsdenn in ihrem Magen und berauscht sie dergestalt, daß es leicht ist, sie zu überraschen. Sie wissen nicht wo sie hingehen. Sie treten sogar oft aus dem Holze, und zuweilen nähern sie sich den Viehheerden, und bewohnten Oertern. Im Sommer bleiben sie in den hohen Gehäuen, und treten nur selten heraus, um bey der grossen Dürre zu einer Quelle zu gehen. Denn wenn nur ein wenig reichlicher Thau fällt, oder die Blätter vom Regen naß sind: so können sie das Saufen entbehren. Sie suchen die feinsten Nahrungen, sie ässen sich nicht gierig, und gehen nur selten zu Felde auf die Aecker, weil sie die Berbisbeerstaude und den Brombeerstrauch dem Getreide und den Hülsenfrüchten vorziehen.

Ihr Wildpret ist vortreflich zu speisen. Der braunen ihres, ist besser als der rothen. Alle Rehböcke, die über zwey Jahre sind, und im Französischen vieux Brocards, alte Stücke heissen, sind hart und von zimlich schlechtem Geschmacke. Die Rüken haben ein viel zärteres Wildpret, wenn sie gleich so alt, oder noch älter sind. Das von Rehkizlein ist weichlich, wenn sie aber ein Jahr oder achtzehn Monate alt sind, so ist es vollkommen. Uebrigens kommt es bey der Güte sehr viel auf das Land an, wo sie sich ässen, und auf die Ruhe die sie geniessen.

Diese Art, welche nicht so zahlreich ist, als die Hirsche, und welche sogar in einigen Theilen von Europa sehr selten ist, scheint in Amerika sehr überflüßig zu seyn; in Frankreich kennet man nur zweyerley Arten derselben; die rothen, welche die stärksten sind, und die braunen, welche hinten einen weissen Flek haben, und die kleinsten sind; und weil sich ihrer auch eben sowohl in den nordlichen Lan-

den, als in den mittäglichen Gegenden von Amerika, finden; so muß man vermuthen, daß sie von einander vielleicht mehr unterschieden sind, als von den europäischen. Sie sind z. B. in Luisiana überaus gemein und viel grösser, als in Europa, und tragen Hörner die den Hirschgeweihen gleichen. Sie finden sich wieder in Brasilien; denn das Thier **Cujuacu-apara**, ist von unserm Rehe nicht mehr unterschieden, als der Hirsch aus Canada von dem unsrigen. Pison sagt: Es gibt in Brasilien Arten von Rehen, deren einige keine Hörner haben, und **Cujuacu-ete** heissen; die andern haben Hörner und werden Cujuacu-apara genennet. Die mit Hörnern sind viel kleiner, als die andern, ihre Haare sind glänzend, glatt, mit Braun und Weiß vermischt, vornemlich, wenn das Thier jung ist; denn das Weisse vergeht mit dem Alter. Der Fuß ist in zwo schwarze Klauen getheilet, über deren jede sich noch eine kleinere befindet, die gleichsam darüber gesezt ist. Der Schwanz ist kurz, die Augen sind groß und schwarz, die Nasenlöcher offen, die Hörner mittelmäßig mit drey Zänken, welche alle Jahre abfallen. Die Weibchen tragen fünf bis sechs Monate, man kan sie zahm machen u. s. w. Margrav setzet hinzu, das Apara habe Hörner mit drey Zänken, und der unterste Zanken dieser Hörner seye der längste und theile sich in zween.

Man siehet aus diesen Beschreibungen wohl, daß das Apara nur eine Varietät von unserer Rehart ist. Herr von Büffon aber mag doch dem Ray nicht unterschreiben, welcher vermuthet, daß das Cujuacu-ete die Geiß, und das Cujuacu-apara der Bok seye, weil Pison ausdrüklich sagt, die mit Hörnern seyen kleiner. Es scheinet ihm nicht wahrscheinlich zu seyn, daß in Brasilien die Geisen von dieser Art grösser seyn sollten, als die Böcke, da sie bey uns viel kleiner sind. Er glaubt zugleich, daß das Cujuacu-apara, nur eine andere Art von dem europäischen Rehe ist, wohin auch der Capreolus marinus Pl. XXXIII. gezogen werden muß, entscheidet aber nicht, was das Cujuacu-ete seyn könne, weil es noch zu sehr an gutem Unterricht fehlet.

Das Reh ist überhaupt weit kleiner als der Hirsch: es ist ihm aber in der Bildung der innerlichen und äusserlichen Theile mehr ähnlich, als irgend einem andern Thiere. Doch hat es keine Thränenwinkel wie der Hirsch, und sein Bürzel ist von aussen nicht zu sehen. An dem gröstен Theil des Leibes des Rehboks und der Rüke ist das Haar, von der Wurzel an, bis auf eine gewisse Länge, die bald gröſſer bald kleiner ist, aschfarben, und das übrige hat eine falbe Farbe. Da das Haar dicht auf einander ligt: so sieht man nur die falbe Farbe, wenn die Aschfarbe nur etwan die Hälfte von der Länge eines jeden Haares einnimmt. Erstrekt sie sich aber weiter: so erscheint sie, nebst der falben Farbe, die an dem äussersten Ende der Haare ist; und hat sogar vor der falben den Vorzug.

Die Razamen.

Razame war in der Mexikanischen Sprache der Name des Hirsches, oder vielmehr der Name von dem ganzen Geschlecht der Hirsche, der Damhirsche und Rehe. Hernandes, Recchi und Fernandez, unterscheiden zwo Arten von Razamen, die beyde in Mexiko und Neuspanien häufig sind. Die erste und gröſſeste, der sie schlechtweg den Namen Razame geben, hat ein Gehörn, wie das europäische Reh, das heißt, ein Gehörn von sechs bis sieben Zollen in der Länge, das sich oben in zwey Spitzen theilet, und nur einen einzigen Zinken an dem Mitteltheile der Stange hat. Die andere, die von ihnen Temamazame genennet wird, ist kleiner und hat nur ein simples Gehörn, ohne Enden, wie ein Spießhirsch. Diese Thiere sind allem Ansehen nach wahre Rehe und mit dem **Cuguacu-apara** und **Cuguacu-ete**, wovon das erste in Cagenne Cariacu oder Waldhindin und das andere das kleine Cariacu oder Sumpf-

Sumpfbaderhindin heisset, einerley. Die Thiere die Seba unter dem Namen Mazame und Temmazame aufgestekt hat, sind keine Rehe mehr mit einem durch und durch dichten und ästigen Gehörne, sondern Gazellen, und keine Thiere von Neuspanien, wie er vorgibt, sondern vielmehr afrikanische Thiere, welchen Irrthum viele Schriftsteller von ihm angenommen haben. Seine Thiere sind, nach der Vergleichung die Herr von Büffon angestellet hat, nichts anders als der Temamazame, der Kob, oder die kleine braune Kuh im Senegal, der Mazame aber eine Gazelle, die er Nagor nennt, weil ihre Hörner mit denen vom Nanger übereinkommen. Es ist in denen Ländern anzutreffen, die in der Nachbarschaft der Insel Goree liegen; hat ein blutrothes Haar, über den ganzen Leib, aber keinen weissen Bauch, wie die übrigen Gazellen; es ist so groß wie ein Reh; seine Hörner sind nicht völlig sechs Zoll lang; sie sind beynahe glatt, und krümmen und neigen sich ein wenig vorwärts, aber nicht so sehr, wie die Hörner des Nangers. Der Mazame von Mexiko hingegen, der Cuguacu-apara von Brasilien und der Cariacu von Cayenne sind unsern rothen Rehen vollkommen ähnlich. Allein der Brasilianische Cuguacu-ete, der kleine Cariacu von Cayenne möchte wohl ein Abfall seyn, der von den europäischen abstäche. Der Temamazame ist kleiner und hat auch einen weissern Bauch, als der Mazame, so wie das braune Reh auch einen weissern Bauch und eine kleinere Taille hat, als das rothe. Indessen scheint doch das Geweih einen Unterscheid zu machen; der Temamazame hat ein schlechtes Gehörn ohne Zinken, allein wenn man betrachtet, daß das Geweihe bey unsern Hirschen und Rehen im ersten und zuweilen gar noch im andern Jahr ohne Zacken ist, so wird man vielleicht nicht ungeneigt seyn zu glauben, daß der Temamazame des Recchi sich in diesem Alter befunden und darum ein schlechtes Gehörn ohne Enden gehabt habe.

Der Cariacu, den Herr Daubenton beschreibt, hat viele Aehnlichkeit mit dem Damhirsche, dem Hirsche und Rehe. Doch glich er dem Damhirsche mehr, als den beyden übrigen. Es war eine Hindin, die eine Taille wie eine Damhindin hatte und zwischen der, von der Hirschkuh und Rehgeiß das Mittel hielt. Ihr Maul war dünner, als bey dem Hirschthiere, und länger, als bey der Rehgeiß, und hatte beynahe einerley Bildung mit dem Maul der Damhindin. Die Ohren waren fast eben so lang, wie bey diesem Thiere, und kürzer, als an der Hindin und Rehgeiß. Die Beine waren nicht so lang, und ein wenig dünner, als bey der Hirschkuh. Der Hals war nicht so aufgerichtet, als bey der Hirschkuh, und fast eben so lang, als bey der Damhindin und Rehgeiß; der Schwanz war länger, als bey der Hirschkuh; der Leib war völliger und nicht so schmächtig, als bey der Rehgeiß. Es hatte keine tiefe Thränenhöhlen, und sie entdekten sich blos durch ein kleines enthaartes Grübchen.

Der Umkreis der Nase, der Vordertheil von jeder Seite der Oberlefze waren schwarz, und ein Flek von eben dieser Farbe fand sich an jeder Seite der Unterlefze. Das Stirnblatt, die Scheitel des Kopfes, der Hinterkopf, die Aussenseite der Ohren, der Obertheil des Halses, der Widerriß, der Rücken und das Kreuz waren schwärzlicht braun, wenn man sie nur von Ferne sahe; allein in der Nähe fiel einem eben so viel Falbes als Schwärzlichtes ins Auge; die Spitze von jedem Haare war schwärzlicht: unter diesem Schwarzen fand sich Falbes, und weiter tiefer eine Aschenfarbe, die immer heller und an der Wurzel der Haare sogar grau wurde; die Seiten des Kopfes, die Seiten und der Untertheil des Halses, die Schultern, die Aussenfläche des Schenkels und des eigentlich sogenannten Beines und die Röhre der Hinterbeine waren von falber Farbe; das Innwendige des Ohrs, der Untertheil des Unterkinnbackens, die Achsel, die inwendige Fläche des Armes, die Röhren der Vorderbeine, die inwendige Fläche des eigentlich sogenannten Beins, und die Füsse waren falb und weiß untermischt. Der hintere Theil der Brust, der Bauch, die Schwanzgegend, die inwendige Fläche des Schenkels, das Gesäß und der Untertheil des Schwanzes waren weiß. Das Obere des Schwanzes hatte eine falbe Farbe, die in dem grösten Theil seiner Länge braun untermischt war. Die Spitze war weiß, und zwischen dem weissen und dem braungemischten Falben war etwas Schwarzes. Das längste Haar des Thiers war am Schwanze, und hielt vier Zoll in der Länge. Das Haar auf dem Rücken war ungefehr zween Zoll lang.

An der inwendigen Seite der Ferse fand sich ein Borstenzopf von weissem Haare, und an dem mittleren Untertheile

le der auswendigen Seite der hinteren Beinröhren ein schwärzlichter Schwamm, der neun Linien lang, sehr schmal, und mit weissen langen Haaren umgeben war, die gleichfalls einen Borstenzopf zu bilden schienen.

Diese Cariacuhindin wog sechs und sechzig Pfund, und hatte vier Zitzen, die eben so, wie bey der Hirschkuh lagen.

Der Axis,
Hippelaphus, Tragelaphus ꝛc.

Dieses Thier ist blos unter dem weitschweifigen Namen, die sardinische Hindin und der Gangeshirsch bekannt. Belon hat ihm aus dem Plinius den Namen Axis beygeleget. In der That können die Charaktere von dem Axis des Plinius diesem Thiere zukommen. Der Axis gehöret in die kleine Anzahl von wiederkäuenden Thieren, die ein Geweihe wie der Hirsch tragen. Er ist mit dem Damhirsche von gleicher Gröfse und Schnelligkeit; allein darinn unterscheidet er sich von dem Hirsche und Damhirsche, daß er das Geweih eines Hirsches, und die Gestalt eines Damhirsches hat, daß sein ganzer Leib mit weissen Flecken gezeichnet ist, die in einer artigen Ordnung und jeder einzeln liegen, und daß endlich die heissen Erdstriche seine Heimath sind, anstatt daß der Hirsch und der Damhirsch gemeiniglich ein Haar von einerley Farbe haben, und in gröfserer Menge in kalten Ländern und in Landschaften von gemäßigter Witterung, als in heissen Gegenden gefunden werden.

Die Herrn der Akademie haben es vermuthlich darum unter dem Namen der sardinischen Hindin beschrieben, weil sie es unter demselben aus dem königlichen Thiergarten bekommen hatten; aber kein einziger Schriftsteller hat noch gemeldet, daß es, wie ein wildes Thier, auf dieser Insel vorhanden seye. Der Name Gangeshirsch, würde sich besser dafür schicken, wenn es nur mit dem Hirsche wirklich von einer Gattung wäre, indem der Theil von Indien, den der Ganges wässert, sein wahres Vaterland zu seyn scheinet. Gleichwol wird es dem Ansehen nach auch in der Barbarey angetroffen, und es ist wahrscheinlich, daß ausserdem noch der gefleckte Damhirsch am Vorgebürge der guten Hofnung kein anderes Thier, als eben dieses seye.

Der Axis scheinet zwischen der Gattung des Damhirsches und der Hirschart eine mitten inne stehende Blindlingsschlacht zu machen. Er gleichet dem Damhirsche in der Gröfse des Körpers, in der Länge des Schwanzes, durch die Art von Liveren die er sein ganzes Leben durch trägt, und unterscheidet sich wesentlich von demselben, blos durch das Geweihe, welches ohne zackichte Kronen ist, und mit dem Hirschgeweihe übereinkommt. Es wäre also möglich, daß er nichts mehr als ein Abfall, dessen Ursache in dem Clima läge, und keine vom Damhirsche unterschiedene Gattung wäre; denn er lebt und vermehret sich ohne Schwierigkeit in Europa. Es gibt davon ganze Rudel in dem Thiergarten zu Versailles; doch hat man nie wahrgenommen, daß sie sich mit einer andern, als ihrer Art, begangen hätten; und dieser Umstand macht, daß man sie nicht so wohl für einen Abfall, als für eine besondere und mittlere Gattung zwischen beyden halten kan.

Man hat bereits in den Abschnitten vom Hirsche und Damhirsche gesehen, wie vielen Mannigfaltigkeiten, besonders was die Farben des Haares betrift, diese Thiere ausgesezt sind. Die Gattungen derselben sind ohne sehr zahlreich an Individuen zu seyn; sehr weit verstreut; beyde finden sich in den Ländern sowohl der einen, als der andern Erdhälfte, und sind einer ziemlichen Menge von Abfällen unterworfen. Ausser den weissen und den corsischen Hirschen, gibt es in Deutschland

Pÿgargus
Algazel.

Tragelaphus -

Pÿgargi Species

Hippelaphus
Fœmina.

land eine andere Rasse, die unter dem Namen Brandhirsch, und bey den französischen Jägern cerf des Ardennes bekannt ist. Dieser Hirsch ist grösser, als der gemeine, und unterscheidet sich von den übrigen nicht allein durch sein dunkleres und fast schwarzes Haar, sondern auch noch durch ein langes Haar, das er auf den Schultern und unter dem Halse hat. Da ihm diese Mähne und Bart, die erste mit dem Pferd und der andere mit dem Bok eine Aehnlichkeit geben, so haben die Alten ihm daher den Namen Hippelaphus und Tragelaphus S. Pl. XXXIV. und XXXV. gegeben. Gesner, Cajus und andere haben gesagt, daß dieser Hippelaphus das Elend seye. Aristoteles gibt seinem Hippelaphus eine Art von Mähne auf den Schultern und am Halse, eine Art von Bart unter der Kehle, dem Männchen ein Geweihe, das einem Rehgehörne zimlich ähnlich sieht, und dem Weibchen gar keine Hörner; er sagt, daß er so groß wie ein Hirsch seye und in dem Lande der Arachoten (in Indien) gezeugt werde. Verschiedene von diesen Charakteren kommen zwar dem Elende beynahe eben so gut zu, als dem Brandhirsch; allein das Elend ist weit grösser, und ein Thier der kalten Länder, das niemals bey den Arachoten gelebet hat. Es läßt sich also nicht zweifeln, daß Gesner und die es mit ihm hielten sich geirret haben, und daß der Hippelaphus des Aristoteles der Brandhirsch seye.

Plinius sagt von dem Tragelaphus, er seye eine Art von Hirsch, und unterscheide sich blos durch den Bart und das Haar, so er unter den Schultern habe, von demselben; Er werde in der Gegend am Phasis gefunden, welches sich gleichfalls vom Hirsche, und nicht vom Elend sagen lässet, von welchem Plinius unter dem Namen Alce an einem andern Orte redet. Herr von Büffon glaubt also kein ungegründetes Urtheil zu fällen, wenn er sagt, daß beyde der Tragelaphus des Plinius und der Hippelaphus des Aristoteles denjenigen Hirsch bedeuten, den man in Deutschland Brandhirsch nennet, und daß der Axis des Plinius die Zeichen desjenigen Thiers an sich habe, das man in der gemeinen Sprache den Gangeshirsch nennet.

Der, welchen Herr Daubenton beschrieb, hatte Thränenwinkel, wie der Hirsch und Damhirsch; sie waren neun Linien tief, und zum Theil mit einer verdikten und weichlichten Materie angefüllt. Er hatte gleichfalls, wie der Hirsch an jeder Seite des Stirnblattes einen ährenförmigen Strich von Haaren, und einen Zopf Borstenhaare auswendig an dem Obertheile von den Röhren der Hinterläufte.

Es hatte einen falben Grund und weisse Flecken. An jeder Seite der Unterlefze hatte es einen braunen Flek, einen andern grössern von eben dieser Farbe hinter den Nasenlöchern, und einen weit grössern mitten vor der Stirne. Dieser lezte war mit einer Farbe eingefaßt, die weiß, braun und röthlicht gemischt war. Die Seiten des Stirnblatts hatten eine weisse Farbe; die Stirne, die Scheitel und der Hintertheil des Kopfes waren falb und braun schattirt, indem jedes Haar braun war, und eine falbe Spitze hatte. Die Seiten des Kopfes waren gelblicht und weiß oder weißlicht gesprenkelt; die Ohren waren weißlicht, ihr vorderer Rand aber braun. Der obere Vordertheil von den Seiten des Halses hatte eine gemischte Farbe, die weißlicht, aschgrau und röthlicht war; das übrige davon, sein Hintertheil und die untere Gegend seines Vordertheils, der Widerriß, die Büge, der Rücken, die Keulen (lombes,) die Seiten des ganzen Leibes, die Gegend des Zimmers (Croupe), die äussere Seite der Schenkel hatte eine dunkelfalbe Farbe, die oben an den Seiten des Leibes braun untermischt, und längst dem Hintertheile des Halses, dem Rücken und den Keulen bis an das Ende sogar schwärzlicht war. Dieses Falb war mit weissen Flecken übersäet, die jeder besonders lagen, diejenigen ausgenommen, die sich hinten an den Keulen und in der untern Gegend der Seite des Leibes fanden, welche einen beynahe ununterbrochenen Streif bildeten. Die auswendige Seite und der untere Theil von der inwendigen Seite des Beins, und die hintere Seite des Schwanzes waren von falber Farbe und ohne weisse Flecke: Die äussere Fläche des Arms und die Röhren der Läufte hatten falbe und weißlichte Sprenkeln. Das Untere des Unterkinnbackens, die Kehle, die obere Gegend von dem Vordertheile des Halses, die Brust, der Bauch, die vordere Seite des Schwanzes, die inwendige Seite des Arms, des Vorderarms und der Läufte waren weiß. Dieser Bok wog neun und neunzig und ein halbes Pfund.

Das Weibchen von der Axisart ist ein wenig kleiner, als das Männchen,

und hat gleichfalls weisse Flecken auf einem falben Grunde, jedoch ist diese Farbe nicht so dunkel. Diese Hindin hat kein Gehörn. Das Geweih des Männchens aber unterscheidet sich von dem Hirschgeweihe blos in der Grösse und hat keine Kronen, wie das Geweihe des Damhirsches, dem es sonst an Grösse, in der Gestalt des Kopfes und des Leibes, in der Länge des Schwanzes, der Livery (Flecken die es mit auf die Welt bringt) die es sein ganzes Leben trägt, und nicht, wie der Hirsch, verliehret, (denn der junge Hirsch bringt ebenfalls Flecken mit auf die Welt, verliehret sie aber,) sehr nahe kommt.

Das Elendthier und das Rennthier.

TAB. XXX, XXXI, XXXVI, XXXVII.

Das Elendthier und Rennthier sind zwar zwey Thiere von verschiedenen Gattungen, sie sollen aber doch hier zusamen genommen werden, weil man sehr oft genöthiget ist, zu der Geschichte des einen etwas aus der Geschichte des andern zu entlehnen, da sie so oft von alten und neuern Schriftstellern verwechselt oder durch so zweydeutige Benennungen bezeichnet worden sind, die man allen beyden beylegen könnte. Bey den Lateinern ist Julius Cäsar der erste, der den Namen Alce hat. Pausanias, der ungefehr hundert Jahre nach ihm geschrieben hat, ist der erste griechische Schriftsteller, bey dem man eben diesen Namen Ἄλκη findet, und Plinius hat das Elendthier und Rennthier zimlich dunkel durch die Namen Alce, Machlis und Tarandus bezeichnet. Der Name Alce scheint aus der Celtischen Sprache genommen zu seyn, in der das Elendthier Elch oder Elk hieß. Der lateinische Name des Rennthiers ist noch ungewisser, als der von dem Elendthiere. Verschiedene Naturbeschreiber sind auf den Gedanken gefallen, daß es der Machlis des Plinius wäre, indem er, da er von den Thieren Nordens redet, das Alce und den Machlis zugleich anführet, und von dem leztern saat, daß es Skandinavien eigen seye. Indessen kan man doch eine Stelle in dem sechsten Buch der Commentarien Cäsars vom gallischen Kriege est bos in Hercinia silva cervi figura &c. schwerlich auf ein anderes Thier, als auf das Rennthier deuten, und dadurch würde bewiesen, daß es damals in den Wäldern Deutschlandes Rennthiere gegeben habe; ja fünfzehnhundert Jahre nach dem Julius Cäsar scheint Gasto Phöbus von dem Rennthiere unter dem Namen Rangier, als von einem Thiere zu reden, das zu seiner Zeit sich in den Wäldern von Frankreich aufgehalten habe. Es ist auch sehr möglich, wenn sie sich gleich jezo zurükgezogen haben, da man immer mehr Länder Ortbar gemacht, die Gewässer ausgetroknet hat, und das Clima dadurch milder geworden ist.

Jezt werden das Elendthier und das Rennthier beyde blos in den nördlichen Ländern angetroffen; das Elend disseits, und das Rennthier jenseits des Polarzirkels, in Europa und Asien. Man findet sie in Amerika auf geringern Breiten wieder, weil die Kälte daselbst grösser ist, als in Europa. Das Rennthier scheuet die Strenge derselben, selbst in dem äussersten Grade nicht; man siehet dasselbe sogar zu Spitzbergen; in Grönland und in Lappland, bis ganz hinauf gegen Norden, wie auch in den mitternächtlichen Gegenden von Asien ist es häufig. Das Elendthier kommt dem Pole so nahe nicht; es hält sich auf in Norwegen, in Schweden, in Polen, in Lithauen, in Rußland und in den sibirischen und tatarischen Provinzen, bis gegen Norden in China; man findet es wieder unter dem Namen Orignal, und das Rennthier unter dem Namen Caribu in Canada, und in dem ganzen nördlichen Theile von Amerika; nur daß sie kleiner, wie alle andere Thiere, in diesem Welttheile, als in der alten Welt sind.

Man

Alce . Elend .

Ceruus : mirabilis .

Orijx Cervi ſpe: cies aliis Alce .

Man kan sich zimlich richtige Begriffe von der Gestalt beyder verschaffen, wenn man sie mit dem Hirsch in Vergleichung setzet. Das Elendthier ist grösser, dicker und höher von Beinen; es hat einen kürzeren Hals, ein längeres Haar, ein weit breiteres und stärkeres Geweih, als der Hirsch. Das Rennthier ist niedriger und gedrungener, es hat kürzere und dickere Beine und weit breitere Füsse; es hat ein sehr starkes dichtes Haar, und ein weit längeres Geweihe, das sich in ungemein viel Aeste mit flachen Kronen theilet, zwischen welchen manchmal noch einer oder gar zwey Aeste hervor gehen, wogegen das Elendsgeweihe gleichsam abgestuzt, und auf dem Schnitte gezakt ist. Beyde Thiere haben unter dem Halse lange Haare, und beyde haben einen kurzen Schwanz und weit längere Ohren, als der Hirsch. Sie thun keine Sätze und Sprünge, wie das Reh oder der Hirsch, ihr Gang ist eine Art von Trabe, aber so hurtig und leicht, daß sie in gleicher Zeit beynahe eben so viel Weges zurüklegen, als jene, ohne sich so sehr zu ermüden; denn sie können auf solche Art ein bis zween Tage forttraben. Das Rennthier hält sich auf Bergen auf; das Elendthier auf niedrigen Erdreichen und in sumpfichten Wäldern. Beyde gehen, wie der Hirsch Rudelweise; beyde lassen sich zähmen, doch das Rennthier weit mehr, als das Elendthier; dieses hat seine Freyheit nirgends verlohren, dahingegen dieses bey den Lappen ein Hausthier geworden ist, welche kein anderes Vieh haben. In diesem eiskalten Erdstriche, der von der Sonne nur schiefe Strahlen empfängt, wo die Nacht, so wie der Tag, ihre Jahreszeit hat, wo der Schnee vom Anfang des Herbstes bis zu Ende des Frühlings die Erde bedekt, wo der Dornstrauch, die Wachholderstaude und das Moos das einzige Grün des Sommers sind, würden alle andere Thiere, die sonst die Heerden auszumachen pflegen, weder ihre Nahrung finden, noch gegen die strenge Kälte ausdauren können.

Die Vortheile, die die Lappen von dem zahmen Rennthiere haben, übertrift die weit, die wir von unseren Hausthieren ziehen. Man bedienet sich desselben, so wie des Pferds, zum Ziehen der Schlitten und anderer Fuhrwerke; es gehet ungemein viel schneller und leichter, legt täglich ohne Mühe dreyßig Meilen (lieues) zurük, und läuft mit eben solcher Sicherheit über den gefrohrnen Schnee, als über einen weichen Rasengrund weg. Das Weibchen gibt eine stärkere und nahrhaftere Milch, als die Kuh; das Fleisch ist ein sehr gutes Essen; sein Haar ist ein vortrefliches Pelzwerk, und aus der Haut gerbet man ein sehr geschmeidiges und dauerhaftes Leder.

Olaus, Scheffer und Regnard haben viel von der Art, wie die Lappen, diese Thiere aufziehen und regieren berichtet. Das Geweihe des Rennthiers, sagen sie, welches an Grösse, an Umfange, an Menge der Zinken das Geweihe des Hirsches sehr weit übertrift, ist eine Art von wunderbahrer und ungeheurer Seltenheit. Während des Winters bestehet die Nahrung dieses Thiers in einem weissen Moose, und es weiß solches auch unter dem dicken Schnee zu finden, indem es denselben mit seinem Gehörne aufgräbt, und mit den Füssen auf die Seite schaft. Im Sommer lebt es von Knospen und Baum-Blättern, mehr als von Grase, welches abzuessen ihm durch die vorwärts gestrekten Stangen seines Geweihes schwer gemacht wird; es läuft auf dem Schnee, und macht keine tiefe Spur, weil seine Füsse sehr breit sind. Diese Thiere sind leutselig; man hält sie in Heerden, und sie bringen viel ein; die Milch, die Haut, die Sehnen, die Knochen, die Schalen ihrer Füsse, das Geweihe, das Haar, das Fleisch, alles an ihnen ist brauchbar. Die reichsten Lappen haben Heerden von vier- bis fünfhundert Rennthieren, die armen zehen bis zwölf Stücke. Man führet sie auf die Weide, treibt sie wieder zu Stalle, oder sperret sie auch die Nacht über in verschlossene Gehege ein, um sie vor den Wölfen in Sicherheit zu setzen. Wenn man sie aus ihrem Clima bringt, so sterben sie in kurzer Zeit, weil sie die wärmern Himmelsstrichen nicht ertragen können.

Es gibt in Lappland wilde und zahme Rennthiere. In der Brunftzeit läßt man die Rennkühe in die Wälder laufen, damit sie sich zu den wilden Rennhirschen halten; und da diese wilden Rennthiere stämmiger und stärker sind, als die zahmen, so sucht man die, die von dieser Vermischung gefallen sind, vornemlich aus, um sie vor den Schlitten zu spannen. Diese Rennthiere sind nicht so sanftmüthig, als die andern, denn sie werden gegen den, der sie leitet nicht allein zuweilen auffätzig, sondern wenden sich auch mit Ungestüm gegen ihn, und schla-

gen mit den Füssen auf ihn los, so, daß er kein anderes Rettungsmittel hat, als sich mit seinem Schlitten zu bedecken, bis sich der Zorn seines Thiers gelegt hat. Uebrigens ist dieses Fahrwerk so leicht, daß man dasselbe ohne Mühe handhaben, und über sich umwenden kan; es ist unten mit jungen Rennthierhäuten bezogen, so, daß das Haar gegen den Schnee gekehrt ist, und nach hinten zu glatt anligt, damit der Schlitten desto leichter vorwärts gleite, und an Bergen nicht so leicht zurük schiesse. Das angespannte Rennthier hat zum Halszeuge blos ein Stük Haut, woran noch das Haar sizt, und wovon nach der Brust zu ein Riem herabgeht, der ihm unter dem Bauche und zwischen den Beinen durchgezogen, und in einem Loche befestiget wird, das vorn an dem Schlitten ist. Der Lappe hat kein anderes Leitzeug, als einen einzigen Strik, der an der Wurzel von dem Geweihe des Thieres angemacht ist, und den er auf dem Rücken desselben verschiedentlich herum wirft, bald auf die eine, bald auf die andere Seite, nachdem er dasselbe rechts oder links lenken will. Es kan alle Stunden vier bis fünf Meilen (lieues) laufen; allein je schneller diese Reise ist, desto unbequemer ist sie auch, und man muß beständig arbeiten, um seinen Schlitten zu halten, und das Umschlagen zu verhüten.

Die Rennthiere haben von aussen vieles mit den Hirschen gemein, und die Einrichtung der innern Theile ist so zu reden, eben dieselbe. Das Rennthier wirft sein Geweihe, so wie der Hirsch alle Jahre ab, und setzet, eben so wie dieser, Feiste an; es tritt zu eben derselben Jahreszeit in die Brunft; die Weibchen gehen acht Monate trächtig, und gebähren nur ein Junges; Die Rennhirsche haben ebenfalls zu der Zeit, da sie hizig sind, einen üblen Geruch, und unter den Weibchen finden sich, wie unter den Hirschkühen, einige die gelte gehen; die jungen Rennthiere haben, wie die Hirschkälber, eine Liverey oder bunte Haut; das Haar daran ist anfänglich Roth mit Gelb gesprenkelt, und wird mit zunehmendem Alter beynahe schwarzbraun. Jedes Rennkalb hält sich zwey bis drey Jahre zu seiner Mutter, und erst nach vier vollen Jahren haben diese Thiere ihren völligen Wuchs erreicht; in diesem Alter fängt man auch an, sie abzurichten und zur Arbeit zu gewöhnen; um sie aber gelehriger und folgsamer zu machen, nimmt man vorher die Verschneidung vor, welche die Lappen mit ihren Zähnen verrichten. Die ganzen Rennhirsche sind unbändig und schwer zu regieren. Man hält bey fünf bis sechs Rennkühen nur einen ganzen Rennhirsch, und die Verschneidung geschiehet, wenn die Kälber ein Jahr alt sind. Sie bekommen, wie der Hirsch, in der schlechten Jahreszeit Würmer, und mit Ausgange des Winters ereigt sich eine solche Menge unter ihrer Haut, daß sie ganz durchfressen ist; die Wurmlöcher geben im Sommer wieder zu, und man tödtet die Rennthiere auch nicht eher, als im Herbste, um Pelzwerk oder Leder von ihnen zu haben.

Die Heerden von dieser Art erfordern viele Wartung. Die Rennthiere verlaufen sich leicht, und setzen sich gerne wieder in Freyheit, man darf sie also nicht aus den Augen lassen. Man kan sie auch zum Weiden nur in offene und freye Gegenden treiben, und sobald die Heerden ein wenig zahlreich sind, so erfordern sie verschiedene Hüter. Sie sind insgesamt gezeichnet, damit man sie wieder erkennen kan, weil sie sich öfters entweder in die Wälder verirren, oder unter andere Heerden gerathen. Sie sind der ganze Reichthum der Lappländer. Sie bedecken sich vom Kopf bis auf die Füsse mit diesen Pelzwerken, die weder Kälte noch Wasser durchlassen. Im Sommer nehmen sie Häute, von denen das Haar abgegangen ist; sie wissen auch dieses Haar zu spinnen; sie überziehen damit die Sehnen, die sie aus dem Körper des Thiers bekommen, und die ihnen zu Stricken und Fäden dienen. Sie essen das Fleisch, trinken die Milch, und machen sehr fette Käse daraus. Die geläuterte und gestampfte Milch gibt anstatt der Butter eine Art von Schmalz. Sie müssen einen grossen Nahrungs-Ueberfluß haben, weil das Rennthier die einzige Gattung ist, wovon das Weibchen ein Gehörn gleich dem Maulthiere hat, und abermal die einzige, deren Geweihe, ungeachtet der Verschneidung abfällt und wieder wächst. Der Grund davon muß in der Beschaffenheit seiner Nahrung liegen, denn das weisse Moos, wovon es den Winter über seinen einzigen Unterhalt hat, ist ein Schorfmoos (Lichen), das in seiner Substanz der Morchel oder dem Ziegenbarte gleich kommt, ungemein nährend ist, und weit mehr organische Theilchen in sich hat, als das Gras und die Blätter oder Knospen der Bäume bey sich führen. Diß ist die Ursache, warum das Rennthier ein weit grösseres Geweihe

und

und mehr Feiste hat, als der Hirsch, und warum die Weibchen und die Verschnittenen auch damit versehen sind. Die Rennhirsche die weder gejagt noch im Zwange gehalten worden sind, haben ein Geweihe, das ihnen nach hinten zu beynahe über das Kreuz, und nach vorn über das Maul geht; der Verschnittenen Geweihe ist nicht so groß, doch nicht selten grösser, als bey unseren Hirschen, und der Weibchen ihres ist noch kleiner.

Noch etwas ganz besonderes, welches sowohl dem Elend- als Rennthier eigen ist, bestehet darinn, daß diese Thiere, wenn sie laufen, oder nur etwas rasch gehen, mit den Schalen ihrer Füsse, so oft sie zutreten, ein so starkes Geklapper machen, daß es einem vorkommt, als wollten die Beine alle aus ihren Gelenken gehen. Die Wölfe laufen, wenn sie dieses Getöse hören oder den Geruch des Thiers wittern, demselben entgegen, fallen es an, und übermeistern es, wofern ihrer mehrere sind; denn gegen einen Wolf wehrt sich das Rennthier und zwar mit seinen Vorderfüssen, worinn es eine grosse Stärke hat; mit diesen hauet es so heftig auf den Wolf ein, daß er betäubt wird, oder doch ablassen muß, und fliehet hierauf mit solcher Geschwindigkeit, daß es nicht mehr eingeholet werden kan. Ein gefährlicher Feind für dasselbe, der nur nicht in so grosser Menge gefunden wird, ist der Rosomak oder der Vielfraß. Dieses Thier, so noch gefräßiger, aber nicht so leicht auf den Beinen ist, wie der Wolf, verfolgt das Rennthier nicht, sondern klettert auf einen Baum, und lauert da im Verborgenen. So bald es siehet, daß das Rennthier nahe genug ist, fährt es auf dasselbe herab, schlägt ihm die Klauen in den Rücken, und klammert sich fest, pakt ihm den Kopf oder den Hals mit den Zähnen, und läßt nicht los, bis es dasselbe erwürgt hat. Auf eben diese Weise berücket der Rosomak das Elendthier, welches dem Rennthier an Grösse und Stärke weit vorgeht. Dieser Rosomak oder Vielfraß in unserem Norden ist einerley Thier mit dem Carcaju oder Quincaju in dem nördlichen Amerika. Seine Kämpfe mit dem Orignal sind berühmt, und das Orignal in Canada ist einerley mit dem europäischen Elendthiere. Es ist sonderbar, daß dieses Thier, das nicht viel grösser als ein Dachs ist, mit einem Elendthiere fertig wird, welches grösser, als ein grosses Pferd, und dabey so stark ist, daß es mit einem Schlag seines Fusses einen Wolf tödten kan.

In dem stralsundischen Magazin wird versichert, daß auch das Hermelin aus besonderer Feindschaft sich in das Ohr des Elends oder Elendthiers, wie es der Verfasser genennt haben will, der seinen Namen von dem sclavonischen Jelen (Hirsch) ableitet, setze, wodurch das Thier so geplagt werden soll, daß es sich aus Raserey den Kopf gegen die Baumstämme selbst einstosse.

Das Elendthier und Rennthier gehören beyde zu den wiederkäuenden Thieren, welches aus ihrer Art sich zu nähren, und aus der Besichtigung ihrer innern Theile erhellet. Die Lebensdauer beträgt bey dem zahmen Rennthiere nur fünfzehn bis sechszehn Jahre; es ist aber zu vermuthen, daß sie bey dem wilden Rennthiere, indem es vier Jahre wächßt, sich auf acht und zwanzig bis dreyßig erstrecke. Die Lappen iagen die Rennthiere, nachdem die Jahreszeit verschieden ist, auf verschiedene Weise; sie bedienen sich der Brunftzeit der zahmen Weibchen, um die wilden Rennhirsche anzulocken; sie tödten sie mit Musketen-Schüssen, oder schiessen sie mit Bogen, und schnellen ihre Pfeile mit solcher Heftigkeit ab, daß der erstaunlichen Dicke des Haars und des starken Leders unaeachtet, oft schon ein einziger genug ist, das Thier zu erlegen.

Im Frühjahre, sagt Scheffer, wenn der Schnee anfängt weich zu werden, und diese Thiere stecken bleiben, sind die Lappen auf ihren Schneeschuhen hinter ihnen her und ereilen sie. Bey andern Gelegenheiten jagt man sie mit Hunden, von denen sie in Schlingen getrieben werden; endlich bedient man sich auch eines gewissen Nezwerkes, welches aus Stangen bestehet, die durch einander geflochten sind, in Form zwoer grossen Hecken, die eine sehr lange Allee, zu Zeiten von zwo Meilen ausmachen, und dieses alles in der Absicht, damit die Rennthiere, wenn sie einmal dahin gescheucht und hineingetrieben sind, gezwungen werden, immer vor sich hin zu fliehen, und zulezt in eine grosse Grube zu stürzen, die am Ausgange des Werks eigentlich dazu angelegt ist.

Die Grönländer bringen, nach Egede's Bericht, den ganzen Sommer mit der Rennthierjagd zu. Die mehresten

begeben sich mit ihren Weibern und Kindern sehr weit in den Meerbusen hinein, und bleiben allda bis zum Herbste. Wenn sie sehen, daß die Rennthiere irgendwo ihren Aufenthalt nehmen, machen sie eine Art von Klopf- oder Auftreibjagd. Sie, ihre Weiber und Kinder, umringen diese Thiere, und jagen selbige nach schmalen Steigen oder Durchgängen hin, woselbst Mannspersonen, die auf sie warten, sie schiessen und mit Pfeilen erlegen. Wenn sie nicht Personen genug haben, sie zu umringen, so nehmen sie lange weisse Stangen, an deren Ende sie ein Stük Torf aufstecken, und pflanzen selbige zu beyden Seiten an den Weg der Rennthiere, damit sie sich davon entfernen, und nicht hindurch wischen mögen.

Wir wollen nun aus der Beschreibung die man in den Memoires pour servir à l'histoire des animaux von dem Elendthier findet, das nöthigste mittheilen. Das Elendthier, heißt es, ist wegen der Länge des Haares, wegen seiner grossen Ohren, wegen seines kleinen Schwanzes, und wegen der Bildung des Auges merkwürdig, dessen grosser Winkel ungemein weit gespalten ist, eben so, wie das Maul, dessen Spaltung sich viel weiter erstrekt, als bey den Ochsen, den Hirschen, und anderen Thieren mit gespaltenen Klauen. Das Elendthier, so wir zergliedert haben, war beynahe so groß als ein Hirsch; die Länge seines Körpers betrug fünf und einen halben Schuh vorn von dem Maul bis dahin, wo der Schwanz anfieng, der zwey Zoll lang war. Der Kopf war ohne Geweihe, weil es ein Weibchen war, und der Hals hielt nur neun Zoll in der Länge und eben so viel in der Breite. Die Ohren waren neun Zoll lang und viere breit. Die Farbe des Haars stach nicht viel von dem Esels-Haare ab, wovon das Grau bisweilen dem Grau des Kameels nahe kommt. Allein sonst unterscheidet sich dieses Haar weit von dem Eselshaare, als welches viel kürzer, und von dem Kameelhaare, welches viel dünner ist. Die Länge dieses Haars betrug drey Zoll, und seine Dicke kam der dikSten Pferdemähne gleich: Diese Dicke nahm immer ab gegen das Ende, welches sehr spitzig war, und gegen der Wurzel nahm sie auch ab, aber auf einmal, so, daß gleichsam ein Schaft einer Lanze vorgestellt wurde: Dieser Schaft hatte eine andere Farbe, als das übrige Haar, und war weiß und durchsichtig, wie eine Schweinsborste. Diß Haar war lang, wie Bärenhaar, aber gerader, dicker, schlichter und insgesamt von einerley Art. Die Oberlefze war groß und vom Zahnfleisch abgetrennt, aber nicht so groß, als sie Solin beschrieben, und Plinius sie dem Thiere beygelegt hat, das er Machlis nennt. Diese Schriftsteller sagen, daß dieses Thier rüklings weiden müsse, um seine Lefzen nicht zwischen die Zähne zu schieben; wir haben aber bey der Zergliederung wahrgenommen, daß die Natur durch die grossen und starken Muskeln vorgebeugt hat, die eigentlich dazu bestimmt sind, diese Oberlefze in die Höhe zu ziehen; wir haben auch gefunden, daß die Gelenke des Beins genau durch Band-Sehnen vergliedert sind, deren Härte und Dicke den Wahn veranlaßt haben, daß das Thier nicht wieder aufstehen könne, wenn es einmal gefallen seye. Seine Füsse waren denen vom Hirsche gleich, aber weit dicker. Der grosse Augenwinkel war weit tiefer niederwärts gespalten, als bey den Hirschen, Damhirschen und Rehen, aber auf eine sonderbare Weise, nemlich so, daß die Spalte nicht die Richtung der Augen-Oefnung verfolgte, sondern einen Winkel mit der Linie machte, die von einer Ecke des Auges bis zur andern gehet; Die untere Augendrüse hatte anderthalb Zoll in der Länge, und sieben Linien in der Breite. Was den Fleischhügel betrift, den einige Schriftsteller diesem Thier auf den Rücken, und andere unter das Kinn setzen, so kan man sagen, daß, woferne sie sich nicht geirret haben, dieses den Elenden, wovon sie reden, besonders eigen gewesen seye. Herr von Büffon hat an dem Thier, das er lebendig gesehen, diesen Fleischbeutel eben so wenig wahrgenommen. Indessen erwähnt doch Linnäus eines solchen Knollens unter der Kehle, und legt dieses sogar dem Elendthiere als einen wesentlichen Charakter bey. Vielleicht ist dieser Fleischbeutel nur dem männlichen Thiere eigen, vielleicht ist es auch eine unter den Elendthieren gemeine Krankheit, eine Art von Kropfe; denn von den beyden Figuren, die Gesner von diesem Thiere liefert, und die auf unserer XXX und XXXI Pl. vorkommen, hat die erste, die kein Geweihe hat, eine dicke Geschwulst unter dem Halse, und bey der andern, die ein männliches Elendthier mit einem Geweihe vorstellet, findet man sie nicht.

Das Elendthier ist überhaupt weit grösser und stärker, als der Hirsch und das Rennthier; es hat ein so steifes Haar und ein so hartes Leder, daß eine Musketen-Kugel kaum hindurchdringen kan;

kan; es hat ungemein stämmigte Beine, und in denselben so viel Bewegungskraft und Stärke, daß es einen Menschen oder einen Wolf auf einen einzigen Schlag tödten, und sogar einen Baum zerschmettern kan. Indessen jagt man dasselbe beynahe auf eben die Art, wie wir die Hirsche jagen, nemlich mit einer Menge von Menschen und Hunden, und diese leztere werden oft von dem Thier getödtet. Man versichert, daß es ihm öfters widerfährt, wenn es aufgejagt oder verfolget wird, daß es plözlich zu Boden stürzt, ohne weder geschossen noch verwundet zu seyn; daher hat man gemuthmasset, daß es mit der fallenden Sucht behaftet wäre, und aus dieser Vermuthung (die aber keinen sonderlichen Grund hat, weil das Fallen blos eine Wirkung der Furcht seyn kan) hat man ungereimter Weise geschlossen, daß das Horn seiner Füsse die fallende Sucht heilen, und davor sogar im voraus sichern müsse.

Da es in den nördlichen Theilen von Amerika ungemein wenig Menschen gibt, so sind daselbst die Thiere überhaupt, und besonders die Elende häufiger als in dem europäischen Norden. Die Wilden verstehen die Kunst sie zu jagen und zu fangen; sie gehen ihren Fährten bisweilen verschiedene Tage hintereinander nach, und kommen durch unermüdetes Verfolgen, und durch List und Geschiklichkeit mit ihnen endlich zum Ziele. Bey der Jagd im Winter, sagt Denys, bedient man sich der Schleifschuhe, vermittelst derer man auf dem Schnee gehet, ohne durchzutreten. Das Orignal legt nicht viel Wegs zurük, weil es im Schnee mit den Füssen durchschlägt. Es frißt nichts anders als junge Holzschößlinge, die in dem Jahre gewachsen sind; da wo die Wilden abgeäsztes Holz fanden, trafen sie auch bald die Thiere an, und nahten sich ihnen mit leichter Mühe; sie warfen nach denselben mit Pfeilstöcken, welches grosse Prügel sind, denen am Ende ein grosser spizziger Knochen eingefügt ist, der wie ein Degen durchbohrt; Wenn viele Orignale in einem Rudel waren, so brachten sie dieselben zur Flucht; alsdenn stellten sich die Orignale alle, Kopf gegen Schwanz, hintereinander, machten einen grossen Zirkel von anderthalb oder mehr Meilen (lieves) und traten den Schnee durch das öftere Umwenden so feste, daß sie nicht mehr einsanken; wenn der vorderste müd ist, so stellt er sich hinten an; die Wilden lauerten in ihrem Hinterhalte, und begrüßten sie mit ihren Pfeilstöcken, wenn sie vorbey kamen; einer aber war immer hinter ihnen und verfolgte sie; jedesmal so oft sie herum kamen blieb eines auf dem Platze, endlich aber verliefen sie sich in die Wälder. Es ist oben schon erinnert worden, daß dieses Orignal nichts anders, als das Elendthier seye.

Wir wollen jezo auch noch das beträchtlichste aus den Beyträgen zur Natur, Geschichte des Elendthieres und Rennthieres, die in dem fünften Stük des Stralsundischen Magazins vorkommen, liefern.

Dieses Thier, heißt es von dem Elendthiere, findet seine Nahrung überall, hauptsächlich bestehet sie in der Rinde und den jungen Schößlingen von Weiden, Bürken und vornemlich von Eberäschen oder Vogelbeerbäumen. Die Stämme der Bäume schälet es oft so hoch, als es auf die Hinterbeine gerichtet nur reichen kan, gänzlich ab. Nach den an abgeschälten Stämmen sichtbaren Kennzeichen siehet man, daß es mit den breiten und scharfen Zähnen des Unterkinnbackens, wie mit einem Meissel die Rinde aufwärts abstößt, welche ihm also gleichsam in das Maul fällt —. Von dem mühsamen Nagen der Rinde trift man im Frühjahr fast bey allen Elendthieren die Kinnbacken kahl und von Haaren entblößt, ja oft wund und schurfigt an.

Sie werden im September brünstig, und sind es bis in den October. Da sie nun beynahe 9 Monate tragen, so werfen sie ungefehr im April und May; welches an abgelegenen Orten der Wälder, und wie erfahrne Jäger wissen wollen, unter gewaltigem Aechzen und Stöhnen geschiehet. Das weibliche Elendthiere wird gemeiniglich im dritten Jahr trächtig. Die Zahl der Jungen bey jedem Wurf pflegt zwey zu seyn, doch tragen besonders die jungen Weibchen gemeiniglich nur eines. Das Junge bleibt lange Zeit schwächlich, und vermag kaum nach zweyen Wochen der Mutter zu folgen. Zur Brunftzeit gehen sie Heerdenweise und die Böcke kämpfen entsezlich untereinander um die Weibchen, und richten bey diesen Kämpfen, und überhaupt wenn sie zornig werden, alle Haare auf, wodurch sie ein fürchterliches Ansehen bekommen.

Am Fleisch wiegen die Elendthiere mit Haut und Fett ohngefehr sieben bis acht Zentner auch wohl mehr. Ihr Fleisch ist sehr schmakhaft, und wie Rindfleisch durchwachsen. Ueber dieses hat das Elendthier noch, wie der Hirsch, das sogenannte hohe Rückenfett. In dem Magen dieser Thiere findet man oft Haarballen. Die Burâthen, Tungusen und Mungalen lauren denselben am meisten an der gewöhnlichen Spur und bey den Flüssen auf, in welche sie sich im Sommer theils um vor den Insekten sicher zu seyn, theils um das aus dem Wasser hervorwachsende hohe Gras abzuweyden, hinein begeben. Denn auf der Erde zu weiden, ist ihnen wegen Kürze des Halses und Länge der Läufte unmöglich.

Die wilden Rennthiere sind jederzeit um ein Drittheil grösser, als die zahmen, dabey viel stärker, fetter, wilder von Haaren und alle von einerley Farbe, nemlich grau im Sommer und im Winter, wie die Schneehüner, Haasen und Steinfüchse des nördlichen Theils von Asien, schneeweiß. Unter den zahmen hingegen findet man eine grosse Mannigfaltigkeit der Farben und Flecken, besonders sind die Koráken wegen ihrer schönen und bunten Heerden berühmt. Ihre Abänderungen sind folgende:

1.) Braune oder schwarzbraune, wie die Brandhirsche, oder wie die Elenne, dergleichen es auch unter den wilden gibt.

2.) Schwarze, welche aber sehr selten fallen, und wenn sie heran wachsen, graulicht werden.

3.) Ganz schneeweisse, deren es sehr viele gibt.

4.) Weisse, die kuhröthlicht gesprengt sind.

5.) Weiß und Tiegerfleckigte, nemlich mit schwarzen Flecken; Diese fallen unter den Koráken selten, aber häufiger am Anadyr und höher nach Nordosten.

Die zahmen sind dergestalt gesellig und fromm, daß, wenn eines auch angeschossen wird und den Tod vor Augen siehet, es dennoch nicht in die Wildniß läuft, sondern sich immer zur Heerde hält und sich nur unter den andern zu verstecken sucht. Ja wenn eine Heerde von Hunden, Wölfen oder andern wilden Thieren zerstreuet wird, so finden sich die verlaufene oft nach einem halben Jahre wieder zur Heerde ein. Doch lassen sie sich manchmal von Rennthierböcken verführen, und gehen wieder in die Wildniß.

Sie werfen gemeiniglich nur ein Kalb und die Zahl der weiblichen Geburten übertrift allezeit die männlichen. Nach fünf Tagen kan ein Kalb schon der Mutter folgen.

Gemeiniglich ziehen sie im Frühjahr von dem Eismeer nach Süden; Im Herbst aber wenn der tiefe Schnee im Lande fällt, begeben sie sich nach den kahlen und flachen Mooshеyden an der See. Sie halten aber beständige Wege, von welchen sie nie einen Schritt abweichen. Diese Wege sind wie tiefe Kanäle ausgetreten, in welchen 5. bis 10. neben einander gehen können. Wo sie einmal über einen Fluß geschwommen sind, daselbst thun sie es bey jeder Wanderung, welches sich die Jäger zu ihrem Vortheile merken. Bey diesen Zügen gehen die Rennthierkühe mit ihren Kälbern voran, worauf nach einigen Wochen die Böcke folgen; vermuthlich weil die trächtigen Weibchen und jungen Kälber bey dem Ziehen, durch das Drängen der geschlossenen Heerde, eher beschädigt werden könnten. Die Heerden sind oft so zahlreich, wie mächtige Armeen, und kaum zu übersehen. Auf dieser Wanderung und im Uebersetzen sind sie gar nicht schüchtern, und lassen sich durch nichts davon abhalten.

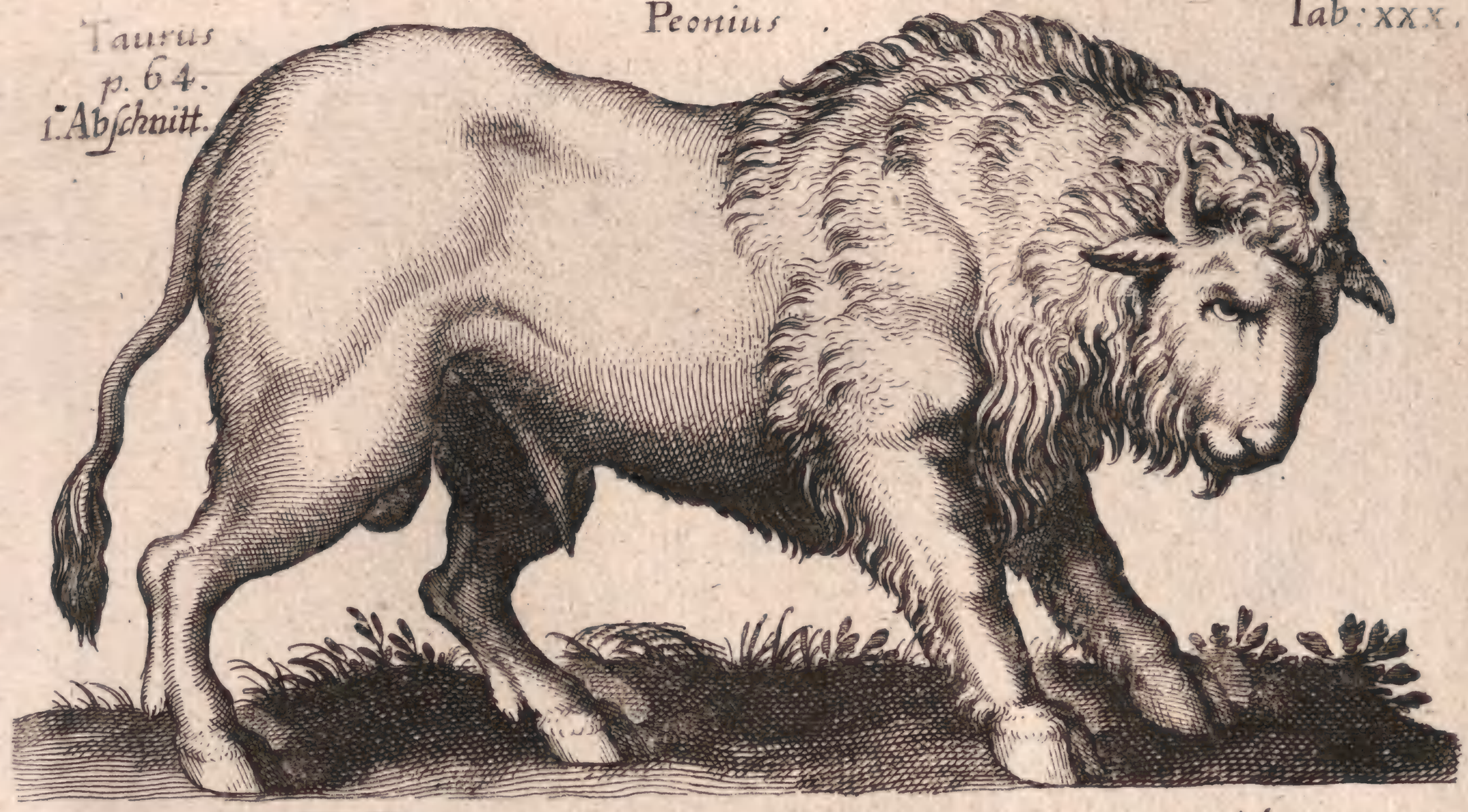
Die Rennthiere lieben den Urin des Menschen ungemein. Wenn sie sehen, daß jemand harnen will, so laufen sie zu, halten das Maul unter, lecken auch den Harn aus dem Schnee zusamen. Sie werden hiedurch besonders zahm und ihrem Hirten getreu. Daher führen die Koráken allezeit Gefässe aus Birkenrinden bey sich, in welche sie harnen, und den Rennthieren alle Morgen kleine Portionen davon austheilen. Man gibt ihnen aber nicht zuviel Harn auf einmal, weil sie davon besoffen werden sollen, daß man sie in dem Schnee eingraben muß. Der Herr Verfasser glaubt, daß dieses nur von dem Urin derjenigen geschehe, die nicht lange zuvor von dem Genuß des Fliegenschwamms berauscht gewesen sind.

Da sie an Schwämmen sehr vielen Geschmak finden, so gerathen sie nicht

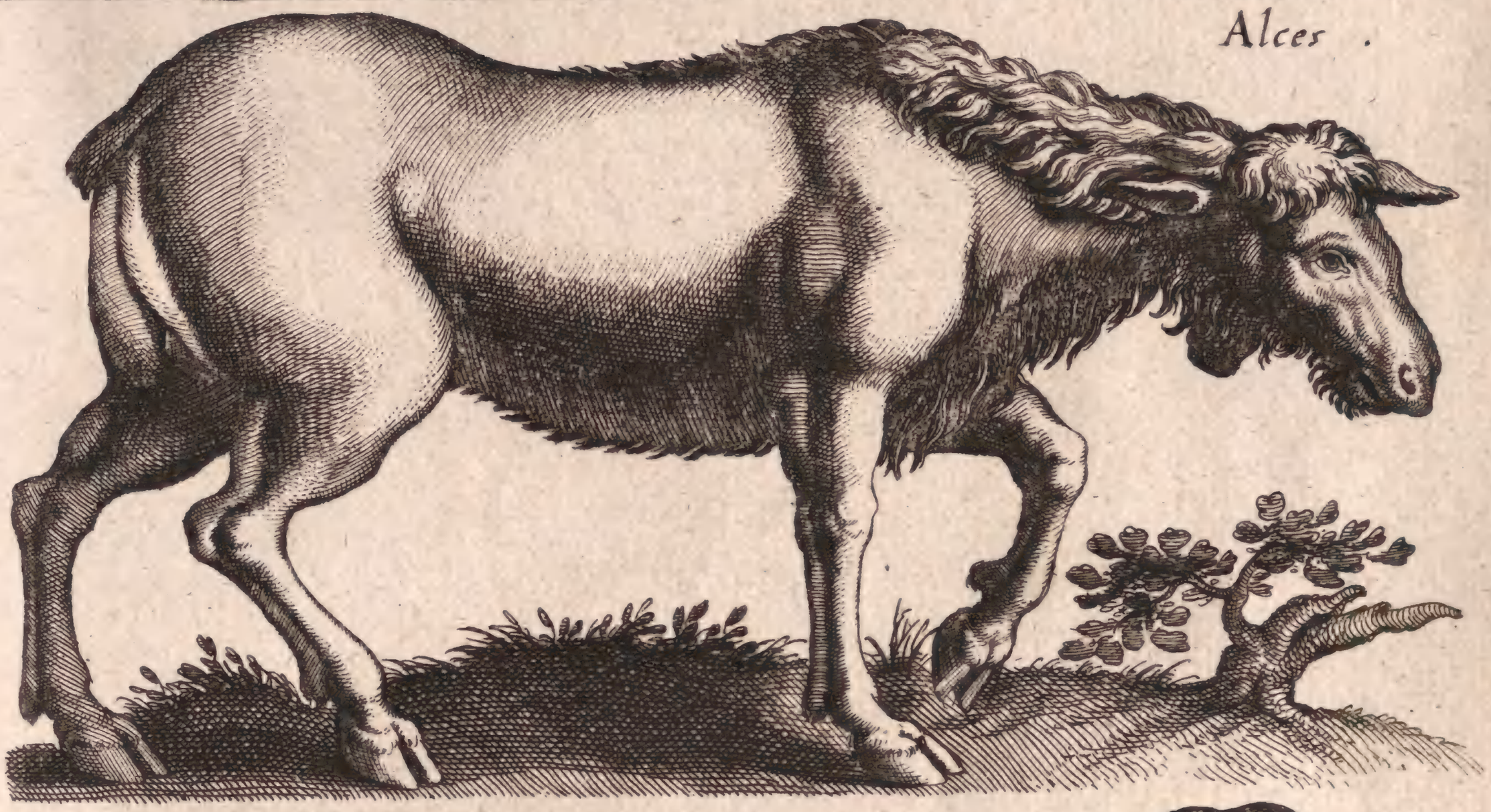
selten

Taurus
p. 64.
1. Abschnitt.

Peonius .



Alces .



Alce . Elend geschlecht .

Rangifer . Renthier .

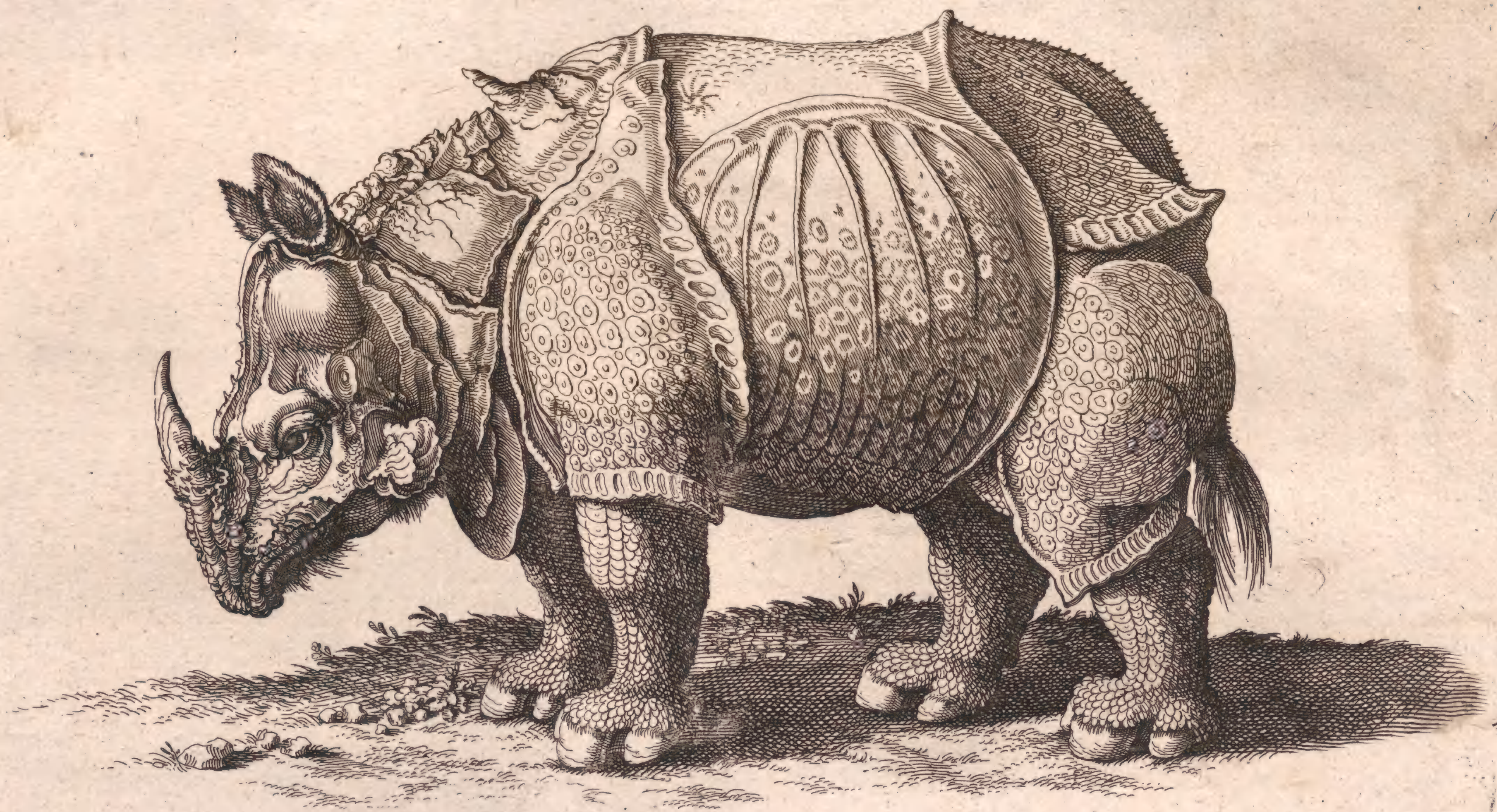
Cervus Palmatus ,

Tarandus . Tarandthier .

Renthiers : geschlecht

Tab: XXXVIII

RHINOCEROS. *Naſehorn. Rhinocer.*



selten an den vergifteten Fliegenschwamm, von welchem sie taumelnd werden und niederfallen. Doch schadet es ihnen nicht, und ihr Fleisch ist auch unschädlich, wenn sie, nachdem ihnen der Rausch vergangen ist, erst geschlachtet werden, ausserdem hat es gleiche Würkung auf die Menschen, die es geniessen, als wenn sie den Schwamm selbst gegessen hätten.

Sie harnen sehr oft, und wenn sie einmal daran verhindert werden, so kommen sie leichtlich um. Die Koräken haben daher einen besondern Ruf, wodurch sie die Rennthiere zum Harnen ermuntern, wie wir durch Pfeifen die Pferde.

Die Tunguſen richten ihre Rennthiere zum Reuten ab, indem sie ihnen in ihrer Jugend den Sattel gleich hinter dem Halse über den Vorderbeinen auflegen und tragen lehren, wo sie denn am füglichsten tragen können; denn im Kreutze sind sie zu schwach.

Wenn die Werfzeit nahe ist, so sondert man alle trächtige Kühe von den Böcken und Unfruchtbaren ab, damit diese die Jungen nicht erdrücken. Dieses aber kostet nicht wenig Mühe, weil die Männchen ihre Weibchen sehr lieben und sich ungerne trennen.

Von den Rennthieren in Grönland sagt das Universal Magazine of knowledge and Pleasure, sie sind in diesem Lande grau und zotticht, und haben Hörner wie Hirsche, an denen drey oder vier Zacken ohngefehr einen Schuh lang und zween Zolle breit von jeder Seite derselben, stehen. Die Ohren dieser Thiere sind lang, die Schwänze aber kurz. Den Winter hindurch verhungert eine grosse Menge derselben, die übrig gebliebenen sind im Frühling sehr mager, allein im Sommer werden sie von einer Art gelben Moosfutter so fet, daß ihr Fleisch an den Rippen zuweilen vier Zolle hoch ligt.

Das Nasehorn.

Das Nasehorn ist nach dem Elephanten das mächtigste unter den vierfüßigen Thieren; seine Länge von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes beträgt wenigstens zwölf Fuß; die Höhe sechs bis sieben Fuß, und der Umfang seines Leibes ist ungefehr seiner Länge gleich. Es nähert sich also dem Elephanten in Absicht auf seine Grösse und Masse, und wenn es weit kleiner scheint, so kommt es daher, weil seine Beine dem Verhältnisse nach weit kürzer sind, als des Elephanten seine. Allein in den natürlichen Fähigkeiten und in der Einsicht ist es sehr von ihm unterschieden; denn es hat nichts von der Natur bekommen, als was sie gemeiniglich allen vierfüßigen Thieren zugestanden hat; es ist aller Empfindlichkeit in der Haut beraubt, es ist mit keinen Händen, mit keinen besondern Werkzeugen für den Sinn des Gefühls versehen, und hat anstatt des Rüssels nur eine bewegliche Lefze, worinn alle seine Mittel zur Geschiklichkeit bestehen. Es ist fast in keinem andern Stücke, ausser in der Stärke, in der Grösse, und durch das mörderische Gewehr, welches es auf der Nase trägt, und welches nur ihm allein eigen ist, den übrigen Thieren überlegen. Dieses Gewehr ist ein ungemein hartes Horn, das seiner ganzen Länge nach dicht ist, und eine vortheilhaftere Lage, als die Hörner der wiederkäuenden Thiere hat, indem es nicht nur die obere Theile des Kopfes und des Halses verwahrt, sondern alle andere Theile des Mauls beschüzt, und die Schnauze, den Mund und das Angesicht vor Anfällen bedecket. Daher greift der Tyger lieber den Elephanten, dem er nach dem Rüssel springt, als das Rhinoceros an, welches er von vorn nicht anpacken kan ohne seinen Bauch in Gefahr zu setzen, gespalten zu werden. Der Leib und die Gliedmassen aber sind mit einem undurchdringlichen Panzer überzogen. Dieses Thier fürchtet sich weder vor der Kralle des Tigers noch vor der Klaue des Löwen, weder vor dem Eisen, noch vor dem Feuer des Jägers; seine Haut ist ein schwärzlichtes Leder von gleicher Farbe, aber dicker und härter, als die Haut des Elephanten, der Stich der Fliegen macht ihm keine Empfindung, wie diesem; es kan auch seine Haut nicht runzeln oder zusammen ziehen, sondern es wirft sich

dieselbe blos in grossen Falten am Halse, auf den Schultern und dem Kreuz in die Höhe, um die Bewegung des Kopfes und der Beine zu erleichtern, welche leztere von plumper Dicke sind, und in breite Füsse ausgehen, die mit drey grossen Nägeln bewafnet sind. Es hat einen verhältnißmäßig längern Kopf, als der Elephant; es hat aber noch kleinere Augen, und öfnet dieselbe niemals über die Hälfte. Der obere Kinnbacken geht über den untern hervor; die Oberlefze ist beweglich, und kan sich auf sechs bis sieben Zoll verlängern; sie schließt sich mit einem zugespizten Ansatze, der es diesem Thier vor andern vierfüßigen Thieren leicht macht, Gras abzureissen, und Büschel fast auf eben die Art davon zu machen, wie der Elephant mit seinem Rüssel thut. Diese Muskelreiche und biegsame Lefze ist eine Art von Hand oder von einem sehr unvollständigen Rüssel, die doch allemal geschikt genug bleibt, etwas mit Nachdruk zu fassen und mit Geschiklichkeit zu befühlen. Anstatt jener langen Zähne des Elephanten hat das Nasehorn sein gewaltiges Horn, und in jedem Kinnbacken zween starke Schneidezähne. Ausser diesen vier Schneidezähnen, welche in den vier Ecken der Kinnbacken nach vorn ligen, werden ausserdem vier und zwanzig Stokzähne, und zwar an jeder Seite der beyden Kinnbacken sechs angetroffen. Die Ohren des Thiers stehen allezeit steif in die Höhe, und kommen der Bildung nach den Schweinsohren zimlich bey, nur daß sie, nach dem Verhältnisse des Körpers, nicht so groß sind. Sie sind die einzigen Leibestheile an denen sich Haare oder vielmehr Borsten befinden. Der Zipfel des Schwanzes ist, wie bey dem Elephanten, mit einem Zopfe dicker Borsten-Haare besezt, die von ungemeiner Dichtigkeit und Härte sind.

Ein berühmter Londonscher Arzt, Hr. Parsons, hat das einige zum Gegenstand seiner Beschreibung gemacht, welches 1739. nach London kam. Es war aus Bengalen geschikt worden, und ungeachtet es erst zwey Jahre alt war, so beliefen sich doch die Unkosten seines Unterhaltes und seiner Fahrt gegen tausend Pfund Sterling. Es wurde mit Reiß, Zucker und Heu unterhalten; täglich gab man ihm sieben Pfund Reiß mit drey Pfund Zucker durchgerührt, und theilte ihm solches in drey Portionen zu; man gab ihm auch nicht wenig Heu und grünes Gras, so es dem Heu vorzog. Sein Getränke war nur Wasser, und es soff auf jedesmal eine grosse Menge hinein. Es war von friedsamem Naturell, und ließ sich an allen Theilen seines Leibes anfühlen. Blos alsdenn wurde es aufgebracht, wenn man es schlug, oder wenn es Hunger fühlte, und in beyden Fällen war es nur durch Fressen zu besänftigen. Wenn es aufgebracht war, so sprang es vorwärts, erhob sich plözlich bis zu einer sehr grossen Höhe, stieß seinen Kopf gegen die Mauren, und that dieses bey aller seiner Schwehre, mit einer erstaunlichen Schnelligkeit. Herr Parsons, der einigemal Augenzeuge davon gewesen war, sagt, die Lebhaftigkeit und Hurtigkeit in den Bewegungen des Thiers lassen ihn glauben, daß es ganz und gar nicht zu bändigen seye, und daß es ohne Mühe einen Menschen im Laufen einholen würde, der es beleidiget hätte.

Dieses zweyjährige Nashorn war nicht höher, als eine junge Kuh, die noch nicht trächtig gewesen. Es hatte aber einen ungemein langen und sehr dicken Leib; sein Kopf war, gegen den Leib betrachtet, von grosser Dicke, und brachte von den Ohren bis an das Horn auf der Nase eine hohe Krümme hervor, von der die beyden Enden, nemlich die obere Spitze der Schnautze und der Theil bey den Ohren, sehr erhaben waren. Das Horn stand noch nicht über einen Zoll weit hervor; es war schwarz, an seiner Spitze glatt, an seinem Untertheil hingegen voll Rauhigkeiten, und hatte seine Richtung nach hinten. Die Nasenlöcher liegen ungemein niedrig und sind keinen völligen Zoll von der Oefnung des Rachens entfernt. Die Unterlefze ist des Ochsens seiner zimlich gleich, und die Oberlefze hat mehr Aehnliches mit der Oberlefze des Pferds, jedoch mit dem Unterscheid und Vortheil, daß das Nashorn dieselbe verlängern, vorwärts strecken, doppelt um einen Stock legen, und durch dieses Mittel die Körper vest halten kan, die es näher zum Maul bringen will. Die Zunge dieses jungen Nashorns war so sanft anzufühlen, als die Zunge eines jungen Kalbes, und es ist vermuthlich falsch, was so viele sagen, daß die Zunge des Nashorns äusserst hart, und die Wärzchen derselben so stechend wären, daß dasselbe mit der Zunge einem Menschen die Haut abstreifte, und das Fleisch bis auf die Knochen hinwegnehme. Man hat um so mehr Ursache diesen Umstand für erdichtet zu halten, da die Thiere, die eine scharfe Zunge haben, gemeiniglich fleischfressend sind, wel-

welches das Nashorn nicht ist. Die Augen dieses Nashorns hatten gar keine Lebhaftigkeit; sie gliechen in der Bildung den Schweinsaugen und liegen sehr niedrig, nemlich näher bey der Oefnung der Nasenlöcher, als von irgend einem andern Thiere. Die Ohren sind breit, an ihrem Ende dünne, und unten an ihrem Anfange durch eine Art von runzlichtem Ringe zusammen gepreßt. Der Hals ist sehr kurz; die Haut bringt auf diesem Theile des Leibes zwo grosse Falten hervor, die rings herum gehen. Die Schultern sind ungemein stark und sehr dicke; die Haut macht bey ihrem Gelenke eine andere Falte, die sich bis unter die Vorderbeine hinab senkt. Der Leib des jungen Nashorns war überall sehr dicke, und hatte eine grosse Gleichheit mit dem Leib einer Kuh, die bald kalben will. Es findet sich eine andere Falte zwischen dem Leibe und dem Kreutze; diese Falte läuft bis unter die Hinterbeine fort; und endlich gibt es noch eine andere Falte, die den untern Theil des Kreutzes nicht gar weit vom Schwanze in die Quere umschließt. Der Bauch war dick und hieng beynahe auf die Erde, besonders mit dem mittlern Theile. Die Beine sind rund, dick, stark und insgesamt an dem Gelenke hinterwärts ausgebogen. Dieses Gelenk, das mit einer sehr beträchtlichen Falte überdecket ist, wenn das Thier lieget, bleibt nicht mehr sichtbar, wenn es stehet. Der Schwanz ist dünne und für die Grösse des Körpers kurz; er hatte bey diesem Jungen nicht mehr als sechszehn bis siebenzehen Zoll in der Länge; am Ende wird er ein wenig breiter, wo er mit kurzen, dicken und steifen Haaren besezt ist. Die männliche Ruthe ist in einer Vorhaut oder Scheide eingeschlossen, wie die Ruthe des Pferdes, und das erste, was zur Zeit, wenn sie steif ist, auswärts sichtbar wird, ist eine zweyte fleischfarbene Vorhaut, aus der hierauf eine hohle Röhre in Gestalt eines ausgehölten und abgestuzten Trichters, wie eine Lilienblume, hervorkommt, welche die Stelle der Eichel vertritt und das Ende der Ruthe ausmacht. Diese Eichel hat eine blässere Fleischfarbe, als die zweyte Vorhaut. Wenn das Thier lag, und man seinen Bauch mit Strohbüscheln rieb, brachte man sie leichte in diesen ausgedehnten Zustand, aber in der stärksten Steifung strekte sie sich nicht über acht Zoll hervor. Die Richtung dieses Gliedes war nicht gerade, sondern krumm und nach hinten gekehrt; das Thier harnte auch hinterwärts und aus voller Röhre, woraus sich schliessen läßt, daß bey dem Begatten das Männchen das Weibchen nicht bedekt, sondern daß sie sich Steiß gegen Steiß miteinander vereinigen. Bey dem Weibchen haben die auswendigen Geburtstheile eben dieselbe Gestalt und Lage, wie bey der Kuh, und es herrscht zwischen demselben und dem Männchen, was die übrige Bildung und Grösse des Körpers betrift, eine vollkommene Gleichheit. Die Haut ist dick und undurchdringlich, wenn man dieselbe in den Falten anfasset, so sollte man glauben, ein Brett von einem halben Zoll in der Dicke anzufühlen. Sie ist überall mehr oder weniger mit harten Einwuchsen bekleidet, die wie Knoten oder Beulen gestaltet sind, diese sind oben auf dem Halse und dem Rücken ziemlich klein und werden immer nach und nach grösser, je weiter sie an den Seiten hinunter ligen. Die breitesten von allen finden sich an den Schultern und auf dem Kreutze, sie sind noch zimlich groß an den Schultern und Beinen, und werden rund herum und längst den Beinen bis zu den Füssen angetroffen. Allein zwischen den Falten ist die Haut durchdringlich und so gar zart und eben so sanft anzufühlen, als Seide, da doch das Auswendige der Falte eben so hart, als die ganze übrige Haut ist. Die zarte Haut, die sich in dem innern der Falten befindet, hat eine lichte Fleischfarbe, und die Haut des Bauches ist beynahe von gleichem Bestande und von gleicher Farbe. Uebrigens muß man die obengedachten harten Beulen oder Knoten nicht mit Schuppen vergleichen; es sind blose Schwielen der Haut, die weder Regelmäßigkeit in ihrer Bildung, noch Symetrie in ihrer Lage haben. Die Geschmeidigkeit der Haut in den Falten gibt dem Nasehorne die Leichtigkeit, den Kopf, den Hals und die Glieder zu bewegen; sonst ist der ganze Leib, diese Fugen ausgenommen, unbeweglich und wie gepanzert. Dieses Thier horchte mit einer Art von anhaltender Aufmerksamkeit auf alles Geräusche. Dieses gieng so weit, daß, wenn es auch eingeschlafen, oder mit Fressen sehr beschäftiget oder eben dabey war, irgend einer andern dringenden Nothdurft genug zu thun, es sich doch den Augenblik ermunterte und ununterbrochen zuhorchte, bis der Lärm vorüber war.

Man hat von Albrecht Dürern an, dessen Zeichnung die erste von diesem Thier ist, sehr viele, aber ausser der, die Herr Parsons gemacht hat, und des berühm-

tens Thier-Malers Oudry, der dasjenige Nashorn so man auf dem St. Germaniens-Markte zu Paris sahe, in Lebens-Grösse malte, sind sie gemeiniglich durch unschikliche Drapirungen und seltsame Zierrathen sehr verunstaltet. Die Figur des Herrn Parsons ist von Oudry's ziemlich unterschieden; sie ist kürzer und die Falten der Haut sind an derselben nicht so zahlreich. Es sind auch noch andere Unähnlichkeiten. Allein da Parsons Thier ein männliches Nashorn von nicht mehr als zwey Jahren, Oudry's aber ein Weibchen von wenigstens acht Jahren war, welches, da es ein Jahr zuvor in Stuttgard gewogen wurde, fünftausend Pfund schwehr war, und täglich sechzig Pfund Heu und zwanzig Pfund Brod fraß, so muß man den Grund von den Unähnlichkeiten in dem verschiedenen Geschlechte und ungleichen Alter suchen. Herr von Büffon hat seiner Naturgeschichte eine Copei von Oudry's Gemählde beygefüget. Wenn man das auf unserer XXXVIII Platte damit vergleichet, ihm etwas rundere und zugespiztere Nägel gibt, und die Verzierungen hinwegdenket, welches zu thun einen die obige Beschreibung leicht in Stand setzen wird, so wird man finden, daß eben keine sonderliche Verschiedenheit mehr vorwalte.

Es ist sehr gewiß, daß es Nasehörner gibt, die nur ein Horn auf der Nase haben, und daß andere sind, bey denen sich zwey finden. Es ist aber nicht eben so gewiß, daß diese Abweichung beständig seye, allezeit von der Himmelsgegend von Afrika oder Indien abhange, und daß man auf diese einzige Verschiedenheit zwo unterschiedene Gattungen in dem Geschlecht des Thieres festsetzen könne. Dem Ansehen nach haben die Nasehörner ein längeres und dickeres Horn, die nur eines haben. Es gibt einfache Hörner, die vierthalb Fuß, und vielleicht über vier Fuß lang sind, und dabey an ihrem Untertheile sechs bis sieben Zoll im Durchmesser haben. Es finden sich gleichfalls gedoppelte Hörner, die gegen zween Fuß in der Länge haben. Gemeiniglich sind diese Hörner braun oder Olivenfarb, doch gibt es auch graue und sogar weisse. Sie haben nur eine flache Aushölung in Form einer Tasse unter ihrem breiten Ende, womit sie an der Haut der Nase fest sitzen. Das ganze übrige Horn ist durch und durch dicht und härter, als gemeines Horn. Mit diesem Gewehre, sagt man, greift das Nasehorn die grössesten Elephanten an und verwundet sie bisweilen tödtlich, indem die hohen Beine derselben dem Nasehorne Raum geben, ihnen Hiebe mit seiner Rüsselschnautze und mit dem Horn unter dem Bauche anzubringen. Verfehlt es aber auch seinen ersten Hieb, so wird es von dem Elephanten zu Boden gerannt und umgebracht.

Das Horn wird von den Indianern mehr, als das Elfenbein, geschäzt, nicht sowohl wegen der Materie, von der sie gleichwohl verschiedene Drechsel- und Schnizarbeiten machen, sondern wegen seiner Substanz selber, der sie mancherley specifische Eigenschaften und Heilkräfte zumal wider den Gift, beylegen, daher zuweilen eines für mehr als hundert Thaler verkauft, und als ein Geschenk betrachtet wird, das würdig ist Königen von Königen verehret zu werden.

Wenn das Nasehorn gleich weder grimmig, noch fleischfressend, noch ausnehmend wild ist, so lässet es sich doch nicht regieren. Es ist im Grossen, was das Schwein im Kleinen ist, ungestümm auffahrend, auf eine plumpe Art dumm, ohne Einsicht, ohne Empfindniß und ohne Gelehrigkeit. Es muß sogar Anwandlungen einer solchen Tollheit unterworfen seyn, die nichts besänftigen kan. Dasjenige, so der König Emanuel von Portugall 1513. an den Pabst sandte, brachte dem Fahrzeuge, auf welchem man es überschifte, den Untergang, und das, welches man zu Paris und auch in Deutschland gesehen hatte, hat sich auf dem Wege nach Italien gleichfalls selbst ersäuft. Diese Thiere sind, wie das Schwein, sehr begierig sich im Koth herum zu wälzen; sie halten sich gerne in feuchten und morastigen Gegenden auf, und verlassen selten die Ufer der Flüsse. Man findet sie in Asien und in Afrika, in Bengalen, in Siam, in Laos, in dem Reiche des Mogols, auf Sumatra, auf Java, in Abyßinien, in Aethiopien, in dem Lande der Anzikos und bis an das Vorgebürge der guten Hofnung, aber überhaupt ist ihre Gattung nicht so zahlreich, noch so weit ausgebreitet, als der Elephanten. Es zeuget jedesmal nur ein Junges, und zwischen einer Zeugung zur andern verfliest ein beträchtlicher Zeitraum. In dem ersten Monate ist das Junge nicht viel gröser, als ein grosser Hund. Es hat, wenn es gebohren wird das Horn noch nicht, wiewohl man schon an der ungebohrenen Frucht den Keim davon siehet. In zwey Jahren hat es noch keinen Zoll getrieben, und nach sechs Jahren erreicht es neun

bis

bis zehen Zoll in der Länge. Da man Hörner findet, die beynahe vier Fuß lang sind, so scheint es, daß sie wenigstens bis zum mittlern Alter des Thieres, wo nicht das ganze Leben hindurch, fortwachsen. Dieses Leben muß von zimlicher Dauer seyn, weil das Thier, so Parsons beschrieben hat, in einem Alter von zweyen Jahren erst ungefehr seine halbe Höhe erreicht hatte.

Das Nasehorn wird durch die Summe des Unterhalts, und die erstaunliche Verwüstung die es in den Feldern anrichtet sehr schädlich; aber es schaft keinen andern Nutzen, als durch die Ausbeute, die von ihm kommt, wenn es erlegt ist; ob gleich Chardin sagt, daß die Abyßinier die Nasehörner zahm machen, und zur Arbeit erziehen, wovon aber kein einziger Reisebeschreiber, ausser ihm, Meldung thut. Sein Fleisch ist für den Indianer und Neger ein Leckerbissen; Kolbe sagt, daß er nicht selten und mit grossem Vergnügen davon gegessen habe. Seine Haut gibt das beste und härteste Leder, und nicht allein sein Horn, sondern alle übrige Theile seines Leibes und sogar sein Blut, sein Harn und seine Excremente werden für Gegenmittel wider den Gift und für Arzeneyen in mehr als einer Krankheit gehalten, ob es gleich wahrscheinlich ist, daß die meisten dieser Heilkräfte nur in der Einbildung zu suchen sind.

Das Nasehorn hat seinen Unterhalt von hartblätterichten grossen Gewächsen, von Disteln, von stachlichtem Buschwerke, und es zieht diese grobe Nahrungsmittel dem weichen Gras der schönsten Wiesen vor. Es ist sehr begierig auf das Zuckerrohr, und frißt auch alle Arten von Getreide. Da es keinen Geschmak am Fleische hat, so sind die kleinen Thiere vor ihm in Ruhe. Vor den grossen fürchtet es sich nicht, es lebt mit allen und sogar mit dem Tiger in Frieden, der nicht selten sein Begleiter ist, ohne sich eines Angriffes auf dasselbe gelüsten zu lassen. Es ist also zu zweifeln, ob die Gefechte des Elephanten und Nasehorns einen wirklichen Grund haben, zumal da sich weder auf der einen noch auf der andern Seite eine Bewegursache zum Krieg findet, und man ausserdem nicht bemerket hat, daß zwischen diesen Thieren irgend eine Art von Antipathie wäre. Wenigstens hat Chardin ein Nasehorn das mit zween Elephanten in einem Stalle lebte, auf dem königlichen Schloßplatze öfters sehr friedlich beysamen gesehen. Plinius hat von diesem Kampfe geredet; es scheinet aber, daß man sie mit Gewalt dahin gebracht hat, in Schauspielen zu Rom miteinander zu streiten, und daß man sich hernach eingebildet hat, daß sie im Stande der Freyheit gleiche Kämpfe miteinander hielten.

Die Nasehörner gehen nicht Schaarweise, wie die Elephanten. Sie sind einsamer, wilder und vielleicht schwerer zu jagen und gefället zu werden. Sie gehen nicht auf die Menschen los, woferne sie nicht gereitzet werden: aber wo dieses geschiehet, so werden sie wütend und sehr fürchterlich; sie grunzen wie die Schweine, und werfen Bäume und alles, was ihnen vorkommt, zu Boden. Wann es den Menschen angreift, so fasset es ihn in der Mitte des Leibes und schleudert ihn mit einer solchen Gewalt über den Kopf, daß er von der Heftigkeit des Falles todt dahin gestrekt wird. Dieser Zorn soll schon durch ein rothes Kleid gereitzet werden können. Man kan ihm aber leicht entgehen, wenn man es auf sich zukommen siehet; und man darf nur auf die Seite gehen, weil sich das Thier bey aller seiner Schnelligkeit nicht anders, als mit grosser Beschwerde wenden, und ausserdem nur gerade vor sich hin sehen kan.

Seine Haut ist sogar für den japanischen Säbel undurchdringlich; die Wurfspiesse und Lanzen durchbohren dieselbe nicht; sie hält sogar Flintenkugeln ab; die bleyernen werden platt und die Eisenstücke dringen nicht völlig durch. Die einzigen Stellen auf diesem gepanzerten Körper, wo gänzlich durchzukommen ist, sind der Bauch, die Augen und die Gegend um die Ohren. Daher greifen auch die Jäger dieses Thier nicht gerade zu in der Stellung an, da es auf seinen Füssen aufgerichtet ist, sondern gehen ihm vielmehr von Ferne auf seinen Spuren nach und warten, bis sie ihm in Stunden beykommen können, da es sich niederlegt, entweder zu schlafen oder sich im Schlamme zu wälzen. Sie stellen sich aber unter dem Winde, weil das Nasehorn die Eigenschaft hat, daß es alles durch den Geruch ausspüret, dergestalt, daß es sich der Augen nie bedienet, wofern nicht der Geruch den Gegenstand empfunden hat, der dem Gesichte vorkommt.

Man hat bereits gesehen, daß dieses Thier ein gutes und so gar aufmerksames Gehör hat; man versichert, daß sein Geruch vortreflich ist; allein man will sagen, wie bereits erwähnt worden, daß sein Gesicht nicht tauge. Kolbe sagt: Es siehet schlechterdings nur vor sich. Wenn es gehet oder seinen Raub verfolget, so hält es allezeit die gerade Linie und rennet, stürmet und bricht alles nieder, was ihm im Wege stehet, weder Gebüsche noch Bäume, noch dichte Dornhecken, noch grosse Steine können es dahin bringen, seitwärts zu lenken. Mit dem Horne reißt es die Bäume samt den Wurzeln aus, es hebt die Steine, die ihm im Wege liegen, damit auf und wirft sie sehr hoch, ungemein weit und mit einem grossen Getöse hinter sich. Wenn es nichts antrift und im Zorne ist, so fähret es mit dem Kopfe niederwärts, reißt die Erde in Furchen auf und wirft sie in grosser Menge wütend über sich weg.

Der äusserst kleine Umfang der Augen, ihre niedrige, schräge und eingesunkene Lage, das wenige von Glanz und Lebhaftigkeit, so man daran wahrnimmt, scheinet zu bestätigen, daß es nur gerade vor sich sehe. Seine Stimme ist ziemlich dumpfigt, wenn es ruhig ist, und hat im Grossen mit dem Grunzen des Schweins viel Aehnliches; wenn es aber ergrimmt ist, so wird sein Geschrey gellend und läsfet sich sehr weit vernehmen. Es käuet nicht wieder, ob es gleich blos von Staudengewächsen lebet. Die Summe seines Unterhalts, so beträchtlich sie auch ist, reicht lange nicht an dasjenige, was der Elephant zur Nahrung braucht, und es verliehrt auch, wahrscheinlicher Weise wegen der Festigkeit und überall gleichen Dicke seiner Haut, weit weniger, als dieser, durch die Ausdünstung.

Aus der Daubentonischen Beschreibung haben wir nichts sonderliches zu der Parsonschen hinzu zu thun, als daß er sagt, die Unterlefze scheine vorne ins Gevierte abgeschnitten zu seyn; die Oefnungen der Nasenlöcher lägen an beyden Seiten über der Oberlefze; sie bildeten jede eine doppelte Krümme, gleich einem umgekehrten lateinischen S, und erstrekten sich über die Winkel des Mauls nach hinten. Verschiedene Falten, sagt er weiter, giengen um den Hals des Nasehorns, das der Gegenstand der Beschreibung war; und zwo derselben fasseten ihn, wie Halsbänder, gänzlich ein. Diese leztern trafen unten zusamen, und machten eine hängende Wampe (Fanon, bey dem Ochsen Triel). Am Bauche desselben waren zwo Zitzen befindlich. Dem Hrn. Daubenton schien das Horn des Rhinoceros aus Borstenhaaren zusammen gesezt zu seyn, die gleichsam Büschelweise verbunden sind, und sehr fest an einander haften, jedoch nicht so völlig vereinigt sind, daß sie sich nicht von einander ablösen könnten, indem man dieselben auf der äussern Oberfläche des Horns eben so deutlich, als die Haare einer Bürste, siehet.

Die Giraffe.

TAB. XXXIX, XL, XLV.

Die Giraffe (camelopardalis) ist eines von den vornehmsten, schönsten und grössesten Thieren. Es ist unschädlich, aber zugleich auch eines der unnüzlichsten Thiere. Die ungeheure Mißverhältniß seiner Beine, wovon die vordern noch einmal so lang als die hintern sind, verhindert es seine Kräfte auszuüben. Sein Leib hat kein rechtes Lager, sein Gang ist schaukelnd, seine Bewegungen sind langsam und gezwungen. Es kan weder im Stande der Freyheit seinen Feinden entfliehen, noch als ein Hausthier seinem Herrn dienen. Daher ist die Art davon auch gar nicht zahlreich, und ist von jeher in den Wüsten Aethiopiens und in einigen Provinzen des südlichen Afrika und Ostindiens eingeschlossen geblieben. Da diese Länder den Griechen unbekannt waren, so gedenket auch Aristoteles dieses Thieres gar nicht; aber Plinius erwähnt seiner, und Appian be-

Tab: XXXIX.

Camelo-pardus seu Giraffe.

Camelo - pardalus.

beschreibt es auf eine solche Art, bey der kein Zweifel statt findet. Das Kameelparder, sagt er, hat einige Aehnlichkeit mit dem Kameele; seine Haut ist gerigert, wie die Haut des Pantherthiers, und sein Hals ist lang, wie beym Kameele; sein Kopf und seine Ohren sind klein, die Füsse breit, die Beine lang, aber von sehr ungleicher Höhe, die vordern sind weit höher, als die hintern, welche ausserordentlich kurz sind, und das Kreuz des Thiers zur Erde zu ziehen scheinen; auf dem Kopfe finden sich in der Nachbarschaft der Ohren zwo Erhabenheiten, die zwey kleinen geraden Hörnern ähnlich sehen; übrigens hat es ein Maul wie der Hirsch, kleine und weisse Zähne, blitzende Augen und einen kurzen Schwanz mit einem Zipfel von schwarzen Haaren. Verbindet man mit dieser Beschreibung des Oppians die Beschreibungen des Heliodors und des Strabo, so wird man schon eine zimlich richtige Vorstellung von der Giraffe haben. Die Aethiopischen Gesandten, sagt Heliodor, brachten ein Thier mit, von Grösse wie ein Kameel, dessen Haut mit Flecken von lebhaften und glänzenden Farben gesprenkelt war, und an welchem die Hintertheile des Leibes viel zu niedrig, oder die Vordertheile viel zu hoch waren; der Hals war dünne, ungeachtet derselbe aus einem zimlich dicken Rumpfe hervorgieng; der Kopf war der Bildung nach einem Kameelskopfe ähnlich, aber in Ansehung der Grösse kaum noch einmal so groß, als ein Straussenkopf; die Augen schienen mit verschiedenen Farben schattiret zu seyn. Der Gang dieses Thiers unterschied sich von dem Gange aller übrigen vierfüßigen Thiere, denn diese setzen im Gehen ihre Füsse kreutzweiß, das heißt, sie heben den rechten Vorderfuß mit dem linken Hinterfuß zugleich auf, und so umgekehrt; dahingegen dieses von Natur den Paß gehet, und entweder beyde linke Füsse oder beyde rechte zugleich aufhebet. Es ist ein so sanftmüthiges Thier, daß es sich mit einer kleinen Schnur um den Kopf allenthalben, wo man will, hinleiten lässet. In Aethiopien sagt Strabo, findet sich ein grosses Thier, so man Camelopardalis nennet, wiewohl es mit dem Pantherthier gar keine Aehnlichkeit hat; denn seine Haut ist nicht auf gleiche Art geflekt; Die Flecken des Pantherthiers sind kreisförmig, und dieses Thiers seine sind länglicht, und gleichen beynahe denen von einem Hirschkalbe oder von einem jungen Hirsch, der noch die Liverey träget; die Hintertheile seines Leibes sind weit niedriger, als die vorderen, so, daß es nach dem Kreutze zu nicht höher als ein Ochse, und nach den Schultern hinauf höher als ein Kameel ist — — im übrigen ist es ein frommes Thier, das gar keinen Schaden thut, und blos von Grase und Blättern lebt. Belon ist der erstere von den neuern, der eine gute Beschreibung von der Giraffe, die er in dem Schlosse zu Cairo gesehen, und die in der gemeinen Landsprache Zurnapa heißt, geliefert hat. Es hat, sagt er einen Kopf, der, wenn man die Grösse ausnimmt, beynahe einem Hirschkopf gleichet; es hat auch zugleich kleine Hörner, die aber stumpf, nur sechs Fingerbreiten lang, und mit Haaren bewachsen sind; das Männchen hat sie länger, als das Weibchen. Uebrigens haben beyde so grosse Ohren, wie eine Kuh, und eine Zunge wie ein Ochs, die aber schwarz ist, ihr Oberkinnbacken ist ohne Zähne; sie haben einen langen, aufrechten und hagern Hals, feine und runde Mähnenhaare, und dünne Beine, die vorn hoch und hinten so niedrig sind, daß sie zu sitzen scheinen; ihre Füsse gleichen den Ochsenfüssen; ihr Schwanz hängt bis zum Kniegelenke herab, ist rund und hat dreymal so dicke Haare, als ein Pferdschweif; sie sind im Leibe sehr schmächtig, ihr Haar ist weiß und röthlicht; ihre Art zu fliehen kommt derjenigen gleich, die die Kameele an sich haben; wenn sie laufen, so gehen die beyden Vorderfüsse in einem Schlage; sie legen sich nieder, den Bauch gegen die Erde, und haben Schwielen an der Brust und an den Schenkeln, wie die Kameele; sie können, wenn sie stehen nicht auf der Erde grasen, ohne die Vorderbeine gewaltig auszuspreiten (S. unf. XXXIX. Pl.) und doch hält es auch alsdenn noch sehr schwehr; daher es glaublich ist, daß sie im Felde blos an Baumzweigen ihr Geäsfe suchen, indem sie einen so langen Hals haben, daß sie mit dem Kopfe die Höhe einer halben Pique erreichen könnten.

Gillius beschreibt die Giraffen, deren er drey zu Cairo gesehen, also: Sie haben oben über der Stirne zwey Hörner, sechs Zoll lang, und mitten auf der Stirne einen Buckel, der ungefehr zween Zoll empor steht, und wie ein drittes Horn aussiehet. Dieses Thier ist sechszehn Fuß hoch, wenn es den Kopf aufrichtet; der Hals allein ist sieben Fuß lang; und von dem Aeussersten des Schwanzes, bis an das Ende der Nase, beträgt die Länge zwey und zwanzig Fuß; die Vorder- und Hin-

terbeine sind beynahe von gleicher Höhe, aber die Vorderschenkel sind in Vergleichung mit den hintern so lang, daß der Rücken des Thiers, wie ein Dach, gesenkt zu seyn scheinet; der ganze Körper ist mit grossen rothfalben Flecken gezeichnet, die beynahe in ein Vierek ausfallen; sein Fuß ist gespalten, wie beym Ochsen, die Oberlefze ligt weiter hervor, als die untere; der Schwanz ist dünne und endiget sich mit einem Haarbüschel; es käuet wieder, wie der Ochse, und frißt ebenfalls Gras; es hat eine Mähne wie das Pferd, von der Scheitel des Kopfes an bis auf den Rücken; wann es geht, so scheint es zu hinken, nicht allein mit den Beinen, sondern auch mit den Seiten, wechselsweise nach der Rechten und nach der Linken.

Büffon hat bey dem Belon vergebens nach dem Umstand, über den ihn Gesner zum Zeugen anführet, daß die Hörner der Giraffe, eben so wie dem Damhirsche abfallen, gesucht. Dieser Umstand, den er aber nirgends gefunden hat, würde einer der wichtigsten seyn, einen Ausspruch zu thun, ob das Thier in das Geschlecht der Hirsche, denen sie abfallen, oder in das Geschlecht der Ochsen oder Ziegen, die bleibende Hörner haben, gehöre.

Die Akademie der Wissenschaften hat im Jahr 1764. nebst einer Zeichnung, die aber sehr elend gerathen ist, folgende Nachricht erhalten. Auf einer Reise, die man im Jahre 1762. zweyhundert Meilen weit in die nördliche Länder vom Gebürge der guten Hofnung unternahm, fand man das Camelopardalis. Es hatte einen Leib, wie ein Ochs, und sein Kopf und Hals sind wie am Pferde. Alle die man angetroffen hat, waren weiß und hatten braune Flecken. Es hat auf dem Kopfe zwey Hörner, eines Schuhes lang, und hat aufgespaltene Klauen. Die beyden, die man getödtet hat, wurden gemessen, wie folget.

Die Länge des Kopfes betrug einen Schuh und acht Zoll; die Höhe von dem Aeussersten des Vorderfusses bis zum Widerrisse zehn Schuh, und von dem Widerrisse bis oben auf den Kopf sieben; folglich betrug die Höhe in allem siebenzehn Schuh. Die Länge von dem Widerrisse bis ans Kreuz betrug fünf Schuh und sechs Zoll, und die von dem Kreuz bis an den Schwanz einen Schuh und sechs Zoll; folglich die Länge des ganzen Leibes sieben Schuh, die Höhe von den Hinterfüssen bis ans Kreuz war acht Schuh fünf Zoll. Es lebt dieses Thier von den Blättern der höchsten Bäume; und wenn es saufen oder etwas an der Erde fassen will, so muß es sich auf die Knie niederlassen. Aus dieser und andern Nachrichten siehet man, daß dieses Thier nicht nur in Aethiopien, wie man sonst geglaubt, angetroffen werde, und daß es sich sowohl in den südlichen Gegenden von Afrika, als auch von Asien finde.

Wenn man alles zusamen nimmt, was bisher vorgetragen worden ist, so ist sehr klar, daß die Giraffe in ihrer Art einzig, und von einer jeden andern Thierart verschieden seye. Wollte man sie ja in eine Vergleichung bringen, so müßte solches viel eher mit dem Kameele, als mit dem Hirsch oder Ochsen geschehen. Sie hat zwar zwey Hörner, und das Kameel hat keine; sie hat aber so viele andere Aehnlichkeiten mit diesem Thiere, daß einige Reisebeschreiber ihr den Namen des indianischen Kameels beygelegt haben; und so lange man die Substanz dieser Hörner noch nicht kennet, die vielleicht ein Bündel von Haaren sind, wie das Horn des Rhinoceros, oder eben solche Bückel, wie die Giraffe noch einen mitten auf dem Kopfe hat, nur daß diese höher sind, so lässet sich aus demselben auch weiter kein Schluß machen.

Lama und Paco.

Auf unserer XXIX Platte ist ein Thier unter dem Namen Cervocamelus, und auf der XLVI. eines das Ovis Peruana heißt. Diese Thiere sind nichts anders als der Lama und Paco der Amerikaner, oder die Thiere, davon das eine wild Guanacus oder Guanaco, und als Haußthier Lama, das andere in seinem natürlichen Zustand Vicunna oder Vigogne, zahm aber Paco heißt. Diese Thiere werden in der alten Welt nicht angetroffen, sondern sind der neuen ganz eigen; sie halten sich gar nur an gewisse Landschaften, ausser deren Bezirke sie nicht weiter zu finden sind, und sie scheinen an die Kette von Bergen gebunden zu seyn, die sich von Neuspanien bis zu den Ländern an der Magellanischen Meerenge erstrekt: sie halten sich gar nur in den erhabensten Gegenden der Erdkugel auf, und bedürfen zum Leben, wie es scheint, einer Luft, die noch flüchtiger und leichter als auf unsern höchsten Bergen ist. Sie waren vor der Ankunft der Spanier die einzigen Haußthiere, die die alten Amerikaner kannten.

Ob gleich beyde in Peru, in Mexico und in Chily eben so gut Haußthiere sind, als die Pferde in Europa oder die Kameele in Arabien, so kennen wir sie doch sehr wenig. Acosta und Gregorius von Bolivar haben noch das mehreste zusamen gebracht, so sich theils auf den Nutzen und die Dienste, die man von den Lamas hat, theils auf ihr Naturell beziehet. Aber man weiß zur Zeit noch nicht, wie sie inwendig beschaffen sind, wie lange sie trächtig gehen; ob diese beyde Thierarten sich mit einander begehen u. s. w.

Man gibt zwar vor, daß sie sterben, wenn man sie aus ihrer Heimath hinwegführet; allein das Thier, dessen Gesner unter dem Namen Allocamelus gedenkt, ist ein Lama, der im Jahr 1558. lebendig aus Peru nach Holland war gebracht worden; eben dieses Thier ist es, von dem man in den Briefen des Matthiolus eine Beschreibung und Figur findet. In Spanien hat man die Vigognen zu naturalisiren gesucht, allein sie konnten das Clima nicht ertragen.

Peru ist nach Gregors von Bolivar Berichte, das wahre Vaterland der Lamas; man führt sie freylich auch in andere Provinzen, wie zum Exempel nach Neuspanien, allein dieses geschieht mehr um der Neugier, als des Nutzens wegen. Hingegen so weit als Peru gehet, von Potosi bis nach Caracas, sind sie überaus häufig, und sind auch dort höchst nothwendig. Sie allein machen den ganzen Reichthum der Indianer aus, und vermehren der Spanier ihren nicht wenig. Ihr Fleisch ist ein gutes Essen, ihr Haar ist eine feine Wolle, die sich vortreflich verarbeiten läßt, und so lange sie leben, dienen sie beständig, und tragen alle Waaren des Landes von einem Orte zum andern; ihre gewöhnliche Ladung ist hundert und fünfzig Pfund, und die stärksten tragen gegen dritthalbhundert; sie thun ansehnlich weite Reisen in Ländern, wo alle andere Thiere nicht fortkommen können; sie gehen zimlich langsam, und legen des Tages nur vier oder fünf Meilen zurük; ihr Gang ist bedächtlich und gesezt, ihr Schritt sicher; sie steigen die schroffesten Klüfte hinab, und klimmen über die steilsten Felsen, wo die Menschen selbst nicht bey ihnen bleiben können; gewöhnlich wandern sie vier bis fünf Tage in einem Zuge fort, darauf nehmen sie sich selbst eine Rastzeit von vier und zwanzig bis dreyßig Stunden, bevor sie sich wieder auf den Weg machen. Man bedienet sich ihrer in grosser Menge zum Transporte der reichen Erze, die aus den Minen von Potosi kommen, und Bolivar meldet, daß man zu seiner Zeit dreymal hundert tausend Thiere zu solcher Arbeit gebraucht habe. Augustin de Zarate versichert, daß sie in Peru die Sianier mit Vortheil zum Reuten gebrauchen, und daß, wenn man sie mit einem wenig Mahis futtert, sie vier bis fünf Tage ohne einiges Saufen dauren.

Ihr Wachsthum ist zimlich schnell, und ihr Leben nicht gar lang; sie sind mit

dem dritten Jahr geschikt zur Zeugung, bleiben in ihrer vollen Kraft bis zum zwölften, im fünfzehnten aber sind sie völlig abgenuzt. Sie sind sanftmüthig und flegmatisch, und thun alles mit Bedacht und Ueberlegung. Wann sie reisen und eine kleine Weile Halte machen wollen, so biegen sie die Knie mit der gröften Vorsichtigkeit, und senken den Leib auf eine so schikliche Weise, daß ihre Ladung weder fallen noch sich verrücken kan. So bald sie das Pfeifen ihres Führers hören, stehen sie mit gleicher Behutsamkeit auf und gehen wieder weiter. Sie grasen unterwegens im Gehen und überall, wo sie etwas Grünes finden; aber des Nachts fressen sie niemals, wenn sie gleich den Tag über gefastet hätten, diese Zeit wenden sie zum Wiederkäuen an. Sie schlafen, die Brust gegen die Erde gestämmt und die Beine unter den Bauch gebogen, und in dieser Lage käuen sie auch wieder. Wenn man sie übertreibt, oder überladet, und sie fallen einmal unter der Last, so ist kein Mittel sie zum Aufstehen zu bringen; das Schlagen ist vergebens; das lezte was man noch thun kan, ist, daß man ihnen die Hoden zusamen kneipt, und oft ist auch dieses ohne Wirkung; sie bleiben hartnäckig auf der Stelle liegen, und wenn man nicht aufhöret sie zu mißhandeln, so bringen sie sich selbst um, indem sie ihren Kopf von einer Seite zur andern gegen die Erde schlagen. Sie wehren sich weder mit den Zähnen noch mit den Füssen, sondern sie geifern denen ins Angesicht, die ihnen übel begegnen, und man will sagen, daß dieser Geifer, den sie im Zorne fliegen lassen, so scharf und beissend seye, daß er auf der Haut sogar Blasen ziehe.

Der Lama ist ungefehr vier Fuß hoch, und sein Leib, Hals und Kopf mit gerechnet, ist fünf bis sechs Fuß lang; der Hals allein hat gegen drey Fuß in der Länge. Dieses Thier hat einen wohlgebildeten Kopf, grosse Augen, eine etwas länglichte Schnautze und dicke Lefzen, wovon die obere gespalten, die untere aber ein wenig hängend ist. In dem Oberkinnbacken hat es keine Schneide- und Hundszähne. Die Ohren sind vier Zoll lang; es trägt dieselbe vorwärts, richtet sie auf und bewegt sie mit grosser Leichtigkeit, der Schwanz hat nicht viel über acht Zoll, ist gerade, dünne und ein wenig auswärts gekehret. Die Füsse sind gespalten, wie beym Ochsen, aber sie sind nach hinten zu mit einem Sporne besezt, der dem Thier hilft, um auf beschwehrlichen Wegen sich anzuhalten und ins Erdreich einzugreifen. Es trägt Wolle, die auf dem Rücken, auf dem Kreuze und am Schwanze kurz, aber an den Seiten und unter dem Bauche sehr lang ist. Uebrigens gibt es verschiedene Farben unter den Lamas; es gibt weisse, schwarze und gesprenkelte. Ihr Mist gleichet dem von den Ziegen.

Das männliche Thier hat ein dünnes und umgekrümmtes Zeuzungsglied, daher es auch hinter sich harnet. Es ist ein überaus geiles Thier. Matthiolus sagt von dem oben erwähnten. Adeo venere, vernali autumnalique tempore, stimulatur ut illud viderim, humile quoddam præsepium avena refertum conscendisse, genitaleque illi magno cum murmure tamdiu confricasse, quousque semen redderet, pluribus una hora replicatis vicibus. Es braucht sehr viele Mühe, sich zu begatten. Das Weibchen hat einen sehr kleinen Eingang zu dem Geburtsgliede; es legt sich nieder, um in dieser Stellung das Männchen zu erwarten, und ladet es durch Seufzen ein; aber es gehen allemal verschiedene Stunden und bisweilen ganze Tage hin, ehe sie zum Genuß kommen können, und während dieser Zeit geschiehet nichts, als daß sie ächzen, stöhnen und vornemlich einander bespeyen. Deswegen hilft man ihnen mit der Hand zurecht, damit sie sich nicht allzusehr abmatten. Weil das oben gedachte kein Weibchen seiner Art hatte, so vermischte es sich sehr begierig mit den Ziegen, sie wurden aber nicht trächtig von ihm.

Sie zeugen gemeiniglich nur ein Junges und selten zwey. Die Mutter hat auch nur zwo Zitzen, und das Junge lauft ihr von dem Augenblik an nach, da es gebohren ist. Das Fleisch der Jungen ist ein sehr gutes Essen, aber das von dem Alten ist trocken und gar zu hart. Ueberhaupt ist das Fleisch der zahmen Lamas weit besser, als das von den wilden, und ihre Wolle ist auch viel weicher. Ihr Leder ist zimlich stark; die Indianer machten ihre Schuhe davon, und die Spanier gebrauchen es zu Pferdezeugen. Sie kosten weder Unterhalt noch Futter. Da sie gespaltene Klauen haben, so darf man sie nicht beschlagen, und die Dicke ihrer Wolle macht das Satteln ohnnöthig. Sie leben ohne Korn, ohne Haber und ohne Heu; sie haben genug an dem grünen Futter, das sie sich selbst suchen, und geniessen nur wenig auf einmal;

Camelus Indicus
Indianiſch Camel .

Camelus .
Ind: Kamelthier .

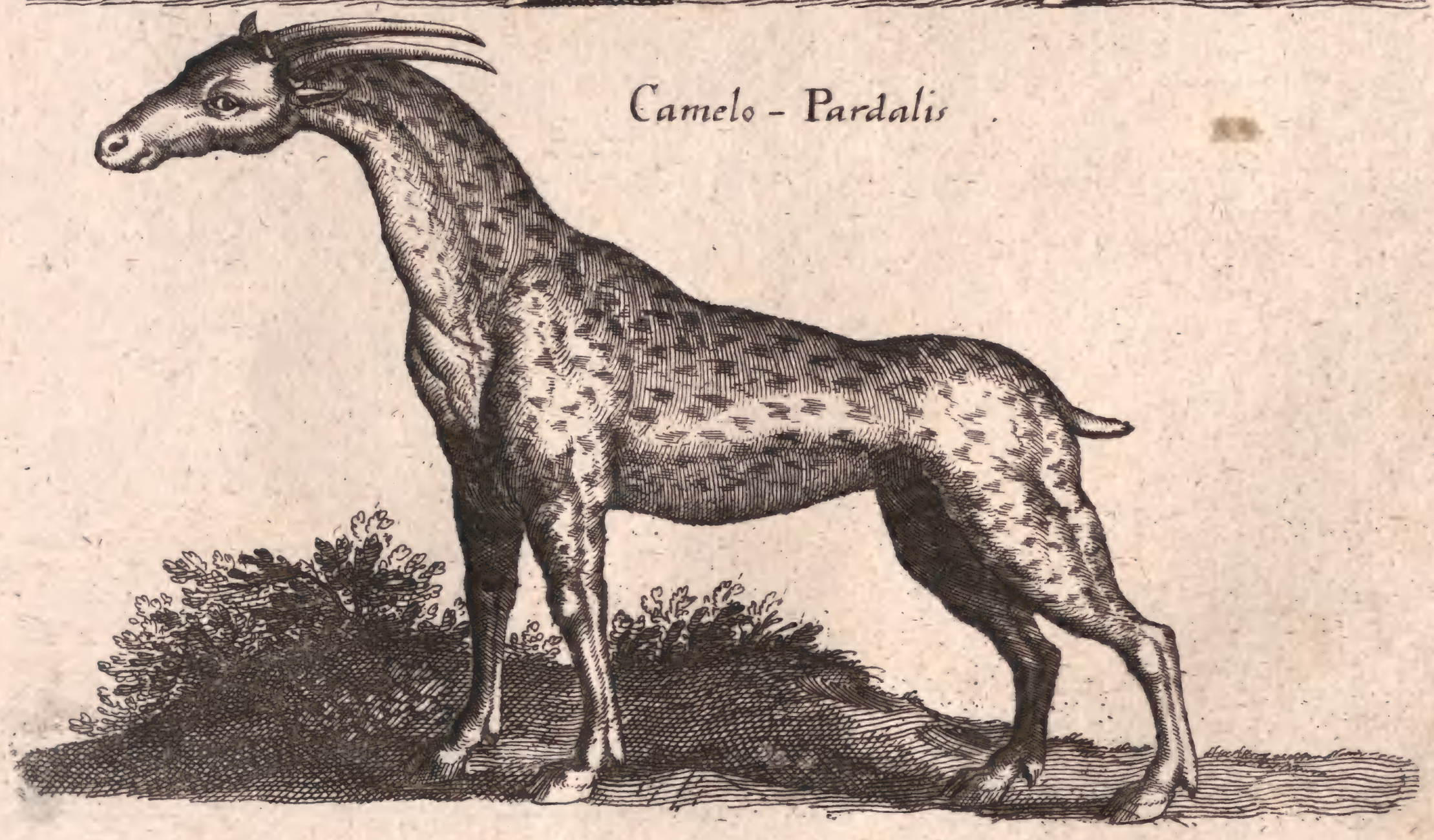
Alius Camelꝰ

Camelus Indicꝰ
Verſicolor .

Lea Capra

Ouis Cretenſis .

Camelo - Pardalis .



mal; sie tränken sich mit ihrem Speichel, der bey diesem Thiere reichlicher fließt, als bey irgend einem andern.

Der Huanacus oder wilde Lama ist stärker, munterer und leichter auf den Beinen, als der zahme; er fliehet, wie ein Hirsch, und klimmet, wie die Gems über die steilsten Felsen; seine Wolle ist nicht so lang und durchaus von rothfahler Farbe. Diese Thiere gesellen sich Rudelweise zusamen, und es finden sich bisweilen zwey bis dreyhundert beyeinander. Wann sie jemand erblicken, so sehen sie ihn staunend an, ohne anfänglich Furcht oder Wohlgefallen blicken zu lassen; hierauf blasen sie die Nasenlöcher auf, und wiehern beynahe wie die Pferde, und endlich nehmen sie alle die Flucht nach den Spitzen der Berge. Sie suchen vorzüglich die Nordseite und die kältern Gegenden; sie klettern und versteigen sich oft über den Schneestrich hinauf; streifen im Eise herum und sind mit Reife bedekt, und gleichwohl befinden sie sich besser, als in gemäßigten Gegenden. So häufig muthig und frisch sie auf den Sierras, den höchsten Gegenden der Cordilleren sind, so selten und abgemergelt sind sie auf den Lanos, die den niedrigsten Theil dieses Gebürges ausmachen. Man jaget diese um ihres Felles willen, die Hunde haben grosse Mühe, ihnen nachzukommen; und so bald man ihnen Zeit läßt, ihre Felsen zu gewinnen, so ist man nicht mehr im Stande, sie zu verfolgen. Sie scheinen sich eben so sehr für der schwehren, als heissen Luft zu scheuen; und niemals trift man sie in niedrigen Gegenden an.

Die Pacos oder Vigognen sind in Ansehung der Lamas eine Nebenart, fast eben wie der Esel in Ansehung des Pferdes. Sie sind kleiner und zum Lasttragen nicht so geschikt, aber nuzbarer wegen ihres Felles. Ihre Länge und feine Wolle ist eben so theuer und kostbar, als Seide. Die Pacos, welches die zahmen Vigognen sind, die man Alplaques nennt, sind öfters ganz schwarz, und bisweilen braun mit falben Schattirungen. Die Vigognen oder die Wilden haben die Farbe trockener Rosen, und diese Farbe ist so beständig, daß sie selbst unter der Hand des Verarbeiters keine Verwandlung leidet. Man verfertigt aus dieser sehr schöne Handschuhe und Strümpfe; man macht davon vortrefliche Decken und sehr kostbare Tapeten. Dieses Thier hat vieles mit dem Lama gemein; es hält sich in eben derselben Gegend auf und lebt, so wie dieses, in keiner andern; es hat auch einerley Temperament. Da seine Wolle weit länger und dicker ist, als des Lama, so scheinet es sich noch weniger vor der Kälte zu scheuen; es hält sich auch wirklich am liebsten im Schnee, auf dem Eise und in den Gegenden des strengsten Frostes auf, und nach der Magellanischen Meerenge zu, wird es sehr häufig gefunden.

Die Vigognen gleichen auch in Absicht auf die Figur den Lamas; sie sind nur kleiner und haben ein dickeres Maul und kürzere Beine. Sie wohnen und weiden auf den Gebürgen, wo sie am höchsten sind. Sie gehen Rudelweise und laufen sehr geschwind; sie sind furchtsam, und so bald sie jemand sehen, fliehen sie und jagen ihre Jungen vor sich her. Die alten Könige von Peru hatten die Jagd derselben scharf verboten, weil sie sich nicht stark vermehren; und seit dem die Spanier daselbst ankamen, sind sie auch lange nicht mehr so häufig. Das Fleisch dieser Thiere ist lange nicht so gut, als das von den Huanacus; man suchet sie blos ihres Felles und der Bezoare wegen, die sich bey ihnen erzeugen. Wenn man sie jagt, so thut sich ein Haufen Leute zusamen, um sie durch enge Wege zu treiben, wo man beym Ausgange, in einer Höhe von drey bis vier Schuhen, Stricke vorgezogen hat, längst welchen man Läppchen von Leinwand oder Tuch spielen läßt. Die Vigognen werden durch das Flattern derselben in solche Furcht gesezt, daß sie es nicht wagen hinüber zu springen, sondern in einen Haufen zusamen rennen und stehen bleiben, so daß man sie alsdenn mit leichter Mühe tödten kan. Bisweilen aber finden sich in einem Rudel einige Huanacus, und diese sezen über die Garne weg und geben den Vigognen ein Beyspiel, dem sie alsbald nachfolgen.

Was die zahmen Vigognen oder Pacos betrift, so braucht man sie ebenfalls zum Lasttragen; aber auffer dem, daß sie kleiner und schwächer, als die Lamas sind, bekommen sie auch noch öfter die Einfälle, daß sie stättig werden, und haben sie sich einmal mit ihrer Ladung niedergelegt, so würden sie sich eher in Stücken zerhauen lassen, als aufstehen. Die Indianer haben die Milch dieser Thiere niemals genuzt, weil sie nur so viel haben, als für ihre Jungen hinreicht. Der grosse Gewinn, den ihre Wolle bringt, hat ehemals die Spanier bewogen, den Versuch zu machen, sie in Spanien zu

naturalisiren, aber es gerieth, wie oben schon gesagt worden; auf den Pyrenäen aber würden sie vielleicht leichter fortkommen können.

Die Vigognen liefern eine grosse Menge von der Art von Bezoarsteinen, die den Beynamen der occidentalischen führen, noch solider, als die orientalischen sind, und auch vielleicht an Eigenschaft und Wirkung ihnen nichts nachgeben; Die Huanacus sind auch damit versehen, und man findet sie ebenfalls in den Hirschen und Rehen auf den neuspanischen Gebürgen. Die Lamas und Pacos, das ist, eben diese Thiere im Stande der Sklaverey, liefern keine gute Bezoare. Diejenigen, die sich bey ihnen in diesem Stande erzeugen, sind klein, schwarz und ohne Kraft. Die besten haben eine dunkelgrüne Farbe und kommen gemeiniglich von Vigognen, besonders von denen, die die höchsten Gegenden der Gebürge bewohnen und gewöhnlich im Schnee ihre Weide suchen. Sowohl die Weibchen, als die Männchen von diesen Berg-Vigognen bringen Bezoare hervor; und diese peruanischen Bezoarsteine haben den nächsten Rang nach den orientalischen, und werden weit höher geschäzt, als die Bezoarsteine aus Neuspanien, die von Hirschen kommen und unter allen die wenigste Kraft haben.

Matthiolus erwähnet in der Beschreibung, die er von seinem Ελαφοκαμηλος macht, zweyer Umstände, die bisher übergangen worden sind, nemlich, daß das Thier unter der Brust zwischen den Ribben und dem Bauche eine Art von Beule, wie das Kameel habe, aus welchem eine gewisse Feuchtigkeit zu träufeln scheine, und daß es einen ein wenig erhöhten Rücken habe. Den Namen Elaphocamelus aber gab er ihm, weil er den wahren nicht wußte, und an seinem Thier einige Aehnlichkeiten mit dem Hirsch, und einige mit dem Kameele fand.

Das Kameel und der Dromedar.

TAB. XLI, XLII, XLIII, XLIV.

Die zween Namen, Dromedar und Kameel, bestimmen nicht zwo unterschiedene Gattungen, sondern bezeichnen nur zwo besondere und seit undenklicher Zeit in der Kameelart vorhandene Rassen. Das vornehmste, und so zu sagen, das einzige merkliche Kennzeichen, wodurch sich diese beyde Rassen unterscheiden, bestehet darinn, daß das Kameel zween Höker und der Dromedar nur einen hat; auch ist dieser kleiner und nicht so stark, als das Kameel; beyde aber vermischen sich und zeugen zusamen, und die einzelnen Thiere, die von solcher doppelschlächtigen Rasse fallen, sind diejenigen, die am stärksten und dauerhaftesten sind, und darum allen übrigen vorgezogen werden. Die Blendlinge von Dromedar und Kameele machen eine zweyte Rasse, die sich gleichfalls vermehret, und sich auch mit den ersten Rassen vermischet.

Auf solche Weise finden sich bey dieser Gattung, eben wie bey den Gattungen anderer Hausthiere, verschiedene Abarten, von denen diejenigen die allgemeinsten sind, die durch den Unterschied der Erdstriche erzeuget werden. Aristoteles hat die beyden Hauptrassen sehr wohl kenntlich gemacht, nemlich die mit zwey Hökern unter dem Namen des Bactrianischen Kameels, und die andere unter dem Namen des arabischen; man nennt auch die erstern türkische, und die andern arabische Kameele. Diese Eintheilung dauert noch auf den heutigen Tag fort. Blos seit der Entdeckung derjenigen Theile von Afrika und Asien, die die Alten nicht kannten, zeigt es sich, daß der Dromedar ohne Vergleichung zahlreicher und mehr überall verbreitet ist, als das Kameel. Dieses wird sonst eben nicht, als in Turkestan und in einigen andern Gegenden der Levante angetroffen. Der

Dro-

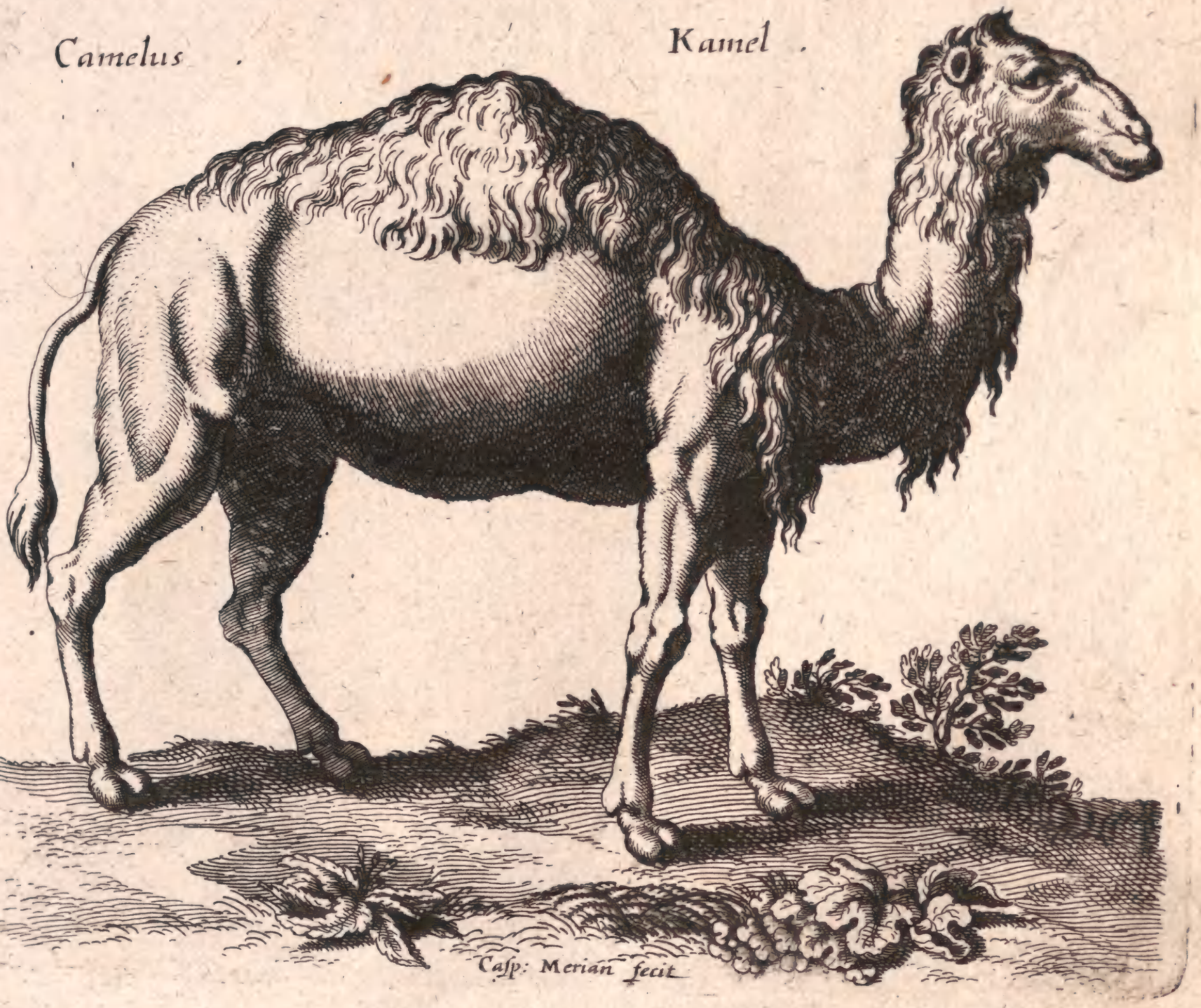
Dromedarij

Casp: Merian fecit

Dromedarij

Camelus .

Kamel .

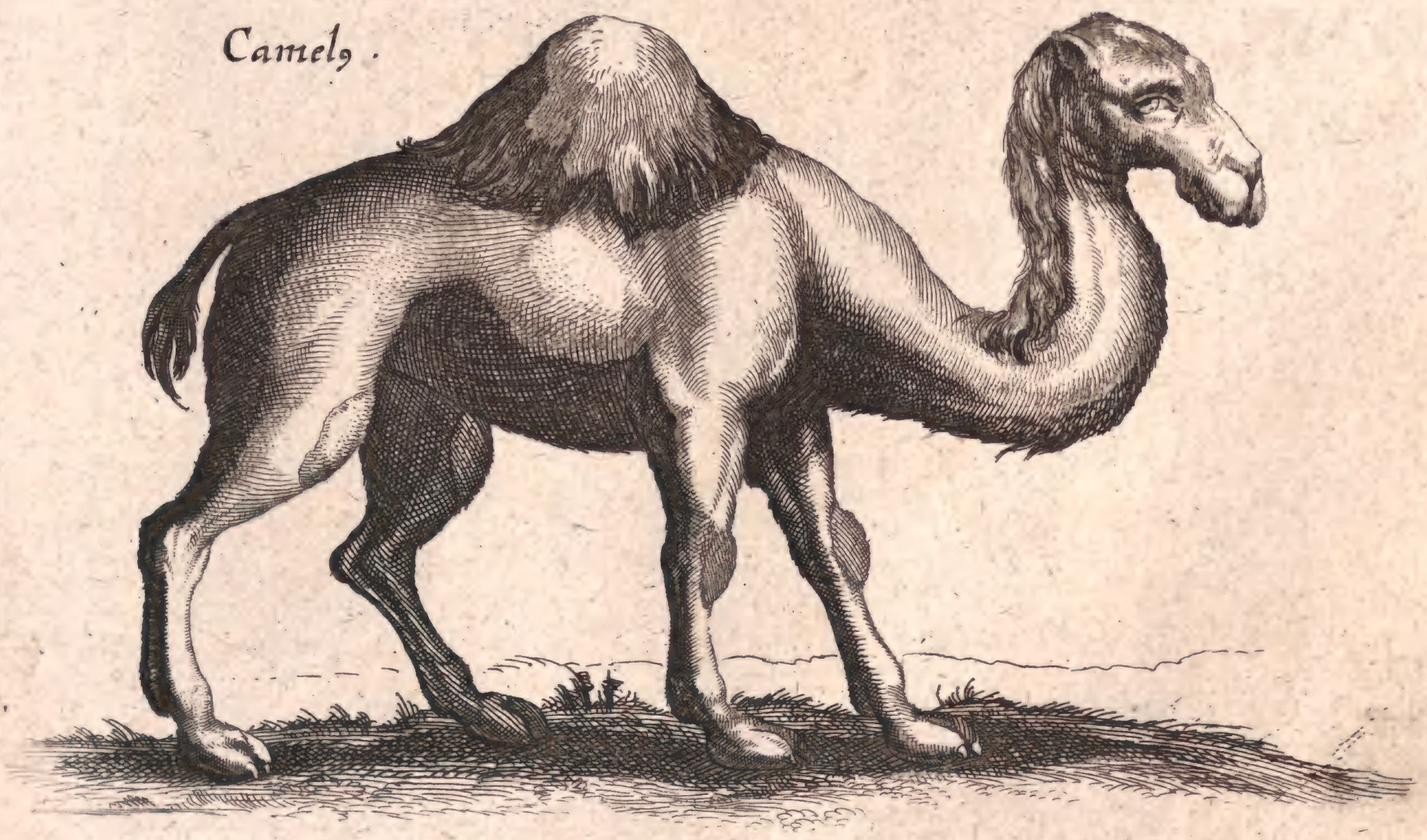


Casp: Merian fecit

Camelus Bactrianus seu Dromedarius.

Camelus.

Camelus.



Dromedarius

Camelus

Cass. Merian fecit

Dromedar hingegen ist in Arabien gemeiner, als irgend ein anderes Lastthier; er findet sich gleichfalls in grosser Menge in dem ganzen nördlichen Theile von Afrika, der sich von dem mittelländischen Meere bis an den Nigerstrom erstrecket, und wird in Egypten, in Persien, in der südlichen Tartarey und in den nördlichen Theilen Indiens wiederum gefunden. Der Dromedar hält sich in dürren und heissen Gegenden auf, das Kameel in einem Lande, wo die Dürre geringer und die Witterung milder ist, und beyde scheinen in einen Erdstrich von drey- bis vierhundert Meilen eingeschlossen zu seyn, der von Mauritanien bis nach China gehet. Dieses Thier, ungeachtet die heissen Länder seine Heimat sind, scheuet gleichwohl die Gegenden, wo die Hitze übermäßig ist. Seine Gattung fängt da an, wo des Elephanten seine aufhöret, und lebet weder unter dem brennenden Himmel der hitzigen Zone, noch in den milden Gegenden unseres gemäßigten Erdstreifes. Dem Ansehen nach kommt es ursprünglich aus Arabien. In diesem Lande findet es sich nicht nur in grosser Menge, sondern es ist auch für dasselbe am meisten gebildet. Arabien ist das dürreste Land, und das Wasser ist dort eine Seltenheit; das Kameel ist das mässigste von allen Thieren, und kan viele Tage hingehen, ohne zu trinken. Das Erdreich ist dort beynahe überall trocken und sandig; die Füsse des Kameels sind gemacht im Sande zu gehen, hingegen kan es sich auf einem feuchten und schlüpfrigen Boden nicht im Stehen erhalten. Gras auf Weiden findet sich dort nicht, und das Kameel muß die Stelle des Ochsen, der dort fehlet, vertreten.

Man hat ohne Nutzen Versuche gemacht, Kameele in Spanien zu ziehen; man hat sie vergebens nach Amerika übergeschift, und in Ostindien werden über Surate und Ormus hinaus fast keine mehr gefunden. Es wird hiemit nicht schlechterdings gesagt, daß sie in Indien, in Spanien, in Amerika, und wohl gar in kälteren Gegenden, als in Frankreich, in Deutschland u. s. f. sich nicht fortbringen und vermehren könnten. Wenn man sie den Winter durch in warmen Ställen hält, ihnen ausgesuchtes Futter gibt, sie sorgfältig wartet, ihnen gar keine, oder doch keine schwehre Arbeit auflegt, so kan man sie bey Leben erhalten, und sogar Hofnung zu ihrer Vermehrung haben. Allein die Jungen sind von schlechter untauglicher Art, und gehören bey alle dem zu den seltenen Erscheinungen in der Natur, und die Alten selbst sind schwächlich und siechend, da sie hingegen in dem Lande ihrer Heimath, so zu reden, den ganzen Reichthum ihrer Besitzer ausmachen. Die Araber sehen das Kameel als ein Geschenk des Himmels, als ein heiliges Thier an, ohne dessen Hülfe sie weder leben, reisen, noch handeln könnten. Seine Milch ist ihre gewöhnliche Nahrung, und sein Fleisch, besonders das Fleisch der Jungen, ist für ihren Geschmak eine herrliche Speise. Das Haar dieser Thiere, welches fein und weich ist, und alle Jahre durch eine vollkommene Härung ersezt wird, dient ihnen zu Zeugen, worein sie sich kleiden, und womit sie ihre Wohnungen ausstaffiren. Bey ihren Kameelen mangelt ihnen nicht nur nichts, sondern sie fürchten sich auch für nichts. Sie können in einem Tage zwischen sich und ihren Feinden einen Abstand von fünfzig wüsten Meilen (lieves) machen; und man kan einem Trupp Araber gar nicht nachsetzen; daher sie auch nicht weiter unterthan sind, als so weit es ihnen beliebt.

Der Araber, der das Handwerk eines Landkorsaren treibt, bieget seinen Kameelen wenige Tage nach ihrer Geburt die Beine unter den Bauch, zwinget sie auf der Erde liegen zu bleiben, und belastet sie in dieser Lage mit einem zimlich grossen Gewichte, welches zu tragen er sie gewöhnet, und ihnen nicht abnimmt, ausser sie mit einer noch grössern Last zu verwechseln. Anstatt sie zu jeder Stunde weiden und nach ihrem Durste saufen zu lassen, fängt er an ihre Mahlzeiten einzutheilen, läßt nach und nach grosse Zeiträume zwischen denselben verfliessen und mißt ihnen ihre Nahrung immer kärglicher zu. Wenn sie ein wenig zu Kräften gekommen sind, so übt er sie im Laufen, feuert sie durch das Beyspiel der Pferde an und kommt so weit, daß er sie eben so flüchtig und im Aushalten jenen überlegen macht. Mit so geübten Kameelen legt er oft, wenn er verfolgt wird, fast ohne stille zu halten, in acht Tagen ohne Mühe dreyhundert Meilen (lieves) zurük. Während dieser ganzen Zeit läßt er seine Kameele unter der Last und gibt ihnen jeden Tag, die Nacht mit gerechnet, nur eine Ruhestunde und einen Teigkuchen. Sie laufen öfters neun bis zehn Tage also fort, ohne Wasser zu finden, sie lassen sich auch das Sauffen vergehen; aber wenn sich von ungefehr eine Pfütze in einiger Entfernung von ihrem Wege findet,

so wittern sie das Wasser über eine halbe Meile; der Durst spornt sie, doppelt stark zu laufen, und sie trinken in einem male für die ganze vergangene Zeit und für eine gleich lange Frist aufs Zukünftige.

In der Türkey, in Persien, in Arabien, in Egypten, in der Barbarey u. s. w. werden die Kaufmannsgüter blos durch Kameele fortgebracht. Die Kaufleute und Reisende schlagen sich in eine Karavane zusamen, um nicht von den Arabern geplündert zu werden. Diese bestehen allemal aus mehr Kameelen, als Menschen. Jedes wird nach seiner Stärke beladen, und es hat ein so richtiges Gefühl von dem Maasse derselben, daß es so lange liegen bleibt, wenn man ihm zuviel aufgelegt hat, bis etwas davon abgenommen worden ist. Die grossen Kameele tragen gewöhnlich tausend und wohl gar zwölfhundert Pfund, und die kleineren sechs bis siebenhundert. Auf diesen Handlungsreisen übertreibt man dieselben nicht; sie darfen nicht wie auf den Kapereyen traben, sondern nur den Schritt gehen, und legen jeden Tag zehn bis zwölf Meilen zurük. Alle Abende nimmt man ihnen ihre Bürde ab und läßt sie frey gehen, um ihre Geässe zu suchen. Wenn man in einem grünen Lande und auf einer schönen Wiese ist, so nehmen sie in weniger als einer Stunde völlig so viel mit sich, als sie brauchen, um vier und zwanzig zu leben und um die ganze Nacht hindurch wiederzukäuen. Uebrigens scheinen sie den Wermuth, die Distel, die Nessel, den Genst, die Acacia und andere stachlichte Gewächse dem weichen Grase vorzuziehen. So lange sie aber Grünigkeiten abzuäzen finden, können sie sehr leicht des Saufens entbehren.

Diese Eigenschaft, sich eine lange Zeit des Getränkes zu enthalten, ist vielmehr eine Wirkung ihrer innerlichen Bildung, als eine blose Gewohnheit. Ohne die vier Mägen, die bey wiederkäuenden Thieren gewöhnlich angetroffen werden, findet sich bey dem Kameele noch ein fünfter Beutel, der ihm dienet, das Wasser aufzubewahren. Er ist von so geräumiger Weite, daß er ein grosses Maas Feuchtigkeit einnehmen kan. Diese bleibt und hält sich darinn ohne in Fäulniß zu gerathen, und ohne daß von der übrigen Nahrung etwas dazu hineindringen kan. Wenn nun dem Thier der Durst zusezt oder die Nothdurft antritt, trockenes Futter einzuweichen und durch Wiederkäuen zu einem Breye zu machen, so läßt es einen Theil dieses Wassers durch ein blo;es Zusamenziehen der Muskeln in seinen Pansch und von da bis an den Magenmund zurük steigen.

Das Kameel ist seit älteren Zeiten, in vollkommenem Grade und auf eine mühsamere Weise Sklave, als irgend ein anderes Lastthier. Daher träget es auch alle die Narben der Dienstbarkeit und die Brandmahler der Schmerzen. Unten an der Brust findet sich auf dem Brustknochen ein dicker schwielichter Knoll von grossem Umfange, der an Härte völlig dem Horne gleicht. Eben dergleichen werden an allen Gelenken der Beine angetroffen, und ungeachtet diese Schwielenknollen sich bey allen Kameelen finden, so dienen sie doch zum Beweise, daß sie nicht natürlich sind, sondern durch eine übermäßige Anstrengung, und durch einen übergrossen Schmerz hervorgebracht worden, indem sie nicht selten voll Eyter sind. Der Rücken ist noch unförmlicher, als die Brust und die Beine, wegen des doppelten oder einfachen Hökers, der auf demselben ligt. Die Schwielen-Knollen gehen eben sowohl wie die Höker, durch die Zeugung über, und Herr von Büffon glaubt, daß, da es augenscheinlich klar ist, daß diese erste Verunstaltung blos von der Gewohnheit herrühret, wozu man diese Thiere zwingt, indem man sie von ihrer ersten Lebenszeit an mit Gewalt anstrenget, mit den Beinen unter dem Leibe sich auf den Magen zu legen, und in dieser Lage das Gewicht ihres Körpers und die aufgelegten Lasten zu tragen, sich ebenfalls vermuthen lasse, daß die Höker des Rückens ihren Ursprung blos von dem Drucke eben dieser Lasten haben, da diese Höker nicht knochigt sind, sondern blos aus einer fettichten und fleischichten Substanz bestehen, die mit den Kuh-Eutern beynahe von gleicher Dichtigkeit ist. Er glaubt weiter, daß es wohl möglich seye, daß der Beutel, der das Wasser in sich faßt, und nichts weiter als ein Anhang des Pansches ist, durch die übertriebene Ausdehnung dieses Eingeweides sein Daseyn erhalten habe.

Fände man wilde Kameele, so würde man leichter urtheilen können, ob das Fremde in der Bildung des Kameeles wirklich von dem Zwang herrührt, oder ob es ihm angeschaffen ist. Aber diese Thiere sind, so viel man wenigstens weiß, nirgends in ihrem natürlichen Zustande vorhanden. Ueberall sind sie Sklaven

und

und müssen viel leiden, indem sie oft jämmerliche Schreye thun, besonders wenn sie überladen werden. Gleichwohl besitzen sie bey ihrem immerwährenden Elende eben so viel Muth, als Gelehrigkeit. Auf das erste Zeichen biegen sie die Knie und hucken sich auf die Erde nieder, um sich ihre Bürde auflegen zu lassen. So bald sie beladen sind, stehen sie von selbst ohne allen Beystand auf. Derjenige, welcher sie an führet, setzet sich auf eines von denselben, reutet vor allen her und läßt sie mit seinem Kameele gleichen Schritt halten. Man braucht weder Sporn noch Peitsche sie anzutreiben. Wenn sie aber anfangen müde zu werden, so vertreibt man ihre Verdrossenheit durch einen Gesang oder durch den Ton irgend eines Instrumentes. Ihre Führer lösen sie im Singen ab, und wenn sie eine gedoppelte Tage-Reise machen wollen, so geben sie ihnen nicht mehr, als eine Ruhestunde; darauf fangen sie ihren Gesang wieder an, bringen die Thiere in Bewegung, setzen den Marsch verschiedene Stunden länger fort, und das Singen hört nicht eher auf, als wenn völlig Halte gemacht werden soll. Alsdenn hucken die Kameele von neuem nieder, und sinken unter ihrer Last dahin. Man entlediget sie hierauf ihrer Bürde, indem man die Stricke auflöset und die Ballen zu beyden Seiten hinschiessen läßt. Sie bleiben in dieser Stellung auf dem Bauche liegen und schlafen mitten zwischen ihrem Gepäcke ein.

Auch durch das Verschneiden werden sie verstümmelt. Man läßt nicht mehr, als ein Mannkameel, für acht bis zehn Weibchen, und alle Kameele, die zur Arbeit gebraucht werden, sind gemeiniglich gelegt. Sie sind freylich nicht so stark, als die Unverschnittenen, sie lassen sich aber besser regieren und thun jederzeit Dienste, anstatt daß die ungelegten nicht allein störrig, sondern beynahe wüthend in der Brunftzeit sind, welche vierzig Tage dauert und alle Jahre im Frühlinge einfällt. Man versichert, daß sie alsdenn beständig schäumen und daß ihnen eine oder zwo rothe Blasen, so groß, als eine Schweinsblase, aus dem Maule hervor kommen. Sie fressen sehr wenig in dieser Zeit, fallen Thiere, Menschen und sogar ihren Herrn an, und beissen dieselben. Die Begattung geschiehet nicht nach der Weise anderer vierfüßiger Thiere im Stehen, sondern das Weibchen hucket nieder und läßt sich von dem Mannkameele in eben derselben Lage bedecken, die es annimmt, um zu ruhen, zu schlafen, oder sich beladen zu lassen. Das Weibchen gehet fast ein Jahr trächtig, und bringet nur ein Junges. Ihre Milch ist reichlich, dick, und ein gutes Nahrungsmittel, selbst für die Menschen, wenn sie mit einem grössern Maasse Wassers vermischt wird. Man braucht die Weibchen selten zur Arbeit, sondern läßt sie in Freyheit weiden, und das Geschlecht vermehren, indem man aus ihren Jungen und ihrer Milch schon grossen Vortheil ziehet. Indessen gibt es Gegenden, wo man auch eine grosse Menge Weibchen der Verschneidung unterwirft, um sie zur Arbeit geschikt zu machen. Man behauptet, daß diese Operation, anstatt ihre Kräfte zu schwächen, ihnen vielmehr eine grössere Stärke und eine Zunahme in der Fettigkeit verschaffe. Je feister aber überhaupt die Kameele sind, desto mehr sind sie im Stande, langwierigen Strapazen zu widerstehen. Ihre Höker scheinen blos von dem Ueberfluß der Nahrung entstanden zu seyn, indem auf grossen Reisen, wo man genöthiget ist, dieselbe zu sparen, diesen Höker nach und nach bis zu dem Grade abnehmen, daß die Stelle und die Erhabenheit derselben blos nur noch durch die Höhe des Haars merklich werden, welches an diesem Theile allezeit weit länger, als auf dem übrigen Rücken ist.

Die Alten haben gesagt, daß diese Thiere in dem Alter von drey Jahren zur Zeugung tüchtig sind. Dieses aber scheinet zweifelhaft zu seyn, indem sie in diesem Alter noch nicht die Hälfte ihres Wachsthums erreicht haben. Der Geschlechtstheil des männlichen Kameels ist, wie bey dem Stiere, sehr lang und ungemein dünne. Bey der Steifung strecket er sich gerade vorwärts, in dem gewöhnlichen Zustande aber ist die Scheide nach hinten zurük gezogen, und der Harn wird zwischen den Hinterbeinen durchgeworfen, so daß die Männchen und Weibchen auf einerley Weise stallen. Das kleine Kameel sauget ein Jahr lang, und wenn man dasselbe schonen und dauerhafter machen will, so lässet man es die ersten Jahre über in Freyheit saugen oder weiden, und fängt es erst an zu beladen, wenn es vierjährig ist. Es lebt gewöhnlicher Weise vierzig, auch wohl fünfzig Jahre.

Das Kameel ist das nüzlichste und schäzbarste von allen Geschöpfen, die dem Menschen unterthan sind. Es arbeitet eben so viel, als der Elephante, und kostet

stet im Unterhalte vielleicht zwanzigmal weniger. Es ist vielleicht eben so viel werth, als das Pferd, der Esel und der Ochse zusamen genommen. Es trägt allein eben so viel, als zwey Maulthiere, es frißt eben so wenig als der Esel, und nähret sich von eben so groben Gewächsen; Die Kamelinn gibt länger Milch, als die Kuh; das Fleisch von jungen Kameelen ist so gut und gesund, als Kalbfleisch; ihr Haar ist schöner und wird mehr gesucht als die schönste Wolle; sogar aus ihren Excrementen wird etwas nüzliches bereitet; der Salmiak ist ein Produkt ihres Harns; ihr Mist, der getroknet und beynahe zu Staub gemacht wird, dienet sowohl ihnen selbst, als auch den Pferden, die mit ihnen reisen, (denn was man von der Antipathie zwischen diesen Thieren gesagt hat, ist eine Fabel,) zum öftern in Ländern zur Streue, wo man weder Heu noch Stroh kennet; und endlich macht man aus eben diesem Miste Klösser, die leicht brennen, und eine eben so helle, und beynahe gleichstark lodernde Flamme, als dürres Holz von sich geben.

Der Dromedar und das Kameel, sagt die Daubentonische Beschreibung, sind grosse Thiere, und nach unsern Augen zu urtheilen sehr seltsam und ausserordentlich gestaltet. Ihr Hals und ihre Beine sind ungemein lang, ihr Kopf ist klein, ihr Schwanz kurz, und ihr Rücken mit einem oder zween grossen Hökern überladen, die eben so hoch als der Kopf des Thieres empor gehen oder sich in einer Bogenkrümme über die Seiten des Leibes herab senken. Diese Thiere haben ein ungestaltes Ansehen, wenn man die Maassen und Stellungen ihrer Glieder betrachtet, und dann das Pferd oder den Hirsch dagegen ansiehet, die gleichfalls einen sehr langen Hals und lange Beine haben. Der obere Theil von dem Halse des Dromedars und des Kameels steiget nicht, indem er aus dem Widerrisse hervorgehet, in gerader Linie empor, wie der schöne Hals des Pferdes, und krümmet sich auch nicht in der Nachbarschaft des Kopfes, sondern strecket sich ausserhalb dem Widerrisse sogleich vorwärts, und bekommt hierauf einen tiefen Ausschnitt, der noch mehr ins Gesicht fällt, als der Fehler an den Hälsen der Pferde, den man einen Beylhals nennet. Der übrige Obertheil von dem Halse des Dromedars und Kameels hält bis zum Kopfe die gerade Linie. Der Untertheil hingegen macht, anstatt von der Brust bis an den Unterkinnbacken in gerader Linie fortzugehen, einen sehr hervorspringenden Winkel, der dem tiefen Ausschnitte des Obertheils gegenüber ist. Diese Krümme des Halses findet sich in der Entfernung von ungefehr einem Drittheile seiner Länge vom Widerrisse; die übrigen beyden Drittel laufen in einer senkrechten oder ein wenig vorwärts geneigten Richtung in die Höhe. Der übel gebildete Hals und der kleine Kopf geben dem Dromedar und Kameele ein schwächliches und kümmerliches Ansehen.

Diese Thiere haben eine sehr länglichte Schnautze, weit überstehende Augenränder, kurze Ohren, einen bauchichten Leib, ein mageres und hinten wegfallendes Kreuz und ungestalte Beine. Bey denen, welche ich besehen habe, waren die Kniekehlen, der Hinterschenkel nach aussen verdrehet, und standen hinterwärts zu sehr heraus, und die Vorderbeine waren gleichfalls nach hinten in der Gegend des Kniees ausgebogen, welches keine geringe Dicke hatte. Die vier Füsse sind auch sehr dick, vornemlich die Vorderfüsse, in ihrem Umrisse beynahe rund, unten platt und an ihrem vorderen Ende mit zwo grossen Hufklauen versehen, die gegen einander anliegen und nach unten umgekrümmt sind. Diese Klauen biegen sich von beyden Seiten auf eine solche Art einwärts, daß sie eine Rinne hervorbringen, und ihre Spitze gehet in die Sole des Fusses hinein, welche in ihrer Mitte durch eine länglichte Furche von geringer Tiefe getheilet wird, die sich von der Scheidung der Klauen bis an die Ferse erstrecket. Die zwo Klauen haften an zween Zähen, welche durch eine zimlich tiefe Furche, die bis in die Substanz der Fußsole eindringet, von einander abgesondert werden.

Lady Montague sagt bey Gelegenheit der Kameele, die sie auf ihrer Reise gesehen:

Ich bin im Begrif, eine kühne Beobachtung zu wagen, die vielleicht falsch ist, weil sie niemand vor mir gemacht hat; Mir scheinen sie von der Hirschart; ihre Beine, Körper und Hälse sind vollkommen wie jener ihre geformet, und die Farbe kommt auch beynahe auf eines hinaus. In der That sind sie viel grösser, indem sie weit höher als ein Pferd, und so schnell sind, daß nach der Niederlage bey Peterwaradein dieselbe den schnellsten Pferden vorrannten. — — Man kan sie nie-

niemals ganz zähmen; die Treiber haben die Vorsorge, immer eines ans andere mit starken Seilen zu koppeln, fünfzig an einer Reihe, und ein Esel, auf dem er reitet, führet sie —. Mir scheinen sie häßliche Geschöpfe mit ihrem schlecht gebildeten und gegen den Körper in keinem Verhältnisse stehenden Kopf.

Der Dromedar unterscheidet sich von dem Kameele hauptsächlich dadurch, daß es nur einen Höker hat, dessen Stelle auf dem Rücken ist. Die Scheitel des Kopfes ist rund und erhaben; die Lefzen strecken sich zween Zoll weit vor der Nase hin, und die obere ist in der Mitte durch einen Einschnitt gespalten, der einen Zoll vier Linien in der Tiefe hat. Die Nasenlöcher sind zween Zoll lang, und zwischen denselben findet sich in der Haut eine Vertiefung.

Das Haar des Dromedars, welcher hier beschrieben wird, hatte, wo es noch da war, denn das meiste war ausgefallen, an einigen Stellen eine braune und schwärzlichte Farbe, und war von zweyerley Art, das eine weich und wollicht, das andere dicker, länger und steifer. Auf dem Kopf, am Halse und an den Beinen war es kurz; dasjenige so sich am Leibe fand, hatte ungefehr sechs Zoll in der Länge; das Ende des Schwanzes war mit einem dicken und spröden Haare besezt, das mit dem Mähnenhaare des Pferdes Aehnlichkeit hatte, zum Theil schwarz, zum Theil grau, und einen Schuh und vier Zoll lang war. Mitten auf dem Rucken lag ein schwarzes und graues Mähnenhaar, das dem Haare des Schwanzes gleich, aber feiner war, und eine sehr merkliche Erhabenheit hervorbrachte, indem dieses Haar dreyzehn Zoll in der Länge hatte. Es saß in der Gegend des Hökers, der sich wegen Magerkeit des Thiers ganz und gar verlohren hatte. Das Thier welches ausserordentlich mager war, wog dreyhundert neun und sechzig Pfund.

Das Kameel und der Dromedar, heißt es in eben dieser Daubentonischen Beschreibung, sind dem Ansehen nach Thiere von einer und eben derselben Gattung. Der Hauptunterschied, der zwischen ihnen anzutreffen ist, bestehet in der Anzahl der Höker, welche auf dem Rücken sind, indem der Dromedar nur einen und das Kameel zween hat. Bey demjenigen, welches man bey dieser Beschreibung vor sich gehabt hat, war die Scheitel des Kopfes von geringer Höhe, die Lefzen strekten sich auf drey Zoll vor der Nase heraus; die obere war in der Mitte durch einen Einschnitt gespalten, der einen Zoll zehen Linien tief in dieselbe hinein gieng; dieser Einschnitt stieß, wo er aufhörte, an eine Furche, die sich über die Lefze bis an die vordern Enden der Nasenlöcher erstrekte. Die Nasenlöcher lagen gegen einander über und stellten jedes eine Spalte vor, die drey Zoll und vier Linien in der Länge hatte; ihre Richtung war so schräge, daß das hintere Ende des einen Nasenloches beynahe vier Zoll weit von dem Ende des anderen Nasenloches entfernet war. Mitten in diesem Raume fand sich ein kleiner Buckel, der, wie die Haut umher, behaart war, und fünfzehn Linien in der Breite, zehn Linien von vorn nach hinten in der Länge, und einen halben Zoll in der Höhe hatte. Die Nase war sehr erhoben. Der Hals war eben so, wie am Dromedar, nur war auf der untern und vordern Seite desselben keine Rinne anzutreffen.

Der eine Theil von den beyden Hökern dieses Kameels lag auf dem Vordertheile des Rückens am Widerrisse, und der andere auf den Lenden. Der vordere war neun Zoll hoch und eben so breit an seinem Untertheile, und hatte in der Mitte drey Zoll in der Dicke. Der hintere hatte acht Zoll in der Höhe und Breite, und war in der Mitte vier Zoll dicke. Der vordere Höker hatte an seinem äussersten Ende drey Zoll in der Breite und Dicke, und der hintere viere. Diese beyden Höker fielen auf der rechten Seite platt weg.

Die Höker waren an ihrem äusseren Ende, wie ein Schaumlöffel, mit Löchern durchbohret, die fast eine Linie im Durchschnitte hatten und ein bis anderthalb Linien von einander entfernet waren. Aus jedem Loche stach ein Zöpfchen Haare in Form eines Pinsels hervor; an beyden Augenliedern wurden Wimpern und in der Gegend der Augbraunen einige Borstenhaare gefunden. An dem Hintertheile des Brustknochens, an den Ellenbogen, an den Faustgelänken und an den Knieen waren dicke Schwielenknollen befindlich. Die Schwiele des Brustknochens war die grösseste; ihre Gestalt machte ein Dreyek aus, von dem die Spitze nach vorn gerichtet war; die Seiten waren jede neun, und der Grundtheil nur acht Zoll lang. Dieses Kameel wog dreyzehnhundert Pfund.

Die Länge des ganzen Körpers bey dem Dromedar war von dem Ende der Lefzen bis an den After 7 Fuß 6 Zoll 6 Linien.	Bey dem Kameele von der Spitze der Lefzen bis an den After 10 Fuß 6 Zoll.
Die Höhe des Vordergeschleppes 4 Fuß 8 Zoll 6 Linien.	Die Höhe des Vordergeschleppes 6 Fuß 1 Zoll.
Die Höhe des Hintergeschleppes 4 Fuß 7 Zoll.	Die Höhe des Hintergeschleppes 5 Fuß 1 Zoll.

Ende des zweyten Abschnittes.

Innhalt.

Das Schaaf und der Widder.	1
Der Muflon und die übrigen fremden Schaafe.	7
Der isländische Widder.	10
Der indianische Widder.	11
Die Ziege.	12
Der Steinbok, die Gems und die übrigen Ziegen.	16
Das Thier Saiga.	21
Die Gazellen.	22
Der Bubal.	26
Der Condoma.	27
Das Thier Gib.	ebd.
Die grimmische Ziege.	28
Das Zwerghirschchen.	ebd.
Das Bisamthier.	29
Die wilde Ziegen Antilope Cudus.	31
Der Hirsch.	32
Der Damhirsch.	39
Das Reh.	42
Die Mazamen.	44
Der Axis, Hippelaphus, Tragelaphus u. s. w.	46
Das Elendthier und das Rennthier.	48
Das Nasehorn.	55
Die Giraffe.	60
Lama und Paco.	63
Das Kameel und der Dromedar.	66

Nachricht an den Buchbinder, wie die Kupfer-Tafeln zu binden.

T.	XXII			T. XXXIV	46
	XXIII		1	— XXXV	32
	XXIV			— XXXVI	
	XXV		27	— XXXVII	48
	XXVI		16	— XXXVIII	55
	XXVII		12	— XXXIX	
	XXVIII		21	— XL	60
	XXIX		9	— XLI	
	XXX		29	— XLII	
	XXXI		48	— XLIII	66
	XXXII		39	— XLIV	
	XXXIII		16	— XLV	60
			41		

Diejenigen Leser, welche die Jonstonischen Platten kennen, werden aus diesem Abschnitte ersehen, daß wir bereits angefangen haben, unser in dem Vorberichte gegebenes Wort zu erfüllen, und die Anstalten die wir auf den folgenden machen, werden sie noch mehr überzeugen, daß wir es nicht nur obenhin halten wollen.

Verzeichniß der beträchtlichsten Drukfehler, die dem Verstand des Textes schaden könnten.

Seite	Columne	Linie	
3	2	21	Mendozza.
5	1	11	Nieren.
5	2	19	Lama.
7	1	3	Schaafes.
ebd.	---	27	Geilenbeutel.
8	1	19	Dütten.
ebd.	---	21	Adimain.
8	2	18	milden.
15	2	5	vorlezt. Glands.
17	1	33	Die Weibchen.
22			T. XXIX.
22	1	31	Leichtigkeit.
24	1	10	oder
25	1	9	Lidmee.
26	2	4	unterschiedenen.
27	1	22	Kolbe.
28	1	42	Tragulus.
29	1	6	vorl. fehlen für erfordern.
31	1	4	Ondatra.
32	1	10	Coesdoes.
32	2	33	Columella.
33	1	7	hinlänglich.
38	1	29	nach als, das.
38	1	40	Planke.
ebd.	---	51	Sumpfweiden.
40	1	4	- - baderhindinnen.
43	2	12	Buchmast.
44	2	vorl.	Cayenne.
45	1	3	Temamazame.
ebd.			aufgestellt.
46	2	12	Blendlings-
51	2	6	Elenn oder Elennthiers.
52	2	3	Solin.
53	1	43	abgeäztes.
55	2	10	Pleasure.
56	1	15	vorl. dasjenige.
57	1	3	gleichen.
60	2	ult.	Oppian.
63	2	6	vorl. Spanier.
67	2	10	vorl. Lieues
68	1	29	Bürde.
ebd.	2	7	vollkommenerem.

Naturgeschichte

aus

den besten Schriftstellern

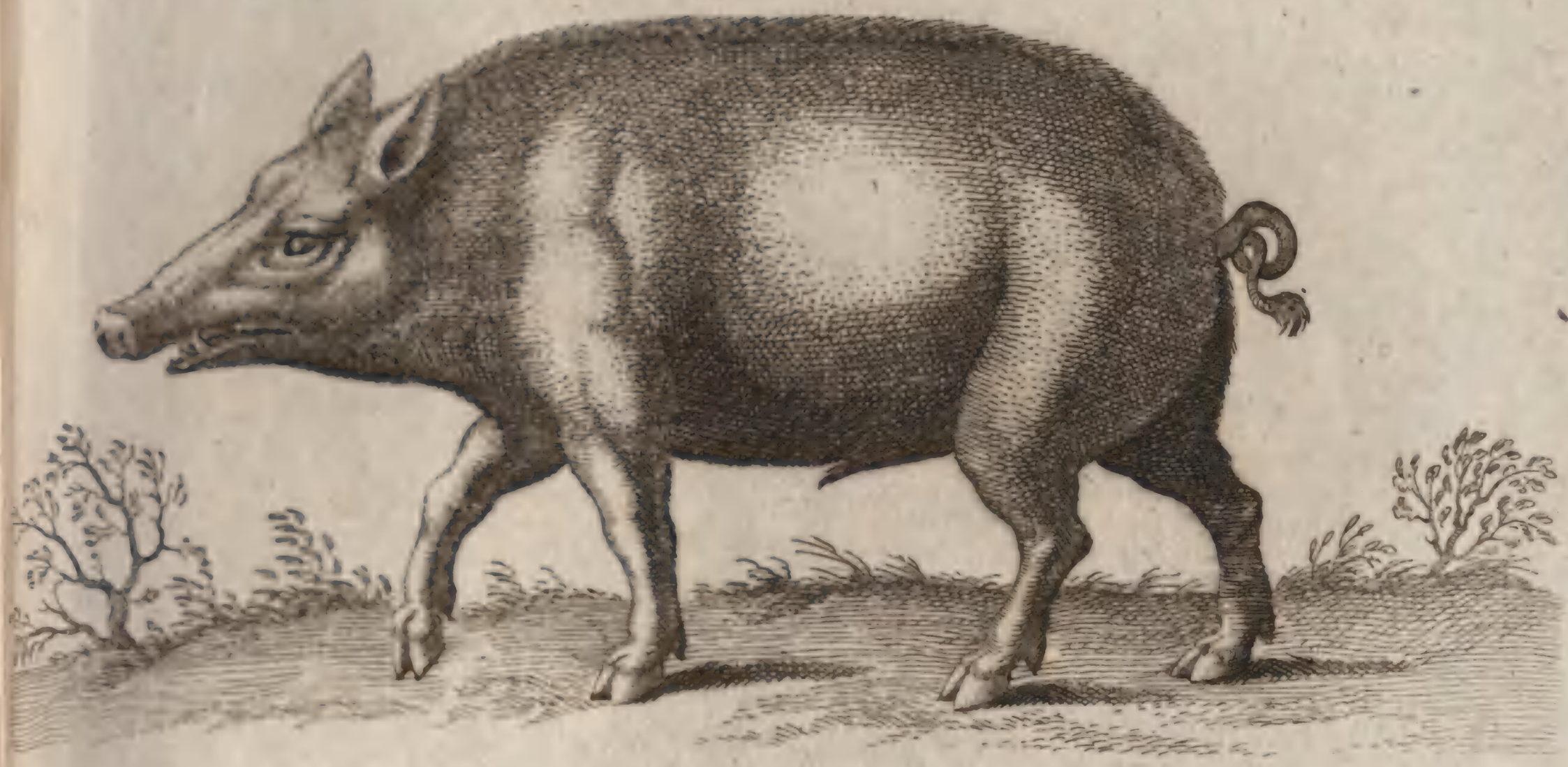
mit Merianischen und neuen Kupfern.

Aelian. de Nat. Anim.

Ειδεναι γε μη ῥᾳθυμως τα προσοντα αὐτων ἰδια ἑκαστῳ, και ὁπως ἐσπεδασθη ὁ μειον των ἀνθρωπων ἑκαστον των αλογων ζωων, ἐιη ἀν τινος πεπαιδευμενης Φρενος, και μαθησης πολλα.

Dritter Abschnitt der vierfüßigen Thiere.

Heilbronn
in der Eckebrechtischen Handlung
1773.



Aper Wildschwein

Scrofa Saumutter.

Das Schwein.

Diesesmal müssen wir unsern Abschnitt mit der Naturgeschichte eines Thieres eröfnen, dem seine Unreinlichkeit fast eben so viel Verachtung zugezogen hat, als ihm der Geschmak, den man an seinem Fleisch findet, Werth beyleget. Es ist das Schwein, und zwar soll das wilde und das Siamische Schwein zugleich mit abgehandelt werden, da sich alle diese Rassen mit einander vermischen, und die Thiere, die aus dieser Vermischung entstehen, wieder fruchtbar sind. Das wilde Schwein ist die ursprüngliche Rasse, aus welcher die zahmen und Siamischen Schweine entstanden sind, und die Verschiedenheiten unter diesen drey Rassen sind von keiner sonderlichen Erheblichkeit, und blos Veränderungen, die sie in ihrem zahmen Zustande erlitten haben.

Diese Art Thiere hat etwas ganz besonderes. Ihr Geschlecht ist so zu reden, das einzige von dieser Art; und es gibt vielleicht kein einziges, welches mit andern so wenig Aehnlichkeit hat. Es hat von vielen Thieren etwas an sich, und ist gleichwohl von allen wesentlich unterschieden. In Ansehung der äusern Theile gleicht es den Thieren mit Hufen nicht, weil es einen gespaltenen Fuß hat; den Thieren mit gespaltenen Klauen gleicht es nicht, weil es würklich inwendig vier Klauen hat, ungeachtet deren auswendig nur zwo erscheinen; Es gehöret nicht zu den vielzähichten Thieren, weil es nur auf zwo Zähen geht, und die andern weder zu sehen sind, noch in der Ordnung, wie bey den vielzähichten Thieren, stehen, noch auch lang genug sind, daß es sich ihrer bedienen könnte. Ausserdem ist es noch von andern Thieren mit gespaltenen Klauen an den Knochen der Füsse, und andern stark in die Augen fallenden Merkmalen, unterschieden. Denn diese haben Hörner, und an dem obern Kinbaken keine Schneidezähne, sie haben vier Mägen, wiederkäuen, u. s. w. Das Schwein hingegen hat keine Hörner.

Denn daß der Lycotas in des Calphurnius Hirtenliedern erzählt, er habe zu Rom non sine cornibus apros gesehen, wird wohl niemand irre machen.

Es hat oben Zähne wie unten; es hat nur einen Magen, und wiederkäuet nicht; es ist also offenbar, daß es weder unter die Thiere mit Hufen, noch unter die mit gespaltenen Klauen gehöret. Eben so wenig kan man es unter die Vielzähichten rechnen; weil es nicht nur an den äussersten Theilen des Fusses, sondern auch an den Zähnen, an dem Magen, an dem Eingeweide, an den Zeugungstheilen, u. s. w. von ihnen abgehet. Alles was man sagen kann, ist daß bey ihm in gewissen Stücken die Eigenschaften der Thiere mit Hufen, und der Thiere mit gespaltenen Füssen; in andern hingegen die Eigenschaften der Thiere mit gespaltenen Füssen, und der vielzähichten, vermischt sind. Denn es gleicht den Thieren mit Hufen an Ordnung und Zahl der Zähne mehr, als den andern; es hat eben so wie diese, lange Kinnbacken, und nur einen, wiewohl etwas grössern Magen: hingegen kommt es in Ansehung des Anhangs, den es an demselben hat, und der Lage der Eingeweide, den Thieren mit gespaltenen Füssen, oder den Wiederkäuenden näher. Es ist denselben auch, was die äussern Zeugungstheile betrift, ähnlich; gleicht aber dabey auch, in Ansehung der Bildung der Füsse, der Leibesgestalt, und seiner starken Vermehrung, den vielzähichten Thie-

ren. Aristoteles ist der erste, der die vierfüßigen Thiere, in Thiere mit Hufen, Thiere mit gespaltenen Klauen, und Thiere mit vielen Zähen, eintheilet. Er gestehet, daß das Schwein eine Zwischengattung ist; aber die einige Ursache, die er davon angiebt, ist weil sich in Illyrien, Päononien, und einigen andern Orten, Schweine mit einem Huf finden. Dieses Thier macht also eine Ausnahme von zwo allgemeinen Regeln der Natur: man behauptet nämlich, die grössesten Thiere vermehreten sich am wenigsten, und hingegen die Thiere mit gespaltenen Klauen am stärksten. Gleichwol vermehret sich das Schwein, ungeachtet seine Grösse schon mehr als mittelmäßig ist, stärker als alle vielzähichte Thiere. Es scheinet so gar in Betrachtung der Gestalt, Geilen, der Eyerstöcke der Mutterfau, in der Reihe der lebendiggebährenden Gattungen den lezten Plaz zu verdienen; und den eyerlegenden Thieren nahe zu kommen. Kurz es ist von einer zweydeutigen Natur; oder um deutlicher zu reden, es wird denen also vorkommen, welche glauben, die wirkliche Ordnung der Dinge richte sich nach der hypothetischen Ordnung ihrer Ideen, und die von der unendlichen Kette der Weesen nur einige in die Augen fallende Glieder sehen, nach denen sie alles beurtheilen wollen.

Das Schwein scheinet unter allen vierfüßigen Thieren das ungeschikteste zu seyn; die Unvollkommenheiten seiner Gestalt scheinen einen Einfluß in sein Naturell zu haben, denn alle seine Handlungen sind plump und alle seine Begierden sind unflätig; alle seine Regungen bestehen in einer wüthenden Brunst, und einer übermäßigen Gefräßigkeit, welche dasselbe alles, was ihm vorkommt, und auch sogar seine eigenen Jungen, zu fressen antreibt. Seine Gefräßigkeit kommt von der beständigen Nothwendigkeit her, den weiten Umfang seines Magens anzufüllen: sein grober Appetit hingegen von seinen stumpfen Empfindungen des Gefühls und des Geschmaks. Seine grobe Borsten, seine harte Haut und sein dicker Spek machen, daß diese Thiere die Schläge nicht sonderlich fühlen: man hat gesehen, daß Mäuse auf ihren Rücken genistet und ihre Haut und ihren Spek angefressen haben, ohne daß sie zu fühlen schienen. Ihr Gefühl ist also sehr stumpf, und der Geschmak eben so grob, als das Gefühl: die übrigen Sinne sind gut: die Jäger wissen es wohl, daß die wilden Schweine von weitem sehr gut sehen, hören und wittern, daher sind sie auch genöthigt, um sie zu überschleichen, sich des Nachts in aller möglichen Stille, und gegen den Wind anzustellen; sonst bekommen sie schon von weitem so starke Witterung von ihnen, daß sie augenbliklich ihren Weg zurüknehmen.

Diese Unvollkommenheit des Geschmaks und des Gefühls wird noch durch eine Krankheit vermehrt, da sie nämlich finnicht, oder fast gänzlich unempfindlich werden; und von der man den Ursprung vielleicht weniger in dem Gewebe des Fleisches oder der Haut dieses Thieres, als in seiner natürlichen Unreinlichkeit und in dem Verderbnisse suchen muß, welche aus den unreinen Sachen, womit es sich zuweilen überladet, nothwendig entspringen muß. Denn das wilde Schwein, welches dergleichen Unrath nicht findet, und gemeiniglich von Körnern, Früchten, Eicheln und Wurzeln lebt, ist dieser Krankheit eben so wenig unterworfen, als das Ferkel so lange es noch sauget. Man kan ihr auch bey dem zahmen Schweine nicht anders zuvorkommen, als wenn man es in einen reinen Stall stellet, und ihm viel und gesund Futter gibt. Wenn man es vierzehn Tage oder drey Wochen, in einen gepflasterten Stall, den man allezeit reinlich halten, aber nichts einstreuen muß, stellet, es mit nichts, als reinem trockenen Weizen, futtert, und ihm wenig zu saufen gibt, so wird ihr Fleisch ungemein wohlschmäkend, und der Spek fest und derb. Man muß darzu ein junges, jähriges Schwein, das wohl bey Leibe, und schon halb gemästet ist, wählen.

Der Spek des Schweins verdienet als ein besonderer Umstand angemerket zu werden. Denn es ist nicht nur in Ansehung seiner Dichtigkeit und Eigenschaft, sondern auch in Ansehung seiner Lage in dem Leibe dieses Thieres, von dem Fette beynahe aller vierfüßigen Thiere unterschieden. Das Fett von Menschen und andern Thieren, die keinen Talg haben, ist mit dem Fleische ziemlich gleich vermischt, und der Widder, der Bok, der Hirsch u. s. w. haben ihren Talg nur an den Enden des Fleisches; der Schweinspek aber ist nicht mit dem Fleische vermischet, und stehet auch nicht bloß auf den Enden des Fleisches, sondern es umgiebt allenthalben, und

stel-

stellet eine völlige, besondere, dicke und ununterbrochene Lage zwischen der Haut und dem Fleische vor. Das Schwein hat dieses mit dem Wallfische und andern wallfischartigen Thieren gemein, deren Fett in einer Art von Spek bestehet, der beynahe eben so dicht, aber ölichter, als der Schweine Spek ist.

Die gemeine Art die Schweine zu mästen ist, daß man ihnen viel Gerste, Eicheln, Kraut, gekochte Kuchen-Früchte, und viel Wasser mit Kleyen vermengt, giebt: in zween Monathen sind sie fett, und haben viel Spek, der aber weder weiß, noch recht fest ist; das Fleisch es mag so gut seyn als es will, schmekt auch allzeit etwas eckel. Wo man Buchmast hat, kann man sie mit noch wenigern Unkosten mästen: sie werden nämlich im Herbste, wenn die Eicheln abfallen, und die Kastanien und Buchekern sich aus ihren Hülsen loßmachen, in die Wälder getrieben; sie fressen alle Arten von wilden Früchten gleich gerne, und werden in kurzer Zeit fett, vornämlich wenn man ihnen alle Abende, wenn sie heimkommen, laulicht Wasser mit etwas Kleyen und Trespenmehle vermischt, zu saufen giebt. Dieses Getränk befördert bey ihnen den Schlaf, und macht sie so fett, daß man deren gesehen hat die nicht mehr gehen, und sich fast gar nicht bewegen konnten. Sie werden auch im Herbste, wenn die Kälte anfängt, geschwinder fett, theils wegen dem Ueberfluß an Mastung, theils weil die Ausdünstung alsdenn nicht so stark ist, als im Sommer.

Man wartet bey den Schweinen nicht, wie bey dem andern Vieh, bis sie alt sind, ehe man sie mästet; je älter sie werden, desto schwehrer werden sie fett, und desto schlechter ist ihr Fleisch. Sie müssen, ehe man sie mästet, geschnitten werden, und dieses geschiehet gemeiniglich wenn sie ein halb Jahr alt sind, im Herbste oder Frühlinge, niemals aber bey grosser Hitze oder grossem Frost, weil durch beides die Wunde gleich gefährlich werden, und schwehrer heilen würde; denn gemeiniglich wird diese Operation durch den Schnitt verrichtet, ob man sie gleich auch zuweilen, wie bey den Hämmeln, mit einem blossen Bande macht. Wenn sie im Frühjahre verschnitten worden sind, so stellet man sie im nächsten Herbste auf die Mast, und selten läßt man sie zwey Jahre leben; inzwischen wachsen sie doch noch stark im zweyten Jahr und würden auch wohl im fünften u. f. noch fortwachsen. Diejenigen, welche sich von den andern durch ihre Grösse und Dicke des Leibs ausnehmen, sind nichts als altgewordene Schweine, die man einigemahl auf die Eichelmast gestellet hat. Es scheint nicht, als ob sich ihr Wachsthum nur bis ins vierte oder fünfte Jahr erstrecke: die Eber, oder Schweine männlichen Geschlechts, die man zur Zucht behält, wachsen noch bis ins fünfte oder sechste Jahr; und je älter ein wild Schwein wird, desto grösser, stärker und schwehrer wird es.

Das Schwein verliehret seine Vorderzähne niemahls, wie die andern Thiere und sogar der Mensch; die Milchzähne wachsen ihm vielmehr so lang es lebet. Es hat an dem untern Kinnbacken sechs scharfe Schneidezähne. An dem obern Kinnbacken hat es ebenfalls sechs zu jenen gehörige Zähne, die aber durch einen Naturfehler, der seinesgleichen nicht hat, ganz anders, als die an dem untern Kinnbacken befindliche Zähne, gebildet sind. An statt, daß es scharfe Schneidezähne seyn sollten, so sind sie lang, cylindrisch, und an den Enden stumpf, so, daß sie mit denen an dem untern Kinnbacken, beynahe einen rechten Winkel machen, und mit ihren Spitzen sehr schief auf einander treffen.

Auffer dem Schweine giebt es nur noch zwey oder drey andere Geschlechter, welche fauge, oder sehr lange Hacken haben: sie unterscheiden sich darinn von andern Zähnen, daß sie auswärts gehen, und so lange, als das Thier lebt, wachsen. Bey dem Elephanten und der Meerkuh sind sie cylindrisch, und etliche Schuh lang, bey dem wilden Schweine hingegen, und bey dem zahmen Eber sind sie zirkelförmig gebogen, flach und scharf, und Büffon hat einige gesehen, die neun bis zehn Zoll lang gewesen sind; sie stecken sehr tief in den Kinnbacken und haben, wie die Elephantenzähne an dem obern Ende eine Hölung. Der Elephant und die Meerkuh haben nur an dem obern Kinnbacken Gewehr, und an dem untern haben sie nicht einmahl die Hundszähne, da hingegen der zahme Eber und das wilde Schwein an beiden Gewehr, haben, unter welchen die am untern Kinnbacken dem Thiere am nüzlichsten sind; zugleich aber sind sie auch die gefährlichsten, weil das wilde Schwein mit den Gewehren an den untern Kinnbacken schläget.

Die Mutterſaue, die Bache, und das geſchnittene Schwein haben gleichfalls dieſe vier Haken an dem untern Kinnbaken; ſie wachſen aber lange nicht ſo ſtark, als bey dem männlichen Geſchlechte; und ragen beynahe gar nicht hervor. Auſſer dieſen ſechszehn Zähnen, darunter zwölf Schneidezähne und vier Haken ſind, haben ſie noch acht und zwanzig Baken-Zähne, und alſo in allem vier und vierzig. Das wilde Schwein hat länger Gewehr, einen ſtärkern Rüſſel, und einen längern Kopf, als das zahme gemeine Schwein, ſeine Läufe ſind auch ſtärker, die Klauen ſtehen weiter von einander, und die Borſten ſind allezeit ſchwarz, ausgenommen da, wo man zahme Schweine in den Wäldern hat laufen laſſen, um eine Mittelgattung von zahmen und wilden darinn zu ziehen, welches in einigen Gegenden Deutſchlandes geſchehen iſt. Dieſe ſind gemeiniglich ſchäkigt und ihr Fleiſch iſt etwas zärter.

Die Lebens-Dauer eines wilden Schweines kann ſich bis auf fünf und zwanzig oder dreiſſig Jahre erſtreken. Ariſtoteles ſagt von dem Schwein überhaupt, es könne zwanzig Jahre leben, und ſezet hinzu, daß das Männchen bis ins fünfzehnte Jahr zeuge und das Weibchen eben ſo lange gebähre. So bald ſie neun Monate oder ein Jahr alt ſind, können ſie zukommen; man thut aber beſſer, wenn man mit ihnen achtzehn Monate oder zwey Jahre wartet. Der erſte Wurf von der Mutterſaue iſt nicht zahlreich und die Färkel ſelbſt ſind ſchwach und unvollkommen, wenn ſie nicht ein Jahr alt iſt. Sie iſt ſo zu ſagen zu aller Zeit hizig; und ſucht den Eber, wenn ſie ſchon trächtig iſt, da unter den meiſten Thieren das Weibchen, wenn es empfangen hat, das Männchen nicht mehr zuläßt.

Dieſe faſt immerwährende Hize der Mutterſau zeiget ſich theils dadurch, daß ſie noch immer brauſet oder brönt, theils durch ihre ungezähmten Bewegungen, welche ſich endlich damit endigen, daß ſie ſich im Koth wälzet; ſie vergießt zu der Zeit eine zimliche Menge weiſſer und zimlich dicker Feuchtigkeit. Sie trägt vier Monate, und färkelt im fünften; bald hernach ſucht ſie den Eber wieder, kommt zum andernmale zu, und färkelt folglich des Jahrs zweymal. Die Bache, welche ſonſt der zahmen Saue in allen Stüken gleichet, trägt des Jahrs nur einmal; vermuthlich wegen Mangel des Futters und der Nothwendigkeit, darinnen ſie ſich befindet, alle Friſchlinge, die ſie geworfen hat, lange Zeit ſaugen zu laſſen; da man im Gegentheil der zahmen Saue alle ihre Ferkel nur vierzehn Tage, bis drey Wochen, ſaugen läßt, und ſie hernach, bis auf acht oder neune, die man ihr läßt, verkauft. Wenn die Sugferkel vierzehn Tage alt ſind, ſo kann man ſie eſſen: und da man nicht viel Mutterſäue braucht, und die geſchnittenen Eber das meiſte einbringen, ſo behält man nicht viel Sugſchweine weiblichen Geſchlechts, und läßt der Mutter nicht über zwey, nebſt ſieben bis acht Eberfärkeln.

Man ſagt gemeiniglich die Zahl der Warzen richte ſich bey jedem Geſchlechte nach der Zahl der Jungen, die das Thier gebähren und ſäugen ſoll; allein daß dieſes falſch ſeye, wird man leicht einſehen, da das Männchen, welche ſie zu dieſer Verrichtung gar nicht braucht, gemeiniglich eben ſo viel hat, und da eine Mutterſaue, welche oftmals achtzehn, bisweilen auch zwanzig Ferkel wirft, nicht mehr als zwölf, zuweilen auch noch weniger Warzen hat.

Der Eber, den man wählet die Gattung fortzupflanzen, muß einen kurzen, unterſezten, mehr dicken als langen Leib, einen diken Kopf, einen kurzen und ſtumpfen Rüſſel, groſſe und hangende Ohren, kleine und feürige Augen, einen langen und dicken Hals, einen ſchmächtigen Bauch, breite Keulen, kurze und dicke Schenkel, und dike ſchwarze Borſten haben; weil die weiſſen Schweine niemals ſo ſtark ſind, als die ſchwarzen. Eine Mutterſau muß einen langen Leib, einen breiten diken Bauch, und lange Zizen haben; ſie muß auch nicht unbändig und von einer fruchtbaren Raſſe ſeyn. So bald ſie trächtig iſt, muß man ſie von dem Eber, welcher ſie ſonſt beſchädigen könnte, wegnehmen, und wenn ſie gefärkelt hat, muß man ſie reichlich futtern, und wohl auf ſie Acht haben, damit ſie nicht einige von ihren Jungen freſſe; und noch ſorgfältiger muß man den Eber von denſelbigen entfernen, der ihrer noch weniger ſchonen würde. Man läßt ſie zu Anfange des Frühlings belegen, damit ſie im Sommer wirft, und die Jungen Zeit haben vor dem Winter groß, ſtark und fett zu werden; wenn ſie aber zweymal färkeln ſoll, giebt man ihr den Eber im November, damit ſie im März werfe und im Anfang des Mayen wieder

kön-

könne belegt werden. Es gibt auch Mutterſäue, die ordentlich alle fünf Monathe werfen. Die Bache, welche des Jahrs nur einmahl wirft, läßt den Eber im Jenner oder Hornung zu und wirft im Brachmonath; ſie ſäuget ihre Jungen drey bis vier Monate, ſie führt ſie, ſie begleitet und verhindert, daß ſie ſich nicht trennen, bis ſie zwey bis drey Jahre alt ſind, und nicht ſelten ſiehet man eine Bache mit ihren Friſchlingen von dem neuern und voriährigen Wurfe gehen. Die zahme Säue läßt man ihre Jungen nicht über zween Monathe ſäugen; man treibt ſie ſogar, wenn ſie drey Wochen alt ſind mit der Mutter auf das Feld; damit ſie ſich nach und nach angewöhnen, ihr Futter ſelbſt zu ſuchen; fünf Wochen darnach ſezt man ſie ab, und giebt Abends und Morgens Molken mit Kleyen vermengt, oder nur lau Waſſer mit gekochten Hülſenfrüchten.

Dieſe Thiere gehen ſtark nach den Würmern in der Erde, und nach gewiſſen Wurzeln, dergleichen die wilden Möhren ſind; dieſen Würmern und Wurzeln zu gefallen wühlen ſie die Erde mit ihrem Rüſſel um. Das wilde Schwein, deſſen Kopf länger und ſtärker, als der Kopf des zahmen iſt, bricht tiefer, und auch faſt allezeit in gerader Linie, und in einer Furche fort; da hingegen das zahme hin und wieder, und nicht ſo tief wühlet. Weil es vielen Schaden anrichtet, ſo muß man es von Fruchtfeldern entfernen, und nur in Hölzer und auf Brachfelder treiben.

Die wilden Schweine, die noch nicht drey Jahre alt ſind, nennet man in der Weidmannsſprache Rudelſchweine (Betes de compagnie.) Weil ſie ſich vor dieſer Zeit nicht von einander trennen und alle ihrer gemeinſchaftlichen Mutter nachfolgen, bis ſie ſelbſt ſtark genug ſind den Wolf nicht mehr zu fürchten. Dieſe Thiere machen alſo von ſelbſt eine Art von Heerde, und davon hängt auch ihre Sicherheit ab. Wenn ſie angefallen werden, widerſtehen ſie durch die Menge, ſie ſtehen einander bey und vertheidigen einander; die gröſten bieten die Stirne, indem ſie ſich in einem Kreiſe, eines hart an das andere ſtellen, und die kleinſten in die Mitte nehmen. Die zahmen Schweine vertheidigen ſich auf eben die Weiſe, und man bedarf keiner Hunde ſie zu beſchützen; aber weil ſie ungelehrig und halsſtarrig ſind, ſo kan auch ein ſtarker und geſchwinder Mann nicht wohl mehr als fünfzig Stücke hüten. Im Herbſt und Winter treibt man ſie in die Wälder, wo es viel Maſtung giebt; im Sommer führet man ſie an feuchte und ſumpfichte Oerter, wo ſie Würmer und Wurzeln in Menge finden, und im Frühjahre läſſet man ſie auf unbebauete Felder, oder Brachen gehen. Vom März bis auf den Weinmonat treibt man ſie des Tages zweymal aus, und läßt ſie von früh an, wenn der Thau vergangen iſt, bis um zehn Uhr, und von zwey Uhr Nachmittags, bis an den Abend weiden. Im Winter treibt man ſie nur bey ſchönem Wetter des Tags einmahl aus: der Thau, Schnee und Regen ſind ihnen zuwider. Wenn ein Gewitter oder nur ein ſtarker Regen kommt, ſo laufen ſie gemeiniglich eines nach dem andern von der Heerde weg, und fliehen rennend und mit immerwährendem Geſchrey bis vor ihre Stallthüre: die jüngſten ſchreyen am meiſten und ſtärkſten. Dieſes Geſchrey iſt von ihrem gewöhnlichen Grunzen unterſchieden; ſie ſchreyen als wenn ſie Schmerzen empfänden, und eben ſo, als wenn man ſie binden und abſtechen will. Der Eber ſchreyet nicht ſo ſtark, als das Mutterſchwein. Das wilde Schwein höret man ſelten ſchreyen, es wäre dann, wenn es kämpft und von einem andern verwundet wird: die Bache ſchreyet öfter: und wenn ſie unverſehens überfallen und erſchröcket werden, ſo ſchnauben ſie ſo heftig, daß man ſie ſehr weit hören kan.

Ob ſchon dieſe Thiere ſehr gefräßig ſind, ſo fallen ſie doch andere Thiere nicht an und freſſen ſie, wie die Wölfe; inzwiſchen freſſen ſie doch manchmal Luder. Man hat wilde Schweine Pferdefleiſch freſſen ſehen, und in ihrem Magen Rehehaut und Vogelklauen gefunden; aber ſie haben dieſes vielleicht mehr aus Noth als aus einem natürlichen Trieb gethan. Doch kan man nicht läugnen, daß ſie begierig auf Blut und blutichtes friſches Fleiſch ſind, da die zahmen Schweine ihre Jungen, und ſogar Kinder in der Wiege, freſſen. So bald als ſie etwas ſaftiges, feuchtes, fettes oder ſchmierichtes finden, ſo lecken ſie daran, und verſchlingen es in kurzer Zeit gar, und ſollte es auch nur eine ein wenig fette und friſch aufgegrabene Leim-Erde ſeyn. Ihre Gefräßigkeit iſt eben ſo unmäßig, als ihr ganzes Naturell ungeſchikt iſt; ſie haben nicht die geringſte recht deutliche Empfindung. Die Jungen kennen kaum ihre Mutter, und ſaugen wenigſtens

stens an jeder Sau, die ihnen stille hält. Die Furcht und die Nothwendigkeit scheinen den wilden Schweinen ein wenig mehr Empfindung und natürliche Regung zu geben; es scheinet, daß sich die Jungen getreulich zu ihrer Mutter halten, welche sich auch aufmerksamer als die zahme Sau um sie zu bekümmern scheint. In der Brunstzeit suchet der Hauer die Bache, folget ihr nach und bleibet gemeiniglich dreyßig Tage mit ihr in dem dikſten, einsamſten und entlegenſten Holze. Alsdenn ist er wilder als jemahls, und wird sogar wüthend, wenn ein anderer seine Stelle einnehmen will; sie kämpfen miteinander, verwunden sich, und tödten zuweilen gar einander. Die Bache wird nicht zornig, als wenn man ihre Jungen anfällt; und man wird überhaupt fast bey allen wilden Thieren finden, daß das Männchen zu der Zeit, wenn es sich begatten will, und das Weibchen, wenn es gebohren hat, am wildeſten wird.

Man hetzet entweder das wilde Schwein mit Hunden, oder schießt es des Nachts bey Mondenscheine auf dem Anstande. Weil es nicht geschwinde läuft, eine starke Witterung hinter sich läßt, sich gegen die Hunde wehret, und sie alleseit gefährlich schlägt, so muß man es nicht mit guten Parforcehunden, die man zur Hirsch- oder Rehjagd brauchen will, hetzen; diese Jagd würde ihnen die Naſe verderben und sie zum langsam Gehen gewöhnen: Bauerhunde, die ein wenig abgerichtet sind, sind gut genug zur Schweinsjagd. Man muß nur die Hauptschweine, die man leichtlich an den Fährten kennt, jagen: ein dreyjähriges, angehendes Schwein ist schwehr zu hetzen, weil es, ohne sich aufzuhalten, weit läuft; da hingegen ein hauend Schwein nicht weit läuft, sich in der Nähe jagen läßt, die Hunde nicht sehr fürchtet und sich oft aufhält, ihnen die Stirne zu bieten. Den Tag über liegt es gemeiniglich in seinem Bruche, in dem dickſten und entlegenſten Holtze, des Abends aber, wenn es Nacht wird, gehet es heraus und sucht seine Nahrung: wenn im Sommer das Getraide reif ist, kann man es in dem Korne und Haber, wo es sich alle Nächte aufhält, sehr leicht überschleichen. So bald es tod ist, tragen die Jäger Sorge, ihm die Geilen oder Hoden aufzulösen, deren Geruch so stark ist, daß, wenn nur fünf oder sechs Stunden vergehen, ehe man sie abnimmt, das ganze Wildpret davon angeſtecket wird.

So häufig man dieſes Geschlecht überall in Europa, Asien und Afrika findet, so hat man es doch in dem festen Lande der neuen Welt nirgends angetroffen. Die Spanier haben es dahin gebracht, und sowohl in dem festen Lande, als in den meisten groſſen Amerikaniſchen Inſeln, Schweine ausgesezt. Sie haben sich vermehret, und sind an vielen Orten wild geworden; sie haben einen kürzern Leib, einen stärkern Kopf, und eine dickere Haut, als die zahmen Schweine, welche unter den heiſſen Himmelsſtrichen, alle, wie die wilden Schweine schwarz sind.

Die Mahometaner dürfen dieſes Thier weder anrühren, noch davon eſſen; hingegen finden die Chineſer einen beſondern Geschmak an seinem Fleiſche, welches ihre gewöhnlichſte Kost ist. Man sagt, dieſes habe sie verhindert, die Religion Mahomets anzunehmen. Die chineſiſchen Schweine, welche mit den siamiſchen und indianiſchen einerley sind, unterscheiden sich, wie man bald aus der Daubentoniſchen Beſchreibung sehen wird, in etwas von den europäiſchen; sie sind kleiner und haben viel kürzere Füſſe, ihr Fleiſch ist weiſſer, und wohlſchmeckender. Die Negers halten auch sehr viel Schweine, und ungeachtet man ihrer bey den Mohren, und überhaupt in allen Mahomedaniſchen Ländern, sehr wenig antrift, so giebt es doch in Aſien und Afrika eben so viel wilde Schweine, als in Europa.

Dieſe Thiere sind also an keinen beſondern Himmelsſtrich gebunden; es scheinet bloß, daß das wilde Schwein, indem es zahm geworden, in den kalten Ländern ſtärker, als in den wärmern ausgeartet ſey. Die Ohren geben das allerdeutlichſte Merkmale der Ausartung ab; jemehr sich das Thier verändert, deſto biegſamer und weicher sind ſie, und deſto mehr hangen ſie herab; die Ohren eines zahmen Landſchweines sind bey weitem nicht so ſteif, ſondern viel länger und hängender, als die Ohren eines wilden Schweines, welches man als das Muſter des ganzen Geſchlechts anzuſehen hat.

Die Schweine, sagt Herr Daubenton, sind mit ſtarken, geraden und biegſamen Borſten beſezt, welche härter als die Haare und Wolle von andern Thieren sind; ihre Materie scheint knorplicht, und derjenigen, aus der die Hörner beſtehen, ähnlich zu ſeyn; ſie theilen ſich an

an dem Ende in verschiedene Spitzen, deren bisweilen sieben bis acht und noch mehr sind, und auf sechs bis acht Linien in der Länge haben. Die stärksten und längsten Borsten machen eine Art einer Mähne, welche von der Spitze des Kopfes längst über den Hals, Wiederriß und Körper bis auf das Kreuz, geht. Die wilden Schweine haben zwischen den Borsten, noch ein kürzer, sehr biegsames, und nach Verschiedenheit der Theile, oder des Alters des Thieres, gelblichtes, aschgraues oder schwärzlichtes Haar, welches sehr weich und beynahe so graus als Wolle ist; die Siamischen und hiesigen zahmen Schweine haben dergleichen gar nicht. Die Borsten sind theils von ganz weisser, theils von schmutzig weisser, gelblichter, fahler, brauner und schwarzer Farbe.

Der Frischling oder das junge wilde Schwein, hat gewisse Farben, die es nachmals verliert; man nennt sie den bunten Rok (Livrée); er findet sich schon an dem ungebohrnen Schweine, so bald es nur Borsten zu bekommen anfängt. Dieser bunte Rok bestehet aus längst über den Körper von dem Kopfe an bis an den Schwanz laufenden Streifen, welche wechselsweise lichte, fahl, und wiederum braun und fahl vermischt sind. Der über den Wiederriß gehende und längst über den Rücken laufende Streif ist schwärzlicht: der übrige Theil des Thieres ist von einer aus weiß, fahl und braun vermischten Farbe.

Wenn die wilden Schweine ihre bunten Röcke verlohren haben, so ist die Farbe ihres Kopfes gemeiniglich von grau, braunroth und schwarz vermischt: die längsten Borsten befinden sich am Halse, wo sie ungefähr vier Zoll lang sind. Der gröste Theil einer jeden Borste ist schwarz, über den Schwarzen ist sie grau, und ganz oben bis an ihr Ende braunroth; wenn die Borsten hart an einander stehen, so scheint es, als wenn diese Farben vermischt wären. Der Körper ist fahl, und hat, weil jede Borste zum theil braunroth, zum theil aber schwarz ist, bräunlichte oder schwärzlichte Flecken. Der Schwanz, oder die sogenannte Blume, ist fahl, die Spitze ausgenommen, welche schwarz ist; der Untertheil der Läufte ist von eben dieser Farbe.

Ein Siamisches Schwein, dessen Länge von dem Gebrechе an bis an den Anfang des Schwanzes, in gerader Linie gemessen, drey Schuh, acht und einen halben Zoll betrug, hatte längst an dem Halse und Rücken sechs Zoll lange Borsten; die Länge der Borsten auf der Scheitel des Kopfes, und an den Keulen waren nur zwey bis drey Zoll lang, und die andern hatten nur einen bis zween Zoll. Die Lefzen, die Seiten des Kopfes, der untere Theil des Halses, die Brust, der Bauch, die innere Seite der Schenkel u. s. f. waren dünne mit Borsten besezt, und an einigen Orten ganz nakend. Alle Borsten hatten eine schwarze Farbe; zwischen den Augen aber befanden sich weisse und gelblichte, wie bey den meisten zahmen Schweinen, auf den Lefzen, am äussersten Ende des Schwanzes, und auf den Füssen. Man hatte Ursache zu glauben, daß diese gelblichte Farbe von der Vermischung mit einem Hausschweine, wovon dieses Thier gefallen war, herrührte. Denn ein anderes, das Herr Daubenton zergliederte, hatte weder gelbes noch weisses an sich. Das Siamische Schwein hat keinen bunten Rock, und wird in seiner schwarzen Farbe, die allezeit einerley bleibt, geworfen. Die Farbe der Hausschweine sind zu bekannt, als daß wir sie hier beschreiben sollten.

Derjenige Theil des Mauls des Schweins, den man gemeiniglich den Rüssel (Boutoir) nennet, bestehet aus einem platten und runden Knorpel, der in der Mitte einen kleinen Knochen enthält. Durch diesen Knorpel gehen die beyden Nasenlöcher; er stehet vor dem Ende des obern Kinnbackens, und raget auf den Seiten vornehmlich aber oben über der Haut, welche das Ende dieses Kinnbackens bedecket, heraus. Das Ende des untern Kinnbackens befindet sich unter dem Ende des obern Kinnbackens, hinter dem untern Theile des Rüssels.

Das Schwein hat einen langen Kopf, das Ende des Mauls ist nach dem Verhältniß der Dicke des Kopfes dünne, und der Hintertheil der Hirnschale ist sehr erhaben; die Augen sind klein, die Ohren groß und breit, der Hals dicke und kurz, der Körper dicke, das Kreuz ist schmal und spitzig, der Schwanz dünne und mittelmäßiger Länge, und die Füsse, vornehmlich die vordern, kurz und gerade.

Das wilde Schwein hat einen längern Kopf, der untere Theil des Stirnblattes ist gebogener, und das Gewehr

gröſſer und ſchneidender, als bey den andern Schweinen; der Schwanz iſt kurz und gerade. Das Siamiſche Schwein hat einen längern Kopf, das Maul iſt dicker, die Augen nicht ſo groß, der Hals und die Vorderſchenkel kürzer, die Füſſe dicker und der Schwanz länger, als bey dem zahmen Schweine, er iſt auch nicht gekrümmt; die Stirne iſt erhaben, und der Rücken wie bey dem wilden Schweine etwas niedrig und hohl. Bey dem zahmen Schweine ſind die Ohren vorwärts gerichtet, und ſtehen nicht, wie bey dem Siamiſchen und wilden Schweine, in die Höhe. Das gemeine zahme Schwein hat einen längern Körper, als das wilde und das Siamiſche. Unter den zahmen haben diejenigen, welche nicht geſchnitten ſind, und die man Eber nennet, einen längern Kopf, und die Stirn iſt unten nicht ſo eingebogen, als bey den Geſchnittenen.

Der groſſe Kopf, das lange und dicke Maul des Schweines ſcheinen ein inneres Unvermögen bey ihm anzuzeigen, welches die Richtung der Ohren bey dem zahmen Schweine, das dieſelben vorwärts ſinken läßt, noch ſcheinbarer, als bey dem Siamiſchen und wilden, die ſie gerade tragen, macht. Die Augen ſind ſo klein, und das Geſicht hat ſo wenig Züge, daß ſich aus der Phyſiognomie gar nichts erkennen laſſen würde, wenn nicht an der Seite des Mauls lange Gewehre herausgiengen; dieſe drücken die Oberlefze, indem ſie ſich aufwärts krümmen, in die Höhe, und ſcheinen ein Anzeigen der Wildheit des Schweines zu ſeyn, weil ſie die fürchterlichſten Wafen ſind, die daſſelbe in ſeiner Wuth gebrauchen kann. Der Körper iſt ſo unförmlich, als das Schwein überhaupt dumm zu ſeyn ſcheinet; der Hals iſt ſo dick und ſo kurz, daß der Kopf faſt auf den Schulterblättern liegt: es trägt ihn allezeit ſehr tief, und ſo, daß er nicht von der Bruſt in die Höhe geht. Die Vorderſchenkel ſind ſo niedrig, daß es ſcheint, als wenn ſich das Schwein gezwungen ſähe, den Kopf niedrig zu tragen, um ſich auf ſeine Füſſe zu ſtützen, und als wenn ſein ganzer Körper vorwärts fallen wollte. Dieſes Thier zeiget auch nicht die geringſte Leichtigkeit in ſeinen Bewegungen; es hat keine Biegſamkeit in ſeinen Schenkeln, es biegt ſie kaum, wenn es dieſelben fortſetzen will, und es läuft niemals geſchwind, ohne daß nicht etwas gezwungenes in ſeinem Gange wäre. Das Schwein hat in ſeiner gröſten Wuth allezeit eine traurige Mähne, und eine gezwungene Stellung; es ſchlägt und zerfleiſcht mit ſeinem Gewehre; aber allezeit ohne Geſchicke, ohne den Kopf in die Höhe zu heben, und ſich, wie die meiſten andern Thiere, hinterbiegen zu können. Inzwiſchen iſt es doch ein Geſchenk der Natur, das man mit Dank annehmen muß. Sein Fleiſch, ſein Spek, ſein Blut, die Gedärme, das Eingeweide, die Füſſe und die Zunge ſind als Speiſen bekannt genug. Sein Dünger, weil er kälter, als von andern Thieren iſt, taugt nur auf trockene und hitzige Felder. Das Fett, die Eingeweide und das Netz giebt den Schmeer oder Schmalz, woraus man Wagenſchmiere bereitet. Die Haut braucht man zu Sieben, und die Borſten zu Kehrbeſen, Bürſten und Pinſeln.

Der Pecari oder Tajacu.

TAB. XLVI.

Es gibt wenig Thiere, die ſo viele Namen erhalten haben, als dieſes, deſſen Naturgeſchichte wir jezo vor uns haben. Die Wilden in Braſilien nannten es nach einigen Reiſebeſchreibern Tajaſſu, oder Tajacu; nach andern Coaigoara und Tajuſſu. Die Mexikaner hieſſen es Quaubtla coymatl, oder Quapizotl oder Coyametl. Pelas heißt es in der allerheiligen Bay; und Javari oder Paquiere auf der Inſel Tabago; Paquira im Amazonenlande, und Saino oder Zaino, Coſcui oder Chuchie in verſchiedenen Gegenden von Amerika. Und oft kommt es unter dem Namen Aper Mexicanus, Sus umbili-

Paco.

Aries Guineenſis.

Pecari.

Porcus Guineenſis.

umbilicum in dorso habens; aper moschiferus u. s. f. vor. Seine Gattung ist eine der zahlreichsten und merkwürdigsten unter den Thieren der neuen Welt. Dieses Thier, dem die Franzosen, welche sich im südlichen Theil von Amerika niedergelassen haben, den Namen Pecari gegeben, gleichet bey dem ersten Anblik unserem wilden, oder vielmehr dem siamischen Schweine, und daher hat es auch den Namen des wilden amerikanischen oder blos des amerikanischen Schweins bekommen. Es ist unterdessen von einer besonderen Gattung, die sich mit unsern wilden oder zahmen Schweinen nicht vermischen kan. Herr Büffon hat länger als zwey Jahre einen Pecari mit Säuen in einem Stalle gehabt, ohne daß etwas erzielet worden wäre. Er ist ausserdem durch verschiedene wesentliche Merkmale, sowohl von aussen, als von innen, von dem Schweine unterschieden. Er ist schmächtiger von Leibe und hat kürzere Beine; sein Magen und seine Gedärme sind anders gebildet; der Schwanz fehlt ihm gänzlich; seine Borsten sind weit steifer, als an dem wilden Schweine, und endlich hat er auf dem Rücken, in der Nachbarschaft des Kreutzes, eine zwo bis drey Linien breite Spalte, die über einen Zoll tief einwärts gehet, durch welche eine sehr übelriechende wasserblutige (uchoreuse) Feuchtigkeit in grosser Menge seigert. Er ist das einzige Thier von allen, so in dieser Gegend des Körpers eine Oefnung hat. Die Feuchtigkeit, die aus dieser Oefnung heraus bringt, wird durch grosse Drüsen zugeführt. Es athmet aber wie man leicht einsiehet, nicht durch diese Oefnung, wie die ältern Reisebeschreiber fast alle gesagt haben.

Der Pecari würde ein Hausthier, wie das wilde Schwein, werden können. Er hat beynahe eben dasselbe Naturell; er unterhält sich von eben denselben Nahrungsmitteln; sein Fleisch, ob es gleich trockener und nicht so sehr mit Spek überwachsen ist, ist kein schlechtes Essen, und könnte durch das Verschneiden noch mehr Güte erhalten. Wenn man dieses Fleisch geniessen will, so muß man Sorge tragen, dem Männchen, nicht allein die Zeugungstheile, sondern auch alle Drüsen auszuschneiden, die bey dem Männchen und Weibchen an die Oefnung des Ruckens stossen, und dieses muß man sogleich thun, wenn man das Thier tödtet, weil in einer Stunde das Fleisch schon einen so starken Geruch annimmt, daß es nicht mehr eßbar ist.

Die Pecaris sind in allen heissen Gegenden des südlichen Amerika sehr häufig. Gemeiniglich gehen sie in Haufen, und sind bisweilen zu zwey- bis dreyhunderten beysamen. Sie folgen eben dem Instincte, den die Schweine haben, sich zu vertheidigen, und sogar die besonders anzufallen, die ihre Jungen rauben wollen; sie stehen einander bey, sie umringen ihre Feinde und verwunden oft die Hunde und Jäger. In dem Lande, wo sie zu Hause sind, halten sie sich viel mehr auf den Bergen, als in niedrigen Gegenden auf, sie suchen die Sümpfe und den Koth nicht, wie unsere wilden Schweine; sie bleiben in den Wäldern, wo sie von wilden Früchten, Wurzeln und Kornfutter leben. Sie fressen auch Schlangen, Kröten und Eidexen, die sie zuvor mit ihren Füssen tödten (écorchent): sie werfen viele Ferkel und vielleicht mehr, als einmal im Jahre; die jungen laufen bald ihrer Mutter nach, und verlassen sie nicht eher, als bis sie völlig groß sind. Man macht sie mit leichter Mühe zu Haußthieren, wenn man sie jung fängt. Sie verliehren ihre natürliche Wildheit, ohne jedoch ihre Plumpheit zu verliehren, denn sie kennen niemand, und halten sich nicht an die, die ihnen warten; sie thun nur allein keinen Schaden, und man kan sie ohne Ungelegenheit frey gehen lassen; sie entfernen sich nicht weit, kommen von selbst zu dem Koben zurük, und haben keinen Streit, als bey dem Trog oder der Freßmulde, wenn sie gemeinschaftlich fressen sollen. Sie grunzen, wenn sie böse sind, stärker, und mit einem rauheren Tone, als das gemeine Schwein, man höret sie aber selten schreyen. Sie schnauben auch, wie der wilde Eber, wenn man sie überraschet oder plözlich aufscheuchet. Ihr Athem riecht sehr, ihr Haar streubt sich, wenn sie ergrimmt sind, und ist so steif, daß es mehr den Stacheln des Igels, als den Borsten des wilden Schweins gleichet.

Die Art des Pecari hat sich nicht mit dem braunen Schweine, (cochon maron), wie man das europäische Schwein nennet, das nach Amerika übergeführt und daselbst wild geworden ist, vermischt; ob diese Thiere sich gleich in den Wäldern begegnen, und sogar miteinander gehen. Eben so verhält es sich mit dem guineischen Schweine, (Tab. XLVI.) das sich gleichfalls in Amerika vermehret hat, nachdem es aus Amerika dahin gebracht worden ist, welches sich nach Markgrafen hauptsächlich dadurch von dem unsern

sern unterscheidet, daß es keinen so dicken Kopf, lange und spitzig zugehende Ohren, die es auf den Rücken legt, einen langen und bis beynahe auf die Erde herabhängenden Schwanz ohne Haare hat, und nicht mit Borsten, sondern kurzen röthlichten und glänzenden Haaren bekleidet ist, die nur auf dem Rücken gegen den Schwanz zu, und um den Hals, länger sind.

Das europäische Schwein, das guineische Schwein und der Pecari sind drey Gattungen, die sehr nahe verwandt zu seyn scheinen, und gleichwohl von einander unterschieden und jede vor sich sind, indem sie alle drey in einer Gegend leben, ohne sich zu vermischen und in Abfälle überzugehen. Unser wild gewordener Eber ist der stärkste, stammhafteste, und fürchterlichste von den dreyen. Der Pecari, ob er gleich sehr wild ist, ist schwächer, schwehrfälliger und nicht so gut bewahret. Seine grossen Hauerzähne, die man das Gewehr neunet, sind weit kürzer, als bey dem Keiler; er scheuet die Kälte, und würde in unserer gemäßigten Gegend nicht ohne Obdach aushalten können, so wie unser wildes Schwein selbst in den gar zu kalten Erdstrichen nicht aushalten kan, weder der eine noch der andere hat durch die nördliche Länder von dem einen vesten Lande in das andere übergehen können, und man muß also den Pecari nicht für ein europäisches Schwein, das unter dem amerikanischen Himmelsstriche abschlächtig geworden wäre, sondern als ein den südlichen Ländern dieses vesten Landes eigenes und besonderes Thier ansehen.

Ray und diejenigen, die mit ihm die Feuchtigkeit, die aus der Oefnung, die der Pecari auf dem Rücken hat, ausfliesset, für eine Art von Bisam angeben, dessen angenehmer Geruch sich auf eine ziemliche Entfernung spüren lassen, haben etwas voraus gesezt, davon Büffon das Gegentheil gefunden hat. Der Geruch dieser Feuchtigkeit war bey dem Ausfluß so widerlich, daß man sich des äussersten Eckels nicht erwehren konnte, und war blos ein Anschein da, daß sie etwas von ihrem Gestank verliehre, wenn sie an der Luft trocken werde. Niemals aber nimmt er, nach seinem Urtheil den lieblichen Geruch des Bisams oder Zibets an, und die Naturforscher hätten sie besser mit dem Bibergeile verglichen.

Einen ähnlichen Irrthum hat Tyson in den Philosophical Transactions Num. 153. begangen, da er versichert, dieses Thier habe drey Mägen, und Ray, der sie einen Kropf und zween Mägen nennet. Herr Daubenton hat gefunden, daß es nur einen Magen hat, der aber durch zwo Verengerungen abgetheilt ist, die dem Ansehen nach drey Mägen hervorbringen, und daß nur einer von diesen dreyen Beuteln eine Oefnung zum Auswurfe oder einen Pförtner hat, folglich die beyden andern Beutel nur als Anhängsel oder vielmehr Stücke von eben demselben Magen, und nicht als verschiedene Mägen betrachtet werden müssen.

Die Abweichungen des guineischen Schweines, welches sich auch in Asien und besonders auf Java findet, von da es durch die Holländer auf das Vorgebürge der guten Hofnung übergebracht worden zu seyn scheinet, haben wir bereits aus Markgrafen angeführet, und wir müssen jetzo nur noch etwas von denen, die das wilde Schwein auf dem grünen Vorgebürge machet, anführen.

Das wilde Schwein
vom Vorgebürge der guten Hofnung.

Dieses Schwein oder wilde Schwein scheinet wegen der Anzahl der Zähne und der ausserordentlichen Grösse der zwey Gewehre des obern Kinnbackens von einer andern Rasse und vielleicht gar von einer andern Gattung, als alle andere Schweine zu seyn, und sich ein wenig dem Babirusse zu nähern. Diese obern Gewehre gleichen mehr Hörnern von Elfenbein, als Zähnen, sie sind einen halben Schuh lang und haben an dem Grunde fünf Zoll im Umfang, sie

sind

sind hin und wieder gebogen beynahe wie die Hörner eines Stieres, über dieses unterscheidet es sich noch weit mehr von allen andern Schweinen, durch die lange Oefnung seiner Nasenlöcher, durch die grosse Breite und Gestalt der Kinnbacken, und durch die Anzahl und Bildung der Backenzähne; inzwischen hat Herr Büffon doch Gewehre eines Schweins aus den burgundischen Wäldern gesehen, die sich ein wenig dem Gewehre des Schweins vom Cap-verd näherten; welches doch schliessen läßt, daß es ein blosser Abfall und eine besondere Rasse in der Gattung des gewöhnlichen wilden Schweins seye.

Der Babiruſſe.

Der Babiruſſe ist ein Thier, welches alle Naturbeschreiber für eine Art von Schweine angesehen haben, ob es gleich weder den Kopf, noch die Taille, noch die Borsten, noch den Schwanz des Schweines hat. Es hat höhere Beine und keine so lange Schnautze; sein Haar ist kurz und weich, wie Wolle, und ein Zopf solcher Wolle macht das Ende seines Schwanzes aus. Sein Körper ist auch nicht so plump und dick, als der Körper des Schweins; sein Haar ist grau, und dabey röthlicht, wie auch etwas schwarz untermischt; seine Ohren sind kurz und zugespizt; allein das merkwürdigste Abzeichen, das den Babiruſſe von allen andern Thieren unterscheidet, bestehet in vier ungeheuer grossen Hauern oder Hundszähnen, von denen die beyden kürzesten, eben wie das Gebrechte der Eber, aus dem Unterkinnbacken hervorgehen; die beyden andern hingegen, die weit grösser sind, entstehen aus dem Oberkinnbacken, durchbohren die Backen, oder vielmehr die Oberlefzen, und erstrecken sich bogenweise bis unter die Augen. Die Hauerzähne sind ein sehr schönes Elfenbein, reiner und zärter, aber nicht so hart, als das Elfenbein vom Elephanten.

Die Lage und Richtung dieser beyden obern Hauerzähne, die die Schnautze durchbohren, anfänglich gerade in die Höhe gehen, und sich hernach zirkelförmig krümmen, haben einige und selbst geschikte Naturforscher, als Grew z. B. auf die Gedanken gebracht, daß man diese Hauer nicht für Zähne, sondern für Hörner ansehen müsse.

Diese ungeheuren und vierfachen Hauerzähne geben diesen Thieren ein fürchterliches Ansehen; doch sind sie vielleicht so gefährlich nicht, als unsere Keuler; sie gehen ebenfalls Heerdenweise, und geben einen starken Geruch von sich, wodurch den Hunden ihre Jagd leicht gemacht wird. Sie grunzen erschröklich, vertheidigen sich, und hauen mit ihren untern Waffen, denn die obern sind ihnen mehr schädlich als nüzlich. Ungeachtet sie tölpisch und grimmig sind, wie unsere wilden Schweine, so werden sie doch ohne viele Mühe zahm. Ihr Fleisch ist zwar ein sehr gutes Essen, aber es verdirbt in kurzer Zeit. Da sie auch ein feines Haar und eine dünne Haut haben, so halten sie gegen den Biß der Hunde nicht aus, die sie daher auch lieber als die wilden Schweine jagen. Sie hängen sich mit ihren Oberwaffen an Zweige, um ihren Kopf ruhen zu lassen, oder stehend zu schlafen, wenigstens sagt man es.

Auch gehet der Babiruſſe in Ansehung seines natürlichen Appetits von dem wilden Schweine ab; sein Futter sind Gras und Baumblätter, und er sucht nicht in die Gärten einzudringen, um Hülsenfrüchte zu fressen, da hingegen das wilde Schwein in eben diesem Lande von wilden Früchten und Wurzeln lebt, und öfters Gärten verwüstet. Diese Thiere vermischen sich auch niemals, wiewohl sie beyderseits in Heerden gehen; die wilden Schweine bleiben auf der einen, und die Babiruſſen auf der andern Seite; diese gehen flüchtiger, haben einen sehr feinen Geruch, und richten sich zum öftern an Bäumen in die Höhe, um die Hunde und Jäger von ferne zu wittern. Wenn sie lange Zeit ohne Aufhören verfolget werden, so rennen sie dem Meere zu, und stürzen sich hinein, schwimmen eben so gut, als Enten, und tauchen,

wie diese, unter, und entkommen dadurch oft den Jägern, indem sie überaus lange schwimmen, und zuweilen von Insel zu Insel übersetzen.

Dieses Thier findet sich nicht allein auf der Insel Bouro oder Boero, nicht weit von Amboina, sondern auch in vielen andern Gegenden des südlichen Asiens und Afrikas, als auf Celebes, in Estrila, in Senegal und auf Madagaskar: denn wie es scheinet, so sind die wilden Schweine auf dieser Insel, wovon *Flaccourt* sagt, daß die Männchen vornehmlich zwey Hörner neben der Nase haben, Babirussen.

Das Aethiopische Schwein.

TAB. XLVIII.

Herr Pallas hat in seiner Naturgeschichte merkwürdiger Thiere ein bisher noch unbeschriebenes Schwein unter dem Namen des Aethiopischen bekannt gemacht, davon wir den Leser in einem Auszuge unterrichten wollen.

Das erste Stück dieser seltenen Thierart wurde im Sommer 1765. nach Europa gebracht. Ein holländisches Kaufsarthey-Schiff brachte es für den Thiergarten des Erbstatthalters bey Vorburg mit, wo es der Herr Verfasser öfters sahe.

Herr Rath Ryk Tullbagh, Gouverneur vom Vorgebürge der guten Hofnung berichtete dabey, daß das Thier selbst in seinem Geburtsorte selten wäre, und daß es fast zweyhundert Stunden von dem Vorgebürge zwischen den Gränzen der Caffern und Namaken gefangen werde.

Dieses Thier gab, besonders bey heisser Witterung einen natürlichen Geruch weit von sich, der ungemein stark, und demjenigen ähnlich war, den man an den Händen empfindet, wenn man grünen Schweizerkäs angefühlet hat, und welcher von dem nicht sehr verschieden ist, welchen die taube rothe Nessel (Lamium purpureum) wenn sie gerieben wird, von sich giebt. Es ertrug die stärkste Kälte des Winters, theils unter freyem Himmel, theils in einem von Brettern gebauten Stalle, obgleich schlecht bekleidet, sehr munter. Es ist viel lebhafter, hurtiger und listiger als unser Schwein. Denn dieses lief, da es Herr Pallas sahe noch sehr schnell, ob es gleich durch seine Gefangenschaft von seiner vorigen Geschwindigkeit viel verlohren zu haben schien. Wenn es aus seinem Behälter gelassen wurde, so verjagte es die bengalischen Damhirsche aus ihrem Lager und trieb sie einen weiten Weg im Thiergarten herum. Wenn sich der Wärter der Thür näherte, so begehrte es mit einigem Grunzen heraus gelassen zu werden, und litte es nicht gerne, wenn die Thüre wieder verschlossen wurde. Wurde es geschlagen, so gab es einen Laut, wie ein Ferkel, und wenn man es reizte, so schrie es kläglich mit dem rauhen Tone eines Schweines, das man schlachtet, ausserdem gab es selten einen Laut. Wenn es herausgelassen wurde, so gab es durch Laufen und Springen Zeichen der Freude.

Es rieb sich öfters am Leibe, und ließ sich gerne kratzen, besonders am Halse, auf dem Kopfe und dem Rücken, und stund dabey stille. Oft war es tückisch, und vergalt dem Kratzenden seine Mühe mit einem Stoß.

Da es seine gröste Stärke am Kopfe und Halse hat, so ist es gefährlich von ihm gestossen zu werden. Wenn es in die Enge getrieben wird, so gehet es immer rükwärts, bietet dem Feind seinen grossen harten Kopf und schlägt mit demselben aufwärts und zur Seite, indem es denselben aufwärts springend umherwirft, wo es nöthig ist. Stokschläge scheute es viel weniger, als die Schläge leichter Ruthen. Wenn es lauft, so hebt es seinen Schwanz starr in die Höhe, der sonst, wann es ruht, herabhängt,

Oethiopisches Schwein. Tab: XLVIII.

Schweinsdachs. Taxus porcino

Aper. Wildschwein

unter demselben ist eine dicke lederartige Falte, welche zur freyen Bewegung des Schwanzes behülflich ist. Es kan sich auf die Vorderfüsse, welche etwas höher als die hintern sind, zimlich hoch aufrichten. Wenn es aber etwas aus der Erde graben oder aus einem niedern Fluß trinken will, so stüzt es sich auf die Vorderknie. Es fasset sein Futter mit der Schnautze, deren Oberfläche fast horizontal nach der Erde gerichtet ist, und mit der obern Lefze. Es hat glattes und hartes Zahnfleisch. Die Hauer sind fast blos zum Kämpfen bestimmt. Doch bedient es sich der untern scharfen Zähne auch, kleine Wurzeln zu zermalmen. Diese weichen von den obern Zähnen, wenn das Thier die Kinnladen bewegt, wenn es sie aber zuschließt, so treffen sie auf einander, daher sie immer spizziger werden, und an den obern Zähnen ist auf der vordern Seite eine abgeschliffene Fläche zu sehen. Mit dem breiten, beweglichen und zum Wühlen in der Erde geschikten Rüssel, wühlt es dieselbe leicht und geschwind um, und läßt sich oft auf die Knie nieder, und wo es möglich, so stüzt es sich mit zusammen gezogenem Leibe mit dem Hintern gegen einen Stamm oder d. gl. wo es kan, so gräbt es die Wurzeln von Gras, und die Würmer aus der Erde, doch liebt es vor allem Futter Brod, und nimmt es begierig, wenn man ihm reichet.

Man hat versucht dieses zahm gewordene Aethiopische Schwein zuerst mit der Varietät des Indischen Schweines, und hernach mit einem gemeinen Schwein zu paaren, aber es hat das erstere, nachdem es von demselben die Witterung bekommen, in einen engen Ort getrieben und mit einem Stoß der Zähne dergestalt zerfleischt, daß die Eingeweide herausgefallen, und das Europäische Schwein hat es ebenfalls so übel behandelt, daß man es sogleich hinwegführen mußte.

An Grösse übertrift es das Indianische Schwein; es ist auch dicker und breiter gegen die Schultern und Schenkel, am ganzen Leibe länger und auf den Vorderfüssen ein wenig höher, auf dem Rücken feister und mehr erhaben gewölbet. Der Körper ist Monströs und sowohl an Grösse als Gestalt besonders. Der Rüssel ist zwischen den hervorstehenden Zähnen breit, platt gedrukt, und fast wie Horn so hart; die Nase ist beweglich, ein wenig eingebogen, schief abgestumpft, etwas geändert, mit der Fläche, in welcher die längliche Nase, nach der Erde gerichtet, und mit wenigen, zarten, weissen Haaren besezt.

Die Schnautze ist unter dem Rüssel ganz besonders, und ihre Oefnung erstrekt sich kaum über die hervorstehende Zähne. Die obere Lefze ist, wo sie die Zähne umgibt, hart, etwas dicke, mit wenigen langen Borsten besezt; und gegen die Zähne ist ein halbrunder Lappen welcher herabhängt, und halb knorplich die Winkel des Mauls bedecket. Vorderzähne sind nicht vorhanden; aber das vordere Zahnfleisch ist hart, gewölbt und glatt. Die Hauer sind im obern Kiefer so dicke, wie ein Mannsdaume, rundlich zugespizt, freystehend, vorwärts und auswärts gebogen, und mit zween Riefen, die ein wenig nach vorwärts eingegraben, nach der Länge ausgehöhlt. Die untern Zähne sind kleiner und gerader, dreyeckigt zugespizt, und stehen gerade und frey. Die Backenzähne konnte Herr Pallas nicht betrachten. Die Augen sind ganz oben im Kopf, klein, und näher unter sich und bey den Ohren, als bey dem gemeinen Schwein. Die Augenwimper sind blos am obern Augenliede, und sehr dicht, aber vorwarts fehlen sie. Der Stern im Auge ist dunkelfarbig. Die Thränenfurche ist vor den Augen und fast länglich. Die Ohren sind etwas groß, ein wenig spizig, inwendig häufig mit weissen Haaren besezt, welche vom innern Rand einwärts gekehret sind. Unter den Augen bildet die schwarze schlaffe Haut gleichsam einen weichen Sak, der tief ist, hin und wieder runzlicht, und mit einigen langen Borsten besezt, dergleichen auch die auf den obern Augbraunen gleichfalls schlaffe Haut hin und wieder hervorbringt. Unter diesem Sak ist auf beyden Seiten ein Anhang, oder ein Lappen des Jochbeins, welcher ganz hart, eingedrukt, gerundet und fast horizontal ist. Das Thier scheint dieselben bisweilen ein wenig in die Höhe zu heben, oder gegen die Augen zu ziehen. Wahrscheinlich bestehen sie aus dichtem Fett, denn Herr Pallas hat sie bey einer zubereiteten Haut fast immer verzehrt und bis auf die Grösse einer kleinen Warze vermindert gefunden. Zwischen dem Lappen und dem Knochen, in einer mittlern Entfernung, ist auf beyden Seiten eine Warze, oder harte runde Erhabenheit auf dem Rüssel befindlich. Die Füsse sind wie bey unserem Schwein aber kürzer. Die Klauen sind schwarz, die grössern spiz, und die Nebenklauen, die mit der Spitze

auf der Erde ruhen, ebenfalls zugespizt. Der Schwanz ist gerade, keinesweges biegsam, nackend und unten mit einer dicken Hautfalte gesäumt. Der After ist fast anderthalb Zoll von der Wurzel des Schwanzes entfernt. Der straffe Hodensak ist zwischen den Schenkeln. Die Vorhaut ist unter dem Bauche, ganz locker, und hält den Urin auf. Die Haut ist nackend, röthlich, am Rücken und Kopf schwärzlich. Am Kopf ist sie durchaus gleich und hart, aber am Leibe mit Fett unterlegt, und wird nur schlaff, wenn das Thier mager wird, überall aber ist sie mit undeutlichen Ritzen, welche über den Körper die Queere ungleich herablaufen, versehen, und von kleinen abgehenden Schuppen der Oberhaut etwas schrofig. In den Weichen und an der Vorhaut ist die Haut immer schlaff, am schlaffsten unten am Halse. Die Borsten stehen dünne, über den ganzen Körper, auch an den Füssen und dem Theil des Kopfes der dem Hals am nächsten ist, Büschelweise geordnet, meist fünf oder weniger. Die, welche in die Queere in eine Reihe versammelt sind, machen einen besondern Büschel oder Pinsel. Die Mähne an der Stirne ist zwischen den Ohren, und etwas gewirbelt, und aus gelben und weissen Borsten gemischt. Kleine Borsten, welche kurz, schwarz und grau untermischt, nach vorwärts gebogen, besetzen von der Mähne bis an den Unterschied der Zähne, den ganzen Strich nach der Länge. Die Borsten auf dem Rücken, von dem Nacken an, vornehmlich über den Schultern, sind häufig, aus dem Dunkelbraunen in das Schwarze fallend, sechs, sieben auch acht Zolle lang, so dick wie bey den gemeinen Schweinen, und lassen sich an der Spitze spalten. Die Menge dichter Borsten, welche den Rücken besezt, und über den Lenden wie gespalten ist, verschwindet nach hinten. Die Seiten des Leibs und die Gegend des Bauchs sind von weissen kleinen Borsten haarig; die auch häufig die untere Gegend des Kopfes und der Kehle besetzen, und indem sie zusamen laufen eine Nath, welche von der Ohrengegend nach der Kehle zurüklauft, bilden.

Der Schweinsdachs auf unserer T. XLVIII. wird in der Naturgeschichte des Dachses, und das gehörnte Schwein mit dem Einhorn und seines gleichen vorkommen.

Der Cabiai.

TAB. LX.

Da der Cabiai, oder wie er bey Jonston und andern heisset, Capybara, von Reisebeschreibern und Naturforschern zu den Schweinen gerechnet worden ist, so wollen wir ihn auch gleich mit ihnen beschreiben, ob er gleich keines ist. Dieses Amerikanische Thier gleichet dem Schwein nur vermöge geringer Aehnlichkeiten, und unterscheidet sich von ihm durch erhebliche Abzeichen. Niemals wird es so groß; der gröste Cabiai hat kaum die Maasse eines Schweins von anderthalb Jahren; sein Kopf ist kürzer, sein Rachen nicht so weit, die Zähne und Füsse sind völlig verschieden. Er hat Schwimmhäute zwischen den Zähen, keinen Schwanz, keine Hauerzähne, grössere Augen, kürzere Ohren; und unterscheidet sich von dem Schweine eben so sehr im Naturelle und in Sitten, als in der Bildung. Er geht oft zu Wasser, und schwimmt darinnen wie ein Fischotter; hier sucht er seinen Raub, und frißt am Ufer seinen gefangenen Fisch, den er mit dem Rachen und den Klauen zugleich erhascht hat; er frißt auch Getreide, Früchte und Zuckerrohr. Da seine Füsse lang und platt sind, so sezt er sich öfters auf die Hinterfüsse. Seine Stimme kommt mehr mit dem Geschrey des Esels, als mit dem Grunzen des Schweins überein; er gehet gemeiniglich nur bey Nachtzeit, und fast allezeit in Gesellschaft aus, und entfernt sich niemals weit von dem Ufer der Flüsse. Denn da er wegen seiner langen Füsse und kurzen Beine schlecht läuft, so würde er sich durch die Flucht nicht retten kön-

können; und um den Jägern zu entgehen, springt er ins Wasser, taucht unter und kommt erst in einer geraumen Entfernung wieder herauf, oder er bleibt auch wohl so lange unter Wasser, daß man die Hofnung verliehrt, ihn wieder zu sehen. Sein Fleisch ist fett und zart, aber es hat wie das Fischotterfleisch vielmehr einen üblen Fischgeschmack, als den Geschmack von gutem Fleische; doch hat man gefunden, daß sich der Kopf wohl essen lasse.

Das Naturell des Cabiai ist still und sanft; er thut andern Thieren weder Schaden noch Leides; er wird mit leichter Mühe zahm gemacht; er kommt, wenn man ihm ruft, und gehet ganz willig hinter denen her, die er kennt, und die ihm gut begegnet haben. Aus seinen vielen Säugwarzen läßt sich schlieſſen, daß das Weibchen viele Junge auf einmal wirft. In Guiana, Brasilien, im Amazonenlande und in allen niedrigen Gegenden von Südamerika ist dieses Geschlecht häufig.

Sein Kopf, ist nach der Beschreibung Herrn Daubentons lang und an den Seiten platt; die Schnautze ist weit dicker, als sie breit ist; die Unterlefze geht nicht so weit hervor, als die Nase; die Oberlefze hat unter der Nase einen Ausschnitt, und läßt die obern Schneidezähne blos, wenn gleich der Mund nicht offen ist; die Oefnung des Mundes ist überaus klein. Die Nase dieses Thiers ist rund, und von schwärzlichter Aschenfarbe; die Oefnungen der Nasenlöcher stehen von einander ab, und sind beynahe rund; die Augen sind schwarz, und weit gröſſer, als Schweins-Augen; die Knorpel der Augenlieder sind schwarz; die Ohren sind kurz, gerade, kahl, haben an der Spitze einen Ausschnitt, und mit der Nase gleiche Farbe; der Hals ist dick und sehr kurz, der Leib wanstig, das Kreuz abgeschliffen, und die Beine sind kurz, vornehmlich in der Gegend der Handwurzelz der Hinterfuß berührte die Erde, öfters bis ans unterste Beingelenk, das ist, bis an die Ferse. Das Faustgelenk, an dem Gegenstand der Beschreibung, und die Füsse waren fast ganz kahl, und von schwärzlichter Aschfarbe. An den Vorderfüssen waren vier Zähen, davon der zweyte der gröste war und am meisten hervorragte; der erste und dritte waren nicht so groß, und lagen ein wenig hinterwärts; der vierte war der kleinste, und lag am weitesten zurük. Die Hinterfüsse hatten nur drey Zähen; diese waren dem Verhältnisse nach gröſſer, als die an den Vorderfüssen; der Mittelzähe war der gröſſeste; die beyden Seitenzähen giengen nicht so weit hervor; die Nägel waren platt und schwärzlicht. Zwischen den Zähen fand sich eine kleine Schwimmhaut, die aus einer Verlängerung des Felles entstanden, und derjenigen gleich war, die sich zwischen den Zähen der Hähne, u. d. gl. findet. An der Stelle des Schwanzes fand sich ein kleiner Knollen.

Das Haar war dünne und von gleicher Beschaffenheit mit den Schweinsborsten, aber feiner; oben auf dem Kopfe und an dem Leibe und an der Aussenseite der Beine war es in dem gröſſesten Theil seiner Länge von der Wurzel an, schwarz; über dem Schwarzen war falbe Farbe, und die Spitze war schwarz; das Haar um die Augen, unten an dem Kopfe und Leibe, und an der inwendigen Seite der Beine hatte blos eine falbe Farbe; die längsten Borsten waren auf dem Rücken, und hielten ungefähr dritthalb Zoll in der Länge; die Barthaare waren schwarz und zum Theil nicht mehr da. Dieses Thier, welches dem Herzog von Bouillon noch ganz jung überschikt worden war, hatte sein ganzes Wachsthum noch nicht vollendet, da die Kälte seinem Leben ein Ende machte.

Das Flußpferd.

TAB. XLIX.

Wenn wir der Ordnung Platten wie sie im Jonston beschaffen waren so gan; getreulich und ohne um uns zu sehen folgen wollten, so gäben sie uns nun die beste Gelegenheit, den Leser auch einmal mit einigen Märchen zu beehren. Da wir aber bereits in dem ersten Abschnitte mit demselben einen Vertrag gemacht haben, nach welchem wir ihn nicht eher, als am Ende damit zu unterhalten versprochen, so thun wir, was wir schon bey dem Einhorne und andern Thieren, die entweder ganz fabelhaft, oder nach dem Begrif der Alten, doch ganz falsch vorgestelt sind, und schaffen nun auch den Greif bey Seite, um den Leser mit dem Flußpferde bekannt zu machen.

Dieses Thier ist in dem Alterthume schon berükmt gewesen; die heiligen Bücher gedenken seiner unter dem Namen Behemoth, sein Bild ist an den Spizsäulen der Egyptier ausgehauen, und auf die Römischen Münzen geprägt worden, und bey dem allen war es den Alten doch nur sehr unvollkommen bekannt. Aristoteles thut wenig mehr, als daß er seiner erwähnet, und bey allem dem finden sich doch in dem wenigen mehr Irrthümer, als Wahres. Denn es hat keine Pferdemähne; das Horn seiner Füsse ist nicht in zwo Klauen, sondern in vier, abgetheilt; es hat keine aus dem Rachen hervorragende Zähne; einen ganz andern Schwanz, als das wilde Schwein; es ist wenigstens sechsmal so groß, als ein Esel, und kan auf dem Lande leben wie alle andere vierfüßige Thiere; und siehet also der erstern Figur auf unserer Platte, die nach des Aristoteles Begriffen entworfen ist, sehr unähnlich. Plinius hat des Aristoteles Irrthümer nicht verbessert, sondern vielmehr mit neuen vermehret. Denn es hat kein Haar auf seiner Haut, und wird niemals in offenbarer See gefunden, und wenn es sich ja an den Küsten desselben aufhält, so geschiehet es blos bey den Mündungen von Flüssen.

Erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat man einige genaue Bezeichnungen von diesem Thiere bekommen. Bellon der damals zu Constantinopel war, sahe eines lebendig; allein die Vorstellung, die er davon gemacht hat, ist unvollständig, und die Figuren sind nicht Bildnisse des Thiers, sondern Kopeyen von dem Revers der Münze Hadrians, und von dem Kilkolossen zu Rom. Die Epoche unserer richtigen Kenntnisse von diesem Thier muß man also erst auf das Jahr 1603. setzen, da Friedrich Zerenghi, ein Wundarzt von Narni, zu Neapel die Geschichte zweyer Flußpferde drucken ließ, die er selbst in Egypten lebendig gefangen und getödet hatte, und zwar in einer grossen Grube, die er in der Gegend am Nil nicht weit von Damiate, hatte ausstechen lassen.

Dieser sagt: In der Absicht ein Flußpferd zu bekommen, schikte ich Leute an den Nil, die, wie sie zwey aus dem Flusse hatten hervorgehen sehen, an einer Stelle des Weeges, den sie genommen hatten, eine tiefe Grube machten, und dieselbe mit leichtem Holzwerke, mit Erde und mit Kraut bedekten. Am Abend, da diese Flußpferde nach dem Strohme zurükgiengen, fielen sie beyde hinein; ich eilte auf die gegebene Nachricht mit Janitscharen dahin, wir tödeten diese beyde Thiere, indem wir jedem derselben dreymal mit einer Büchse durch den Kopf schossen, die stärker von Caliber, als die gemeinen Musketen war; sie blieben beynahe auf der Stelle todt, und erhoben ein Angstgeschrey, das einigermassen mehr mit dem Gebrülle eines Büffels, als mit dem Wiehern eines Pferdes überein kam. Den folgenden Tag wurden sie aus der Grube gezogen und sorgfältig abgeschunden. Eines war ein Männchen, das andere ein Weibchen. Ihre Häute ließ ich einsalzen und brauchte zu jeder Haut vierhundert Pfund Salz. Aldrovand ließ nach der Haut des Weibchens die Figur abzeichnen und verleibte sie seinem Werke ein.

Es

Der Tapir oder Anta.

Tab: XLIX.

Wasser Ochs.

Hippopotamus
wie ihn Aristoteles u:
Plinius beschreiben.

Hippopotamus
Flussp ferd.

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn zu wissen, daß unsere zweyte Figur von dem Flußpferde eben daher genommen ist.

Das Flußpferd, fährt Zerenghi fort, hat eine ungemein dicke und sehr harte Haut, und sie ist undurchdringlich, wenn man sie nicht eine geraume Zeit im Wasser liegen und weich werden läßt. Es hat nicht, wie die Alten sagen, einen Rachen von mittelmäßiger, sondern von ungeheurer Grösse; seine Füsse sind in vier Hufklauen gespalten, es ist weit grösser als das grösseste Pferd, oder der stärkste Büffel; einen Schwanz hat es wie die Schildkröte, ausgenommen, daß derselbe ohne alle Vergleichung grösser ist; es hat keine aufgeworfene Schnautze oder Nase, sondern es hat ein Maul wie der Büffel, nur weit grösser; es hat keine Mähne, wie das Pferd, sondern blos einige kurze und sehr dünne Haare; es wiehert nicht wie das Pferd, sondern seine Stimme hält den Mittelton zwischen dem Brüllen des Büffels, und dem Wiehern des Pferdes; wenn das Maul geschlossen ist, so bedecken grosse Lefzen alle Zähne, ungeachtet diese sehr groß sind. Die Einwohner in diesem Theile Egyptens geben ihm den Namen Farao l'Bar, der so viel als Meerpferd heisset. Es hat nicht, wie Bellon sagt, Pferdezähne; denn sie sind ungemein groß und von ganz besonderer Bildung.

Die Länge von dem Körper des weiblichen Flußpferdes, von der äussersten Oberlefze bis dahin, wo der Schwanz anfängt, enthält bis auf etwas sehr weniges eilf Schuh und zween Zoll pariser Maaß.

Die Dicke im Umfange ungefehr zehn Schuh.

Die Höhe von der Fußsohle bis an das Oberste des Rückens vier Schuh fünf Zoll.

Der Umfang der Beine bey den Schultern 2 Schuh 9 Zoll.

Der Umfang der Beine, weiter nach unten zu, 1 Schuh 9½ Zoll.

Die Höhe der Beine von der Fußsohle bis unter die Brust 1 Schuh 10½ Zoll.

Die Länge der Füsse, vorn von den Hufklauen an gemessen ungefehr 4½ Zoll.

Die Hufklauen sind eben so lang, als breit, und enthalten 2 Zoll 2 Linien.

Jede Zähe hat eine Klaue, und jeder Fuß vier Zähen.

Die Haut auf dem Rücken ist beynahe einen Zoll dick.

Diese Haut ist so hart, wenn sie ausgetrocknet ist, daß man sie mit einer Büchsenkugel nicht ganz durchschiessen kan. Die Landeseinwohner machen grosse Schilde davon, und schneiden auch schmale Riemen heraus, von denen sie eben denselben Gebrauch, wie wir von der Ochsensehne, machen, die man wohl den Pesel nennt. Auf der Oberfläche der Haut finden sich einige sehr dünne gesäete Haare von blonder Farbe, die man bey dem ersten Ansehen nicht einmal wahrnimmt. Am Halse zeigen sich auch einige, die ein wenig dicker, als die andern sind; sie liegen alle einzeln, und sind bald mehr, bald weniger von einander entfernt; auf den Lefzen aber machen sie eine Art von Knebelbart, indem sie an verschiedenen Stellen zehen bis zwölf aus einem Flecke hervorgehen; diese Haare haben mit den übrigen einerley Farbe, nur sind sie spröder, dicker und ein wenig länger, wiewohl die längsten nicht über 5½ Linie enthalten.

Die Länge des Schwanzes beträgt 11 Zoll 4 Linien.

Der Umfang des Schwanzes, wo derselbe aus dem Leibe hervorgehet, ein wenig mehr als einen Schuh.

An seinem Ende, zween Zoll 10 Linien.

Der Schwanz ist nicht rund, sondern von der Mitte bis ans Ende platt, beynahe wie ein Aalschwanz. Auf der Haut am Schwanze und an den Dickschenkeln finden sich einige kleine runde Schuppen, weißlicht von Farbe, und so groß, als grosse Linsen. Man erblikt auch dergleichen Schüppchen auf der Brust, am Halse und an einigen Stellen des Kopfes.

Der Kopf, von dem Aeussersten der Lefzen bis an den Anfang des Halses, beträgt 2 Fuß 4 Zoll.

Der Umfang des Kopfes ungefehr 5 Schuh 8 Zoll.

Die Ohren sind 2 Zoll 9 Linien lang und 2 Zoll 3 Linien breit. Sie sind ein wenig zugespizt, und innwendig mit dichten, kurzen und feinen Haaren besezt, die mit mit den andern Haaren einerley Farbe haben.

Die Augen enthalten von einem Winkel bis zum andern 2 Zoll 3 Linien.

Von einem Augenliede bis zum andern, 13 Linien.

Die Nasenlöcher sind 2 Zoll vier Linien lang und 15 Linien breit.

Der offene Rachen ist einen Schuh, sechs Zoll und vier Linien weit.

Dieser Rachen hat die Form eines Viereckes, und ist mit vier und vierzig Zähnen besezt, die von verschiedener Bildung sind. Alle diese Zähne sind von so harter Substanz, daß sie am Stahl Feuer geben; vornemlich aber sind es die Hundszähne (Zanne), deren Glasur diese Härte hat; die innere Substanz aller dieser Zähne ist nicht so hart.

In Ansehung der Gestalt dieses Thieres könnte man sagen, daß dieselbe das Mittel zwischen dem Büffel und Schweine halte, indem sie sowohl von dem einen, als dem andern etwas an sich hat, die Schneidezähne allein ausgenommen, die mit den Schneidezähnen von keinem einzigen Thiere Aehnlichkeit haben; die Stokzähne gleichen, obenhin betrachtet, einigermassen den Backenzähnen des Büffels oder des Pferdes, wiewohl sie viel grösser sind. Die Farbe des Körpers ist dunkel und schwärzlicht. Man versichert, daß das Flußpferd nur ein Junges zur Welt bringe, daß es von Fischen, von Krokodillen, und selbst von Aesern und Fleisch lebe. Indessen frißt es auch Reiß, Getreide u. s. w. ungeachtet es scheinet, wenn man seine Zähne betrachtet, daß die Natur dasselbe nicht zum Weiden, sondern zum Frasse anderer Thiere gebildet haben.

Daß die obige Ausmessung von der Haut des kleinern von den beyden Thieren genommen seye, ersiehet man aus der Erzehlung des Zerenghi von selbst, und so ist auch die Aldrovandische Figur nach derselben gemacht. Die Beschreibung und die Figuren des Flußpferdes, die Prosper Alpin über hundert Jahre hernach herausgegeben hat, sind noch weit schlechter, als des Fabius Columna seine, dem man doch ein Lob beygeleget hat, das dem Zerenghi mit grösserem Recht gebühret hätte. Herr von Jußieu hat in den Memoires de l'Academie des Sciences an. 1724. von dem Flußpferde geschrieben, aber blos eine Beschreibung von dem Skelete des Kopfes und der Füsse geliefert.

Wenn man dieser erwähnten Beschreibungen, und vor allen die Zerenghische mit, den Bezeichnungen vergleichet, die Büffon aus dem Thevenot, Adanson, Desmarchais, Dampier und andern gezogen hat, so erhellet, daß das Flußpferd ein Thier seye, dessen Körper länger und eben so dik ist, als der Körper des Nasehorns, daß seine Beine weit kürzer seyen, daß es im Verhältnisse gegen den Leib keinen so langen, aber dickern Kopf, und keine Hörner, weder wie das Rhinoceros, auf der Nase, noch, wie die wiederkäuende Thiere, auf dem Kopfe, habe. Da sein Angstgeschrey den Mittelton zwischen dem Wiehern des Pferdes und dem Brüllen des Büffels hat, so wäre es möglich, daß seine gewöhnliche Stimme, wie die alten Schriftsteller und die neueren Reisebeschreiber melden, mit dem Wiehern des Pferdes überein käme, von welchem Thiere es sich sonst in jeder andern Absicht unterscheidet: und wenn dieses ist, so kan man muthmassen, daß es mit dieser einzigen Aehnlichkeit genug gewesen seye, um ihm den Namen Hippopotamus, d. i. Flußpferd, zu geben. Die Schneidezähne des Flußpferdes, und vornehmlich die Hundszähne in dem untern Kinnbacken sind sehr lang, sehr stark und von einer so harten Substanz, daß sie am Stahl Feuer geben. Dieses hat wahrscheinlicher Weise den Alten Gelegenheit zu dem Mährchen gegeben, daß das Flußpferd Feuer aus seinem Rachen speye. Die Materie von den Hundszähnen ist so weiß, so rein und so hart, daß sie dem Elfenbein weit vorzuziehen ist, um künstliche und falsche Zähne daraus zu machen. Die Schneidezähne des Flußpferdes, besonders die in dem untern Kinnbacken, sind sehr lang, cylindrisch und gekerbt; die Hundszähne, welche auch sehr lang sind, sind gebogen, grismatisch und schneidend, wie die Hauer des wilden Ebers. Die Backenzähne sind viereckigt, oder vielmehr vierkantigt, den Backenzähnen des Menschen zimlich gleich, und so groß, daß ein einziger über drey Pfund wiegt. Die grösseste Schneide- und

Hunds-

Hundszähne halten gegen zwölf, ja gar bis auf sechzehn Zoll in der Länge, und wiegen bisweilen jeder zwölf bis dreyzehn Pfunde.

Da die Zerenghische Maasse von einem Weibchen genommen sind, welches wie er selbst sagt, in allen seinen Ausmessungen um ein Drittheil kleiner als das Männchen war, so wird man sich erst einen vollkommenen Begrif von der wahren Grösse dieses Thieres machen können, wenn man überall dieses Drittheil hinzusetzet, und man wird alsdenn finden, daß das Flußpferd ein Thier ist, das sich mit seiner erstaunlichen Grösse des Körpers, und seinen mächtigen Waffen allen Thieren schreklich machen könnte. Es ist aber von Natur sanftmüthig, und ausserdem so schwehrfällig und langsam im Laufen, daß es kein einziges vierfüßiges Thier würde einholen können; es schwimmt geschwinder, als es läuft; es macht Jagd auf die Fische und nähret sich von diesem Raube; es ist gerne im Wasser, und hält sich daselbst eben so gerne als auf dem Lande auf; indessen hat es keine Schwimmhäute zwischen den Zähen, und die Leichtigkeit seines Schwimmens scheinet blos von dem grossen Umfange seines Bauches herzurühren. Es hält sich eine geraume Zeit am Boden des Wassers auf, und gehet auf demselben, wie in freyer Luft; und wenn es heraus kommt, um zu weiden, so frißt es Zuckerrohr, Schilf, Hirse, Reis, Wurzeln u. s. w. es verzehret und verderbet eine grosse Menge davon und thut auf angebauten Ländereyen sehr viel Schaden; aber da es furchtsamer auf dem Lande, als im Wasser ist, so kan man es leichtlich davon vertreiben. Seine Beine sind so kurz, daß es durch die Flucht nicht entgehen könnte, wenn es sich von den Ufern entfernte; Sein Rettungsmittel bey andringender Gefahr ist, daß es sich in das Wasser stürzet, untertaucht, und weit unter Wasser fortfähret, ehe es wieder zum Vorschein kommt. Es nimmt gemeiniglich die Flucht, wenn man es jaget; wenn man es aber verwundet hat, so ergrimmt es, drehet sich mit Wuth um, stürzt auf die Barken los, hauet mit den Zähnen hinein, reißt öfters Stücke heraus, und wirft dieselben bisweilen gar um. Ich habe gesehen, sagt ein Reisebeschreiber, daß ein Flußpferd den Rachen aufthat, mit einem Zahn den Bord eines Fahrzeuges und mit dem andern das zweite Seitenbrett, unten vom Kiele an, faßte, so, daß die Zähne vier Schuh weit von einander waren, hierauf das Brett durch und durch biß, und dem Fahrzeuge auf solche weise den Untergang brachte. Von einem andern habe ich längst der Seeküste gesehen, daß die Wellen eine mit vierzehn Fässern Wassers beladene Schaluppe auf dasselbe antrieben, welche auf seinem Rücken sitzen blieb; hierauf kam ein anderer Wellenstoß, der die Schaluppe wieder herab warf, ohne daß das Thier das geringste Leid davon zu fühlen schien. Wenn die Negers in ihren Canoten auf den Fischfang ausfahren und ihnen ein Flußpferd aufstößt, so werfen sie ihm Fische zu, und alsdenn gehet es seinen Weeg fort, ohne sie weiter im Fischen zu beunruhigen. Es richtet das meiste Unheil an, wenn es sich gegen die Erde stämmen kan; allein wenn es schwimmt, so kan es nur beissen. Einmal, da unsere Schaluppe am Ufer war, sahe ich, wie es sich unter dieselbe machte, sie mit dem Rücken über das Wasser hob und sie mit sechs Leuten umstürzte; aber zum Glük that es ihnen kein Leides. Wir wagten nicht, (sagt ein anderer Reisender ebenfalls beym Dampier) die Flußpferde im Wasser weiter zu reitzen, nachdem es drey Leute beynahe das Leben gekostet hätte. Sie waren in einem kleinen Canot ausgefahren, um ein solches Thier in einem Flusse zu tödten, der acht bis zehn Fuß Wasser hatte. Nachdem sie solches am Grunde entdekt, wo es, wie gewöhnlich herumgieng, so brachten sie ihm mit einer grossen Lanze eine Wunde bey, wodurch es in solche Wuth gerieth, daß es augenbliklich über Wasser kam, sie aufs grimmigste anblikte, den Rachen aufriß, mit einem Bisse ein grosses Stück von dem Bord des Canots wegnahm, und es fehlte wenig, daß es nicht das Canot selbst umgerissen hätte; allein es tauchte fast in eben dem Augenblik wieder zu Grunde. Diese beyde Beyspiele sind genug um eine Idee von der Stärke dieses Thiers zu geben.

Uebrigens findet sich dieses Thier nur in einigen Gegenden in zahlreicher Menge, und es scheinet sogar, daß seine Art auf besondere Himmelsstriche eingeschränkt seye, und wenig ausser in den Flüssen von Afrika angetroffen werde. Die mehresten Naturbeschreiber haben gesagt, daß es sich auch in Indien fände, allein ihre Zeugnisse sind ein wenig zweydeutig. Das ausdrüklichste von allen würde dasjenige seyn, welches Alexander in einem Brief an den Aristoteles gegeben hat, dem er berichtet, daß er zwey-

hundert Macedonier, leicht bewafnet über den Fluß habe wollen schwimmen lassen; die aber kaum den vierten Theil des Flusses durchgeschwummen wären, da sie von Seepferden wären gefressen worden, wenn man nur erst durch den Brief des Alexanders könnte überführet werden, daß die Thiere, von denen er redet, in der That Flußpferde gewesen seyen. Aristoteles scheinet sie selbst nicht für wahre Flußpferde angesehen zu haben, sonst würde er ohne Zweifel bey der Beschreibung dieses Thiers gesagt haben, daß es in Indien eben sowohl als in Egypten befindlich wäre. Anesikrit und andere alte Schriftsteller sagen zwar, daß das Flußpferd sich an dem Ufer des Indus fände; allein keiner von den neueren Reisebeschreibern, die Zutrauen verdienten, hat dieses bestätiget. Alle sagen einstimmig, daß dieses Thier im Nil, im Senegal oder Niger, in der Gambra, im Zaire und in andern grossen Ströhmen und sogar in den Seen von Afrika, besonders in dem südlichen und östlichen Theile angetroffen werde, und keiner von ihnen versichert mit Gewißheit, daß es sich in Asien finde. Der Pater Boym ist der einzige, der davon Anzeige zu thun scheint; allein sein Bericht ist etwas verdächtig und scheinet blos zu beweisen, daß dieses Thier in Mosambique und in diesem ganzen östlichen Theil von Afrika nicht selten ist. Heutiges Tages ist dieses Thier, das die Alten das Nilroß nannten, in dem Unternil so selten, daß die Einwohner von Egypten keine Vorstellung davon haben, und seinen Namen nicht wissen. Eben so unbekannt ist es in allen nördlichen Theilen von Afrika, vom Mittelmeere bis an den Fluß Bambot, der am Fusse des atlantischen Gebürges hinläuft. Der Erdstrich, welchen das Flußpferd wirklich bewohnet, erstrecket sich also nicht viel weiter, als vom Senegal bis nach Aethiopien, und von da bis an das Vorgebürge der guten Hofnung.

Da die meisten Schriftsteller dem Flußpferde die Namen Seepferd oder Meerochs beygelegt haben, so hat man dasselbe bisweilen mit der Seekuh verwechselt, welches ein ganz anderes Thier ist, und sich blos in den mitternächtlichen Meeren aufhält, und diese Verwechslung hat auch der Verfasser einer Beschreibung von Moskau zu Schulden kommen lassen, dessen Meynung Aldrovand aufgenommen, und ihm geglaubet hat, daß sich am Gestade des Meeres bey Petzora Flußpferde finden.

Es gibt Reisebeschreiber, die, wie Merolla, sich sehr wundern, daß man das Flußpferd ein Seepferd genennet habe, indem dieses Thier, wie er sagt, kein salzigtes Wasser vertragen kan. Es wäre also wohl möglich, daß Kolbe welcher meldet, daß er am Vorgebürge der guten Hofnung verschiedene gesehen habe, und daß sie ohne Unterscheid sowohl in die See, als in die Flußgewässer gehen, sich vergessen und mehr dem Plinius, als seiner eigenen Erfahrung nachgesprochen hätte, zumal da seine Beschreibungen aus dem Gedächtnisse und nicht auf der Stelle gemacht sind, so wie die Figur bey ihm schlechter ist, als bey dem Columna, Aldrovand und Prosper Alpin.

Gemeiniglich hält sich das Flußpferd den Tag über im Wasser auf und gehet zur Nachtzeit heraus auf die Weide; das Männchen und Weibchen verlassen einander selten. Die Holländischen Reisebeschreiber sagen, daß das Weibchen mit drey bis vier Jungen trächtig gehe, welcher Umstand verdächtig scheinet. Denn da es ungeheuer groß ist, so scheinet es sich in gleichem Falle mit dem Elephanten, Nasehorn, Wallfisch, und andern grossen Thieren zu befinden, die nur ein Junges zeugen.

Der

Der Tapir oder Anta.

TAB. XLIX.

Nach dem Flußpferde scheinet es uns nicht unschiklich zu seyn, von dem Tapir oder Anta zu reden, welches wegen einigen Gewohnheiten, die es mit jenem gemein hat, mit demselbigen verglichen worden ist. Dieses ist das gröste Thier in Amerika; wo die lebende Natur dem Ansehen nach sich verkleinert, oder vielmehr keine Zeit gehabt zu haben scheinet, bis an ihre höchste Maassen hinauf zu kommen. Anstatt jener Kolossen, die das alte Land von Asien hervorbringt, findet man hier blos Gegenstände nach kleinen Modellen, und nicht allein die Materie scheinet bis zum Erstaunen gespart worden zu seyn, sondern auch die Formen selbst sind unvollkommen, und scheinen vernachläßiget, oder verunglükt zu seyn, wenn dieser Fall anderst in der Schöpfung statt fände.

Der Tapir ist so groß als eine kleine Kuh, oder als ein Zebu, aber ohne Hörner und ohne Schwanz; er hat kurze Beine, einen Bogenförmig gesenkten Leib, wie das Schwein, trägt eine Livrey in seiner Jugend, wie der Hirsch, und hierauf ein einförmiges dunkelbraunes Haar; er hat einen dicken und langen Kopf mit einer Art von Rüssel, wie das Nasehorn, und in jedem Kinnbacken zehn Schneidezähne und eben soviel Stokzähne; dieses ist ein Charakter, der ihn von dem Geschlechte der Ochsen und der übrigen wiederkäuenden Thiere ganz und gar ausschließt.

Es scheinet, daß der Tapir ein trauriges Thier ist, das die Finsterniß sucht, indem er nur die Nacht über ausgeht, und nirgends lieber als im Wasser ist, wo er sich öfter, als auf dem Lande aufhält. Er bringt sein Leben in den Sümpfen zu, und entfernt sich nicht weit von dem Ufer der Flüsse oder Seen. Sobald er von Gefahr bedrohet, verfolget oder verwundet wird, stürzt er sich ins Wasser, taucht unter, und bleibt eine geraume Zeit darinnen, so, daß er erst in einer grossen Weite wieder zum Vorschein kommt; und dieses hat einige veranlasset, zu glauben, daß er von dem Geschlechte der Flußpferde wäre. Allein er unterscheidet sich von demselben eben so weit durch seine Natur, als er in Ansehung des Himmelsstriches davon entfernet ist.

Der Tapir nähret sich nicht von Fischen, ob er gleich im Wasser wohnt; er ist nicht fleischfressend, wenn schon sein Rachen mit zwanzig scharfen Schneidezähnen bewafnet ist. Er lebt von Pflanzen und Wurzeln, und bedient sich seiner Waffen nicht wider andere Thiere. Er ist von einem sanften und furchtsamen Naturell und fliehet den Kampf und alle Gefahr: Ob er gleich kurze Beine und einen schweren dicken Leib hat, so läuft er doch zimlich geschwinde, und schwimmt noch besser, als er läuft. Er geht gemeiniglich in Gesellschaft, und bisweilen in grossen Schaaren; sein Leder ist von einem sehr vesten und dichten Gewebe, daß es nicht selten Kugeln widersteht; sein Fleisch ist ungeschmakt und grobfädicht; inzwischen essen es die Indianer doch. Uebrigens wird dieses Thier in Brasilien, in Paraguai, in Guiana, im Amazonienlande, und in dem ganzen südlichen Amerika, unten von Chily an bis in Neuspanien, angetroffen.

Seine Haut schätzen die Wilden sehr hoch und machen grosse Schilde daraus die so groß wie der Boden von einer Tonne sind, und von keinem Pfeil durchbohret werden. Sie tödten das Thier mit Pfeilschüssen, oder legen ihm Schlingen. Ausser dem Namen Tapir und Anta findet man es noch unter vielen andern; als Tapiirete, Maiguri, Vagra, Ent, Danta, Beori, Tayirussu, einige Reisebeschreiber haben es auch einen wilden Maulesel oder Eselkuhe genannt; mit welchem Rechte dieses geschehen könne? wird man aus der Beschreibung schon urtheilen können. Uebrigens muß man ihn nicht mit dem Afrikanischen Thiere, welches auch Dant oder Lant genennet wird,

wird, verwechseln, denn dieses ist der Zebu, oder kleine Ochse mit einem Höker, welcher einem Kalbe von 5 Wochen an Grösse gleichet, unglaublich geschwind läuft, und nichts, als etwan die Grösse mit dem Tapir gemein hat.

Der Löwe.

TAB. L.

Man hat von jeher den Löwen als das edelste unter den vierfüßigen Thieren angesehen, und sein erhabener Muth hat ihm, so gut als seine Stärke diesen Plaz angewiesen, diese macht, daß er keinen Feind hat, der sich an ihn wagen darf, als den Menschen, den die Uebung in den Waffen allein geschikt gemacht hat, ihm zu widerstehen, und jener ist so groß, daß er sich auch diesem allgemeinen Feind des Thiergeschlechtes kühn widersetzet, und wenn ihn auch die Uebermacht nöthiget zu weichen, nicht fliehet, sondern noch im Zurükweichen kämpfet, und dem Feinde immer das Gesicht, niemals den Rücken zukehret. Er ist selbst der Eindrücke, die man ihm gibt fähig, und besizt Gelehrigkeit genug, um bis zu einem gewissen Grade zahm zu werden, und eine Art von Erziehung anzunehmen Die Geschichte erzählet von Löwen die an Triumphwägen gespannt waren, von andern, die man auf die Jagd oder in den Krieg mitführte, und die ihrem Herrn so getreu waren, daß sie gegen niemand, als gegen seine Feinde ihre Stärke und ihren Muth äusserten. So viel ist sehr zuverläßig, daß der Löwe, wenn er jung gefangen und unter Haußthieren erzogen ist, sich ohne Mühe gewöhnen läßt, mit diesen zu leben, und selbst auf eine unschädliche Art zu spielen, daß er gegen seine Herrn, besonders in dem ersten Alter, sanftmüthig und sogar liebkosend ist, und daß er seinen natürlichen Grimm, wofern er denselben bisweilen blicken läßt, selten gegen diejenigen ausläßt, die ihm Gutes gethan haben. Da aber seine Bewegungen sehr auffahrend, und seine Begierden überaus heftig sind, so muß man nicht denken, daß die Eindrücke der Erziehung dieselben allemal zurücke halten können. Es ist auch schon manchen gefährlich oder gar verderblich geworden, daß sie ihn gar zu lange haben hungern lassen, oder ihn gezerret und zur Unzeit gequälet haben. Er geräth nicht allein über eine üble Begegnung in Wuth, sondern behält auch das Andenken davon, und scheint auf Rache zu sinnen, eben so, wie er Wohlthaten niemals vergißt, und dafür erkenntlich ist. Man kan eine grosse Menge von besondern Begebenheiten anführen, die vielleicht vergrössert worden sind, die aber indessen so weit gegründet genug sind, um wenigstens zusamen genommen zu beweisen, daß sein Zorn edel, seine Tapferkeit großmüthig, und sein Naturell empfindlich ist. Man hat ihn oftmals kleine Feinde verschmähen, ihre Beleidigungen verachten, und ihnen anstößige Freyheiten verzeihen gesehen, wovon ein grosser deutscher Kaiser, von dessen Verwegenheit die Nachwelt so viel weiß, als von seinem Muth, ein Beweiß seyn könnte.

Man hat an ihm wahrgenommen, daß er in der Gefangenschaft lange Weile fühlte, ohne verdrüßlich zu werden, daß er im Gegentheil sanftere Sitten annahm, seinem Herrn gehorsamte und der Hand schmeichelte die ihm Nahrung reichte, daß er zuweilen denen das Leben schenkte, die man zum Tode bestimmt und ihm zum Raub vorgeworfen hatte, wovon Seneka ein Augenzeuge war, und daß er, gleichsam als wenn ihn diese großmüthige Handlung dazu verbindlich gemacht hätte, sie noch ferner unter seinen Schuz nahm, ruhig mit ihnen lebte, ihnen von seiner Nahrung mittheilte, sich dieselbe bisweilen lieber ganz nehmen ließ, und lieber Hunger erdulden, als seine erste Wohlthat vergeblich seyn lassen wolte, eine Grosmuth, ohne welche die Namen eines Mentors von Syrakus, eines Androdus, und a. m. niemals würden auf die Nachwelt gekommen seyn.

Man würde auch nicht sagen können, daß der Löwe grausam ist, indem er nur

aus

Tab: L.

Leo : Löw

Matheus Merian Junior Fecit

Leæna .

Leo .

aus Noth tödtet, niemals mehr vernichtet, als er verzehret, und sobald er sich gesättiget hat, sich ganz ruhig hält, da hingegen der Tiger, der Wolf und viele andere Thiere von der unteren Gattung blos zum Vergnügen würgen und mehr ihrer Wuth, als ihrem Hunger aufopfern.

Das Aeussere des Löwen entspricht vollkommen seinen grossen innern Eigenschaften. Seine Gestalt ist einnehmend, sein Blik kühn, sein Gang trotzig und seine Stimme fürchterlich. Seine Taille ist nicht übergroß, wie des Elephanten und Nasehornes, nicht plump wie des Flußpferdes oder Ochsens, nicht gedrungen, wie der Hyäne oder des Bärens, nicht zu lang und durch Ungleichheiten verunstaltet, wie die Gestalt des Kameeles. Sie ist vielmehr so gut angemessen, und von einem so vollkommenen Verhältnisse, daß sein Körper ein Muster zu seyn scheint, indem Stärke mit Leichtigkeit verbunden ist, der eben so veste als sehnicht, mit Fleisch und Fett nicht überladen, von allem, was ein Ueberfluß seyn konnte, frey, und lauter Nerven und Muskeln ist. Die grosse Stärke der leztern zeiget sich von aussen durch die erstaunlichen Sätze und Sprünge, die der Löwe ohne alle Mühe verrichtet, durch die plözliche Schwingung seines Schwanzes, die stark genug ist, einen Menschen zu Boden zu schlagen, durch die Leichtigkeit, mit der er die Haut seines Gesichtes und besonders die vor der Stirne zusammen zieht, welches viel beyträgt, um seine Gesichtszüge oder vielmehr seine Wuth auszudrücken, und endlich durch die Kraft, die er besizt, seine Mähne zu schütteln, die sich, wenn er zornig ist, nicht allein sträubet, sondern auch beweget, und bald hier, bald dorthin fliehet.

Die Löwengattung ist eine der edelsten, weil sie einzig ist, und man sie nicht mit dem Tiger, dem Leoparden, der Unze, u. s. w. vermengen kan. Vielmehr sind die Gattungen dieser Thiere, die doch der Löwenart am nächsten zu kommen scheinen, von einander selbst so wenig verschieden, daß auch Reisebeschreiber sie verwechselt, und Namen eine von ihnen für die andere genommen haben.

Die grössesten Löwen sind von dem Maule bis dahin, wo der Schwanz aus dem Leibe hervorgeht, ungefehr acht oder neun Fuß lang, und die Länge des Schwanzes beträgt ungefehr vier Fuß. Diese grosse Löwen sind vier bis fünf Fuß hoch. Die kleinen Löwen haben ungefehr fünf und einen halben Fuß in der Länge, vierthalb Fuß in der Höhe, und einen drey Fuß langen Schwanz. Die Löwin ist in allen ihren Maassen ungefehr um ein Viertheil kleiner, als der Löwe.

Aristoteles unterscheidet zwo Gattungen von Löwen, eine grosse und eine kleinere. Diese, sagt er, haben einen Verhältnißmäßig kürzern Leib, ein krauseres Haar, und sind nicht so scherzhaft, als die andern. Er sezt hinzu, daß alle Löwen überhaupt einerley Farbe hätten und rothfahl wären. Wir kennen diese Löwen mit krausen Haaren nicht, keiner unter den Reisebeschreibern hat ihrer gedacht. Einige Berichte, die aber eben kein völliges Zutrauen zu verdienen scheinen, reden blos von einem Tiger mit krausem Haare, der sich am Vorgebürge der guten Hofnung finde. Fast alle Zeugnisse im Gegentheil erklären sich, wie es scheint, einmüthig für die einfache Farbe des Löwen, die auf dem Rücken falbe, und an den Seiten und unter dem Bauche weißlicht ist. Indessen erzehlen Aelian und Oppian, daß die Löwen in Aethiopien schwarz wie die Menschen wären, und daß in Indien ganz weisse, oder auch solche angetroffen würden, die auf verschiedene Art, nemlich roth, schwarz und blau gesprenkelt, oder gestreift wären. Allein kein einziges Zeugniß von glaubwürdiger Hand scheinet dieses zu bestätigen. Der Venetianer Marco Polo, meldet nicht, daß er diese Löwen mit Streifen gesehen habe, und Geßner merket nicht ohne Ursache an, daß er das, was er von ihnen sagt, aus dem Aelian entlehne. Es erhellet vielmehr, daß die Löwen in Afrika sich in allen Stücken gleichen, und wenn die auf den Gebürgen von denen in den Ebenen verschieden sind, dieser Unterscheid nicht so wohl in den Farben der Haut, als in der Grösse des Wuchses sich äussere.

Der Löwe trägt eine Mähne, oder vielmehr ein langes Haar, welches alle Vordertheile seines Leibes bedekt, und mit dem Alter immer länger wird. Die Löwin, sie mag so alt seyn, als sie will, hat diese langen Haare niemals. Das Thier in Amerika, dem die Europäer den Namen des Löwen gegeben haben, und das die Peruaner Puma nennen, hat keine Mähne. Es ist auch viel kleiner, schwächer und feiger, als der wahre Löwe. Es wäre freylich nicht unmöglich, daß

daß die gelinde Witterung in diesem Theile des südlichen Amerika alle diese Veränderungen in ihm hervorgebracht hätte. Aber da sich dieses Thier blos in den Gegenden zwischen den Wendezirkeln aufhält, und ihm die Natur alle Weege nach Norden verschlossen zu haben scheint, so ist es nicht wahrscheinlich, daß es aus den südlichen Theilen von Asien und Afrika nach Amerika übergegangen seyn solte, da diese vesten Länder gegen Mittag durch ungeheure Meere getrennet sind. Dieses gibt einen Grund zu glauben, daß der Puma kein Löwe ist, der von denen in der alten Welt herstammte, und in der neuen ausgeartet wäre, sondern daß er, wie die meisten Thiere dieses neuen Erdtheils, ein eigenthümliches Thier von Amerika ist, deme, wie den andern vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen, Insekten und Pflanzen, die ersten Europäer, die dahin kamen, Namen von Gegenständen gaben die ihnen bekannt waren, und mit denen sie einige äusserliche Aehnlichkeit hatten. Herr de la Condamine, dessen Zeugniß ganz unverdächtig ist, sagt ausdrüklich, daß er nicht wisse, ob das Thier in Amerika, das die Spanier den Löwen, und die Eingebohrenen des Landes um Quito Puma nennen, den Namen eines Löwen verdiene. Er sezt hinzu, daß er viel kleiner, als der Afrikanische Löwe seye, und daß das Männchen keine Mähne habe. Frezier sagt gleichfalls, daß die Thiere, die man in Peru Löwen nenne, sich von den Afrikanischen Löwen sehr unterscheiden, daß sie vor Menschen fliehen, und blos den Heerden gefährlich sind. Er fügt noch eine wichtige Anmerkung hinzu, nemlich, daß ihr Kopf in einigen Stücken dem Kopfe des Wolfes, in andern dem von dem Tiger gleiche, und daß ihr Schwanz kleiner als an beyden sey. In den noch ältern Berichten findet man, daß diese amerikanischen Löwen denen in Afrika nicht beykommen; daß sie weder eben die Grösse, noch die Kühnheit und die Farbe haben; daß sie weder roth noch falbe, sondern grau sind, daß sie keine Mähne haben, und endlich die Fertigkeit besitzen, auf Bäume zu klettern, welches gewiß nicht wenige, und sehr wesentliche Merkmale sind, warum man den amerikanischen Puma nicht mit dem wahren afrikanischen und asiatischen Löwen vermengen solte.

Dieses edle Thier ist zwar blos unter den heissesten Himmelsstrichen anzutreffen; doch kan es auch in gemäßigten Gegenden aushalten und leben. Vielleicht wäre es gar durch eine fleißige Wartung dahin zu bringen, daß es sich daselbst vermehrte. Gesner erzählet, daß in dem Thiergarten zu Florenz junge Löwen geworfen worden wären, und nach Willoughby's Berichte hat zu Neapel eine Löwin, die mit einem Löwen in ein Loch eingesperret, fünf Junge in einem Wurfe zur Welt gebracht. Diese Beyspiele sind zwar selten, aber, wenn sie wahr sind, so beweisen sie doch, daß die Löwen unter einem gemäßigten Himmelsstriche nicht ganz und gar Fremdlinge sind. Unterdessen gibt es in der That keine in allen südlichen Gegenden von Europa, und seit Homers Zeiten finden sie sich auch nicht mehr im Peloponnes, wiewohl sie damals, und sogar noch zu Aristoteles Zeiten daselbst sowohl, als in Thracien, Macedonien, und Thessalien angetroffen wurden.

Gesner und Willoughby, die von Löwen, die zu Neapel und Florenz gefallen sind, erzehlen, melden nicht, wie lange die Löwin trächtig gehe, wie groß die Jungen bey ihrer Geburt seyen, noch nach welchem Maasse ihr Wachsthum vor sich gehe. Orlian sagt, die Löwin trage zwey Monate, Philostrat und Eduard Wuor hingegen reden von sechsen. Solte eine von diesen beyden Meynungen wahr seyn, so wäre es vermuthlich die lezte, indem der Löwe ein Thier von grosser Statur ist, bey den grossen Thieren aber das Trächtigseyn überall länger, als bey den kleinen dauret. Nach eben dieser Regel wächset der Körper. Die Alten und Neuern aber stimmen darinn überein, daß die Löwen bey ihrer Geburt sehr klein, und beynahe nicht grösser, als ein Wiesel sind. Zugleich sagt man, daß die jungen Löwen erst zween Monate nach ihrer Geburt gehen könnten. Wenn man nun auch diese Umstände nicht für völlig richtig hält, so kan man doch mit zimlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Löwe in Betrachtung seiner Grösse wenigstens drey bis vier Jahre wachsen und ungefehr siebenmal so lange leben muß. Wenigstens hat man schon gefangene Löwen sechzehn bis siebenzehn Jahre unterhalten, und es ist leicht zu vermuthen, daß der Mangel der Bewegung der Zwang und der Verdruß die Gesundheit schwächen und das Leben verkürzen müssen.

Aristoteles versichert, daß die Löwin das erstemal fünf oder sechs Junge, das zwey-

zweytemal vier bis fünf, das drittemal drey oder vier, das viertemal zwey oder drey, und das fünftemal eines oder zwey Junge zur Welt bringe, und nach diesem lezten Wurf ihre Fruchtbarkeit verliehre. Herr v. Büffon hält dieses Vorgeben nicht für gegründet, indem bey allen Thieren der erste und lezte Wurf minder zahlreich, als die dazwischen sind. Eben so irret Aristoteles, und die die ihm gefolget sind, wenn sie der Löwin nur zwo Zitzen zuschreiben, da sie zuverläßig viere hat. Nach seinem Berichte sollen auch die Löwen, die Bären, und die Füchse ungestalt und fast ohne Gelenke zur Welt kommen. Man weiß aber aufs zuverläßigste, daß alle diese Thiere ihre Bildung eben sowohl als andere haben, und daß ihre Glieder deutlich zu sehen und entwickelt sind. Endlich versichert er, daß die Löwen sich rükwärts begatten, aber die Besichtigung der männlichen Zeugungstheile und ihrer Richtung macht es augenscheinlich, daß sie dieses auf eben die Art, wie andere vierfüßige Thiere verrichten. Was er sonst von dem Halse des Löwen sagt, daß er nur einen steifen unbiegsamen Knochen enthalte, der durch keine Wirbel abgetheilt seye, widerlegt die Erfahrung, welche gezeigt hat, daß die Löwen, wie bey allen vierfüßigen Thieren, und sogar bey dem Menschen der Hals aus nicht mehr und nicht weniger als sieben Wirbelknochen bestehe. Noch ein anderer Umstand ist dieser, daß die fleischfressenden Thiere durchaus einen kürzern Hals, als die die sich von Kräutern nähren, oder die wiederkäuenden Thiere haben. Allein dieser Unterscheid der Länge des Halses rühret blos von der Grösse eines jeden Wirbelknochens, und nicht von ihrer Anzahl her, die allemal einerley ist. Sehen wir auf die Festigkeit der Knochen vom Löwen, die nach der Sage des Aristoteles ohne Mark und nicht ausgehöhlet seyn sollen, auf ihre Härte, die er mit der Härte des Kieselsteines vergleichet, auf ihre Eigenschaft Feuer zu geben, wenn sie gerieben werden, so ist dieses ein Irrthum über den Epikur bereits gespottet hat.

In der Liebe sind die Löwen sehr hitzig. So bald das Weibchen in Brunst geräth, wird sie zuweilen von acht bis zehn Mann-Löwen begleitet, die unaufhörlich um sie her brüllen und wüthend mit einander kämpfen, bis einer, der alle andere überwunden hat, den ruhigen Besiz erhält, und sich mit ihr entfernet. Die Löwin gebühret im Frühlinge, und wirft alle Jahre nur einmal. Dieses ist ein neues Anzeigen, daß sie verschiedene Monate beschäftiget ist, ihre Jungen zu pflegen und zu säugen, und daß folglich die Zeit ihres ersten Wachsthums, wo sie der Mutter Beystand bedürfen, wenigstens einige Monate ausmache.

Bey diesen Thieren sind alle, und selbst die sanftesten Leidenschaften übermäßig, und die mütterliche Liebe ist ausserordentlich heftig. Die Löwin, die nicht so stark, nicht so muthig und viel friedfertiger als der Löwe ist, wird fürchterlich, so bald sie Junge hat. Sie kommt alsdenn mit noch so grösserer Kühnheit als der Löwe zum Vorschein, kennet keine Gefahr, und gehet ohne Unterscheid auf Menschen und Thiere los, die ihr begegnen. Wenn sie dieselben umgebracht hat, so beladet sie sich mit ihrem Raube, trägt ihn zu ihren Jungen, theilet ihn unter sie, und lehret sie frühzeitig, das Blut auszusaugen, und das Fleisch zu zerreissen. Gewöhnlich nimmt sie ihr Lager zur Geburt an sehr entlegenen Orten, wenn sie fürchtet, entdekt zu werden, so verbirgt sie ihre Fußstapfen, indem sie oftmals einerley Weeg hin und her gehet, oder sie auch mit ihrem Schwanze verkehret. Ist ihre Unruhe groß, so trägt sie bisweilen sogar ihre Jungen anderswohin, und wenn man ihr dieselben rauben will, so wird sie wüthend und wehret sich aufs äusserste.

Man hält dafür, daß der Löwe keinen so vollkommenen Geruch und auch kein so gutes Gesicht, als die meisten andern Raubthiere habe. Man hat wahrgenommen, daß ihm ein starkes Sonnenlicht beschwehrlich zu seyn scheinet, daß er nur selten mitten am Tage ausgehet, alle seine Streifereyen in der Nacht vornimmt, und wenn er Feuer erblicket, so man um die Heerden angezündet hat, sich nicht leicht demselben nähert. Man hat auch bemerkt, daß er die Thiere nicht sonderlich weit wittert, und ihnen nicht anders nachjaget, als wenn er sie im Gesichte hat, nicht aber daß er ihrer Fährte nachgienge, wie die Hunde und Wölfe, die einen feinen Geruch haben. Eine gewisse Art von Luchsen, die ein sehr weites Gesicht und einen sehr scharfen Geruch haben sollen, hat man sogar Wegweiser oder Versorger des Löwen genennet, und behauptet, daß dieser Luchs den Löwen allemal begleite, oder vor ihm hergehe, ihm seine Beute zu zeigen.

zeigen. Dieses Thier findet sich eben wie der Löwe in Arabien und Libien; es lebt wie er vom Raube, und folget ihm vielleicht bisweilen nach, um das zu verzehren, was der Löwe übrig läßt. Aber da es schwach und klein ist, so muß es wohl vielmehr die Gegenwart des Löwen vermeiden, als ihn bedienen.

Wenn der Löwe hungrig ist, so geht er gerade auf alle Thiere los, die ihm aufstossen. Da aber die Furcht für ihm allgemein ist, und alle ihm auszuweichen suchen, so muß er sich oft verbergen, um den vorübergehenden Thieren aufzulauren. Er legt sich alsdann an einem dichtbewachsenen Orte platt auf den Bauch, und springt mit solcher Gewalt hervor, daß er oftmals dieselben im ersten Sprunge erhaschet. In den Einöden und Wäldern sind Steinböcke und Affen seine vorzüglichste Nahrung, wiewohl er die leztern nur fängt, wenn sie auf der Erde sind, und nicht wie der Tiger und Puma auf Bäume klettert. Gezähmt hat man ihn wohl auch Hähne tödten sehen, ob schon das Alterthum geglaubt hat, daß er sich durch das Geschrey dieser Thiere verjagen lasse. Er frißt viel auf einmal, und so, daß er auf zween bis drey Tage genug hat. Er hat so starke Zähne, daß er die Knochen ohne Mühe zermalmet, und sie mit dem Fleische verschlingt. Man will sagen, daß er lange Zeit hungern könne. Der Durst aber ist ihm wegen seines überaus hitzigen Temperaments weit unerträglicher. Er trinkt allemal, wenn er Wasser finden kan, und thut dieses leckend, wie der Hund. Anstatt aber, daß die Zunge des Hundes sich dabey nach oben krümmet, krümmet sich die Zunge des Löwen nach unten, daher er zum Trinken viele Zeit braucht und viel Wasser verlaufen läßt. Jeden Tag hat er ungefehr fünfzehn Pfund rohes Fleisch zu seinem Unterhalte nöthig, und ich habe selbst einige Löwen gesehen, denen man bey zwölf Pfunden, die ein jeder täglich verzehrte, gar wohl anmerkte, daß diese Nahrung für sie nur dürftig war. Das Fleisch von lebendigen Thieren, und besonders von solchen, die er umgebracht hat, zieht der Löwe allem vor. Er macht sich nur mit Widerwillen an faulende Aeser, und geht lieber auf einen neuen Raub aus, als daß er zu den Ueberbleibseln des vorigen Fanges umkehret. Bey alledeme ist sein Athem durchdringend stark, und der Geruch seines Harns unerträglich.

Sein Brüllen ist so stark, daß, wenn es des Nachts in der Wüste wiederhallet, es dem Krachen des Donners gleich kommt. Dieses Brüllen ist seine gewöhnliche Stimme. Denn, wenn er zornig ist, so verändert er sein Rufen, setzt allemal kurz ab, und wiederholt es Stoßweise, an statt, daß das Brüllen ein verlängertes Rufen, eine Art von Gebrumme aus einem tiefen Tone, und mit einem gellenden Gekreische untermengt ist. Er brüllet des Tages fünf bis sechsmal, und noch öfters, wenn es Regen drohet. Das Geschrey, welches er im Zorne hören läßt, ist noch fürchterlicher, als das Gebrülle. Er schlägt sich alsdenn mit dem Schwanze in die Weichen, schlägt mit demselben die Erde, schüttelt die Mähne, falret die Haut seines Gesichtes, zieht seine grossen Augenbraunen auf und nieder, weiset drohend die Zähne, und strecket die Zunge lang hervor, die mit so scharfen Spitzen bewafnet ist, daß sie allein hinreicht, eine Haut abzuschälen, und das Fleisch von den Knochen wegzulecken, ohne daß er dazu die Zähne oder die Klauen gebrauchen dürfte, von denen diese, nach den Zähnen, sein grausamstes Gewehr sind. Ich habe mich von dieser Rauhigkeit der Zunge selbst überzeugt, da ich meine Hand einem äusserst zahmen Löwen in den Rachen gab, der einen jeden Fremden, den er leiden konnte, und dem er es durch Schmeicheln zu verstehen gab, diesen Versuch machen ließ, auch sogar wenn er kurz zuvor, im Fall er nicht gerne von seinem Lager aufstehen wollte, durch Wasser das man unter ihn goß, wider seinen Willen war aufgetrieben worden. Er ist viel stärker in dem Kopfe, in den Kinnbacken, und in den Vorderbeinen, als in den Hintertheilen des Leibes. Er siehet bey Nacht wie die Katzen, schläft wenig und erwacht leicht, doch schläft er nicht mit offenen Augen, wie man von ihm vorgegeben hat.

Der gewöhnliche Gang des Löwen ist stolz, gravitätisch, und langsam, wiewohl allemal nach einer schiefen Richtung. In der Bewegung zum Laufen hält er kein Ebenmaas, sondern thut alles mit Sprüngen und Sätzen. Wenn er losgehet, so geschieht es so plözlich, daß er sich nicht gleich aufhalten kan, und fast allemal bey seinem Ziele vorbey schießt. Wenn er nach einer Beute springt, so thut er einen Saz, zwölf bis fünfzehn Schuhe weit, fällt alsdenn über das

Thier

Thier her, umklemmet es mit seinen Vordertatzen, zerreißt es mit den Klauen, und zerknirscht es hierauf mit den Zähnen. So lang er jung ist und viel Leichtigkeit besitzet, lebt er von der Ausbeute seiner Jagd, und verläßt selten seine Einöden und Wälder, wo er wilde Thiere in Menge für sich findet. Wenn er aber alt und schwehrfällig wird, so kommt er in die Nachbarschaft bewohnter Oerter, und wird sowohl für Menschen, als für Haußthiere gefährlicher. Indessen hat man bemerkt, daß, wann er Thiere und Menschen beysamen siehet, er allemal über die Thiere, nie über die Menschen herfällt, ausser, wenn er von ihnen geschlagen wird. Denn alsdenn erkennet er denjenigen, der ihn beleidiget hat, so genau, daß man darüber erstaunen muß, und läßet seinen Raub fahren, um sich zu rächen. Man giebt vor, daß er das Kameelfleisch jedem andern vorziehe. Das Fleisch der jungen Elephanten stehet ihm ebenfalls sehr an, und er wird leicht mit ihnen fertig, da ihre Zähne noch nicht hervorgeschossen sind, wofern die Mutter nicht zu Hülfe kommt. Der Elephant, das Nasehorn, der Tiger und das Flußpferd sind die einzigen Thiere, die dem Löwen die Spitze bieten können.

So schröklich aber dieses Thier ist, so jagt man es dem ohngeachtet mit grossen Hunden, zu deren Unterstützung aber allezeit Leute zu Pferde in der Nähe seyn müssen. Auch müssen die Hunde und selbst die Pferde vorher zu diesem Kampf geübt werden, indem fast alle Thiere erzittern und fliehen, so bald sie die Witterung des Löwen haben. Seine Haut bestehet zwar aus einem festen und dichten Gewebe, doch hält sie keine Kugel und nicht einmal einen Wurfspieß ab. Indessen tödtet man ihn fast niemal mit dem ersten Schusse. Oftmals fängt man ihn mit List, indem man ihm eine tiefe Fallgrube zubereitet, dieselbe obenher dünne überlegt, und darüber wieder ein lebendiges Thier befestiget. Sobald der Löwe gefangen ist, wird er sanftmüthig, und nimmt man die ersten Augenblicke wahr, da er ganz bestürzt oder beschämt ist, so kan man ihm eine Kette anlegen, einen Maulkorb aufsetzen, und ihn, wohin man will, führen.

Das Fleisch des Löwen ist von einem widrigen und starken Geschmacke. Die Negers und Indianer aber haben keinen Eckel davor. Die Haut, die vormals eine Tracht der Helden war, dienet diesen Völkern zu Mänteln und Bettdecken. Sie heben auch sein Fett auf, dem ein sehr durchdringender Geruch eigen ist, das selbst bey uns einen Plaz unter den brauchbaren gefunden und dem der Aberglaube ehemals die Kraft angedichtet hat, daß es den, der sich damit streiche bey Fürsten beliebt mache und wider alle Anfälle der reissenden Thiere sichere.

Diese Thiere sind nicht überall gleich fürchterlich. In den ungeheuren Einöden von Zaara, in den Wüsten, die zwo sehr verschiedene Menschenarten, die Negers und Mohren zu trennen scheinen, zwischen dem Senegal und dem äussersten Ende von Mauritanien, in den unbewohnten Ländern, die über dem Lande der Hottentotten liegen, und überhaupt in allen südlichen Ländern von Afrika und Asien, die der Mensch zu bewohnen verschmähet hat, finden sich die Löwen noch in zimlich grosser Anzahl, und sind so, wie sie die Natur hervorbringt, nemlich gewohnt, ihre Kräfte gegen alle Thiere zu versuchen, die ihnen aufstossen. Die Gewohnheit zu siegen macht sie unerschrocken und furchtbar. Da sie die Macht des Menschen nicht kennen, so haben sie auch keine Furcht davor. Sie scheinen seinen Waffen zu trotzen, weil sie die Gewalt derselben nicht gefühlet haben. Die Wunden setzen sie in Wuth ohne sie bestürzt zu machen. Selbst der Anblik einer grossen Menge machet sie nicht muthlos. Ein einziger Löwe aus diesen wüsten Gegenden fällt manchmal eine ganze Caravane an. Sind nach einem hartnäckigen und gewaltsamen Anfalle seine Kräfte erschöpft, so fliehet er nicht, sondern fährt fort, noch im Zurükweichen zu kämpfen. Dagegen haben die Löwen, die sich um die Städte und Dörfer in Indien und der Barbarey aufhalten, durch die Bekanntschaft mit dem Menschen, und durch die Erfahrung, wie schädlich seine Waffen sind, ihren Muth so sehr verlohren, daß sie auch seiner drohenden Stimme gehorchen, sich nicht erkühnen, auf ihn loszugehen, blos über das kleine Vieh herfallen, fliehen, und sich von Weibern und Kindern verfolgen lassen, von denen sie mit Stokschlägen gezwungen werden ihren Raub auf eine unanständige Weise aufzugeben; und wenn dem Dapper zu trauen ist, so bedürfen die afrikanischen Mädchens keines andern Mittels, einen Löwen in die Flucht zu bringen, als daß sie ihm dasjenige zeigen,

gen, was die Natur oder doch die Schamhaftigkeit die meisten Menschen gelehret hat, zu verdecken. Wir würden dieses leztere nicht angeführt haben, wenn nicht Pontoppiden in allem Ernste versicherte, daß sich die Norwegischen Viehmägde eben dieses Mittels mit gutem Erfolg wider die Bären bedienten. Die Anzahl dieser fürchterlichen Thiere ist auch bey weitem nicht mehr so groß, als sie ehemals gewesen, und vermindert sich dem Ansehen nach von Tag zu Tage, und Herr Schau sagt, daß die Römer fünfzigmal mehr Löwen aus Libyen zu ihren Schauspielen erhielten, als man heutiges Tages daselbst würde antreffen können.

Von der Gestalt des Löwens wollen wir noch das Nothwendigste aus der Daubentonschen Beschreibung mitnehmen.

Sein Kopf ist sehr groß und sein Gesicht mit einem langen Haar rings umhüllet. Der Scheitel des Kopfes, die Schläfe, die Backen, der Unterkinnbacken, der Hals, der Wiederriß, die Schultern, die Brust und der Bauch sind gleichfalls mit langen Haaren bedekt. Auf dem ganzen übrigen Leib ist das Haar sehr kurz, ausgenommen am Ende des Schwanzes, wo sich ein Büschel langer Haare befindet. Das Maul oder eigentlich die Schnautze, ist sehr groß, und endigt sich vorne in einer plattrunden Fläche, die durch das Ende der Nase und der Lefzen gebildet wird. Die Oberlefze ist in Form eines Hasenmauls gespalten, und hänget, wie bey den Doggen an jeder Seite über. Das Stirnblatt ist platt, und hat mit der Stirne selbst einerley Richtung. Diese senkt sich indessen etwas ein, und macht zwischen den erhabenen Oberrändern der Augengruben eine Furche. Der äussere Winkel eines jeden Auges liat höher als der innere, doch ist diese Schiefigkeit nicht so merklich, als am Wolfe. Die Ohren sind kurz, laufen rund zu, und liegen ganz in dem langen Haare verborgen, das wie eine Krone die Stirne bedekt. Das andere lange Haar, das an den Schläfen, an den Backen und an dem Kinne sizt, gibt dem Kopfe ein Ansehen, als wenn er noch grösser wäre, als er in der That ist, und das lange Haar oben auf dem Kopfe verhüllet den obern Theil der Stirne, und macht sie kürzer, wodurch alsdenn sein grosses Maul um so viel sichtbarer wird. Dieser Contrast gibt der Gesichtsbildung des Löwen ein plumpes und dummes Ansehen. Die Mähne, die über den Vordertheil des Leibs herligt, scheint den Hintertheil desselben nackend und zu sehr von Haaren entblößt zu lassen. Der Schwanz ist lang und stark und bey seinem Anfange dicker, als am Ende. Die Beine sind dik und fleischigt, und die Füsse nicht sehr lang. An den Vorderfüssen nimmt man das Faustgelenke dichte an den Zähen und an den Hinterfüssen zwischen den Zähen und dem Strahle nur einen kleinen Abstand wahr. Die Klauen des Löwen sind von weißlichter Farbe, groß, und an der Unterfläche wie eine schmale und tiefe Rinne zusamen gebogen, und dabey sehr krumm. Ihre Spitze kan nicht stumpf werden, indem sie niemals die Erde berühret, und die Klaue allezeit in die Höhe stehet, wenn das Thier sich ihrer nicht eben bedienet, eine Beute zu erhaschen. An beyden Füssen bleibt die lezte Gliedreihe der vier Zähen aufwärts gerichtet, und hinterwärts mit der Klaue umgebogen, die daran feste sizt. Diese verstekt sich in dem Haare, welches an den Zähen und den Beinen mehr Länge hat. In diesem Zustande sind die Zähen sehr kurz, indem sie nur zwo mit ihren Enden an einander haftende Gliederreihen haben.

Das lange Haar eines grossen Afrikanischen Löwens, den Herr Daubenton gesehen, hatte auf seinem Kopfe ein helles Falb, das auf den Ohren aber war auswärts schwarz und innwendig falbe. Das Haar auf dem Halse und dem Wiederriß, welches die Mähne bildete, war am längsten, und harte bis auf fünfzehn Zoll. Seine Farbe war eine Mischung von braunen und tiefen Falben, indem jedes Haar an der Wurzel und der Spitze rothfahl, und in der Mitte seiner Länge braun war. Das Haar auf den Schultern, der Brust und dem Bauche hatte einerley Farbe mit dem Halshaare, nur war es nicht so lange. An dem Vorkopf, auf dem Rücken, den Seiten des Leibes, dem Kreutze, der äussern Fläche der vier Beine, der Oberfläche der Vorderfüsse, und oben sowohl, als in den Seiten des Schwanzes, betrug die Länge des Haares höchstens einen Zoll. Es war falb und hatte eine olivenfärbigte Schattirung. Das Braune nahm sich besonders auf dem grösten Theile des Gesichtes aus, ausgenommen über den Vorderwinkel beyder Augen, wo ein weißlichter

lichter Flecken war, und unter diesem Winkel, wo sich ein Streifen von eben dieser Farbe befand. Der Rachen war mit einem braunschwärzlichten Haare umgeben, ausser am Ende des Maules, wo die Lefzen weiß waren. Die äussern Zeugungstheile, die inwendige Fläche der Beine, die Hinterfüsse nebst der Unterfläche des Schwanzes, hatten eine sehr helle falbe, oder gar weißlichte Farbe. Der Schopf langer Haare am Ende des Schwanzes war schwarz und vier Zoll lang. Die Haare zwischen den Zähen hatten eine braunschwärzlichte Farbe, die Haare des Bartes waren weiß, und bis auf vier Zolle lang.

Der Asiatische Löwe hatte eben diese Farbe, er war aber niedriger und nicht so lang, hatte einen runden Kopf, und eine kürzere Mähne. Die Vorderfüsse waren gedrehet, so daß die Faustgelenke, so wie bey den Dachshunden mit krummen Beinen sich berührten. Diese Krümmung der Beine scheinet aber mehr ein Gebrechen an diesem Löwen, das von der langen Einsperrung herrührte, als eine Art der Bildung zu seyn, die allen Löwen in Asien gemein wäre; wenigstens erinnere ich mich nicht, sie an einem Löwen aus diesem Welttheile, den ich einigemal zu sehen gieng, wahrgenommen zu haben.

Die Löwin hat, wie bereits gesagt worden, keine Mähne, und da die Theile, welche bey dem Löwen dadurch verstekt sind, deutlich in die Augen fallen, so geben sie ihr dem Scheine nach eine ganz andere Gestalt. In der That hat sie einen kleinern und kürzern Kopf, als der Löwe, eine nicht so eingefallene Stirne, und nicht so starke Lineamenten, und ihre Klauen sind auch kleiner. Die welche Herr Daubenton sahe, hatte ein Haar, das über den ganzen Körper nicht länger als vier Linien war, das Innwendige der Ohren, wo sich ein drey Zoll langes Haar befand, und das Ende des Schwanzes, woran der Schopf zween Zoll in der Länge hatte, ausgenommen die Haare am Knebelbarte bestanden aus dicken, steifen und weissen Borsten, so wie am Löwen, und waren fünfthalb Zoll lang.

Das Haar hatte eine falbe Farbe, die an einem Ort tiefer, als an dem andern, etwas schwarz gemischt, und hin und wieder mit Flecken von eben dieser Farbe eingesprengt war. Das Antliz, der obere und hintere Kopf, das Auswendige der Ohren, der Oberhals, die Schultern, die äussere Fläche der Vorderbeine, der Rücken, die Seiten des Leibes, das Kreuz, die Lenden, die äussere Fläche der Hinterbeine und die Oberfläche des Schwanzes hatten eine falbe Farbe mit einer zarten braunen Schattirung, indem sehr viele Haare an der Spitze braun waren. Der ganze übrige Leib war von einer sehr hellen falben und sogar weißlichten Farbe unter dem Unterkinnbacken, unter dem Halse, auf der Brust, auf den Achseln, auf dem hintern Theile des Kegels, auf dem Unterbauche, und inwendig an den Schenkeln und Beinen. An jeder Seite der Unterlefze fand sich bey den Winkeln des Mundes ein schwarzer Fleck. Das Innwendige dieser Lefze, der Rand der Oberlefze, der Umkreis der Augenwimpern, und die Gegend der Augenbraunen waren gleichfalls schwarz. Auf der hintern Seite der auswendigen Fläche der Ohren sah man einen grossen Flek von eben der Farbe, und der Schwanz war an seinem Ende in einer Länge von vier Zollen gleichfalls schwärzlicht.

Die Anzahl der Zähne des Löwens ist dreyßig, und sein Gerippe hat mit dem Gerippe der Katze viel Aehnlichkeit, doch ist diese nicht so groß, daß man nicht beym ersten Anblicke einen sehr merklichen Unterscheid wahrnehmen sollte.

Der Tiger.

TAB. LII.

Der Name Tiger ist ein Geschlechts-Name, den man vielen Thieren von verschiedener Gattung gegeben hat. Die Leoparden und die Panther, die man oft miteinander verwechselt hat, sind von den meisten Reisebeschreibern alle beide Tiger genannt worden. Die Unze Once (oder Onça) eine kleine Art Panther, die leicht zahm wird, und deren sich die Morgenländer zur Jagd bedienen, hat man für das Pantherthier selbst genommen, und so, wie jenes, durch den Namen Tiger bezeichnet. Der Luchs oder Hirschwolf und der Versorger des Löwen, den die Türken Karakulah und die Perser Siyahgush nennen, haben gleichfalls bisweilen den Namen des Panthers oder der Unze bekommen. Alle diese Thiere sind in Afrika und in allen mittäglichen Theilen Asiens häufig anzutreffen. Allein der wahre Tiger ist ein seltenes Thier, das die Alten wenig gekannt, und die Neuern schlecht beschrieben haben. Aristoteles sagt nichts davon. Plinius berichtet nur, daß es ein Thier von einer erschröklichen Geschwindigkeit seye, und gibt zugleich zu verstehen, daß es zu seiner Zeit viel seltener als das Panterthier gewesen seye, indem August, da das Theater des Marcell eingeweihet wurde, zu allererst den Römern einen Tiger habe sehen lassen, da doch vor und nach Panterthiere zu hunderten in den Schauspielen zu Rom gebraucht worden. Oppian und Solim scheinen die ersten zu seyn, die gesagt haben, daß der Tiger mit langen Streifen und der Panther mit runden Flecken gezeichnet wäre, welches in der That ein Merkmal ist, das den Tiger nicht allein vom Panther, sondern noch von vielen andern Thieren unterscheidet, die man nachgehends Tiger genannt hat. Strabo beruft sich, in Ansehung des Tigers auf den Maasthenes, daß es in Indien Tiger gäbe, die noch einmal so groß als die Löwen wären. Der Tiger ist also ein wildes Raubthier von einer erschröklichen Schnelligkeit, dessen Leib mit langen Streifen gezeichnet ist, und das den Löwen an Grösse übertrift. Dieses sind die einzigen Kennzeichen, die uns die Alten gegeben haben, und zu welchen Gesner und andere neuere Naturbeschreiber fast nichts gesezt haben.

Da man sich bey diesem Thiere so sehr geirret, und fast alle Raubthiere mit getigerten oder fleckigten Hauten Tiger genennet hat, so wird es nöthig seyn, auch zu zeigen, welchem Thier eigentlich dieser Name zukommt.

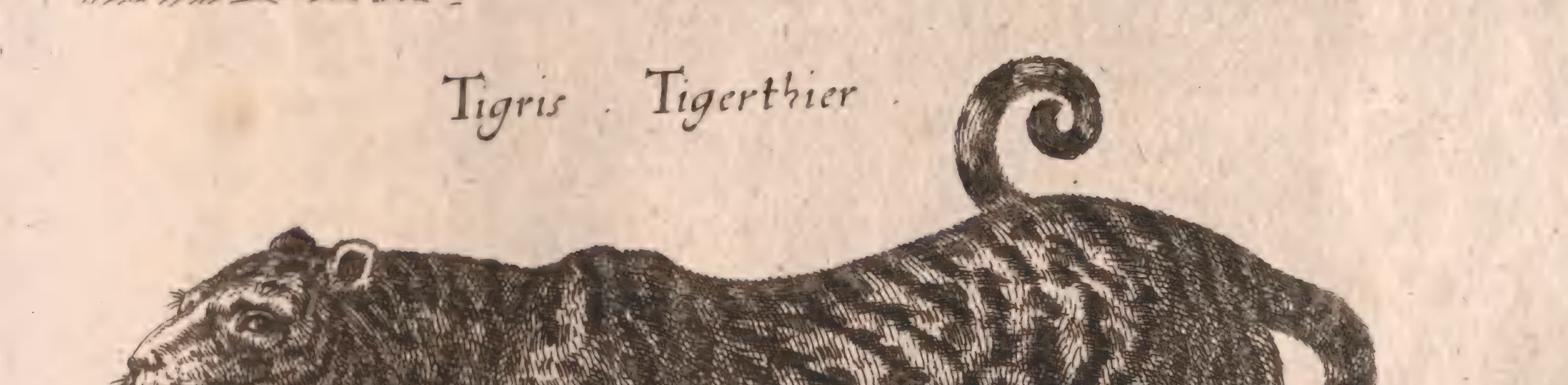
Es war gleich ein Irrthum, daß man alle Thiere mit Tigerhäuten aus Asien und Afrika Tiger nannte. Diesen Irrthum brachte man auch nach Amerika hinüber, und verdoppelte ihn. Man fand in diesem Lande Thiere, deren Häute mit runden und von einander abgesonderten Flecken gezeichnet waren, und man gab ihnen den Namen der Tiger, ohngeachtet sie weder zu der Gattung des wahren Tigers, noch zu irgend einer von den getigerten Thierarten in Asien und Afrika gehörten, bey denen man schon diese Benennung auf eine unrichtige Art angebracht hatte.

Man hat schon in dem vorigen Abschnitte gesehen, daß der Löwe in Amerika nicht vorhanden, und der Puma in Peru ein Thier von einer ganz anderen Gattung. Eben dieses wird man auch von dem Tiger und Panther sehen. Beyde finden sich blos in der alten Welt. Der wahre Tiger, ist ein schröckliches und vielleicht fürchterlicheres Thier, als der Löwe. Seine Grimmigkeit ist mit nichts zu vergleichen. Von seiner Taille die gewöhnlich vier bis fünf Fuß in der Höhe, und neun, zehen, bis dreyzehn oder vierzehn Schuhe in der Länge ohne den Schwanz beträgt, kan man auf seine Stärke schliessen. Seine Haut ist nichts getigert oder mit runden Flecken übersäet, sondern sein Haar hat auf einem halben Grunde Streifen, die queer über den

Pardus . Leopardus .
Parderthier . Leopard .

Unze.

Tigris . Tigerthier .



den Leib gehen, und auf dem Schwanze, so lang wie er ist, sich in Ringe bilden. Diese Merkmaale allein sind hinreichend ihn von allen Raubthieren der neuen Welt zu unterscheiden, von denen die grösten kaum unsern Bauernhunden und Windspielen gleichkommen. Der Leopard und das Pantherthier in Afrika und Asien kommen dem Tiger an Grösse nicht sehr nahe, und sind doch noch grösser, als die Raubthiere in den südlichen Theilen von Amerika. Plinius, dessen Zeugnisse hierüber man nicht in Zweifel ziehen kan, indeme die Panther in Rom täglich in Menge in Schauspielen zum Vorschein kamen, zeiget uns ihre wesentlichsten Kennzeichen an, wenn er berichtet, daß ihr Haar weißlicht, und ihre Haut überall mit schwarzen Flecken, die wie die Augen aussähen, gesprengelt seye. Der einzige Unterscheid, sezt er hinzu, der sich zwischen dem Männchen und Weibchen fände, sey dieser, daß das Weibchen ein weisseres Fell habe, die amerikanischen Thiere, die man Tiger genennet hat, gleichen dem Pantherthier mehr, als dem Tiger, dennoch bleibt der Unterscheid noch allemal groß genug, um deutlich zu erkennen, daß keines unter ihnen genau betrachtet, zur Panthergattung gehöre.

Das erste ist der Jaguar, oder Jaguara, oder Janowara, der sich in Guiana, in Brasilien und in den andern mittäglichen Theilen von Amerika findet. Ray hatte dieses Thier mit einigem Grunde den Parder oder den Luchs von Brasilien genennet. Die Portugiesen haben es Unze geheissen, indeme sie schon vorher durch einen Mißbrauch der Sprache diesen Namen dem Luchs und nachher dem kleinen Panther gegeben hatten. Die Franzosen haben es Tiger und zwar ohne allen Grund der Aehnlichkeit genannt, mit dem es nichts gemein hat. Es unterscheidet sich auch Panther in der Grösse des Körpers, in der Länge und Figur seiner Flecken, in der Farbe und Länge des Haares, welches bey den jungen kraus, und niemals völlig so glatt als am Panther ist, und endlich noch in dem Naturelle und in den Sitten, indem das wilder ist, und sich nicht zähmen läßt.

Das andere Thier Cuguar oder wie sein Brasilianischer Name heißt Cuguacu-ara haben die Franzosen den rothen Tiger genannt. Von dem eigentlichen Tiger ist es ganz und gar, und von dem Panther in vielen Stücken unterschieden, indem es ein rothes einfärbigtes Haar, ohne Flecken, eine andere Gestalt des Kopfes, und eine längere Schnauze, als der Tiger oder der Panther hat.

Eine dritte Gattung, der man auch den Namen des Tigers gegeben hat, und die eben sowohl, als die vorhergehenden gänzlich von ihm unterschieden ist, macht die Jaguarete, die beynahe so groß, als der Jaguar, und demselben auch in ihren natürlichen Eigenschaften ähnlich ist, aber in äusserlichen Merkmaalen sich von ihm wieder unterscheidet. Man hat dieses Thier den schwarzen Tiger genannt, weil es über den ganzen Leib ein schwarzes Haar mit noch schwärzeren Flecken hat, welche lezteren, wie am Jaguar einzeln und dichte zerstreuet liegen.

Auser diesen dreyen Gattungen, und auch noch wohl einer vierten, die kleiner als die andern ist, denen man insgesamt den Namen der Tiger beygeleget hat, findet sich in Amerika noch ein Thier, welches man diesen an die Seite stellen kan, und dessen Benennung besser als der übrigen ihre, gewählt zu seyn scheint. Dieses ist die Parderkatze, die eine der Katze sowohl, als dem Pantherthiere verwandte Bildung hat, und in der That durch diese zusammen gesezte Benennung leichter, als durch ihren mexikanischen Namen Tlacooscloti zu bezeichnen steht. Sie ist kleiner als der Jaguar, die Jaguarete und der Cuguar, allein sie ist zu gleicher Zeit grösser, als eine wilde Katze, mit der sie in der Gestalt viel Aehnlichkeit hat. Blos der Schwanz ist an ihr um ein ansehnliches kürzer, und das Fell mit schwarzen Flecken übergesprengt, die auf dem Rücken länglicht und am Bauche rund ausfallen.

Nachdem wir dieses vorausgeschikt haben, so können wir nun schon der Naturgeschichte des Tigers selbst übergehen.

Dieses Thier hat in der Classe der fleischfressenden, wo der Löwe oben an stehet, den Rang gleich nach demselben. Da selbst bey einem bösen Geschlechte der erste allemal der grösseste und oftmals der beste ist, so ist im Gegentheil der andere gemeiniglich der schlimmste von allen. Bey dem Löwen findet sich Stolz und Adel, Muth und Güte, Stärke und Großmuth beysammen, da indessen der Tiger ein niederträchtiger Würger und grausam ohne Gerechtigkeit, oder welches eben so viel sagt, ohne Noth ist. Daher ist der

Tiger mehr als der Löwe zu fürchten. Dieser vergißt nicht selten, daß er der König, oder eigentlich zu reden, der stärkste von allen Thieren seye; fällt, wenn er ruhig vor sich gehet, niemals einen Menschen an, wo fern er nicht gereizt wird; und hat in seinem Gange nichts ungestümmes, und lauft und jagt nicht anders, als wenn ihn der Hunger quälet. Der Tiger kan hingegen vom Fleisch übersatt seyn, und scheint doch immer nach Blut zu dürsten. Seine Wuth hat keine andere Zwischenzeiten, als die so er braucht, um sich einen Lauerwinkel zu zubereiten. Er ergreift und zerreißt einen neuen Raub mit eben der wüthenden Begierde, die er durch den vorhergehenden Fraß büssete, und doch nicht ersättigte. Er macht das Land, wo er wohnet, öde, er hat keine Furcht weder vor dem Anblicke, noch vor den Waffen des Menschen; er würget bis zu ganzen Niederlagen unter den Heerden der Hausthiere, er bringt alle wilde Thiere ums Leben, er fällt die kleinen Elephanten und junaen Nasehörner an, und erkühnet sich so gar, dem Löwen bisweilen Troz zu bieten.

Die Gestalt des Leibes hat gemeiniglich mit dem Naturelle einige Uebereinstimmung. Der Löwe hat ein edles Ansehen, die Höhe seiner Beine hat mit der Länge seines Leibes ein richtiges Verhältniß, die dicke und grosse Mähne, sein zuversichtlicher Blik, sein langsam stolzer Gang, kurz, alles kündigt seine trotzige und majestätische Unerschrockenheit an. Der Tiger, zulang von Leibe, und zu niedrig auf den Beinen, mit einem kahlen Kopfe, mit wilden scheußlichen Augen, mit einer blutrothen und allezeit aus dem Halse hervorhängenden Zunge, trägt blos die Kennzeichen der niederträchtigen tückischen Bosheit, und der unersättlichen Grausamkeit. Sein einziger natürlicher Trieb ist eine beständige Wuth, ein blindes Rasen, das oftmals so weit gehet, seine eigenen Jungen zu verschlingen, und ihre Mutter, wenn sie dieselben beschützen will, zu zerreissen.

Zum Glücke ist seine Gattung nicht zahlreich, und scheint in die heissesten Erdstriche von den östlichen Indien eingesperret zu seyn. Er findet sich in Malabar, in Siam, in Bengalen, und in eben den Ländern, die der Elephant und das Nasehorn bewohnen. Man will sogar sagen, daß er sich oft in der Gesellschaft dieses leztern Thieres finden lasse, und demselben nachgehe, um seinen Koth zu fressen, der ihm statt eines abführenden und kühlenden Mittels diene. Er besucht mit ihm die Ufer der Flüsse und Seen. Da das Blut ihn nur noch durstiger macht, so braucht er ohne Unterlaß Wasser, um die Hitze zu lindern, die ihn verzehret. Ausserdem erwartet er an dem Wasser die Ankunft der Thiere, die häufig dahin kommen. Hier verrichtet er eine Mordthat nach der andern. Denn er läßt zum öftern Thiere, die er eben getödtet hat, liegen, um andere zu würgen. Er sucht, wie es scheint ihr Blut zu kosten, trinkt es mit allem Vergnügen des Wohlgeschmackes, und berauscht sich. Wenn er ihnen den Leib aufschlitzet und zerreißt, so geschiehet es, um seinen Kopf hinein zu stecken, und mit langen Zügen das Blut auszusaugen.

Wenn er grosse Thiere, als ein Pferd, oder einen Büffelochsen umgebracht hat, so reißt er ihnen nicht auf der Stelle die Gedärme aus dem Leibe, aus Furcht dabey beunruhiget zu werden. Er trägt sie in einen Wald, und schleppet sie mit solcher Leichtigkeit fort, daß die Schnelligkeit seines Laufes kaum durch die ungeheure Last etwas zu verliehren scheint.

Einige Reisende haben ihn der Grösse nach mit einem Pferde, andere mit einem Büffel verglichen. Constance sagte dem Pater Tachard, der sich über die Grösse und Gestalt des Tigers, den er zuerst am Siamischen Hofe sahe, verwunderte, und sie mit denen nicht reimen konnte, die er in Frankreich unter diesem Namen gesehen hatte, daß ihm auf der Jagd ein Tiger von der Grösse eines Maulesels sehr nahe gewesen seye. Herr de la Lande-Magon hat den Herrn Büffon versichern lassen, daß er in Ostindien einen Tiger von fünfzehn Schuhen gesehen hätte. Wenn auch der Schwanz mit in die Länge des Maasses begriffen ist, so hatte dieser Tiger doch wenigstens zehn Fuß in der Länge. Derjenige, von welchem die Haut in dem Königlich Französischen Cabinette ist, war von der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes zwar nur sieben Fuß lang. Allein er war ganz jung gefangen, und hernach allezeit in dem Wildgarten in ein enges Käficht eingesperrt gewesen.

Ob aber gleich dieser Tiger in der engen Gefangenschaft unter einem fremden Himmelsstriche nicht zu seiner völligen Entwickelung kommen konnte, so gibt doch, wie Herr Büffon sagt, der blose Anblik dieser ausgestopften Haut noch ein fürchterliches Thier zu erkennen, und die Unterssu-

terſuchung des Gerippes läßt nicht daran zweifeln. Auf den Beinknochen ſieht man unebene Stellen, zum Zeichen, daß daſelbſt ehemals Muskeln, die noch gröſſer als am Löwen geweſen ſeyn müſſen, angehaftet haben. Dieſe Knochen ſind durch und durch von der äuſſerſten Härte, aber kürzer, als die vom Löwen, wie ſchon erwähnet worden. Dem zu folge muß die erſchrökliche Geſchwindigkeit, von der Plinius redet, nicht von der ordentlichen Bewegung des Ganges, oder von der Schnelligkeit ſeiner Schritte in einem anhaltenden Laufe verſtanden werden. Allein dieſe erſchrökliche Geſchwindigkeit paſſet vollkommen gut auf die erſtaunlichen Sprünge, die er thun muß, ohne ſich anzuſtrengen. Denn wenn man ihm nach dem Maaſſe ſeines Verhältniſſes eben ſo viel Stärke und Geſchmeidigkeit, als der Katze beylegt, die ihm im Baue der Glieder ſehr nahe kommt, und die in einem Augenblicke einen Saz von vielen Schuhen weit thut; ſo wird man begreifen, daß der Tiger mit ſeinem zehnmal ſo langen Körper in einem faſt eben ſo kurzen Zeitraume einen Sprung von verſchiedenen Ruthen thun kan.

Der Tiger iſt vielleicht von allen Thieren das einzige, deſſen Naturell man nicht umlenken kan. Weder Stärke noch Zwang, noch Gewalt können ihn bändigen. Er wird eben ſo grimmig wenn man ihm gut, als wenn man ihm übel begegnet. Selbſt die Zeit, an Statt die wilden Säfte abzukühlen, verbittert nur ſeine Galle und vermehret ſein Raſen. Er brüllet bey dem Anblicke eines jeden lebendigen Geſchöpfes; und jedes ſcheinet ihm ein neuer Raub zu ſeyn; er ſchikt ihm ein gräßliches mit Zahnknirſchen vermengtes Gebrülle entgegen, und fährt oftmals darauf zu, ohngeachtet der Ketten und der Gitter, die ſeine Wuth zwar brechen, aber nicht dämpfen können.

Das was der Pater Tachard als Augenzeuge von dem Gefechte eines Tigers gegen einen Elephanten erzählet, wird einen vollſtändigen Begriff von der Stärke dieſes grauſamen Thieres machen. Man hatte, ſagt er, ein hohes Pfahlwerk von Bambusrohre hundert Fuß ohngefehr ins Gevierte aufgeführet. Mitten in den eingeſchloſſenen Plaz waren drey Elephanten hineingelaſſen, die mit dem Tiger kämpfen ſollten. Sie trugen eine Art von einer groſſen Schildhaube, in Form einer Maske, zur Bedeckung des Kopfes und eines Theils des Rüſſels. So bald wir angekommen waren, ließ man aus dem Kerker, der in das Pfahlwerk hinein gieng, einen Tiger von ſolcher Geſtalt und Farbe heraus, die beyden bey dieſem Kampfe gegenwärtigen Franzoſen ganz neu vorkamen. Denn auſſerdem, daß er weit gröſſer, weit dicker, und von nicht ſo ſchlankem Wuchſe war, als diejenigen, die wir in Frankreich geſehen hatten, war auch ſeine Haut nicht auf eben die Art geflekt, ſondern anſtatt aller dieſer unordentlich zerſtreuten Flecken hatte er lange und breite zirkelförmige Streifen. Dieſe faſſeten auf dem Rücken ineinander, und trafen unter dem Bauche wieder zuſamen, giengen hierauf längſt dem Schwanze fort, und verwandelten ſich in ſchwarze und weiſſe Ringe, die immer einer um den andern den Schwanz bis zu Ende aus bekleideten. An dem Kopfe fand ſich nichts auſſerordentliches, eben ſo wenig, als an den Beinen, auſſer daß dieſe gröſſer und dicker als an dem gemeinen Tiger waren. Gleichwohl war dieſer nur noch ein junger Tiger, der noch zu wachſen hatte, und Mr. Conſtame verſicherte, daß ſich in dem Königreiche dreymal gröſſere fänden. — — Es gibt auch kleine Tiger im Lande, die denen gleich kommen, ſo aus Afrika nach Europa gebracht werden, und man zeigte uns noch denſelben Tag einen von der Art zu Louvo.

Man ließ den zum Kampf beſtimmten Tiger nicht ſogleich loß, ſondern hielt ihn an zween Stricken feſt. Da er alſo die Freyheit nicht hatte, einen Anſprung zu thun, ſo gab ihm der nächſte Elephant zween bis drey Stöſſe mit dem Rüſſel auf den Rücken: Dieſe Erſchütterung war ſo heftig, daß der Tiger davon umgeworfen wurde, und einige Zeit ausgeſtrekt und ohne Bewegung auf der Stelle liegen blieb, als wenn er todt geweſen wäre. So ſehr auch dieſer erſte Angrif ſeine Wuth gedemüthiget hatte, ſo war er doch nicht ſo bald losgebunden, als er ein gräßliches Geſchrey erhob, und auf den Rüſſel des Elephanten zufahren wollte, der herbey kam, ihm neue Stöſſe zu geben. Allein dieſer zog denſelben geſchikt ein, und bis unter ſeine beyden groſſen Zähne zurük, die er dem Tiger zu gleicher Zeit vorhielt, und ihn ſo wohl damit faßte, daß er ihn hoch in die Luft ſchleuderte. Diß machte ihn ſo betäubt, daß er allen Muth verlohr, ſich den Elephanten zu nähern, ſondern nur längſt dem Pfahlwerke auf und nieder lief, und

bisweilen gegen die Personen ansprang die sich gegen über auf den Geländern sehen liessen. Man trieb hierauf die drey Elephanten gegen ihn an, die ihm einer um den andern so gewaltige Stösse gaben, daß er sich noch einmal todt stellte, und sein Heil vor ihnen, wo er konnte, in der Flucht suchte, indem sie ihn ohne Zweifel würden umgebracht haben, wenn man dem Kampf nicht ein Ende gemacht hätte.

Aus dieser Beschreibung des P. Tachard's erhellet, daß dieser Tiger der wahre Tiger und eben darum den Franzosen als ein neues Thier vorgekommen seye, weil sie in Frankreich vermuthlich nur Panterthiere und Leoparden aus Afrika, oder auch amerikanische Jaguars gesehen hatten. Auch die kleinen Tiger, die er zu Louvo sahe, waren wahrscheinlicher Weise wohl nur Panterthiere. Zugleich ersiehet man den Grimm und die Stärke dieses Thieres, da es ohngeachtet seiner Jugend, und seines noch nicht vollendeten Wachsthumes, ohngeachtet es gefangen und angebunden, und allein gegen drey war, dennoch für die Kolossen, mit denen es zu kämpfen hatte, so fürchterlich war, daß man sich genöthiget sahe, dieselben mit einer Bedeckung an allen Theilen des Leibes zu versehen, die von der Natur nicht selbst undurchdringlich gepanzert waren. So schröklich aber dieses Thier ist, so haben doch Reisende Waghälse gesehen, die eine Belohnung bey ihrem Hofe zu erhaschen freywillig in Schauspielen blos mit Schild und Schwerdt einen Tiger angreiffen, der sie zuweilen in Stücken zerreißt, zuweilen aber auch von ihnen zerhauen wird.

Dellon sagt in seinen Reisen, daß Malabar das Land in Indien seye, wo es die meisten Tiger gebe, daß ihre Gattung vielfach, und derjenige, den die Portugiesen den königlichen Tiger nennen, der gröste von allen und ausserordentlich selten seye, indem er Pferds-Grösse habe.

Der königliche Tiger macht also dem Ansehen nach keine besondere und von dem wahren Tiger verschiedene Gattung aus, und findet sich nirgends, als in Ostindien, und nicht in Brasilien, wie einige Naturkündiger geschrieben haben. Der ächte Tiger scheinet nach dem Herrn Büffon blos in Asien und in den mittäglichen Theilen von Afrika angetroffen zu werden. Denn die meisten Reisebeschreiber, die auf den Küsten von Afrika gewesen sind, reden zwar in der That von Tigern, und sagen sogar, daß sie daselbst sehr häufig sind; gleichwohl ist es sehr leicht aus den Kennzeichen abzunehmen, daß es keine wahre Tiger, sondern Pantherthiere, Leoparden oder Unzen sind. Der Doctor Shaw sagt ausdrüklich, daß in den Königreichen Tunis und Algir der Löwe und das Pantherthier unter den wilden Thieren die ersten vom Range sind, aber daß der Tiger in diesem Theile der Barbarey nicht gefunden werde. Dieses scheinet der Wahrheit gemäß zu seyn; denn es waren keine afrikanische, sondern indianische Gesandten, die dem August bey seinem Aufenthalte in Samos den ersten Tiger zum Geschenke brachten, den jemals die Römer gesehen hatten, und eben so war es aus Indien, wo Heliogabal diejenigen herkommen ließ, die er vor seinen Wagen spannen und dem Bacchus nachäffen wollte.

Die Gattung des Tigers ist also allezeit seltener und weniger ausgebreitet gewesen, als die Löwenart. Zwar wirft das Weibchen, so wie die Löwin, vier bis fünf Junge. Sie ist zu allen Zeiten grimmig, allein ihre Wuth übertrift alles, wenn man ihr diese Brut raubet. Sie trotzet allen Gefahren, und verfolgt die Räuber, die alsdenn, wenn sie ihnen nahe kommt, genöthigt sind, eines von den Jungen fallen zu lassen. Alsdenn stehet sie stille, nimmt es auf, und trägt es an einen sichern Ort; nach einigen Augenblicken kommt sie wieder, und jagt den Entführern bis an die Stadthore, oder bis an ihre Schiffe nach. Hat sie aber alle Hofnung verlohren, so bricht ihr Schmerz in ein rasendes und wehklagendes Geschrey, und in ein gräßliches Geheul aus.

Der Tiger zieht die Haut seines Vorkopfes in Runzeln zusamen, knirscht mit den Zähnen, ergrimmet und brüllet, wie der Löwe; allein sein Brüllen ist unterschieden, hat etwas sehr rauhes und einige Reisebeschreiber haben es mit dem Geschreye gewisser grosser Vögel verglichen.

Die Haut dieser Thiere wird sehr hoch gehalten, besonders in China. Die Kriegsmandarinen brauchen sie zu Stuhldecken auf den offentlichen Marktplätzen, und im Winter zu Ueberzügen der Kissen. So selten aber diese Häute auch in Europa sind, so gering ist doch ihr Werth.

Die

Die Haut des Leoparden aus Guinen und vom Senegal, den unsere Kirschner Tiger nennen, hat man weit lieber. Uebrigens macht sie doch den einzigen Vortheil aus, den man von einem so schädlichen Thiere ziehen kan. Man hat vorgegeben, daß sein Schweiß ein Gift, und das Haar aus seinem Knebelbarte ein gewisser Tod für Menschen und für Thiere wäre, daher auch niemand in dem Reiche des grossen Mogols dergleichen für sich behalten durfte, sondern es an den Hof bringen mußte, wo Pillen für die daraus bereitet würden, die der Kaiser heimlich tödten wolte. Allein die Indianer essen sein Fleisch, und finden es weder ungesund, noch übelschmäckend. Wenn also das Haar seines Bartes in einer Pille genommen, tödtet, so ligt wohl die Schuld in der Härte und Steife desselben, und eine solche Pille thut eben die Wirkung im Magen, die ein Päkchen kleiner Nadeln haben würde.

Der ausgestopfte Tiger, nach dem Herr Daubenton seine Beschreibung gemacht hat, hat ohngefehr sechs und einen halben Schuh vorn von der Nase, bis an den Anfang des Schwanzes, der zween Schuhe und sieben bis acht Zolle lang ist. Der Scheitel des Kopfes ist breit, und die Ohren sind kurz und weit von einander entfernt. Dem Anscheine nach hat die Bildung des Körpers viele Uebereinstimmung mit derjenigen, die das Pantherthier hat.

Die Haut dieses Tigers hat lange schwarze Flecken auf einem falben oder weißlichten Grunde, der hin und wieder gelblicht schattirt ist. Die Nase und die Seite der Nase, sind falb ohne alle Flecken. Die Schläfe, die Stirne und die Scheitel des Kopfes haben schwarze Flecken auf einem falben Grunde. Diese Flecken sind sehr unregelmäßig, und sehen fast alle wie Streifen aus, die nach verschiedenen Richtungen laufen. Diejenige, so auf dem Untertheile der Stirne liegen, haben wenig Länge und Breite. Zu beyden Seiten des mittleren Theiles der Stirne findet sich ein fast eyrunder Flek, und über diesen Flecken ein schmaler und wenig sichtbarer Streifen, der queer über die Stirne geht, und sich an beyden Enden nach unten und einwärts krümmet. Mitten aus diesem Streifen gehen zween andere etwas breitere und weit mehr in die Augen fallende Streifen hervor, die nach aussen krumm umlaufen, und bis an die Ohren reichen. Endlich geht noch ein anderer Streifen queer über die Scheitel des Kopfes, aber nicht bis an die Ohren.

Die Haare sind nicht länger, als einen oder anderthalb Zoll, ausgenommen an den Seiten des Kopfes unter den Ohren, wo sie bis auf fünfthalb Zoll in der Länge haben. Diejenigen, die von diesen langen Haaren sichtbar sind, wenn man das Thier von der Seite ansieht, sind rothfahl. Allein, wenn man sie aus einander bieget, so sieht man, daß sie andere Haare von einer helleren falben Farbe bedecken, und unter diesen findet man wieder andere, die weißlicht sind, und zarte gelblichte Sprenkeln haben. Man nimmt sie wahr, wenn man das Thier von vorne ansieht, und unterscheidet dabey Streifen, die von oben nach unten gehen, und aus Zöpfen von schwarzen Haaren ihren Ursprung haben. Der Obertheil und die Seiten des Halses, der Wiederriß, die Schulter, die äussere Seite des Kegels und des Vorderkegels. Der Rücken, die Seiten der Brust und des Bauches, das Kreuz, die äussere Fläche des Schenkels, das Bein, und endlich die vier Füsse haben eine falbe Farbe und gröstentheils auch schwarze Streifen. Diese Streifen sind auf dem Halse sehr unmerklich, und haben eine schräge Richtung, von vorne nach hinten, und von innen nach aussen.

Die Streifen auf dem Wiederrisse, dem Rücken und dem Kreutze fallen im Gegentheil mehr in die Augen, und liegen queer. Sie sind auch daselbst häufiger, als an den Seiten des Leibes. Die an den Hinterbeinen sind schmähler, nicht so sichtbar, und laufen beynahe alle queer. Einige aber durchschneiden sich einander, und bilden Maschen von einer sehr unordentlichen Figur. Das Ende des Schwanzes ist schwarz, und der übrige Theil desselben mit vielen Ringen von eben derselben Farbe auf einem sehr lichtfalben und sogar weißlichten Grunde umgeben. Das Falbe ist bey dem Anfange des Schwanzes tiefer, und die Streifen anstatt sich im Ringe zu bilden, laufen daselbst nach verschiedenen Richtungen.

Die Oberlefze ist weißlicht und mit kleinen schwarzen Flecken besäet. Um die Augen gehet ein weißlichter und gelblicht schattirter Ring, und darüber zeigt sich ein grosser Fleck von eben der Farbe mit einigen schwarzen Tüpfelchen. Der Untertheil der Backen, der untere Kinnba-

cken, die Kehle, die untere Fläche des Halses, die inwendige Fläche der Vorderbeine, die Brust und der Bauch haben eine weißlichte Farbe mit einer zarten gelblichten Einsprengung. Unten auf dem Backen, auf dem Unterkinnbacken und der Kehle finden sich schwarze unordentliche Streifen. Auf den Seiten und auf der Unterfläche des Halses sind die Streifen schräge, fangen nicht weit von den Ohren an, und fliessen bey dem Vordertheile der Brust in einander. Auch sind einige Queerstreifen an der hinteren und vorderen Seite des Vorderbeins befindlich. Der hintere Theil der Brust und der vordere Theil des Bauches haben viele kurze, breite und queergehende Streifen. Die Haare an den Seiten und auf der Spitze der Zähen haben eine weißlichte Farbe mit feinen gelblichten Sprenkeln.

Das Pantherthier, die Unze und der Leopard.

TAB. LII, LIII.

In Asien und Afrika finden sich nebst den Tigern noch drey andere Gattungen von diesen Thieren, die sich alle drey vom Tiger, und alle wieder von einander selbst unterscheiden. Diese sind das **Pantherthier**, die **Unze** und der **Leopard**. Diese haben die Naturbeschreiber nicht allein eine für die andere genommen, sondern sogar mit den Gattungen eben desselben Geschlechtes verwechselt, die sich in Amerika gefunden haben. Hier soll nur blos von denenjenigen Thieren, denen dieser Name mit Recht zukommt, geredet werden.

Die erste Gattung dieses Geschlechtes, die sich in der alten Welt findet, ist das grosse Pantherthier, das wir schlechtweg Panther nennen werden. Die Griechen nannten es unter dem Namen Pardalis, die alten Lateiner unter der Benennung Panthera, nachgehends Pardus und die heutigen Lateiner unter dem Namen Leopardus. Der Körper dieses Thiers, wenn es völlig ausgewachsen ist, hat vorne von der Schnauze, bis an den Anfang des Schwanzes fünf bis sechs Fuß in der Länge, und der Schwanz ist über zween Fuß lang. Seine Haut hat zur Grundfarbe ein mehr oder weniger dunkles Falb auf dem Rücken, und an den Seiten des Leibes, und unter dem Bauche eine weißlichte Farbe. Es ist mit schwarzen Flecken gezeichnet, die wie grosse Ringe oder wie Rosen aussehen. Diese Ringe sind an den Seiten des Leibes wohl von einander abgesondert, in der Mitte leer, und haben grösstentheils im Mittelpunkte einen oder mehrere Flecken von eben der Farbe, die der Umkreis des Ringes hat. Eben diese Ringe, die theils oval, theils zirkelrund sind, halten oftmals mehr als drey Zoll im Durchmesser, und sind blos auf dem Kopfe, auf der Brust, auf dem Bauche und an den Beinen, ohne allen leeren Raum in der Mitte.

Die zwote Gattung ist der kleine Panther des Oppians, dem die Alten keinen besonderen Namen beygeleget haben, den aber die neueren Reisebeschreiber nach dem verdorbenen Namen Lynx; oder Lunx, die Unze (Once) nennen, welcher Name schiklich zu seyn scheinet, da das Thier in der That mit dem Luchse einige Aehnlichkeit hat. Es ist weit kleiner, als der Panther, und hat in der Leibeslänge ohngefehr vierthalb Fuß, welches beynahe das Maas des Luchses ist. Es hat ein längeres Haar, als der Panther, und einen weit längeren Schwanz, nemlich von drey Fuß und bisweilen drüber, ungeachtet der Körper der Unze im Ganzen aufs wenigste ein Drittheil kleiner, als

der

Lynx. Luchs.

Tigris Geſneri.

Panthera.

der Körper des Panthers ist. Die Grundfarbe des Haares von der Unze ist auf dem Rücken und an den Seiten des Leibes ein weißlichtes Grau, das unter dem Bauche noch weisser wird. Die Flecken sind bey dem Panther und der Unze fast von einerley Grösse und Bildung.

Die dritte Art, von der die Alten gar keine Meldung thun, ist ein Thier am Senegal, in Guinea und den andern mittäglichen Ländern, die die Alten nicht entdekt hatten. Wir werden es den Leopard nennen, welches der Name ist, den man bey dem grossen Pantherthiere unrecht angebracht hat. Es ist ein wenig grösser, als die Unze, aber weit kleiner als der Panther, indem seine Länge nicht viel über vier Fuß beträgt. Der Schwanz ist zween oder dritthalb Schuhe lang. Der Grund des Haares auf dem Rücken und an den Seiten des Leibes ist falb, bald mehr, bald weniger dunkel, der Unterbauch ist weißlicht, die Flecken sind wie Ringe oder Rosen gebildet, aber diese Ringe sind viel kleiner, als an dem Panther oder der Unze, und die meisten sind aus vier oder fünf kleinen vollen Flecken zusamen gelezt. Auch findet man von diesen kleinen Flecken einige unordentlich zerstreut.

Oppian kannte unsere beyden ersteren Arten, nemlich den Panther und die Unze. Er hat zuerst gemeldet, daß die Art der Pantherthiere doppelt wäre, eine nemlich, die gröſſer und stärker vom Leibe, und eine andere, die kleiner, aber gleichwohl in der Bildung des Körpers, in der Mannigfaltigkeit und Lage der Flecken der ersten ähnlich wäre. Ihr Unterscheid bestunde blos in der Länge des Schwanzes, der an den kleinern länger, als an den grossen wäre. Die Araber haben den grossen Panther durch den Namen al Nemes und das kleine durch den Namen al Phet oder al Phed angezeigt, und seine wirkliche Benennung in der Barbarey ist Faadh. Der Faadh sagt Shaw, gleichet darinn dem Leoparden (er versteht den Panther) daß er, wie dieser gefleckt ist. Allein, in anderer Absicht ist er wieder von ihm unterschieden, indem er eine dunklere und grobhaarichtere Haut hat, und nicht so wild ist. Ausserdem lernt man es aus einer Stelle des Albertus, den Gesner mit Anmerkungen versehen hat, daß der Phet der Araber, im Italiänischen und einigen andern Europäischen Sprachen Leunza oder Lonza seye genennet worden. Man kan also auser Zweifel seyn, wenn man diese Bezeichnungen gegen einander hält, daß der kleine Panther des Oppians, der Phet oder Fhed der Araber, der Faadh in der Barbarey und die Unze der Europäer einerley Thier sind. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß dieses Thier der Parder oder Pardus der Alten, und die Panthera des Plinius seye, indem er meldet, daß der Farbengrund seines Haares weiß seye, anstatt, daß die Grundfarbe an dem grossen Panther bald ein tieferes bald ein lichteres Falb ist. Ausserdem ist sehr zu vermuthen, daß das kleine Pantherthier schlechtweg Parder ist genennet worden, und daß man nachher angefangen hat, das grosse den Leoparden zu nennen, indem man sich eingebildet hat, dieses wäre eine Bastartgattung, die durch die Vermischung der Löwenart zu ihrer Grösse gelangt wäre, welches Vorurtheil ohne Grund ist.

Die Unze ist also von dem Panther darinn unterschieden, daß sie kleiner ist, einen weit längeren Schwanz, und ein längeres Haar von grauer oder weißlichter Farbe hat; und der Unterscheid des Leoparden von dem Panther und der Unze bestehet darinn, daß er eine viel schönere Haut trägt, an der das Falbe lebhaft und glänzend, wiewohl an einer Stelle dunkler, als an der andern ist, und an der die Flecken kleiner sind, und grösstentheils in Gruppen liegen als wenn ein jeder derselben aus vier Flecken zusammen entstanden wäre.

Plinius, und viele andere nach ihm, haben geschrieben, daß von den Panthern das Weibchen eine weissere Haut, als das Mannthier hätte. Dieses könnte von der Unze gelten, allein an den Pantherthieren in dem Thiergarten zu Versailles hat man dieses nicht bemerket. Findet also zwischen dem männlichen und weiblichen Thier in Ansehung der Farbe des Haares ein Unterscheid statt, so muß derselbe nicht sehr beständig und merklich seyn. Das Pantherthier hat ein wildes Ansehen, schnell umherschiessende Augen, einen grausamen Blik, ungestümme Bewegungen, und ein Geschrey, wie eine in Wuth gebrachte Dogge. Es hat so gar eine noch stärkere und rauhere Stimme, als ein solcher aufgebrachter Hund. Seine Zunge ist scharf und sehr dunkelroth, seine Zähne sind stark und spitzig, seine Klauen scharf gespizt und hart, seine Haut ist schön, wie bereits gemeldet worden, und fein

sein Schwanz oben mit grossen schwarzen Flecken und gegen das Ende mit schwarzen und weissen Ringen bezeichnet. Der Panther hat die Taille und Bildung einer Dogge von einer starken Rasse, nur daß er niedrigere Beine hat.

Die Erzählungen der Reisenden von dem grossen und kleinen Panther, oder der Unze stimmen mit dem Zeugnisse der Alten überein. Wie es scheint, so sind heutiges Tages, eben so, wie zu den Zeiten Oppians, in dem Theile von Afrika, der sich längst dem mittelländischen Meere erstrekt, und in den Theilen von Asien, die den Alten bekannt waren, zwo Gattungen von Pantherthieren vorhanden, von denen die mehresten Reisebeschreiber die gröste Panther oder Leopard, und die kleine Unze genannt haben. Sie sind darinnen alle einstimmig, daß die Unze leicht zahm werde, daß man sie zur Jagd abrichte, und sich derselben in Persien und in verschiedenen Provinzen Asiens zu diesem Gebrauch bediene, daß es Unzen von der Grösse gebe, die ein Reuter hinter sich auf das Pferd nehmen könne, und daß sie so sanftmüthig sind sich mit der Hand regieren und streicheln zu lassen. Tavernier unter andern sagt: die Perser haben ein gewisses Thier, so den Namen Unze führet, eine geflekte Haut wie ein Tiger hat, aber sehr sanftmüthig und zahm ist. Ein Reuter hat es hinter sich auf dem Pferde, und so bald er eine Gazelle entdekt, läßt er die Unze herunter, die eine solche Leichtigkeit besitzt, daß sie in drey Sprüngen der Gazelle auf dem Halse sitzet, ohngeachtet diese mit einer unglaublichen Schnelligkeit läuft. Die Unze erwürgt sie so fort mit ihren scharfen Zähnen. Allein, wenn sie zum Unglük einen Fehlsprung thut, und die Gazelle ihr entkommt, bleibt sie auf der Stelle stehen, voller Scham und Verwirrung, und in diesem Augenblicke könnte ein Kind sie mit sich fortnehmen, ohne daß sie sich widersezte.

Der Panther scheint von einer frechern und nicht so biegsamen Natur zu seyn; man bändigt ihn eher, als man ihn zähmet; niemals verliehrt er seinen wilden Charakter ganz und gar. Man muß viel Mühe anwenden, ihn abzurichten, wenn man ihn zur Jagd gebrauchen will, und noch mehr Vorsicht, um ihn anzuführen, und zur Ausübung seiner Kunst zu bringen. Man führet ihn auf einem Wagen in einem verschlossenen Käficht, dessen Thüre man aufmacht, so bald das Wild zum Vorschein kommt. Er setzet alsdenn auf das Thier ein, erreicht es gemeiniglich in drey oder vier Sprüngen, reißt es nieder, und erwürgt es. Allein, wenn ihm sein Anfall mißlingt, so wird es wüthend, und fällt zuweilen über seinen eigenen Herrn her, der aber gewöhnlich dieser Gefahr dadurch vorbeuget, daß er einige Stücke Fleisch, oder auch lebendige Thiere, als Lämmer, junge Rehe, und dergleichen bey sich trägt, von denen er ihm eines zuwirft, um seine Wuth zu besänftigen.

Uebrigens scheinet die Unzengattung zahlreicher, und in mehreren Gegenden, als die Pantherart zu seyn. Man findet sie häufig in der Barbarey, in Arabien, und in allen südlichen Theilen Asiens, ausser vielleicht in Egypten. Sie hat sich so gar bis nach China ausgebreitet, wo man sie Hiuen-pao nennet. Die Ursache, warum man in den heissesten Erdstrichen Asiens sich der Unzen zur Jagd bedienet, liegt darinn, daß die Hunde daselbst überaus selten sind. Eigentlich sind keine andere da, als die man dahin bringt, und über dieses verliehren sie auch in kurzer Zeit ihre Stimme und ihren natürlichen Trieb. Ferner können auch der Panther sowohl, als die Unze und der Leopard die Hunde nicht leiden, und scheinen sie vor allen Thieren aufzusuchen und anzufallen. Uebrigens hat die Unze keinen so feinen Geruch, als der Hund, sie verfolget das Wild nicht nach der Fährte, und eben so wenig würde sie demselben in einem anhaltenden Laufe beykommen können. Sie jaget nicht anders, als wenn sie das Thier im Gesichte hat, und verstehet nichts weiter, als darnach zu springen und darüber her zu fallen. Ihre Sprünge verrichtet sie mit solcher Leichtigkeit, daß sie ohne Mühe über einen Graben oder eine Mauer von vielen Schuhen wegsetzet. Oftmals klettert sie auf die Bäume, um den Thieren aufzulauren, und auf sie herab zu stürzen, welche Art sie mit dem Panther und Leoparden gemein hat.

Die Sitten und das Naturell des Leoparden sind des Panthers seinen gemein. Man findet nirgends, daß man ihn so zahm, wie die Unze, gemacht habe, noch daß die Negers am Senegal und in Guinea, wo er sehr häufig ist, ihn jemals zur Jagd gebraucht hätten. Gemeiniglich ist er grösser, als die Unze, und kleiner als das Pantherthier. Er hat einen kürzern Schwanz, als die Unze, ohngeachtet derselbe zween bis dritthalb Fuß lang ist. Desmarchais sagt: der

guine-

guineische Leoparde ist gemeiniglich von der Höhe und Grösse eines grossen Fleischerhundes. Er ist grausam, wild, und aller Zähmung unfähig. Er geht wüthend auf alle Thiere, und sogar auf den Menschen los — — In einigen Stücken gleicht er dem Löwen, in andern der Katze — — Er hat einen mittelmäßig grossen Kopf, eine kurze Schnautze, einen weiten Rachen voller Zähne (dreyßig) von denen die Weiber im Lande Halsbänder machen. Er hat zum wenigsten eine eben so scharfe Zunge als der Löwe; seine Augen sind lebhaft und funkeln beständig umher; sein Blik ist grausam, und er dürstet stets nach Mord und Blutvergiessen. Er hat einen dicken kurzen Hals, dicke Schenkel, breite Füsse, fünf Zähen an den Vorderfüssen, und viere an den Hinterfüssen, die an beyden aber mit starken, spitzigen und scharfen Klauen bewafnet sind. Er schließt sie zusamen, wie Finger an der Hand, und läßt selten seinen Raub los, sondern zerfleischt ihn nicht weniger mit den Klauen, als mit den Zähnen. Ohngeachtet er aber sehr fleischfressend ist, und sich nicht mit wenigem sättigt, so ist er doch allezeit mager. Er vermehrt sich sehr stark, er hat aber den Tiger zum Feinde, der ihm an Stärke und Geschwindigkeit überlegen ist, und eine grosse Menge von seiner Art umbringt.

Der Leopard am Senegal oder aus Guinea ist vermuthlich eben das Thier, so man in Congo Engoi nennet. Vielleicht ist er auch einerley mit dem Antamba von Modagaskar.

Die Gattung des Leoparden scheint mehr Abwechslungen, als der Panther und die Unze, unterworfen zu seyn, und die Häute unterscheiden sich häufig von einander entweder in den Schattirungen der Grundfarben, oder der Flecken.

Das Pantherthier, die Unze und der Leopard halten sich blos in Afrika und in den heissesten Erdstrichen Asiens auf. Sie haben sich niemals in die nördlichen Länder, selbst nicht einmal in die gemäßigten Gegenden ausgebreitet. Aristoteles redet von dem Panther, als von einem afrikanischen und asiatischen Thiere, und meldet ausdrüklich, daß er in Europa nicht vorhanden sey. Diese Thiere überhaupt lieben dichte Wälder, und besuchen oft die Ufer der Flüsse, wie auch die Gegenden um einzelne Wohnungen herum, wo sie die Haußthiere und das Wild zu überraschen suchen, welches zur Tränke kommt. Sie machen sich selten an Menschen, auch sogar nicht, wenn sie gereizt werden sollten, (wovon doch einige Reisebeschreibungen das Gegentheil versichern wie man erst oben gesehen hat.) Sie klettern ohne Mühe auf Bäume, wo sie die wilden Katzen, und andere Thiere verfolgen, die ihnen nicht entwischen können. Ohngeachtet sie vom Raube leben, und gemeiniglich mager sind, so wollen doch Reisende behaupten, daß ihr Fleisch nicht übel zu essen ist. Die Indianer und Negers finden es gut, allein es ist wahr, sie finden das Hundsfleisch noch besser. Ihre Häute sind alle kostbar, und geben ein sehr schönes Pelzwerk. Die Haut des Leoparden ist die schönste und theureste, und wenn das Falbe lebhaft und glänzend ist, und die Flecken schön schwarz und gut geschlossen sind, so kostet eine einzige wohl acht bis zehn Louisd'or.

Von dem Panther redet Herr Daubenton folgendermassen: Der Kopf ist breit und hat eine platte Scheitel. Die Oberfläche der Schnautze ist nicht so lang, als die untere, indem die Nase wenig hervorraget. Dieses macht, daß das Ende der Unterlefze, die man das Kinn nennen könnte, weiter als die obere und die Nase voraus zu stehen scheint. Die Oberlefze ist eben so, wie bey der Katze, dem Hund u. s. f. sehr kurz unter der Nasen, und durch eine unbehaarte Kerbe ausgehöhlt, von der der Eindruk über die Nase zwischen den Nasenlöchern fortgeht. Die Augen stehen sehr weit von einander ab, die Stirne ist erhaben, die Ohren sind kurz und laufen am Ende rund zu, und der Hals ist kurz und dicke. Dieses Thier hat eine grosse Aehnlichkeit mit der Katze in der Bildung des Leibes, der Beine und des Schwanzes, wiewohl alle diese Theile dicker und völliger sind, besonders die Vorderbeine und Vorderfüsse, die nach dem Verhältnisse weit dicker als eben diese Gliedmassen an der Katze sind. Allein, die hauptsächlichsten Verschiedenheiten finden sich am Kopfe. Der Panther hat eine dickere Schnautze, ein weit mehr in die Augen fallendes Kinn, eine nicht so hervorstehende Nase, ein nicht so erhabenes Stirnblatt, weiter von einander abstehende und kleinere Augen, einen breiteren Kopf, weiter von einander entlegene viel kürzere und am Ende ründere Ohren. Von allen diesen Abweichungen zeigt sich die sichtbarste in der Bildung der Nase und des Kinns, und an der Dicke der Schnautze, die

der Gesichtsbildung des Panthers die schmeichelnde und verschlagene Miene nehmen, die der Katze eigen ist. Da von seiner Haut bereits so viel gesagt worden ist, daß sich der Leser einen Begrif davon machen kan, so wollen wir die genauere Beschreibung der Farben übergehen.

Der Panther hat, so wie die Katze, fünf Zähen an den Vorderfüssen, und nur vier an den Hinterfüssen. Die Klauen sind von der Katze ihren blos in der Dicke unterschieden. Die Knollen oder Schwielenhäute der Fußsohle kommen mit denen an der Katze in der Anzahl, und Gestalt vollkommen überein, nur sind sie schwarz. Ein Weibchen, das zergliedert wurde, wog hundert und ein Pfund.

Der Jaguar oder die Tigerkatze.

TAB. LIV.

Nun kommen wir auch auf die Thiere, denen man fälschlich den Namen des Tigers beygeleget hat, und das erste ist der **Jaguar**. Dieser ist in der Grösse des Körpers, in der Bildung der meisten Flecken, womit seine Haut übersäet ist, und auch im Naturelle der Unze ähnlich. Er ist nicht so kühn und auch nicht so wild, als der Leopard und der Panther. Er hat am Grunde ein schönes rothfahles Haar, wie der Leopard, und kein so graues, wie die Unze; sein Schwanz aber ist kürzer, als an beyden.

So lang er jung ist, ist sein Haar fein gekräuselt, und wird glatt, wenn er seinen Wachsthum erreichet hat. Bey seinem völligen Wachsthume mag es die Grösse einer gemeinen oder mittelschlächtigen Dogge haben. Dasjenige, welches ich gesehen, erreichte diese Grösse kaum. Nichts desto weniger ist es das fürchterlichste, grausamste Thier, und mit einem Worte, der Tiger der neuen Welt. Der Jaguar lebt so, wie dieser vom Raube. Um ihn aber flüchtig zu machen, darf man ihm nur ein brennendes Holzscheit vorhalten. Wenn sein Wanst voll ist, verliehrt er sogar allen Muth und alle Lebhaftigkeit, und ein einziger Hund kan ihn alsdenn in die Flucht bringen. Auch auf ihn würket die Schläfrigkeit des Himmelsstriches. Seine Leichtigkeit, seine Behendigkeit und Hurtigkeit zeiget sich nur alsdann, wann ihn der Hunger quälet. Die Wilden, die von Natur feige sind, fürchten sich ihm in den Weeg zu kommen. Sie wollen behaupten, daß sein Geschmak ihnen den Vorzug gibt, und daß, wenn er sie zugleich mit Europäern schlafend antrift, er allemal die Wilden erwähle. Man sagt auch von dem Leoparden, daß er die Schwarzen den Weissen vorziehe, daß er von den ersten eine Witterung zu haben scheine, und sie in der Nacht eben so gut, wie bey Tage auszufinden wisse.

Sein Brasilianischer Name ist Jaguara, und verschiedene Schriftsteller, so die Geschichte der neuen Welt beschrieben haben, haben ihn bald Tiger, bald Leoparde genennet. Die Grundfarbe des Haares und der Flecken, womit dieses Thier gezeichnet ist, ist nicht immer einerley, indem nach dem Piso einige schwarze, andere rothe oder gelbe Flecken haben. Herr Pages Arzt des Königes am Cap in der Insel St. Domingo sagt in einem Brief an den Herrn Büffon, daß dieses Thier wie eine wilde Katze frässe und söffe, und auch eben das Geschrey machte, daß es mauzte, und noch lieber Fische als Fleisch frässe. Es ist in Brasilien, in Paraguai, in Tucumennien, in Guiana, im Amazonen-Lande, in Mexiko und in allen mittäglichen Ländern von Amerika anzutreffen. In Cayenne aber ist es seltener, als der Cuguar, den man den rothen Tiger genannt hat. Auch der Jaguar ist in Brasilien, welches sein Vaterland zu seyn scheint, heutiges Tages nicht mehr so gemein, als vormals. Man hat eine Belohnung auf seinen Kopf gesezt, und viele davon vertilget. Er hat

Der Cuguar.

Tab: LIV.

Der Jaguar
oder Tigerkatz.

Der Caracal.

Der Margay.

Der Serval.

Ozelotweibchen.

Ozelotmännchen.

sich daher weit von den Küsten zurük, und in das Land hinein begeben. Die Jaguarette ist allezeit viel seltener gewesen, oder entfernt sich wenigstens noch weiter von den bewohnten Gegenden.

Dem Herrn Daubenton schien er in den Verhältnissen seiner körperlichen Theile blos von dem Panther unterschieden zu seyn, daß er kürzere Beine hatte. Da er aber keinen Panther vor sich hatte, um diese Vergleichung anzustellen, so hat er ihn mit einer Katze verglichen, und seinen Kopf länger, die Ohren kürzer und mehr gerundet, das Stirnblatt und die Nase platter und breiter, und die Schnautze dicker befunden. Sein Haar hatte nur vier oder fünf Linien in der Länge.

Der Cuguar.

TAB. LIV.

Der Cuguar hat eine eben so lange, aber nicht so gedrungene Taille, als der Jaguar. Er ist schmächtiger, schmäler, und höher auf den Beinen. Sein Kopf ist klein, der Schwanz lang, das Haar kurz, und die Farbe fast durchgehends von einem lebhaften Roth, das mit einigen schwärzlichten Schattirungen besonders auf dem Rücken untermischt ist. Er ist weder mit langen Streifen, wie der Tiger, noch mit runden inwendig geschlossenen Flecken, wie der Leopard, noch mit ring- oder rosenförmigen Flecken, wie die Unze und das Pantherthier, gezeichnet. Sein Kinn ist weißlicht, dergleichen auch die Kehle und alle untere Theile des Leibes sind.

Ohngeachtet seiner geringeren Stärke ist er eben so grimmig, und vielleicht grausamer, als der Jaguar. Er scheint noch mehr auf seinen Raub erhizt zu seyn, und verschlingt ihn mit Haut und Haar. So bald er denselben erhascht hat, reißt er ein Stük heraus, sauget das Blut aus, frißt hernach das übrige, und geht niemals davon, wo er nicht völlig überladen ist.

In Guiana ist dieses Thier zimlich häufig. Man hat es vor diesem auf der Insel Cayenne Schaarenweise anschwimmen gesehen, um die Heerden anzufallen und Niederlagen darunter anzurichten. Es war im Anfange eine Geissel für die Colonie, allein nachgehends hat man es verjagt, ausgerottet, und weit von den Wohnungen verbannet. Man findet es in Brasilien, in Paraguai, im Amazonenlande; und es ist sehr wahrscheinlich, daß das Thier im Lande der Maxos in Peru, das unter dem Namen Ocorome vorkommt, einerley Thier mit dem Cuguar seye, wie das Thier im Lande der Irokesen, welches man für einen Tyger angesehen hat. Von diesem sagt P. Charlevoix es seyen Tyger von der Farbe des Grauwerks, die nicht gefleckt seyen; Sie haben einen sehr langen Schwanz, und verfolgen das Stachelschwein; die Irokesen erlegen sie öfter auf den Bäumen, als auf der Erde; einige haben ein röthlichres Haar, bey allen aber seye es sehr fein und ihre Felle geben ein sehr gutes Pelzwerk ab.

In Ansehung der Leichtigkeit seines Körpers, und der ungemeinen Länge seiner Beine muß der Cuguar besser laufen, als der Jaguar, und eben so leicht auf die Bäume klettern können. Beyde sind gleich träge und feige, so bald sie völlig gesättiget sind. Sie wagen sich fast niemals an Menschen, woferne diese nicht schlafen. Wenn man des Nachts durch Wälder reisen, oder darinn übernachten will, so braucht man nur etwas Feuer anzumachen, um sie zu entfernen. Sie suchen sich dunkle Oerter in grossen Wäldern vorzüglich gerne zu ihrem Aufenthalte aus, und verbergen sich in einem Dickigte, oder wohl gar auf einem laubichten Baume, von dem sie auf die vorübergehende Thiere herunter springen. Ohngeachtet sie bloß vom Raube leben, und ihren Durst öfter mit Blut, als mit Wasser stillen, so will man doch behaupten,

ten, daß ihr Fleisch ein sehr gutes Essen seye. Viso sagt ausdrüklich, daß es dem Kalbfleisch nichts nachgebe; andere setzen es dem Hammelfleische an die Seite. Desmarchais hingegen sagt, das beste von diesen Thieren seye ihre Haut, von denen man Satteldecken mache, und daß es eben keine Liebhaber zu ihrem Fleische gebe, weil es gemeiniglich mager und von einem nicht angenehmen Wildgeruche seye.

Nach dem Daubenton hat dieses Thier einen langen und dünnen Leib, einen nachschleppenden und walzenförmigen Schwanz, lange und dicke Beine, und in Vergleichung mit dem übrigen Körper einen sehr kleinen Kopf. Seine Ohren gleichen den Katzen-Ohren, ausser daß sie kürzer sind. Der Scheitel des Kopfes von einem weiblichen Thier, das er zergliederte, war mehr niedergedrükt, als bey der Katze, und die Stirne nicht so erhaben; die Schnautze war länger, dicker und breiter, das Stirnblatt ein wenig gebogen, und das äusserste der Nase gerundet, wiewohl doch die Nase weiter, als bey der Katze, hervorstand, indem dieselbe über die Oberlefze dem Ansehen nach herausragte, statt dessen sie bey der Katze zurük gezogen zu seyn scheinet. Die Knollen an der Sohle der Füsse, die Zähen und die Klauen unterschieden sich von eben diesen Theilen an der Katze blos durch die Grösse. Die Haar auf dem Rücken, den Lenden und den Seiten waren nur ungefehr einen Zoll lang, die Länge des Körpers, von der Spitze der Schnautze bis an den hintern betrug 3 Fuß 6 Zoll. Das Thier wog vier und fünfzig und ein halbes Pfund.

Der Luchs oder Hirschwolf.

TAB. LIII.

Der Luchs oder Hirschwolf ist dasjenige Thier, welches Aelian unter dem Namen Lynx und Plinius unter dem Namen Lupus cervarius und Chaus anzeigen, aber keinesweges der Thos des Aristoteles oder der Lupus cervarius des Gaza. Eben so wenig scheinet es, daß, wenn man aus dem Oppian anmerket, daß es zwo Arten oder Schlachten der Hirschwölfe gebe, eine grössere, die auf die Gemsen und Hirsche Jagd machte; und eine kleinere, die selten auf grössere Thiere als Haasen ausgienge, man mit den Herrn der Akademie der Wissenschaften zwo in der That verschiedene Gattungen zusamen bringen müsse, nemlich den gefleckten Luchs, der gewöhnlich in den nördlichen Ländern gefunden wird, und den Luchs aus den Morgenländern, oder aus der Barbarey, dessen Haar ohne Flecken und durchgehends von einer Farbe ist. Diese Thiere kommen in vielen Stücken überein, und haben alle beyde einen langen Zopf schwarzer Haare oben an den Ohren. Dieses Merkmal, wodurch Aelian zuerst den Luchs bezeichnet hat, ist wirklich nur diesen beyden Thieren eigen. Allein ohne sich bey dem Unterscheid in der Farbe und den Flecken des Haares aufzuhalten, wird man doch aus dem folgenden sehen, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach Thiere von verschiedenen Gattungen sind.

Herr Klein sagt, daß die Luchse in Afrika und Asien, und vornemlich in Persien am schönsten sind. Er habe einen in Dresden gesehen, der aus Afrika gekommen war, der schön gefleckt, und hoch auf den Beinen gewesen seye. Die europäischen im Gegentheile, und namentlich die, so aus Preussen und andern nördlichen Ländern kommen, wären nicht so schön, hätten nur wenig oder gar nichts weisses an sich, und wären vielmehr braun, wobey ihre Flecken zusamen liefen, oder einer über den andern lägen. Herr v. Büffon will zwar nicht gänzlich läugnen was Herr Klein in dieser Stelle sagt, doch hat er nirgends anders gefunden, daß sich der Luchs in den heissen Ländern von Afrika und Asien aufhalte. Kolbe, fährt er fort, ist der einzige, welcher sagt, daß er am Vorgebürge der guten Hofnung häufig seye, und

und dem Brandenburgischen Luchse vollkommen gleiche. Allein es sind auch wohl andere Versehen in den Nachrichten dieses Schriftstellers. Alle Reisebeschreiber wollen in dem nördlichen Theil von Deutschland, in Lithauen, in Rußland, in Sibirien, in Canada und in andern mitternächtlichen Erdtheilen, sowohl des einen, als des andern festen Landes Luchse, oder Hirschwölfe gesehen haben. Keiner hingegen berichtet, daß er dieses Thier in den heissen Erdstrichen von Asien und Afrika angetroffen habe. Die Lüchse in der Levante, in der Barbarey, in Arabien und in andern heissen Ländern sind einfärbigt und ohne Flecken. Diese sind es also nicht von denen Herr Klein redet, noch von dem Kolbe Nachricht gibt. Es würde schwehr seyn, diese Nachrichten mit dem, was man anderswoher weiß, zu vergleichen. Der Luchs ist gewiß ein gemeineres Thier in den kalten, als in den gemäßigten Ländern, und zum wenigsten in den heissen Ländern sehr selten. Er war freylich den Griechen und Lateinern bekannt. Dieses aber setzet nicht voraus, daß er aus Afrika, oder aus den südlichen Provinzen Asiens kam. Vielmehr sagt Plinius, daß die ersten, die man zu Rom zu Pompejus Zeiten sahe, aus Gallien übersandt worden wären. Gegenwärtig gibt es keine mehr in Frankreich, ausser vielleicht einige auf dem Pyrenäischen Gebürge und den Alpen. Allein die Römer begriffen auch unter dem Namen Gallien viele Länder gegen Norden, und jedermann weiß, daß Frankreich heut zu Tage lange nicht mehr so kalt ist, als ehemals Gallien war. Die schönsten Luchsbälge kommen unter dem Namen des Hirschwolfes aus Sibirien, und unter dem Namen der Hirschkatze aus Canada. Diese Thiere sind, wie alle übrige, in der neuen Welt kleiner, und aus diesem Grunde hat man sie in Europa nach ihrer Grösse mit dem Wolfe, und in Amerika mit der wilden Katze verglichen.

Die Ursachen des Irrthums, der begangen worden ist, sind wie es scheint, diese: Erstlich, daß die Nachrichten der Alten uns lehren, daß die Lüchse für den Gott Bachus aus Indien gekommen seyn sollen; zweytens, daß Plinius Lüchse nach Aethiopien versezt hat, mit der Nachricht, daß man auf Carpathos, heutiges Tages Scarpanto, oder Zerpanto, einer Insel im mittelländischen Meere, zwischen Rhodus und Candien, die Häute und Klauen dieser Thiere verarbeitete; drittens, daß Gesner einen besondern Abschnitt von dem asiatischen und afrikanischen Luchse gemacht hat; welcher in diesem Abschnitte nichts, als das wesentliche eines Briefs anführet, in welchem eine Befremdung gezeiget wird, daß er des afrikanischen Luchses nicht gedacht habe, da doch Plinius seiner erwähne, wobey ihm zugleich ein Abriß von einem solchen Hirschwolfe, der weit grösser und von steifern Haaren war, und zu Constantinopel gezeichnet worden, überschikt werden sollte, welche Zeichnung Gesner aber nicht erhalten hat.

Die erste Ursache ist wohl sehr unerheblich, indem die Dichter den Wagen des Bachus nach ihrem Gutdünken bespannen. Die zweyte liegt in der Zweydeutigkeit des Wortes Lynx. Wenn man den Plinius mit ihm selbsten vergleicht, so ist es klar, daß das Thier, so bey ihm Lynx heißt, und wie er sagt in Aethiopien zu Hause ist, keineswegs dasjenige seye, welches er den Chaus, oder Lupus cervarius nennet, der aus den nordlichen Ländern kam. Eben dieser unrichtige Gebrauch des Namens hat zu dem Versehen in dem erwähnten Briefe an Gesnern Anlaß gegeben. Dieser indianische oder afrikanische Luchs, der nach dem Bericht, weit grösser und besser gefleckt ist, als unser Hirschwolf, könnte wohl nichts anders, als eine Art Panther seyn.

Der Luchs hält sich, wie man siehet, lieber in kalten Gegenden, als in heissen Ländern auf; und gehöret also zu denen Thieren, die durch die nördlichen Länder von dem einen festen Lande zu dem andern haben übergehen können. Daher hat man es auch in dem mitternächtlichen Amerika angetroffen. Diese Hirschwölfe in Canada sind nur kleiner und weisser, als die europäischen, wie schon gesagt worden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Hirschkatze in Canada und der Hirschwolf in Moskau von einer Gattung sind; indem der Unterscheid der Grösse nicht sehr beträchtlich ist, sondern in seinem Maasse betrachtet, beynahe derselbe, der sich zwischen den gemeinschaftlichen beyder festen Länder findet. Ueber dieses zeiget sich in dem nördlichen Europa selbst eine Mannigfaltigkeit in der Grösse bey diesen Thieren, und die Schriftsteller melden von zwoen Arten, von einer kleineren und einer grösseren. Endlich wählen diese Thiere einerley Erdstrich

strich zu ihrem Aufenthalte, sie sind von einerley Gestalt und Naturelle, und weichen blos in der Grösse des Leibes, und hin und wieder in der Schattirung der Farben, von einander ab, welche Merkmale nicht hinreichend sind, zwo verschiedene Gattungen aus ihnen zu machen.

Der Luchs, von dem die Alten gesagt haben, daß sein Gesicht so scharf wäre, daß es dunkle Körper durchdringe, dessen Harn die wunderbare Eigenschaft hatte, daß er ein fester Körper, nemlich ein Edelgestein mit Namen Lapis Lyncurius würde, ist ein Thier, das mit allen Eigenschaften, die man ihm beylegt, in die Fabel gehört. Selbst Plinius scheint es dahin gerechnet zu haben, der es die Spitze der Sphinge, der Flügelpferde, der Einhörner und anderer Wunderthiere, die Aethiopien aus seinem Schooße gebieret, gesezt hat.

Unser Luchs sieht durch keine Mauren. Das ist aber wahr, daß er glänzende Augen, einen sanftmüthigen Blik und eine angenehme und muntere Miene hat. Sein Harn zeuget keine Edelgesteine, sondern er bescharret ihn blos mit Erde, wie die Katzen thun. Diesen ist er in vielen Stücken ähnlich, und hat ihre Sitten und selbst ihre Reinlichkeit. Mit dem Wolfe hat er nichts als ein gewisses Heulen gemein, das sich von ferne hören läßt, und daher die Jäger betrügt, und macht, daß sie einen Wolf zu hören glauben. Vielleicht ist es nur dieser einzige Umstand gewesen, der ihm den Namen Wolf zuwegen gebracht hat, wozu die Jäger zum Unterscheid vom rechten Wolf das Beywort Hirsch- gesezt haben, entweder weil er die Hirsche anfällt, oder vielmehr weil seine Haut fast eben so mit Flecken gesprenkelt ist, als die Haut der jungen Hirsche, wenn sie noch die Liberey tragen. Der Luchs ist nicht so groß, als der Wolf, und hat kürzere Beine. Gemeiniglich ist er von der Grösse eines Fuchses. Von dem Panther und der Unze unterscheidet er sich durch folgende Merkmale. Sein Haar ist länger, die Flecken sind nicht von so lebhafter Farbe, und laufen am Ende aus, seine Ohren sind weit grösser, und an ihren Spitzen mit einem Büschel schwarzer Haare besezt, sein Schwanz ist viel kürzer, und am Ende schwarz. Der Umkreis seiner Augen ist weiß, und seine Miene im Gesicht hat etwas angenehmes, und nicht so viel raubbegieriges. Die Haut des männlichen Thieres ist besser gezeichnet, als die vom Weibchen. Er läuft nicht in einem fort, wie der Wolf, sondern geht und springt, wie die Katze. Er lebt von der Jagd, und verfolgt sein Wild bis in die Wipfel der Bäume. Die wilden Katzen, die Marder, die Hermeline, die Eichhörner können ihm nicht entrinnen. Er erhaschet auch Vögel, lauert am Weege auf Hirsche und Rehe, thut von oben her einen Sprung nach ihnen, und faßt sie an der Gurgel. Wenn er sich Meister gemacht hat, so sauget er das Blut aus, und öfnet ihm den Kopf, um das Gehirn zu fressen. Nachher verläßt er zum öftern dieses, um ein anderes zu suchen. Selten kehrt er zu seinem ersten Raube zurük, welches Gelegenheit zu der Sage gegeben hat, daß der Luchs von allen Thieren das kürzeste Gedächtniß hätte. Sein Haar verändert die Farbe, nachdem die Himmelsgegend und die Jahrszeit beschaffen ist. Die Winterbälge sind schöner, besser und haarigter, als die vom Sommer. Sein Fleisch ist wie das Fleisch von allen Raubthieren zum Essen untauglich.

In seiner Leibesgestalt gleicht er der Katze und in seiner Farbe findet sich mit der Farbe des Hirsches nichts übereinstimmendes, ausser einigen Schattirungen vom Rothfalben. Weder die Nase noch das Stirnblatt ist so erhoben, als an der Katze. Der hintere Augenwinkel geht weiter nach dem Ohre zu, welches am Ende nicht so lang, noch so rund, wie bey der Katze ist. Die Beine und der Schwanz sind dik, und dieser scheinet beynahe ein Stük verlohren zu haben. Die Haare sind weich und höchstens anderthalb Zolle lang. Die Vorderfüsse haben fünf, und die hinteren nur vier Zähen.

Zu dem, was von dem Luchse gesagt worden ist, wollen wir noch einen Beytrag aus des Bischofs Pontoppidans Naturgeschichte von Norwegen liefern, die dem Leser nicht unangenehm seyn wird, da er theils verschiedenes enthält, was Büffon nicht angemerkt hat, theils manches das seinen Charakter vollständiger auszeichnet. Der Luchs, sagt dieser Bischof, der nordische Goupe, ist etwas kleiner als der Wolf, aber ein eben so gefräßiges und beissendes wildes Thier. Er ist von Farbe hellgrau, oder weiß mit dunkeln Flecken. Die Klauen sind sehr scharf, und krumm eingebogen, wie die Katzenklauen; er krümmet auch den Rücken nach Art des Tigers und der

Katze,

Katze, wenn er in seiner Höhle lauret. Wenn er von einem Hunde angegriffen wird, so wirft er sich sogleich auf den Rücken, und strekt alle vier Füsse in die Höhe, um sich besser wehren zu können; denn wenn der Hund bereits Meister zu seyn glaubt, so gebraucht er seine Klauen so nachdrüklich, daß er ihn lebendig schindet. Der Luchs wird allhier (in Norwegen) in den Wolfluchs, Fuchsluchs, und Katzenluchs eingetheilt, nachdem er diesen Thieren mehr oder weniger gleich kommt. Herr Gabriel Geilberg, Probst in Nordfiord und Prediger in Gloppen will sogar versichern, daß es noch eine vierte Art gebe, den man wegen der Aehnlichkeit des Kopfes mit einem Füllen, Füllenluchs nenne. Seiner Beschaffenheit nach ist er eben wie der Wolf, nur daß er nicht wie dieser öffentlich herumgehet, und ebene Felder besucht, sondern sich in die Wälder und Höhlen verbirgt, welche leztern er sehr tief und krumm gräbet; er kan aber doch durch Feuer und Rauch herausgejagt werden. Des Tages über ligt er gemeiniglich verborgen, und er stielt sich auf den Raub, den er in einer sehr weiten Entfernung bereits erkennen kan. Diese Thiere sind sehr lecker, und essen von einem Schaaf oder von einer Ziege nichts mehr als den Kopf und die Leber, daher man allezeit von dem Todtenkörper auf den Mörder schliessen kan. Ob er schon allezeit tödtet, so frißt er doch im zunehmenden Monde nur ganz wenig, aber im abnehmenden ist er desto gefräßiger, er nimmt auch das Aas mit sich hinweg, und vergräbt es, so wie der Bär. Die wilden Katzen sind seine grösten Feinde, und sie besuchen ihn in seiner Höhle sehr gerne, und nehmen ihm seinen Raub ab. Er ist sehr geschikt einen Schaafstall aufs künstlichste zu untergraben, zuweilen aber gelingt es ihm übel, und der Herr Bischoff erzälet als eine ihm bekannte Begebenheit, daß ein eingesperrter Ziegenbok, der diese unterirdische Arbeit eines Luchsen gemerkt, ihm sowohl abgepasset habe, daß er den Luchs, da er mit seinem Kopfe zum Vorschein gekommen, noch ehe er mit seinem Rumpf nachfolgen können, so gewaltig mit seinem Horne gestossen, daß er ihn getödtet habe. Man trägt in Norwegen die Klauen dieses Thieres, als ein Mittel wider den Krampf am Halse.

Der Serval.

TAB. LIV.

Wir haben oben schon die Naturgeschichte eines Thieres, das den Namen der Tigerkatze träget. Jetzo wollen wir noch drey Thiere nachholen, welchen man ihr auch manchmal beyleget. Diese sind der Serval, der Ozelot, und der Margay. Dieses erstere dieser Thiere beschreibet der Pater Vincenz Maria in seiner Reisebeschreibung so gender massen: Der Marapute, den die Portugiesen in Ostindien Serval nennen, ist ein wildes und grimmiges Thier, grösser als eine wilde Katze, und ein wenig kleiner als die Zibetkatze, von der er auch darinn abgeht, daß sein Kopf ründer und in Verhältniß gegen seinen Leib dicker ist, und daß seine Stirne in der Mitte ausgehöhlt zu seyn scheinet. Er gleicht dem Panther in Anordnung des Haares, welches auf dem Kopfe, auf dem Rücken, und an den Weichen rothfalb und unter dem Bauche weiß ist, und nicht weniger auch vermittelst der Flecken, welche von einander abgesondert, auf gleichmäßige Art zerstreuet und ein wenig kleiner sind, als am Panterthier. Seine Augen sind sehr blitzend, und sein Knebelbart ist mit langen steifen Borsten versehen: sein Schwanz ist kurz, seine Füsse sind groß und mit langen krummen Klauen bewafnet. Man findet ihn auf den Gebürgen in Ostindien; man sieht ihn selten an der Erde, sondern er hält sich fast immer auf den Bäumen auf, wo er auch sein Nest macht und Vögel zu haschen sucht, von denen er sich nähret. Er springt mit gleicher Leichtigkeit, als ein Affe, von einem Baum auf den

den andern, und ist dabey so hurtig und behende, daß er in einem Augenblicke einen grossen Raum zurük leget, und so zu reden nur erscheinet und verschwindet. Er ist von grimmigem Naturelle; indessen flieht er, wenn er einen Menschen sieht, nur nicht, wenn man ihn hetzet, und besonders wenn man sein Lager zerstöhren will: denn alsdann wird er wüthend, springt entgegen, beißt und zerreißt, beynahe eben wie das Pantherthier.

Die Gefangenschaft und die gute oder böse Bewegung können die Grimmigkeit dieses Thiers weder bändigen noch mildern. Dasjenige, das Herr von Büffon in dem Thiergarten gesehen hatte, war allezeit im Begrif, auf diejenigen loszuspringen, die sich ihm näherten; es wurde in seinem Käfichte mit Fleisch, wie die Pantherthiere und Leoparden unterhalten.

Dieser malabarische und ostindische Serval oder Marapute scheinet ebendasselbe Thier zu seyn, als die Tigerkatze aus Senegal und vom Vorgebürge der guten Hofnung, die nach dem Zeugnisse der Reisebeschreiber, der Gestalt nach mit der Katze, und vermittelst der schwarzen und weissen Flecken ihres Haares mit dem Tiger (unter welchem Namen der Panther oder Leopard zu verstehen ist) überein kommt. Sie sagen, dieses Thier seye viermal so groß, als eine Katze; es seye gefräßig und fresse Affen, Ratzen und auch andere Thiere.

Bey der Vergleichung die Herr von Büffon über den Serval mit der Parderkatze (die die Herrn der Akademie beschrieben haben) angestellet hat, hat er keine andere Verschiedenheiten gefunden, als die langen Flecken auf dem Rücken, und die Ringe an dem Schwanze der Parderkatze, die sich bey dem Serval nicht finden. Bey diesem liegen die Flecken des Rückens blos näher an einander, als die Flecken von andern Theilen des Leibes; allein diese kleine Unähnlichkeit macht einen gar zu geringen Unterscheid aus, als daß man darum die Einheit der Gattung dieser beyden Thiere in Zweifel ziehen könnte.

Von der wilden Katze, die er an Grösse übertrift, scheinet er in der Leibesgestalt dem Herrn Daubenton blos darinn abzugehen, daß er eine etwas längere Schnauze grössere Ohren und einen kürzeren Schwanz hat.

Der Ozelot.

TAB. LIV.

Der Ozelot ist ein grimmiges und fleischfressendes Thier in Amerika, das man dem Jaguar und Cuguar an die Seite, oder gleich nach ihnen setzen muß, indem es ihnen in der Grösse nahe kommt, und im Naturelle und in der Bildung gleich ist. Ein Männchen und Weibchen von diesen Thieren waren im Herbstmonate 1764. zu Paris. Sie kamen aus den benachbarten Gegenden von Carthagena und waren im Octobermonate 1763. ihrer Mutter ganz klein geraubt worden. Als sie ein Vierteljahr erreicht hatten, so waren sie schon so stark und grausam, daß sie eine Hündin tödteten, die man ihnen zur Säugamme gegeben hatte. Da sie ein Jahr alt waren, waren sie zween Schuhe lang, sie hatten aber damals ihre völlige Grösse noch nicht, sondern wahrscheinlicher Weise nur die Hälfte oder zween Drittel ihres ganzen Wachsthums erreicht, und man zeigte sie unter dem Namen der Tigerkatzen. In seinem Vaterlande Mexico heisset dieses Thier Tlalocetotl, und ist eben das Thier davon Recchi zwey Zeichnungen, die erste mit dem Namen Tlatlauhqui-occelotl die andere mit der Benennung Tlacoozlotl, Tlalocelotl gemacht hat, die das Männchen und Weibchen von dieser Art vorstellen.

Unter allen Thieren mit getigerten Fellen hat unstreitig das nemliche Ozelot

den

den schönsten und zierlichsten bunten Balg; der von dem Leoparden kommt ihm nicht bey, so wenig in der Lebhaftigkeit der Farben, als in der Regelmäßigkeit des Dessens; und der von Jaguar, von dem Pantherthiere, und von der Unze verliehren noch mehr dagegen. Allein an dem Ozelotweibchen sind die Farben weit matter, und die Zeichnung ist nicht so regelmäßig; und durch diesen sehr merklichen Unterscheid, da der Haut des Weibchens viele Blumen und Zierrathen fehlen, die sich am Balge des Männchens finden, haben Recchi und andere verleitet werden können, sie für verschiedene Thiere anzusehen.

Wann der Ozelot sein völliges Wachsthum erreichet hat, so ist er, wie Gregor von Bolivar sagt, dritthalb Schuh hoch und ungefehr vier Schuh lang; der Schwanz, ob er gleich ziemlich lang ist, berührt gleichwol die Erde nicht, wann er niederhängt, und folglich beträgt seine Länge nicht viel mehr als zween Schuh. Dieses Thier ist ungemein gefräßig, und zu gleicher Zeit furchtsam; es greift selten Menschen an; es fürchtet sich vor den Hunden, und so bald es verfolgt wird, streicht es nach den Wäldern zu, und lauft auf einen Baum. Hier bleibt es sitzen, und eben hier lagert es sich auch sonst, um zu schlafen und dem Wilde oder dem zahmen Viehe aufzulauren, auf welches es herabschießt, so bald es ihm nahe genug ist. Es ist gieriger auf Blut, als auf Fleisch, und darum richtet es auch eine grosse Menge Thiere hin: denn anstatt sich an ihrem Fleische zu sättigen, erfrischt es sich blos durch Aussaugen ihres Bluts.

Dampier der von diesem Thiere unter dem Namen der Tigerkatze redet, sagt: die Tigerkatze in den Gegenden der Campechebay ist so groß, als unsere Hunde, die man mit den Stieren kämpfen läßt. Sie hat kurze Beine und einen gedrungenen Leib, beynahe wie unser Hirtenhund; aber was das Uebrige, nemlich den Kopf, das Haar, und ihre Art die Beute auszuspüren betrift, so kommt sie sehr mit dem Tiger (Jaguar) überein, ausgenommen, daß sie nicht völlig so groß ist. Es finden sich diese Thiere hier in grosser Menge; sie fressen die jungen Kälber und das Wildprät — — sie haben ein trotziges und wildes Ansehen.

Im Stande der Gefangenschaft behält dieses Thier seine Sitten: nichts kan sein grimmiges Naturell mildern, nichts seine ungestümme Bewegungen sanfter machen, man ist genöthiget, es immer im Käficht zu haben. Seit dem Vierteljahre (sagt Herr Escot, der diese Thiere aus der Gegend von Carthagena mitgebracht hat) da diese beyden Jungen ihre Säugerin aufgefressen hatten, hielt ich sie im Käficht, und gab ihnen roh Fleisch zu fressen, wovon sie täglich sieben bis acht Pfund verzehren. Sie kauern nieder, sowohl Männchen, als Weibchen, und lassen ihren Urin auf die Erde, wie unsere Hauskatzen. Es herrscht unter ihnen eine besondere Oberherrschaft von Seiten des Männchens. So gefräßig auch beyde Thiere sind, so nimmt doch das Weibchen nie etwas, ehe das Männchen gesättigt ist, oder ihr diejenige Stücke zuwirft, von denen es nicht mehr fressen will. Ich habe ihnen verschiedene mal lebendige Katzen gegeben; sie saugen ihnen das Blut aus, bis daß sie sterben, aber sie fressen sie niemals: auch fressen sie gar kein gekochtes oder gesalzenes Fleisch.

Gregor von Bolivar sagt, daß diese Thiere gewöhnlich nur zwey Junge haben, und Herr Escot scheinet dieses zu bestätigen, da er in einem Briefe an den Herrn von Beost sagt, daß man die Mutter getödtet habe, ehe man die beyden Jungen bekommen hätte.

Dieses Thier, sagt Herr Daubenton ist beynahe so groß, als der Jaguar und der Luchs. Es hat eine längere und dickere Schnautze, als die Katze, und einen kürzeren Schwanz. Oben auf dem Kopfe und der Schnautze erblikte man einen schwarzen Streif, der sich an jeder Seite von dem Nasenloche bis an den Vorderwinkel des Auges erstrekte, sich bis über den Kopf hin verlängerte, und auf dem Hinterkopfe neben dem Ohre sich endigte. Zwischen diesen beyden Streifen auf der Stirne und dem Kopfe fanden sich kleine schwarze Flecke, die eine symmetrische Lage in Form eines länglichten Blümchens hatten; es zeigten sich auch in der Gegend des Knebelbartes verschiedene Reihen, von kleinen schwarzen und runden Flecken: zween Streife von eben dieser Farbe lagen längst den Seiten des Unterkinnbackens, einer über den andern; der obere endigte sich an dem äussern Winkel des Auges; das vordere Ende des unteren theilte sich in zween Aeste, wovon der unterste bis nach der Kehle hinabreichte. Oben auf dem Halse

waren vier länglichte Streife befindlich, und zwischen den beyden mittleren Streifen ein schwarzer Strich; die vier Streife waren nicht durchaus schwarz, sondern hatten in der Mitte etwas Falbes; von den beyden äusseren Streifen war das hintere Ende ein wenig hackenförmig nach unten gekrümmt, doch nicht so sehr, als an dem Margay. Längst dem Rücken des Ozelots erstreckte sich ein schwarzer Streif bis an den Anfang des Schwanzes; zu beyden Seiten dieses Streifes fand sich eine parallele Reihe von schwarzen ovalen Flecken, die einen Zoll ungefehr lang waren, und unter dieser Reihe fanden sich zwo andere mit ovalen Figuren, die am Rande schwarz und in der Mitte rothfalb waren, und dabey kleine runde schwarze Flecken enthielten; der kleine Durchschnitt der ovalen Figuren betrug ungefehr einen Zoll, und gieng nach der Länge des Leibes in die Queere; unter der dritten Reihe fand sich an den Seiten des Leibes ein mehr als Zollbreiter Streif, der sich von der Schulter bis vorn an den Schenkel erstrekte, und der gleich den ovalen Figuren schwarz eingefaßt, in der Mitte falb und mit runden schwarzen Flecken besäet war; unter diesem Streife war ein anderer, der nicht völlig so breit war, dieser war unterbrochen, jener hingegen gieng in einem fort, von einem Ende der rechten Seite bis zu dem andern; diese langen Streife machen einen sehr unterscheidenden Charakter zwischen dem Ozelot und dem Panther, welcher runde oder ründlichte Flecken hat, die schwarz eingefaßt, und in der Mitte falb sind, und dabey ganz mitten inne einen schwarzen Punkt haben; eben solche Flecke fanden sich an den Schenkeln und auf dem Kreutze, und andere Ovale auf der Schulter und längst dem Arme. Der Unterhals hatte Queerstreife, von denen einer sich von einer Seite bis nach der andern erstrekte und wie ein Halsband nahe an der Brust lag; dieser Theil, der Bauch, die vier Beine und die Füsse hatten blos schwarze Flecke, diese waren nach dem Ende zu weit grösser, als am Anfange des Schwanzes. Der Farbengrund war oben auf der Schnautze, dem Kopfe und Halse, auf dem Rücken, oben auf dem Kreutze und Schwanze falb, die Spitze des Schwanzes ausgenommen, die beynahe gänzlich schwarz war; die Grundfarbe unten und an den Seiten des Kopfes, des Halses und des Leibes, unten am Schwanze und an den Beinen überhaupt war weiß oder weißlicht; die Füsse hingegen hatten einen grauen Farbengrund, der mit einer leichten falben Schattirung untermenget war.

Das Weibchen war ein wenig kleiner; es hatte beynahe eben dieselben Farben, die auch auf gleiche Art vertheilet waren, aber sie stachen nicht so hervor; das Falbe war bleicher, das Weisse nicht so rein, die Streife waren schmäler und die Flecke von geringerem Umfange. Der schwarze Streif mitten auf dem Rücken war an verschiedenen Stellen unterbrochen; auf den Schultern und dem Kreutze waren keine ovale Figuren, die schwarz eingefaßt und in der Mitte getüpfelt waren, sondern blos runde schwarze Flecke, wie am Leoparden. Die Flecken am Ende des Schwanzes waren nicht so groß, und kurz, der ganze Balg war nicht so schön.

Der Margay und Guepard.

TAB. LIV.

Der Margay ist weit kleiner, als der Ozelot, und kommt der Grösse und Leibesgestalt nach mit der wilden Katze überein. Er hat blos einen viereckigten Kopf, eine nicht so kurze Schnautze, ründere Ohren, und einen längeren Schwanz. Auch sein Haar ist kürzer, als das Haar der wilden Katze, hat eine falbe Grundfarbe, und ist mit Streifen, Strichen und schwarzen Flecken gezeichnet. Wie Fernandes sagt, so ist dieses Thier, wenn es ausgewachsen ist, nicht ganz so groß als eine Zibetkatze; und nach Markgrafs Berichte, der es richtiger verglichen zu haben scheinet, ist es so groß, als eine wilde Katze,

der es auch vermöge seiner natürlichen Gewohnheiten gleicht, indem es bloß von kleinem Wildprete und von Geflügel lebt. Es ist ungemein schwehr zu zähmen und verliehrt sein grimmiges Naturell niemals. Es wechselt sehr in Ansehung der Farben. In Guiana, in Brasilien, und in allen übrigen Provinzen des südlichen Amerika ist dieses Thier häufig. Es ist wahrscheinlich, daß das Thier, so man in Louisiana Pichu nennt, kein anderes seye; allein in gemäßigten Ländern ist seine Gattung nicht so häufig, als in heissen Erdstrichen.

Es gibt noch ein Thier des grausamen Geschlechtes mit schönen Häuten, das dem Anscheine nach von dem Tiger, Panther, Leoparden, der Unze, dem Serval, Jaguar, Ozelot und Margay abgehet. Die Pelzer nennen es Gepard (Guépard). Herr von Büffon hat verschiedene Häute davon gesehen, die vermöge der Haareslänge den Luchsbälgen glichen; allein, sagt er, da an den Spitzen der Ohren sich kein Zöpfchen findet, so ist der Gepard kein Luchs, und eben so wenig ist er ein Panther oder Leopard: denn er hat nicht wie diese Thiere ein kurzes Haar, und unterscheidet sich von allen durch eine Art von Mähne oder durch ein vier bis fünf Zoll langes Haar, so er auf dem Halse und zwischen den Schultern hat; sein Haar am Bauche ist ebenfalls drey bis vier Zoll lang, und der Schwanz ist nach Proportion kürzer, als bey dem Pantherthiere, dem Leoparden und der Unze. Er ist beynahe so groß, als das leztere Thier, indem sein Körper ungefehr vierthalb Schuh in der Länge hält. Uebrigens ist sein Balg, der ein sehr blasses Falb zum Grunde hat, so wie der vom Leoparden, mit schwarzen Flecken übersäet, die aber näher bey einander liegen und kleiner sind, indem sie nicht über drey bis vier Linien im Durchschnitte haben.

Herr von Büffon ist auf die Gedanken gerathen, daß dieses Thier eben dasjenige seyn müsse, das Kolbe unter dem Namen des Tigerwolfes angezeiget hat, und von dem er also sagt: „Der Tigerwolf ist so groß, als ein gemeiner Hund, und bisweilen grösser: sein Kopf ist breit, wie der Kopf derer Doggen, die man in England gegen die Stiere kämpfen läßt; seine Kinnbacken, sein Maul, seine Augen sind groß, seine Zähne ungemein scharf; sein Haar ist kraus wie bey einem Pudel- oder Wasserhunde, und geflekt, wie bey dem Tiger (Leoparden); er hat breite und mit grossen Klauen bewehrte Tatzen, die er, gleich den Katzen, wenn er will, einzieht; sein Schwanz ist kurz.— Der Löwe, der Tiger (Leopard) und der Leopard (Panther) sind seine Todfeinde, verfolgen ihn oft bis in seine Höhle, überfallen und zerreissen ihn.„

Es ist dieses ein gemeines Thier in den Gegenden um das Vorgebürge der guten Hofnung: den ganzen Tag über hält es sich in Felsklüften oder in Löchern auf, die es selbst in die Erde gräbt: die Nacht über gehet es auf seine Beute aus; allein da es bey seiner Jagd hinter dem Wilde her heulet, so verräth es sich sowohl den Menschen, als den Thieren, und ist daher nicht schwehr zu vermeiden oder zu tödten. Uebrigens scheinet das Wort Gepard von Lepard hergekommen zu seyn, wie der Leopard manchmal von Holländern und Deutschen genennet wird. Herr von Büffon hat auch gefunden, daß es bey dieser Art Abfälle gibt, was nemlich die Grundfarbe des Haars und die Farbe der Flecken betrift; allein alle Gepарder besitzen den gemeinschaftlichen Charakter, daß sie unter dem Bauche lange Haare und oben auf dem Halse eine Mähne haben.

Der Caracal.

TAB. LIV.

Es ist in der Geschichte des Löwens von einem Thiere geredet worden, das man den Versorger oder Aufspürer des Löwen nennet. Dieses Thier ist der Caracal, der im Türkischen Karrahkulac oder Karacoulac, im Arabischen Gatel Challah; und im Persischen Siyagueh heisset, welche Namen eine Katze mit schwarzen Ohren bedeuten. Ohngeachtet der Aehnlichkeit, die der Caracal in der Grösse, der Leibesgestalt, und in dem äusserlichen Ansehen des Kopfes mit dem Luchse hat, und ohngeachtet des besonderen, und so zu reden, einzigen Kennzeichens, das sich bey ihm, so wie bey jenem in einem langen Zopfe schwarzer Haare an der Spitze der Ohren zeiget, scheinen doch die Abweichungen, die sich zwischen beyden finden, den Schluß zu rechtfertigen, daß sie von verschiedenen Gattungen seyen. Der Caracal ist nicht gefleckt, länger und ganz von einer Farbe, seine Schnautze ist länglichter, sein Ansehen lange nicht so sanftmüthig und sein Naturell grimmiger; auch wird er allein in den heissesten Erdstrichen angetroffen.

Dieses Thier ist häufig in der Barbarey, in Arabien und in allen den Ländern wo der Löwe, das Pantherthier, und die Unze ihren Aufenthalt haben. Es lebt so, wie diese, vom Raube. Da es aber kleiner, und um ein gutes schwächer ist, so kostet es ihm mehr Mühe, sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Es bekommt, so zu reden, nichts weiter, als was ihm die andern nachlassen, und ist oftmals genöthigt, sich an den Ueberbleibseln derselben zu begnügen. Dem Panther kommt es nicht nahe, weil dieser auch, wenn er völlig satt ist, seine Grausamkeit doch nicht verliehret. Dem Löwen aber gehet es nach, der niemals beleidiget, wenn er seine Mahlzeit vollendet hat. Der Caracal erhält die Ueberbleibsel von seiner Tafel, und begleitet ihn sogar bisweilen in einer geringen Entfernung. Da er über dieses ohne alle Mühe auf die Bäume kommen kan, so ist ihm der Grimm des Löwen nicht fürchterlich, weil ihn dieser nicht, wie der Panther, bis dahin verfolgen kan; und dieses hat Gelegenheit zu der Sage gegeben, daß der Caracal dem Löwen aufspüre.

Der Caracal ist so groß, als ein Fuchs, aber weit grimmiger und stärker. Man hat ihn öfters einen Hund von ansehnlicher Grösse anspringen, zerfleischen und in wenig Augenblicken umbringen gesehen, ohngeachtet dieser sich aus allen Kräften vertheidigte. Es erfordert viele Mühe, ihn zahm zu machen. Wenn er aber jung gefangen, und mit Sorgfalt auferzogen ist, so kan man ihn zur Jagd abrichten, wozu er von Natur geneigt ist, und eine glükliche Gelehrigkeit hat. Nur muß man Sorge tragen, daß man ihn auf keine andere Thiere, als solche los lasse, denen er gewachsen ist, und die sich gegen ihn nicht wehren können, denn so bald er Gefahr siehet, so will er nicht daran und versagt seine Dienste. Man bedient sich seiner in Indien, um Hasen, Kaninchen und sogar grosse Vögel zu fangen, die er erschleichet und mit einer sonderbaren Geschiklichkeit erhaschet. Thevenot, der, wie mehrere Reisebeschreiber, der Sage, die wir oben angeführet haben, Glauben zugestellet hat, sagt, daß man, wenn er dem Löwen rufe, die Stimme eines Menschen zu hören glaube, der einem andern rufe, nur daß seine Stimme heller seye.

Dieses Thier ist an dem Aeussersten seiner Schnautze weiß; der Obertheil und die Seite derselben, die Stirne und der Scheitel des Kopfes haben eine falbe mit Braun untermischte Farbe. Die Augen haben eine weisse Einfassung. Bey den Ecken des Maules findet sich ein Flek von eben der Farbe, und über dem Auge, an jeder Seite der Stirne, ein kleiner sehr schmaler weißlichter Streifen, der von vorn nach hinten geht. Die Ränder der Ohren sind weiß. Ihre äussere Seite ist schwarz, und die inwendige ist

in

Tab: Lv

Vrſus . Baer .

in der Mitte von weißlichter, an den Rändern von röthlichter falber Farbe. Der Oberhals und der Rücken haben eine falbe Farbe, die bisweilen ins Braune fällt. Diese Farbe bildet einen Streifen, der auf dem Wiederrisse von einem andern Streifen von gleicher Farbe in Form eines Mauleselkreutzes queer durchschnitten ist. Die Seiten des Halses und des Leibes, die äussere Seite der Beine und der Füsse haben eine Isabellen-Farbe, ausgenommen oben an der äussern Seite des Vorderarms und der Keule, welche röthlicht ist. Der Unterkinnbacken ist weiß; der Unterhals, der Bauch und die inwendige Seite der Beine sind weißlicht mit einer blassen Schattirung von Falben. Die Brust hat eine todte falbe Farbe mit braunen schwärzlichten Flecken, und der Schwanz ist röthlicht falb.

Der Bär.

In der Naturgeschichte des Bären sind die Schriftsteller fast mehr von einander verschieden, als in irgend einer andern, welches vermuthlich daher kommt, daß sie die Gattungen nicht unterschieden haben, und der einen bisweilen etwas zuschreiben, was der andern eigenthümlich ist. Man muß also vors erste den Landbär nicht mit dem Seebäre verwechseln, der gemeiniglich der weisse Bär, oder der Bär des Eismeeres genennet wird. Dieses sind zwey sehr verschiedene Thiere, sowohl in der Bildung des Körpers, als in ihren natürlichen Eigenschaften. Ferner muß man zum Unterscheide unter den Landbären zwo Gattungen, nemlich eine braune und eine schwarze annehmen, indem diese weder einerley Neigungen noch einerley natürliche Triebe haben, und daher nicht als Abfälle von einer einzigen und eben derselben Art, sondern als zwo verschiedene und besondere Gattungen betrachtet werden müssen. Ausserdem gibt es noch weisse Landbäre, die ohngeachtet der Aehnlichkeit der Farbe, die ihnen mit dem Seebären gemein ist, von diesen eben so sehr, wie die andern Bäre, in allen übrigen Stücken unterschieden sind. Diese weisse Landbäre werden in der grossen Tartarey, in Moskau, in Litthauen und den andern nördlichen Ländern gefunden. Sie werden nicht durch die strenge Kälte dieser Himmelsgegenden im Winter weiß, wie die Hermeline und die Hasen, sondern sie werden weiß gebohren. Man würde sie daher noch als eine vierte Gattung anzusehen haben, wenn es nicht auch Bäre mit einem braun und weiß gemischten Haare gäbe. Diese bestimmen also eine Mittelschlacht zwischen den weissen Landbären und den braunen oder schwarzen Bären, und folglich ist der weisse Landbär nur eine Abart von einer oder der andern dieser Gattungen.

Auf den Alpen findet man den braunen Bär zimlich häufig, aber selten den schwarzen, der im Gegentheile in den Wäldern der nördlichen Ländern von Europa und Amerika gefunden wird. Der braune ist grimmig und fleischfressend, der schwarze ist blos wild, und zeiget einen beständigen Widerwillen gegen den Genuß des Fleisches. Herr du Praz sagt davon in seiner Geschichte von Louisiana folgendermassen. Der Bär läßt sich zur Winterszeit in Louisiana sehen, indem der Schnee, der die nördlichen Länder bedekt, ihn hindert, seine Nahrung zu suchen, und ihn aus den mitternächtlichen Gegenden vertreibt. Er lebt von Baumfrüchten, unter andern von Eicheln und auch von Wurzeln. Seine köstlichsten Gerichte aber sind Honig und Milch. Ueber einem solchen Fund würde er sich eher tödten lassen, als ihn aufgeben. Ohngeachtet man das Vorurtheil hat, daß der Bär ein fleischfressendes Thier ist, so behaupten doch die Einwohner dieser Provinz und der benachbarten Länder das Gegentheil. Es ist niemals geschehen, daß diese Thiere Menschen gefressen haben, ohngeachtet ihrer Menge und des grösten Hungers, von dem sie bisweilen gequälet werden, indem sie in diesem Falle nicht einmal das Fleisch auf den Schlachtbänken fressen. Zu der Zeit wie ich mich zu Natches aufhielt, war ein sehr harter Winter, und der Hunger machte, daß sie des Nachts in den Colonien herumliefen, und in die Höfe einbrachen, wenn sie nicht vest vermacht waren. Sie fanden daselbst Fleisch, so in

die Luft gehangen war, allein sie rühreten es nicht an, und fraſſen blos Getraide, wenn sie dazu kommen konnten. — Sie haben niemals Thiere umgebracht, um sie zu verzehren u. ſ. w. Mr. du Praz ſezt in einer Anmerkung hinzu, daß er ſeit der Zeit mit Gewißheit erfahren habe, daß es in den Gebürgen von Savoyen zweyerley Arten von Bären gäbe, nemlich ſchwarze, wie die in Louiſiana, die aber kein Fleiſch frässen, und rothe, die eben ſo raubbegierig als die Wölfe wären; welches auch noch andere beſtätigen.

Wormius berichtet, daß in Norwegen dreyerley Bäre bekannt wären. (von dieſen wollen wir unten aus des Pontoppidans Naturgeſchichte einen Auszug liefern). Der erſte Breſsdius ſeye ſehr groß, nicht völlig ſchwarz, ſondern braun, und nicht ſo ſchädlich als die andern, indem er von Kräutern und Blättern lebe. Der zweyte Ildgiersdius ſey kleiner, ſchwärzer, fleiſchfreſſend, und falle oftmals Pferde und andere Thiere, beſonders im Herbſte, an. Der dritte Myrebiorn ſey der kleinſte von allen, aber nichtsdeſtoweniger ſchädlich. Er nähret ſich, wie er ſagt von Ameiſen, und hat ſeine Luſt daran, ihre Haufen umzuſtöhren. Man bemerkt, ſezt er ohne Beweis hinzu, daß dieſe drey Arten ſich miteinander vermiſchen, und Mittelgattungen zeugen; daß diejenigen, die Fleiſch freſſen, die Heerden anfallen, das Vieh insgeſammt niederreiſſen, und nur ein oder zwey Stücke davon verzehren; daß ſie aber bey alle dem auch Baumfrüchte genieſſen, und am meiſten zu fürchten ſind, wenn die Vogelbeeren in groſſer Menge ſind, indem dieſe herbe Frucht ihnen die Zähne ſo ſtumpf macht, daß Blut und Fett allein dieſe Hinderniß im Freſſen ihnen wieder benehmen. Man wird aus dem vorhergehenden ſchon ſchlieſſen können, welche Umſtände von den angeführten zweydeutig zu ſeyn ſcheinen. Der P. Rzaczynski ein Pohle, und Herr Klein in Danzig, nehmen, wenn ſie von den Bären ihres Landes reden, nur zwo Arten an, nemlich eine ſchwarze und eine braune oder rothe, und unter der leztern wieder groſſe und kleine. Die ſchwarzen Bäre, ſagen ſie, ſind die ſeltenſten, und die braunen im Gegentheil ſehr gemein. Die erſtern ſind die gröſten und freſſen Ameiſen, die groſſen braunen oder rothen Bären hingegen thun den meiſten Schaden, und ſind ſehr raubgierig. Dieſe Zeugniſſe ſowohl, als die von dem Hrn. du Praz, wozu man den Dr. la Hontem thun kan, ſind dem was Wormius ſagt, gerade entgegen geſezt. In der That ſcheinet es ausgemacht zu ſeyn, daß die rothen, braunrothen, oder braunen Bäre, die ſich nicht allein in Savoyen, ſondern auch auf hohen Gebürgen, in groſſen Wäldern und faſt in allen Einöden finden, lebendige Thiere freſſen, und ſogar ihren Hunger mit ſtinkenden Aeſern ſtillen. Die ſchwarzen Bäre haben gemeiniglich nur in kalten Ländern ihren Aufenthalt; die braunen oder rothen aber werden unter kalten und gemäßigten Himmelsſtrichen, und wohl gar in den mittäglichen Gegenden gefunden. Bey den Griechen waren ſie häufig; die Römer bekamen ſie zu ihren Schauſpielen aus Libyen; man findet ſie in China, Japem, Arabien, Egypten, bis ogar in der Inſel Java. Ariſtoteles redet auch von weiſſen Landbären und ſiehet dieſe Verſchiedenheit der Farbe als einen Zufall an, der von einem Fehler in der Zeugung herrührte. Es gibt daher Bären in allen bergichten oder waldichten wüſten Ländern; man findet ſie aber nicht in Reichen, die ſtark bewohnt und gut gebauet ſind.

Der Bär iſt nicht allein wild, ſondern auch einſiedleriſch. Die Entfernung von aller Geſellſchaft iſt ſein natürlicher Trieb. Er zieht ſich aus den Gegenden zurük, wo Menſchen hinkommen. Eine antike Höhle, in unerſteiglichen Felſen, eine Grotte, die die Zeit in dem Stamme eines alten Baumes, mitten in einem dicken Walde gebildet hat, machen ſeine Wohnung aus. Hier nimmt er ganz einſam ſeinen Aufenthalt und bringt daſelbſt einen Theil des Winters ohne Nahrungsmittel zu, ohne daß er in verſchiedenen Wochen herausgehet. Er iſt indeſſen nicht erſtarret oder ohne Empfindung, wie das Murmelthier und der Siebenſchläfer. Da er natürlicher Weiſe fett und dieſes gegen das Ende des Herbſtes, da er in ſeine Höhle gehet, in einem auſſerordentlichen Grade iſt, ſo macht dieſer Ueberfluß der Feiſte, daß er ſeine Faſten hält, und nicht aus ſeinem Loche gehet, als bis er ausgehungert iſt. Man gibt vor, daß die Bäre nach ungefehr vierzig Tagen ihre Höhlen wieder verlaſſen, aber daß die Bärinnen vier Monate darinnen bleiben, indem ſie daſelbſt ihre Junge werfen; welches doch ſchwehr zu glauben iſt, wenn ſie ſo lange nichts genieſſen ſollen. Man kommt darinn überein, daß ſie während ihres Träch-

tigge-

tiggehens ausserordentlich feist sind, ausserdem eine sehr dicke Decke an ihrem Haare haben, die meiste Zeit schlafen, sich gar keine Bewegung machen, und folglich sehr wenig durch die Ausdünstung verliehren müssen. Allein, wenn es wahr ist, daß die Bäre nach verflossenen vierzig Tagen ausgehen, und durch den Hunger genöthiget werden, Nahrung zu suchen, so ist die Vorstellung nicht natürlich, daß die Bärinnen von eben diesem Mangel nicht noch heftiger gequälet werden sollten, nachdem sie gewölfet haben und durch die Säugung ihrer Jungen doppelt erschöpft werden, wofern man nicht annehmen will, daß sie einige davon mit ihren Häuten, und zugleich die ganze übrige Nachgeburt auffressen. Dieses aber scheint nicht wahrscheinlich, ob man gleich das Beyspiel an den Kiezen hat, die bisweilen ihre Jungen fressen. Uebrigens ist hier die Rede nur von der braunen Bärengattung, von der die Vaterbäre würklich die Jungen fressen, wenn sie eben gebohren sind, und sie dieselben in ihrem Lager finden. Die Bärinnen scheinen sie im Gegentheil bis zur Wuth zu lieben. Sie sind, wenn sie geworfen haben, grimmiger und gefährlicher, als die Mannbäre. Sie kämpfen und wagen sich in jede Gefahr, um ihre Jungen zu retten. Diese werden nicht ungestalt gebohren, und wachsen fast eben so geschwind, als die andern Thiere. Sie werden in dem Leibe ihrer Mutter vollkommen gebildet, und wenn also die Früchte, oder die jungen Bäre bey dem ersten Anblicke wie Klumpen geschienen haben, so ist die Ursache diese, daß der alte Bär selbst wegen der Masse, der Dicke und Unschiklichkeit des Leibes und der Gliedmassen nicht besser gebildet ist.

Die Bäre haben den Herbst zu ihrer Brunstzeit, und die Bärinn soll hitziger, als der Mannbär seyn. Man gibt vor, daß sie sich auf den Rücken lege, um ihn zu zu lassen, ihn fest an sich drücke, und nach einer geraumen Zeit erst wieder los lasse; allein es ist wohl gewisser, daß sie sich nach Art der übrigen vierfüßigen Thiere begatten. Man hat dieses sowohl, als die Art ihrer Geburt an gefangenen Bären gesehen, nur hat man noch nicht beobachtet, wie lange sie trächtig gehen. Aristoteles sagt von dreyßig Tagen. Es scheint aber zweifelhaft, denn erstens ist der Bär ein grosses Thier, und je grösser die Thiere sind, desto mehr Zeit wird zu ihrer Bildung in Mutterleibe erfordert. Fürs zweyte wachsen die jungen Bäre zimlich langsam; sie folgen ihrer Mutter, und können ihres Beystandes in den beyden ersten Jahren nicht wohl entbehren. Drittens bringt der Bär nur wenig Junge zur Welt, nemlich eins, zwey, drey oder viere, und niemals über fünfe eine Eigenschaft die ihm mit allen grossen Thieren gemein ist, die nur wenig Junge haben, und lange trächtig sind. Endlich lebt der Bär zwanzig oder fünf und zwanzig Jahre. Aus diesem allem sollte man wohl schliessen dürfen, daß das Trächtiggehen wenigstens einige Monate daure. Die Mutter scheinet übrigens für ihre Jungen sehr grosse Sorge zu tragen. Sie macht ihnen am Boden der Höhle ein Bette von Moos und Kräutern, und säuget sie so lange, bis sie im Stande sind, mit ihr auszugehen. Sie wirft im Winter, und im Frühlinge fangen die Jungen an ihr nachzufolgen. Der Bär und die Bärin wohnen niemals beyeinander. Jedes hat seine besondere Höhle, und sogar in einer grossen Entfernung von einander. Wenn sie keine Grotte zu ihrem Lager ausfinden können, so brechen sie Holz ab, oder sammeln es, um sich einen Kessel zu machen, den sie so lange wieder mit Kräutern und Blättern überlegen, bis sie ihn für das Wasser undurchdringlich gemacht haben.

Die Stimme des Bären ist ein Gebrumme, oder ein grobes Murmeln, das zum öftern mit einem Zähnekirschen untermenget ist, sonderlich alsdann, wann man ihn böse macht. Er ist sehr jähzornig, und sein Zorn hat allemal etwas von Wuth, und manchmal von Eigensinn an sich. Ohngeachtet er gegen seinen Herrn sanftmüthig und sogar gehorsam zu seyn scheinet, wenn er zahm gemacht ist, so muß man ihm doch niemals trauen, vornehmlich ihm nie auf die Spitze der Nase schlagen, oder an die Geschlechtstheile greifen. Man lehret ihn, sich aufrecht zu halten, allerhand Männchen zu machen, und zu tanzen. Er scheinet sogar den Klang der Instrumente zu vernehmen, und auf eine plumpe Art den Tack zu beobachten. Allein, wenn er diese Erziehung annehmen soll, muß er jung gefangen und sein ganzes Leben hindurch im Zwange gehalten werden. Ein alter Bär wird nicht mehr zahm. Er ist von Natur unerschrocken, oder aufs wenigste gegen die Gefahr gleichgültig. Der wilde Bär gehet nicht aus dem Wege und fliehet auch nicht, wenn er einen Menschen erblicket. Indessen will man sagen, daß

daß man durch den Schall des Pfeifens seine Aufmerksamkeit erregе, ja ihn so weit in Verwunderung setze, daß er stille stehe, und sich auf die Hinterbeine richte. Alsdenn ist es Zeit ihn zu schiessen, und zu versuchen, ob man ihn tödten kan. Denn wofern er nur verwundet wird, so kömmt er und fällt wütend über den Schützen her, umklemmt ihn mit seinen Vordertatzen, und erstícket ihn, wenn man ihm nicht zu Hülfe eilet.

Man jagt und fängt die Bäre in Schweden, in Norwegen und in Pohlen auf verschiedene Art. Am wenigsten gefährlich ist es, wenn man sie trunken macht, und Aquavit auf den Honig gießt, den sie vorzüglich lieben, und in den Stämmen der Bäume nachsuchen. In Louisiana und Canada, wo die schwarzen Bäre sehr gemein sind, und wo sie ihren Aufenthalt nicht in Höhlen, sondern in alten Bäumen nehmen, die an der Wurzel erstorben, und inwendig vermodert sind, fängt man sie auf die Art, daß man in ihren Wohnungen Feuer anleget. Da sie sehr leicht auf die Bäume kommen können, so nehmen sie ihr Lager selten der Erde gleich, sondern suchen sich bisweilen bis auf dreyßig oder vierzig Fuß in der Höhe einen Plaz dazu aus. Ist es eine Alte mit ihren Jungen, so steigt sie zuerst herunter; man tödtet sie aber, ehe sie an die Erde kommt. Die Jungen steigen ihr nach, und man fängt sie, indem man ihnen ein Strik um den Hals wirft, und nimmt sie mit sich, entweder um sie aufzuziehen, oder zu essen. Das Fleisch des jungen Bäres ist ein niedliches Gerichte. Das von den Alten ist eßbar; allein da es überall von einem ölichten Fette durchdrungen ist, so sind blos die Füsse, wegen ihres festern Fleisches, als ein Leckerbissen anzusehen.

Die Bärenjagd ist ohne viele Gefahr und von grossem Nutzen, wenn man einiger massen darinnen glüklich ist. Die Haut wird unter allen groben Pelzwerken am theuersten bezahlt, und die Menge Oel, so man von einem einzigen bekommt, ist sehr beträchtlich. Man läßt anfänglich das Fett und das Fleisch in einem Kessel zusamen kochen, worauf sich das Fett absondert. Nachher sagt Mr. dû Praz macht man es klar, indem man, wenn es geschmolzen und recht im Sieden ist, ein gutes Maas Salz hineinwirft und Wasser dazu sprützet. Hierauf sprudelt es in die Höhe, und es steigt ein dicker Dampf auf, der den üblen Geruch des Fettes mit fort nimmt. Wenn der Rauch vorüber, und das Fett noch mehr als laulicht ist, gießt man es in einen Topf, worinn man es acht oder zehen Tage stehen läßt. Nach Verlauf dieser Zeit sieht man ein klares Oel oben schwimmen, das man mit einem Löffel abnimmt. Dieses Oel ist eben so gut, als das beste Baumöl zu gebrauchen. Unten findet man ein eben so weisses Schmalz, als das von Schweinen, nur daß es ein wenig weicher ist. Es wird in der Kuche verbraucht, und ist weder von wiedrigem Geschmacke noch üblem Geruche. Mr. dû Mont setzet hinzu, daß man bisweilen über hundert und zwanzig Töpfe dieses Oels oder Fettes von einem Bären bekomme; daß es sehr schön, sehr gesund und gut seye; nicht anders, als bey einer grossen Kälte gerinne, in diesem Falle ganz voller Körner, und von einer blendenden Weisse seye, und alsdenn auf Brod, wie Butter gegessen werde.

Die Menge des Fettes, womit der Bär beladen ist, macht ihn sehr leicht zum Schwimmen. Er sezt auch ohne Beschwerde über die Flüsse und Seen. Die Bäre in Louisiana, deren Farbe ein schönes Schwarz ist, schwimmen, nach dem dû Mont, durch jeden Fluß, er mag noch so breit seyn. Sie sind auf die Frucht der Plaqueminiers sehr verpicht. Sie steigen auf die Bäume, setzen sich auf einen Zweig als ob sie ritten, halten sich mit einer Tatze an demselben fest, und bedienen sich der andern, um die übrigen Zweige umzubiegen, und die Früchte ihrem Maule zu nähern. Sie gehen auch oftmals aus den Wäldern, und kommen in die Colonien, um Patates und Mahis zu fressen. Im Herbste, wenn sie sehr feiste sind, können sie kaum gehen, wenigstens nicht so geschwind, als ein Mensch laufen. Sie haben bisweilen zehen Finger dickes Fett an den Seiten und auf den Lenden. Ihre Füsse sind unten dicke aufgequollen. Wenn man sie in der Gegend abhauet, so träufelt ein weisser und milchichter Saft heraus. Dieser Theil scheinet aus kleinen Drüsen zu bestehen, die wie Wärzchen gebildet sind, und hierinn ligt die Ursache, daß sie des Winters in ihren Höhlen beständig an den Tatzen saugen.

Bey dem Bäre sind die Sinne des Gesichts, des Gehörs und des Gefühls sehr vollkommen, ohngeachtet er, in Vergleichung mit der Masse seines Kör-

pers,

pers, ein sehr kleines Auge, kurze Ohren, eine dicke Haut und ein überaus dichtes Haar hat. Er hat einen vortreflichen und vielleicht feinern Geruch, als irgend ein anderes Thier, indem die innere Oberfläche des dazu gehörigen Werkzeuges sich ungemein weit ausdehnet. Man zählet daran vier Reihen beinerne Schichten, die durch drey senkrechte Blättchen von einander geschieden sind. Seine Beine und Arme sind fleischicht wie am Menschen, der Knochen des Strahls ist kurz, und macht einen Theil der Fußsohle aus. Er hat fünf dem Strahle entgegen stehende Zähen an den Hinterfüssen, und an den Vorderfüssen sind bey ihm die Knochen der Handwurzel gleich. Allein, der Daume ist nicht abgesondert, und der dikste Finger ist bey dieser Art von Hand aussen. Seine Finger sind dik, kurz und an den Händen sowohl, als an den Füssen gegen einander geschlossen. Seine Klauen (Krallen) sind schwarz, und von einer sehr harten überall gleichen Substanz. Er schlägt mit seinen Fäusten, wie der Mensch. Allein diese plumpen Aehnlichkeiten mit dem Menschen machen ihn nur noch ungestalter und geben ihm kein Ansehen vor anderen Thieren.

Das lange Haar, welches den Bär bedekt, verbirgt den Umkreiß fast aller seiner Gliedmassen. Ausser der Schnauze und den Füssen sieht man nichts deutlich. Indeß erkennet man leicht, daß der Leib nach dem Maas der Länge dick ist, und daß die Beine kurz sind, indem die Vorderfüsse bis an das Faustgelenke, und die hinteren bis an die Mitte der Fußsohle auf der Erde ruhen. Der Kopf hat mit dem vom Wolfe einige Aehnlichkeit in seiner Bildung, und in der schrägen Lage der Augen, die aber kleiner als bey diesem Thiere sind. Die Nase hingegen ist breiter, die Ohren sind kürzer und mehr gerundet; die Schnauze ist vorne aufgeworfen; die Nasenlöcher sind grösser, und ihre Oefnungen ganz anders, indem ihr äusserer Rand durch einen Einschnitt eingekerbt ist. Vom Halse ist wenig zu sehen, das oberste Rückengelenke aber scheinet sehr hervorzuragen; indem es mit einem langen und struppichten Haare besezt ist; das Kreuz läuft niedrig hinten zu, der Schwanz hat eine geringe Länge, und die Vorderfüsse sind ein wenig einwärts gebogen.

Der weisse Bär.

Der weisse Bär ist ein sehr bekanntes Thier unserer mitternächtlichsten Länder. Martens und einige andere Reisebeschreiber haben seiner erwähnet, aber keiner hat eine so genaue Beschreibung davon gegeben, daß man einen zuverlässigen Ausspruch thun könnte, daß seine Gattung von der Gattung des Bärs verschieden seye, zumal da die Farbe und selbst die Gewohnheiten der übrigen Bäre sehr verschieden sind. Dieser Bär der nordischen Meere lebet zwar von Fischen; er verläßt das Ufer des Meeres niemals, und oft wohnt er sogar in freyem Wasser auf grossen schwimmenden Eisschollen; allein dieses macht noch nicht, daß er von einer andern Gattung ist; denn der Fisch, den er frißt, ist vielmehr Fleisch; sein Fraß bestehet meistens in den Aesern von Wallfischen, Seekälbern u. d. gl. und die Savonischen Bäre würden sich auf den Gebürgen von Spizbergen auch wohl genöthiget sehen, in dem Meere ihre Nahrung zu suchen, wenn sie weder andere Thiere, noch Getraide oder Früchte auf dem Lande fänden. Anderson sagt: diese weissen Bäre sind ganz anders gebildet, als die unsrigen; sie haben einen langen Kopf, wie der Hund, und einen eben so langen Hals; sie bellen fast wie die Hunde, wann sie heiser sind; sie sind über dieses auch schlanker und hurtiger, als die andern Bäre; ihre Grösse ist mit diesen fast einerley; ihr Haar ist lang und so weich als Wolle; ihre Schnauze, die Nase und die Klauen sind schwarz. Die übrigen Bäre sollen einen sehr weichen Kopf haben, aber bey den weissen ist das Gegentheil, denn ob wir ihnen gleich Streiche auf den Kopf versezten, die einen Ochsen hätten tödten können, so wurden sie doch gar nicht betäubt davon. Allein dieser Unterscheid, wenn auch die Umstände nicht vergrössert sind, ist noch nicht wichtig genug, eine andere Gattung auszumachen. Dithmar Blefken redet von diesen weissen Bären, und versichert, daß er einen in Grönland habe tödten sehen, der sich auf die hinteren Beine aufgerichtet habe, wie die übrigen Bären; aber er sagt nicht ein Wort, welches anzeigte, daß dieser

weiſſe grönländiſche Bär nicht eben ſo, wie die andern, wäre gebildet geweſen. Auſſerdem jagen dieſe Thiere nicht im Meer, wenn ſie einen Raub auf dem Lande finden; ſie freſſen die Rennthiere und andere Thiere, die ſie bekommen können; ſie fallen ſelbſt die Menſchen an, und graben todte Körper aus; aber der Mangel in dem ſie ſich oft in dieſen unfruchtbaren und öden Gegenden befinden, nöthiget ſie, ſich an das Waſſer zu halten, ſie werfen ſich hinein, Seekälber, junge Morſen u. d. gl. zu erhaſchen; ſie legen ſich auf Eisſchollen wo ſie dieſelben erwarten, und von welchen ſie dieſelben von weitem ſehen können, und ſo lange ſie finden, daß ihnen dieſer Poſten einen reichen Unterhalt bringt, verlaſſen ſie ihn nicht; ſo, daß wenn das Eis im Frühjahre anfängt los zu werden, ſie ſich mit demſelben forttreiben laſſen; und da ſie das Land nicht mehr gewinnen, noch den Eisſchollen auf lange Zeit verlaſſen können, ſo kommen ſie im Meere um; und die ſo mit dem Eis an die Küſten von Island oder Norwegen getrieben werden, ſind ſo ausgehungert, daß ſie ſich über alles, was ihnen in den Weg kommt, herwerfen, um es zu verſchlingen, und dieſes hat auch das Vorurtheil vermehren können, daß dieſe Seebäre von einer wilden und raubgieriger Gattung wären, als die gemeine iſt. Einige Schriftſteller haben ſogar feſte geglaubt, daß ſie Amphibien wie die Seekälber wären, und ſo lange unter Waſſer bleiben könnten, als es ihnen beliebte; allein man ſiehet das Gegentheil davon ſehr klar, aus der Art ſie zu jagen; Sie können nur ſehr kurze Zeit ſchwimmen, und über eine Meile (lieue) nicht aushalten; man verfolgt ſie mit einer Schalupe, und ermüdet ſie; wenn ſie nicht Luft ſchöpfen müßten, ſo würden ſie untertauchen, und auf dem Grunde ausruhen; ſo aber tauchen ſie nur auf einige Augenblicke unter, und laſſen ſich, aus Furcht zu erſaufen, oben auf dem Waſſer tödten.

Der gewöhnliche Raub der weiſſen Bäre ſind die Seekälber, die nicht ſtark genug ſind ihnen zu widerſtehen; aber die Morſen oder Wallroſſe, denen ſie manchmal ihre Junge rauben, durchbohren ſie mit ihren langen Zähnen und jagen ſie in die Flucht; eben ſo gehet es ihnen mit den Wallfiſchen, die ihnen wegen ihrer Maſſe überlegen ſind, und ſie überall wo ſie ſelbſt wohnen, vertreiben, doch ſtehlen ihnen die Bäre manchmal ihre Jungen und freſſen ſie. Alle Bäre haben von Natur viel Fett, und dieſe, die nur von Thieren leben, die mit Oele überladen ſind, haben mehr als die übrigen; es gleichet auch beynahe dem vom Wallfiſche. Das Fleiſch dieſer Bären ſoll kein übles Gerichte ſeyn, und ihre Haut iſt ein ſehr warmes und dauerhaftes Pelzwerk.

Nun wollen wir noch unſer Verſprechen in Abſicht auf die Nachrichten, die der Biſchof Pontoppidan von dem Bäre ertheilet hat, erfüllen. In Norwegen, ſagt er, findet man dieſes Thier überall, am meiſten aber in den Stiftern Bergen und Drontheim, und es iſt zweyerley, nemlich Heſtebiörn (Pferdebär) der etwas gröſſer iſt, und Myrebiörn (Ameiſenbär).

Beyde Arten ſind ſehr grimmig, gefräßig, ſtark und vorſichtig; ſo daß die Norwegiſchen Bauren zu ſagen pflegen, der Bär beſitze zweener Männer Wiz und ſieben Männer Stärke. Die Haare der nordiſchen Bäre ſind entweder dunkel- oder hellbraun, zuweilen graulicht und an den Enden weiß wie Silber, und dieſe Art iſt die ſchönſte. Der Kopf des Bäres gleichet einigermaſſen dem Schweinskopfe, und ſein Gang iſt auch dem Gange der Schweine ähnlich; er hat kleine Augen, kurze Ohren, einen weiten Rachen, ſtarke Lenden, ſeine gröſte Stärke aber iſt in den Vorderfüſſen und in den Tatzen.

Von den Bauren ſagt Pontoppidan, habe er einſtimmig gehört, daß die Bärin ihre Jungen nur einen Monat trage, zwey oder drey werfe, die aber blind, ganz nackend und ſehr klein und ungeſtalt ſeyen; daß ſie die Mutter hierauf beſtändig lecke, und ſie hernach mit den Tatzen an ihre Bruſt halte, entweder um ſie zu erwärmen, oder wie andere glauben, ihnen die Brüſte zu reichen, die ihnen unter dem Vorderleibe weit hervor hängen. Ob dieſe Umſtände, die zum Theil dem Herrn von Büffon widerſprechen, alle gegründet ſeyen, wollen wir im Zweifel laſſen. So lange die Auffütterung der Jungen währet, heißt es weiter, ſo lange iſt es am gefährlichſten den Alten zu begegnen. Sie ſuchen alsdenn die Menſchen auf, anſtatt, daß ſie ſich ſonſt nur gegen ſie vertheidigen; am meiſten ſtellen ſie den ſchwangern Weibern nach, deren Zuſtand ſie riechen können, und ihre Frucht iſt ihnen ein Leckerbiſſen. Der Herr Biſchof beſtätigt dieſes unter andern auch mit der Erfahrung

eines

eines Priesters, der eine schwangere Frau zu einem jungen sehr zahmen Bär an die Kette führte, welcher so wüthend wurde, daß man sich genöthiget sahe ihn zu erschiessen. Sonst ist das schöne Geschlecht gemeiniglich gegen dem Bär sehr verwegen, und verfolgt ihn oft mit Geschrey und einem Prügel in der Hand, um ihm seinen Raub abzujagen, welches nicht selten gelingt. (*) Wenn aber der Bär allzugefräßig und grimmig ist, und sich gegen die Weibspersonen umwendet, so wissen sie ein Rettungsmittel zu ergreifen; nemlich sublatis vestimentis, ostendunt id, quod reconditum vult natura, wie sich Herr Pontoppidan darüber ausdrücket. Wir wollen dem Herrn Verfasser das nicht widersprechen, was er aus ganz sicherer Erfahrung erzählet, aber ob der Grund nicht mehr in der sonderbaren Stellung die sie annehmen müssen und in den aufgehabenen Kleidern, dadurch sie vielleicht den Bär bestürzt machen, als in dem liegt, was der Verfasser glaubt, ist eine andere Frage, und uns dünkt, das erstere seye wahrscheinlicher, da wir wissen, daß man sich manchmal gegen den Anfall eines Hundes schützen kan, wenn man den Huth zwischen die Zähne nimmt u. d. gl. Uebrigens muß man diesen Glauben nicht zu allen Zeiten in Norden gehabt haben, sonst wüßten wir nicht, wie man dem Saxo hätte nachschreiben können, der dem Sueno einen Stammvater gibt, den ein Bär mit einem geraubten Mädchen gezeugt haben solle.

Man sagt der Bär solle einem Kinde niemals Schaden zufügen. Er lebt im Nothfalle von Wurzeln, Gras und Kräutern u. s. w. Allein dasjenige, was ihm am besten schmekt, sind Schafe, Ziegen, Kühe und Pferde. Die leztern aber überwinden ihn oft. Denn, wenn ein Pferd einen Bär in der Nähe wittert, und es hat Stutten oder Füllen bey sich, so jagt es diese hinter sich zusamen, und darauf greift es seinen Feind mit den Vorderfüssen an, welche es als ein paar Trommelstöcke gebraucht, damit zuzuschlagen. Oft aber behält auch der Bär die Oberhand, besonders wenn ihm das Pferd den Hintertheil zukehret. Denn alsdann springt der Bär auf das Pferd, und hält sich auf dessen Rücken feste; welches denn mit ihm fortlaufen muß, bis es endlich, nachdem es sich verblutet hat, zu Boden stürzt. Der Bär sauget den erlegten Thieren zuerst das Blut aus, und hernach schleppt er den Rumpf in seine Höhle. Wenn sein Weg dahin aufwärts oder durchs Gebüsche gehet, und er das Aas nicht mit sich fortschleppen kan, so geht er aufrecht, wie ein Mensch, und hält das ganze Pferd vor sich in seinen Pfoten; woraus man auf seine grosse Stärke schliessen kan. Er fällt nicht, wie der Wolf thut, auf ein fremdes Aas. Er ist auch nicht so beissend, und bricht nicht so ein wie dieser; daher er auch nicht so sehr wie der Wolf gefürchtet wird, der dessen Nachbarschaft gerne vermeidet, weil der Bär sein Zuchtmeister ist. Man hat dem Herrn Bischof aus Bordne in Rögsund berichtet, daß ein alter Grås-Biörn (Grasebär) die Heerde viele Jahre als ein Wächter begleitete, und oft ganz zahm dabey stand, wenn die Magd das Vieh melkte, daß er ferner den Wolf allezeit verjagte, und allein im Herbst, wenn er sein Winterlager bald suchen wollte, eine Ziege oder ein Schaf zum Hirtenlohn aus der Heerde heraus nähme. Ob die Sage aber richtig ist, daß der Bär überhaupt so billig seye, daß er in seiner ihm zugehörigen Gegend einen einzigen Mann, auch nur ein einziges Stük nehme, daran erlauben wir unsern Lesern zu zweifeln: es müßte denn seyn, daß er sich an keine Heerde mehr getraute, die ihn schon als Räuber kennet.

Nun kommen Wunderdinge die man von dem Verstand des Bäres in Norwegen erzählt. Er liesel aus einem Haufen von Kühen diejenige aus, die die Glocke am Halse trägt und durch ihr Geläute die nahe Gefahr zu erkennen gibt. Diese Glocke reißt er ihr vom Halse, und klopft sie mit seiner Pfote flach, damit sie nicht mehr zu seinem Verräther dienen kan. Er schießt ein geladenes Gewehr ab, das er einem Schützen hat abnehmen können. Wenn er von zween oder drey Schützen zugleich angegriffen wird, und einer von ihnen auf ihn geschossen hat,

(*) Von den Kamtschadalischen Bären sagt Kraschenenikow, daß sie so artig seyen, daß sie niemals ein Frauenzimmer feindlich anfielen, und ihnen höchstens die Beeren, die sie sammelten, wegfrässen; ob sie gleich sonst Leute, die sie schlafend fänden, tödteten.

hat, so greift er den Wehrlosen an, hält ihn in seinen Pfoten vor sich in die Höhe und zieht sich rüklings zurük. Fühlet er, daß er tödlich verwundet ist, so nimmt er einen schwehren Stein in die Pfoten, und stürzt sich damit in das Wasser, wenn eines in der Nähe ist, um seinem Mörder die Haut zu entziehen. Er schwimmt gut, und begibt sich oft in die Ströhme, Fische zu fangen; ob aber die weissen Bäre, die man in Finmarken antrift von grönländischer Herkunft, und einen so weiten Weg über die See geschwommen seyn sollten? daran zweifelt der Herr Bischof; weil der Bär, wenn er über ein Wasser eine halbe Meile weit schwimmt, so sehr ermüdet, daß er, wenn ihm ein Boot begegnet, sich bemühet hineinzukommen, um in demselben auszuruhen; und wenn es ihm gelingt, sich ganz stille und furchtsam niedersezt, welches ihn aber gar oft seine Pfoten kostet, die ihm der Bauer, ehe er hinein kommt, abhauet. Von seinem Hie oder Winterlager sagt der Herr Bischof mit dem Herrn von Büffon einerley, nur daß er ihm einen ganze Wochen langen und so tiefen Schlaf zuschreibet, daß man ihn auch mit Geschoß und Wunden kaum aufwecken kan Er sezt hinzu, daß von dem Saugen seine Kammer oder Tatzen, die ordentlich einen weissen Schaum von sich geben, so wund und zart werden, daß er, wenn er im Frühjahre auszugehen anfange, er kaum auf die scharfen Steine treten könne, und alsdenn gleichsam lahm und hinkend gehe. Zu der Zeit seye auch sein Magen von langem Fasten krank und zusamen geschrumpft Er wisse aber auch sein Heilungsmittel in einem Ameisenhaufen zu finden, den er ganz verschlinge, damit die Ameisen sein Eingeweide durchwandern und es reinigen und stärken.

Von ihrer Jagd sagt er folgendes. Wenn die Bauern auf die Bärenjagd gehen, so sind ihrer gemeiniglich zwey bis drey beysamen, um einander zu helfen, wenn einer einen Fehlschuß thun sollte, und alsdann ermüden sie ihn Anfangs mit einigen kleinen dazu abgerichteten Hunden, welche er am meisten fürchtet, weil sie ihm unter den Leib laufen, und ihn bey dem Geschlechtstheile anpacken. Grosse Hunde ergreift er bald und zerreißt sie. Wenn ihn nun diese mit Springen und Unterlaufen ermüdet haben, so stellt er sich mit dem Rücken an einen Baum, oder Felsen, reisset Steine oder Erde heraus und wirft damit um sich, sich der kleinen Hunde zu erwehren, und alsdann schiesset der Schütze auf ihn. Trift er ihn unter den Vorderbug oder bey dem Ohre, so fällt er sogleich, sonst aber macht ihn seine Wunde nur grimmiger, und er verfolgt den Schützen, und dieser muß sich, wenn man ihm mit keinem andern Schusse zu Hülfe kommt, so gut er kan, mit seiner Büchse wehren, oder sich mit seinem Schneidemesser, das der nordische Bauer wie einen kleinen Dolch an einer meßingen Kette allezeit an der Seite trägt, vertheidigen, und es dem Bär in seinen offenen Schlund zu stossen suchen. Gelingt dieses nicht, so kostet es dem Bauer das Leben, und der Bär reißt ihm insgemein plözlich mit seinen Klauen den Nacken auf und nimmt ihm Haut, Haare und Fleisch über den Kopf und übers Gesicht bis an den Hals auf einmal ganz hinweg. Zuweilen begnüget sich der Bär daran, daß er seinen überwundenen Feind mit seinen Tatzen so lange zerprügelt, bis er stirbt, oder todt zu seyn scheinet, und wenn er keinen Odem mehr bemerkt, so läßt er von ihm ab. Ist aber der Bauer Sieger, welches öfter geschieht, so zieht er dem Bär die Haut ab, und heftet den Kopf als ein Siegeszeichen an den Giebel seines Hauses. Ein fetter Bärschinken gehöret auf den Hochzeiten zu den herrlichen Gerichten.

Wir haben diesen Auszug um so mehr umständlich machen wollen, da die Nachrichten von einem Manne herrühren, der die Bäre in der Nähe hat kennen lernen, ob er gleich vielleicht manchmal mehr glaubte, als er sollte.

Der

Lupus . Wolff .

Zilio Hijæna

Vulpes . Fuchs .

Weiser Bær.

Der Wolf.

Der Wolf ist eines der allerfleischgierigsten Thiere; und wiewohl ihn die Natur in Stand gesetzet hat, diesem Triebe genug zu thun, indem sie ihm Waffen, List, Behendigkeit und Stärke verliehen hat; so ist er dennoch oft genöthiget für Hunger zu sterben, weil ihn der Mensch beständig verfolget, und ihn zwingt, seinen Aufenthalt in Wäldern zu suchen, wo er nur einige wilde Thiere antrift, die ihm noch oft vermöge ihrer Geschwindigkeit entfliehen. Von Natur ist er plump und feige; aber die Noth macht ihn sowohl sinnreich, als beherzt. Wenn ihn der Hunger drükt, scheuet er keine Gefahr, und waget Anfälle auf Thiere, die unter der Hut des Menschen stehen, insonderheit auf diejenigen, welche er leichtlich hinwegzutragen vermag, als die Lämmer, kleine Hunde, und junge Ziegen, denn der erwachsene Ziegenbok widersezt sich ihm mit seinen Hörnern, und bringt ihn öfters zur Flucht. Gelingt es ihm, so kommt er so oft wieder bis er endlich von Menschen oder Hunden verwundet, oder aufgejagt, und übel zugerichtet wird; alsdenn hält er sich den ganzen Tag über in seinem Lager inne, verläßt dasselbe nur bey Nacht, läuft auf den Fluren herum, schleicht sich um die Wohnplätze, raubet die Thiere, die er ohne Hüter antrift, fällt die Schäfereyen an, scharret die Erde unter den Thüren hinweg, und gräbt sich ein Loch, durch welches er wüthend in den Schafstall dringt, und alles erwürget, ehe er sich entschließt, seinen Raub auszusuchen und hinweg zu schleppen. Bringen ihm diese Streifereyen nichts ein, so begibt er sich wieder in den dikstен Wald, belauret die wilden Thiere, suchet, spüret und jagt sie auf, in der Hofnung, daß ein anderer Wolf dieselben auf der Flucht anhalten werde. Endlich wenn der Mangel zu sehr überhand nimmt, so kennt er keine Gefahr, überfällt Weibspersonen und Kinder, und greift manchmal sogar Mannspersonen an, und der Bischof Pontoppidan versichert, daß er nicht selten ein Pferd vom Schlitten wegraube, oder Bauerhunde von der Kette wegfresse; er geräth in Wuth durch dergleichen wüthende Anfälle, deren Ende gemeiniglich die Raserey und der Tod ist.

Der Wolf gleicht, sowohl nach dem Innerlichen als dem Aeusserlichen dem Hunde so sehr, daß er nach einerley Form gemacht zu seyn scheinet. Das Naturell aber ist so sehr unterschieden, daß sie einander nicht nur nicht leiden können, sondern sich auch aus einem natürlichen Triebe hassen.

Einen jungen Hund überläuft ein Schauer beym ersten Anblicke des Wolfes, dessen blosser Geruch, ob er ihm gleich neu ist, demselben so sehr zuwider ist, daß er davon läuft, und sich zitternd zwischen die Beine seines Herrn schmiegt. Einem Bauerhunde, welcher sich auf seine Kräfte verläßt, steigen die Haare, wie man zu reden pflegt, zu Berge, und er thut alles mögliche um sich von einer so verhaßten Gegenwart zu befreyen; sie begegnen einander niemals, ohne die Flucht zu nehmen, oder zu kämpfen; und dieses geschiehet mit solchem Grimme, daß einer oder der andere auf dem Platze bleiben muß. Wenn der Wolf sieget: so zerreißt und verzehrt er seinen Raub; der Hund hingegen ist großmüthiger; er läßt seinen Feind liegen, um den Raben, oder auch andern Wölfen zur Speise zu dienen, denn sie fressen einander selbst; und wenn ein Wolf tödtlich verwundet ist, folgen die andern der Spur des Schweisses nach, und laufen Haufenweise hinzu, um ihm den Rest zu geben. Der Wolf, wenn er jung gefangen worden, wird zahm; aber er hält sich nicht zu den Menschen; er nimmt mit den Jahren sein wildes Wesen wieder an, und kehret, so bald er kan, in seinen wilden Zustand zurük. Der Wolf hasset allen Umgang, er geselllet sich nicht einmal zu seines gleichen: wenn man ihrer viele beysamen findet, so ist es ein kriegerischer Trupp, welcher unter einem gräßlichen Geheule sich versammelt, und zeiget an, daß sie entweder ein grosses Thier, als einen Hirsch oder Ochsen anzufallen gesonnen sind,

oder sich einen furchtbaren grossen Bauerhund vom Halse schaffen wollen. So bald sie ihren Feldzug gethan haben, trennen sie sich, und kehren stillschweigend nach ihrer Einöde zurük. Sogar das Männlein und Weiblein gehen wenig mit einander um; sie begatten sich jährlich ein einziges mal, und bleiben nur eine kurze Zeit beysamen. Die Wölfinnen werden im Winter hitzig; einem einzigen Weibchen gehen viele Männchen nach, und bey dieser Gelegenheit gehet es sehr blutig her; denn sie machen einander das Weibchen aufs äusserste streitig: sie murren, knirschen mit den Zähnen, kämpfen und zerreissen einander, und es trägt sich vielmal zu, daß sie denjenigen, welchen das Weibchen ihnen allen vorzieht, in Stücken zerreissen. Gemeiniglich fliehet dasselbe lange Zeit vor ihnen, ermüdet alle, die sich um sie bewerben und unter der Zeit, daß die andern schlafen, begibt sie sich mit dem muntersten, oder dem geliebtesten, bey Seite.

Das Ranzen dauret nicht länger als zwölf oder fünfzehn Tage; die ältern Wölfinnen machen den Anfang; die jüngern werden am spätesten hitzig. Die Männchen haben keine bestimmte Ranzzeit, sie könnten sich zu allen Zeiten begatten; sie vermischen sich mit einem Weibchen nach dem andern, so wie dieselben dazu tüchtig werden. Zu Ende des Christmonats machen sie sich an die alten Wölfinnen, und beschliessen mit den jüngern im Hornung und Anfang des Märzes. Sie sind ungefehr drey und einen halben Monat lang trächtig oder dicke; und man findet neugebohrne Wölfe vom Ende des Aprils bis an den Heumonat. Dieser Unterscheid in der Dauer des Trächtiggehens zwischen den Wölfinnen, welche länger, als hundert Tage, und den Bezen, welche nicht viel über sechzig Tage trächtig sind, beweißt, daß der Wolf und der Hund, welche ohne diß schon von verschiedenem Naturelle sind, auch, in Ansehung des Temperaments, und einer der vornehmsten Folgen der Einrichtung des thierischen Baues, von einander abweichen. Der Hund und die Wölfin können sich weder mit einander belaufen, noch eine Frucht zeugen; es gibt zwischen ihnen keine mittlere Arten, sie haben ein ganz widriges Naturell, und unterschiedenes Temperament. Indessen wäre doch Herr Daubenton bey der genauen Betrachtung, sowohl des Aeusserlichen, als des Innerlichen, und der Vergleichung die er mit beyden theils Männchen, theils Weibchen angestellt, geneigt gewesen, aus der Aehnlichkeit ihrer Bildung zu schlieffen, daß sie von einerley Gattung wären, wofern ihn nicht ein Versuch des Herrn von Büffon, der unten vorkommen wird, davon abgehalten hätte. Ferner lebet der Wolf länger, als der Hund; die Wölfinnen tragen jährlich nur einmal, die Bezen zwey oder dreymal. Diese merkliche Unähnlichkeiten sind hinreichend darzuthun, daß diese Thiere genugsam von einander entfernte Gattungen sind; ausserdem entdekt man ohne Mühe, daß der Wolf sogar dem äusserlichen Ansehen nach von dem Hunde durch wesentliche und beständige Merkmale sich unterscheidet. Der Kopf siehet ganz anders aus, und die Gestalt der Knochen ist gleichfalls unterschieden. Die Augengrube beym Wolfe hat eine schräge Lage, der Rand derselben (Orbita) ist schiefliegend; der Wolf hat funkelnde, und bey Nacht leuchtende Augen; er heulet anstatt zu bellen; er bewegt sich auf eine ganz andere Art, sein Trab ist gleicher und beständiger, obgleich geschwinder und eilfertiger; der Leib ist weit stärker und weicher; die Glieder sind fester, die Kinnbacken und Zähne gröffer, und das Haar ist dichter und härter; hingegen hat er nicht, wie Aristoteles vorgibt, ein einziges Bein, so in einem Stük fortgehet, im Halse; sondern er hat wie der Hund und alle vierfüßige Thiere, viele Wirbelbeine, und kan den Hals eben so bewegen und biegen, nur findet man zuweilen, daß ein Lendenwirbelbein an das nächste Wirbelbein befestigt ist.

In der Bildung der innern Theile kommen der Hund und der Wolf sehr miteinander überein. Die Wölfe paaren sich wie die Hunde; sie haben, wie jene, eine beinerne Ruthe, welche mit einer Wulst umgeben ist, die aufschwillt und verhindert, daß sie nicht von einander kommen können. So bald die Wölfinnen werfen oder wölfen wollen, so suchen sie im dikſten Walde einen dichtbewachsenen Ort zum Lager, mitten in demselben machen sie einen ziemlichen Raum ganz eben, indem sie die Dornen mit den Zähnen (Faugen) abbeissen und ausreissen; nachmals legen sie eine grosse Menge Mooß darauf, und verfertigen ihren Jungen ein bequemes Lager; sie bringen insgemein fünf oder sechs Junge, manchmal sieben, achte und sogar neune

zur

zur Welt, und nie weniger als drey; sie werden blind, wie die Hunde, gebohren, die Mutter säuget dieselben etliche Wochen, und lehret sie bald Fleisch fressen, welches sie ihnen vorkäuet. Einige Zeit hernach bringt sie ihnen Hamster, junge Hasen, Rebhüner, und lebendiges Federvieh; die jungen Wölfe spielen anfangs damit, und würgen es zulezt, hierauf pflükt sie die Wölfin, löset die Haut ab, zerreißt dieselben, und gibt einem jeden Jungen seinen Antheil. Sie verlassen ihren Geburtsort nicht eher, als nach sechs Wochen, oder zween Monaten; alsdenn folgen sie ihrer Mutter nach, welche sie aus einem hohlen Baume, oder nahe gelegenen Sumpfe zur Tränke, und entweder wieder an ihren Ort führet, oder nöthiget, sich anders wo zu verbergen, wenn sie einige Gefahr besorgt. Solchergestalt folgen sie ihr viele Monate hindurch. Wenn man auf die Jungen losgeht, so vertheidiget sie die Mutter aus allen Kräften, und sogar mit Wuth: wiewohl sie sonst, wie alle Weibchen, furchtsamer als das Männchen ist. Die Jungen verlassen ihre Mutter auch nicht, als wenn sie erwachsen sind, und sich stark genug dünken, ihres Schutzes entbehren zu können; dieses geschiehet gemeiniglich nach zehn Monaten, oder in einem Jahre, wenn sie die ersten Zähne oder Fänge wieder bekommen haben, welche ihnen im sechsten Monate ausfallen, und wenn sie Stärke, Waffen und Geschiklichkeit genug besitzen, selbst auf den Fang auszugehen. Sie scheinen sich dazu durch verschiedene Uebungen geschikt zu machen, und Gesner versichert von einem zuverläßigen Augenzeugen gehört zu haben, daß ein Wolf ein dreyßig bis vierzig Pfunde schwehres Stück Holz ergriffen habe und damit öfters über einen dicken gefällten Baumstamm gesprungen seye; endlich da er sich für geübt genug gehalten, habe er sich verstekt, bis eine wilde Saue mit Jungen von verschiedenem Alter in das Haberfeld gegangen seye, alsdenn seye er plözlich hervorgesprungen, habe eines von den Jungen, das ungefehr dem Holze am Gewichte gleich gekommen, ergriffen, mit ihm über den abgehauenen Stamm gesezt, und dasselbe im Verborgenen dort aufgezehret.

Die Männchen und Weibchen sind in einem Alter von zwey Jahren zum Zeugen tüchtig. Vielleicht sind es auch die Weibchen noch früher: doch ist gewiß, daß sie aufs höchste erst im zweyten Winter ihres Lebens hizig werden, und die Wölfinn, die Herr von Büffon hat auferziehen lassen, ist es erst im dritten Winter, und also in einem Alter von dritthalb Jahren worden. Die Jäger versichern, daß allemal mehr junge Wölfe, als Wölfinnen auf einmal zur Welt kommen. Sie melden auch, daß es Wölfe gebe, welche, so bald die Ranzzeit angehet, sich zu ihrem Weibchen halten, und dasselbe so lange, bis es wölfen will, begleiten; daß alsdann die Mutter sich bey Seite mache, und ihre Jungen sorgfältig verberge, damit sie der Vater bey der Geburt nicht auffresse; aber daß derselbe, so bald sie gebohren worden, Neigung zu ihnen trage, ihnen zu fressen bringe, und wenn die Mutter nicht mehr vorhanden, ihre Stelle vertrete, und an ihrer Statt für die Jungen sorge. Herr von Büffon will aber diese Dinge nicht für gewiß angeben.

Diese Thiere, welche zwey oder drey Jahre zu wachsen haben, leben fünfzehn bis zwanzig Jahre. Die Wölfe werden im Alter weiß, und bekommen ganz abgenuzte Fänge. Sie schlafen, wann sie satt oder ermüdet sind, aber mehr bey Tage, als bey Nacht, und sie haben allezeit einen leichten Schlaf; sie saufen oftmals, und bey einfallender Dürre, da in den Wagenleisen und alten Baumstämmen kein Wasser befindlich ist, besuchen sie die Sümpfe und Bäche öfters. Wiewol sie sehr gefräßig sind, so können sie sich doch leichtlich mit weniger Kost behelfen; sie können vier oder fünf Tage hungern, woferne sie nur keinen Mangel an Wasser leiden. Der Bischof Pontoppidan versichert, daß sie, wenn sie in dem Falle seyen lange hungern zu müssen, Leimen fressen, wenn sie welchen finden können; da nun dieser unverdaulich seye, so bleibe er in dem Gedärme liegen, bis der Wolf Fleisch fresse, welches den Leimen mit Gewalt forttreibe, und alsdenn höre man ihn vor Schmerzen erbärmlich heulen; man könne auch die Ursache seines Heulens leichtlich in seinem Kothe sehen. Er setzet hinzu, daß nicht lange ehe er dieses geschrieben, ein Bauer bey Vandelven auf Sundmör einen Wolf gesehen, der so krank und ohnmächtig gewesen, daß er kaum von der Stelle habe kommen können. Der Bauer habe den Wolf getödet, und seye neugierig genug gewesen, ihm den Bauch zu öfnen, um zu sehen, was er gefressen hätte, habe aber nichts anders, als Moos von den Klippen, wel-

welches mit einigen Knospen von Birken vermischt gewesen, gefunden.

Der Wolf besizt viel Stärke, zumal in den Vordertheilen des Leibes, in den Mäuslein des Halses und des Kinnbackens. Er trägt einen Hammel in seinem Rachen, ohne daß derselbe die Erde berühre, und lauft zu gleicher Zeit schneller, als die Schäfer, so daß ihn nur die Hunde einholen und ihn nöthigen können, seinen Raub fahren zu lassen. Er beisset grausam, und allezeit desto grimmiger, je weniger man ihm Widerstand thut; denn bey Thieren, die sich vertheidigen können, wendet er mehr Behutsamkeit an. Er ist für sich besorgt, und läßt sich nur aus Noth, niemals aber aus Herzhaftigkeit in einen Kampf ein; wenn man ihn anschießt, und ihm mit der Kugel ein Glied zerschmettert, so erhebt er ein Geschrey, und wenn man ihn mit Schlägen vollends hinrichtet, so jammert er gleichwol nicht, wie der Hund; er ist härter, nicht so empfindlich und von stärkern Gliedmassen; er geht, trabet, schleicht ganze Tage und Nächte umher; er ist nicht zu ermüden, und unter allen Thieren vielleicht am schwersten durch Hetzen zu bezwingen. Der Hund ist sanftmüthig und herzhaft; der Wolf aber, seiner Wildheit ungeachtet, verzagt. Wenn er in Fallstricke geräth, ist er so sehr, und so lange Zeit bestürzt, daß man ihn ohne einigen Widerstand tödten, oder lebendig fangen kan, ohne daß er sich vertheidigte; man kan ihm ein Halsband anlegen, ihn an Ketten schliessen, ihm einen Maulkorb anthun, und ihn hernach, wohin man will, leiten, ohne daß er sich erkühnte, das geringste Zeichen des Zornes von sich zu geben.

Seine äusserlichen Sinnen sind sehr gut beschaffen, das Sehen, das Gehör, und insonderheit der Geruch, er wittert oft mehr von weiten, als er sieht; die Witterung von einem Orte, wo ein grosses Blutvergiessen vorgefallen, locket ihn über eine Meile herbey, er spüret auch lebendige Thiere von weitem, und jaget ihnen sogar lange Zeit nach, indem er ihrer Spur folget. Wann er aus dem Walde gehen will, so richtet er sich allezeit nach dem Winde; er bleibt an den Reinen stehen, wittert von allen Seiten, und erhält also durch den Wind von weitem die Ausdünstungen todter und lebendiger Körper. Er ziehet lebendige Körper den todten für, gleichwol aber frißt er das stinkendste Luder. Er frißt gerne Menschenfleisch, und wenn er es zwingen könnte, so fräsfe er vielleicht kein anderes; man hat ihm auch, wie dem Bäre, nachgesagt, daß er dem Fleische von schwangern Weibspersonen den Vorzug gebe. Man hat gesehen, daß Wölfe hinter den Kriegsheeren gezogen, und in grosser Menge auf Schlachtfelder gekommen sind, wo man die Todtenkörper nur obenhin verscharret hatte, welche von ihnen entdekt und mit unersättlicher Begierde gefressen worden sind; ferner, daß diese an das Menschenfleisch gewöhnte Wölfe, nachmals über die Menschen hergefallen, den Schäfer eher als die Schafe angegriffen, Weibespersonen zerrissen und Kinder hinweg geschleppt haben. Man hat diese schlimme Art von Wölfen im Deutschen Wärwölfe und im Französischen Loups garoux genannt, das heißt: Wölfe, für denen man sich in acht zu nehmen hat.

Grosse Herren haben allerhand Geräthschaften zu der Wolfsjagd. Die Jäger theilen die Wölfe in junge, alte, und grosse alte Wölfe ein; sie erkennen solche an den Füssen, (Klauen) nemlich an den Spuren, (Schnuren) an den Fährten, die sich in die Erde eindrücken: je älter der Wolf ist, desto grösser ist der Fuß; die Wölfin hat einen längern und schmälern Fuß; sie hat eine kleinere Ferse und subtilere Klauen. Man hat einen guten Spürhund nöthig, um den Wolf aufzuspüren, man muß ihn sogar anreizen und aufmuntern, wenn er auf die Spur kömmt, denn alle Hunde scheuen sich für dem Wolfe, und lassen kaltsinnig ab. Wenn der Wolf ausser seinem Lager ist, so führet man die Windspiele herbey, die ihn jagen sollen, man vertheilet sie in zwo oder drey Kuppeln, man behält nur eine, um ihn aufzujagen, und führet die andern vor, damit sie ihm im Rükwege aufpassen. Man läßt also die ersten ihn verfolgen, ein Reuter unterstützet sie; sieben oder achthundert Schritte weiter davon, läßt man die zweyte Kuppel los, wenn der Wolf durchgehen will, und hierauf die dritte, wenn die andern Hunde ihn bald eingeholet haben. Alle zusamen treiben ihn bald aufs äusserste, und der Jäger gibt ihm mit dem Waidemesser den Rest. Die Hunde haben nicht die geringste Begierde ihn unter die Füsse zu bringen, und einen so grossen Widerwillen gegen sein Fleisch, daß man es zurichten und schmakhaft machen muß, wenn man will,

daß

daß sie es genieſſen ſollen. Man kan den Wolf auch blos mit Jagdhunden hetzen; aber weil er allezeit gerade vorwärts geht, und einen ganzen Tag läuft, ohne zu erliegen, ſo iſt dieſe Jagd langweilig, woferne nicht die Parforcehunde von Windſpielen unterſtüzt werden, die ihn anfaſſen, hier und da ergreifen und jenen Zeit laſſen, ſich ihm zu nähern.

Auf dem Lande jagt man ſie vermittelſt des Anſchlagens an das Gebüſche auf, wobey eine Menge Menſchen und Hunde zugegen ſind, man ſtellet Netze auf, man leget Koder, bedienet ſich vergifteter Kugeln und macht Gruben. Pontoppidan ſagt, daß die Gruben, die man in enge Wege, die der Wolf gehen müſſe, grabe, und wie eine Falle wieder bedecke, die ſich ſelbſt aufthut und wieder zufällt, wenn man darauf tritt, in Norwegen nicht mehr ſehr gebraucht werden, weil öfters auch Menſchen oder andere Thiere hineinfallen, die jedoch der Wolf, wenn er mit ihnen gefangen ſeye, nicht verlezte; wenigſtens müſſe man die Nachbarſchaft warnen, wenn man dergleichen mache; hingegen werde eine Art von gelblichtem Moos in langen Fäden an den Fuhrenbäumen gefunden, welches giftig ſeyn, und den Wolf, wenn es unter das Aas gemiſcht wird, tödten ſoll.

Die Engländer ſagt Herr von Büffon geben vor, daß ſie ihre Inſel davon geſäubert hätten, gleichwol habe man ihn verſichert, daß Schottland nicht gänzlich von Wölfen befreyet wäre. Da es in dem ſüdlichen Theile von Groß-Brittannien wenig Wälder gibt, ſo hat man die Wölfe mit leichterer Mühe ausrotten können.

Die Farbe und das Haar dieſer Thiere verändern ſich nach den verſchiedenen Himmels-Gegenden. Man findet in Deutſchland und Frankreich, auſſer den gemeinen Wölfen eine Art mit dickem und ins Gelbe fallendem Haare. Dieſe weit wildern, und weniger ſchädlichen Wölfe, nahen ſich nie weder den Häuſern, noch den Heerden, und leben blos von der Jagd. In den nordiſchen Ländern trift man ganz weiſſe und ganz ſchwarze an; der Bergenſche Biſchof ſagt, daß in Norwegen die Wölfe gemeiniglich grau ſeyen, aber auf den Bergen im Winter weiß werden. Die ganz ſchwarzen ſind weit ſtärker, als die andern. Die gemeine Gattung hat ſich überall ſehr ausgebreitet, man hat ſie in Aſien, in Afrika und Amerika wie in Europa angetroffen. Die Wölfe vom Senegal gleichen denen in Frankreich, inzwiſchen ſind ſie ein wenig gröſſer, und weit grimmiger; die in Egypten ſind kleiner, als die in Griechenlande. Im Morgenlande, und beſonders in Perſien dienen die Wölfe dem Volk zum Schauſpiele; man übt ſie von Jugend auf im Tanzen, oder vielmehr in einer Art der Ringekunſt wider eine groſſe Anzahl Menſchen, und dieſe Wölfe werden auſſerordentlich theuer bezahlt. Herr von Büffon hat etliche in ſeinem Hauſe auferziehen und futtern laſſen: in den zwey erſten Jahren fand er ſie zimlich gelehrig, und ſogar ſchmeichelhaft, und bey genugſamer Nahrung überfielen ſie weder Federvieh, noch andere Thiere; aber ſo bald ſie ein Alter von 18 Monaten oder zwey Jahren erreichen, ſagt er, verfallen ſie in die angebohrene Wildheit, man iſt genöthigt, ſie an Ketten zu legen, um ſie zu verhindern, daß ſie nicht die Flucht nehmen, und Schaden anrichten. Ich habe einen gehabt, welcher in einem Hofe mit jungen Hünern 18 oder 19 Monate lang frey auferzogen worden, und ihnen kein Leid zugefügt hatte, aber, um ſeinen erſten Verſuch zu machen, riß er ſie in einer Nacht alle zuſamen, ohne eine einzige zu freſſen; ein anderer, welcher ungefehr zwey Jahre alt war, zerbrach ſeine Kette und begab ſich auf die Flucht, nachdem er einen Hund, der mit ihm groß geworden, erwürget hatte; eine Wölfin die ich drey Jahre behalten, und welche ganz jung und allein mit einem Bauerhunde von gleichem Alter in einem zimlich geraumen Hofe eingeſperret war, hat binnen dieſer ganzen Zeit ſich nicht gewöhnen können, mit ihm zu leben, noch ihn zuzulaſſen, ſogar nicht einmal, als ſie hizig ward. Sie war zwar ſchwächer, aber doch bosshafter, ſie forderte den Hund zum Kampf auf, fiel ihn an, und verſezte ihm einen Biß, er begnügte ſich anfangs, ſich zu vertheidigen, aber zulezt brachte er ſie um. Dieſer natürliche Widerwillen, deſſen Herr von Büffon ſo oft erwähnet, ſcheinet dem, was man bey etwas ältern Schriftſtellern findet, wenig Wahrſcheinlichkeit zu laſſen, daß nemlich die Wölfe oft in einem Verſtändniſſe mit Schäferhunden ſeyen und gemeinſchaftlich die Heerde beſtehlen, eben ſo wenig als dem, was man auch in einigen Gegenden Deutſchlandes vorgibt, daß man nemlich Hunde beſize, die von einer Beze und einem Wolfe gezeuget wären.

Das Amusement philosophique sur le Langage des Betes erzählt eine Begebenheit, die von der ausserordentlichen List, oder wenn man lieber will, von dem Verstande des Wolfes, einen unwidersprechlichen Beweis abgäbe, wenn zuverläßig dargethan würde, daß die Erzählung eben so wahr, als artig wäre. Ein Reisender, heißt es, sahe auf dem Felde einen Wolf, der um eine Heerde Schaafe herum zu streunen und etwas zu erlauren schien; er gab dem Schäfer Nachricht davon und rieth ihm den Wolf mit seinen Hunden zu verfolgen. Der Schäfer wollte keinen Gebrauch von seinem Rath machen, und versicherte, daß es eben die Absicht des Wolfes seye, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und von der Heerde abzuwenden; denn es halte sich ein anderer Wolf verborgen, und erwarte nur den Augenblik, da er seine Hunde an den ersten hezte, um ihm ein Schaaf zu rauben. Der Reisende wollte davon überzeugt werden, und erbot sich, das Schaaf zu bezahlen, und es traf gerade so zu, wie ihm der Schäfer gesagt hatte.

Es ist nichts Gutes an diesem Thiere, als der Balg; man machet davon grosses Pelzwerk, welches warm und dauerhaft ist. Sein Fleisch ist von so üblem Geschmacke, daß allen Thieren dafür eckelt, und nur der Wolf frißt gerne Wolfsfleisch. Es geht ein stinkender Athem aus seinem Rachen; weil er seinen Hunger zu stillen, alles was ihm vorkommt, faules Fleisch, Knochen, Haare, halbgegerbte, und noch überall mit Kalk bedekte Häute, ohne Unterscheid verschlingt, so speyet er oft, und losset noch öfter, als er sich anfüllt.

Der Wolf hat einen grösseren Körper und kleinere Füsse, als der Haushund, einen breitern Kopf, eine weniger erhabene Stirne, eine etwas kürzere und dickere Schnautze, kleinere und weiter von einander abstehende Augen, weil zwischen den vorderen Augenwinkeln des Wolfes ein grösserer Raum ist, als zwischen den Augenwinkeln des Bauerhundes, nach Proportion des Abstandes der hintern Augenwinkel von den Augen, dieser beyden Thiere; die Ohren des Wolfes sind kürzer und ganz aufrecht. Der Wolf scheint gesezter, stärker und dicker, als der Bauerhund zu seyn; aber die Länge des Haares trägt vieles bey, vornemlich das Kopfhaar, welches vor der Oefnung der Ohren befindlich ist, ingleichem das Haar am Halse, auf dem Rücken, dem Hintern und dem Schwanze, welches sehr dicke ist. Was das Antliz des Wolfes von des Bauerhundes seinem hauptsächlich unterscheidet, ist die Richtung der Oefnung der Augenlieder, welche sehr abhängig ist, anstatt, wie bey den Hunden in horizontaler Linie zu liegen. Die blitzenden Augen des Wolfes entdecken sein wildes Wesen, sie beleben seine Gesichtsbildung, und seine aufrecht stehenden Ohren erheben dieselbige am Ende; aber wegen seiner kleinen Augen scheint seine Stirne sehr hoch und die Schnauze sehr länglicht zu seyn. Wenn er seine Gesichtszüge nicht verstellt, so hat er ein falsch sanftmüthiges und gelehriges Ansehen.

Bey dem Stiergefechte in Paris hatte man einen schwarzen Wolf aus Canada, der sehr jung gefangen, und von einem See-Officier nach Frankreich gebracht worden war. Er war über den ganzen Leib schwarz, aber kleiner, als der gewöhnliche Wolf. Er hatte etwas grössere, mehr aufstehende und weiter von einander entfernte Ohren. Seine Augen waren ein wenig kleiner, und schienen gleichfalls durch einen grössern Zwischenraum, als wie bey dem gemeinen Wolfe getrennt zu seyn. Da er ganz klein gefangen und an der Ketten auferzogen war, so ist es möglich, daß die Gefangenschaft seinen völligen Wachsthum verhinderte. Der See-Offizier hielt diesen Wolf eine Zeitlang in seinem Hause. Da er aber mit zunehmendem Wachsthume grimmiger wurde, so nahm man ihn zum Stiergefechte, wo er aber wenig Herzhaftigkeit zeigte, als man ihn in den Kampfplaz hinein ließ. So bald man hingegen dem Kerker nahe kam, in welchem er verwahret wurde, ward er wüthend, fuhr plözlich so lang, als die Kette war, vorwärts, blökte die Zähne, und bellte, nicht wie die Hunde, sondern mit einem Geheule, das durch Absätze unterbrochen wurde, und das er nach zimlich langen Pausen wiederholte. Das Haar an diesem Thiere war längst dem Rücken von dem obersten Rückengelenke bis an das Kreuz länger, als an dem übrigen Körper, und machte eine Art von Zotten, die an dem Wiederrisse und auf dem Kreutze länger als auf dem Rücken, und an den Lenden waren. Unsere gewöhnliche Wölfe sind nicht so groß, noch so gemein in Canada, als in Europa, und die Wilden schätzen ihre Bälge sehr hoch. Die schwarzen Wölfe hingegen,

gegen, die Luchse und die Füchse sind daselbst zahlreicher. Nur der schwarze Fuchs ist gleichfalls sehr selten. Sein Haar ist ungemein viel schöner, als das von dem schwarzen Wolfe, dessen Balg nur ein grobes Pelzwerk abgeben kan.

Vor alten Zeiten machten die tapfersten Helden, die man in Norwegen Beerserke nannte, ihre Kriegsröcke aus den Wolfspelzen, theils um ein furchtbareres Ansehen zu haben, theils sich, als mit einem Panzer wider die Hiebe zu schützen.

Die Mägde die in Norwegen auf den Bergen das Vieh hüten, bedienen sich eines Hornes worein sich blasen, und welches man ziemlich weit hören kan, um die Wölfe von ihren Heerden abzuschröcken; auch bedienet man sich daselbst solcher Hörner, die man Luur nennet nebst Trommeln und Pfeifen auf der Wolfsjagd.

Der Mexikanische Wolf.

Wir haben nun nur noch etwas von dem Wolf aus Mexiko, oder vielmehr aus Neuspanien, wo er häufiger gefunden wird, zu sagen. Dieser Wolf hat an den Vorderfüssen fünf und an den Hinterfüssen vier Zähen; lange und geradestehende Ohren und blitzende Augen, wie die gemeinen Wölfe; aber sein Kopf ist grösser, der Hals dicker, und der Schwanz nicht so behaart: über der Kehle hat er einige eben so grosse, aber minder steife Stacheln als der Igel: Sein Leib ist auf einem Grund von grauem Haar mit gelben Flecken gezeichnet; sein Kopf der eben diese Farbe hat ist braun gestreift, und die Stirne falb geflekt: die Ohren sind grau, wie der Kopf und der Leib: auf dem Halse ist ein langer fahler Flecken, ein zweiter ähnlicher ist auf der Brust und ein dritter auf dem Bauche; die Seiten sind mit Queerstreifen von dem Rücken bis an den Bauch gezeichnet; der Schwanz ist grau und hat in der Mitte einen fahlen Flecken. Die Beine sind von oben bis unten grau und braun gestreift. Dieser Wolf ist unstreitig der schönste, und sein Pelzwerk wird sehr gesucht. Man nennt ihn in Mexiko Curtlacstli oder Poloitscuintli, aber nicht alle Mexikanische und Neumexikanische Wölfe sind so schön gezeichnet, und man findet einfärbigte und auch wohl ganz weisse.

Der Fuchs.

Der Fuchs ist wegen seiner List berühmt, und er verdient auch einigermassen seinen Ruhm. Was der Wolf durch seine Stärke ausrichtet, das thut der Fuchs durch Hülfe seiner List; und es gelingt ihm viel öfter, als jenem. Er ist auch seines Raubes viel gewisser, ob er sich gleich weder mit Hunden noch mit Schäfern in einen Kampf einlässet, auch die Heerden nicht anfällt, noch sich mit dem Geässe schleppet. Er strenget mehr seinen Wiz, als seine Leibeskräfte an; und es scheinet, daß er sich in allen Stücken ganz allein auf sich selbst verlasse. Da er schlau, vorsichtig, und sinnreich ist, und sogar widrige Zufälle mit einer klugen Geduld zu vertragen weiß: so verändert er seine Aufführung öfters, und behält immer einige Hülfsmittel zurük, die er nur im Fall der Noth und zu gehöriger Zeit ausübet. Auf seine Erhaltung ist er mit der gröβsten Sorgfalt bedacht; und ob er gleich eben so unermüdet und noch dazu viel leichter auf den Füssen, als der Wolf ist: so verläβt er sich doch nicht gänzlich auf die Behendigkeit seines Laufens, sondern er weiß auch in einer geschikt gewählten Freystädte seine Sicherheit zu finden: dahin begibt er sich bey einer dringenden Gefahr; da schlägt er seine Wohnung auf, und erzieht seine Jungen. Er ist also kein herumstreifendes, sondern ein ordentlich angesessenes Thier.

Der Fuchs zeigt eine vorzügliche Einsicht in der Wahl des Ortes, und eine Geschiklichkeit, eine Wohnung zuzubereiten, bequem einzurichten, und einen verborgenen Eingang anzulegen. Er macht seinen Bau am Aeussersten des Gehölzes, um den Bauerhütten desto näher zu seyn. Er höret das Krähen der Hähne, und das Schreyen des Geflügels; er wittert sie von weitem, nimmt die rechte Zeit in acht, verbirgt sein Vorhaben sowol, als seine Fährde, schleicht sich und gelanget unvermerkt an den Ort, wo ihm seine Versuche selten mislingen. Wenn er über die Umzäunungen springen, oder unter denselben durchkriechen kan: so verliehrt er keinen Augenblik, überfällt die Hofstätte, erwürgt daselbst alles, und begibt sich sodann mit seinem Raube, den er entweder unter dem Mooße verstecket, oder in seine Höhle trägt, wieder zurük. Nach einigen Augenblicken kömmt er wieder, um mehr aufzusuchen, welches er gleichfalls hinwegschleppet, und an einen andern Plaz verbirgt; dieses wiederholt er so lange, bis entweder der Anbruch des Tages, oder ein Geräusche im Haus ihm räth, für seine Sicherheit zu sorgen. Auf den Vogelheerden, und da, wo man den Krametsvögeln und Schnepfen mit Dohnen und Schlingen nachstellet, kommt er dem Vogelsteller zuvor und nimmt die Vögel aus, die sich darinn gefangen haben, worauf er sie alle an unterschiedlichen Stellen verwahret, insonderheit an den Wegen, in den Wagenleisen, unter dem Mooße, oder unter einer Wachholderstaude; manchmal läßt er sie zween bis drey Tage daselbst liegen, und weiß sie im Nothfalle vollkommen wohl wieder zu finden. Im freyen Felde jagt er den jungen Haasen nach; die alten erwischt er bisweilen im Lager, und wenn sie verwundet sind, so entgehen sie ihm niemals. Die Kaninchen sucht er in ihren Löchern auf. Er spüret die Nester der Wachteln und Rebhüner aus, und nimmt die Mutter von den Eyern hinweg.

Die Fuchsjagd erfordert weniger Geräthschaften, als die Wolfsjagd, und ist leichter und angenehmer. Die Hunde jagen den Fuchs gerne, und sogar mit Lust auf; und ungeachtet er einen sehr widrigen Geruch von sich gibt: so ziehen sie ihn doch oft dem Hirsche, dem Rehe, und dem Haasen vor. Man kan ihn mit Dachshunden, Windspielen, und andern auf der Haasenjagd gebräuchlichen Hunden, hetzen. So bald er merkt, daß er verfolgt wird, so läuft er seinem Lager zu. Die Dachshunde mit den krummen Beinen können am leichtesten dahinein schlupfen. Diese Art ist gut, wenn man einen ganzen Wurf Füchse, die Mutter mit den Jungen fangen will; während der Zeit dieselbe sich vertheidiget, und auf die Schliefer losgehet: so sucht man den Fuchsbau oben zu öfnen, und man tödtet oder fängt sie lebendig, vermittelst der Zangen. Weil aber die Fuchshöhlen oft in Felsen, unter den Stämmen der Bäume, und zuweilen gar zu tief unter der Erde sind, so gelingt dieses nicht allezeit. Die gewöhnlichste, sicherste und angenehmste Art der Fuchsjagd ist diese, daß man anfänglich die Fuchsbäue verrammelt. Man stellet die Schützen schußgerecht; hierauf müssen ihm die Windhunde nachspüren. Sobald sie ihn auf der Spur haben, läuft der Fuchs seinem Lager zu, daselbst aber wird zum ersten auf ihn geschossen — wenn er nicht getroffen wird, so läuft er aus allen Kräften, nimmt einen grossen Umschweif, und suchet hierauf wieder in seinen Bau zu kommen, wo man zum zweytenmale nach ihm schiesset. Wenn er nun den Eingang versperret findet, so entschließt er sich in der Ferne Rettung zu suchen, und nimmt gerade vorwärts die Flucht. Alsdenn muß man die Windspiele los lassen, wenn man ihm nachsetzen will: aber er ermüdet sie, weil er mit Fleiß durch die engste Wege läuft, wo die Hunde Mühe haben, ihm zu folgen, und weil er, so bald er das freye Feld gewinnt, sehr weit, ohne sich aufzuhalten, fortläuft.

Man pfleget auch den Füchsen Fallen zu legen, so mit Fleisch, oder lebendigem Geflügel geködert sind. Herr von Büffon ließ einmal 9 Schuh hoch an einem Baume Ueberbleibsel von Wildprät, Fleisch, Brod und Knochen aufhenken, und man sahe den folgenden Tag an der glatt getrettenen Erde, wie sehr die Füchse darnach gesprungen waren. Der Fuchs ist eben so gefräßig, als fleischbegierig. Er frißt von allem mit gleicher Begierde. Eyer, Milch, Käse, Obst, und insonderheit Weintrauben. Wenn es ihm an jungen Haasen und Rebhünern fehlt, so behilft er sich mit Ratzen, Hamstern, Schlangen, Eydexen, Kröten ꝛc. dieses ist auch sein einziges Gutes, daß er eine Menge dieser Thiere ausrottet. Er frißt sehr gerne Honig, er überfällt die wilden Bienen, Wespen, Horniſſen, welche ihn mit ihren Stacheln in die Flucht treiben,

ben, aber wenn er weicht, so geschiehet es mit einer Wendung, durch die er sie erdrücket, und er kehret so oft zurücke, daß er sie nöthiget ihm das Nest zu räumen, welches er alsdann heraus scharret, und das Honig samt dem Wachse auffrißt. Er fängt auch Igel, welche er mit seinen Läuften herumwälzet, und sie zwingt, sich auszustrecken. Endlich frißt er auch Käfer, Heuschrecken, Fische und Krebse. Pontoppidan sagt, daß er seinen langen wolligten Schwanz zum Krebsfange gebrauche, indem er ihn in das Wasser hänge. Die Krebse, welche das Wollichte gerne suchten, verwickelten sich darinn, und alsdenn ziehe er sie auf das Land; die Fischotter aber bringe er auf folgende Weise um ihren Raub: wenn er dieselben fischen sehe, so verstecke er sich hinter einen Stein, und wenn sie ans Land kommen ihren Raub zu verzehren, so springe der Fuchs plözlich und hoch auf, daß die Fischotter, die sich sonst eben nicht vor ihm fürchten, erschrecken und ihm die Beute überlassen. Er setzet hinzu, daß ein gewisser Mann sich sehr gewundert habe, als er gesehen, daß ein Fuchs bey einem Fischerhause herumgieng und eine Menge Dorschköpfe ordentlich Reihenweise vor sich legte; allein nachdeme sich der Fuchs verstekt habe, seye eine Krähe gekommen, ein Stük davon wegzunehmen, worauf der Fuchs hervorgesprungen seye und sie ergriffen habe.

Dieses Thier hat eine grosse Aehnlichkeit mit dem Hunde, besonders in Ansehung der innern Theile. Gleichwol ist er in Betracht seines Kopfes von ihm unterschieden, als welcher nach dem Verhältnisse des Körpers viel gröſſer ist. Er hat auch kürzere Ohren, einen weit längern Schwanz, längere und zottlichtere Haare, und die Augen haben eine schräge Lage; ferner hat er einen eigenen sehr starken und widrigen Geruch und endlich ein ganz anderes Naturell; denn er wird nicht leicht, und nie völlig zahm; er wird siech so bald er seiner Freyheit beraubet ist, und stirbt für Verdruß, wenn man ihm zu lange Zwang anthut. Er beläuft sich nie mit der Hündinn, und wenn sie einander nicht von Natur zuwider sind, so hegen sie doch wenigstens eine grosse Gleichgültigkeit gegen einander. Herr Daubenton meynet jedoch, daß der empfindliche Geruch, der von dem Fuchs ausdünste, und vielleicht den Abscheu der Hunde verursache, sich bey zahmgemachten Füchsen nach einer langen Reihe von Erzeugungen durch die veränderte Nahrung und Ruhe verliehren würde; und daß sich alsdenn die Hunde mit den Füchsen belaufen und durch diese Vermischung Blendlinge werfen könnten, die den Lacedämonischen Hunden ähnlich wären, von denen Aristoteles sagt, daß sie von dem Fuchs und Hund gezeuget würden.

Die Füchsinn wirft des Jahres nur ein einziges mal, und bringt auf einmal insgemein vier oder fünf, selten sechs, und nie weniger, als drey Junge zur Welt. Wenn sie trächtig ist, so kommt sie nicht zum Vorscheine, und geht wenig aus ihrem Baue, worinne sie ihren Jungen ein Lager zubereitet. Sie wird zur Winterszeit läufig, und im April findet man schon junge Füchse. So bald sie merkt, daß ihr Aufenthalt entdekt und ihre Jungen in ihrer Abwesenheit beunruhiget worden, so schleppet sie eines nach dem andern hinweg, und sucht sich eine andere Wohnung aus. Sie werden blind gebohren und haben 18 Monate oder zwey Jahre zu wachsen, und leben gleichfalls dreyzehn bis vierzehn Jahre.

Der Fuchs besizt eben so scharfe Sinnen, als der Wolf, und hat eine feinere Empfindung, und die Werkzeuge der Stimme sind biegsamer und vollkommener. Der Wolf läßt blos ein gräßliches Geheule von sich hören, aber der Fuchs kläffet, bellet, und gibt einen traurigen Laut von sich, der dem Pfauengeschreye gleichet. Er kan die verschiedenen Empfindungen seiner Leidenschaften durch verschiedene Töne ausdrücken. Seine Stimme ist anders auf der Jagd, anders, wenn er nach etwas strebet, wenn er über etwas unzufrieden ist. Seine Traurigkeit gibt er durch einen kläglich lautenden Ton, und seinen Schmerz durch ein Geschrey zu erkennen, welches er nie erhebt, als wenn ihm ein Glied durch einen Schuß zerschmettert wird, denn wegen einer andern Verwundung schreyet er niemals, und läßt sich, wie der Wolf, zu tode prügeln, ohne kläglich zu thun, aber dabey wehret er sich stets muthig. Er versetzet gefährliche Bisse, und beißt so hartnäckig zu, daß man ein Eisen, oder einen Stok gebrauchen muß, wenn er ablassen soll. Sein Kläffen ist eine Art von Gebelle, welches durch gleiche und sehr geschwind aufeinander folgende Töne geschieht. Wenn er zu kläffen aufhöret, so pflegt er stärker und höher anzuschlagen, und alsdenn kommt es mit dem Geschrey des Pfaues

überein. Im Winter, und sonderlich wenn es geschneyet oder gereifet hat, gibt er beständig einen Laut von sich, im Sommer hingegen ist er beynahe stumm. Zu dieser Jahreszeit fällt ihm das Haar aus und verneuert sich. Die Bälge von jungen Füchsen, oder von Füchsen, die man im Sommer fängt, werden wenig geachtet. Das Fleisch des Fuchses ist nicht so schlimm, als des Wolfs seines, die Hunde fressen es, und es gibt sogar Leute, die es im Herbste geniessen. Er hat einen sehr festen Schlaf, man kan sich ihm leichtlich nähern, ohne daß er aufwachen sollte. Er leget sich krumm wie die Hunde, wenn er schlafen will; wenn er aber blos ausruhet, so strekt er die Hinterläufte von sich und bleibt ausgestrekt auf dem Bauche liegen. In dieser Stellung belauert er längst den Hecken die Vögel, welche ihn so sehr anfeinden, daß sie einander vermittelst eines besonderen Geschreyes zu warnen pflegen, so bald sie ihn gewahr werden. Die Krähen und sonderlich die Amseln, begleiten ihn oben von den Bäumen, wiederholen oft diese Art von Losung, und folgen ihm bisweilen über zwey bis dreyhundert Schritte nach.

Weil die Füchse einen sehr starken Geruch haben, so kan man, wenn man Junge erziehen will, sie nur in Pferde und anderen Ställen verwahren, wo man sie folglich selten besuchet, und vielleicht werden sie eben aus dieser Ursache weniger zahm als der Wolf, welchen man im Hause näher um sich haben kan. Herr von Büffon ließ einige erziehen. So bald sie fünf bis sechs Monate alt wurden, so fiengen sie bereits an, die Enten und junge Hüner anzufallen, daher man sie an Ketten schliessen mußte. Zween verwahrte er drey Jahre, ein Weibchen und zwey Männchen; und man bemühete sich vergebens sie dahin zu bringen, daß sie Hündinnen belegten; denn ob sie gleich niemals Weibchen von ihrer Gattung gesehen hatten, und sehr begierig schienen, sich zu belaufen; so konnten sie sich dennoch nicht dazu entschliessen; aber so bald eine Füchsinn zu ihnen gelassen wurde, belegten sie dieselbe, ungeachtet sie an der Kette angeschlossen waren, und dieselbe warf vier Junge. Eben diese Füchse, welche die Hühner überfielen, so lange sie ihre Freyheit hatten, rühreten solche nicht an, als sie an der Kette lagen: man band oft ein lebendiges Huhn neben sie an, man ließ sie die Nacht über beysamen, man gab ihnen sogar den Tag vorher nichts zu fressen, und dennoch vergassen sie nicht, daß sie gefesselt waren, und berührten das Huhn nicht, so sehr sie auch der Hunger drükte, und so leicht es ihnen fiel, solchen zu stillen. Uebrigens habe ich einen Fuchs gesehen, der in einem im Walde gelegenen Hause erzogen worden, und wenigstens so zahm war, daß er sich einem jeden, der ihm etwas zu fressen anbot, wiewohl ein wenig schüchtern und mit gewisser Vorsichtigkeit näherte und es verzehrte, auch auf Tische und Stühle neben Leute sprang. Er gieng gemeiniglich den Tag über in dem Walde herum, und kam nur des Nachts zu Hause, wenn er aber nicht weiter entfernt, als der Ton eines Pfeifens dringen konnte, so eilte er jedesmal herbey; den Diebstahl aber konnte man ihm nicht abgewöhnen.

Die Füchse sind so vielen Verschiedenheiten, als die Haußthiere, unterworfen. Die meisten Füchse in Deutschland und Frankreich sind roth, aber es gibt auch einige, deren Haar silbergrau ist; bey beyden ist das Ende des Schwanzes (die Blume) weiß. Die leztern werden in Burgund Kohlenfüchse (Renards eharbonniers) genannt, weil sie schwärzere Füsse, als die andern, haben. Sie scheinen auch kleiner von Leibe zu seyn, weil ihr Haar glätter anliegt. Es gibt deren noch andere, welche die übrigen an Grösse wirklich übertreffen, und fast wie die alten Wölfe eine unreine graue Farbe haben, welcher Unterscheid vielleicht von dem Alter des Thieres herrühret, welches etwan weis wird, wenn es lange gelebet hat. In den Nordländern trift man sie von allerley Farbe an, schwarze, blaue, graue, eisenfarbige, silbergrau, weisse, weisse mit fahlen Pfoten, weisse mit einem schwarzen Kopfe, weisse die eine schwartze Spitze am Schwanze haben, rothe mit einem ganz weissen Unterhalse und Bauche, ohne einige schwarze Flecken, und endlich kreuzweise gestreifte, welche längst dem Rükgrade eine schwarze Linie, und auf den Schultern wiederum eine dergleichen schwarze Linie haben, welche queer durch die erste geht. Diese leztern sind grösser, als die andern, und haben unten einen schwarzen Hals. Die gemeinste Gattung hat sich überhaupt mehr, als alle die andern Arten ausgebreitet, man trift sie überall an, in Europa, in dem nordlichen und gemäßigten Theile von Asien, und in Amerika. Aber in Afrika, und in denen nahe am Aequator lie-

gen-

genden Ländern ist dieselbe sehr rar. Die Reisenden, welche deren zu Calecut gesehen zu haben vorgeben, haben die Chacals für Füchse angesehen. Aristoteles ist gleichfalls in einen ähnlichen Irrthum verfallen, indem er sagt, daß die Egyptischen Füchse kleiner als die griechischen wären; diese kleinen Egyptischen Füchse sind Iltisse, deren Gestank unerträglich ist. Unsere aus den kalten Himmelsgegenden ursprüngliche Füchse, sind nunmehr in gemäßigten Ländern einheimisch, und haben sich gegen Süden nicht über Spanien und Japan ausgebreitet. Sie kommen eigentlich aus den kalten Ländern, weil man daselbst alle verschiedene Gattungen, und sonst nirgends antrift. Zudem können sie leicht die strengste Kälte ausstehen. Es gibt deren neben dem Süderpol, so wie gegen den Nordpol. Die weissen Fuchsbälge werden nicht sonderlich geachtet, weil das Haar leicht ausgeht, die silbergrauen sind besser, die blauen und weissen werden ihrer Seltenheit wegen gesucht; aber die schwarzen sind unter allen am kostbarsten; es ist nach dem Zobel das schönste und theuerste Pelzwerk. Man findet deren zu Spizbergen, in Grönland, in Lappland, in Norwegen, in Canada, allwo es auch kreuzweise gestreifte gibt, und woselbst die gemeinste Gattung nicht so roth als gewöhnlich ist, und längeres und dichteres Haar hat.

In Kamtschatka hat man rothe, feuerfarbene, blaugebrüstete oder schwarzgekreuzte, nußfarbene, schwarze nußfarbene u. d. gl. Füchse, man findet auch weisse, aber selten. Die köstlichsten Füchse sind auch die listigsten z. E. schwarze, nußfärbigten, die blaugebrüsteten und die feuerfärbigten. Krascheninnikow versichert, daß bey seiner Anwesenheit die Cosaken zwey Winter hintereinander einem schwarzen Fuchse nachstelleten, der sich am grossen Flusse sehen ließ, und ihn doch nicht erhaschen konnten.

Man weiß viel von der Verschlagenheit des Fuchses zu erzählen, und wir wollen davon nur sein Mittel, sich der Flöhe zu entledigen, anführen. Die Erzählung ist zwar nicht neu, aber durch neue Zeugnisse bestätiget, indem es Pontoppidan von Leuten hat, die es ihm aus eigener Erfahrung bestätiget haben. Wenn der Fuchs, sagt er, von Flöhen geplagt wird, so nimmt er ein Büschchen Mooß, oder Heu in den Mund, darauf geht er rüklings ins Wasser, doch ganz langsam, und immer tiefer, damit die Flöhe Zeit bekommen, sich an die trockene Stellen am Halse und Kopfe zu ziehen, den er endlich allein über dem Wasser hält. Zulezt versammelt er alle seine Feinde in dem Büschchen Heu, und wenn sie darinn sind, läßt er es fallen, und begibt sich von seiner Plage befreyet, auf das Land. Wir haben um so lieber ein norwegisches Zeugniß angeführet, da die Füchse daselbst so häufig sind, daß aus Bergen jährlich ungefehr viertausend Fuchspelze ausgeführet werden. Ob Flemming Recht hat, wenn er sagt, daß die Füchsinn, wenn ihr die Hunde nahe kommen ihren Schwanz voll harne, und mit solchem um sich werfe, damit der Harn den Hund in die Augen beisse, mögen die Jagdverständigen ausmachen.

Der Jakal und der Adive.

Der Jakal oder Chakal von dem in der Naturgeschichte des Fuchses Erwähnung geschehen ist, und der Adive sind Namen, von denen es nicht gewiß ist, ob sie zwey Thiere von verschiedenen Gattungen bezeichnen. Man weiß nur, daß der Jakal grösser, grimmiger und schwehrer zu zähmen ist, als der Adive, und daß sie übrigens dem Ansehen nach in allen Stücken überein kommen. Es könnte also seyn, daß der Adive nur der zahme Jakal wäre, aus dem man eine Haußschlacht gemacht hätte, die kleiner, schwächer und sanftmüthiger, als die wilde Rasse wäre: denn der Adive ist gegen den Jakal beynahe eben das, was der Bichon oder der kleine zottigte Hund gegen den Hirschhund ist. Es stehet auch in einigen französischen Chroniken, daß zur Zeit Carls IX. viele

Hofdamen statt kleiner Hunde Adiven gehalten. Indessen ist es eben so möglich, daß sie verschiedene Thiere sind, und einander nicht näher angehen, als der Hund den Wolf oder den Fuchs.

Aus den Nachrichten der Reisebeschreiber erhellet, daß es überall grosse und kleine von diesen Thieren gebe, daß sie in Armenien, in Cilicien, in Persien und in dem ganzen Theile von Asien, den wir Levante nennen, wo diese Thierart unzemein häufig, lästig und schädlich ist, insgemein so groß als unsere Füchse sind, daß sie bloß kürzere Beine haben, und wegen der Farbe ihres Haares merkwürdig sind, die ein helles und glänzendes Gelb ist, weswegen auch verschiedene Schriftsteller den Jakal Goldwolf (Loupdoré) genannt haben. In der Barbarey, in Ostindien, am Vorgebürge der guten Hofnung, und in andern Provinzen von Afrika und Asien, scheint diese Thierart mehr als einem Abfalle unterworfen gewesen zu seyn. In diesen heissen Ländern fallen diese Thiere gröſſer; ihr Haar hat das schöne Gelb nicht, sondern ist vielmehr rothbraun, und es gibt auch welche von verschiedenen Farben. So sagt Bosmann, daß der Jakal, den die Unterthanen des Königs von Concany, an der Gränze von Afra, ihnen gebracht, so groß als ein Schaaf war, nur höhere Beine hatte: sein Haar war kurz und gefleckt; seine Pfoten waren nach Proportion seines Leibes erstaunlich dicke. Er hatte ebenfalls einen platten und breiten Kopf, und Zähne, deren jeder einen Finger und mehr lang war, und an den Füssen hatte er ganz entsezliche Krallen. Die Gattung des Jakals breitet sich also durch ganz Asien aus, von Armenien bis nach Malabar, und wird auch in Arabien, in der Barbarey, in Mauritanien, in Guinea und am Vorgebürge der guten Hofnung gefunden. Es scheint, daß dieselbe bestimmt seye in die Stelle des Wolfes zu treten, der in allen heissen Ländern gar nicht oder wenigstens sehr selten.

Da man nun die Jakals und Adiven in einerley Ländern findet, und ein beträchtlicher Unterscheid, sowohl in der Gröſſe, als in dem Naturelle herrscht, und die Gattung durch eine lange Haußthierschaft nicht abschlächtig werden können: so hat sie Herr von Büffon als zwo besondere Gattungen angesehen, und geglaubt, daß auch die Meinung der Alten mit der seinigen übereinkomme. Aristoteles hatte den Wolf, den Fuchs und die Hyäne deutlich beschrieben, und darauf gibt er auf eine etwas dunkle Art zwey andere Thiere eben dieses Geschlechtes an, eines unter dem Namen Panther und das andere unter dem Namen Thos. Seine Uebersetzer haben Panther durch lupus canarius oder Hundswolf, und Thos durch lupus cervarius oder Hirschwolf gegeben. Diese Auslegung gibt genug zu erkennen, daß sie den Panther und den Thos für Wolfsarten ansahen; man weiß aber aus dem Abschnitte vom Luchse, daß der Lupus cervarius der Lateiner nicht der Thos der Griechen seye. Homer, indem er den tapfern Ajal schildert, der allein sich unter einen Schwarm Trojaner stürzt, die den verwundeten Ulyß von allen Seiten eingeschlossen hatten, nimmt seine Vergleichung von einem Löwen, der auf einmal in einen Haufen von Thosen, die einen Hirsch, der in lezten Zügen ist, unter sich haben, hineinstürmt, und sie als ein schlechtes Thiergesindel auseinander sprengt und verjagt. Der Scholiast des Homers erklärt das Wort Thos durch Panther, und meldet, daß solches eine Art von einem schwachen und feigen Wolfe seye. Folglich haben einige alte Griechen den Thos und den Panther für einerley Thier gehalten; nur Aristoteles scheint sie zu unterscheiden, ohne ihnen dennoch Charaktere oder verschiedene Eigenschaften beyzulegen. „Die Those, sagt er, kommen nach allen ihren innern Theilen völlig mit dem Wolfe überein: sie begatten sich wie die Hunde, und werfen zwey, drey bis vier Junge, die mit verschlossenen Augen oder blind gebohren werden. Der Thos hat einen längern Leib und Schwanz, als der Hund, ist nicht so hoch, und ob er gleich kürzere Beine hat, eben so geschwind, indem er geschmeidig und behende ist und gröſſere Sätze thun kan. — Der Löwe und der Thos sind Feinde, indem beyde von Fleische leben, und folglich gezwungen sind, ihre Nahrung auf einerley Art zu suchen, und einander zu berauben — Die Those sind dem Menschen gut; sie fallen ihn nicht an, und scheuen sich auch nicht für ihm; sie beissen sich mit den Hunden, und wehren sich gegen den Löwen, daher man selten Löwen und Those in einer Gegend findet. Die besten Those sind diejenigen, die am kleinsten sind: es gibt zwo Arten derselben, und einige wollen sogar von dreyen wissen„ Von dem Panther meldet Aristoteles noch weniger, er sagt blos „der Panther wirft vier Junge,

ge, deren Augen, so wie bey den Wölfen, wenn sie gebohren werden, verschlossen sind. — Vergleicht man diese Stellen mit der aus dem Homer und mit denen aus andern griechischen Schriftstellern, so scheint es beynahe zuverläßig, daß der Thos des Aristoteles der grosse Jakal, und der Panther der kleine Jakal oder Adive ist. Man sieht, er gibt zwo Thosgattungen zu; er redet nur ein einziges mal vom Panther, und so zu reden bey Gelegenheit des Thos: es ist also wahrscheinlich, daß dieser Panther der Thos von der kleinen Art seye, und diese Wahrscheinlichkeit scheint durch das Zeugniß des Oppians eine Gewißheit zu werden, indem dieser Schriftsteller den Panther unter die kleinen Thiere, als Siebenschläfer und Katzen rechnet.

Der Thos wäre also der Jakal, und der Panther der Adive, und sie mögen nun zwo unterschiedene Gattungen oder nur eine ausmachen, so siehet man, daß alles was die Alten vom Thos und Panther gesagt haben, bey dem Jakal und Adive zutrift, und keinen andern Thieren beygelegt werden kan.

Ungeachtet die Wolfsart mit der Gattung des Hundes sehr nahe verwandt ist, so findet doch noch der Jakal seine Stelle zwischen diesen beyden. Der Jakal oder Adive, sagt Bellon, ist ein Thier, so zwischen dem Hunde und Wolfe das Mittel hält. Er ist grimmig wie der Wolf, und hat doch dabey wirklich auch etwas von dem zuthuenden Wesen des Hundes an sich. Seine Stimme ist ein Geheul, mit Belfern und Winseln untermischt. Er ist ein grösserer Schreyhals, als der Hund, und gefräßiger, als der Wolf; er geht niemals allein, sondern immer in Schaaren, von zwanzigen, dreyßigen oder vierzigen; solche Haufen thun sich täglich zusamen, und gehen auf Raub und Beute aus; sie nähren sich von kleinen Thieren, und machen sich auch den allerstärksten durch ihre Menge fürchterlich; sie fallen alles zahme Vieh und Geflügel fast im Angesichte der Menschen an; sie gehen trotzig und ohne Aeusserung der geringsten Furcht in die Schäfereyen, in die Vieh- und Pferdställe, und wenn sie nichts anders daselbst finden, so fressen sie das Ledergeschirre, Stiefeln, Schuhe, und nehmen das Riemenzeug mit sich fort, was sie nicht gleich verschlingen können. In Ermanglung lebendiger Leute scharren sie die Aeser der Thiere, und die Leichname der Menschen aus; man ist daher genöthiget, die Erde auf den Gräbern zu stampfen, und starke Dornen darunter zu mengen, um ihnen das Kratzen und Wühlen zu verwehren: denn eine Dicke von einigen Schuhen Erde ist nicht hinlänglich, ihnen den Muth zu benehmen. Es arbeiten viele zusamen, und begleiten dieses Ausgraben mit einem traurigen Geheule; und wann sie einmal an menschliche Leichname gewöhnet sind, so hören sie nachher niemals auf, die Grabstätten zu besuchen, den Armeen zu folgen und den Caravanen nachzuziehen. Sie haben auch für dem faulesten Fleisch keinen Eckel; ihre Freßbegierde ist bey ihnen so anhaltend und so heftig, daß auch das trockenste Leder für sie noch saftig, und alles was nur von Thieren kommt, es seye Haut, Fett, oder ein anderer stinkender Abfall, ihnen noch allemal gut genug ist. Die Hyäne ist eben so auf verfaultes Fleisch erpicht, sie scharret ebenfalls die Aeser aus, und vermöge dieser übereinstimmenden Gewohnheit, hat man öfters diese beyden Thiere mit einander verwechselt, ob sie gleich sehr von einander unterschieden sind. Die Hyäne ist ein einsiedlerisches, stilles, und sehr wildes Thier, stärker und gewaltsamer, als der Jakal, aber doch nicht so lästig, und mit dem Frasse der Todten vergnügt, ohne die Lebendigen zu beunruhigen. Ueber den Jakal aber, über sein Geschrey, über seine Räubereyen und Ausschweifungen führen alle Reisebeschreiber Klage. Er verbindet die Unverschämtheit des Hundes mit der Niederträchtigkeit des Wolfes, und scheint, indem er von beyder Natur etwas an sich hat, ein verhaßter Zwitter aus allen bösen Eigenschaften sowohl des einen als des andern zu seyn.

Die Haut des Jakals, welche Herr Daubenton vor sich hatte, war zween Schuh und sieben bis acht Zolle lang. Das Haar auf dem Obertheile und an den Seiten des Koptes waren weißlicht, röthlicht und schwarz untermengt; der Obertheil des Halses, der Wiederriß, die Schultern, der Obertheil und die Seiten des Leibes und der Schwanz, welcher sieben Zoll in der Länge hatte, hatten eben dieselben Farben, als der Kopf, aber die schwarze war die herrschende. Die längsten Haare hielten zween Zoll, sie waren nach der Wurzel zu weiß; über dem Weissen war etwas Schwarzes, zwischen den Haaren fand sich ein Wollhaar von brauner Farbe, welches weich und dichte war. Die Seiten des Hal-

ses, und der Untertheil von den Seiten des Leibes, die Brust und die Aussenfläche der Beine hatten eine falbe Farbe, die bald heller bald dunkler war, unten an der Aussenseite des Vorderarms war ein schwarzer Flek. Die Ober- und Unterlefze, der Unterkinnbacken, der Bauch und die innwendige Seite der Beine waren weiß, oder weißlicht; die Barthaare waren schwarz, und hatten gegen drey Zoll in der Länge.

Der Isatis.

Wie der Jakal eine Mittelgattung zwischen dem Hunde und dem Wolfe ist, so hat die Isatisart ihre Stelle zwischen dem Fuchse und Hunde. Bis auf die gegenwärtige Zeit hatte man dieses Thier blos für einen Abfall in der Art des Fuchses angesehen; allein die Beschreibung die Herr Gmelin davon geliefert hat, und davon hier ein Auszug folgen soll, verstattet weiter keinen Zweifel, daß die Gattung dieser beyden Thiere nicht sollte verschieden seyn.

Der Isatis ist in allen nördlichen Ländern, die ans Eismeer gränzen, überaus häufig, und wird selten dissеits des neun und sechzigsten Grades Breite angetroffen. Er kommt in der Bildung des Leibes und vermittelst seines langen Schwanzes völlig mit dem Fuchse überein; aber dem Kopfe nach gleicht er mehr dem Hunde. Er hat ein weicheres Haar, als der gemeine Fuchs, und sein Balg ist zu einer Zeit weiß, und zu andern Zeiten bläulicht aschgrau Der Kopf ist nach Proportion des Leibes kurz; er ist am Halse breit, und geht in eine zimlich spitze Schnautze aus: die Ohren sind beynahe rund. An den Vorderfüssen finden sich fünf Zähen und fünf Nägel. Bey dem Männchen ist die Ruthe kaum so dik als eine Schreibfeder; die Geilen sind nicht grösser, als Mandelkerne, und so sehr im Haare verstekt, daß man Mühe hat, sie zu finden. Die Haare, womit der ganze Leib bedekt ist, sind ungefehr zween Zoll lang; sie sind schlicht, dichte, und weich wie Wolle. Die Nasenlöcher und der Unterkinnbacken sind unbehaart; die Haut scheint daselbst hervor, und ist an diesen Theilen schwarz und kahl.

Der Magen, die Gedärme, die Eingeweide, die Saamengefässe sowohl des Männchens als des Weibchens sind denen vom Hunde gleich; es findet sich auch ein Knochen in der männlichen Ruthe, und das Gerippe kommt völlig mit dem vom Fuchse überein.

Die Stimme des Isatis hat etwas von dem Gebelle des Hundes, und etwas von dem Belfern des Fuchses an sich. Die Kaufleute, die mit Rauchwerk handeln, unterscheiden zwo Isatis-Sorten, nemlich weisse, und bläulicht aschgraue; die leztern werden für die schönsten gehalten, und je blauer oder bräuner sie sind, desto mehr gelten sie. Inzwischen sind sie nur von einer Gattung, und Gmelin hat es von erfahrenen Jägern gehöret, daß sich in einem Wurfe weisse und aschgraue junge Isatis befinden.

Norden ist der Himmelsstrich der Isatis, und vornemlich haben sie ihre Heimath in denjenigen Ländern, die ans Eismeer stossen, und an die Flüsse gränzen, die sich in dieses Meer ergiessen. Sie lieben die freyen Gegenden, und halten sich nicht in den Wäldern auf. Man findet sie in den kältesten, bergigsten und kahlesten Strichen von Norwegen, Lappland, Sibirien, und sogar auch in Island. Diese Thiere begatten sich im März, und es gehet ihnen dabey wie den Hunden. Ihr Hitzigseyn dauert vierzehn Tage bis drey Wochen, und während dieser Zeit sind sie beständig in freyer Luft, hernach aber begeben sie sich in Löcher, die sie zum Voraus gegraben haben. Diese Löcher sind enge und sehr tief, und haben verschiedene Ausgänge; sie halten sie reinlich und tragen Mooß hinein. Ihr Trächtigseyn währet, wie bey den Hündinnen, ungefehr neun Wochen. Die Weibchen werfen zu Ende des Mayes

und

Hÿaene.

Tab: LVII

Lupus Marinꝰ

Geſneri et Bellonij

Hÿaene.

Gulo. Vielfras.

und im Anfange des Junius, und haben gewöhnlich sechs, sieben bis acht Junge. Jäger haben dem Herrn Gmelin gesagt, daß ihre Anzahl sich bisweilen wohl auf fünf und zwanzig belaufe. Die Isatis, welche weiß werden sollen, sind, wenn sie gebohren werden, gelblicht, und die, aus denen blaulicht aschgraue werden müssen, sind schwärzlicht; bey allen aber ist das Haar alsdenn sehr kurz. Die Mutter säuget und behält sie in der Höhle fünf bis sechs Wochen; nachher läßt sie sie heraus laufen, und trägt ihnen Nahrung zu. Im Herbstmonate ist ihr Haar schon über einen halben Zoll lang; die Isatis, die weiß werden sollen, sind alsdann schon am ganzen Leibe, bis auf einen länglichten Streif oben auf dem Rücken und einen andern Queerstreif über den Schultern, welche beyde braun sind; und alsdenn heisset er Kreuzfuchs, und vielleicht ist der Vulpes crucigera bey Gesnern und bey Rzaczinski kein anderes Thier, als der Isatis. Dieses braune Kreuz verschwindet noch vor dem Winter, und dann sind sie völlig weiß, und ihr Haar ist über zween Zoll lang. Gegen den Maymonat beginnt es auszugehen, und im Julius ist die Härung vollendet.

Der Isatis lebt von Ratzen, Haasen und Vögeln, und er ist eben so listig, als der Fuchs um sie zu erhaschen. Er geht ins Wasser und durchkreuzt die Landseen, um die Nester der Enten und Gänse aufzusuchen, aus denen er die Eyer und Junge frißt. Er selbst hat in diesen öden und kalten Gegenden keine Feinde, den einzigen Vielfraß ausgenommen, der ihm auflauret. Der nordamerikanische silbergraue Fuchs, wovon Catesby die Figur geliefert hat, ist vielleicht eher der Isatis, als ein blosser Abfall von der Fuchsgattung.

Die Hyäne.

TAB. LVI. & LVII.

Von der Hyäne hat Aristoteles uns zwey Merkmale hinterlassen, die allein hinreichend seyn würden, dieses Thier kenntlich zu machen, und von allen andern zu unterscheiden. Dem ohngeachtet haben die Reise- und Naturbeschreiber es mit vier andern Thieren verwechselt, deren Arten insgesamt unter sich selbst sowohl, als von der Hyänenart verschieden sind. Diese Thiere sind der Jakal, der Vielfras, die Zibetkatze und der Bavian. Eines von diesen Thieren kennen unsere Leser schon, und der Vielfraß und die Zibetkatze wird ihnen auch sobald bekannt werden, daß es überflüßig wäre, weitläufig zu zeigen woher es kommt, daß man sie mit einander vermenget hat, und wie sie von einander unterschieden sind. Der Bavian aber ist blos seines Namens wegen für die Hyäne gehalten worden. Die Hyäne wird nach dem Zeugnisse des Doctor Schaw in der Barbarey Dubbach genennet, und nach dem Marmol und Leo dem Afrikaner heißt der Bavian Dabuch. Da nun der Bavian in eben der Himmelsgegend zu Hau-

se ist, da er gleichfalls die Erde aufwühlet, und beynahe von eben der Gestalt, wie die Hyäne ist, ob er gleich, wie der Mensch oder der Affe, Hände und Füsse hat, so hat dieses die Reisebeschreiber, und hernach die Schriftsteller in der Naturgeschichte verführt; und selbst diejenigen, die diese beyde Thiere genau unterscheiden, haben nichts destoweniger den Namen Dabuch für die Hyäne behalten; die aber weder dieses Thier, noch der Jesef oder Sesef der Afrikaner, und eben so wenig der Deeb in der Barbarey ist.

Aristoteles legt der Hyäne einen doppelten Namen bey. Gemeiniglich nennt er sie Hyaena, und bisweilen Glanus. Wenn man die Stellen vergleichet, wo hievon Meldung geschiehet, so wird man gewiß werden, daß diese beyde Namen nur ein Thier bezeichnen. Die alten Lateiner haben den Namen Hyaena beybehalten, und die Benennung Glanus nicht aufgenommen. Blos bey den neuern trift man die Wörter Ganus oder Gan-

nus und Belbus an, wenn sie die Hyäne bezeichnen wollen. Die Araber haben nach Rasis Zeuaniſſe der Hyäne die Namen Kabo oder Zabo gegeben. Den Namen den ſie in der Barbarey hat, haben wir ſchon angeführt. In der Türkey heißt ſie nach Nirrembergs Berichte Zirtlam; in Perſien Kaftaar, nach Kämpfern, welcher es durch Taxus porcinus ſive Hyaena veterum erklärt, und Caſtar nach Pietro Della Valle. Diß ſind die einzigen Namen, die man der Hyäne beylegen muß. Es iſt wahrſcheinlich, wiewohl nicht ohne allen Zweifel, daß der Lycaon und der Crocuta in Indien und Aethiopien nichts anders, als die Hyäne ſind. Porphyrius ſagt es von der Crocuta ausdrükich. In der That trift alles, was ſie von dieſem Lycaon und der Crocuta, geſchrieben, und ſogar was ſie fabelhaftes von ihnen geſagt haben, bey der Hyäne zu, von der ſie gleichfalls mehr Mährchen, als wahre hiſtoriſche Umſtände erzählet haben.

Der Panther der Griechen, der Lupus Canarius des Gaza, der Lupus Armenius der heutigen Lateiner und Araber, ſcheinen einerley Thier nemlich der Jakal oder Jakhals zu ſeyn, den die Türken nach dem Pollux Cical, nach Spon und Wheler Thacal, die heutigen Griechen Zachalia, die Perſianer Siechal oder Scachal, und die Mohren in der Barbarey Deeb oder Jakal nennen, welcher ein ganz anderes Thier als die Hyäne iſt, und ſich ſowol in ſeiner Geſtalt, als in ſeinen Gewohnheiten von ihr unterſcheidet, indem er gemeiniglich truppweiſe gehet, da die Hyäne einſam wohnet. Mit dem Vielfraſſe hat ſie weiter nichts gemein, als daß dieſer wie ſie gefräßig iſt, und mit der Zibetkatze nur die Oefnung oder den Beutel unter dem Schwanze und das lange Haar längſt dem Halſe und dem Rükgrade. Sie unterſcheidet ſich von ihr in der Geſtalt und in der Gröſſe des Leibes, indem ſie um die Hälfte gröſſer iſt. Die Ohren der Hyäne ſind lang und kahl, der Zibethkatze rauch und kurz. Die Zibethkatze hat weit kürzere Beine und an jeder Pfote fünf Zähen, da im Gegentheil die Hyäne lange Beine und an jedem Fuſſe nur vier Zähen hat, auch wühlet die Zibethkatze nicht die Erde auf, um todte Körper zu ſuchen, wie die Hyäne; von dem Bavian haben wir ſchon geredet.

Wenn man die Figur des Meerwolfes (Lupus marinus) des Bellons und Gesners den man auf unſerer LVII Tafel findet, anſiehet, ſo könnte man auch dieſes Thier für die Hyäne halten, denn die Abbildung iſt wirklich die Abbildung der Hyäne. Allein Bellons Beſchreibung paſſet nicht auf ſie, indem er ſagt, daß diß Thier auf dem Lande und im Waſſer lebe und ſich von Fiſchen erhalte, und hinzuſezt, man habe es dann und wann auf den brittiſchen Küſten geſehen. Vielleicht hat aber Bellon aus vorgefaßter Meynung, daß die Zibethkatze die Hyäne der Alten wäre, die Figur der wahren Hyäne unter dem Namen eines andern Thiers ans Licht treten laſſen, das er Lupus marinus genannt hat, und das gewißlich die Hyäne nicht iſt. Denn die Kennzeichen der Hyäne ſind ſo deutlich ausgedrükt, und ſelbſt ſo ſonderbar, daß es ungemein leicht iſt, ſich darinn nicht zu verſehen. Sie iſt vielleicht einzig und allein unter allen vierfüßigen Thieren, die ſowohl an den Vorder- als Hinterfüſſen nur vier Zähen hat. Sie hat wie der Dachs, eine Oefnung unter dem Schwanze, die nicht nach innen in den Leib durchgehet. Sie hat lange, gerade aufſtehende und kahle Ohren, einen mehr viereckigten und kürzern Kopf, als der Wolf, längere Beine, welches beſonders von den hinteren gilt, Augen in der Lage, wie beym Hunde, und auf dem Leibe und in der Mähne dunkelgraues Haar mit einer Miſchung von etwas wenigem falben und ſchwarzen, und mit ſchwär lichten wellenförmigen Queerſtreifen. Sie iſt ſo groß als der Wolf, und ſcheinet bloß einen kürzern und gedrungenern Leib zu haben.

Dieſes wilde einſiedleriſche Thier wohnet in den Höhlen der Berge, in den Klüften der Felſen und in Gruben, die es ſich ſelbſt unter der Erde gräbt. Es iſt von einem grimmigen Naturelle, und wird niemals zahm, wenn es gleich ganz jung gefangen iſt. Es lebt, wie der Wolf, vom Raube, es iſt aber ſtärker und ſcheint kühner zu ſeyn. Es greift bisweilen Menſchen an, fällt über das Vieh her, geht den Heerden in der Nähe nach, und bricht zum öftern des Nachts in die Ställe, und in die Schaafhürden ein. Seine Augen funkeln im Finſtern, und man will behaupten, daß es bey Nacht beſſer, als bey Tage, ſieht. Wenn man, was alle Naturbeſchreiber ſagen, glauben will, ſo gleichet ſein Geſchrey dem Stöhnen eines Menſchen, der ein gewaltſames Erbrechen hat, oder vielmehr dem Blöcken eines Kalbes, wie ſolches

Käm-

Kämpfer selber gehöret hatte. Da man ihm ein solches Thier zu Jspahon zeigte, welches, ob es gleich noch saugend gefangen worden, doch so wild war, daß es, ungeachtet es gebunden war, und eine Art von Maulkorb hatte, sich getraute, zweenen Löwen zu widerstehen und sie in die Flucht zu jagen.

Die Hyäne wehret sich also gegen den Löwen, fürchtet sich nicht für dem Panther, und geht auf die Unze los, die ihr unterliegen muß. Wenn ihr der Fraß fehlet, so wühlet sie mit den Tatzen die Erde auf und reisset bey Stücken die Aeser der Thiere und Menschen heraus. Sie wird fast in allen heissen Erdstrichen von Asien und Afrika angetroffen, und allem Ansehen nach könnte das Thier auf Madagaskar, so Faraſſe heißt, der Gestalt nach dem Wolfe ähnlich, aber grösser, stärker und grausamer ist, wohl die Hyäne seyn.

Es gibt wenig Thiere, von denen man so viel ungereimte Histörchen erdichtet hätte, als von diesem. Die Alten berichten in ganzem Ernste, daß die Hyäne einmal ums andere ihr Geschlecht veränderte, daß, wenn sie trächtig gienge, säugete, und ihre Jungen groß machte, sie das ganze Jahr ein Weibchen bliebe, und dagegen das folgende Jahr sich der Verrichtung eines männlichen Thiers wieder anmaßte, und mit ihrem Nebenthiere, als mit einem Weibchen verführe. Man siehet wohl, daß der ganze Grund dieses Mährchens von der spaltenförmigen Oefnung hergenommen ist, die das männliche Thier mit dem Weibchen noch ausser den Zeugungstheilen gemein hat, welche lezteren sonst für beyde Geschlechter bey der Hyäne so gut, wie bey anderen Thieren sind. Man hat gesagt, sie könnte menschliche Stimmen nachmachen, die Namen der Schäfer behalten, dieselben rufen, bezaubern, aufhalten, auf einer Stelle unbeweglich machen, und zu gleicher Zeit verursachen, daß die Schäferinnen davon liefen, ihrer Heerde vergässen, für Liebe närrisch würden u. d. m. welches alles übrigens ohne Hyäne geschehen kan.

Mit dem Wolfe ist, nach Herrn Daubentons Bericht, die Hyäne ungefehr von einerley Grösse, und kommt in der äusserlichen Bildung des Kopfes und des Leibes zimlichermassen mit ihm überein. Doch sind die Ohren bey der Hyäne grösser, als bey dem Wolfe, der Kopf selbst ist breiter, die Nase stehet bey weitem nicht so sehr hervor, und die Schnautze ist nicht so lang. Die Ohren laufen am Ende spiz zu, sind dünne, und sowohl auf der innwendigen, als äusseren Seite fast ganz kahl von Haaren. Die Nase ragt nicht weiter, als die Oberlefze hervor, und folglich macht der Theil von ihr der über den Nasenlöchern ist, beynahe einen rechten Winkel, mit dem Stirnblatte und der vorderen Seite der Schnautze. Die Augen haben eben die Lage wie beym Hunde. Die Oefnung der Augenlieder geht nicht schräge, wie beym Wolfe. Von den Zähen ist bereits geredet worden. Auf dem äusseren Theile der innwendigen Fläche der Handwurzel findet sich ein dicker Knollen, anstatt daß dieser bey dem Hunde mitten auf dieser Fläche ligt. Uebrigens sind die Knollen an den Fußohlen und die Klauen, welche schwärzlich sind, eben wie bey den Bauerhunden beschaffen.

Die Hyäne die Herr Daubenton beschrieb, hatte eine graue und gelblichte Farbe mit schwarzen oder schwärzlichten Flecken und Streifen. Ueber den Hals und den Rücken gieng vom Kopfe bis an den Schwanz eine Mähne, deren längste Haare auf dem hintern Theile des Rückens angetroffen wurden, und ungefehr neun Zolle lang waren. Ihre Farbe war grau, in dem grösten Theile ihrer Länge mit einem lichten Gelbe vermengt, und am Ende schwarz, so, daß diese Mähne eine gemischte graue und schwarze Farbe zu haben schien.

Der Vielfraß.

TAB. LVII.

Der Vielfraß ist stark von Leibe und niedrig von Beinen; er ist beynahe wie ein Dachs gestaltet, aber er ist noch einmal so dik und gröſſer. Er hat einen kurzen Kopf, kleine Augen, ungemein starke Zähne, einen unterſezten Leib, und einen vielmehr kurzen als langen Schwanz, der am Ende sehr behaaret ist. Auf dem Rücken ist er schwarz, und an den Weichen braunroth; sein Rauchwerk ist eines der schönsten, und wird vorzüglich gesucht. Er wird zimlich häufig in Lappland und in allen Ländern, die in der Nachbarschaft des nördlichen Meeres liegen, sowohl in Europa, als in Asien gefunden. Man findet ihn wieder in Canada, und in andern Gegenden von Nordamerika unter dem Namen Carcaju. Es ist auch wahrscheinlich, daß das Thier an der Hudsonsbay, das Herr Edwards unter dem Namen Quick-Hatch oder Wolverenne vorgestellt, und sein Uebersetzer mit dem Namen der kleine Bär oder das Wölfgen belegt hat, mit dem canadischen Carcaju und mit dem Vielfraß des nördlichen Europa einerley seye; und das Thier, das von Fernandes unter dem Namen Tepeyzcuitli oder Berghund angegeben worden, könnte gar wohl der Vielfraß seyn, dessen Gattung sich vielleicht bis auf die unbewohnten Gebürgen von Neuspanien ausgebreitet hat.

Olaus Magnus scheint der erste zu seyn, der von diesem Thiere Meldung gethan hat. Es ist, wie er sagt, so groß wie ein grosser Hund, hat ein Gesicht und Ohren, wie eine Katze, Füsse und Klauen von ungemeiner Grösse und Stärke, ein braunes, langes und dichtes Haar, und einen eben so rauchen aber kürzeren Schwanz, als der Fuchs. Nach Scheffern hat der Vielfraß einen runden Kopf, starke und spitzige Zähne, wie der Wolf, ein schwarzes Haar, einen breiten Leib und kurze Füsse, wie der Fischotter. La Hontan, der des Carcaju in Nordamerika zuerst erwähnet hat, sagt: Stellet euch einen Dachs noch einmal so groß vor; so habt ihr das ähnlichste Bild, das ich euch von diesem Thiere geben kan. Nach Sarrazin, der aber vermuthlich nur junge Thiere dieser Art gesehen hat, haben die Carcajus einen nicht viel längeren Leib, als von zween Schuhen, und einen Schwanz von acht Zollen. Sie haben, sagt er, einen sehr kurzen und dicken Kopf, kleine Augen und sehr starke Kinnbacken, die mit zwey und dreyßig scharfen Zähnen versehen sind.

Der kleine Bär oder das Wölfchen, dessen Edwards gedenket, war, wie er sagt noch einmal so groß, als ein Fuchs; er hatte einen gewölbten Rücken, einen hängenden Kopf, kurze Beine, einen fast an der Erde schleppenden Bauch, und einen Schwanz von mittelmäßiger Länge, der nach dem Ende zu stark behaart ist. Alle stimmen in dem Berichte überein, daß man dieses Thier bloß in den nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika finde. Herr Gmelin ist der einzige, der zu versichern scheint, daß es bis in die warmen Länder streife; Herr von Büffon aber glaubt Gmelin könnte wohl, wie einige andere Naturbeschreiber die in Süden lebende Hyäne mit dem Vielfraß in Norden verwechselt haben.

Der Vielfraß hat keine Beine zum Laufen; er kan nicht einmal, ausser mit langsamen Schritten gehen: allein die Verschlagenheit ersezt bey ihm den Mangel der Geschwindigkeit; er lauret den Thieren in ihren Gängen auf; er klettert auf die Bäume, um auf sie herabzufahren und sie mit Vortheil anzugreifen; er stürzt auf die Elende und Rennthiere herunter, pakt sie an, und greift mit seinen Klauen und Zähnen so feste ein, daß nichts im Stande ist ihn zum Loslassen zu bringen. Vergebens rennen diese armen Thiere in vollem Laufe fort, vergebens reiben sie sich gegen die Bäume; der Feind der ihnen auf dem Kreuze oder auf dem Halse sitzet, hört nicht auf, ihr Blut in sich zu schöpfen, ihre Wunde immer tiefer zu ma-

machen, ein Stük nach dem andern abzureissen und mit immer gleicher Wuth und Gierigkeit zu verschlingen, bis er sie endlich getödtet hat. Es geht, wie man sagt, über alle Vorstellung, wie lange Zeit hinter einander der Vielfraß fressen, und wie viel Fleisch er auf einmal verzehren kan.

Die Nachrichten, die uns die Reisebeschreiber hievon geben, sind vielleicht vergrössert. Allein wenn man auch einen beträchtlichen Abzug macht, so bleibt doch immer so viel übrig, woraus man sehen kan, daß der Vielfraß alle unsere Raubthiere an Gefräßigkeit übertrift; daher man ihn auch den Geier unter den vierfüßigen Thieren genannt hat. Er ist unersättlicher und räubrischer, als der Wolf, und würde alle andere Thiere zu Grunde richten, wenn er eben so geschwind wäre. Allein er ist an seinen schwehrfälligen Gang gebunden; und das einzige Thier, das er im Laufen erreichen kan, ist der Biber. Mit diesem wird er leicht fertig, fällt sogar bisweilen in sein Gebäude ein, und frißt ihn nebst seinen Jungen, wo sie nicht beyzeiten sich ins Wasser retten können; denn im Schwimmen ist ihm der Biber überlegen, und der Vielfraß, der alsdann das Nachsehen von seiner Beute hat, hascht dafür nach den vorkommenden Fischen. Scheffer gibt ihm wenigstens das Fischen Schuld, aber Högström widerspricht ihm in seiner Beschreibung von Lappland. Wenn er gar kein frisches Fleisch bekommen kan, so sucht er Aeser und Leichen, scharrt sie auf und verzehret sie bis auf die Knochen.

Ungeachtet dieses Thier Verschlagenheit besizt, und mit überlegter List andere Thiere zu erhaschen trachtet; so scheint es doch kein deutliches Empfindniß für seine eigene Erhaltung, ja nicht einmal den gewöhnlichen Instinct zu seiner Rettung zu haben; es geht auf den Menschen zu, und läßt ihn sich nahe kommen. Die Handwerksleute, sagt Gmelin, entdekten in der Ferne ein Thier, das mit steifen und gemessenen Schritten auf sie zu kam. — Sie giengen diesem Thiere entgegen, und erkannten es endlich für einen Vielfraß, und nach einigen derben Prügelstreichen fiengen sie ihn noch lebendig. Allein diese Gleichgültigkeit, die ein blödes Wesen zu verrathen scheint, rührt vielleicht von daher, daß er eine fast wüste Gegend bewohnet, wo er selten Menschen antrift, und auch keine andere Feinde kennt, und deswegen seinen Weeg ohne alle Scheu gehet, weil er allemal, wenn er seine Kräfte mit den Thieren gemessen hat, Meister geblieben ist.

Der schwächere aber weit schnellere Isatis vertritt bey dem Vielfrasse die Stelle eines Schaffners. Diesem geht er auf seiner Jagd nach, nimmt ihm öfters seinen Raub, ehe er denselben noch gekostet hat, oder theilet wenigstens mit ihm: denn in dem Augenblicke, da der Vielfraß ankömmt, verläßt der Isatis den Ueberrest seines Frasses, um nicht selbst verzehrt zu werden; denn der Vielfraß nimmt mit allem Fleische vorlieb, doch so, daß er des Rennthieres seines vorziehet. Der Vielfraß und der Isatis graben sich beyderseits Höhlen; allein in den übrigen Gewohnheiten haben sie nichts gemein mit einander. Der Isatis gehet öfters in Haufen, der Vielfraß wandert allein und hat bisweilen nur sein Weibchen bey sich; in ihrer Höhle findet man sie gemeiniglich beysamen. Selbst die muthigsten Hunde scheuen sich, auf den Vielfraß loszugehen und ihn anzufallen; er wehret sich sowohl mit den Klauen, als Zähnen und versezt ihnen tödliche Wunden. Ein Woiwode, sagt Herr Gmelin, der zu seinem Vergnügen einen Vielfraß im Hause hatte, ließ ihn eines Tages ins Wasser werfen, und ließ hierauf eine Kuppel Hunde gegen ihn loß; allein der Vielfraß sprang sofort dem einen Hunde auf den Kopf, und hielt ihn so lange unter Wasser, bis er ihn erstikt hatte. Die Menschen aber werden bald mit ihm fertig, da er durch die Flucht nicht entrinnen kan, sondern sich nur schleppend fortzieht.

Man pflegt von dem Vielfraß zu erzählen, daß wenn er auch ein Aas habe, das ihn an Grösse sechsmal übertreffe, er doch nicht eher zu fressen aufhöre, als bis alles verzehret seye. Da er nun die Speisen, die er in einem solchen Uebermasse verschlinge nicht so gleich verdauen könne, so befördere er die Ausleerung dadurch, daß er sich zwischen zweene dicht an einander stehende Bäume hindurch zwinge. Gmelin sagt, er habe verschiedene male Jäger von Profeßion befragt, aber niemal die Bestätigung dieser Nachricht gehöret; es scheine ihm also eine Fabel eines Naturbeschreibers, oder die Erdichtung eines Mahlers zu seyn. Büffon sezt hinzu, Olaus seye der erste, der diese Fabel bekannt gemacht habe, und

die Vorstellung davon seye durch einen Zeichner in Gesners Thiergeschichte übergetragen worden, aus welcher sie auf unsere Platten gekommen ist. Pontoppidan hingegen nimmt die Sache für bekannt an, und sagt die beste Gelegenheit, den Vielfraß zu fangen, seye, wenn er sich nach seiner Gewohnheit zwischen zween Bäume dränge. Ich will nicht entscheiden, wer recht hat? aber doch dünkt mich, es wäre für eine gewisse Art Leute, ich mag nicht gerne sagen Menschen, tröstlich, den nordischen Bischöffen zu glauben! ganz ohne Exempel seyn, ist doch wohl nicht angenehm.

Das Fleisch des Vielfrasses ist, wie das Fleisch aller fleischfressenden Thiere, ein höchst schlechtes Essen. Man jagt ihn bloß um seines Balges willen, der ein sehr schönes und vortrefliches Rauchwerk abgibt. Man schäzt dasselbe, nächst dem von dem Zobel und schwarzen Fuchse, für das beste, und man will sagen, es habe, wenn es wohl ausgesucht und zugerichtet ist, seines gleichen nicht an Glanze, sondern es zeige sich an demselben eine Widerstralung des Lichts auf einem schönen schwarzen Grunde, und eine Menge heller Stellen, wie auf einem Damaststoffe. Pontoppidan, welcher sagt, daß es schwarz mit braunen und gelblichten Flammen vermischt seye, versichert, daß die nordischen Jäger um den Belz nicht zu verderben, den Vielfraß nur mit Flitschbogen und mit platten hölzernen Pfeilen erlegen.

In dem Kabinet zu Dresden bewahret man einen sogenannten schwarzen Vielfraß, der ehemals aus Sibirien lebendig dahin gebracht worden war, und täglich dreyzehn Pfund Fleisch fraß, ohne jemals seinen Hunger zu stillen. Die Farbe fällt aus dem Schwarzen ins Braune. Die Länge des Thieres beträgt fast eine Elle und acht Zoll, wovon acht Zoll auf den Kopf gehen. Die Höhe des Thiers mit dem Kopf ist fast neunzehn Zoll. Ein anderer ausgestopfter Vielfraß in eben diesem Kabinete hat eine aus dem Braunen in das Gelbe spielende Farbe, und ist von August II. in Sachsen nahe bey Frauenstein gefangen worden.

P. Pavius hat in Gegenwart Joh. de Laet eine Vielfraß zergliedert und dem H. Th. Bartholinus wegen der bewundernswürdigen Aehnlichkeit mit dem menschlichen Körper folgende 2 sonderbare Stücke vorgelegt.

1) Nirgends hat sich eine Nabelschnur (ductus umbilicalis) gefunden.
2) Alle Thiere unterscheiden sich von dem Menschen durch das Band, woran die Leber hängt. Nur bey diesem Thier wird die Leber durch ein Ligament mit dem Zwergfelle auf das festeste verbunden, und kommt also mit der innern Beschaffenheit einer Menschenleber überein, und endlich ist das Eingeweide vom Anfange bis zum Ende an Gestalt sich immer ähnlich geblieben, da doch der Blinddarm gefehlt, der übrige Mastdarm aber ist da gewesen.

Dieses Thier wird in der nordischen Sprache Jerven oder Erven und in dem Amte Drontheim, wo er in Norwegen am meisten gefunden wird, Kola genannt. Die Franzosen nennen es Glouton; und in der Sklavonischen Sprache heißt es Rosomak. In Norwegen hat der gemeine Mann die irrige Einbildung, daß er den Vielfraß für das dritte Junge des Bären hält, das von seiner Mutter nicht aufgefüttert worden ist. In Kamtschatka wird das Fell nach dem Berichte des Krascheninnikow so hoch gehalten, daß die Kametschadalen glauben, die himmlischen Weesen trügen keine andere Kleider, als von Vielfraßfellen, und daß die Weiber ihre Haare mit den weissen Pfoten dieser Thiere schmücken und für ein Paar eine oder zwo Seebiberhäute geben. Eben dieser Verfasser versichert auch, daß der Vielfraß sich leicht zähmen lasse und allerley Possen machen lerne, und daß die zahmgemachten nicht so gefräßig seyen. Er gibt aber auch zu, daß diese Thiere einander vielleicht nicht in allen Ländern gleich seyen.

Die

Die Zibethkatze und das Zibeththier.

Die meisten Naturkündiger haben geglaubt, daß es nur eine Thierart wäre, die die wohlriechende Waare, den Zibeth lieferte. Herr von Büffon hat von diesen Thieren zwey gesehen, die wirklich wesentliche Aehnlichkeiten und Gleichheiten in der Bildung sowohl von innen, als auswendig hatten, aber sich auch durch so viele andere Merkmaale von einander unterschieden, daß sie als zwo in der That verschiedene Arten können angesehen werden. Für das erste dieser Thiere hat er den Namen Zibethkatze (Civette) beybehalten, und dem andern zum Unterschiede den Namen Zibeththier (Zibet) gegeben.

Die Zibethkatze scheinet das Thier zu seyn, welches die Herren der Akademie der Wissenschaften in ihren Memoires oder Beyträgen zur Thiergeschichte beschrieben haben, und einerley mit der Zibethkatze des Cajus, die sich beym Gesner findet, und auch keine andere, als diejenige, von der Fabius Columna in dem Werke von Johann Faber, welches eine Fortsetzung von dem Werke des Hernandes ist, die Figuren geliefert hat.

Die andere Gattung, der Herr von Büffon den Namen Zibeththier beyleget, scheinet ihm dasselbige Thier zu seyn, das Herr de la Peyronnie unter der Benennung des Bisamthiers (Animal de Muse) in den Memoires der Akademie der Wissenschaften vom J. 1731. beschrieben hat. Alle beyde unterscheiden sich von der Zibethkatze durch eben dieselbe Charaktere. Allen beyden fehlen die Mähnen, oder vielmehr die langen Haare auf dem Rükgrade. Alle beyde haben ganz deutliche Ringe auf dem Schwanze, anstatt daß die Zibethkatze weder eine Mähne noch sichtbare Ringe hat. Doch gestehet Herr von Büffon, daß sein Zibeththier und das Bisamthier des Herrn de la Peyronnie keine so vollkommene Aehnlichkeit haben, wobey gar kein Zweifel über die Einheit ihrer Art übrig bleibe. Die Ringe am Schwanz des Zibeththiers sind breiter, als bey dem Bisamthiere. Es hat ferner keinen doppelten Streifen an dem Halse, und nach der Länge seines Körpers betrachtet, einen kürzeren Schwanz. Doch könnten diese Verschiedenheiten nur zufällige Mannichfaltigkeiten seyn, denen die Zibethkatzen mehr, als andere wilde Thiere unterworfen seyn müssen, indem man sie an vielen Orten in der Levante und in Indien als Hausthiere auferziehet. Inzwischen ist es auch noch nicht ausgemacht, daß die Zibethkatze, und das Zibeththier nicht Abfälle von einer einzigen Art sind, da man noch nicht weiß, ob diese Thiere sich nicht würden vermischen und mit einander zeugen können.

Das Thier welches wir hier Zibethkaze nennen, heißt auf Madagaskar Fanalue, in Congo Nzime oder Nzfasi, in Aethiopien Kankan und in Guinea Kastor. Diß ist die guineische Zibethkatze, und aus Guinea war die, welche Herr v. Büffon hatte.

Das Zibeththier ist aller Vermuthung nach die Zibethkatze in Asien, in Ostindien und in Arabien, wo man sie Zebet oder Zibet nennet, welcher arabische Name auch die wohlriechende Substanz dieses Thieres bezeichnet. Sein Unterscheid von der Zibethkatze besteht darinn, daß es einen längern und nicht so dicken Leib, und eine dünnere, plattere, und an ihrem Obertheile etwas hohle Schnautze hat, dagegen die Schnautze der Zibethkatze dicker, kürzer, und ein wenig ausgebogen ist. Es hat auch höher stehende und breitere Ohren, einen längeren Schwanz dessen Flecken und Ringe deutlicher ausgedrükt sind, ein weit kürzeres und wollichteres Haar, keine Mähne oder eigentlich keine längere Haare, als die übrigen, auf dem Halse, noch längst dem Rükgrade, und endlich nichts Schwarzes unter den Augen noch auf den Backen. Alles dieses sind besondere und sehr merkwürdige Charaktere an der Zibethkatze.

Man hat diese Thiere Bisam- oder Zibethkatzen (Chats musqués, Chats civettes) genannt. Sie haben aber auf-

ser der Behendigkeit ihres Körpers nichts mit den Katzen gemein. Sie gleichen vielmehr, besonders was den Kopf betrift, dem Fuchse. Ihre Haut ist mit Streifen und Flecken gezeichnet, und aus diesem Grunde haben einige, die sie von Ferne gesehen hatten, dieselben für kleine Panther gehalten. Allein in jeder andern Absicht sind sie vom Panther unterschieden. Es gibt ein Thier so man Genette (Genistkatze) nennt, welches auf gleiche Art gefleckt ist, einen Kopf fast von eben der Bildung hat, und eben wie die Zibethkatze einen Beutel trägt, in welchem eine wohlriechende Feuchtigkeit durchseigert. Allein die Genette ist kleiner, hat viel kürzere Beine, und einen weit dünneren Leib. Ihr Geruch ist sehr schwach, und von kurzer Dauer, da im Gegentheile der Geruch der Zibethkatzen sehr stark, und der vom Zibeththiere ausserordentlich heftig und noch durchdringender ist, als von der Zibethkatze. Diese wohlriechende Feuchtigkeiten, die ihn verursachen, finden sich in der Oefnung, die diese beyden Thiere bey den Zeugungstheilen haben. Sie bestehen aus einem dicken Safte von gleichem Bestande, als Pommade, wovon der Geruch, ungeachtet seiner Heftigkeit, auch selbst alsdenn angenehm ist, wenn er eben aus dem Körper des Thieres herausgehet, welches ihn schon genug von dem Bisam unterscheiden würde, wenn auch sonst der Unterscheid nicht so groß wäre.

Diese beyden Arten von Zibethkatzen sind also nie genug von einander unterschieden worden. Man hatte alle beyde bisweilen mit den wohlriechenden Wieseln, mit der Genette und dem Bisambocke verwechselt, ja man hat sie auch für Hyänen angesehen. Bellon, der eine Zeichnung und eine Beschreibung der Zibethkatze ans Licht gestellet hat, behauptet, daß dieses die Hyäne der Alten seye. Sein Irrthum ist nicht ohne allen Grund. Es ist ausgemacht, daß die meisten Fabeln, die die Alten auf die Rechnung der Hyäne geschrieben haben, von der Zibethkatze hergekommen sind. Die Liebestränke, die man aus gewissen Theilen der Hyäne bekam, und die heftige Wirkung dieser Tränke, geben Anzeigen genug von der reizenden Kraft, die uns von dem Schmalze der Zibethkatze bekannt ist, dessen man sich im Oriente noch in dieser Absicht bedienet. Die Berichte der Alten von der Ungewißheit des Geschlechtes der Hyäne passen noch besser auf die Zibethkatze; denn an dem Männchen ist von aussen nichts zu sehen, als drey Oefnungen, die vollkommen so, wie bey dem Weibchen sind, und es ist in diesen äusserlichen Theilen demselben so ähnlich, daß es fast eine Unmöglichkeit ist, anders als durch die Zergliederung sich von ihrem Geschlechte zu überzeugen. Die Oefnung, in welcher sich der Saft, oder vielmehr die dicke Feuchtigkeit der wohlriechenden Substanz findet, ist zwischen den beyden andern, und auf eben derselben geraden Linie, die sich von dem Heiligbeine bis an das Schaambein erstrecket.

Ein anderer Irrthum, der sich weit mehr als Bellons seiner ausgebreitet hat, ist der von Gregorius von Bolivar, und betrift die Erdgegenden, wo sich das Zibeththier finden soll. Nachdem er gemeldet hat, daß es in Ostindien und Afrika häufig seye, so versichert er zuverläßig, daß es sich und sogar in grosser Menge auch an allen Orten des südlichen Amerika finde. Dieser angenommene Saz, der uns durch Fabern mitgetheilt worden, ist von Fabern nachgeschrieben, und von allen, die von der Zibethkatze gehandelt haben nachgehends in ihre Beschreibungen aufgenommen worden. Es ist aber dem ohngeachtet gewiß, daß die Zibethkatzen Thiere der heissesten Gegenden in der alten Welt sind, die nicht von Norden aus in die neue haben übergehen können, und daß es wirklich niemals andere Zibethkatzen in Amerika gegeben hat, als solche, die von den Philippinischen Inseln und den Küsten von Amerika dahin übergeführet worden. Eine Stelle in dem kleinen Werke des Fernandes über die Thiere in Amerika am Ende des Bandes, der die Mexikanische Naturgeschichte von Hernandes, von Recchi und Faber enthält, versichert selbst, daß die Zibethkatze kein Landesthier in Amerika seye, sondern, daß man zu seiner Zeit angefangen habe, aus den Philippinischen Inseln einige nach Neuspanien zu bringen, und diesem Zeugnisse kan man die Aussage aller Reisenden an die Seite setzen, welche sagen, daß die Zibethkatzen wirklich in den philippinischen Eylanden, in Ostindien und in Afrika sehr gemein sind, und von denen keiner sie in Amerika gesehen haben will.

Die Zibethkatze und das Zibeththier sind demnach alle beyde Thiere der alten Welt, und sie haben äusserlich keine andere Zeichen des Unterscheides, als die oben angezeig-

gezeigten. Diese Thiere die wir nun beyde unter dem Namen der Zibethkatzen zusamen nehmen wollen, können, ohngeachtet sie aus den heissesten Gegenden von Afrika und Asien herstammen, und daselbst gebohren werden, dennoch in gemäßigten, und sogar in kalten Ländern leben, wenn man sie nur sorgfältig vor der rauhen Luft bewahret, und ihnen saftige und auserlesene Speisen gibt. Man unterhält sie in zimlicher Menge in Holland, und der Zibeth, der zu Amsterdam gemacht ist, wird von den französischen Kaufleuten demjenigen vorgezogen, der aus der Levante und aus Indien kommt, welcher gemeiniglich nicht so rein ist. Derjenige den man aus Guinea erhält, würde der beste von allen seyn, wenn ihn nicht die Schwarzen eben so, wie die Indianer und Einwohner der Levante, verfälschten, und Säfte von Vegetabilien, als Gummi Ladanum, Storaxgummi u. a. d. darunter mischten. Um diese Spezerey zu sammeln, setzet man das Thier in einen engen Käficht, worinn es sich nicht umwenden kan. Man öfnet hinten den Käficht, zieht das Thier bey dem Schwanze heraus, und zwingt es in dieser Stellung zu bleiben, indem man einen Stok durch die Gitterstangen des Käfichts stekt, und vermittelst desselben dem Thiere die Hinterbeine verschrenkt. Hierauf fährt man mit einem kleinen Löffel in den Beutel, der die Spezerey enthält, streicht mit allem Fleisse die inneren Wände des Beutels ab, und decket das Gefäß in welches man den Zibeth thut, sorgfältig zu. Dieses wird wöchentlich zwey bis dreymal wiederholet. Zu der Menge dieser wohlriechenden Feuchtigkeit thut die Beschaffenheit der Nahrung und der Appetit des Thieres sehr viel. Je besser und zärtlicher es unterhalten wird, desto mehr gibt es davon. Rohes und gehaktes Fleisch, Eyer, Reis, kleine Thiere, Vögel, junges Federvieh, und vornehmlich Fische, sind die Gerichte, die man ihm vorsetzen, und darinn auf solche Weise abwechseln muß, daß man seine Gesundheit erhält, und seinen Geschmak reitzet. Es braucht nur sehr wenig Wasser, und ohngeachtet es selten trinkt, harnet es doch öfters, und beyde, das Männchen und das Weibchen lassen auf gleiche Art das Wasser.

Die Spezerey dieser Thiere ist so stark, daß sie ihren Geruch allen Theilen ihres Körpers mittheilet. Das Haar hat denselben eingesogen, und die Haut ist so sehr davon durchdrungen, daß man die Empfindung davon noch lange nach ihrem Tode hat, und dieselbe wegen ihrer Heftigkeit von lebendigen Thieren nicht ausstehen kan, besonders wenn man mit ihnen an einem verschlossenen Orte ist. Wenn man sie zerret und folglich warm macht, erhöhet sich der Geruch noch mehr, und wenn man sie so lange quälet, daß sie schwitzen müssen, so sammelt man ihren Schweiß auf, der gleichfalls sehr parfumirt ist, und dazu dienet, die Masse zu vermehren.

Die Zibethkatzen sind von Natur wild, und sogar ein wenig grimmig. Unterdessen zähmet man sie ohne viele Mühe, wenigstens zu dem Grade, daß man sich ihnen nähern, und sie, ohne grosse Gefahr, mit den Händen angreifen kan. Sie haben starke und scharfe Zähne. Ihre Klauen aber sind schwach und stumpf. Sie sind behende und so gar leicht auf den Füssen, ohngeachtet ihr Leib von zimlicher Dicke ist. Sie thun Sprünge, wie die Katzen, und können auch, wie die Hunde, laufen. Sie leben von der Jagd, überraschen und verfolgen kleine Thiere und Vögel, und suchen, wie die Füchse, in die Hühnerhöfe zu kommen, um das Federvieh zu rauben. Ihre Augen funkeln des Nachts, und es ist glaublich, daß sie im Dunkeln sehen. Wenn es ihnen an Thieren fehlt, so fressen sie Früchte und Wurzeln. Sie trinken wenig, und halten sich nicht in feuchten Gegenden, sondern gern in dem brennenden Sande und auf dürren Bergen auf. Unter ihrem Himmelsstriche werfen sie Junge in zimlicher Anzahl, allein ungeachtet sie in Ländern von gemäßigter Witterung leben können, und daselbst auch ihre wohlriechende Feuchtigkeit von sich geben, so fehlt ihnen doch das Vermögen, sich daselbst zu vermehren. Sie haben eine stärkere Stimme, und keine so scharfe Zunge, als die Katze, und ihr Geschrey gleichet dem Belfern eines Hundes, der böse ist.

Die salbenartige und wohlriechende Feuchtigkeit, die man von diesen Thieren bekommt, nennet man im Französischen Civette, und Zibet oder Algallia, in Arabien, in Indien und in der Levante, wo man einen viel stärkern Gebrauch, als in Europa davon macht, wo es bereits beynahe überall aus der Medicin verdrungen worden ist, und unter den Modegerüchen auch keinen grossen Rang mehr hat.

An dem Zibeththiere sind der Kopf, der Hals, der Leib und der Schwanz lang, und die Beine hingegen kurz. Die Schnautze hat mit der Schnautze des Fuchses, ohngeachtet sie dicker ist, viele Aehnlichkeit. Die Augen sind von mittelmäßiger Grösse und liegen schräge, wie bey dem Wolfe, dem Fuchse u. m. Die Ohren sind gerade, wie an der Katze, aber dem Verhältnisse nach, kürzer und am Ende runder. An jedem Fusse hat das Thier fünf Zähen. Die Schwanzknochen sind dik, und der Schwanz selbst ist mit einem kurzen und dichten Haare bedekt.

Der Schwanz des Thieres, das der Gegenstand der Daubentonschen Beschreibung war, war nach unten und vorwärts gekrümmet, welches aber vermuthlich zufällig war. Das Haar war kurz und dichte, und bedekte eine Art von aschfärbigtem Wollhaare, welches noch viel kürzer war. Es hatte verschiedene Farben, und war weiß, grau, braun und schwarz durcheinander. Diese Farben bildeten auf dem Halse und dem Schwanze grosse, und an dem Leibe und den Beinen kleine Flecken, und längst dem Rücken und dem Kreutze erstrekte sich von der Mitte des Halses bis mitten auf den Schwanz ein schwärzlichter Streifen, so wie in einiger Entfernung von den Ohren zween andere ihren Anfang nahmen und längst dem Rücken und dem Vordertheile der Schultern liefen. Bey den übrigen Flecken und Streifen wollen wir nicht weitläufig seyn, sondern nur noch hinzuthun, daß an dem Schwanze sieben braune Ringe mit eben so viel weissen abwechselten. Das Thier wog dreyzehn Pfund und zwo Unzen.

Der Körper der Zibethkatze ist nicht so länglicht, als vom Zibeththiere; sie hat eine dickere Schnautze, und ein Stirnblatt, das nach auffen einen Bogen machet, so wie das Stirnblatt des Zibeththieres dieses nach innen zu thut. Die Ohren der Zibethkatze sind kürzer und schmäler. Uebrigens haben diese beyde Thiere in der Bildung der Nase, des Kopfes, des Halses und der Beine viele Aehnlichkeit mit einander. Der Schwanz der Zibethkatze ist nicht so lang, als der vom Zibeththiere, und an den Füssen ist der Daume an den Hinterfüssen der Zibethkatze um drey Linien näher bey dem zweiten Zähen. Mitten auf der unteren Fläche der Fußwurzel fand Herr Daubenton zween kleine Knollen, und das Knöllchen, so hinter der Handwurzel lag, war grösser, als an dem Zibeththiere, und bildete ein dergleichen kleineres an seiner inwendigen Seite. Die Klauen waren dicker, und hatten eine schwarze Farbe.

Das Haar der Zibethkatze war länger, härter und strupfigter, als das Haar des Zibeththieres. Unter demselben fand sich gleichfalls eine Art sehr weichen Wollhaares von einer bräunlichten Aschfarbe. Das Haar hatte verschiedene Farben, worinn das Weisse, das Weißlichte, das Graue, das Gelblichte, das Braune und Schwarze untereinander gemischt waren, und diese Farben waren in Streifen und Flecken vertheilt. Auf dem Schwanz waren fünf bis sechs schwarze Flecken in Form halber Ringe, die mit andern halben Ringen von graugelblichter Farbe einer um den andern in der Lage abwechselten.

Das Haar der Zibethkatze war dicker, steifer und länger, als das Haar des Zibeththiers, besonders unter dem Bauche und auf dem Rücken, wo es eine Art Mähnenhaar ausmachte, welches sich längst dem ganzen Leibe von dem Halse, bis mitten auf den Schwanz erstrekte, und aus Haaren von vier bis fünf Zollen bestand. Die Haare auf dem Bauche waren dritthalb Zoll lang, die auf den Schultern und dem Schenkel hielten ungefehr einen Zoll in der Länge, und die an der Schnautze und den vier Füssen waren sehr kurz.

Die Zibethkatze hat, wie das Zibeththier, zwischen dem After und dem Wurfe das Mundloch eines Canaals, an dessen Grunde der Eingang zu zween Beuteln angetroffen wird; und jeder dieser Beutel enthält eine Drüse die zur Absonderung des Zibeths bestimmet ist.

Die

Die Genette.

TAB. LVIII.

Die Genette ist ein kleineres Thier, als die Zibethkatzen. Sie hat einen länglichten Leib, kurze Beine, eine spitzige Schnautze, einen schmalen Kopf und ein sanftes rollichtes Haar von einer glänzenden und mit schwarzen Flecken gesprenkelten Aschfarbe. Diese Flecken sind an den Seiten des Leibes rund und abgesondert. Auf dem Rücken aber liegen sie einander so nahe, daß sie, dem Anscheine nach, zusamenhängende schwarze Streifen bilden, die sich über den ganzen Leib in die Länge erstrecken. Dieses Thier hat auch auf dem Halse und längst dem Rükgrade eine Art Mähne, oder längeres Haar, welches einen schwarzen Streifen macht, und von dem Kopfe bis an den Schwanz ungetrennt fortgehet. Dieser leztere ist eben so lang, als der Leib, und so weit er reicht, mit sieben bis acht Ringen gezeichnet, die wechselsweise schwarz und weiß sind. Die schwarzen Flecken des Halses sehen wie Streifen aus, und unter jedem Auge nimmt man einen weissen sehr sichtbaren Flek wahr. Die Genette hat unter dem Schwanze und an eben der Stelle, wo es sich bey den Zibethkatzen findet, eine Oefnung, oder einen Beutel, in den eine Art von wohlriechender Feuchtigkeit durchsieget, deren Geruch aber nur schwach ist, und sich bald verliehret. Sonst ist die Genette etwas grösser, als der Buchmarder, der ihr auch sowohl in der Bildung des Körpers, als in dem Naturelle und den Eigenschaften ungemein ähnlich ist. Nur scheinet sie sich leichter zähmen zu lassen. Bellon will zu Constantinopel in den Häusern einige gesehen haben, die eben so zahm als Katzen waren, und die man überall herumlaufen ließ, ohne daß sie Unheil anrichteten. Man hat sie constantinopolitanische Katzen, spanische Katzen und Genistkatzen genannt. Gleichwohl haben sie mit den Katzen nichts gemein, als die Kunst Mäuse zu erhaschen. Man hat ihnen vielleicht den Beynamen ihrer Länder gegeben, weil man sie selten, ausser in der Levante und in Spanien antrift. Der Name Genette scheinet dem Herrn von Büffon selbst neu und von einem Orte hergenommen zu seyn, der mit Genister besezt war, welche Staude in Spanien sehr gemein ist. Die Naturkündiger behaupten, daß sich die Genette nur an feuchten Gegenden und an den Bächen aufhalte, und sich weder auf Bergen noch in dürren Erdstrichen finden lasse. Ihre Gattung ist nicht zahlreich, wenigstens nicht sehr ausgebreitet. Es gibt keine in irgend einer andern Provinz von Europa, als blos in Spanien und in der Türkey. Sie braucht also ein heisses Klima, um zu leben und sich zu vermehren. Inzwischen scheint es doch nicht, daß sie sich in den heissesten Ländern von Afrika und Indien finde, denn die Fossane die man die Genette von Madagaskar nennet, ist von einer andern Gattung.

Der Balg dieses Thieres gibt ein leichtes und sehr artiges Pelzwerk ab, aber man ist auf die Erfindung gerathen, dasselbe nachzumachen, indem man graue Kaninchenfelle mit schwarzen Flecken bemahlte.

Die Genette die Herr Daubenton zergliederte, wog zwey Pfund, vierzehn Unzen und zwey Quentchen.

Die Katze.

Wir sind in gegenwärtigem Abschnitte so oft genöthiget gewesen, uns auf die Katze zu berufen, daß wir ihre Naturgeschichte nicht weiter hinausschieben können. Dieses Thier ist ein ungetreuer Hausgenosse, den man nur aus Noth behält, um ihn einem andern noch beschwehrlichern entgegen zu setzen, den man nicht verjagen kan. Obgleich die Katzen, zumal in ihrer Jugend, artig sind, so besitzen sie doch zugleich eine angebohrene Bosheit, eine falsche Gemüthsart und verkehrte Gesinnungen, welche mit dem Alter schlimmer und durch die Zucht, unter der man sie hält, nur verborgen werden. Von Natur sind sie öffentliche Räuber, durch eine gute Erziehung werden sie gehorsam und schmeichelnd, wie Betrüger; sie besitzen gleiche Geschiklichkeit, gleiche Spizfündigkeit, gleiche Neigung Uebels zu thun, gleichen Trieb zu kleinen Spizbübereyen. Sie wissen, wie Betrüger, ihren Weeg zu verdecken, ihre Absicht zu verbergen, die Gelegenheiten auszuforschen, zu erwarten, zu erwählen, den Augenblik, da sich die Ausführung bewerkstelligen läßt, zu ergreiffen, sich nachgehends der Strafe zu entziehen, zu fliehen und entfernt zu bleiben, bis man sie selbst zurücke ruft. Das Aeusserliche der Gesellschaft gewöhnen sie sich leicht an, aber nie erhalten sie gesellschaftliche Gesinnungen. Sie zeigen nur den Schein einer Gewogenheit gegen den Menschen; man siehet dieses an ihren zweydeutigen Augen; an ihren verdächtigen Bewegungen; sie sehen der geliebten Person nie gerade ins Gesicht, sie nähern sich ihr aus Mistrauen oder aus Falschheit nur durch Umwege, um Liebkosungen zu suchen, gegen die sie nur wegen des Vergnügens, das sie ihnen machen, empfindlich sind.

Die Leibesgestalt und das Temperament stimmen mit der Gemüthsart überein. Die Katze ist artig, leicht, geschikt, reinlich und wollüstig; sie liebt ihre Bequemlichkeit, sie suchet die weichsten Stellen, darauf zu ruhen und sich lustig zu machen, sie ist auch stark zur Liebe geneigt, und, welches bey den Thieren etwas seltenes ist, das Weibchen scheint hitziger, als das Männchen. Es ladet das Männchen ein, sucht dasselbe, ruft es, kündigt die Wuth seiner Begierden, oder vielmehr die übermäßige Grösse seiner Bedürfniß, durch lautes Geschrey an, und wenn das Männchen vor ihm flieht, oder es verachtet, verfolgt das Weibchen selbiges, beißt es, und nöthigt es so zu reden, seinen Begierden Genüge zu leisten, obgleich die Vereinigung allemal mit den lebhaftesten Schmerzen verbunden ist. Diese Brunst dauret neun bis zehn Tage, und ereignet sich nur zu gesezten Zeiten, ordentlich nur zweymal des Jahres, im Frühlinge und Herbste, zuweilen drey, auch wohl viermal.

Diese Kiezen sind fünf und zwanzig oder sechs und zwanzig Tage trächtig; sie werfen nicht so viele Jungen, als die Hündinnen; ein Wurf bestehet ordentlich aus vier, fünf oder sechsen. Die Kater pflegen ihre Jungen aufzufressen, deswegen verbergen sich die Kietzen, wenn sie werfen wollen, und wenn sie fürchten, man möchte ihre Jungen entdecken, oder wegnehmen, so tragen sie dieselben in unbekannte oder solche Oerter, zu denen man nicht kommen kan; sie säugen solche einige Wochen lang, bringen ihnen Mäuse, Vögelchen, und gewöhnen sie bey guter Zeit Fleisch zu fressen; inzwischen fressen doch diese so sorgfältigen und zärtlichen Müttern ihre Jungen selbst, nachdeme sie etliche Wochen Mühe an sie gewandt haben, und es scheinet, als ob sie ihre Mordthat am liebsten mit Eröfnung des Kopfes anfiengen, wenigstens war denen, die ich von ihren Müttern getödtet gesehen habe, jedesmal das Gehirne ausgefressen.

Die jungen Katzen sind munter, lebhaft, artig und würden für Kinder sehr zum Spielen taugen, wenn man ihr Kratzen nicht zu fürchten hätte: aber so angenehm und gaukelnd ihr Spiel ist, so ist es doch nie ganz unschuldig, und verändert sich bald in eine angewohnte Bosheit. Weil sie ihre Gaben nur gegen

Felis sijlvestris.
wilde Katz.

Felis Domestica.
Zahme Katz.

Zibeththier.

Zibethkatze.

Genetta.
Geneth Katze.

gen kleine Thiere mit Vortheile gebrauchen können, so lauren sie bey einem Vogelbauer, geben auf die Vögel, Mäuse, Ratten, Acht, und werden also von sich selbst, ohne einige Unterweisung, vollkommenere Jäger, als die Hunde, die man aufs beste abgerichtet hat. Aller Zwang ist ihrer Gemüthsart zuwider, deswegen kan man ihnen keine aneinanderhängende Erziehung geben. Doch sollen griechische Mönche auf der Insel Cypern Katzen angewöhnt haben, die Schlangen, von denen diese Insel beschwehret war, zu jagen, zu fangen und umzubringen. Aber zu dieser Jagd haben sich die Katzen nicht sowohl aus Gehorsam, als vermöge ihrer allgemeinen Neigung, alles zu zerstören, gewöhnen lassen; denn sie pflegen, ohne grossen Unterscheid, allen schwachen Thieren, als Vögeln, jungen Kaninchen und Haasen, welchen zu lieb sich selbst die Haußkatzen manchmal auf mehrere Wochen von den Häusern entfernen und in dem Felde oder Wald leben, ja Kröten, Frösche, Schlangen und Eydexen, die sie nur gar zu oft in die Häuser schleppen, aufzupassen, solche anzufallen, und hinzurichten. Sie sind nicht gelehrig, und haben keinen scharfen Geruch; daher verfolgen sie auch die Thiere nicht, die sie nicht mehr sehen, sie jagen dieselben nicht, sondern sie erwarten solche, überfallen sie, spielen lange Zeit damit, und tödten sie ohne einige Nothwendigkeit, auch wenn sie vollkommen satt sind, und dieses Raubes zur Stillung des Hungers gar nicht nöthig haben.

Die nächste natürliche Ursache, warum sie so geneigt sind, andern Thieren aufzupassen und solche zu fangen, kommt auf den Vortheil an, den ihnen die besondere Beschaffenheit ihrer Augen gibt. Bey den Menschen, wie bey den meisten Thieren, ist der Augapfel vermögend, sich bis auf gewisse Gränzen zusammen zu ziehen und wieder zu erweitern; er erweitert sich, wenn es an Lichte mangelt, und wird bey allzustarkem Lichte enger. Diese Verengerung und Erweiterung sind bey den Augen der Katze und der Nachtvögel so beträchtlich, daß die Oefnung des Auges in der Dunkelheit rund und weit, am hellen Tage lang und schmal, wie eine Linie wird, und diese Thiere bey Nacht besser, als bey Tage sehen. Also befindet sich das Auge der Katze den ganzen Tag über in einer beständigen Zusammenziehung, und sieht, so zu reden, bey starkem Lichte nur mit einer Anstrengung, bey der Abenddämmerung aber sezt es sich wieder in seinen natürlichen Zustand. Die Katze sieht vollkommen und macht sich diesen Vortheil zu Nutze, andere Thiere auszukundschaften, anzugreifen und zu überfallen.

Diese Thiere, die man nicht völlig für Haußthiere erklären kan, ob sie gleich unsere Häuser bewohnen, weil sie nie dienstbar werden, wenn man sie auch so gut als möglich gezähmet hat, und nur thun was sie wollen, gewöhnen sich nicht so sehr an die Menschen, als an die Häuser, wenn man sie auch wohl einige Stunden weit wegschaffet, so kommen sie doch von selbst auf ihre Böden, wo sie sich ohnehin am liebsten aufhalten, wieder, vermuthlich deswegen, weil sie da alle Mauselöcher, alle Ausgänge und Schlupfwinkel wissen. Sie fürchten das Wasser, die Kälte und den üblen Geruch, sie sind gern in der Sonne, sie legen sich in die wärmste Plätze hinter die Feuermauern, oder in die Oefen, sie lieben auch Räucherwerk, und lassen sich von Personen, die wohlriechende Sachen um sich haben, gerne nehmen und streicheln, der Geruch derjenigen Pflanze, die man von ihnen deswegen Katzenkraut genennet hat, erregt sie so stark, daß sie davon entzükt scheinen. Weswegen man dieses Gewächse, wenn man es erhalten will, mit einem Gitter umgeben muß, weil ihm die Katzen, die es von weitem riechen, zulaufen und sich daran reiben, wodurch es in kurzer Zeit zerstöret wird.

In fünfzehn oder achtzehen Monaten haben diese Thiere ihren ganzen Wachsthum erreicht. Sie sind auch, ehe sie ein Jahr alt werden, vermögend zu zeugen, und können einander ihre ganze Lebenszeit über beywohnen, welche nicht über neun oder zehen Jahre dauret. Sie sind indessen sehr hart, haben viele Lebenskräfte, und mehr natürliche Stärke, als andere Thiere, die länger leben.

Die Katzen können nur langsam und schwehr kauen, ihre Zähne sind so kurz und so übel gesezt, daß sie ihnen nur dienen, die Speisen zu zerreissen, nicht aber solche zu zermalmen; daher suchen sie auch vorzüglich das zarteste Fleisch: sie lieben die Fische gesotten und roh, sie saufen oft, ihr Schlaf ist leicht, sie schlafen nicht so sehr, als sie zu schlafen scheinen, sie gehen leicht, fast allemal still und ohne einiges Geräusche, sie ver-

bergen und entfernen sich, ihren Unflath von sich zu thun, und bedecken solchen mit Erde. Sie sind reinlich und ihr Pelz ist allezeit trocken und gepuzt. Ihre Haare werden leicht elektrisch, und man sieht im Dunkeln Funken aus ihnen mit einem Geknister gehen, wenn man sie streichelt; ja nicht nur die Haare werden elektrisch, sondern sie scheinen es selbst zu werden. Ich habe mehr als einmal gesehen, daß, wenn man nach einem öfters wiederholten Streicheln ihres Rückens den Finger der Nase des Thieres näherte, Funken herausgelokt würden. Aber es muß ihnen sehr empfindlich seyn, weil sie sich, wenn man sie nicht sehr vorsichtig hält, mit Klauen und Zähnen rächen, und sich von dem, der sie auf diese Weise elektrisiret hat, in langer Zeit nicht mehr anlocken lassen, wäre er auch zuvor ihr Liebling gewesen. Ihre Augen glänzen im Finstern.

Die wilde Katze zeuget Junge mit der Haußkatze; und es geschieht nicht selten, daß Kater und Kiezen zur Rammelzeit die Häuser verlassen, und in den Wäldern wilde Katzen aufsuchen, nachgehends aber wieder zu ihrer Wohnung zurücke kehren. Aus dieser Ursache sind einige unserer Haußkatzen den wilden Katzen völlig ähnlich. Der wesentliche Unterscheid bestehet im Innerlichen. Die Haußkatze hat ordentlich viel längere Gedärme, als die wilde Katze, indessen ist die wilde Katze viel stärker und grösser, als die Haußkatze; sie hat allezeit schwarze Lippen, steifere Ohren, einen dickeren Schwanz und eine beständige Farbe. In unseren Gegenden kennet man nur eine Art der wilden Katzen, und das Zeugniß der Reisenden versichert uns, daß man diese Art fast überall ohne grosse Abänderungen findet. Man hätte dergleichen in dem festen Lande der neuen Welt, noch ehe die Europäer solches entdekten; ein Jäger brachte dem Columbus eine, die er im Holze gefangen hatte. Diese Katze war von ordentlicher Grösse, hatte graubraunes Haar, und einen sehr langen und starken Schwanz. Dergleichen wilde Katzen fanden sich auch in Peru, ob es gleich daselbst keine Haußkatzen gab. Man findet deren in Canada, im Lande der Jlinesen u. s. w. Man hat welche in verschiedenen Gegenden von Afrika gesehen, als in Guinea, auf der Goldküste, zu Madagaskar, wo die natürliche Einwohner des Landes auch Haußkatzen hatten; Am Vorgebürge der guten Hofnung, wo, nach Kolbens Berichte, auch blaue wilde Katzen, doch in geringer Anzahl gefunden werden; die blauen, oder vielmehr schieferfarbenen Katzen finden sich auch in Asien. In Persien sind, wie Peter Della Valle meldet, eine Art von Katzen, die eigentlich der Provinz Chorasan zugehöret, ihre Grösse und Gestalt gleicht einer gewöhnlichen Katze, ihre Schönheit bestehet in der Farbe und den Haaren, welche grau, ohne einige andere Flecken sind, so daß sich diese einzige Farbe ohne einige andere Zeichnung über den ganzen Körper erstrecket, nur daß sie auf dem Rücken und Kopfe ein wenig dunkler, auf der Brust und dem Bauche etwas heller wird, und daselbst zuweilen ins Weisse fällt; dieses geschieht nach dem angenehmen Uebergange aus dem Dunkeln ins Lichte, den die Maler clair-obscur nennen, daß diese Farben mit einander vermengt eine sehr wunderbare Würkung thun; über dieses ist ihr Haar zart, fein, glatt, weich, gelinde wie Seide, und so lang, daß es sich an einigen Orten, besonders unter dem Halse, ringelt, ob es gleich nicht aufgerichtet ist, sondern am Körper anligt. Diese Katzen sind unter den andern Katzen dasjenige, was die Pudel oder Wasserhunde unter ihrem Geschlechte sind. Das schönste ihres Körpers ist der Schwanz, der sehr lang und überall mit Haaren bedekt ist, die fünf bis sechs Zoll lang sind, sie strecken denselben aus, und legen ihn rükwärts über ihren Leib, wie die Eichhörnchen, daß sich die Spitze in die Höhe kehret, und ein Büschelchen darstellt. Sie sind zahm, und die Portugiesen haben dergleichen aus Persien nach Jndien gebracht. Man siehet aus dieser Beschreibung, daß diese persische Katzen an Farbe denenjenigen ähnlich sind, die man Carthäuserkatzen (chats chartreux) nennet, und bis auf die Farben mit denen vollkommen überein kommen, die in Frankreich Katzen von Angora heissen. Vermuthlich sind also die Katzen von Chorasan in Persien, die Katze von Angora in Syrien, und die Carthäuserkatze von einem Ursprunge, und ihre Schönheit rühret von dem besondern Einflusse des Landstriches von Syrien her, wie die spanischen Katzen, welche roth, schwarz und weiß sind, und ebenfalls sehr gelindes und glattes Haar haben, diese Schönheit von der spanischen Landgegend erhalten. Ueberhaupt sind unter allen Gegenden der Erde, Spanien und Syrien, diesen schönen Mannichfaltigkeiten der Natur am günstigsten.

Die

Die Katzen sind von einander im Aeusserlichen nur durch die Farbe, die Länge und die Beschaffenheit des Haares unterschieden. Sie haben alle ungefehr einerley Grösse, und sind an Gestalt einander ähnlich; da sich bey den Hunden eine so grosse Mannichfaltigkeit der Grössen und der Verhältnisse der Theile findet, daß man sie nur aus Betrachtung ihrer Gestalt für Thiere von verschiedener Art halten sollte.

Die wilde Katze stellet die ursprüngliche Schlacht der Haußkatzen vor, deren Haar in der Haußthierschaft sanfter geworden ist, und mehrere Farben angenommen hat. Wir wollen nun die Beschreibung der vorzüglichsten Katzenarten geben.

Die wilde Katze.

Das Haar dieser Thiere ist zwey bis drey Zolle lang, am längsten auf den Seiten des Kopfes unter den Ohren und an den Seiten des Leibes, vornehmlich in der Weiche, am kürzesten auf dem Kopfe und an den Schenkeln. Kopf, Hals, Schultern, Rücken, Lenden, der gröste Theil des Schwanzes, und die äussere Seite der Füsse, sind von einer Farbe, die mehr oder weniger aus falb, schwarz, und weißlichtem Grau gemenget ist. Zuweilen befinden sich hinter den Ohren zweene falbe Flecken, und ordentlich erstrecken sich vier schwarze Streifen schlangenweise von dem Wirbel des Kopfes hinterwärts. Der äussere Streifen geht von beyden Seiten hinter das Ohr hinunter, und verlängert sich längst des Halses; die beyden mittleren Streifen erstrecken sich auf den Rücken an jeder Seite eines andern Streifens von eben der Farbe, der erst am Ende des Schwanzes aufhöret; das Aeusserste dieses Theiles ist ungefehr drey Zoll lang schwarz. Höher hinauf finden sich drey schwarze Ringe, davon der lezte am wenigsten in die Augen fällt; das Uebrige des Schwanzes ist mit andern Ringen umgeben, bis an den Ort, wo er sich anfängt, und sie sind immer weniger gefärbt, je näher sie sich bey dem Körper befinden. An den Füssen befinden sich Ringe von eben der Farbe, aber alle diese schwarze Streifen sind bey einem Thiere immer anders, als bey dem andern, sowohl was ihre Breite, als was ihre Stellung betrift. Der Umfang des Maules ist weiß, Brust, Bauch, innere Seite der Knie nach vorne zu, Keulen und Hinterfüsse, auch das Untere des Schwanzes, sind von einer falben Farbe, die unter dem Halse mit weiß, auf der Brust mit Grau und Schwarz vermengt ist; auf dem Unterleibe befindet sich ein grosses weisses Zeichen. Die jungen wilden Katzen haben überhaupt nicht so viel Falbes und mehr Weisses; in jedem Alter sind die Lippen und die Fußsohlen schwarz.

Haußkatzen, die schwarze Lippen und Fußsohlen haben, wie die wilden.

Man siehet Haußkatzen, die schwarze Streifen über den Körper und Ringe von dieser Farbe auf dem Schwanze und an den Füssen haben, wie die wilden Katzen; übrigens aber sind sie nicht so falb, und die graue Farbe scheint in ihren Haaren zu herrschen. Indessen hat man Ursache zu glauben, daß sie von dem ersten Ursprunge aller Katzen weniger ausgeartet sind als die andern, weil ihre Lippen und Fußsohlen schwarz sind. Ihr Haar aber ist bey weitem nicht so lang, als das Haar der wilden Katzen, und folglich scheinen Kopf, Körper, und besonders der Schwanz nicht so groß.

Haußkatzen mit rothen Lippen.

Die Katzen unterscheiden sich von den nächst vorhergehenden, daß ihre Lippen und Fußsohlen nicht schwarz sind. Sie haben nur eine einzige Farbe, weiß oder schwarz, oder auch eine Farbe, die aus Weiß, Grau, Braun, Schwarz und Falb gemenget ist. Oft finden sich verschiedene dieser Farben auf einem einzigen Haare, und sie sind auch in Flecken, Wellen, Streifen ausgebreitet, und so mannichfaltig, daß man nicht zwo Katzen finden wird, auf denen diese Mischung ähnlich wäre.

Haußkatzen, die man spanische nennt.

Die röthlichte, lebhafte und tiefe Farbe ist das vornehmste und vielleicht das einzige Merkmal, das diese Katzen unterscheidet. Aber sie haben diese Farbe nicht ganz allein, wenigstens an den Kiezen befinden sich weisse und schwarze Flecken, unordentlich unter die röthlichten ausgetheilt und damit vermengt, und diese Vermengung ist bey jeder Katze anders. Man gibt vor, kein Kater hätte drey Farben zugleich, und jedem fehlte entweder die schwarze Farbe oder die weisse.

Aschfarbene Haußkatzen, oder Carthäuser Katzen.

Man nennet diese Katzen gemeiniglich blau, da sie doch von dieser Farbe keine Spur zeigen. Ihr Haar ist aschgrau auf dem gröstен Theile seiner Länge, und an der Spitze unter dem Ende ist es schwärzlicht braun; die Haare sind sehr buschicht und liegen übereinander, daher sieht man nur die graue Farbe der Spitze und die braune darunter. Diese Mischung von Grau und Braun unterscheidet sich nicht, als wenn man sie in der Nähe betrachtet, von weitem scheinen sie ein glänzendes Graubraun zu zeigen, und nachdem man sie verschiedentlich ansieht, nachdem zeiget sich das Graue oder das Braune, einmal mehr, das anderemal weniger. Der Umfang der Augen und des Mundes, die Brust und das Untertheil der Füsse sind mehr grau als braun, die Ohren sind ohne Haare, wenigstens an den Rändern, und schwärzlicht, wie auch die Lippen und die Fußsohlen. Herrn Daubenton hat es geschienen, als wären diese Katzen in verschiedenen Altern mehr oder weniger grau; und er hat deren gesehen, die einen schwärzlichten Streifen über den Rücken, und an den Füssen eben dergleichen, aber nur sehr leicht gezeichnete Ringe hatten. Unter den blauen Katzen die man in einigen Gegenden Deutschlandes hat, gibt es solche, die diesen Namen mehr, als die erst beschriebenen zu verdienen scheinen, und die in Absicht auf die schöne Schieferfarbe denen nicht viel nachstehen, die oben deßwegen gerühmt worden sind.

Haußkatzen, die man Katzen von Angora nennt.

Diese Katzen sind würklich aus Angora gebracht worden. Sie scheinen viel grösser als die andern Haußkatzen, und selbst als die wilde Katze, weil ihr Haar viel länger ist, die meisten, die Herr Daubenton gesehen hat, waren weiß, einige auch falb und braun gestreift. Sie haben so kurze Füsse und so langes Haar, daß das Haar am Bauche bis auf die Erde herab reicht; das längste Haar macht eine Art Franze an den Seiten des Kopfes und des Halses; unter den untern Kinnbacken und vorne auf dem Halse ist es vier Zoll lang, aber an den

den Lippen, der Nase, der Stirne, den Vorder- und Hinterfüssen ist es so kurz, als bey andern Katzen.

Die Katze hat einen runden Kopf, aufgerichtete Ohren, eine wohlgebildete Stirne, grosse und nahe beysamenstehende Augen, eine hervorragende Nase, kurze Schnautze, kleines Maul und ein nicht sehr in die Augen fallendes Kinn. Alle diese Züge zusamen geben ihr ein leutseliges Ansehen, das insbesondere daher rührt, weil die Augen groß sind, und die Schnautze kurz ist. Die Nähe der beyden Augen, unter sich, und an dem Munde und den Nasenlöchern, und ihre Stellung vorwärts, scheinet eine Spizfündigkeit anzuzeigen, welche noch durch die Gestalt der Stirne und des ganzen Kopfes, und durch die Stellung der Ohren erhoben wird. Diese leutselige und spizfündige Gesichtsbildung ändert sich auf eine sehr merkliche Art, wenn die Katze von einer heftigen Leidenschaft erreget wird: Sie öfnet das Maul, die Augen funkeln, sie kehret die Ohren nach der Seite und senkt sie, sie zeiget die Zähne, das Haar sträubet sich, und ihre Gesichtsbildung nimmt etwas Wildes und Wüthendes an sich, das Thier macht schnelle und starke Bewegungen, und läßt ein klägliches und schröckliches Geschrey hören. Das dichte Haar der Katze bedekt die Gestalt ihres Körpers so, daß man desselben Verhältnisse nicht unterscheiden kan, man sieht nur, daß der Körper länglicht ist, und die Füsse kurz sind, aber die Bewegungen dieses Thieres zeigen wie biegsam und gelenke seine Gliedmassen sind, fast alle Thiere haben auf jeder Seite der Schnautze einige lange gerade und feste Haare, fast wie die Schweinborsten; aber diese Haare zeigen sich bey der Katze sehr stark, und sind auf eine solche Art zusamen gesezt, daß man sie insgemein einen Knebelbart nennet. Man findet auch andere auf jeder Seite der Stirne unter des Auges Vorderwinkel, und auf jeder Seite des Kopfes über die Ecken des Mundes hin, die meistens weiß sind und deren die längsten etwa drey Zolle haben. Im Buge des untersten Fußgelenkes der Katze befindet sich ein kegelförmiges Hügelchen, das wie beym Hunde von dem Reiben des dritten Knochens der ersten Reihe des Carpi entstanden zu seyn scheinet.

Das Fleisch dieser Thiere kommt gewöhnlich nicht auf die Tische, indessen gibt es doch Leute genug, die es zu einem Gerichte machen, und eine fette Katze einem Haasen, wo nicht vorziehen, doch an die Seite setzen.

Die Katzen haben einen so grossen Hang zur Dieberey; daß er sie oft ein Glied ihres Körpers kostet. Allein ein gelähmtes Bein, ein verstümmelter Schwanz oder gestuzte Ohren machen sie um kein Haar redlicher. Inzwischen haben sie doch, bey allen ihren Unarten, die Gunst vieler zumal unter dem schönen Geschlechte, in einem so hohen Grade erhalten, daß nach Bälens Zeugnisse eine gewisse Dame ihren mauenden Liebling zu einem nicht unbeträchtlichen Gegenstande ihres lezten Willens machte, und ein Sachwalter sich seines behaarten Klienten gegen die Erben, die ihm seinen Antheil streitig machen wolten, so nachdrüklich annahm, daß Murnern sein Legat von den Richtern zugesprochen wurde und das v. R. W. Ihre Ausdünstungen, die man sonst eben nicht merket, haben auf manche Leute die Würkung, daß sie ein Uebelseyn, und wohl gar eine Ohnmacht erregen, wenn sie bey ihnen in einem Zimmer sind, ob sie gleich die Katzen nicht sehen, noch ihre Gegenwart wissen.

Ende des dritten Abschnittes.

Und nun ein Wort des Verlegers, einen gewissen sogenannten gelehrten Bericht und dann eine Recension betreffend.

Es sind unlängst einige Ausfälle auf den Verleger gegenwärtiger Naturgeschichte in der Jenaischen gelehrten Zeitung geschehen, die wir doch auch ihren Lesern mittheilen wollen, weil wir vermuthen, daß sie vielen noch nicht bekannt seyen, wenigstens in unserer Gegend, wo man seit einiger Zeit aufgehöret hat, diese Zeitung zu lesen. Wir haben diese Blätter mit einigem Vergnügen gelesen, da der Ton in welchem sie geschrieben sind, uns sogleich auf ihre ganze Entstehungs-Art schliessen ließ. Da wir aber so offenherzig mit unsern Käufern zu Werke gehen, so wird es uns doch wohl auch erlaubt seyn, hie und da was uns bey dem flüchtigen Durchlesen beyfiel, mit einzustreuen, und es aus gebührender Hochachtung durch kleinere Schrift auszuzeichnen.

Gelehrte Berichte.

Den 15 Febr. 1773.

Eckebrecht aus Heilbronn will die Kupfertafeln aus den Johnstonschen, zur Naturgeschichte der Thiere, vielleicht auch noch mehr, nur wußte es der Herr Recensente nicht, gehörigen Werken, von neuem abziehen, und statt des Johnstonischen lateinischen Textes einen Deutschen aus dem Büffon und Daubenton, in der Vorrede stehen ein paar Wörtchen mehr, dazu verfertigen lassen. Da das Jonstonische Werk überall in Deutschland zu haben ist, seitdem wir es wieder aufgelegt haben, da die Kupfer desselben bereits in Ruyschens theatro animalium von neuem angewender und gebraucht worden, und besizt denn jedermann dieses Theatrum? oder wenn sie dazu nachgestochen zu werden verdienten, begeht der Besitzer der Originale eine Sünde, wenn er sich ihrer auch bedienen will? und das schöne Büffonische Werk durch die deutsche Berliner Uebersetzung, sie ist gewiß schön, das läugnen wir nicht, aber warum erinnerte sich der Verfasser denn nur der Berliner Uebersetzung, und nicht auch der Leipziger, die in Absicht auf die Kupfer, die ihm doch so sehr am Herzen liegen, die Berliner gewiß weit übertrift? In der That, wenn wir so geneigt wären beleidigende Muthmassungen zu sagen, als der Herr Recensente ist, Leute die er nicht kennt, Lügen zu strafen (denn, wenn wir das Wort Compliment, welches hernach erscheinen wird, aufs höflichste übersetzen, so heißt es nicht weniger, als wir wollen die Leute mit einem Versprechen hintergehen, welches wir niederträchtig genug sind, nicht halten zu wollen) so hätte er uns durch diese Auslassung gewiß Gelegenheit zu eines Recensenten Freyheit des 18 Jahrhunderts gegeben in ganz Deutschland um einen wohlfeilen Preiß gemeinnüzig gemacht wird der sich doch allezeit zu dem unsrigen wenigstens wie 3 zu 1 verhalten wird, Daubenton aber sich nur mit dem anatomischen Fach beschäftiget, von dessen Arbeit gleichwol das anatomische weggelassen werden soll, NB. hier hat eigentlich der Leser lachen sollen, uns dünkt aber die Aufforderung seye mißlungen, denn der Leser wird finden, daß man immer ausser dem eigentlich anatomischen noch etwas zu seiner Befriedigung und zu unserem Endzwek angetroffen hat. Da endlich dem grösten Theil der Jonstonischen Kupfer die Genauigkeit fehlet, und oft einerley Thiergattung unter veränderter Gestalt und Namen darinnen erscheinet, so sehen wir nicht, was dieses Unternehmen der Naturgeschichte für grossen Vortheil bringen kan, es müßte dann Herr Eckebrecht seine bereits sattsam abgenuzte ist dieses wirklich ganz wahr? Kupfertafeln noch einmal an den Mann bringen wollen. Hat denn der Herr Recensente das Versprechen des armen Herrn Eckebrechts, den er so zornig anläßt, als ob er ihm selbst einen Vortheil entreissen wollte, in Absicht auf die Genauigkeit der Kupfertafeln nicht in dem Vorberichte gelesen? In Halle hat man es doch gethan! man sehe die dortige gelehrte Zeitung. Oder hält er es auch für ein Compliment? Wenn dieses ist, so wird er aus dem zweiten und dritten Abschnitt einsehen lernen, daß er wenigstens diesesmal keinen Wahrsager-Geist gehabt hat.

Uebri-

Uebrigens kan man die Vorrede und die Kupfertafeln selbst nachsehen. Nun die Recension.

In der Eckebrechtischen Handlung ist erschienen Naturgeschichte aus den besten Schriftstellern mit merianischen und neuen Kupfern, denn der zweyte Abschnitt war den 2 Julius 1773. schon in den Läden, erster Abschnitt der vierfüßigen Thiere. Titel vor einem Werke, wie dieses klingt prächtig genug, nur wäre zu wünschen, daß dieses jenem entspräche. Wir wollen sehen ob es dem Endzwecke, den man sich vorgesezt, und den man angekündiget hat, nicht etwan entsprechen wird? Die Jonstonischen Werke wollen heut zu Tage nicht mehr recht gehen. Da haben wir nur die Kleinigkeit zu erinnern, daß der Recensente mit einem falschen Gloß in unsere Handlungsbücher gesehen haben muß. Sie gehen in der That noch, wenn wir gleich nicht geneigt sind, sie gratis abzugeben. Der Text ist eine blosse Compilation, da mögen Sie recht haben Herr Recensente! wir haben dieses selbst in Brükmanns Biblioth. Anim. und anderswo gelesen. Aber doch wissen wir manchen Gelehrten in mehr als einem Fach, dem Compilatoren grosse Dienste gethan, und manche Mühe ersparet haben. Gewisse gelehrte Abhandlungen würden oft sehr kurz gerathen seyn, wenn der dienstfertige Compilator nicht für den gelehrten Verfasser aus vielen grossen Werken das nöthige und nüzliche in eines zusamen getragen hätte! und die neuen und schönen Werke und Schriften machen solche entbehrlich. Ganz und gar? vielleicht waren sie manchem Verfasser so entbehrlich nicht. Und wenn sie gar nichts taugen, warum stehen sie, wenn wir fragen dürfen, in so manchem neuen Buch, das zum Unterricht in der Naturgeschichte geschrieben ist, immer noch unter den nöthigen Büchern zur Erlernung derselben? Wir könnten gleich einige mit Ruhm bekannte anführen, wenn es nicht Frevel wäre, einem Recensenten Bücher zu nennen, die er ja besser als wir kennen muß. Uebrigens besinnen wir uns über das Wort Compilation in einem ganz neuen Werk eines berühmten Verfassers gelesen zu haben, daß es ohne Compilation in der Naturgeschichte sehr mager aussehen würde. Doch was nehmen wir uns des Jonstons an? hier soll ja von ihm die Rede gar nicht seyn. Kurz auf Jonston kan man sich in der Naturgeschichte nicht verlassen. Auch nicht auf den Aristoteles und Plinius, und doch bedarf man ihrer, aber der Recensente hat einstweilen in seiner Declamation vergessen, daß man eben deßwegen einen andern Text hinzu thut. Und die Kupfer? Nun! die waren ja schon da. Die sind nun freylich so beschaffen, daß sie auch nicht mehr ihre Dienste thun wollen. Das wird der Augenschein lehren. Die wenigsten, zumal von fremden Thieren sind der Natur getreu, und bisweilen eine Abbildung von einem Thier zu finden, das noch zimlich getroffen ist, das man aber alle Tage in der Natur selbst sehen kan, z. E. ein Pferd oder Hund, diß wird noch keinen Naturforscher nöthigen, sich deswegen den ganzen Jonston anzuschaffen. Bey leibe nicht. Aber warum hat von diesen häßlichen Kupfern die wirklich gute Berliner Ausgabe gleich zu ihrem ersten Theil der vierfüssigen Thiere das frießische Pferd, und sogar die Kuh geborgt? man kan ja alle Tage Kühe eben so leicht als Hunde sehen. Oder warum sagt der Herr Recensente kein Wort von dem Löwen, dem Elephanten, Kameele u. s. w.? und warum wartet er nicht, ob man in Absicht auf die Fehler wider die Wahrheit das im Vorbericht gegebene Wort erfüllen werde? Ein wenig Billigkeit müßte doch einem Manne der ein gelehrtes Richteramt zu sich genommen hat, nicht ganz übel stehen, zumal einem Gelehrten, der mehr Gelegenheit hat, sein Herz zu bessern, und seine Sitten zu verfeinern, als ein Laie. Genug die Jonstonische Kupfer und Text haben nunmehr ihre Dienste gethan, Gar schön! allein Herr Eckebrecht wünscht sie noch ferner im Gebrauch zu sehen, welches Wunder! solte es einem Buchhändler nicht eben so gehen, wie einem Recensenten? Razeberger Junior macht manchen ein Compliment, sie halten sich aber dem ohngeachtet nicht für verbunden, sich darnach zu achten. Warum wohl? er läßt daher aus dem Büffon eine deutsche Beschreibung von darinn vorkommenden Thiergeschlechtern machen. Im Büffon oder im Jonston? Sie mögen meynen welchen sie wollen, so können sie sich geirret haben. Es wird manches vorkommen, das in beyden nicht stehet, die aber wie wir sehen auf die Jonstonischen Kupfertafeln und die darauf befindliche Geschlechts-Gattungen nicht angewendet wird. Was soll dieses heissen? hat man sich nicht überall an die Ordnung die der Kupferstecher

machte, geh alten? das wird niemand erwartet haben. Oder sehen die Thiere eines Schriftstellers anders aus, als des andern. Das wollen wir doch nicht hoffen. Der Schnitt hat sich ja bey ihrer Tracht nicht nach unsern Moden gerichtet. Das heißt noch keine Naturgeschichte aus den besten Schriftstellern, aber hört denn die ganze Naturgesch chte da auf, wo Büffons und Daubentons Arbeit aufhören wird? Ueber dieses wissen wir zuverläßig, daß es dem Verfasser, oder Compilator, oder wie er heissen soll, ein leichtes seyn wird, einige Dutzende Schriftsteller von verschiedenen Zeiten und Völkern zu nennen, die er ausser dem Büffon zu Rathe gezogen und nicht selten genuzt hat, ungeachtet er noch nicht über die Hälfte der vierfüßigen Thiere geliefert hat. Doch die Hallische gelehrte Zeitung hat es ja schon dem ersten Abschnitte angesehen, noch vielweniger Text, der zu den Kupfertafeln gehört. Warum nicht? sollte etwan jedes Thier allein stehen? das hiesse doch dem Leser schlechte Augen zutrauen, wenn er nicht das bezeichnete Thier unter mehren, davon noch über dieses jedes seinen Namen trägt, finden sollte. Sogar die Kupfertafeln von fabelhaften Thieren bleiben nicht weg. Nein! denn es gibt noch immer Leute, die auch sehen wollen, wie sich die, die vor uns waren, Dinge vorstellten, die nicht so wirklich sind, als sie glaubten. Wenn sie nicht nutzen, so ergötzen sie doch! und vielleicht helfen sie auch manche Stelle, die oft falsch genug übersezt wird, erklären. Es wird zwar in der Vorrede versprochen von solchen fabelhaften Thieren dasjenige zu sagen, was dem Leser aus den Traditionen davon zu wissen nöthig ist; allein dieses scheinet ein blosses Compliment zu seyn, denn sonst sehen wir nicht, warum nicht sogleich in diesem ersten Abschnitte diß Versprechen in Ansehung des sogenannten Einhorns in Erfüllung wäre gesezt worden. Einem Recensenten, der sich die Freyheit nimmt, die Ehrlichkeit eines Versprechens in Zweifel zu ziehen, wären wir freylich nicht schuldig es zu sagen. Aber wir wollen doch so höflich seyn und ihm aus dem Ort, wo er das sogenannte Einhorn gefunden haben wird, eine Stelle anführen die so heißt: von dem gehörnten Esel, dem Einhorne, und was die Platten noch mehr von der Art haben, wollen wir am Ende reden, und die Thiere alle zusamen nehmen, die in das Verzeichniß der Dinge gehören, die die Welt schon wieder vergessen hat. Wer das schöne Büffonische Werk hat, und das muß jeder Naturforscher haben, der kan diesen aus ihm gemachten Auszug entbehren. Wir wollen gar nicht glauben, daß unser Buch unentbehrlich seye. Wie viel kan man nicht entbehren! Aber wir wünschen nur, der Verfasser hätte mehr unter Naturforscher und Liebhaber der Natur, unter wirklich haben, und haben wollen und endlich unter blossem Auszug, und Auszug mit Zusätzen unterschieden. Herr Eckebrecht verspricht in der Vorrede in einem Nachtrag durch einen geschikten Zeichner, die Stücke nachzubringen, die etwan von den Büffonischen fehlen können. Hätte der Herr Recensente dieses auch gern als ein Compliment verdächtig gemacht? Wir haben zwar nicht geglaubt, daß jemand so wenig Zutrauen auf unser öffentlich gegebenes Wort setzen werde. Denn wer tastet gerne die Ehre eines anderen an? aber wir haben doch gedacht, es würde manchem Leser lieber seyn, wenn wir es früher erfüllten, als wir uns anheischig gemacht haben, und darum haben wir auch bereits im zweyten und dritten Abschnitt Thiere geliefert, die Jonston nicht hat. Vielleicht liefern wir auch noch eines oder das andere, das man im Büffon vergeblich suchet.

Wir bitten den gütigen Leser um Verzeihung, wenn wir zu lange mit dem Herrn Recensenten gesprochen haben. Aber welcher Kaufmann wird sogleich abbrechen können, wenn ihm etwas vorkommt, das in die Handlung einschlägt! Wir versprechen ihm aber dafür, daß dieses die erste und lezte Unterredung von der Art seyn solle; dem Herrn Recensenten aber wird zu seiner Beruhigung das am Ende der vierfüßigen Thiere, nicht der Naturgeschichte, angehängte Verzeichniß der Subscribenten sowohl durch ihre Zahl als durch ihre Namen überführen, daß er, wenn es seine Absicht gewesen ist, uns, zu Gunsten einer andern Handlung, zu schaden, welches wir aber nimmermehr glauben, und uns hingegen feyerlichst verwahren, sie nicht erreicht habe.

Die Eckebrechtische Handlung in Heilbronn.

Innhalt.

Das Schwein. - - - - - 1

Der Pecari oder Tajacu. - - - - 8

Das wilde Schwein vom Vorgebürge der guten Hofnung. 10

Der Babirusse. - - - - - 11

Das Aethiopische Schwein. - - - 12

Der Cabiai. - - - - - 14

Das Flußpferd. - - - - - 16

Der Tapir oder Anta. - - - - 21

Der Löwe. - - - - - 22

Der Tiger. - - - - - 31

Das Pantherthier, die Unze und der Leopard. - 36

Der Jaguar oder die Tigerkatze. - - - 40

Der Cuguar. - - - - - 41

Der Luchs. - - - - - 42

Der Serval. - - - - - 45

Der Ozelot. - - - - - 46

Der Margay und Guepard. - - - 48

Der Caracal. - - - - - 50

Der Bär. - - - - - 51

Der Wolf. - - - - - 59

Der Fuchs. - - - - - 65

Der Jakal und Adive. - - - - 69

Der Isatis. - - - - - 72

Die Hyäne. - - - - - 73

Der Vielfraß. - - - - - 76

Die Zibethkatze und das Zibethtier. - - 79

Die Genette. - - - - - 83

Die Katze. - - - - - 84

Nachricht,
wie die Kupfertafeln zu binden.

T.	XLVI.	8	T.	LIII.	37
	XLVII.	1		LIV.	41
	XLVIII.	12		LV.	51
	XLIX.	16		LVI.	59
	L.)			LVII.	73
	LI.)	23		LVIII.	85
	LII.	31			

Drukfehler, welche den Text unverständlich machen könnten.

S.	Col.	Lin.	S.	Col.	Lin.
2	1	8 Päonien.	31	1	14 vorl. nach auch von dem.
ebd.	-	- Zähen für gespaltene Klauen.	ebd.	2	15 vorl. nach schon, zu.
3	2	3 Fänge.	33	2	28 Constance.
9	1	31 ichoreuse.	35	1	1 Guinea.
ebd.	2	3 vorl. Afrika.	ebd.		12 dürfte fol. Lin. müßte.
10	1	22 wehret.	40	1	25 das Thier, für er.
ebd.	2	33 Java.	ebd.		27 es
18	2	10 diese.	44	1	17 an die Spitze.
ebd.		54 prismatisch.	46	2	lezt. der männliche.
20	1	15 Onesikrit.	52	1	19 Breßdiur und hernach Jlde- giersdiur.
21	2	9 vorl. Maipurl.			
ebd.	-	8 vorl. Tapirussu.	ebd.	2	2 tau für tem.
22	2	19 ist ihre u. 20 ihnen überflüßig.	53	2	50 Takt.
23	1	51 f. ihre Namen verwechselt und eine ꝛc.	57	2	34 einem.
			60	2	6 vol Fängen.
ebd.	2	12 herzhaft.	70	1	11 vol. nach selten ist.
25	1	31 bey den für die.	ebd.	2	17 Ajax.
28	1	lezt. Contrast.	79	1	34 Musc.
30	2	lezt. falben.	83	1	7 wollichtes.

Naturgeschichte

aus

den besten Schriftstellern

mit Merianischen und neuen Kupfern.

Aelian. de Nat. Anim.

Εἰδεναι γε μη ῥᾳθυμως τα προσοντα αὐτων ἰδια ἑκαςῳ, και ὁπως ἐσπεδαθη ὑ μειον των ἀνθρωπων ἑκαςον των αλογων ζωων, εἰη ἀν τινος πεπαιδευμενης Φρενος, και μαθεσης πολλα.

Vierter Abschnitt der vierfüßigen Thiere.

Heilbronn
in der Eckebrechtischen Handlung
1773.

Der Hund.

Wir wollen diesen Abschnitt mit dem Liebling des Menschen unter den Thieren dem Hunde anfangen. Dieses Thier besitzt ausser seiner schönen Bildung, seiner Stärke und Geschwindigkeit, alle innere Eigenschaften; die es bey uns beliebt machen können, in einem hohen Grade. Das hitzige, cholerische, und sogar wilde und blutgierige Naturell, welches den wilden Hund bey allen Thieren furchtbar macht, weicht bey dem Haushunde der Sanftmuth, der Neigung sich an Menschen zu gewöhnen, und der Begierde zu gefallen. Er nähert sich seinem Herrn kriechend, und legt seine Herzhaftigkeit, seine Stärke, seine Fähigkeiten vor dessen Füsse gleichsam nieder; er erwartet zu deren Anwendung seine Befehle; er sucht seinen Willen zu errathen und fragt ihn gleichsam aufs demüthigste darum. Ein Wink mit den Augen ist bey ihm genug; er versteht so gar die Zeichen seines Willens. Kein Hochmuth, kein Eigennutz, keine Rachbegierde, keine Furcht, als die, seinem Herren zu mißfallen, regieret seine Handlungen. Er ist gleichsam aus Eifer, Emsigkeit und Gehorsam zusammengesetzt. Da er sich der empfangenen Wohlthaten allezeit viel lebhafter, als der erlittenen Beleidigungen erinnert, so unterwirft er sich den Strafen, ohne sich dadurch abschröcken zu lassen, er erduldet und vergißt sie, oder erinnert sich wenigstens in keiner andern Absicht deren, als um seinem Herrn desto gehorsamer zu seyn. An statt darüber böse zu werden oder zu fliehen, sezet er sich vielmehr von freyen Stücken neuen Proben aus; er lecket die Hand, die ihn geschlagen hat, widersetzt sich mit nichts, als Winseln, und entwafnet sie endlich mit Gedult und Demüthigung.

Der Hund ist gelehriger, als der Mensch, und williger, als alle andere Thiere; er läßt sich nicht nur in kurzer Zeit abrichten, sondern weiß sich auch in alle Bewegungen, Manieren und Gewohnheiten seines Herrn zu schicken: er lernet sich, wie andere Bediente, in die Lebensart des Hauses, in welchem er wohnt, zu finden. Dient er vornehmen Leuten, so thut er hochmüthig; da er hingegen auf dem Lande sich auch nach der Art des Landvolkes richtet. Er ist allezeit für seinen Herrn besorgt, thut sich nur bey seinen Freunden zu, macht sich aus fremden Leuten gar nichts, und hasset diejenigen, deren Stand es mit sich bringt, daß sie andern beschwehrlich seyn müssen; er kennt sie an der Kleidung, an der Stimme, an den Gebärden, und läßt sie nicht nahe kommen. Wenn man ihn des Nachts das Haus bewachen läßt, so wird er noch muthiger, und zuweilen gar grimmig, er wachet und geht um das Haus herum; er wittert die fremden Leute von weitem, und wenn sie sich nur halbwege in der Nähe aufhalten, oder einzubrechen suchen, so fällt er sie an, widersetzt sich ihnen, macht mit seinem wiederholten Bellen, heftigen Toben, und kläglichem Geheule das Haus rege, verkündigt die Gefahr und streitet wid r die Feinde. Er ist gegen die Diebe eben so wüthend, als gegen Raubthiere, er fällt sie an, beißt sie, und nimmt ihnen das, was sie zu rauben suchen, ab. Wenn

er nun gesieget hat, leget er sich zufrieden auf die abgenommene Beute, und rühret sie, wenn ihn auch gleich der Appetit dazu antriebe, nicht an, und gibt also zu gleicher Zeit Beweise der Herzhaftigkeit, Mäßigkeit und Treue.

Ohne den Beystand des Hundes hätte sich wohl der Mensch anderer Thiere nicht bemächtigen sie zahm machen und unter seine Botmäßigkeit bringen können; und wie wollte er noch heut zu Tage die wilden und schädlichen Thiere entdecken, jagen und vertilgen! Wollte er sich in Sicherheit setzen, und die Herrschaft über die übrigen lebendigen Geschöpfe erhalten; so müßte er sich vor allen Dingen erst unter den Thieren selbst einen Anhang machen, und diejenigen, welche sich an ihn zu gewöhnen, und ihm zu gehorchen geneigt wären, durch Freundlichkeit und Liebkosungen zu gewinnen suchen, um sie hernach den übrigen entgegen zu setzen. Die erste Kunst des Menschen ist also die Abrichtung des Hundes, und der Nutzen dieser Kunst ist die Eroberung und der ruhige Besitz des Erdbodens gewesen.

Der gröste Theil der Thiere ist weit geschwinder, stärker, und so gar beherzter als der Mensch. Die Natur hat sie besser gerüstet und bewafnet; ihre Sinnen sind auch, sonderlich was den Geruch anbelanget, weit vollkommener. Da er also ein so beherztes und gelehriges Thiergeschlecht gewann: so war es eben so viel, als wenn er neue ihm noch fehlende Sinnen und Fähigkeiten erlangt hätte. Hingegen wird auch der Hund, durch die Treue gegen den Menschen, allezeit einen Antheil an der Herrschaft, und einen gewissen Vorzug über die andern Thiere behalten; er herrschet über sie; er regieret zuweilen eine ganze Heerde, welche ihn noch besser, als die Stimme des Hirtens versteht. Die Sicherheit, Ordnung und Zucht, sind die Früchte seiner Wachsamkeit und seines Fleisses: es ist gleichsam ein Volk, das ihm unterthänig ist, das er führet, beschützet, und gegen welches er niemals, ausser um den Frieden darunter zu erhalten, seine Stärke anwendet.

Der Krieg mit den wilden, oder unabhängigen Thieren, ist diejenige Gelegenheit, wo er seine Herzhaftigkeit vollkommen zeiget, und wo er alle seine Verschlagenheit anwendet: hier vereinigen sich seine natürlichen Fähigkeiten mit den erlernten. So bald sich das Getümmel der Waffen hören lässet, und der Schall des Horns, oder die Stimme des Jägers das Zeichen zu einem bevorstehenden Kriege gibt: so verdoppelt sich sein Muth, und er entdekt seine Freude durch die lebhaftesten Entzückungen; seine Bewegungen und sein Geschrey verrathen seine ungeduldige Begierde zu streiten und zu siegen. Er macht sich alsdenn stillschweigend auf den Weg, bemühet sich die Gegend auszuspüren, und den Feind in seinem Lager zu entdecken und zu überfallen; er suchet seine Fährte, geht derselben Schritt vor Schritt nach, und gibt durch seinen verschiedenen Laut die Zeit, die Entfernung, die Gattung, und so gar das Alter desjenigen Feindes, den er verfolget, zu verstehen.

Wenn das verfolgte Thier auch alle Geschicklichkeit, die man in der Naturgeschichte des Hirsches, des Rehes u. s. w. gesehen hat, anwendet, dem Hund zu entgehen: so verliehrt er doch, vermöge seiner vorzüglichen durch die Uebung und Abrichtung erlangten Geschicklichkeit, und seiner sehr zarten und ihm allein eigenen innern Empfindung, den Gegenstand, den er verfolget, nicht; er unterscheidet die vermengten Fährten, und entwickelt die verschlungenen Knoten des Leitfadens, welcher ihn allein zu seinem Feinde führen kann; sein Geruch entdecket ihm alle die Irrgänge, alle falsche Wege, auf die man ihn hat verführen wollen, und er wird nach entdekter List nur grimmiger, verdoppelt seine Bemühungen; und wenn er seinen Feind erreicht, anfällt und niederzieht: so stillet er mit seinem Schweisse zu gleicher Zeit seinen Durst und seinen Haß.

In den wüsten Ländern und unbewohnten Gegenden gibt es wilde Hunde, welche den Sitten nach von den Wölfen blos darinnen unterschieden sind, daß sie leicht zahm werden; sie gesellen sich zusamen, und fallen die wilden Schweine und Ochsen, ja so gar die Löwen und Tiger mit Gewalt an. In Amerika stammen diese wilden Hunde von einer ursprünglich zahmen Rasse ab, die aus Europa dahin gebracht worden ist, und durch einige, die man in diesen Wüsten gelassen oder vergessen hat, sich so stark vermehret hat, daß sie Heerdenweise in die bewohnten Gegenden kommen, und Vieh und Menschen anfallen; daher man genöthiget ist, sie wie andere wilde Thiere zu behandeln.

Man

Man kann behaupten, daß der Hund das einzige Thier ist, auf dessen Treue man sich verlassen kann. Das einzige, welches allezeit seinen Herrn, und die Freunde seines Hauses kennt; das einzige, welches es sogleich merkt, wenn ein Unbekannter herein kommt; das einzige, welches seinen Namen merken lernet, und die Stimme der in ein Haus gehörigen Personen kennet; das einzige, welches sich nicht selbst anvertrauet; das einzige, welches, wenn es seinen Herrn verlohren hat, ihn durch sein Winseln rufet; das einzige, welches, wenn es eine lange Reise nur einmal mit gethan hat, den Weg wieder zu finden weiß; und endlich das einzige, dessen natürliche Fähigkeiten in die Augen fallen, und dessen Abrichtung allezeit von gutem Erfolge ist.

Alle Thiere, die der Mensch sich unterwürfig gemacht, die er von einem Himmelsstriche in den andern gebracht, die er zu anderem Futter, andern Verrichtungen und einer andern Lebensart gewöhnet hat, haben auch in ihrer Gestalt Veränderungen ausstehen müssen, und man findet deßwegen bey zahmen Thieren weit mehr Verschiedenheiten, als bey wilden. Aber nirgends findet man mehr, als bey dem Hund, der unter allen Thieren am meisten mit dem Menschen umgehet, und eben so, wie der Mensch, folglich am unordentlichsten lebt. Seine Mannigfaltigkeit ist unendlich, und da sich alle Hundsrassen miteinander vermehren, täglich eines neuen Zuwachses fähig; indem man sich Mühe gibt, so bald man zween Hunde siehet, die zufälligerweise etwas Sonderbares oder eine in die Augen fallende Verschiedenheit haben, dieselben miteinander zu paaren. Es ist also nichts schwehrers, als den Charakter der ersten oder ursprünglichen Rasse, die die Mutter von allen übrigen Hunderassen ist, zu finden.

Die Hunde, welche man in den Wüsten von Amerika laufen lassen, und die nun etwa zweyhundert Jahre als wilde Hunde leben, sollten sich doch wohl, ob sie gleich aus veränderten Rassen entstanden sind, in einer so langen Zeit ihrer ursprünglichen Form, wenigstens zum Theil wieder genähert haben. Die Reisenden sagen uns aber gleichwohl, sie sähen unsern Windspielen ähnlich. Eben dieses sagen sie auch von den wilden oder wildgewordenen Hunden in Congo, andere aber vergleichen die wilden Hunde von St. Domingo nicht mit den Windspielen; sondern berichten bloß, daß sie gemeiniglich einen platten und langen Kopf, eine lange Schnautze, eine wilde Miene, einen schmächtigen und magern Leib haben, sehr flüchtig laufen, vollkommen gut jagen, und wenn man sie jung fängt, leicht zahm werden. Es ist also zu glauben, daß diese wilde Hunde vielmehr von der Rasse des Bauerhunds (Matin) oder Hirtenhunds, von dem das Windspiel nicht sonderlich unterschieden ist, als wahre Windspiele sind. Dieses ist auch um so viel wahrscheinlicher, da die alten Reisebeschreiber uns erzählen, daß die einheimischen Hunde in Canada lange Ohren wie die Füchse hätten, und den mittelmäßigen Bauerhunden oder Hirtenhunden ähnlich sähen; daß die bey den wilden Einwohnern der antillischen Inseln gleichfalls lange Köpfe und Ohren hätten, und an Gestalt den Füchsen glichen; daß die Indianer in Peru nicht alle Arten von Hunden, wie wir in Europa, sondern nur grosse und kleine, welche sie Alco nennten, hätten; daß die in der amerikanischen Meerenge häßlich wären, und langes und struppichtes Haar hätten, welches auch steiffe Ohren, die, im Vorbeygehen gesagt, ein Zeichen eines durch Sklaverey minder verdorbenen Thieres sind, voraussezt. Es ist also beynahe offenbar, daß die einheimischen amerikanischen Hunde, welche vor der Entdeckung der neuen Welt gar keine Gemeinschaft mit denen aus unsern Ländern gehabt haben, alle, so zu sagen, nur eine einzige Rasse ausgemacht haben, und daß unter allen Rassen von unsern Hunden, die mit langen Schnautzen, geraden Ohren, und langen groben Haaren, dergleichen die Hirtenhunde sind, diejenige ist, welche dieser am nächsten kommt. Das, was den Herrn von Büffon in der Meynung, daß die auf Sanct Domingo wild gewordene Hunde keine rechten Windspiele sind, bestärket, ist dieses: daß er, ungeachtet die Windspiele in Frankreich ziemlich selten sind, und man sie für den König aus Constantinopel, und andern Orten der Levante holet, gleichwohl niemahls gehöret hat, daß man deren von St. Domingo oder aus einigen andern von den französischen Colonien in Amerika hat bringen lassen. Wenn man ausserdem in eben dieser Absicht dasjenige, was die Reisebeschreiber von der Gestalt der Hunde in verschiedenen Ländern berichtet haben, untersuchet, so findet man, daß die Hunde in kalten Ländern, alle lange Schnautzen und Ohren haben. Die Lappländischen sind

klein, haben langes Haar, steife Ohren, und spitzige Schnautzen. Die Siberischen, und diejenigen, die man Wolfshunde heißt, sind stärker als die Lappländischen; sie haben aber auch steife Ohren, grob Haar und spitzige Schnautzen. Die Isländischen sind den Siberischen bis auf etwas sehr weniges gleich; die Reisebeschreiber melden auch, daß in den sehr heissen Ländern, als auf dem Vorgebürge der guten Hofnung die dasigen Landhunde spitzige Schnautzen, dünnes aber langes und struppichtes Haar haben, daß sie zur Beschützung der Heerden vortreflich sind, und folglich nicht nur in Ansehung der Gestalt, sondern auch in Ansehung des natürlichen Triebs den Hirtenhunden gleichen. In andern noch heissern Ländern, als Madagaskar, Madera, Calicut, Malabar, sollen die in diesen Ländern einheimische Hunde lange Schnautzen und steife Ohren haben, und ebenfalls den Hirtenhunden ähnlich seyn, und wenn man auch gleich Bauerhunde, spanische Wachtelhunde (Epagneuls), Pudel, Bullenbeisser, Jagdhunde, Windspiele u. s. w. dahin bringt, so sollen sie doch gleich bey der dritten Fortpflanzung ausarten. In den allerheissesten Ländern endlich, als Guinea, mag diese Ausartung noch geschwinder seyn: denn binnen drey oder vier Jahren verliehren sie ihre Stimme, und bellen nicht mehr, sondern geben nur ein trauriges Geheul von sich, und zeugen lauter Junge mit steifen Ohren, wie die Füchse: die dasigen Landhunde sollen sehr häßlich seyn, spitzige Schnautzen, lange und steife Ohren, einen langen und spitzigen Schwanz und gar keine Haare haben; sondern über den ganzen Leib nackend, gemeiniglich fleckigt, zuweilen aber auch einfärbig, und überhaupt garstig aussehen, und noch unangenehmer anzufühlen seyn. Man hat also schon Ursache zu muthmassen, daß unter allen Hunden der Hirtenhund (Spitz) der ersten Rasse am nächsten kommt.

Gleichwie auch in den mitternächtlichen Ländern die Menschen rauh, schlecht gebildet und von sehr kleiner Leibesgestalt zu seyn scheinen; gleichwie man in Lappland, Grönland und andern sehr kalten Ländern, kleine und sehr häßliche Menschen, hingegen in den benachbarten und nicht so gar kalten Ländern das schöne finnländische, dänische Volk u. s. w. findet, welche in Ansehung ihrer Gestalt, Farbe und langem Wuchs vielleicht die schönsten unter allen Menschen sind: so bemerket man auch bey den Hunden eben dieselbe Ordnung und Verhältniß. Die lappländischen Hunde sind sehr häßlich, sehr klein und nicht über einen Schuh hoch. Die Sibirischen haben, ungeachtet sie nicht so ungestaltet sind, gleichwol noch steife Ohren; da immittelst in den benachbarten Ländern, wovon erst geredet worden, auch die schönsten und grössten Hunde sind. Die tartarischen, die albanischen Hunde, die Hunde aus den mitternächtlichen Ländern, die griechischen, dänischen und irrländischen übertreffen alle andere an Grösse, Stärke und Kraften; man bedient sich ihrer so gar zum Fahren. Die Rasse derjenigen Hunde, die wir irrländische nennen, ist sehr alt, und hat sich, wiewol geringer Anzahl in dem Lande, in welchem sie ihren Ursprung genommen, erhalten. Die Alten nannten sie epirische oder albanische Hunde; und Plinius erzählet in dem achten Buche seiner Naturgeschichte von zweyen die Alexander dem grossen geschenkt worden, deren er den ersten tödten ließ, weil er nicht auf Bären, wilde Schweine u. dergl. angehen wollte, bey dem zweyten aber in einem Kampf mit einem Elephanten lernte, daß es nicht Furcht oder Trägheit, sondern Verachtung war, die jenen gegen geringere Thiere als Löwen und Elephanten unthätig seyn hieß. Diese Hunde sind noch viel grösser als Bauerhunde. Sie sind in Frankreich sehr rar, und Herr von Büffon hat nur einmahl einen einigen gesehen, welcher ihm, so wie er saß, beynahe fünf Schuh hoch zu seyn, und demjenigen Hund, den man den grossen dänischen nennet, der Gestalt nach zu gleichen schien: er war aber durch seine ungeheure Taille von ihm unterschieden, an Farbe ganz weiß, und von einem freundlichen und stillen Naturelle. Geht man weiter herunter in die temperirten Länder, als Frankreich, Deutschland, Spanien, Italien: so findet man Menschen und Hunde von allen Rassen. Diese Mannigfaltigkeit rühret theils von dem Einflusse des Himmelsstriches, theils von der Zusammenkunft und Vermischung fremder und unterschiedener Rassen her. Es ist hieraus eine grosse Anzahl vermischter Rassen oder Blendlinge entstanden, von denen unten die Daubentonische Beschreibung folgen soll.

Die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche die Pflegung, die Wartung, die Nahrung und der Himmelsstrich veranlaßt haben, sind ungefähr folgende:

Der

Der grosse dänische Hund, der Bauerhund und das Windspiel, sind, ungeachtet sie dem ersten Anblick nach stark voneinander unterschieden zu seyn scheinen, gleichwohl einerley Hunde. Der grosse dänische Hund ist nichts, als ein starker und stammhafter Bauerhund; das Windspiel hingegen ist ein schlanker und schmächtiger Bauerhund. Beyde sind durch die Wartung verbessert worden, und man findet zwischen einem grossen dänischen Hunde, einem Bauerhunde und einem Windspiele, nicht mehr Unterschied, als unter einem Holländer, Franzosen, und Italiäner. Wenn man also voraus setzt, daß der Bauerhund der einheimische in Frankreich ist, so wird er unter einem kältern Himmelsstrich den dänischen Hund, und unter einem wärmern das Windspiel gezeuget haben. Der Hirtenhund oder Spitz, der Wolfshund, und eine andere Art Wolfshunde, welche man sibyrische nennt, sind nur einerley Hunde. Man könnte diesen noch den Lappländischen, den canadischen, und alle andere Hunde, welche steife Ohren haben, beyfügen: denn sie sind von dem Hirtenhunde nur durch die Leibesgrösse, und daß sie mehr oder weniger stammhaft sind, und mehr oder weniger grobes und dichtes Haar haben, unterschieden. Der Jagdhund, der Spurhund, der Dachshund, der Pudel, und so gar der spanische Wachtelhund, können auch noch für einerley Hunde angesehen werden; ihre Gestalt und ihre natürlichen Triebe sind beynahe einerley, und sie sind nur durch die Höhe der Beine, und die Breite der Ohren, welche gleichwohl bey ihnen allen lang, weich und herunterhängend sind, von einander unterschieden. Diese Hunde sind unter diesen Himmelsstrichen einheimisch; und Herr von Büffon glaubt, daß auch derjenige Spurhund, welchen man in Frankreich den Sengalischen oder Tigerhund nennet, und der sich blos durch sein Fell, welches getigert ist, von den einheimischen Spurhunden unterscheidet, nicht ursprünglich aus Bengala oder einem andern indianischen Lande gekommen, und wie einige behaupten wollen, derjenige Hund ist, von welchem die Alten gesagt haben, er stammete von einer Hündinn und einem Tiger ab; weil dieser Hund schon vor hundert und fünfzig und mehr Jahren in Italien bekannt gewesen und nicht für einen aus Indien gebrachten, sondern für einen gemeinen Spurhund gehalten worden ist.

England, Frankreich, Deutschland u. s. f. scheinen das Vaterland des Jagdhundes, des Spurhundes, und des Dachshundes zu seyn; sie arten auch aus, so bald man sie in wärmere Länder, als in die Türkey und Persien bringt; die spanischen Wachtelhunde und der Pudel, kommen ursprünglich aus Spanien und der Barbarey, wo die Temperatur des Himmelsstriches verursachet, daß alle Thiere längere, seidenartige und feinere Haare haben. Der Bullenbeisser, derjenige Hund den man den kleinen dänischen, (wiewohl sehr uneigentlich nennet, indem er weiter keine Aehnlichkeit mit dem dänischen Hunde, als sein kurzes Haar hat,) der türkische Hund, und wenn man will auch der isländische, stellen ebenfalls nur einen Hund vor, welcher, wenn man ihn unter einen sehr kalten Himmelsstrich gebracht hat, ein dichthaarigtes Fell angenommen, und hingegen in den heissen afrikanischen und indianischen Ländern seinen Rock abgelegt haben wird: denn man nennet den nakigten Hund auch mit Unrecht einen türkischen Hund; indem die Hunde nicht unter dem temperirten Himmelsstriche der Türkey, wohl aber in Guinea und in den heissesten indianischen Ländern ihre Haare verliehren.

Der türkische Hund ist nichts anders, als ein kleiner dänischer Hund, welcher, nachdem man ihn in die ausserordentlich heissen Länder gebracht, seine Haare verlohren, davon man die Rasse nachmals in die Türkey gebracht, und daselbst zu vermehren gesucht hat.

Da die Wölfe und Füchse dem Hunde und sonderlich dem mit steifen Ohren, oder dem Hirtenhunde am nächsten kommen, ihre innerliche Bildung meist einerley, und der äusserliche Unterscheid nicht sonderlich beträchtlich ist: so wollte Herr von Büffon, wie schon in der Geschichte jener Thiere gesagt worden ist, versuchen, ob sie miteinander zeugen könnten, aber er konnte es nicht dahin bringen, woraus wenigstens zu schliessen ist, daß der Fuchs und der Wolf nicht vollkommen einerley Natur mit dem Hunde haben, und völlig besondere Gattungen ausmachen, davon keine von der andern entstanden ist.

Unter den heisseren Himmelsstrichen findet man ein grimmiges und grausames Thier, welches von dem Hund noch weniger, als der Wolf und der Fuchs un-

unterschieden ist, dessen Naturgeschichte wir bereits unter dem Namen Adive oder Jakhals mitgetheilet haben. Die Einwohner der Länder, in welchen es sich aufhält, sehen es für einen wilden Hund an; allein es ist sehr ungewiß ob es mit den Hunden läuft und mit ihnen zeugen kann.

Bey alle dem will Herr von Büffon, dem seine Versuche mißlungen sind, nicht schlechterdings und auf eine entscheidende Art behaupten, daß der Jakhals, und so gar der Wolf oder Fuchs, sich niemals zu keiner Zeit, und unter keinem Himmelsstriche, mit dem Hunde sollten belaufen haben. Aristoteles behauptet dieses von den beyden letztern und sagt, die indianischen Hunde wären von einem Hund, und einem andern wilden, einem Hunde ähnlichen Thiere, entsprungen, welches man für den Jakhals halten könnte, wann nicht Aristoteles an einem andern Ort sagte, sie kämen von einem Hund und einem Tiger her, welches aber, weil der Tiger noch weit stärker, als der Wolf und Fuchs, von dem Hunde unterschieden ist, sehr unwahrscheinlich vorkommt. Aristoteles entkräftet sein Zeugniß selbst, indem er erst saget, die indianischen Hunde stammten von einem dem Wolf oder Fuchse ähnlichen Thiere ab; an einem andern Ort aber behauptet, sie kämen von einem Tiger und Hunde her, und sich dabey nicht erkläret ob er dieses von einem Tiger und einer Hündinn, oder umgekehrt verstehe. Er sagt blos, es geriethe nicht aufs erstemal, sondern erst, wenn sie zum drittenmale trügen; im ersten Wurfe fielen noch Tiger. Man bünde die Hunde in den Wüsten an; wenn aber der Tiger nicht hitzig wäre, so fräsfe er die Hunde. Daß man in Afrika so viele Mißgeburten fände, rührete daher, weil die Hitze daselbst sehr groß, und das Wasser selten wäre, und folglich Thiere von verschiedenen Gattungen in grosser Anzahl daselbst zusamen kämen, sich mit einander bekannt machten, vermischten, und alsdenn dergleichen Junge zeugeten. Allein dieses sind Mutmassungen, die einem allzu ungewiß, und sogar allzuverdächtig vorkommen müssen, als daß man ihnen Glauben beymessen könnte.

Der Hund ist, wenn er gebohren wird, noch nicht vollkommen gebildet: die Jungen sind bey diesem Geschlechte sowohl, als bey andern, welche sich häufig vermehren, bey der Geburt nicht so vollkommen, als bey denen, die nur einen oder zween Junge auf einmahl gebähren. Die Hunde werden gemeiniglich mit geschlossenen Augen gebohren, die beyden Augenlieder kleben nicht bloß aneinander, sondern sie hängen vermittelst eines Häutchens, aneinander, welches, so bald der Muskel des obern Augenliedes so stark geworden ist, daß er es in die Höhe ziehen, und das Hinderniß überwinden kann, zerreißt. Die meisten Hunde fangen erst am zehenden oder zwölften Tage an zu sehen; die Knochen des Hirnschädels sind zu der Zeit ebenfalls noch nicht vollständig; der Leib ist aufgedunstet, die Schnauze ist dicke, und ihre Form überhaupt noch nicht vollkommen gebildet. Allein, in weniger als einem Monate, lernen sie alle ihre Sinnen gebrauchen; sie werden alsdenn stark und wachsen geschwinde. Im vierten Monat verliehren sie einige von ihren Zähnen, an deren Stelle, wie bey den andern Thieren, andere, die nicht wieder ausfallen, wachsen. Sie haben in allem zwey und vierzig Zähne, nämlich sechs Schneidezähne an dem obern, und sechs an dem untern Kinnbacken; vierzehn Backzähne an dem obern und zwölf an dem untern Kinnbacken, zween Hacken oder eigentlich sogenannte Hundszähne an jedem Kinnbacken. Dieses aber ist nichts allgemeines; denn man findet Hunde, welche mehr oder weniger Backzähne haben. So lange sie noch jung sind, kauern sie, die Hunde sowol, als die Hündinnen, wenn sie den Harn lassen wollen, nieder; im neunten oder zehnten Monate fangen erst die Hunde, und auch einige Hündinnen an, das Bein aufzuheben: und zu eben dieser Zeit werden sie zur Zeugung geschickt. Der Hund kann sich zu aller Zeit belaufen; die Hündinn aber läßt ihn nur zu gewissen Zeiten zu, welches gewöhnlich des Jahrs zweymal, und im Winter gewöhnlicher, als im Sommer geschieht. Ihre Hitze währet zehen, zwölf, zuweilen gar vierzehn Tage. Man sieht äusserlich die Merkmale davon: die Geschlechttheile sind feucht, geschwollen, und ragen hervor; so lange als diese Hitze währet zeiget sich ein kleiner Blutfluß, welcher sowohl als das Schwellen einige Tage vorher, ehe sie zu kommen, seinen Anfang nimmt. Der Hund wittert die Hündinn in diesem Zustande von ferne, und geht ihr nach; sie läßt ihn aber gemeiniglich erst sechs oder sieben Tage darnach, nachdem sie hitzig worden ist, zu. Man hat bemerket, daß sie, und zwar eine ziemliche Menge Junge, von einer einzigen

zigen Begattung, empfängt; wenn man ihr aber ihre Freyheit läßt, so läßt sie in einem Tage etlichemal alle Hunde zu, die ihr vorkommen; man bemerkt bloß, daß sie, wenn sie die Wahl hat, diejenigen, die die gröste und längste Leibesgestalt haben, sie mögen übrigens so häßlich und übelproportionirt seyn, als sie immer wollen, den andern vorzieht; es geschieht auch nicht selten, daß kleine Hunde, die mit Bauerhunden gelaufen haben, über dem Wölfen sterben.

Unter die Seltenheiten der Natur gehört, daß die Hunde, wenn sie miteinander laufen, so gar, wenn schon die Vermischung geschehen ist, zusamenhängen: so lange als die Steifigkeit und Aufschwellung dauert, kommen sie nicht voneinander, und dieses rühret vermuthlich von ihrer Bildung selbst her. Der Hund hat nicht nur, wie viele andere Thiere, einen Knochen in der Ruthe, sondern die schwammichten Körper formiren in der Mitten eine Art einer sehr merklichen Wulst, welche, wenn das Glied steif wird, stark aufschwillet. Die Hündinn, die unter allen Thieren, so lange als die Hitze währet, vielleicht die beträchtlichste und stärkste weibliche Ruthe hat, zeiget auf ihrer Seite eine Wulst, oder vielmehr eine feste hervorstehende Geschwulst, deren Aufschwellung an diesen und den benachbarten Theilen, bey der Hündinn vielleicht länger, als bey dem Hunde währet, und ihn vielleicht wider seinen Willen zurükzuhalten hinreichend ist. Denn so bald als die Vermischung geschehen ist, ändert er seine Stellung, und springt wieder von ihr herunter um sich auf seine vier Füsse zu stellen; er sieht auch traurig aus, und die Hündinn wendet keine Mühe mit an, sich loß zu machen.

Die Hündinnen tragen neun Wochen, oder drey und sechzig, zuweilen nur zwey oder ein und sechzig, niemals aber weniger als sechzig Tage. Sie wölfen sechs, sieben, und zuweilen bis zwölf Junge: diejenigen, welche die gröste und stärkste Taille haben, wölfen auch mehr, als die kleinen, welche oft nur vier oder fünf, manchmal auch, sonderlich bey den ersten Trachten, welche bey allen Thieren die schwächsten sind, nur einen oder zween Junge wölfen.

Ungeachtet die Hunde bey ihrer Liebe sehr hitzig sind: so schadet es ihnen doch nichts; es scheinet auch nicht, als wenn das Alter ihre Hitze verminderte; sie belaufen und vermehren sich Zeit ihres Lebens, welches gemeiniglich über vierzehn bis fünfzehen Jahre nicht währet; wiewohl man auch einige bis ins zwanzigste Jahr erhalten hat. Sein Wachsthum dauert ungefähr zwey Jahre. Man kann sein Alter an den Zähnen erkennen; denn diese sind in der Jugend weiß, scharf und spitzig, je älter aber der Hund wird, desto schwärzer, stumpfer und ungleicher werden sie; auch werden die Haare mit den Jahren auf der Schnautze, der Stirn, und um die Augen herum grau.

Diese Thiere, welche, ihrem Naturell nach, sehr wachsam und munter, und zu den geschwindesten Bewegungen geschaffen sind, werden in den Häusern, wo sie sich mit Nahrung allzusehr überladen, so unbehülflich und faul, daß sie ihre ganze Lebenszeit mit Schnarchen, Schlafen und Fressen zubringen. Bey diesem fast beständigen Schlaf sind sie öftern Träumen unterworfen. Sie sind von Natur sehr gefräßig oder gierig können aber gleichwohl lange Zeit das Fressen entbehren. In den Memoires de l'Academie des Sciences, findet man eine Geschichte von einer Hündinn, welche in einem Landhause vergessen worden, und vierzig Tage, ohne etwas anders, als den Ueberzug, oder die Wolle einer Matratze, welche sie zerrissen hatte, zu fressen, zugebracht hatte. Es geschiehet auch sehr oft, daß ein Hund, wenn er seinen Herrn vermisset, lieber einige Tage ohne Nahrung zubringt, als daß er von Fremden Speise nehmen sollte. Das Wasser scheint ihnen nöthiger zu seyn, als das Futter; sie saufen oft und viel auf einmal: nach der gemeinen Meynung sollen sie auch, wenn sie lange kein Wasser bekommen können, rasend werden. Es ist etwas besonders bey ihnen, daß sie sich allezeit, wenn sie ihre Nothdurft verrichten, Gewalt anzuthun und Schmerzen zu leiden scheinen. Es rühret dieses nicht, wie Aristoteles sagt, daher, daß die Eingeweyde immer enger würden, je mehr sie sich dem Hintern näherten; es ist vielmehr unstreitig, daß bey dem Hunde sowohl, als bey andern Thieren, die Gedärme immer weiter werden, und daß der Mastdarm weiter ist, als der Grimmdarm. Das trockene Temperament dieses Thiers kann vor sich allein diese Würkung hervorbringen.

In den Ländern, wo die Hunde zu keinen von den Absichten taugen, wozu wir sie halten, werden sie zum Essen gebraucht,

braucht, und die Schwarzen ziehen das Hundefleisch allem andern vor. Man bringt die Hunde ordentlich zu Markte; man bezahlet sie theurer, als die Schöpse, Zickel und sogar alles andere Wildpret: kurz das herrlichste Gerüchte der Schwarzen bey ihren Gastereyen ist ein gebratener Hund. Man könnte wohl auf die Gedanken gerathen, daß der besondere Geschmack, welchen die Schwarzen an dem Fleische dieses Thieres finden, aus der Veränderung der Qualität desselben entstehe, und daß dieses Fleisch, so schlecht es auch in unseren gemäßigten Ländern ist, vielleicht nicht unter diesen brennenden Himmelsstrichen einen andern Geschmack bekomme. Da sich aber die Wilden in Canada, welche ein kaltes Land bewohnen, aus dem Hundefleisch eben so viel als die Schwarzen machen, und die Mißionarien auch einigemal ohne Eckel davon gegessen haben: so ist zu vermuthen, es komme dabey mehr auf die Natur des Menschen, als des Hundes an. Bey ihren Gastungen essen sie die Hunde statt der Schöpse, (sagt der P. Sabard Theodat in den Voyages au pays des Hurons.) Ich habe mich verschiedenemahl bey dergleichen Hunde-Gastereyen befunden; ich gestehe, daß ich anfänglich einen Abscheu davor hatte, ich hatte aber kaum zweymal welches gegessen: so schmekte mir es gut, und beynahe wie Schweinefleisch.

Herr Daubenton hat seine Hunderassen in Hauptrassen, Blendlingsrassen, und endlich in solche Rassen eingetheilt, die aus Vermischung der Blendlinge entstanden sind.

Hauptrassen.

Bauerhunde.

Diese Hunde haben eine lange, aber nicht so dicke Schnautze, als die grossen Dänischen. Der Kopf ist lang, und die Stirne platt, die Ohren sind klein, und von ihrem Ursprunge an, bis ungefähr an die Hälfte ihrer Länge, steif; der übrige Theil aber hängt herab. Die Füsse sind lang, nervicht und stark. Der Körper ist lang, und nach der Taille proportionirlich stark, ohne jedoch dick zu seyn; denn er ist bey den dünnen etwas schmächtig (levreté.) Der Schwanz ist aufwärts gebogen, und stellt einen Bogen vor, dessen Spitze vorwärts steht. Die Bauerhunde haben gemeiniglich an der Kehle, hinten an den Schenkeln, und auf dem Schwanze längeres Haare, als an den übrigen Theilen des Leibes, an welchen er sehr kurz ist. Man hat diese Hunde von vielerley Farben, als weiß, grau, fahl, braun, schwarz u. s. w. unterdessen ist doch in einigen Provinzen Frankreichs, und sonderlich in Bourgogne, der gröste Theil derselben schwarz mit weissen Flecken: welches aber vielleicht daher rühret, weil man in der Meynung, daß die schwarzen Bauerhunde besser als die andern sind, vor andern auf sie Sorge anwendet.

Grosse dänische Hunde.

Die Hunde von dieser Rasse sind an allen Theilen ihres Körpers stärker als die Bauerhunde, und scheinen auch blos durch dieses Merkmal von ihnen unterschieden zu seyn. Ihr Haar ist kurz, die Farbe ist nicht bey allen einerley; die meisten sind fahl, es gibt aber auch graue, schwarze, und auch welche, die weißgraue, schwarze und fahle Flecken u. s. w. haben. Man nennet diese Hunde in Frankreich Danois de carosse, weil sie gern bey Wagen und Pferden sind; sie heissen auch grosse dänische Hunde, um diese Rasse von einer andern, welche weit kleiner, und unter dem Namen der dänischen Hunde bekannt ist, zu unterscheiden. In der Beschreibung der letztern wird man sehen, daß sie mehr als durch die Leibesgestalt voneinander unterschieden sind.

Tab:
LIX.

Canis Leporari,

Canes.

Canis.

Canes. Hünde.

Windspiele.

Diese scheinen von den Bauerhunden nur darinnen abzugehen, daß alle Theile ihres Körpers dünner und schmächtiger, ihre Knochen schwächer, und die Muskeln so mager sind, daß sie uns in Betrachtung ihrer Länge und der Taille der Bauerhunde, durchgehends schlanker, als jene, vorkommen; ihre Schnautze ist auch spitziger, die Lefzen sind kürzer, das Stirnblatt ist beträchtlicher gekrümmet, und der Kopf ist kleiner und länger; die Ohren sind schmäler und dünner, der Hals ist länger, und der Leib, vornehmlich in den Dünnen, schmächtiger, die Schenkel sind magerer, der Schwanz ist nicht so fleischicht, und ihr Rücken ist sehr gebogen. An statt der Stärke und der Kräfte, welche die grossen dänischen Hunde, vermöge ihrer starken Muskeln, haben, sind die Windspiele bey ihrer schlanken Taille desto geschwinder und gelenker. Ihr Haar ist sehr kurz, und die meisten sind hellfahl; die mit andern Farben rühren vielleicht von einer Vermischung mit Bauer- oder dänischen Hunden her, so wie einige Windspiele ihr langes Haar durch die Vermischung mit spanischen Wachtelhunden bekommen. Man hat Windspiele von dreyerley Grösse, davon man die kleinen Levrons nennet; sie sind aber ausser der Taille nicht voneinander unterschieden.

Hirtenhunde.

Diese Hunde sind an Leibesgestalt kleiner, als die Bauerhunde, die grossen Windspiele, und die grossen dänischen Hunde; sie gleichen, was die Gestalt des Kopfes und der Schnautze betrift, welche bey ihnen dicker, als bey den Windspielen, aber schwächer, als bey den dänischen Hunden ist, den Bauerhunden sehr viel. Die Hirtenhunde haben kurze und steife Ohren, der Schwanz stehet gerade hintenaus, oder krümmet sich aufwärts, zuweilen hängt er auch herunter. Sie haben über den ganzen Leib langes Haar; ausgenommen an der Schnautze, an der äussern Seite der Schenkel; und dem hintern Theile der Hinterfüsse, nämlich unter den Fersen. Man nennet diese Rasse Hirtenhunde, weil man sie zur Beschützung der Heerden zu brauchen pfleget.

Wolfshunde.

Diese Rasse hat mit der Rasse der Hirtenhunde mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einer andern, und man nennet sie Wolfshunde, weil sie an den Ohren und langen Haaren dem Wolfe gleichen. Sie haben eine lange und spitzige Schnautze, steife und spitzige Ohren, einen langen Kopf, einen Körper und Schenkel, die wohl proportionirt und einen hohen und vorwärts gekrümmten Schwanz. Das Haar ist auf dem Kopfe, den Füssen und Ohren kurz, über den übrigen ganzen Leib aber, vornehmlich auf dem Schwanze, lang und seidenartig. Es gibt weisse Wolfshunde, aber auch graue, schwarze, und falbe.

Siberische Hunde.

Man hat auch die Wolfshunde, siberische Hunde genennt. Die siberischen Hunde aber unterscheiden sich von den Wolfshunden dadurch; daß die erstern über und über mit langen Haaren bedekt sind, da hingegen diese auf dem Kopfe nur kurzes Haar haben. Uebrigens scheinen diese Hunde gar nicht von einander unterschieden zu seyn.

Isländische Hunde.

Herr Daubenton, der von dem Herrn von Maupertuis die Zeichnung von einem isländischen Hund bekommen, gestehet, daß er nichts von demselben wisse, als daß er einen Schuh sieben Zoll lang, und einen Schuh zween Zoll hoch gewesen seye. Aus der Zeichnung zu urtheilen sagt er, habe er mit dem kleinen dänischen Hunde in Ansehung seiner schwachen Schnautze, seiner grossen Augen, seines runden Kopfes, und seiner zum Theil steifen, zum Theil herabhängenden Ohren, einige Aehnlichkeit. Das Haar seye lang und glatt, vornehmlich hinten an den Vorderfüssen und auf dem Schwanze.

Jagdhunde (Chiens courans.)

Ihre Schnautze ist eben so lang und noch stärker als die Schnautze der Bauerhunde. Der Kopf ist stark und rund, die Ohren sind breit und hängen herunter; die Schenkel sind lang und fleischicht; der Leib ist stark und lang, der Schwanz steht in die Höhe und krümmet sich vorwärts; das Haar ist kurz, und beynahe über den ganzen Leib von einer Länge. Die Jagdhunde sind entweder weiß, oder haben schwarze und fahle Flecken auf einem weissen Grunde.

Von den Jagdhunden sagt Herr Daubenton: Sie müssen offene Nasenlöcher haben; der Körper muß vom Kopfe an bis zum Schwanze nicht sehr lang seyn; sie müssen einen leichten und nervichten Kopf, eine spitzige Schnautze, grosse herausstehende reine funkelnde und muntere Augen, grosse weiche und hängende Ohren, einen langen, runden und biegsamen Hals, eine schmale, jedoch nicht allzuenge Brust, leichte Schulterblatten, einen runden, geraden und wohlgebildeten Schenkel, starke Ribben, kurze, hohe, breite, nervichte, wenig fleischichte Lenden; einen schmächtigen Bauch, runde und frey liegende Dickbeine, schmächtige und magere Dünnen, kurze und breite Kniekehlen, einen vom Anfange an starken, langen, dünnen, beweglichen Schwanz, der an dem Ende keine Haare hat; an dem Bauche grobe Haare, kurze, magere Pfoten, starke Nägel u. s. w. haben. Die normandischen Hunde sind stärker am Leibe, haben einen kürzern Kopf, eine längere und spitzigere Schnautze; die Ohren, der Leib und die Kniekehlen sind kürzer; die Taille ist leichter, und die Füsse sind besser gebildet. Die von der reinen Rasse haben gemeiniglich graues, schwarz gesprengtes Haar (Gris moucheté.)

Spurhunde.

Diese Hunde sind von den Jagdhunden nur darinnen unterschieden, daß sie etwas kürzere, und am Ende nicht so dicke Schnautzen, einen stärkeren Kopf, kürzere, schmälere Ohren, die zum Theil steif sind, und zum Theil herunter hängen, längere Schenkel, einen dickern Körper, und einen fleischichtern und kürzern Schwanz haben. Die Spurhunde sind meistens weiß; es gibt aber auch mit schwarzen und falben Flecken.

Der Bengalische Spur- oder Tigerhund gleicht der Gestalt nach den andern Spurhunden; seine Farben sind aber schöner; er ist getigert, das ist, mit kleinen falben und schwarzen Flecken auf weiß gesprengt.

Dachshunde.

Es gibt zwo Rassen von Dachshunden. Die eine hat gerade und ordentlich gebildete Schenkel; die Vorderschenkel der andern Rasse aber sind auswärts gekrümmt: man nennet daher die erstern Dachshunde mit geraden Schenkeln, und die andern krummbeinichte Dachshunde. Alle diese Hunde ha-

haben sehr kurze Beine, daher sie auch im Französischen Basset heissen. Dieses ist das vornehmste Merkmal, an welchem man sie von den Jagdhunden, und Spurhunden unterscheidet: denn die Dachshunde haben übrigens auch eine lange Schnauze, einen dicken Kopf, hängende Ohren, und einen sehr langen Leib; er würde aber nicht länger scheinen, als der Körper der Jagdhunde wenn er auf eben so hohen Schenkeln stünde. Die Ohren der Dachshunde sind nicht so lang, als der Jagdhunde ihre, einige haben auch eine längere Schnautze. Diese Hunde sind gemeiniglich schwarz, und haben rothe Flecken auf der Brust, über den Augen, und unten an den Füssen; oder sie sind weiß, oder schwarz, weiß und falbe untereinander. Es gibt auch unter andern Hunden, als Pudeln, spanischen Wachtelhunden, Mopsen, u. s. w. welche, die von Natur kurzbeinicht sind: allein bey den Dachshunden scheint diese Bildung eine Art eines Naturfehlers zu seyn; denn es gibt Dachshunde, die nicht nur sehr kurze, sondern sogar mißförmige, und mit den sichtlichsten Zufällen einer Krankheit, die man Rachitis nennt, behaftete Schenkel haben. Die Knochen des krummbeinichten Dachshundes sind aufgeschwollen und krumm, und fast ebenso, wie rachitische zu seyn pflegen.

Grosse Pudel.

Diese Hunde haben einen dicken und runden Kopf, lange und hängende Ohren, kurze Schenkel, und einen dicken und kurzen Leib, der Schwanz gehet beynahe gerade hinten aus: das Haar ist lang, und über den ganzen Leib kraus. Die gemeinste Farbe der Pudel ist weiß, oder gelblicht weiß; es gibt aber auch rothe, schwarze, u. s. w. Man unterscheidet bey den Pudeln, in Absicht auf ihre Grösse, zwo Arten: allein die sogenannten kleinen Pudel haben noch andere Merkmaale, an welchen sie sich von den grossen unterscheiden. Sie gehen vor andern gerne in das Wasser.

Spanische Wachtelhunde.

Diese haben einen kleinen und runden Kopf, breite und hängende Ohren, dürre und kurze Schenkel, einen in die Höhe stehenden Schwanz; ihr glattes Haar ist auf verschiedenen Theilen ihres Körpers von sehr ungleicher Länge: denn an den Ohren, an dem Halse, hinten an den Dickbeinen, an der hintern Seite der Füsse, und auf dem Schwanze, ist es sehr lang: auf den übrigen Theilen des Leibes hingegen ist es kürzer. Die meisten Wachtelhunde sind weiß, die schönsten haben auf dem Kopfe eine andere Farbe, als braun oder schwarz, und sind auf der Schnautze und auf der Mitte der Stirne weiß gezeichnet. Die schwarzen und weissen Wachtelhunde haben gemeiniglich falbe Flecken unter den Augen. Es gibt grosse und kleine.

Englische Wachtelhunde (Gredins.)

Es gibt schwarze Wachtelhunde, welche man auch Gredins oder englische Wachtelhunde nennt, weil sie daher gebürtig sind. Der gröste Unterschied unter diesen Hunden und den französischen Wachtelhunden besteht darinnen, daß die englischen Wachtelhunde, vornehmlich an dem Schwanze, den Ohren, und den Schenkeln kürzere Haare haben. Man siehet viele englische Wachtelhunde, welche in Vergleichung mit den grossen spanischen Wachtelhunden klein, oder von mittelmäßiger Leibesgestalt sind. Diejenigen englischen Wachtelhunde, die unter den Augen, auf der Schnautze, an dem Halse, und an den Schenkeln feuerfarbig, das ist, roth gezeichnet sind, nennet man Pyrame.

Kleine dänische Hunde.

Nach ihrem Namen zu urtheilen, sollte kein grosser Unterschied zwischen diesen und den grossen dänischen Hunden seyn, die Grösse ausgenommen; allein diese Hunde haben in der That noch andere stark unterscheidende Merkmaale. Die Schnautze ist verhältnißmäßig nicht so stark, und spitziger, die Augen sind grösser, die Füsse sind magerer, der Schwanz steht weiter in die Höhe u. s. w. Die kleinen dänischen Hunde gleichen den grossen an Länge des Haares; sie sind aber gemeiniglich von andern Farben; sie haben meistens schwarze und weisse Flecken, und wenn sie auf weiß schwarz gesprengt sind; so nennet man sie, wegen ihres scheckigten Felles, Harlekine.

Türkische Hunde.

Die unter diesem Namen bekannten Hunde heissen auch barbarische Hunde; sie haben keine Haare, ihr Fell ist farbigt, und mehr oder weniger mit braun vermischt. Sie sind aus den kleinen dänischen entstanden; indem die grosse Hitze in den heissen Ländern die Keime der Haare vertilgt hat; daher diese Hunde in den gemäßigten Gegenden viele Kälte leiden. Man siehet, daß sie kaum bey der gröften Hitze im Sommer ihr Zittern verliehren, und auf den Flecken die sie auf der Haut haben, ihre Farbe wieder bekommen. Diese braungelben Flecken sind im Sommer ganz kenntlich, im Winter verschwinden sie aber beynahe ganz und gar. In Frankreich sieht man Blendlinge von türkischen Hunden, welche wieder auf einigen Theilen ihres Leibes Haare haben. Diese sind von türkischen und kleinen dänischen Hunden gezeugt worden; die Blendlinge haben von diesen ihren Haaren eine Art einer weissen, einen Zoll langen Mähne auf dem Halse; sie haben auch auf dem Kopfe und vorne am Halse und an der Brust Haar von eben dieser Farbe, welches aber viel kürzer ist, und auf der Brust, auf den Dickbeinen, und zu beyden Seiten des Halses ist es eben so kurz, aber von graulichter Farbe; der übrige Theil des Leibes hat gar keine Haare, und eben die Farbe, wie bey den andern türkischen Hunden. Wenn diese Hunde sich mit Hunden von andern Rassen vermischen, so fallen unter dem Wurfe einige ganz nackichte Junge, einige die am ganzen Leibe Haare haben, auch einige, die zum Theil nackicht, zum Theil mit Haaren bedekt sind.

Bullenbeisser.

Diese Hunde haben eine dicke, kurze und glatte Schnautze, eine stumpfe Nase, und dicke und hängende Lefzen. Der Kopf ist dick und breit, die Stirne platt, die Ohren sind klein, und ihr Ende hängt herunter; der Hals ist dick und lang, der Schwanz steht in die Höhe, und ist am Ende vorwärts gekrümmt. Das Haar ist beynahe über den ganzen Leib sehr kurz, und nur hinten an den Dickbeinen, und an dem Schwanze etwas längere. Die Lefzen, das äusserste der Schnautze, und die äussere Seite der Ohren sind schwarz, der ganze übrige Leib aber von blaßfahler Farbe.

Blendlingsrassen.

Diese Rassen bestehen nur so lange, als man diejenigen Hauptrassen, von welchen jede dieser Blendlingsrassen abstammet, oder zwey Blendlinge von einer Rasse sich miteinander vermischen läßt. Eine jede Vermischung würde neue Merkmaale verursachen, und andere Rassen hervorbringen; daher verliehren sich auch die meisten Blendlinge, ohne ihresgleichen fortzupflanzen.

Kleine Pudel.

Die Hunde von dieser Rasse entstehen aus der Vermischung der grossen Pudel, mit den kleinen spanischen Wachtelhunden, weil sie aber mehr Aehnlichkeit mit dem Pudel haben, so ist ihnen auch der Name beygelegt worden; sie gleichen ihnen auch wirklich an Gestalt, Figur und den langen und krausen Haaren ihres Leibes: allein, die Schnautze ist nach Proportion nicht so dick, und das Haar oben auf dem Kopfe, auf den Ohren, und an dem Ende des Schwanzes, ist beynahe so seidenartig, wie bey dem spanischen Wachtelhund.

Bologneser Hündchen.

Diese Hunde sind vor einigen Jahren stark Mode gewesen; gegenwärtig aber sieht man nicht mehr viele. Sie waren so klein, daß sie das Frauenzimmer in den Müffen trug. Man hat sie aber endlich, vermuthlich wegen der bey Hunden mit langen Haaren vermeidlichen Unreinlichkeit, abgeschaft: denn man konnte ihnen die Haare nicht abscheeren, ohne sie ihrer grösten Schönheit zu berauben. Dieser Hund scheint die Schnautze von dem kleinen Pudel, und das lange und glatte Haar über den ganzen Leib von dem spanischen Wachtelhunde zu haben; daher man ihm auch den Namen Bouffre gegeben hat; man nennt ihn auch den maltheſischen Hund, weil die ersten Hunde von dieser Rasse aus diesem Lande gekommen sind. Sie haben allem Ansehen nach sowohl die Figur des Körpers, als das Haar und die Farbe, von der Rasse der Pudel und spanischen Wachtelhunde.

Löwenhündchen.

Herr Daubenton hält dafür, daß das Löwenhündchen gegenwärtig noch rarer seye, als das Bologneserhündchen. Es ist von dem Bologneserhündchen nur darinnen unterschieden, daß es auf dem Leibe und der Hälfte des Schwanzes kurzes Haar hat; da es hingegen auf dem Halse, auf den Schulterblättern, auf den vier Füssen und auf dem äussersten Theile des Schwanzes eben so lang ist, wie bey dem Bologneserhündchen. Das Löwenhündchen scheinet mit dem Bologneser einerley Ursprung zu haben; doch muß man dabey die Vermischung mit einem kurzhaarichten Hunde annehmen.

Mopse.

Die Hunde von dieser Rasse sind von den eigentlichen Bullenbeissern bloß darinnen unterschieden, daß sie nicht so groß sind, einen schwächern Kopf, dünnere und kürzere Lefzen, und eine schmälere und nicht so stumpfe Nase haben; übrigens haben sie, sowohl was die Gestalt des Körpers, als was die Länge und Farbe des Haars betrift, viel Aehnlichkeit mit ihnen, sie stammen auch von ihnen ab, und sind durch die Vermischung mit andern Hunden von ihnen ausgeartet.

Grosse Doggen.

Diese haben viele Aehnlichkeit mit den gemeinen Bullenbeissern, sind aber viel grösser, woher sie auch ihren Namen haben. Dieser Unterschied in der Grösse rühret von der Vermischung des gemeinen Bullenbeissers mit Bauerhunden, oder mit hochbeinigten dänischen Hunden her. Die grosse Dogge hat auch die Verhältnisse des gemeinen Bullenbeissers im grossen; nur die Schnautze ist etwas länger; doch aber eben so stark; die Lefzen sind auch eben so dick und lang; sie hat eben solche Farben wie die Bauerhunde.

Rassen, die aus Blendlingsrassen entsprungen sind.

Roquets.

Die Roquets gleichen in Ansehung der Form des Körpers den kleinen dänischen Hunden; sie haben, wie diese, einen runden Kopf, grosse Augen, kleine Ohren, die zum Theil steif sind, zum Theil herab hängen, schwache Schenkel, und einen vorwärts gebogenen aufgerollten Schwanz, die Schnauze aber ist dik, kurz und etwas stumpf, wie bey den Mopsen. Sie sind aus der Vermischung der Mopse und kleiner dänischen Hunde entstanden. Sie haben eben solche Haare und Farben, wie die kleinen dänischen Hunde; es gibt auch Harlekine unter ihnen.

Artoisische Hunde.

Diese Hunde sind von Mopsen und Roquets gezeuget worden; daher haben sie eine sehr kurze und so platte Schnautze, daß sie gern einen stinkenden Othem bekommen (sujets à devenir punais). In Flandern nennt man sie Ryssel'sche Hunde, weil sie dort sehr gemein waren.

Alikantische Hunde.

Diese Hunde sind in Spanien von spanischen Wachtelhunden und Dachshunden gezeuget worden; sie haben die kurze Beine und den langen Leib von dem Dachshund, und von dem Wachtelhunde die langen Haare. In Paris hatte man deren, die sehr klein waren, und wie die Füchse belleten.

Calabrische Hunde.

Diese Hunde sind sehr groß, weil sie von den grossen dänischen Hunden, und den grossen spanischen Wachtelhunden abstammen. Was die Gestalt des Körpers, und das Haar betrift, so haben sie viele Aehnlichkeit mit den dänischen Hunden und spanischen Wachtelhunden.

Dieses sind ungefehr die bekanntesten Rassen, man siehet aber sehr leicht, daß es möglich ist, alle die herzuerzählen die theils schon ausgegangen seyn mögen, theils noch gegenwärtig sind, weil eine jede sonderbare Vermischung eine neue Rasse möglich macht.

Die Gestalt der Schnautze ist nach Herrn Daubentons Urtheil derjenige Charakter, nach welchem man die Physiognomie der Hunde von verschiedenen Rassen in so fern man sie gegen einander hält, am besten beurtheilen kan. Je länger dieser Theil ist, desto mehr Sanftmuth und Gelehrigkeit verspricht er; da man hingegen aus der Kürze der Schnautze auf die Wildheit und Grimmigkeit des Hundes schliessen kan: wiewol dieses bey Hunden, deren Charakter durch die Abrichtung, oder Vermischung mit andern Rassen verändert worden, oftmals eine Ausnahme leidet. Man sehe, wie gelassen ein Bauerhund aussieht, wenn er auf seinen vier Füssen steht, oder wenn er sizt, auch nur die zween Vorderfüsse aufrecht hat. Die Länge der Schnautze gibt diesem Hunde, ungeachtet seine Ohren zum Theil in die Höhe stehen, ein gelassenes Ansehen. Wenn sich hingegen der Bullenbeisser gleich in eben der Stellung befindet: so hat er doch in seiner Physiognomie, wegen seiner platten Schnautze und langen dicken Lippen, etwas grausames, welches seine herabhangenden Ohren nicht verbergen können. Die dünnen und kurzen Lefzen des Bauerhundes, Windspieles und dänischen Hundes, tragen viel zu ihrem sanftmüthigen Ansehen bey. Die spitzige Schnauze, und das gekrümmte Stirnblatt des

Isländischer Hund.

Sibirischer Hund.

Canis Indic. 1.
Alco.

Canis Indi. 2.

Canis Venatorius. Jag hund:
Windspiel.

Windspieles scheinen seine Furchtsamkeit anzuzeigen. Die Ohren des Wolfshundes, des isländischen Hundes u. s. w. welche allezeit steif bleiben, scheinen ihre Geschwindigkeit anzudeuten. Die lange und dicke Schnautze der Jagd- und Spurhunde verräth in ihrer Physiognomie weit weniger Verschlagenheit, als die kürzere und schwächere Schnautze der spanischen Wachtelhunde, und der Pudel; allein dieser ihr langes Haar verstellet ihre Gesichtsbildung eben so, wie bey den Bologneserhündchen, Löwenhündchen, und überhaupt bey allen Hunden, deren Schnautze mit Haar bedecket ist.

Man muß hier noch anmerken, daß es Hunde gibt, die ohne Schwanz zur Welt gebohren werden, die man nicht für einzelne Misgeburten ansehen darf, indem es wirklich eine solche Rasse gibt, die sich durch die Fortpflanzung erhält; obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Verstümmlung dieses Theils an ihren Voreltern die Ursache dieses bey ihnen natürlich gewordenen Mangels ist.

Der Alco.

Es ist in der vorhergehenden Geschichte gesagt worden, daß es, vor der Ankunft der Europäer, in Peru und Mexiko Haußthiere mit Namen Alco gegeben, die von der Grösse unserer kleinen Hunde und beynahe von eben demselben Naturelle waren, und von den Spaniern Mexikanische oder Peruanische Hunde genannt wurden, weil sie mit ihnen diese Aehnlichkeit, und eben die Neigung und Treue gegen ihre Herrn hatten. In der That scheint diese Art Thiere von der Hunde ihrer nicht wesentlich unterschieden zu seyn; und über dieses könnte das Wort Alco ein Name seyn, der einer ganzen Gattung und nicht nur einer besondern Art zukäme. Recchi hat die Figur von einem dieser Alcos, den man in Mexikanischer Sprache Yzcuinte Porzotli nannte, hinterlassen, er war ungeheuer fett und wahrscheinlicher Weise durch die Haußthierschaft, und allzuviele Nahrung ausgeartet; der Kopf ist so klein vorgestellt, daß er mit der Dicke des Körpers, so zu reden, in gar keinem Verhältnisse stehet; er hat hängende Ohren, welches abermals ein Zeichen der Haußthierschaft ist: seine Schnautze gleichet der Schnautze des Hundes sehr, der ganze Vordertheil des Kopfes ist weiß, und die Ohren sind zum Theil falb; der Hals ist so kurz, daß sich kein Zwischenraum zwischen dem Kopf und den Schultern findet; der Rücken ist gebogen und mit gelbem Haar bedekt; der Schwanz ist weiß und kurz, er hängt herab und reicht nicht unter die Dikbeine. Der Bauch ist groß und gespannt, mit schwarzen Flecken gezeichnet, und hat sechs sehr sichtliche Zitzen; die Schenkel und die Füsse sind weiß, die Zähen wie der Hunde ihre, und mit langen und spitzigen Nägeln bewafnet. Fabri, der diese Beschreibung gegeben hat, schließt endlich, daß dieses Thier eben das seye, welches man Alco nennt. Inzwischen gibt es noch eine andere Rasse von Hunden in Amerika der dieser Name ebenfalls zukommt; ausser den Hunden, sagt Fernandes, welche die Spanier aus Europa nach Amerika gebracht haben, findet man drey andere Arten, welche den unsern in Absicht auf die Natur und Sitten sehr ähnlich sind, und in der Gestalt nicht ausserordentlich von ihnen abgehen. Der erste und gröste von diesen amerikanischen Hunden ist der den man Xoloiztcuintli nennet; oft ist er mehr als drey Ellen lang, und das was er besonders hat, ist dieses, daß er ganz nackicht und ohne Haar ist, er ist blos mit einer weichen, glatten, und mit gelben und blauen Flecken gezeichneten Haut, bedekt. Der zweyte hat Haare, und gleichet der Grösse nach unsern Maltheserhündchen; er ist weiß, schwarz und gelblicht gezeichnet; Seine Misgestalt macht ihn sonderbar und angenehm, denn er hat einen Buckel, und sein Hals ist so kurz, daß der Kopf unmittelbar aus den Schultern hervorgeht; man nennet ihn in seinem Lande Michuacanens. Der dritte dieser Hunde heißt Techichi, er ist unsern kleinen Hunden sehr ähnlich; aber er hat eine

wilde und traurige Miene. Die Amerikaner essen das Fleisch davon.

Man sieht deutlich, daß der zweyte Hund den Fernandes Michuacanens nennet, der Ytzcuintc Porzotli des Fabri ist, und daß diese Art Thiere vor der Ankunft der Europäer wirklich in Amerika war; und eben so verhält es sich wohl mit der dritten die Techichi heißt, die allem Ansehen nach beyde durch den Namen Alco bezeichnet werden, und vielleicht schließt er noch andere Rassen und Verschiedenheiten ein, die wir nicht kennen. Aber bey der ersten mag sich wohl Fernandes betrogen haben; denn dieses sind die Hunde die man Türkische nennet, und die aus Indien und andern heissen Ländern der alten Welt kommen. Vermuthlich sind auch die, welche Fernandes in Amerika gesehen hat, dahin gebracht worden.

Es bleiben also von den drey Hundsarten nur zwey übrig, die man ohne Unterschied mit dem Namen Alco bezeichnete. Denn auffer dem fetten und dikleibigten Alco der den Perunianischen Damen zum Schoßhund diente, gab es noch einen magern Alco mit einer traurigen Miene, den man zur Jagd gebrauchte. Es ist sehr möglich, daß diese Thiere, ob sie gleich dem Ansehen nach eine von allen unsern Hunden sehr verschiedene Rasse ausmachen, dennoch von einem gemeinschaftlichen Stamm entsprungen sind. Die Lappländischen, Siberischen, Isländischen Hunde u. s. w. haben, wie die Füchse und Wölfe von einem festen Lande zu dem andern hinüber kommen, und hernach wie die andern Hunde durch das Klima und die Haußthierschaft ausarten können. Der erste Alco, dessen Hals so kurz ist, nähert sich dem isländischen Hunde; und der Techichi von Neuspanien ist vielleicht einerley Thier mit dem Koupara oder Krabbenhunde von Guiana, welcher dem Fuchs der Gestalt, und dem Jakhals dem Haar nach gleichet; man hat ihn Krabbenhund genennet, weil er sich vornehmlich von Krabben und andern Schalthieren nähret. Herr von Büffon, der blos eine Haut von diesem Thiere gesehen hat, will nicht entscheiden, ob es von einer besondern Gattung ist, oder ob man es zu den Hunden, oder Füchsen, oder Jakhals zählen soll.

Der Dachs.

Der Dachs ist ein faules, mistrauisches, und einsam lebendes Thier, welches sich in die entlegensten Oerter, in die dikesten Wälder verbirgt, und daselbst seinen unterirdischen Bau ausgräbt. Er scheint sowohl alle Gesellschaft, als auch das Tageslicht zu scheuen, und drey Viertheile seines Lebens in diesem düstern Aufenthalte zuzubringen, von dem er sich, bloß um seine Nahrung zu suchen, entfernet. Weil er einen länglichten Körper, kurze Füsse, und insonderheit an den Vorderfüssen sehr lange und scharfe Klauen hat: so fällt es ihm leichter, als einem andern Thiere, die Erde aufzuscharren, darinnen zu wühlen, und hinein zu kriechen, um den Schutt des gemachten Loches (Röhre), welches krumme und schräge Gänge hat, die oft sehr weit unter der Erde fortgehen, hinter sich zu werfen.

Der Fuchs, dem es mehr Mühe kostet, die Erde auszuhöhlen, machet sich dessen Arbeit zu Nutzen; wenn er ihn nicht mit Gewalt dazu zwingen kan, so bringt er es mit List dahin, daß er seine Wohnung räumen muß, denn er beunruhiget ihn, lauret ihm bey dem Eingange auf, und leget sogar seine stinkende Losung davor; hierauf bemächtigt er sich derselben, erweitert sie, und macht sein Lager daraus. Wenn der Dachs gleich gezwungen ist, seinen Bau zu verändern: so bleibt er doch in derselbigen Gegend; er fängt nicht weit davon aufs neue an, sich einen Bau zu graben, aus welchem er nur bey Nacht geht, und sich wenig davon entfernet, und worein er sich, so bald er einige Gefahr verspühret, sogleich wieder begibt. Dieses ist auch das einzige Mittel zu seiner Sicherheit, denn seine Beine sind viel zu kurz, als daß er sich durch Lau-

Laufen retten könnte. Die Hunde erreichen ihn bald, wenn sie ihn in einiger Ferne von seinem Loche ertappen: in wischen geschiehet es selten, daß sie ihn gänzlich anhalten und überwältigen können, woferne man ihnen nicht zu Hülfe kommt. Der Dachs hat sehr dickes Haar, sehr starke Beine, Kinnbacken, Zähne und Klauen; er wendet alle seine Kräfte an, thut allen möglichen Widerstand, und wehret sich mit allen seinen Waffen, indem er sich auf den Rücken legt, und bringt den Hunden tiefe Wunden bey. Ueber dieses hat er ein zähes Leben, kämpft lange, und vertheidigt sich muthig und bis aufs äusserste.

Sonst, als sie noch grimmiger waren, richtete man Schliefer ab, um sie aufzujagen und in ihren Kesseln zu fangen. Aber nur die Dachshunde mit eingebogenen Füssen können leichtlich in die Geschliefe hinein kriechen. Der Dachs vertheidigt sich in währendem Zurükweichen, und scharret einen Haufen Erde los, um die Hunde entweder aufzuhalten oder zu verschütten. Man kan ihn auf andere Art nicht fangen, als wenn man den Bau von oben öfnen läßt, so bald man glaubt, daß ihm die Hunde im Kessel beygekommen sind; man zwängt ihn mit Zangen und knebelt ihn hierauf, damit er nicht um sich beissen könne. Die Jungen werden leichtlich zahm, spielen mit den kleinen Hunden, und laufen, wie diese, einer Person nach, die sie kennen, und die ihnen zu fressen gibt: aber die gefangenen alten Dächse bleiben stets wild; sie sind weder boshaft, noch gefräßig, wie der Fuchs und der Wolf, und gleichwol sind sie fleischgierige Thiere: sie fressen von allem, was man ihnen darbietet, Fleisch, Eyer, Käse, Butter, Brod, Fische, Obst, Nüsse, Getraide, Wurzeln u. s. w. und ziehen die rohe Speise allen übrigen vor. Sie schlafen die ganze Nacht hindurch, und drey Viertheile vom Tage; doch bleiben sie den Winter über nicht erstarrt liegen, wie die Meerkatze oder die Murmelthiere. Wegen ihres öftern Schlafens sind sie allezeit feist, ungeachtet sie wenig fressen; und eben darum fällt es ihnen auch nicht schwer zu hungern, und oft drey bis vier Tage in ihrem Kessel liegen zu bleiben, ohne einmal herauszugehen, zumal wenn es stark geschneiet hat.

Ihren Bau halten sie reinlich, und legen nie ihre Losung hinein. Man trift selten das Männchen bey dem Weibchen an. Kurz vor der Hekzeit raufet die Dachse Gras aus, formiret daraus ein Gebäud, welches sie zwischen den Füssen bis in ihren Kessel schleppet, wo sie vor sich und ihren Jungen ein bequemes Lager bereitet. Sie wirft zur Sommerszeit, und bringt gemeiniglich drey oder vier Junge auf einmal zur Welt. Wenn dieselben etwas groß geworden sind, bringt sie ihnen zu fressen, sie geht nur bey Nacht aus, und weiter, als sie sonst pflegt. Sie suchet Wespennester, und nimmt den Honig daraus; dringt in die Höhlen der Kaninchen; fängt junge Hasen, raubet auch Hamster, Eidexen, Schlangen, Heuschrecken, Vogel-Eyer, und schleppt sie ihren Jungen zu, die sie oft bis an den Rand des Kessels herausgehen läßt, wenn sie dieselben saugen lassen, oder ihnen zu fressen geben will.

Diese Thiere sind von Natur frostig; die, so man im Hauß aufziehet, mögen sich nicht von der Feuerstätte entfernen, und kommen dem Feuer oft so nahe, daß sie sich die Füsse verbrennen, welche ihnen ungerne heilen. Sie werden auch leicht krätzig; und wenn man die Hunde, wenn sie in ihren Bau kommen, nicht sorgfältig abwaschet, so werden sie gleichfalls angestekt. Des Dachses Haare sind immer fettig und unreinlich. Zwischen seinem Hintern und Schwanze befindet sich eine zimliche weite Oefnung, die aber inwendig keinen Ausgang hat, und nicht viel über einen Zoll tief ist; es trieft aus derselben beständig eine ziemlich riechende ölichte Feuchtigkeit, welche er gerne aussauget. Sein Fleisch ist nicht schlechterdings übel zu geniessen, und von seinem Felle macht man grobe Pelze; Pferdedecken, Halsbänder für die Hunde u. d. gl.

Man hat einen zwiefachen Unterschied unter den Dachsen gemacht; einige hat man Hundsdachse, und andere Schweinsdachse, wegen ihrer Aehnlichkeit mit diesem oder jenem Thiere, genannt. Der Hundsdachs ist bekannt genug, und seine nähere Beschreibung soll unten folgen. Man gibt auch vor, daß sich der Schweinsdachs in Europa wie jener befände. Inzwischen haben weder Büffon noch Daubenton, aller angewandten Mühe ungeachtet, keinen aufbringen können.

Man ist niemals wegen der Merkmale, die den vorgeblichen Schweinsdachs von dem Hundsdachse unterscheiden, ei-

nig gewesen. Nach einiger Schriftsteller Meynung ist jener von diesem, bloß in Ansehung der Gestalt der Füsse und Anzahl der Zähen, unterschieden; man hält dafür, daß dieser Dachs einen gespaltenen Fuß haben müsse; andere setzen hinzu, daß seine Schnautze auch einem Saurüssel aleiche: (so ist er auf unserer Tab. XLVIII. abgebildet) aber von der Anzahl oder Gestalt der Zähne meldet keiner etwas. Es gestehen auch die meisten Schriftsteller, daß sie keinen Schweinsdachs gesehen haben; und man hat Ursache zu glauben, daß die übrigen, wegen der Wirklichkeit dieses Dachses, sich auf das gemeine Vorurtheil gegründet haben. Dem ersten haben es die folgenden nachgeschrieben; und solchergestalt hat sich durch ihr Ansehen ein Vorurtheil erhalten, welches noch bis jetzo behauptet wird.

Man weiß nicht zuverläßig, ob es in Amerika Dachse gibt, es wäre denn, daß man das aus Neu-Jork gesandte Thier, welches M. Brisson, unter dem Namen eines weissen Dachses folgendermassen beschrieben hat, für eine Art von dieser Gattung halten wolte. Er ist, sagt er, von dem Ende der Schnautze, bis an den Ursprung des Schwanzes einen Schuh, neun Zoll lang. Die Länge des Schwanzes beträgt neun Zoll. Seine Augen sind klein, nach Proportion der Grösse seines Körpers; seine Ohren kurz, die Füsse sehr kurz, die Klauen weiß. Sehr dickes Haar bedekt seinen ganzen Körper, welches auf dem ganzen Obertheile desselben weiß, und auf dem Untertheile desselben weißgelblich gefärbt ist. Man muß zu dieser Beschreibung hinzufügen, daß es in allen Stücken kleiner ist, und eine weit kürzere Nase hat, als unser Dachs; und ob das sogenannte Saugloch unter dem Schwanze sich befindet, war an dem ausgestopften Balge nicht zu sehen.

In Afrika gibt es ebenfalls keine Dächse; denn das Thier, vom Vorgebürge der guten Hofnung, welches Kolbe unter dem Namen des stinkenden Dachses, beschrieben hat, ist ein ganz anderes Thier; und Herr von Büffon zweifelt, ob der Fossa aus Madagaskar, von dem Flaccourt redet, und welches, wie er sagt, dem Dachse in Frankreich gleichen soll, wirklich ein Dachs seye, da andere Reisende kein Wort davon erwähnen. D. Schaw sagt, daß dieses Thier in der Barbarey ganz unbekannt seye. Es scheint auch, daß es in Asien nicht anzutreffen seye. Die Griechen kannten es nicht, Aristoteles sagt nichts davon; und man findet sogar kein Wort in der griechischen Sprache, welches die Benennung desselben ausdrükte. Es hat sich also diese aus der gemäßigten Himmelsgegend in Europa ursprüngliche Gattung Thiere nicht sehr über Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, England, Polen und Schweden ausgebreitet, und man trift sie überall zimlich selten an. Sie hat nicht nur wenig, oder gar keine verschiedene Arten, sondern sie ist auch gar keiner andern Art ähnlich. Der Dachs besizt bestimmte und sehr besondere unterscheidende Kennzeichen: die abwechselnde Streifen auf dem Kopfe, deren zween schwarz und drey weiß sind; das sogenannte Saugeloch unter dem Schwanze findet man sonst nicht; und der Rücken ist fast ganz weiß und das untere Theil des Leibes fast ganz schwarz, welches bey andern Thieren ganz umgekehrt ist, deren Bauch allezeit von nicht so dunkler Farbe als der Rücken ist, wenn man etwan den Hamster ausnimmt.

Der Dachs hat so kurze Füsse, daß der Bauch die Erde zu berühren scheint: aber dieses falsche Ansehen rühret blos von der Länge der Haare her, denn das Haar des ganzen Körpers, ausgenommen auf der Schnautze, auf der Stirn und den Füssen, ist eben so lang, als das Haar unten am Bauche; dieses verursachet, daß man die Gestalt des Leibes nicht unterscheiden kan, und daß er weit grösser scheinet, als er wirklich ist. Das Haar bedekt die Ohren beynahe ganz, und man sollte meynen, daß der Schwanz blos aus langen zerstreuten Haaren bestünde, wenn man nicht beym Angreifen desselben den Stumpf fühlte. Die Schnautze ist länglicht, wie bey den Bauer-, Dänischen- oder Schäferhunden, und die Nase des Dachses ist eben wie bey den Hunden gestaltet. Die Augen sind klein und die Ohren kurz und rund, fast wie bey den Ratzen. Der Schwanz reichet nur bis an die Ferse, welche nicht weit von dem Hintern absteht, weil das Knie dergestalt gebogen ist, daß der Schenkel und das Bein einen scharfen Winkel machen, und ihre Richtung beynahe horizontal ist. An jedem Fusse sind fünf Zähen; die Klauen sind stark, und an den Vorderfüssen viel länger, als an den Hinterfüssen.

In

In der lateinischen Sprache heisset dieses Thier Meles und Taxus: im Italiänischen Tasso; im Spanischen Tasugo, Texon; im Französischen Blaireau oder Taisson auch Grisart wegen der weissen Farbe die an vielen Orten vorzüglich zu sehen ist, da das Haar übrigens aus Schwarz, Weiß und Roth bestehet; im Englischen heißt es: Badger, Brock, Grai, Bausson pate; im Schwedischen: Graf-Swin; im Polnischen: Tazwice, Borsuc, Kol dziki und Zbik, und beym Klein Coati cauda breui, Coati griseus. Pontoppidan nennet ihn Brok, Gerving und Svimsök, und sezt hinzu, daß sein Biß fast unheilbar seye, und daß er nicht aufhöre zu beissen, bis er das Knirschen seiner eigenen Zähne höre.

Der Haußmarder.

Obgleich die meisten Naturforscher den Hauß- und Edelmarder für Thiere von einerley Gattung ausgegeben, und sogar gesagt haben, daß sie sich mit einander beliefen, so scheinet dieses doch sehr zweifelhaft, und das Gegentheil davon weit glaublicher zu seyn. Denn wenn der Feldmarder der wilde Haußmarder, oder der Haußmarder der zahme Feldmarder wäre, so würde es mit diesen beyden Thieren eben die Beschaffenheit, wie mit der wilden und zahmen Katze haben; ersterer würde seine Kennzeichen stets behalten, und der leztere beständig verändern, wie solches mit der wilden Katze geschiehet, die immer so bleibt wie sie ist, und mit der zahmen, die allerley Farben annimmt. Hingegen ändert sich der Haußmarder nicht; er hat seine eigenthümliche und besondere Merkmale, die alle so beständig sind, als des Feldmarders seine. Er unterscheidet sich auch von dem Feldmarder durch das Naturell, und Temperament, weil dieser freygelassene Orte meidet, mitten im Walde wohnet, auf den Bäumen sich aufhält, und nur in kalten Ländern häufig anzutreffen ist, dahingegen der Haußmarder sich näher zu Wohnplätzen hält, und in alten Gebäuden, Heuböden und Mauerritzen sein Lager aufschlägt; und endlich diese Gattung sich überhaupt in allen gemäßigten Himmelsgegenden in grosser Menge ausgebreitet hat, wie zu Madagaskar, und in den Maldivischen Inseln, in den nordlichen Landschaften aber gar nicht zu finden ist. Er hält sich übrigens, ob er gleich Haußmarder heißt, eben so wenig zu den Menschen, als irgend eines von den Thieren, die man die wilde nennet.

Der Haußmarder hat eine sehr feine Gesichtsbildung, muntere Augen, einen leichten Sprung, biegsame Gliedmassen, einen schlanken Körper, und sehr behende Wendungen; er springt oder thut vielmehr Sätze, als er geht. Er klettert die Mauren, welche nicht gut beworfen sind, sehr leicht hinauf, schleicht sich in die Taubenschläge und Hühnerhäuser u. s. w. frißt Eyer, alte Tauben, Hühner u. d. gl. tödtet deren bisweilen eine grosse Menge und schleppt sie seinen Jungen zu; er fängt auch Mäuse, Ratzen, Maulwürfe, und Vögel in ihren Nestern. Herr von Büffon hat einen aufgezogen und lange behalten. Er wird auf einen gewissen Grad zahm, aber er thut sich nicht zu, und bleibt stets wild genug, daß man genöthigt ist, ihn an der Kette zu lassen. Er gieng gegen die Katzen an, fiel über die Hühner her, so bald er sie erreichen konnte; Er lief oft weg, ob er gleich mitten am Leibe angebunden war, anfänglich entfernte er sich nicht weit, und stellte sich nach einigen Stunden wieder ein, aber ohne eine Freude spüren zu lassen, oder sich an jemand zu halten. Gleichwol forderte er Fressen, wie die Katze und der Hund, bald darauf blieb er länger und endlich gänzlich aussen, da er anderthalb Jahre alt war. Er fraß von allem, was man ihm gab, ausgenommen Salat und Kräuter, er liebte den Honig, und zog den Hanfsaamen allen Körnern vor. Man hat angemerkt, daß er öfters soff, daß er manchmal zween Tage hinter einander schlief, hingegen auch bisweilen zween oder drey ohne Schlaf zubrachte, daß er vor dem Schlafen sich rund zusamen legte, den Kopf verbarg und mit seinem Schwanz bedekte;

dekte; daß, wenn er nicht schlief, er beständig so heftige und beschwehrlich fallende Bewegungen an sich hatte, daß man gezwungen gewesen wäre ihn anzubinden, um ihn abzuhalten, alles zu zerbrechen, wenn er gleich dem Federviehe nichts gethan hätte. Herr von Büffon hatte auch ältere Haußmarder gehabt, die in Schlingen gefangen worden, aber dieselben blieben völlig wild; sie bissen diejenigen, welche sie anrühren wolten, und frassen nichts als rohes Fleisch.

Die Haußmarder sollen eben so lang trächtig seyn, als die Katzen. Man trift vom Frühlinge an bis in den Herbst Junge an, welches vermuthen läßt, daß sie jährlich mehr als einmal hecken. Die jüngsten bringen nur drey oder vier Junge, aber die Alten bis sieben auf einmal auf die Welt. Kurz vor der Hekzeit suchen sie sich einen Heuboden, ein Loch in den Mauren aus, worein sie Stroh und Kräuter stopfen; bisweilen einen Felsriz oder Stamm von einem Baume, in den sie Mooß tragen, und wenn man sie beunruhigt, ziehen sie mit ihren Jungen aus, welche zimlich geschwind wachsen. Nach Verlauf eines Jahrs hatte der, den Büffon erzogen seine natürliche Grösse erlangt, welches schliessen läßt, daß diese Thiere nur acht bis zehn Jahre leben. Sie haben einen falschen Bisamgeruch an sich, der nicht eben unangenehm ist; die Feld- und Haußmarder haben, gleich vielen andern Thieren, inwendig kleine Gefässe, welche eine der Zibethkaz ihrer am Geruche gleich kommende Materie enthalten; ihre Losung riecht sehr stark davon und ihr Fleisch hat ein wenig von diesem Geruche an sich, doch ist das Fleisch des Feldmarders keine üble Speise; des Haußmarders ist nicht so gut zu geniessen, und sein Fell wird auch weit weniger geachtet.

Der Haußmarder hat einen kleinen Kopf, einen länglichten Körper, und so kurze Füsse, daß er mehr auf der Erde zu kriechen, als zu gehen scheint, ob gleich alle seine Bewegungen mir vieler Fertigkeit und Geschwindigkeit geschehen. Die Leibesgestalt machet, daß dieses Thier sich mit leichter Mühe in Oefnungen hineindrängen kan, welche seiner Dicke nicht gemäß zu seyn scheinen; wenn er nur seinen Kopf hinein bringen kan, so folget der übrige Körper leicht nach. Deswegen haben auch einige Naturforscher den Haußmarder und die ihm ähnliche Thiere genus vermineum genannt, um ihre länglichte Figur und ihren kriechenden Gang auszudrücken.

Der Kopf des Haußmarders ist auf der Scheitel platt, und hat die Figur eines Dreyeckes, und die Ohren befinden sich an den Enden des Grundes. Die Schnautze ist dünne und spitzig, und die Nase gehet über die Lefzen. Dieses Thier hat hervorragende, und weit von einander abstehende Augen. Die Ohren sind kurz und rund; der Hals ist nicht lang, aber fast eben so dik als der Kopf. Der Leib ist nicht viel dicker. Die Vorderfüsse sind noch kürzer, als die Hinterfüsse, und der Schwanz ist lang und zottig.

Der Haußmarder hat zweyerley Haar, das eine ist weich, fast wie Pflaumfedern, und von sehr bloser, aschgrauer, oder vielmehr weißlichter Farbe; das andere ist länger, dicker und steht dünner, als das erstere; es ist ungefehr auf der halben Länge von der Wurzel an, gleichfalls aschfarbig; dieser Theil des Haars scheint dünner, als der übrige, welcher glänzet und eine braun-schwärzliche Farbe mit einigen röthlichen Flecken hat, die man nur in einem gewissen Gesichtspunkte wahrnimmt. Weil die braunen Haare nicht so häufig sind, um die weichen völlig zu bedecken, so erblicket man ihre aschgraue oder weißlichte Farbe, die sich mit der braunröthlichten und schwarzen vermischet, dergestalt, daß man auf dem grösten Theile des Leibes graue, braune und rothe Schattirungen, nach den verschiedenen Stellungen des Thieres und seinen mannichfaltigen Bewegungen, gewahr wird. Die vier Füsse und der Schwanz sind schwärzlich; das dichte Haar ist am längsten, und ungefehr zwey Zoll lang. Die Brust und der Bauch sind nicht so braun, aber aschgrauer, als der Rücken. Zween braune Streife erstrecken sich von den Achseln bis an den Schooß, und auf der Kehle geht ein weisser Flek über einen Theil des untern Kinnbackens fast bis an die Ohren, über die untere Fläche des Halses, über das Vordertheil der Brust, und auf jeder Seite über die Vorderfläche der Arme bis an die Biegung des Ellenbogens; in diesem Weissen finden sich kleine braune Flecke. Die Länge der längsten Barthaare beträgt bey dem Haußmarder ungefehr drey Zoll; über den Ecken des Maules befinden sich kürzere Haare, ingleichem oben auf den vordern, und unter den hintern Augenwinkeln.

Der Dachs.

Der Iltis.

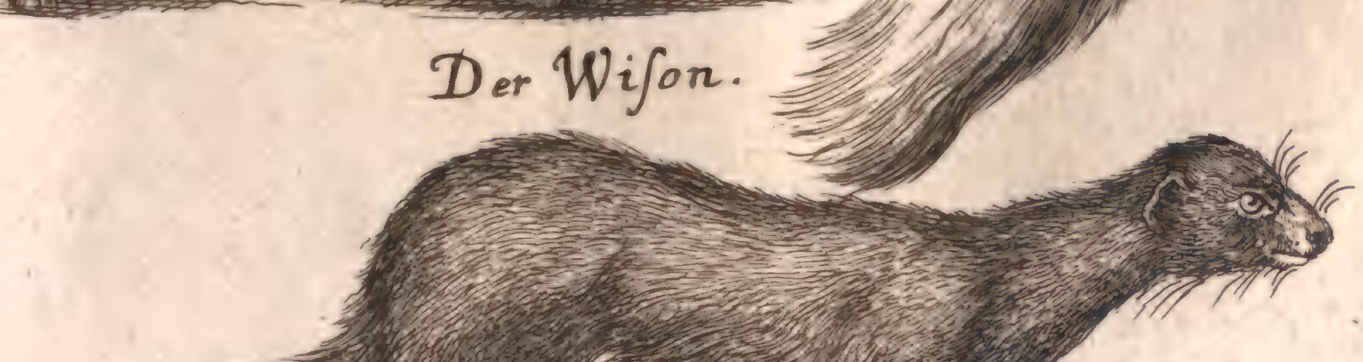
Das Hermelin.

Der Coasse.

Der Conebattel.

Der Pecan.

Der Wison.



Der Marter.

Das Wiesel.

Die Tossane.

Der Chinche.

Der Zorill.

Der Feldmarder.

Der Feldmarder kommt aus Norden, und gehöret unter diesem Himmelsstriche, so zu reden, zu Hause. Er ist daselbst in so grosser Anzahl anzutreffen, daß man über die Menge des Pelzwerks von dieser Art Thiere, das man dort verbrauchet und verschikt, erstaunen muß. Hingegen findet man ihn in gemäßigten Himmelsgegenden sehr selten, und in warmen Ländern gar nicht. Denn es ist höchst wahrscheinlich, daß die sogenannten Feldmarder, des an das Königreich Congo gränzenden Landes, der Anzicos Hauß- und nicht Feldmarder sind. In Frankreich sind sie eben so rar, als der Haußmarder daselbst gemein ist. In England gibt es gar keine, weil es daselbst an Wäldern fehlt. Der Feldmarder meidet bewohnte Ländereyen eben so sehr, als die freygelegene Gegenden; er hält sich im dikſten Walde auf; er verbirgt sich nicht in Felsen, sondern durchstreift die Hölzer, und klimmt auf die Bäume; er lebt von der Jagd und vertilgt eine erstaunliche Menge Vögel, deren Nester er aufsucht, um die Eyer auszusaugen; er fängt Eichhörner, Hamster, Haselmäuse, u. s. w. er frißt auch Honig, wie der Haußmarder und Iltis. Er unterscheidet sich auch von dem Haußmarder in seinem Betragen, wenn er aufgejagt wird; so bald der Haußmarder merkt, daß ihn der Hund verfolget, so entwischt er, indem er entweder seiner Scheune oder seinem Loch geschwinde zuläuft. Der Feldmarder im Gegentheil läßt sich zimlich lange von den Hunden nachsetzen, ehe er auf einen Baum klettert; er gibt sich nicht die Mühe, bis oben auf die Aeste zu steigen, er hält sich am Stamme an, und sieht sie von da vorüber laufen. Die Spur, welche der Feldmarder in den Schnee drükt, scheint von einem grossen Thiere zu seyn, weil er beständige Sätze thut, und mit zween Füssen auf einmal stets Fußstapfen hinterläßt; er ist ein wenig dicker als der Haußmarder, ob er gleich einen kleinern Kopf hat; er hat längere Füsse, mithin fällt ihm das Laufen leichter. Er hat eine gelbe Kehle, dahingegen der Haußmarder eine weisse hat; sein Haar ist auch viel feiner, steht dichter und fällt nicht so leicht aus; er macht seinen Jungen kein Lager, wie der Haußmarder und dennoch liegen sie bequemer. Die Eichhörner verfertigen ihre Nester auf den Bäumen, mit eben so viel Kunst, als die Vögel. Wenn die Hekzeit des Feldmarders herbey kommt, klettert er zu dem Neste des Eichhorns hinauf, vertreibt dasselbe, erweitert die Oefnung, bemächtigt sich der Höhle, und hecket seine Junge darinn aus. Er bedienet sich auch der alten Nester der Nacht- und Raubvögel, und der hohlen Bäume, woraus er die Holzbeisser und andere Vögel verjagt; er hecket im Frühjahre, und gemeiniglich nur zwey oder drey auf einmal aus. Die Jungen kommen blind zur Welt, und wachsen gleichwol in kurzer Zeit; er bringt ihnen bald Vögel, Eyer, und nimmt sie hernach mit sich auf die Jagd. Die Vögel warnen einander vor dem Feldmarder durch ein gewisses Geschrey, wie vor dem Fuchse; und daß sie dieses mehr aus Haß, als aus Furcht thun, erhellet daraus, daß sie ihnen zimlich weit nachfolgen, und dergleichen Geschrey gegen alle Raub- und fleischfräßige Thiere, und nie wider den Hirsch, den Hasen u. d. gl. erregen.

Die Feldmarder sind in dem nordlichen Amerika eben so gemein, als in dem nordlichen Theil von Europa und Asien. Man muß ihn nicht mit dem Zobelmarder verwechseln, welches ein anderes Thier ist, dessen Pelzwerk weit grössern Werth hat. Der Zobel ist schwarz, der Feldmarder ist blaßbraun und gelb; das braunste Theil des Felles, und welches sich längst dem Rücken, bis an das Ende des Schwanzes erstrecket, wird für das kostbarste gehalten.

Der Feldmarder besuchet nie bewohnte Plätze, hingegen begibt sich der Haußmarder, der nicht so wild ist, doch auch in die Wälder, und man hat geglaubt, daß er die Buchwälder vorzöge, und der Feldmarder die Tannenwälder, daher man diesen auch den Tannenmarder, so wie jenen den Buchmarder genannt hat. Allein dieses Vorgeben ist ohne Grund.

Der Marder überhaupt hat ein sehr zähes Leben, und wenn er nicht Wunden durch den Kopf und das Herz bekommt, so treibt er es sehr lange, und rafft sich manchmal, wenn man ihn schon für todt gehalten hat, wieder auf, und beißt um sich. Wenn er etwan nur mit einem

Bein in eine Falle geräth, so läßt er dasselbe nicht selten zurük, und flieht mit den drey übrigen, und ich habe Marder, denen von der Falle beyde hintere Beine abgeschlagen waren, gesehen, die sich noch auf das verzweifelste gegen Hunden wehrten, und sie durch ihren Biß sehr verlezten, so daß man genöthigt war, diesen zu Hülfe zu kommen; ja ich habe von sichern Augenzeugen gehöret, daß in einem mir benachbarten Dorfe ein Marder, den Bauerjungen lebendig geschunden, noch davon gelaufen, und sich auf dem Felde verlohren hat.

Der Iltis.

Der Iltis kommt mit dem Haußmarder in Ansehung des Temperaments, des Naturells, der Sitten oder Gewohnheiten, wie auch der Leibesgestalt sehr überein. Er nähert sich, wie derselbe, den bewohnten Plätzen, steigt auf die Dächer, hält sich in Heuböden und andern Oertern, die wenig besucht werden, auf, und von dannen geht er nur bey Nacht nach seinem Raube aus. Er schleicht sich in die Höfe bey den Häusern, steigt in die Vogelhäuser, in die Taubenschläge, allwo er ohne so viel Geräusch, als der Haußmarder zu machen, mehr Schaden anrichtet; er beißt allem Federviehe den Kopf ab, oder zerdrükt ihn, und hernach trägt er eines nach dem andern hinweg, und hebt sich solche auf; wenn er dieselben nicht ganz hinweg schleppen kan, weil das Loch, durch welches er hinein gekrochen, gar zu enge ist, so frißt er ihnen das Gehirn aus, und nimmt die Köpfe mit sich. Nach Honig ist er auch sehr begierig; er überfällt im Winter die Bienenstöcke, und zwingt die Bienen, solche zu verlassen. Er entfernet sich wenig von bewohnten Oertern; Im Frühjahre wird er läufig. Die Männlein schlagen sich auf den Dächern um das Weibchen; nachher verlassen sie es, und bringen den Sommer auf dem Lande oder in den Wäldern zu. Das Weibchen hingegen bleibt auf ihrer Scheune bis zur Hekzeit, und führet ihre Jungen erst gegen die Mitte oder das Ende des Sommers mit sich fort; sie wirft drey oder viere und bisweilen fünfe auf einmal, säuget dieselben nicht lange, und gewöhnet sie bey guter Zeit Blut und Eyer auszusaugen.

In der Stadt leben sie vom Raube, und auf dem Lande von der Jagd; ihre Wohnung schlagen sie den Sommer über in den Kaninchen-Höhlen, in Felsritzen, in hohlen Baumstämmen auf, woraus sie sich mehrentheils nur bey Nacht begeben, und in den Feldern und Wäldern sich ausbreiten. Sie suchen die Nester der Rebhüner, Lerchen und Wachteln auf; sie klettern auf die Bäume um andere Vögelnester auszunehmen; sie spuren die Ratzen, die Maulwürfe, die Hamster aus. Diese verfolgt der Iltis in ihren Bau, und wenn er einen solchen findet der ihm ansteht, so macht er ihn zu seiner Wohnung, weswegen auch, nach Herrn Sulzers Berichte, die Hamstergräber ausgehen Iltisse zu fangen, so bald der erste Schnee fällt, und so lange die Erde bedekt ist; und die Fußstapfen, die die Iltisse in dem Schnee zurücke lassen, sind der Leitfaden, dem man folgt, um ihre Wohnungen zu entdecken. Wenn aber über den alten Schnee ein neuer nach Mitternacht fällt, oder der Wind stark wehet, so kan man den folgenden Tag keine Iltisse fangen, indem dadurch ihre Spur undeutlich gemacht wird. Denn sie gehen nur vor Mitternacht aus dem Bau, und finden sich um diese Zeit wieder darinnen ein. Sie durchstreichen das Feld, und so lange sie andere Beute machen, verschonen sie ihr Hamster-Magazin (denn sie tragen Hamster, so wie diese Korn ein) und bereichern es vielleicht noch mit andern Arten von Lebensmitteln. Da sie übrigens ihre Spatziergänge sehr weit machen, und nicht in gerader Linie, sondern bald hier, bald dorthin laufen, so muß man nicht selten, wenn man die Spur gefunden hat, noch zwo oder drey Stunden suchen, ehe man den Bau findet. Sie bekriegen auch die Kaninchen beständig, die ihnen nicht entgehen können, weil sie leicht zu ihnen in die Löcher kom-

kommen. Eine einzige Zucht von Iltissen ist hinreichend, einen ganzen Kaninchen-Garten zu verheeren.

Der Iltis ist etwas kleiner, als der Haußmarder; er hat einen kürzern Schwanz, spitzigere Schnautze, dicker und schwärzer Haar; auf der Stirne, wie auch auf den Seiten der Nase und um den Rachen ist das Haar weiß. Er unterscheidet sich auch durch die Stimme von demselben; der Haußmarder machet ein durchdringendes und zimlich helltönendes Geschrey; der Iltis gibt einen tiefern Laut von sich; sie haben alle beyde, gleich dem Feldmarder und Eichhorn, ein groblautendes und erzürntes Murmeln an sich, welches sie, wenn sie gereizt werden, oft hören lassen. Endlich gleicht der Iltis dem Haußmarder nicht am Geruche, welcher, anstatt angenehm zu seyn, stinkend ist, daher man ihn auch putorius genennet hat. Es geschieht insonderheit, wenn er erhizt ist, oder böse gemacht wird, daß er einen unerträglichen Geruch ausdünstet, und weit um sich verbreitet. Die Hunde mögen sein Fleisch nicht fressen, und sein Fell, ob es gleich gut ist, gilt wenig, weil es niemalen seinen natürlichen Geruch verliehrt. Dieser Geruch kommt aus zwey Bläschen oder kleinen Gefässen, welche diese Thiere neben dem Hintern haben, und die stets eine ölichte Materie durchseigern und enthalten, deren Geruch bey dem Iltis, dem Wiesel, dem Dachse u. s. w. höchst unangenehm ist.

Der Iltis scheint ein Thier der gemäßigten Länder zu seyn. Man findet deren in den Nordländern wenig, oder gar nicht, und in den Südländern sind sie seltener als der Haußmarder. Der sogenannte Amerikanische Stänker ist ein verschiedenes Thier, und die Gattung der Iltisse scheint in Europa, von Italien bis nach Polen eingeschränkt zu seyn.

Das wilde Wiesel.

Einige Schriftsteller haben gezweifelt, ob das wilde Wiesel und der Iltis Thiere von verschiedener Gattung wären; gleichwol ist der in gemäßigten Ländern einheimische Iltis wild, wie der Haußmarder, und das aus warmen Ländern ursprüngliche wilde Wiesel kan nur in Frankreich als ein Haußthier fortkommen. Zur Kaninchen-Jagd bedienet man sich nicht des Iltis, sondern des wilden Wiesels, weil es leichter zahm wird; denn sonst hat dasselbe, eben wie der Iltis einen überaus starken und sehr widrigen Geruch an sich, über dieses vermischen sich diese Thiere nicht miteinander, und unterscheiden sich durch wesentliche Merkmale von einander. Die Farbe des Haares ist zwar einerley, aber das wilde Wiesel hat einen länglichern und geschlankern Körper, einen schmälern Kopf und eine spitzigere Schnautze als der Iltis. Es bemühet sich nicht auf gleiche Art seine Nahrung zu finden, man muß es versorgen und in Häusern füttern. Es schlägt seine Wohnung weder im Felde noch in Waldungen auf, und diejenigen, welche sich in den Kaninchen-Höhlen verliehren, und nicht wieder kommen, haben sich nie weder im Felde noch Walde vermehrt, vermuthlich kommen sie den Winter über um. Das wide Wiesel unterscheidet sich auch durch die Farbe des Haares wie die andern Haußthiere, und ist in warmen Ländern eben so gemein, als der Iltis daselbst rar ist.

Das weibliche wilde Wiesel ist merklich kleiner als das Männchen. Wenn sie läufig wird, geht sie demselben begierig nach, und man versichert, daß es ihr das Leben kostet, wenn sie sich nicht paaren kan. Man erzieht sie in Tonnen und Küsten, wo man ihnen ein Lager von Werg zubereitet. Sie schlafen fast unaufhörlich, und so bald sie erwachen, wollen sie fressen. Man futtert sie mit Brod, Kleyen, Milch ꝛc. Sie werfen des Jahres zweymal. Die Weibchen sind sechs Wochen lang trächtig. Einige fressen ihre Jungen, wenn sie solche kaum zur Welt gebracht haben, und alsdenn werden sie von neuem läufig, und drey-

dreymal trächtig. Sie werfen gemeiniglich fünf oder sechs und manchmal sieben, acht und sogar neun Junge auf einmal. Dieses Thier ist von Natur des Kaninchens Todfeind. Wenn man auch nur ein todtes Kaninchen, einem jungen Wiesel, so nie keine gesehen, vorhält, so macht es sich darüber, und versezt ihm einen grimmigen Biß; ein lebendiges aber faßt es bey dem Halse, oder bey der Nase an, und sauget ihm das Blut aus. Wenn man es in die Kaninchen-Löcher kriechen läßt, pflegt man es zu knebeln, damit es dieselben nicht tödten, sondern nur aus ihrem Lager nöthigen möge, um in die bey dem Eingange gelegte Schlinge zu gerathen. Wenn man es ohne Knebel gehen läßt, so läuft man Gefahr um dasselbe zu kommen, weil es einschläft, so bald es das Blut des Kaninchens ausgesaugt hat. Die Kinder bedienen sich auch des Wiesels, um die Vogelnester auszunehmen. Es fällt ihm leicht in die hohlen Bäume und durchlöcherte Mauern zu kommen, und es bringt die Vögel heraus.

Nach dem Zeugnisse des Strabo ist das wilde Wiesel aus Afrika nach Spanien gebracht worden, wo man sie auch am nöthigsten hatte, um die beschwehrliche Anzahl der Kaninchen zu vermindern.

Obgleich auch das wilde Wiesel leicht zahm zu machen und sogar gelehrig ist, so ist es dennoch ein sehr zorniges Thier. Es hat jederzeit einen widrigen Geruch an sich, welcher, wenn es sich erhitzet oder gereizt wird, noch mehr zunimmt. Es hat lebhafte Augen, ein funkelndes Ansehen, alle seine Bewegungen sind leicht, und es ist zugleich von solcher Stärke, daß es ein Kaninchen, so wenigstens viermal grösser ist, mit leichter Mühe bezwingt.

Herr von Büffon zweifelt sehr, daß das wilde Wiesel der Griechen Jctis seye, von dem Aristoteles sagt, es seye eine Art gemeiner Wiesseln, kleiner als ein Maltheserhündchen, aber dem gemeinen Wiesel an Haaren, Gestalt, weisser Farbe des untern Theils, und auch an Schlauigkeit gleich. Er werde sehr zahm, thue, weil er dem Honig sehr nachgehe, grossen Schaden an den Bienenstöcken. Er überfalle auch die Vögel, und habe, wie der Kater, ein beinern Zeugungsglied. Es scheint sagt Herr von Büffon !) ein Widerspruch, wenn man sagt, Ictis seye eine Art von wilden gemeinen Wieseln, und werde sehr zahm, weil das gemeine Wiesel, welches von beyden am wenigsten wild ist, nicht zahm wird. 2) Kan das wilde Wiesel, ob es gleich grösser als das gemeine ist, dennoch nicht mit dem kleinen Wachtelhunde, (Epagneul) oder einem Schooshündchen, dem es an Grösse nicht beykommt, nicht gar wohl verglichen werden. 3) Hat es nicht das Ansehen, daß das wilde Wiesel die listigen Ränke des gemeinen Wiesels, noch die allergeringste Schlauigkeit besitze. Endlich thut es den Bienenstöcken keinen Schaden, und ist keineswegs nach Honig begierig.

Das wilde Wiesel ist kleiner, als der Iltis, und die übrigen Unterscheidungs-Zeichen sind oben angeführt worden. Die Farbe des Haars ist, wie bey andern Haußthieren veränderlich: Es gibt wilde Wiesel, welche gleich dem Iltis, weiß, schwarz und mehr oder weniger dunkelfahl sind, man nennet dieselben wilde Iltiswiesel; die übrigen haben überall eine gelbe, dem Buchsbaum ähnliche Farbe; diese Farbe hat weisse Streife, weil die langen und dichtstehende Haare, welche an dem wilden Wiesel, wie bey dem Hauß- und Feldmarder, und Iltis zu sehen, zum Theile weiß sind, da hingegen die kurzen und weichen Haare gänzlich eine gelbe Farbe haben. Wenn man das Thier unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, so sind die weisse und die gelbe wechselsweise die herrschenden Farben.

Dieses Thier heißt im Lateinischen Viuerra, Turo, Turunculus. Im Spanischen Huron, Furam; im Französischen Furet; im Englischen Ferret; im Polnischen Laska. In der Barbarey, wo man es antrift, heißt es Nimse. Es hat 15 Ribben, da der Iltis, Hauß- und Feldmarder nur 14 haben und im Brustbeine ist auch ein Knochen mehr befindlich.

Das gemeine Wiesel.

Dieses Wiesel ist in gemäßigten und warmen Ländern eben so gemein, als in kalten Himmelsgegenden selten. Das Hermelin hingegen, welches in Norden sehr häufig ist, befindet sich in gemäßigten Landschaften in geringer Anzahl, und gegen Süden gar nicht. Folglich machen diese Thiere zwo von einander unterschiedene Gattungen aus. Was Anlaß gegeben hat, sie mit einander zu vermengen, ist dieses, daß einige unter den gemeinen Wieseln, so wie das Hermelin, im Winter weiß werden. Inzwischen trift man andere Eigenschaften bey ihnen an, die sehr verschieden sind. Das Hermelin, welches im Sommer roth, und im Winter weiß aussieht, behält jederzeit eine schwarze Spitze am Schwanze, das gemeine Wiesel aber eine gelbe. Ausserdem ist es merklich kleiner, und trägt einen weit kürzern Schwanz als das Hermelin. Es hält sich nicht, wie das Hermelin, in Wüsteneyen und Waldungen auf, und entfernt sich wenig von bewohnten Plätzen. Es gibt zwar unter den gemeinen Wieseln grössere und kleinere; allein dieser Unterschied beträgt an der ganzen Länge des Leibes nicht über einen Zoll; da hingegen das Hermelin zween Zoll länger als das grösste gemeine Wiesel ist. Sie werden beyde nicht zahm, sie bleiben in den eisernen Gebäuern, worein man sie sperren muß, immer sehr wild; sie mögen beyde keinen Honig fressen, und besuchen also die Bienenstöcke nicht, deswegen kan auch das Hermelin nicht der Ictis seyn. Das gemeine Wiesel und Hermelin, anstatt daß sie zahm werden solten, sind dermassen wild, daß sie nicht fressen, wenn man ihnen zusieht; sie sind in steter unruhiger Bewegung, suchen sich beständig zu verbergen, und wenn man sie erhalten will, muß man ihnen ein Bündel Werg geben, worein sie sich wickeln können; sie schleppen alles dahinein, was man ihnen gibt, fressen meistens nur bey Nachtzeit, und lassen die frische Speise zween oder drey Tage stehen, ehe sie solche anrühren. Sie bringen drey Vierthel vom Tage mit Schlafen zu; auch in der Freyheit erwarten sie die Nacht um nach Nahrung zu gehen. Wenn das gemeine Wiesel in ein Hühnerhauß kommen kan, so greift es nicht die Hähne oder alten Hühner an: es suchet sich die Hennen und kleine Küchlein aus, die es mit einem einzigen Biß in den Kopf tödtet, und hernach eines nach dem andern fortträgt. Es sauget auch die Eyer mit unglaublicher Gierigkeit aus; im Winter hält es sich gemeiniglich in Kornböden und Scheunen auf. Oft bleibt es daselbst im Frühlinge um im Heu oder Stroh zu hecken; während dieser ganzen Zeit bekrieget es noch glüklicher, als die Katze, die Ratzen und Mäuse, indem es zu ihnen in die Löcher kriechet. Es klettert in die Taubenschläge, fängt Tauben, Sperlinge u. s. f. Im Sommer schleicht es in einiger Weite von den Häusern, sonderlich an niedrig liegenden Oertern, um die Mühlen, längst den Bächen und Flüssen; es verstekt sich ins Gebüsche, um die Vögel zu belauren, und schlägt seine Wohnung bisweilen in einer alten hohlen Weide auf, um daselbst die Jungen auszuhecken. Es macht ihnen ein Lager von Gras, Stroh, Blättern und Werg; es hecket im Frühjahre, manchmal drey, gemeiniglich aber vier oder fünf auf einmal. Die Jungen werden blind gebohren, wie des Iltis, Feld- und Haußmarders seine ꝛc. aber sie nehmen in kurzer Zeit an Wachsthum und Kräften genugsam zu, daß sie der Mutter auf die Jagd folgen können. Man hat auch schon Wiesel angetroffen, die vermuthlich ihr Nest nicht erreichen konnten, oder daraus verjagt worden waren, ehe sie werfen konnten. Sie liefen ängstlich um die über den Weg gehende herum, und man sahe endlich, da man sie wegen ihrer Angst genauer beobachtete, ein ganz nackendes Junges auf dem Wege, welches die Mutter, so bald sie sich sicher sahe, in dem Maule hinwegtrug. Es greift die Schlangen, Wasserratzen, Maulwürfe, Hamster ꝛc. an, durchstreicht die Wiesen, und verzehrt die Wachteln, samt ihren Eyern. Es hat niemals einen gleichförmigen Gang, es thut beständig kleine ungleiche und übereilte Sätze, und wenn es auf einen Baum steigen will, so nimmt es einen Sprung, wodurch es sich auf einmal viele Schuhe hoch hebt; auf eben diese Art springt es auf die Vögel los.

Es hat wie die vor beschriebene Thiere, einen so starken Geruch, daß man sie in keinem Wohnzimmer behalten kan. Im Sommer riechen sie übler als im Winter. Sie machen kein Geräusch im Gehen, und geben keinen Laut von sich, wenn man

man sie nicht schlägt. Sie machen sich nichts aus dem Gestanke. Ein Bauer von dem Landgute des Herrn von Büffon fieng einsmals drey neugebohrene gemeine Wiesel in dem Aasse eines Wolfes, den man an den Hinterfüssen an einen Baum gehenkt hatte. Der Wolf war fast ganz verfault, und das alte Wiesel hatte in dem hohlen Wanste Gras, Stroh und Blätter zu einem Lager für die Jungen zusammen getragen.

Ausser daß das gemeine Wiesel viel kleiner als der Hauß- und Feldmarder, der Iltis und das wilde Wiesel ist, gleicht es diesen Thieren in Ansehung der Leibesgestalt; und unterscheidet sich von ihnen, blos durch die Länge und Farbe des Haars. Dieser Unterschied ist an dem Schwanze, der nur mit sehr kurzen Haaren versehen ist, sehr sichtlich.

Der Obertheil der Schnautze und des Kopfes, des Halses und des Leibes, die Schultern, die äusserliche und vordere Fläche der Vorderfüsse, das Kreuz, der Schwanz, die äusserliche Fläche, und hintere Seite der Schenkel und Beine, und die ganzen Hinterfüsse, sind von einer braunen lichten Farbe, mit dünnen gelblichen Strichen. Das ganze Untertheil des Leibes, von dem Ende des untern Kinnbackens an, bis an den Schwanz, die inwendige und hintere Fläche der Vorderfüsse, und die innere und vordere Fläche des Schenkels und des Beins, sind von weisser Farbe. In einiger Weite über den Ecken des Mauls sind zween Flecken von eben der Farbe, als das Obertheil des Thiers. Doch muß man sich erinnern, daß sie im Winter weiß werden, und je näher oder entfernter sie dieser Veränderung sind, mehr oder weniger weisse Farbe an sich haben.

Der Tayra oder Galera.

Dieses Thier ist von der Grösse eines kleinen Kaninchens; und hat viele Aehnlichkeit mit dem Wiesel oder Marder; Es gräbt sich eine Höhle; es hat viele Stärke in den Vorderfüssen, die um ein beträchtliches kürzer als die hinteren sind; seine Schnauze ist länglich, ein wenig spiz und mit einem Knebelbarte versehen, es hat sechs Schneid- und zween Hundszähne in jedem Kinbacken, die Backenzähne nicht gerechnet, seine Zunge ist lang und rauh, wie der Katze ihre; der Kopf ist länglich; die Augen, welche ebenfalls länglich sind, stehen eben so weit von den Ohren als von dem Aeussersten der Schnautze ab; die Ohren sind platt und den Menschenohren zimlich ähnlich: die Füsse sind stark und zum Graben gemacht; die Fußsohle ist gestrekt und an jedem Fusse sind fünf Zähen, der Schwanz ist lang, gerade und nimmt immer ab; der Leib ist länglich und gleicht sehr dem Leib einer grossen Katze; er ist mit braunen Haaren bedekt, deren einige zimlich lang und die andern weit kürzer sind. Dieses Thier scheinet eine Art von kleinem Marder oder Iltis zu seyn, und Linnäus vermuthet, es seye das schwarze Brasilianische Wiesel. Dieses findet man auch in Guiane, wo es Tayra heißt, aus welchem Namen wohl Browus Galera entstanden seyn könnte.

Das

Das Hermelin.

Das gemeine Wiesel mit dem schwarzen Schwanze wird im Französischen Hermine, und Roselet genennet. Hermine, wenn es eine weisse Farbe hat; Roselet aber, wenn es roth oder gelblich aussiehet. Wiewol es nicht so gemein als das sogenannte gemeine Wiesel ist; so findet man es doch zimlich häufig, sonderlich in alten Waldungen, und bisweilen zur Winterszeit in Feldern, die mit einem Walde gränzen. Man kan dasselbe stets von dem gemeinen Wiesel sehr leicht unterscheiden, weil es allezeit am Schwanze eine dunkelschwarze Spitze, weiß eingefaßte Ohren, und unten weisse Pfoten hat.

Es ist bereits in der Geschichte des gemeinen Wiesels viel von dem Hermeline gesagt worden, worauf wir uns jetzo berufen. Es ist, wie Herr von Büffon sagt, der eines eingesperrt hatte, ein klein artig Thier, hat lebhafte Augen, eine feine Gesichtsbildung, und alle seine Bewegungen geschehen mit einer so grossen Fertigkeit, daß man nicht vermögend ist, ihm mit den Augen zu folgen; man pflegte es stets mit Eyern und Fleischwerk zu unterhalten, aber es läßt die Speise verderben, ehe es sie anrühret; es hat niemals Honig fressen mögen, als nachdem man ihm drey Tage alle andere Kost entzogen hatte, und verrekte, so bald es davon genossen hatte. Das Fell dieses Thieres ist kostbar, und jedermann kennet das Pelzfutter vom Hermelin.

Die Hermeline sind in ganz Norden sehr gemein, besonders in Rußland, in Norwegen, in Lappland. Sie sind allda, wie anderwärts, im Sommer roth, und im Winter weiß. Sie nähren sich allda selbst von kleinen grauen Caninchen und von einer kleinen Art von Ratzen. In gemäßigten Ländern sind sie rar, und in warmen werden sie gar nicht angetroffen. Das Thier auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, welches Kolbe einen Hermelin nennet, und dessen Fleisch, wie er vorgibt, gesund und schmakhaft ist, ist kein Hermelin, und demselben gar nicht ähnlich. Die gemeinen Wiesel zu Cayenne, und die grauen Hermeline der morgenländischen Tartarey und des nordlichen China, deren einige Reisende Erwähnung thun, sind ebenfalls von unsern gemeinen Wieseln und Hermelinen unterschieden.

In Norwegen, sagt Herr Pontoppidan, wird es Rösekat genennet, weil es seinen Aufenthalt gerne in Röser d. i. Steinhaufen sucht; auf dem Halse hat es schwarze Flecken. Es mauset so stark, als eine Katze, und schleppet fort was es findet, insonderheit Eyer, welche seine grösten Leckerbissen sind. Aus dieser Ursache siehet man am Seeufer bey stillem Wetter, daß das Hermelin hinaus auf die Inseln schwimmet, wo ein grosser Vorrath von Eyern der Wasservögel zu finden ist. Daß das Wiesel ebenfalls mit der grösten Behendigkeit über einen Fluß setzet, habe ich selbst gesehen. Ob aber die Erzählung des Jemandes richtig war, der dem Herrn Bischof, als eine Sache, die er selbst gesehen, versicherte, daß das Hermelin, wenn es auf einer Insel junge, seine Jungen auf einem Spahne hinüber auf das Land führe, und denselben mit seiner Schnautze dann und wann fortstosse, kan ich nicht entscheiden. Pontoppidan sezt hinzu, daß das Hermelin, so klein es seye, doch zuweilen Elendthiere und Bären, und zwar auf folgende Weise umbringe: wenn jene schlafen, so springe das Hermelin ihnen ins Ohre, und beisse sich darinnen mit seinen scharfen Zähnen so feste, daß es nicht wieder abfalle; darauf fange das grosse Thier an zu laufen und zu schreyen, und stürze sich endlich ganz ermattet von einem Felsen herab. So solle es sich ebenfalls auf einen schlafenden Adler, oder Tiur-Vogel (ein grosser Auerhahn) stehlen, denselben, indem es auf seinem Rucken sitzt, in die Luft fliegen lassen, und so lange beissen, bis er endlich, wenn er sich verblutet hat, todt zur Erde sinken müsse. Von dem Elend und Rennthier versichert das Stralsundische Magazin eben dieses. Es wird mit platten Pfeilen geschossen, oder in der Falle gefangen, oder auch zwischen zween

flachen Steinen, von denen einer mit einem kleinen Hölzchen so aufgestellet wird, daß er sogleich niederfällt, und das Hermelin todt drücket, so bald die an einen Draht gebundene Lokspeise angerühret wird. Was man vor Alters gesagt hat, daß dieses Thierchen so sehr für seine Haare besorgt seye, daß es lieber durch ein Feuer, als durch Koth u. d. gl. gehe, mag wohl eine von den Fabeln seyn, davon blos die Moral zu gebrauchen ist. Es stinkt ganz abscheulich, vornehmlich, wenn es sich paaret, welches es oft thun und sehr geil seyn soll. Das nordische Hermelin behält, wie Pontoppidan versichert, seine Farbe am besten, und wird nicht so leicht gelblicht, wie das Moskowitische, daher es auch in Petersburg selbst gesucht, und wohl bezahlt wird.

Herr Daubenton hatte Gelegenheit die Veränderung der Farbe des Hermelins zu beobachten. Da er sich in Burgund aufhielt, brachte man ihm ein lebendiges Hermelin, welches man in den Gegenden von Montbard, wo er war, gefangen hatte. Dieses ist eben das Hermelin, das sich auch auf den Schweizergebürgen befindet, und dessen Gesner gedenkt. Er bekam es den ersten März und es war bis auf die schwarze Spitze des Schwanzes gänzlich weiß. Die weisse Farbe fiel etwas ins Gelbliche. Er sperrte es in einen eisernen Käfig, und entdekte bald einige braune Streifen in der weissen Farbe, und von dem neunten Tag eben desselben Monats war bereits die ganze Oberfläche und die Seiten der Schnautze und des Kopfes braunröthlich. Diese Farbe erstrekte sich längst dem Halse und Rücken bis an das Kreuz, in Form eines Streifes, der einen halben Zoll breit war, und auf der äussern Fläche der vier Pfoten erschienen etliche Striche von dergleichen Farbe. Zu gleicher Zeit sah er Flocken von weissen Haaren, welche sich an die von Eisendraht gemachte Scheidewand gehänget hatten, unter der das Thier hindurch gieng, so oft es aus einem Behältniß in das andere wolte. Den 17ten blieben nur etliche weisse Haare auf der Schnautze, auf dem Kopfe, auf den Schenkeln, und am Schwanze. Zu Ende des Monats war nichts Weisses mehr übrig, als auf denjenigen Theilen, welche an dem gemeinen Wiesel mit dem schwarzen Schwanze weiß sind.

Der Zobel.

Fast alle Naturbeschreiber haben von dem Zobel geredet, ohne ihn weiter zu kennen, als aus seinem Rauchwerke. Herr Gmelin hat zuerst die Figur und Beschreibung desselben geliefert, indem er bey dem Gouverneur von Tobolsk zween lebendige gesehen. „Der Zobel, sagt er, kommt in der Bildung und dem Geschicke seines Körpers, mit dem Stein- oder Haußmarder, und in Ansehung der Zähne mit dem Wiesel überein; er hat sechs zimlich lange und etwas krumme Schneidezähne, nebst zween langen Hundszähnen in dem Unterkinnbacken, und kleine ungemein spitzige Zähne in dem oberen; er hat einen grossen Knebelbart an der Schnautze, und breite Füsse, die insgesamt mit fünf Nägeln versehen sind. Diese Charaktere waren beyden Zobeln gemein; aber der eine war über den ganzen Leib schwärzlichtbraun, die Ohren und den Untertheil des Kinns ausgenommen, wo das Haar ein wenig falb war. Der andere, der ein wenig kleiner war, als der erstere, hatte über dem ganzen Körper eine gelblichtbraune Farbe, und Ohren und ein Unterkinn von blässerer Schattirung. Diß sind die Winterfarben; denn im Frühlinge, wenn die Härung geschieht, verändert sich das Haar. Der erste Zobel, der schwarzbraun war, wurde im Sommer braungelb; und der andere, der gelbbraun war, wurde blaßgelb. Ich habe, fährt Gmelin fort, die Behendigkeit dieser Thiere bewundert: so bald sie eine Katze erblikten, sezten sie sich auf die Hinterbeine, als wenn sie sich zum Gefecht rüsten wolten; sie sind während der Nacht sehr unruhig und ungemein lärmend (auch thut das Hermelin eben dieses); den übrigen Tag hingegen,

und

und vornehmlich, wenn sie gefressen haben, schlafen sie gemeiniglich eine halbe oder ganze Stunde, und zu dieser Zeit kan man sie aufnehmen, schütteln und stechen, ohne daß sie erwachen.„ Aus dieser Beschreibung sieht man, daß die Zobel nicht alle von einer Farbe sind, indem das Haar nicht nur in einer Jahrzeit anders aussieht, als in der andern, sondern auch von Individuum gegen Individuum, und von Klima zu Klima abstieht. Herr Gmelin sagt auch in seiner Beschreibung von Sibirien, daß es auf dem Gebürge Sopka Sinaja schwarze Zobel mit einem kurzen Haare gebe, welche zu jagen verboten seye, und daß eine gleiche Art von Zobeln weiterhin in den Gebürgen, wie nicht weniger bey den Wrangai Calmucken angetroffen werde, die man unter dem Namen der Zobel von Kangaraga kenne.

Die Zobel halten sich am Ufer der Flüsse, an schattichten Oertern und in den diksten Wäldern auf; sie hüpfen ungemein behende von Baum zu Baume, und scheuen sich sehr vor der Sonne, die in sehr kurzer Zeit, wie man sagt, die Farbe ihres Haars verändert. Man hat sagen wollen, daß sie sich verkröchen und den Winter über erstarrt wären; und doch ist diß gerade die Zeit, da man ihnen vornemlich nachstellt, weil ihr Rauchwerk alsdann weit schöner und besser als im Sommer ist. Sie leben von Ratzen, Fischen, Fichtenkörnern und wilden Früchten. Bey ihrer Brunst sind sie sehr hitzig; sie haben zu dieser Zeit einen ungemein starken Geruch, und ihre Excremente stinken zu allen Zeiten. Man findet sie vornehmlich in Sibirien; in den Wäldern des grossen Rußlandes gibt es nur wenige, und in Lappland noch weniger. Die schwärzesten werden am höchsten geschäzt, und ein solcher Balg gilt bisweilen nach Regnard sechzig Thaler, ob er gleich nur vier Finger breit ist. Man hat nach eben diesem Schriftsteller auch weisse und graue gesehen. Der Unterschied, den dieses Rauchwerk vor allen andern hat, bestehet darinn, daß das Haar, man mag es streichen nach welcher Seite man will, immer folget; da hingegen die Haare an andern Fellen, wenn sie verkehrt gestrichen werden, etwas sträubendes und widerstehendes fühlen lassen.

Die Jagd der Zobel geschiehet nach Büffons Bericht durch Verbrecher, die nach Sibirien verbannt sind, oder durch Soldaten, die eigentlich darum hingeschikt werden, und gemeiniglich verschiedene Jahre da bleiben. Sowohl jene als diese sind schuldig eine gewisse Anzahl von Fellen, die ihnen auferlegt ist, zu liefern. Sie schiessen blos mit Kugeln, um die Haut, so wenig als möglich, zu verderben, und bisweilen gebrauchen sie Armbrüste und sehr kleine Pfeile. Da zu dieser Jagd viel Geschiklichkeit und noch mehr Aemsigkeit erfordert wird, so erlaubt man den Officiren, ihren Soldaten dabey einen Vortheil zu gönnen, und mit ihnen den Ueberfluß von dem zu theilen, was sie wöchentlich liefern müssen. In der Voyage du P. Avril heißt es, ein Oberster könne in seinen sieben Dienstjahren ungefehr viertausend Thaler Gewinn ziehen, die Subalternen verhältnißmäßig weniger, und jeder Soldat sechs bis siebenhundert Thaler.

Wir können bey dem, was wir hier aus dem Herrn von Büffon haben, eine Anmerkung, die zu Herrn Laxmann's Predigers bey der deutschen Gemeine zu Barnaul auf den Kolywanischen Bergwerken in Sibirien, sibirischen Briefen bey Gelegenheit des Worts Promyschlennye gemacht worden, nicht vorbeygehen. Wie dieses Land, heißt es, den Russen bekannt und unterthänig wurde, so lokte der Ueberfluß an kostbarem Pelzwerk eine unzählige Menge Menschen aus Rußland, theils der vortheilhaften Handlung, theils des reichen Wildfangs wegen, nach Sibirien. Diese Abenteurer erhielten den allgemeinen Namen Promyschlennye, welcher sonst Leute bedeutet, die eine Handthierung treiben, und leisteten der Krone zu weiterer Entdeckung und Unterjochung des Landes grosse Dienste. Heut zu Tage könnte man sie von ihrer Kunst Zobel, Hermeline und d. gl. zu fangen, Wildschützen nennen: denn im Vorbeygehen gesagt, diese Promyschlennye liefern diese Thierchen; nicht die nach Sibirien weiland verwiesene Knäsen, Graven, Generale und Ministres, wie der seel. Berkenmeyer schrieb, und wie man noch vor wenigen Jahren aussen im Reiche vermuthete.

Die Jagd dieser Thiere ist nicht überall einerley. Dieses wird man gleich aus dem, was Krascheninnikow in der Beschreibung von Kamtschatka von den Witimskischen Zobeln und der Art sie zu jagen saget, und davon wir so viel, als zu unserem Endzwecke dienet, entlehnen wol-

wollen, ersehen. Die feinsten Zobeln, sagt er, werden an dem kleinen Fluß Kutomal, der in den Witim fällt, zur Rechten über den Wasserfall und den Mündungen der untern Mama und dem Bach Petrowo gefangen. Unter diesen Oertern sind die Zobel beträchtlich schlechter, und alle Jäger gestehen, daß sie am Ursprung der Flüsse besser sind, als am Ausfluß.

Die Zobeln leben in Höhlen gleich den Hermelinen, Wieseln u. s. f. Die Jäger erzehlen auch, daß sie gleichwol auch Nester von Strauchwerk und Gras auf die Bäume bauen, und manchmal darinn, manchmal aber in den Höhlen liegen. Ferner, daß sie sowohl Winter, als Sommer wenigstens zwölf Stunden in der Höhle oder dem Nest zubringen, die übrigen aber ausgehen, ihre Nahrung zu suchen. Im Sommer, ehe die Beere reif werden, fressen sie Wiesel, Hermeline, Eichhörnchen, vornehmlich aber Haasen, und im Winter nähren sie sich mit Flügelwerk. Wenn die Beeren reif sind, so essen sie Mooßbeeren und Heidelbeere, vorzüglich aber die Früchte vom Speyerlingbaum, Vogelbeeren, welches ihnen aber Jucken verursacht, daher sie sich an den Bäumen reiben, darüber aber das Haar auf beyden Seiten verliehren.

Ihre Jungen werfen sie in ihren Höhlen oder Nestern zu Ende des Märzen oder im Anfange des Aprils, drey auch wohl fünf, die sie vier oder sechs Wochen zu säugen pflegen.

Man jagt die Zobel niemals als im Winter, denn im Frühling werfen sie ihr Haar ab, das neue ist im Sommer sehr kurz, und sogar im Herbst noch nicht zur Vollkommenheit gelangt. Daher man dergleichen Zobel Nedazobili oder unvollkommene nennet.

Wenn die Zobeljäger unter ihrem Oberaufseher zu dem Platze ihres Aufenthalts kommen, so bauen sie kleine Hütten von Bäumen und machen Wälle von Schnee darum. Nahe bey jedem Quartiere machen sie ihre Fallgruben, deren jede mit spitzigen Pfählen ungefehr sechs bis sieben Fuß hoch und vier Fuß auseinander umgeben ist. Man bedekt die Grube mit einem Dache von Zweigen, damit kein Schnee hinein falle.

Der Eingang zwischen den Pfählen wird sehr enge gemacht, und zwischen denselben hängt ein Fallbrett so künstlich, daß es bey der geringsten Berührung von einem Zobel zufällt, und er in die Grube stürzet; denn wenn diese Thiere ein Stükchen Fleisch oder Fisch holen wollen, welche in der Grube zum Köder dienen, so müssen sie nothwendig diesen Weeg nehmen. Sind die Zobel, wenn sie die Jäger aus der Höhle nehmen, gefrohren, so nehmen sie solche mit zu Bette, und thauen sie unter ihren Kleidern auf.

Wenn man merkt, daß die Zobeln nicht gerne in die Falle gehen, so stellt man ihnen mit Netzen nach, wenn man ihre Spur im Schnee siehet. Dieser gehen die Jäger nach bis sie an die Höhle kommen, darein sich der Zobel verkrochen hat, oder wenn sie die Spur zwischen andern Höhlen nahe dabey verliehren, so stecken sie rauchende Stücke faules Holz hinein, welches die Thiere nöthiget, ihre Schlupfwinkel zu verlassen. Alsdenn werden die Netze aufgestellt, in welchen sich der Zobel gemeiniglich fängt. Zur Vorsicht hat der Jäger seinen Hund bey der Hand, und so erwartet er seine Beute oft zwey bis drey Tage lang. Wenn der Zobel in das Nez kommt, so höret man es an dem Klang der kleinen Schellen die daran sind. Hierauf läuft der Jäger zu und hezt seinen Hund an, welcher ihn todt beisset. Niemals aber erfüllt man solche Höhlen, die nur eine Oefnung haben, mit Rauch, denn der Zobel würde sich lieber erstiken lassen, als durch den Rauch herausgehen.

Wenn der Zobel sich auf einzelne Bäume flüchtet, so schießt man ihn mit stumpfen Pfeilen herab. Kan aber dieses nicht geschehen, so wird der Baum umgehauen und das Nez da aufgestellt, wo der Gipfel des Baumes hinfallen muß, oder wenn man die Spur auf den Baum hat, und das Thier doch nicht bekommt, so werden alle Höhlungen des Baumes durchsucht, ob sich der Zobel nicht darein verstekt hat. Denn ein solches Thier, das einmal in einem Nez oder einer Falle gewesen, läßt sich schwehrlich zum zweitenmale hintergehen.

Zehen gemeine Witimskische Zobeln sind so viel werth, als vierzig Kamtschadalische.

Ehe Sibirien noch von den Russen erobert worden, war es voll von Zobeln, allein gegenwärtig siehet man da keine mehr, wo sich Russen niedergelassen haben,

ben, indem diese Thiere alle bewohnte Gegenden vermeiden.

Einige Naturbeschreiber haben gemuthmasset, daß der Zobel der Satherius des Aristoteles seye, und Herr von Büffon hält ihre Vermuthung für sehr gegründet. Die Feinheit von dem Rauchwerk des Zobels gibt zu erkennen, daß er sich oft im Wasser aufhält, und einige Reisebeschreiber sagen, daß er blos auf kleinen Inseln in grosser Menge zu finden seye, wo auch die Jäger ihn aufsuchen: hingegen redet Aristoteles von dem Satherius als einem Wasserthiere, und sezt ihn dem Fischotter und Lieber an die Seite. Es ist ferner zu vermuthen, daß zur Zeit der Pracht Athens dieses schöne Rauchwerk in Griechenland nicht unbekannt war, und daß das Thier, von dem es kommt, einen Namen hatte; und nun ist kein einziger Name, den man dem Zobel mit mehrerem Grunde beylegen könnte, als der Name Satherius, wo es anders in der That wahr ist, daß der Zobel Fische frißt wie Raczinski erzählet, und sich so oft im Wasser aufhält, daß man ihn unter die Amphibien setzen kan, von welchem aber freylich Gmelin, Kraschenninikow u. a. die den Zobel am genauesten zu kennen scheinen, meines Wissens nichts sagen.

Die Fossane.

Die Fossane ist ein Thier, welchem einige Reisebeschreiber den Namen der Genette von Madagaskar beygelegt haben, weil sie vermittelst der Farben des Haars und einigen andern Stücken der Genette gleich kommt. Herr Poivre ertheilet folgende Nachricht davon.

Die Fossane, die ich von Madagaskar mitgebracht, ist ein Thier von gleichen Sitten, als unser Buchmarder. Die Einwohner der Insel haben versichert, daß die Zeugungsglieder der männlichen Fossane, wann sie hitzig ist, einen starken Bisamgeruch von sich geben. Als ich diejenige ausstopfen ließ, die jezt in dem Cabinette des Königes ist, so untersuchte ich sie sorgfältig, aber ich entdekte keinen Beutel, und fand auch nicht den geringsten Bisamgeruch bey ihr. Ich habe eben ein solches Thier in Cochinchina und ein anderes in den Philippinischen Inseln aufgezogen. Beyde waren Männchen und hatten sich schon ein wenig an mich gewöhnt; ich hatte sie bekommen, da sie noch ganz klein waren, und ich habe sie nicht viel länger als zween bis drey Monate behalten. Ich habe aber niemals etwas von einem Beutel angetroffen, sondern nur wahrgenommen, daß ihr Koth eben so roh, wie der vom Buchmarder. Sie fraffen Fleisch und Früchte, aber die leztern am liebsten, vornemlich erklärte sich ihr Geschmak für die Bananen.

Dieses Thier ist sehr wild und ungemein schwehr zu zähmen; so jung es auch seyn mag, wenn man es aufzieht so behält es doch immer ein freches Ansehen und einen gewissen Charakter von Wildheit. Das Auge der Fossane stellt, mit der Grösse ihres Kopfes verglichen, eine ungemein grosse schwarze Kugel vor, welches diesem Thier ein boshaftes Ansehen gibt.

Das Thier, das in Guinea Berbe heißt, und von dem die Reisebeschreiber sagen, es habe eine spitzere Schnautze und einen kleinern Leib, als die Katze, und seye eben so gezeichnet, als die Zibethkatze, scheinet mit der Fossane einerley Thier zu seyn.

Die Fossane hat Zähne, wie die Genette, und an jedem Fusse fünf Zähen. Sie hat auch fast eben solche graue, schwarze und rothe Flecken, als man an der Genette sieht, aber sie sind an verschiedenen Theilen des Leibes auf eine andere Art ausgestreut, sie hat auch sonst in der Bildung des Körpers viele Aehnlichkeit mit ihr, aber sie unterscheidet sich doch durch einen wesentlichen Charakter, nemlich durch den Bisambeutel, der bey der Genette zwischen den Zeugungsgliedern und dem After sizt, der Fossane aber fehlet.

Der Vansire.

Der Vansire oder wie sein Name eigentlich in Madagaskar ist, Vohang Shira ist von denen, die seiner Erwähnung gethan haben, für ein Wiesel gehalten worden. Er ist auch wahrscheinlicher Weise das Thier das in der Provinz Balta im Königreiche Congo Insire heißt, und in der allgemeinen Geschichte aller Reisen für einen Marder ausgegeben wird, deren es doch in Congo keine gibt. Es ist dem Wiesel in vielen Stücken gleich; inzwischen unterscheidet es sich aber auch von demselben durch solche Charaktere, die zureichend scheinen, um es zu einer unterschiedenen und abgesonderten Gattung zu machen. Der Vansire hat im Oberkinnbacken zwölf Backenzähne, anstatt, daß das Wiesel nur achte hat; und die untern Backenzähne, kommen weder in der Bildung noch in der Lage überein. Ausserdem sticht der Vansire in der Farbe des Haars von allen unsern Wieseln ab, ungeachtet diese, so wie alle Thiere, deren Erziehung und Vermehrung der Mensch sich angelegen seyn läßt, vielfältig von einander abweichen, sogar das Männchen vom Weibchen.

Das Thier, das Seba unter dem Namen eines javanischen Wiesels angezeigt, welches die Einwohner dieser Insel, wie er sagt, Koger-Angan nennen, und das Herr Brisson hiernächst das javanische Fret (Furet de Java genannt hat, könnte wohl mit dem Vansire einerley seyn, wenigstens ist kein einziges unter allen bekannten Thieren, dem er so nahe kommt. Allein da die Beschreibung des Seba nicht vollständig genug ist so läßt sich kein entscheidender Ausspruch thun.

Vermöge der länglichten Gestalt des Leibes, vermöge der spitzigen Schnautze und der kurzen Ohren hat der Vansire gewisse Aehnlichkeiten mit dem Fret oder Wiesel, dem Buchmarder und der Manguste. Das Haar ist nicht so lang als bey den Mardern, seine Farben sind durchgehends am Leibe ganz einerley; es scheinet eine dunkelbraune Farbe zu haben, wenn man das Thier von Ferne sieht; aber wenn man es in der Nähe betrachtet, so nimmt man wahr, daß sich ein braunes Wollhaar zwischen den steifen Haaren befindet, und daß diese Haare nur nach der Wurzel zu braun sind: das übrige von ihnen ist schwärzlicht und röthlicht, und diese beyde Farben folgen eine auf die andere in kleinen Zwischenräumen bis an die Spitze; die Haare des Leibes sind nur sieben bis acht Linien lang.

Die Muffetten oder die Stinker.

Muffette ist der Geschlechtsname von drey bis vier Thierarten, die einen überaus starken Gestank auslassen, wenn man ihnen zu Leibe will, der eben so erstickend ist, als der unterirdische Duft, den man Moufsette nennt. Diese Thiere werden überall in den gemäßigten Gegenden von Amerika angetroffen. Sie sind von den Reisebeschreibern mit den Namen Stinker, Stinkthiere, Teufelskinder u. s. w. ohne Unterschied belegt worden. Hernandes hat auf eine zimlich deutliche Art dreyerley solche Thiere namhaft gemacht. Das erste nennt er mit seinem Mexikanischen Namen Ysquiepatl, an dessen Stelle Herr Büffon Coase, nach dem Namen Squash, den es in Neuspanien trägt, gesezt hat. Das andere, das Hernandes, wie das erstere nennt, ist

mit

mit seinem in Südamerika gewöhnlichen Namen Chinche, belegt worden. Das dritte dieser Art, das beym Hernandes Conepatl heißt, und dem der Name vom Büffon gelassen worden ist, ist eben dasjenige, so Catesby unter der Benennung eines amerikanischen Iltis, und Brisson unter dem Namen des gestreiften Iltis angeführet hat. Endlich kennet man noch eine vierte Muffettenart, die in Peru und in einigen andern Gegenden des Spanischen Indiens den Namen Zorille führt.

Herr von Büffon hat von Herrn Aubry, Pfarrer zu St. Louis den Coase, Chinche und Zorille mitgetheilt bekommen. Das erste von diesen Thieren wurde dem Besitzer unter dem Namen Pekan, Teufelskind oder wilde virginische Katze zugesandt, welche Benennungen aber falsch waren. Es ist ungefehr sechs Zoll lang, den Kopf und Leib zusamen genommen; es hat kurze Beine, eine dünne Schnautze, kleine Ohren, ein dunkelbraunes Haar, schwarze und spitzige Klauen; es hält sich in Löchern und Felsklüften auf, und zieht auch daselbst seine Jungen groß; es lebt von Käfern, Würmern und kleinen Vögeln, und wenn es in einen Hühnerhof kommen kan, so erwürgt es das Geflügel, von dem es gleichwol nur das Gehirn frißt. Wenn es böse gemacht oder erschrökt wird, so gibt es einen abscheulichen Gestank von sich. Dieses ist ein Vertheidigungs-Mittel für das Thier, denn weder Menschen noch Hunde mögen ihm gerne nahe kommen. Sein Harn, der, wie es scheint mit diesem verpesteten Geruch vermischt ist, stinkt, wo er hinfällt, ohne daß es jemals vergeht. Uebrigens scheint dieser Gestank dem Thier nicht immer eigen und gewöhnlich zu seyn. Man hat mir, sagt Seba, dieses Thier von Surinam lebendig zugeschikt, und ich habe solches einen ganzen Sommer durch in meinem Garten gehabt, wo ich es an einer kleinen Kette angeschlossen hielt. Es biß keinen Menschen, und wenn man ihm zu fressen gab, konnte man mit ihm, wie mit einem Hündchen, umgehen. Es grub mit seiner Schnautze in die Erde, und half sich mit den Vorderpfoten, deren Zähen mit langen und krummen Nägeln versehen sind. Es verkroch sich den Tag über in eine Art von Höhle, die es selber gemacht hatte; gegen Abend aber kam es hervor, und nachdem es sich gepuzt hatte, fieng es an zu laufen, und lief so die ganze Nacht hindurch zur Rechten und Linken, so weit seine Kette reichte; es schob überall mit der Nase auf der Erde herum. Man gab ihm allezeit des Abends sein Fressen, es nahm aber niemals mehr zu sich, als es brauchte, und ließ das übrige liegen. Fleisch, Brod und eine Menge anderer Nahrungsmittel waren nicht nach seinem Geschmacke; gelbe Pastinakwurzeln, rohe Krabben, Raupen und Spinnen waren sein Lieblingsfraß. — — Gegen Ende des Herbstes fand man es in seiner Höhle todt, vermuthlich hatte es die Kälte nicht ausdauren können. Sein Haar auf dem Rücken ist dunkelkastanienbraun, seine Ohren sind kurz, sein Vorkopf ist rund, etwas heller von Farbe, als der Rücken, und der Bauch gelb. Sein Schwanz ist von mittelmäßiger Länge, und mit einem braunen kurzen Haare bedekt; man nimmt rings umher an demselben gleichsam gelblichte Ringe wahr. Man muß bey dieser Beschreibung, da des Gestanks mit keinem Wort gedacht wird, sich erinnern, daß ihn das Thier nur ausläßt, wenn es aufgebracht oder gequälet wird, und daß dergleichen Thiere in Amerika viele zahm gemacht werden.

Von den vier Muffettenarten, die unter dem Namen Coase, Conepate, Chinche und Zorille angeführt worden sind, sind die beyden lezten den heissesten Erdstrichen des südlichen Amerika eigen, und möchten wohl nur zween Abfälle, und nicht zwo verschiedene Arten seyn. Die beyden ersten gehören in das gemäßigte Klima von Neuspanien, von Louisiane, vom Illinesen-Lande von Carolina u. s. w. und sind nach Herrn von Büffons Erachten zwo besondere Gattungen; vor allen der Coase, der den besondern Charakter besizt, daß er an den Vorderpfoten nur vier Klauen hat, da hingegen die andern alle fünfe haben. Uebrigens aber haben diese Thiere beynahe alle einerley Bildung, einerley Instinkt, einerley häßlichen Geruch; und unterscheiden sich, so zu reden, blos durch die Farben und die Länge des Haares. Der Coase ist, wie man schon weiß, von zimlich einförmiger Farbe, und hat keinen buschichten Schwanz, wie die andern. Der Conepate hat auf einem schwarzen Farben-Grunde fünf weisse Bänder, die eine länglichte Richtung vom Kopfe nach dem Schwanze haben. Der Chinche ist auf dem Rücken weiß, und an den Seiten schwarz, und hat dabey einen völlig schwarzen Kopf, bis auf einen weissen Streif, der von dem Genicke

nicke längst dem Stirnblatte bis an die Nase geht; sein Schwanz ist ungemein dick und mit sehr langen weissen und ein wenig schwarz durchsprenkelten Haaren besezt. Der Zorille, der auch Napurita heißt, scheint von einer kleinern Gattung zu seyn; er hat indessen einen völlig so schönen und eben so haarichten Schwanz, als der Chinche, von dem er sonst in Ansehung der Lage der Flecken abgeht, womit sein Balg gezeichnet ist: dieser hat einen schwarzen Grund; auf demselben laufen vom Kopfe bis zur Mitte des Rückens länglichte weisse Streife hin, und gewisse andere weisse Queerstreifen bedecken die Gegend der Nieren, das Kreuz und den Anfang des Schwanzes, der bis zur Mitte seiner Länge schwarz, und von der Mitte bis ans Ende weiß ist, da hingegen der Schwanz des Chinche über und über einerley Farbe hat. Alle diese Thiere sind beynahe von gleicher Bildung und Grösse als die europäischen Iltis; sie kommen demselben auch in ihren natürlichen Gewohnheiten gleich, und die physischen Erfolge ihrer Organisation sind ebenfalls einerley. Der Iltis gibt unter allen Thieren dieser Erdhälfte den häßlichsten Gestank von sich; dieser ist nur heftiger und mehr erhöht bey den Muffetten in Amerika, von denen es mehrere Gattungen und Abfälle gibt, da hingegen der Iltis das einzige Thier seiner Art in der alten Welt ist; denn Herr von Büffon glaubet nicht, daß das Thier, von welchem Kolbe unter dem Namen Stinkdachses redet, und das nach seiner Meynung eine wahre Muffette ist, am Vorgebürge der guten Hofnung wirklich als ein einheimisches Thier existire. Er glaubt vielmehr, daß es aus Amerika dahin gebracht worden, und daß Kolbe seine Beschreibung dem P. Zuchel abgeborgt habe, von dem er anführt, daß er es in Brasilien gesehen habe. Das neuspanische Thier, das Fernandes unter dem Namen Ortohua anzeiget, scheint mit dem peruanischen Zorille einerley; und der Tepemaxtla dieses Schriftstellers der Conepate zu seyn, der sich nicht weniger in Neuspanien, als in Louisiane und Caroline finden muß.

Die Indianer halten diese Art Thiere für ein herrliches Essen, und die Europäer, die davon gekostet haben, haben es ebenfalls wohlschmäckend, und ihrem Bedünken nach viele Aehnlichkeit zwischen ihrem Fleische und dem Fleisch der Spanferkel gefunden. Die Wilden schneiden ihnen die Blase aus, damit das Fleisch nichts von dem Geruch des Harns annehme.

Der Pekan und Wison.

Der Name Pekan ist schon lange bey dem Pelzhandel in Canada gebraucht worden, ohne daß man darum das Thier besser gekannt hätte, dem er zukommt. Man trift diesen Namen bey keinem Naturbeschreiber an, und die Reisenden haben sich desselben ohne Unterschied bedienet, um verschiedene Thiere, und besonders die Muffetten damit zu bezeichnen. Andere hingegen haben das Thier, welches Pekan heissen solte, Fuchs oder wilde Katze genannt, und es ist nicht möglich gewesen, aus den kurzen und fehlerhaften Anzeigen, die geringste richtige Kenntniß zu schöpfen. Eben so verhält es sich mit dem Wison. Der Ursprung dieser beyden Namen ist unbekannt, und man weiß nur, daß diese zwey Thiere, die Herr von Büffon ebenfalls bey Herrn Aubry angetroffen hat, in Nordamerika zu Hause gehören.

Der Pekan kommt dem Feld, und der Wison dem Haußmarder so sehr nahe, daß man sie als Abfälle von einer jeden dieser Gattungen betrachten könnte, und der Ottay, von dem Theodat sagt, er seye so groß als ein kleines Kaninchen; sein Haar seye sehr schwarz, und so sanft, glatt und schön, wie Sammt; möchte wohl einerley mit dem Wison seyn. Sie haben nicht nur eben dieselbe Bildung des Körpers, eben dieselben Verhältnisse in den Maassen, eben dieselbe Länge des Schwanzes und eine gleiche Beschaffenheit

heit des Haars, sondern auch gleichviel Zähne und Nägel, einen gleichen Instinkt und eben dieselben natürlichen Gewohnheiten, als die angeführten Marder. Herr von Büffon hält sich deswegen für berechtigt, den Pekan für einen Abfall in der Steinmarderart, und den Wison für einen Abfall in der Buchmarder Gattung anzusehen, oder sie wenigstens für so nah verwandte Arten zu halten, die nicht den geringsten wesentlichen Unterschied sehen lassen. Der Pekan und Wison haben blos ein bräuneres, glänzenderes und seidenweicheres Haar, als der Feld- und Haußmarder; allein diesen Unterscheid haben sie mit dem Bieber, mit dem Fischotter und mit andern Thieren in Nordamerika gemein, deren Pelzwerk dasjenige an Schönheit übertrift, so von eben diesen Thieren in dem nördlichen Europa kommt.

Der Pekan hatte ein steifes und glänzendes Aussenhaar, und ein sehr sanftes und dichtes Wollhaar; dieses leztere war in dem grösten Theil seiner Länge von der Wurzel an aschfärbigt; die Spitze war grau und hatte einige falbe Sprenkeln. Das steife Haar hatte mit dem Wollhaare einerley Farben, bis auf den Theil der über das Wollhaar hinaus gieng; dieser Theil war grau und schwarz, und hatte einige Kastanienbraune Anstriche; die Spitze der längsten Haare war schwarz.

Das Haar des Leibes an dem Wison hat eine braune Farbe, mit falber Schattirung; es ist sehr glänzend, und läßt von unten ein Wollhaar sehen, das sehr weich, ungemein dichte und von der Wurzel bis an die Spitze hellaschgrau ist, welche leztere einen Anstrich von blaßfalber Farbe hat. Die längsten Haare des Leibes sind ungefehr einen Zoll lang; die am Schwanze sind nicht viel länger.

Der Prouasca.

In Rußland und Polen besonders in Volhinien, findet man ein Thier, welches die Russen Perewiazka, und die Polen Przwiaska nennen, welches sich durch Wiesel mit Gürteln übersetzen liesse. Es ist kleiner als der Iltis, mit einem weißlichten Haar bedekt, über welches verschiedene rothgelbe Streife in die Queere gehen; die eben so viele Gürtel zu machen scheinen; es wohnet in den Wäldern, und gräbt sich einen Bau. Aus seinem Felle macht man schönes Pelzwerk.

Der Hamster.

Das Thierchen, dessen Beschreibung wir aus dem Sulzerischen Versuch einer natürlichen Geschichte des Hamsters mittheilen, weil er vollständiger als die Büffonische Naturgeschichte ist, und sich auf lauter eigene Erfahrungen gründet; hat nach Verschiedenheit der Sprachen und des Zeitalters mancherley Namen bekommen; deren vorzüglichste wir der Reihe nach anführen wollen.

Bey dem Agricola und nach ihm bey Gesnern heißt es Αρκτομυς Bärmaus. Es hat zwar einige Aehnlichkeit mit den Mäusen sowohl, als auch mit dem Bä-

re; Allein, da es Thiere gibt, die sich weit mehr dem Mittel zwischen der Maus und dem Bären nähern, und auf welche die Eigenschaften, die die Alten ihrem Arktomys beylegen, besser passen, da besonders Hieronymus versichert, es halte sich das Thierchen in Palästina auf, dieses aber auch nicht einmal von den aufmerksamsten Reisenden vom Hamster bestätiget wird, so ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Name einem andern Thiere zugehöre.

Gesner legt ihm auch den Namen Κρόκος aus dem Gelenius bey, in dessen Lexico Symphono Czers, nicht aber Hamster gegen über stehet; man darf also auch wohl hier zweifeln.

Skrzerziek ist ein illirischer Name bey Gesnern aus eben dem Gelenius; wo aber Herr Sulzer Krziczieri gefunden hat, aus welchem Cricetus und vielleicht auch der oben angeführte Name entstanden seyn könnte, welchem der polnische Skrzeczek des Rzaczynsky sehr nahe kommt, bey welchem es auch Chomik heißt.

Brisson nennet den Hamster, wiewol nicht allzugeschikt, wie es Büffon angemerkt hat, Marmotte de Strasbourg.

Traner, oder wie es eigentlich im Alberto Magno stehet Tramem scheinet dieses Thierchen nichts anzugehen, und Gesner der diesen Namen anführet, scheinet selbst daran zu zweifeln.

Zyselmuß ist ein sehr alter deutscher Name, der schon in den Capitularibus Caroli M. vorkommt, und dessen man sich bedienet um Mus Citellus Lin. auszudrücken. Man wird unten sehen, ob es einerley Thier mit dem Hamster seye.

Kornfärle, oder Kornfärkle ist auch ein Gesnerischer Name und Schwenkfeld hat das Thier in seinem Theriotoph. Lilesiæ Porcellum Frumentarium genannt.

Der heutzutag gebräuchlichste Name ist Hamster, Hamester, oder Kornhamster, den auch Kabanus Maurus schon gebraucht hat. Büffon hat ihn in seine Muttersprache aufgenommen. Wenn es Wachtern nachgehet, so kommt er von einem ehemaligen Wort Hamm, ein Acker, her.

Dieses Thierchen hat viele sonderbare Eigenschaften. Die Schwärze des Bauchs, die es mit keinem Thiere, ausgenommen dem Dachs gemein hat, gibt ihm gleich beym ersten Ansehen etwas sonderbares. Eine genaue Betrachtung zeigt seine Backen-Blasen, welche Bequemlichkeit auser ihm nur einige Arten von Affen besitzen. Und wie viel seltenes ist nicht in seiner Lebensart, seinen Sitten, und seiner Gemüthsbeschaffenheit? Ungeachtet es kaum einer Spanne lang ist, scheut es sich nicht, gegen Hunde und andere viel grössere Thiere, selbst gegen den Menschen, und oft mit gutem Erfolg, zu wehren. Seine Wohnung ist unter der Erde, worinn es sechs bis sieben Fuß tiefe Gänge macht, welche sich in verschiedene Kammern endigen, worinn es sich über zwanzig Pfund Getraide zu verbergen pfleget. Bey angehendem Winter ist dieser Vorrath über die Hälfte verzehrt, und die ganze kalte Jahreszeit wird auf einer weichen Streue, ohne Essen und Trinken, ja so zu sagen ohne Luft in einer schlafenden Erstarrung zugebracht. Seine Vermehrung ist unglaublich stark, so daß nach einer mittelmäßigen Berechnung, ein einziges Paar sich in drey Jahren auf 7552 Stücke vermehren könnte, wenn nicht zu gutem Glücke sich sehr viele Hindernüsse verbänden, welche dem Aufkommen einer so verderblichen Menge im Wege stünden.

Schön kan man den Hamster nicht nennen. Der kurze und fast nakte Schwanz, die niedrigen Füsse, welche machen, daß der Bauch fast an die Erde rührt, wenn er geht, das offene mit hervorragenden Zähnen versehene Maul, der kurze Hals nehmen nicht vor ihn ein, und nur die Mannigfaltigkeit seiner Farben, die aber auch nicht allen gefallen, könnte für schön angegeben werden. Der Kopf ist eyförmig und verhältnißweise grösser als bey der Ratte, aber kleiner als bey dem Meerschwein. Die Augen sind mittelmäßig groß, etwas hervorragend, fast rund. Der Regenbogen ist dunkelbraun, und zwar so sehr, daß man Mühe hat, ihn von dem Sterne zu unterscheiden, daher auch das Auge überhaupt schwarz aussiehet. Das Nakte der Augenlieder ist dunkelgrau, das Blinzhäutchen hat Herr Sulzer an ihnen nicht bemerkt. Die Kürze der Lippen hindert das Maul, sich völlig zu schliessen. Besonders scheinet die untere Lippe nicht lang genug, und die obere ist wie bey einer Hasenscharte bis unter die Nasenlö-

senlöcher getheilt, wodurch das Thier eben kein witziges Ansehen erhält. Zu beyden Seiten ist der Rand des Mauls eingebogen, wohl auf drey Linien in dasselbe hinein, so daß es die Oefnung der Backenblasen bedekt; es scheint daher dem ersten Anblik nach das Maul inwendig mit weissen Haaren besezt zu seyn. Diese Backenblasen oder Backensäcke sind zwey häutige Säcke deren Oefnung sich in die Backen ergießt, und sehr groß ist, indem sie von vorne nach hinten den ganzen Raum einnimmt, gleich hinter dem Maule, bis zu den Schlaf- und Kaumuskeln, und von oben nach unten, so weit sich die Kinnladen voneinander entfernen können, also daß der Umkreis ihrer Oefnung nicht viel kleiner als ihrer Mitte seyn wird. Von da gehet die Blase zwischen der Haut und dem Fleische über den Hals bis auf die Schulter, etwas schief nach dem Rükgrad, so, daß die beyden blinden Ende näher aneinander stehen, als ihre Oefnungen. Diese Säcke bestehen aus einer sehr zarten Haut, die die Luft sehr wenig hält. Ihre Gestalt ist einem Ey ähnlich aber mehr länglich. Beyde Blasen sind zwey oder drey und einen halben Zoll lang, und einen, bis einen und einen halben breit. Sie sind immer naß, wodurch sie schlüpfrig erhalten werden, damit harte oder spitzige Körner sie nicht zerreissen. Wenn diese Säcke vollgestopft sind, so siehet man die Stelle, wo sie liegen von aussen sehr deutlich, wie zwey grosse Geschwülste zu beyden Seiten. Um sie auszuleeren, brauchen sie die Vorderpfoten, indem sie sich auf die Hinterfüsse setzen, und mit den vordern an das hintere Ende des Saks drücken, und so vorwärts streichen, da man oft mit Erstaunen aus jeder Blase bis 3 Loth Körner herausfallen sieht.

Die Barthaare stehen auf jeder Seite in fünf parallelen Reihen, und in jeder Reihe sind fünf Borsten, davon die hintersten am längsten sind, und besonders die von der dritten und vierten, welche länger als alle übrigen sind, und an Länge dem Kopf gleich kommen, oder ihn übertreffen. Ueber den Augen, gegen den vordern Augenwinkel zu, sieht man noch zwey dergleichen, die hintere einen Zoll lang, die vordere etwas kürzer. An einigen jüngern bemerkt man noch eine einzelne lange und weisse Borste, zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre, sie scheint aber bey ältern verlohren zu gehen. Die Ohren sind ziemlich groß, rundlich, fast nakt, so daß man die durchscheinenden Gefässe sieht. Der Rand ist mit kurzen weissen Haaren besezt. Die äussere Fläche hat noch weniger Haare, als die innere, und besonders die Ohren am Grunde, wo sie in dem Pelz ganz nackend sitzen, denn sie ragen nur ohngefähr um die Hälfte über die Haare des Felles hervor, welche um diese Gegend wohl doppelt so lang als die übrigen des Kopfes, und fuchsroth sind, ausgenommen zur Seite nach hinten zu, da sich ein weißlicht Flekchen befindet.

Die Vorder- und Hinterfüsse haben fünf Zähen, deren die drey mittlern die längsten, der äussere kürzer und der Daumen am kürzesten sind, auch weiter nach hinten sitzen. An den Vorderfüssen ist der Daum kaum merklich, er hat nur ein Gelenk, und selbst dieses ist zum Theil in der Haut verborgen, aus welcher nicht viel mehr als der Nagel herausieht; dieser ist nicht wie die andern dick, spitzig und lang, sondern er ist klein, flach und rundlich, fast wie an einer Menschenzähe. Der Daum der Hinterfüsse gleicht völlig den übrigen Zähen, nur daß diese drey Gelenke haben, da er nur zwey hat; der Nagel aber ist eben so dicke und spitzig nur etwas kürzer, so, daß er mit seiner Spitze an das zweyte Gelenk der daneben stehenden Zähe reicht. Die Nägel sind Fleischfarben, nicht so lang als die vom Eichhörnchen und ihre untere Fläche ist etwas ausgehöhlt. Die Unterfläche der Füsse ist mit Schwielen versehen, deren an den Vorderfüssen fünfe, und an den hintern sechse sind.

Das Weibchen hat acht Zitzen, viere am Bauch und eben so viel auf der Brust. Die Hoden des Männchens sind nicht beständig von aussen zu fühlen, indem sie gar leicht in den Leib hineingezogen werden können, auch zu einer Zeit acht oder neunmal kleiner als zu der andern sind. In der Hekzeit, das ist vom May bis zum August, sind sie am grösten und lassen sich alsdenn wie Taubeneyer anfühlen, man siehet auch die geschwollene Stelle darunter sie liegen, sehr deutlich, und desto mehr, je weiter sie herausgedrückt werden. Die Ruthe ist, wie bey den meisten Thieren, fast in ihrer ganzen Länge unter der Haut des Bauchs verborgen, und es hängt nur der Kopf mit der Vorhaut frey, jedoch etwas nach hinten gekehrt. Die Sie nennt man, wie das Weibchen des Hun-

des Beze, und sie ist gemeiniglich kleiner, als das Männchen, welches man Rammler nennet.

Der Hamster hat keine Hundszähne und seine vier grossen Schneidezähne sind von den sehr kleinen Backenzähnen weit entfernt. An dem vordern Ende eines jeden Kinnbackens sind zween nahe aneinander stehende Vorder- oder Schneidezähne, ein jeder ist, so weit er aus der Kinnlade hervorstehet, welches nicht die Hälfte seiner Länge ausmacht, länger und dicker, als eine ganze Reihe Backenzähne, auch ihre Wurzeln mitgerechnet. Das untere paar ist beynahe noch einmal so lang, aber schmäler als das obere. Von aussen gemessen sind sie bey Erwachsenen fünf bis sechs Linien lang, nicht gar eine ganze Linie breit, und am Grunde eine und zwey Drittheil dicke. Diese Zähne stellen nicht allzukrumme Zirkelschnitte vor, deren erhabene Krümmung nach aussen, die ausgehöhlte einwärts stehet. Oben sind sie fast eben so breit wie unten, und ihre Spitze ist der Breite nach abgerundet. Nahe an der Wurzel ist der Zahn ohngefähr dreyeckigt. Die Backenzähne stehen einen halben Zoll, bisweilen etwas drüber weiter nach hinten, in vier Reihen, oben zwo und unten zwo, jedwede dieser Reihen besteht aus drey Zähnen, welche so nahe aneinander stehen, daß man Anfangs Mühe hat, ihre Anzahl zu bestimmen, sie sind alle von gleicher Höhe und kaum eine Viertellinie über das Zahnfleisch erhaben.

Der Hamster bewohnet nicht allerhand Gegenden ohne Unterscheid. Man würde ihn vergebens in steinigten, sandigten oder allzufesten thonigten Feldern suchen, eben so wenig wird man ihn auf Wiesen, oder in Wäldern, und noch weniger in Sümpfen, auf Gebürgen, und in Felsenritzen antreffen. Das Land, darinnen er sich gerne aufhält, muß gut und fruchtbar seyn, da seine Nahrung hauptsächlich aus Erdfrüchten bestehet, und sein weniges Geschicke zum Laufen ihm nicht erlaubet sie von weitem zu holen. Die Thüringischen Felder, welche mit Hamstern vielleicht mehr als irgend eine andere Gegend angefüllt sind, werden mit einer schwarzen, fetten, und sehr fruchtbaren Erde bedekt, welche sich oft bis auf drey Fuß tief findet, und unter dieser ist gemeiniglich eine gelbe Leimenerde. Diese Erde, welche sich leichte wühlen lässet, und den noch nicht wieder zufällt, und der untenliegende festere Boden sind überaus geschikt, darinnen Gänge, Behältnisse und Kammern zu graben, und das vortrefliche Getrayde, damit die Oberfläche bedekt ist, setzet sie ausser Gefahr, Hunger zu leiden. Daher schon Agricola sagt: Ager Toringiæ eorum animalium plenus ob copiam & bonitatem frumenti. Die meisten Gegenden Deutschlandes, wenigstens die, die in ebenem Lande bestehen und reich an Getrayde sind, sind auch von diesen Thieren heimgesucht. Ob sie sich aber bey Mühlberg an der Elbe in Weinbergen aufhalten, wie Fabricius bey Gesnern sagt, daran ist zu zweifeln. Denn ob es gleich wahr ist, daß sie Trauben fressen, wenn man sie ihnen gibt, so muß doch das Erdreich entweder schlecht von Reben seyn, oder der Hamster kann nicht darinnen wohnen, vielleicht kommt er aus benachbarten Feldern blos dahin, Trauben zu naschen, von welchen er ohnehin sich nicht allein nähren könnte, weil sie sich nicht den Winter hindurch halten: Die Lausitz, das nahe gelegene Pohlen, und Böhmen, wo sie ebenfalls seyn sollten, sind ohne Zweifel die Pflanzschulen, aus denen Schlesien damit versorgt worden ist. Podolien, die Ukraine, verschiedene Gegenden von Kleinpolen um Slupia, Grzegorzewice, sind Wohnungen dieser Thierchen. Ungarn, Slavonien, vielleicht auch Croatien müssen wahrscheinlicherweise einen Ueberfluß daran haben, indem man versichert, daß die Kirschner in Wien jährlich unzählig viel Hamsterfelle aus Ungarn bekommen. Herr von Büffon, der behauptet hat, daß es um Straßburg keine gebe, ist durch den Herrn Professor Herrmann, der ihm Straßburgische Hamster zugeschikt hat, von dem Gegentheil überzeugt worden. Man nennt sie, wie schon Gesner angemerkt hat, in dieser Gegend, Kornferkel. Weil ihre Anzahl nur geringe und der Schaden also unbeträchtlich ist, so wird das Ausgraben derselben nicht gestattet, sie werden auch nicht stückweise von der Obrigkeit bezahlt. Man begnügt sich mit den Fallen und mit dem Austränken.

Sie bauen sich mit so vieler Klugheit zu ihrer Erhaltung, als Geschicke zu ihrer Bequemlichkeit an. Die Verschiedenheit des Geschlechts, und des Alters nicht allein, sondern auch der Jahrszeiten und des Bodens sind an der Verschiedenheit ihrer Bauart schuld. Das

Weib-

Weibchen, da sie mit auf die Jungen zu sehen hat, baut anders, als das Männchen. Die kleinen Nester der Jungen im ersten Jahre sind wiederum von der alten ihren verschieden, und so fallen auch, nachdem der Boden locker oder hart ist, die Wohnungen bald tiefer und weitläufiger, bald höher und enger aus. Doch haben alle vieles miteinander gemein.

Eine jede Grube hat wenigstens zwey Löcher davon eines schief hinunter geht, und von aussen hineinwärts gegraben ist, das andere aber senkrecht herauf und von innen herausgebohret wird. Dieses beweißt der Haufen Erde, so vor dem schiefen Loch liegt, welcher bey dem andern fehlet. Ersteres nennen die Hamstergräber das Schlupfloch, und lezteres das Falloch, indem aus einem die Erde und anderer Unrath herausgeschleppet wird, in dieses aber der Hamster, wenn er nach Hause kommt, sich hineinstürzet. Fabricius hat beym Gesner den Unterscheid zwischen dem Erdhaufen vor dem Loche des Hamsters, und zwischen dem Hügel des Maulwurfes sehr gut angemerkt, indem er sagt: terra ante cuniculos erecta, non tumuli modo assurgit, ut talparum tumuli, sed ut agger dilatatur. Denn dieser Haufe liegt im Verhältniß mit seiner Breite ziemlich flach, man findet solchen aber auch zuweilen mehr erhaben, welches sich besonders bey dem Bau eines Weibchens, wenn sie Junge hat, anmerken läßt; allein er hat doch niemals die Gestalt einer regelmäßigen Halbkugel wie bey dem Maulwurfe, sondern nahe am Loche ist er höher, und wird, indem er sich davon entfernt, dünne und flächer, nach der Oefnung nimmt seine Höhe plötzlich ab, und hat mehrentheils eine flache Furche, die sich am Loche anfängt, und sich auf dem Haufen verliehrt. Seine Grösse ist sehr verschieden, bisweilen ist sie so geringe, daß man kaum einen Hut damit füllen würde, zuweilen aber würde man sie nicht in einem Schiebekarn fortbringen. Die Jungen im ersten Jahre sind es, die die kleinen Häufchen machen. Das Weibchen, wenn sie Junge hat, macht sie groß, am grössten aber alte Rammler, die sehr viel eintragen, und deßwegen viel Erde herausschaffen müssen. Die Gegend um das Schlupfloch sowohl, als um das Falloch, pflegt mit Spreu und Hülsen hier und da bestreut zu seyn. Aus dieser herausgeschaften Erde kan man die Erdart, worinne die Kammern gegraben sind, erkennen, und sie dadurch von Maulwurfshügeln unterscheiden, welche allezeit nur die Farbe der obersten Erde haben, auch nicht flach, sondern rund erhaben sind. Das Schlupfloch gehet gewöhnlich nicht gerade von der Oefnung zu einer Kammer, sondern hie und da, bald etwas zur Rechten, bald etwas zur Linken, bald auf, bald unterwärts gebogen. Das Falloch hingegen geht gerade herunter, so daß man bisweilen einen drey bis vier Fuß langen Stock ganz hinein stecken kan. Es öfnet sich aber nicht mitten in eine Kammer, sondern biegt sich unten bald waagrecht, bald etwas schiefer nach derselben zu, sehr selten macht aber die Beugung einen Winkel, sondern sie ist abgerundet; da die Kammern zwischen dem Schlupfloche und Fallloche sich befinden, so ist es auch ziemlich allgemein daß, wenn nur ein Fallloch ist, sich dieses nach dem Schlupfloch umbieget. Die äussere Oefnung von beyden ist wenigstens vier, gemeiniglich fünf, sechs, acht, ja auch wohl zehn Fuß voneinander entfernet. Diese Gänge, besonders der senkrechte sind, wenn sie bewohnt und gangbar sind, ganz glatt, sieht man darinne etwas Moos, Schimmel oder Gras wachsen, oder wenn sie nur rauh sind, so ist es ein leeres Haus ohne Bewohner. Denn so lang das Thier aus- und eingehet, werden die Gänge durch die Feinheit des Felles wie polirt, besonders an dem Fallloche, welches mehr gebraucht zu werden pflegt, als das andere, das oft verfällt, und nur noch durch den davorliegenden Erdhaufen erkannt wird. Diese Löcher sind von verschiedener Weite nach aussen gemeiniglich etwas weiter, als in ihrem Fortgang, besonders die Schlupflöcher der Sieen, und die im Frühjahr wieder geöfneten Falllöcher, da kan man bisweilen bequem mit der geballten Faust bis an den Ellnbogen hineinfahren, hernach aber werden sie enger, und haben zween, bis drey Zoll im Durchschnitt. Von dem Schlupfloche bis zu einer Kammer hat man vier, sechs auch sieben Schuhe zu graben, von der Beugung des Fallloches aber nur einen, zween oder höchstens drey, bisweilen auch nur einige Zolle. Das Schlupfloch ist, nachdem man einen halben Schuh, oder einen ganzen, oder noch tiefer gegraben hat, jederzeit mit Erde verstopft, ohngefähr auf einen halben Fuß, und wenn es kalt wird, weiter, alsdenn öfnet es sich wieder, und es ist

dieses Zumachen eines der Kennzeichen, ob das Loch leer oder bewohnt seye. An dem Fall-Loche sieht man nicht, daß sie es den Sommer durch verstopfen, allein, wenn es gegen den Winter kommt, so geschieht es auch. Oft wird ein Bau gegraben, der auf beyden Seiten verstopft ist, und wird doch kein Hamster gefunden, woraus wahrscheinlich ist, daß sie, wenn sie ausgehen, die Vorsicht gebrauchen, den Zugang zu ihren Vorrathszellen zu verschliessen.

Die Kammern selbst sind von keiner ganz bestimmten Gestalt, doch nähert sie sich mehr oder weniger der eyrunden, sie sind aber mehr oben als unten gewölbt. Man sieht unter diesen Behältnissen nicht viel Verschiedenheit, ausgenommen in der Grösse, da manche kaum einer Ochsenblase, andere zwey, drey und viermal so groß sind. Diejenige, die sie bewohnen, ist gemeiniglich nur klein, und mit sehr feinem Stroh, wozu sie fast nichts als die Scheiden der Halme nehmen, angefüllt; dieses ist weich, und wenn das Thier in dem Loche ist, warm anzufühlen. Auch die Gegenwart oder der Mangel dieser Wärme gibt zu erkennen, ob man in dem Bau etwas finden werde, oder nicht; dann da sie am Tage gegraben werden, welche Zeit der Hamster ruhig in seinem Neste ist, so verläßt er es nicht eher, als bis er merkt, daß man ihm nahe kommt. Diese Kammer, wie auch die andern, ist oben und unten ganz glatt und eben gemacht, welches, nebst der gewölbten Gestalt vieles zur Abwendung der Feuchtigkeit beyträgt.

Es gehen aus der Nestkammer gemeiniglich drey Oefnungen, davon die eine nach dem Schlupfloche, die andere nach dem Fall-Loche geht, durch die dritte aber kommt man zu den Vorrathskammern, welche mehrentheils, es mögen deren zwo, drey oder mehrere seyn, durch kurze Gänge in dieser zusammen laufen. Die besondere Kammer zum Abtritte gehöret zu den Nährchen. Er ist zwar zu reinlich, seinen Koth in dem Neste zu lassen, allein der Gang, der nach dem Schlupfloche geht, zuweilen auch ein anderer, pflegt sich kurz vor der Kammer zu erweitern, und diesen Ort erwählt er sich zum Misten, da findet man oft zwey bis drey Hände voll von seinen Lorbeern. Sind sie schimmlich, so kan man den Schluß machen, daß kein Hamster im Loche seye, indem die alte Unreinigkeit allezeit mit frischer bedekt wird.

Die Vorrathskammern sind der, worinn das Nest ist, in allem ausser in ihrer Bestimmung, ähnlich. Sie sind wie jene rundlich, oder eyförmig, oben mehr als unten gewölbt, inwendig glatt, und von verschiedener Grösse, da einige nur eins bis drey, andere wohl auf zehn oder zwölf Pfund Getraide enthalten. Die Jungen machen nur eine, die auch nicht groß ist, die Alten aber, besonders Ramler, die den ganzen Sommer nichts zu thun haben, als einzuschleppen, graben sich drey, vier und oftmals fünf Kammern von der ersten Grösse, denn man findet nicht selten in einem solchen Bau drey Metzen bis ein Viertel Frucht, ja man weiß, daß man fünf bis sechs Metzen Saubohnen bey einem gefunden hat, denn was grosse Körner hat, als Erbsen, Wicken u. d. gl. davon pflegen sie weit mehr zu sammeln, als von den kleinern. Diese Zellen liegen gleich tief, zuweilen auch tiefer, als die Nestkammer, aus welcher in eine jede derselben ein zwey bis drey Fuß langer Gang führt. Zuweilen wird der Gang von dem Nest aus bis an die Vorrathskammer mit Erde verstopft, zu andernmalen findet man sie offen, und wiederum zuweilen mit Körnern gefüllt. Oft machen sie, ehe die Frucht eingetragen wird eine Unterlage von Stükchen Stroh, daran noch die Aehren sitzen, allein dieses ist nicht allemal, und bey dem Getraide, das in den Gängen ligt, gar nicht zu sehen. Die Zellen werden mit Körnern ganz angefüllt, und so fest zusammengedrükt, daß, wenn sie gleich zimlich trocken sind, doch oft ein eiserner Krazer oder Scharre nöthig ist, um sie heraus zu bekommen.

Man hat dem Hamster zwar angedichtet, daß er jede Art der gesammelten Früchte besonders eintrüge; aber die Erfahrung hat Herrn Sulzer das Gegentheil gelehret. Der Hamster trägt das Getraide ein wie er es findet, und hebt es unter einander auf, auch ist es selten ganz rein von Aehren, Hülsen oder Schalen. Doch ist es nicht zu läugnen, daß es sich bisweilen zutrage, daß in einem Bau verschiedenes Getraide, und jedes besonders gefunden werde, nur ist es nicht allgemein, und wenn es geschiehet, so ist es zufälliger Weise, wenn nemlich der Hamster auf einem Acker ligt, so trägt er von der Frucht desselben so viel ein als er kan, bis er genöthiget ist einen andern zu besuchen, und das leere mit einer andern Frucht anzufüllen, sizt er

aber

aber zwischen verschiedenen Früchten, so trägt er sie auch unter einander ein.

Die Beze, welche sehr lange mit ihren Jungen beschäftigt ist, hat selten Gelegenheit, so weitläufig zu bauen, als der Rammler, von dessen Bau das oben erwähnte im späten Sommer und Herbste gilt. Der Bau darinn sie hekt, geht in einigen Stücken von den andern ab. Er hat, wie jene, nur ein Schlupfloch, aber zwey, vier bis acht Fall-Löcher, welche oftmals einen Raum von sechs, acht bis zehn Schuh einnehmen. Von diesen Löchern ist gemeinig ich, so lange die Jungen noch klein sind, nur eines recht begangen und glatt, die übrigen enger und rauh, bis die Jungen selbst anfangen ein- und auszugehen. Da nun diese, wenn sie so weit erwachsen sind, nicht mehr lange bey der Alten bleiben dürfen, so werden die wenigsten von den Fall-Löchern recht glatt. Das Nest, welches der Sie zum Wochenbette dient, ist gewöhnlich rundlich, ohngefehr einen Fuß im Durchschnitt, und nicht gar einen halben von oben nach unten, es ist ebenfalls mit weichem Stroh gefüllt und ligt drey bis vier Fuß tief. Es hat die meiste Zeit vier Oefnungen zu den Seiten, davon eine nach dem Schlupfloch, die andern nach den Fall-Löchern gehen; sind mehr Fall-Löcher, so gehen auch mehr Oefnungen aus dem Neste, indem diese fast jederzeit darinn sich endigen; zwischen diesen Gängen sind verschiedene andere, welche theils blind zugehen, theils sich in andere Gänge öfnen. In einem Nestbau wird man selten mehr als eine Kammer finden. Die Sie trägt darinn nicht leicht ein, denn nachdem die Brut auseinander gegangen, bleibt das Loch entweder leer und verfüllt, oder es behält dasselbe ein Junges, doch aber auch zuweilen die Mutter, sonst macht sie sich einen neuen Bau, und sammelt, so viel sie sich noch zusamen bringen kan, ein. Die Kleinen machen in den ersten Monaten nur ein bis zween Schuhe tiefe Löcher, worinn sie auch nur eine Kammer ausser dem Neste haben, die vier bis fünf Pfund Körner enthält, sie graben übrigens ein Fall-Loch und ein Schlupfloch, wie die Alten, nur kleiner und nicht so weit von einander entfernt. Die ganz im Anfang des Sommers gehekten Jungen, da sie sich im Herbste schon begatten, und fast eben so groß sind, als die Alten, graben sich auch Löcher, die wenig von dieser ihren verschieden sind, und man trift im Herbst zwischen den grösten und kleinsten Wohnungen alle Mittelgattungen an.

Die Tiefe des Baues ist theils nach dem Erdreiche, theils nach dem Bewohner, und theils auch nach der Jahrszeit verschieden. Im harten, steinichten oder allzufesten Boden müssen sie sich mit weniger Gelaß und Tiefe begnügen; wiewohl sie sich selten diesen Unbequemlichkeiten aussetzen, sondern wo möglich Orte wählen, da die Erde weich und leicht zu wühlen ist; und jemehr sie diese Eigenschaften besizt, desto tiefer werden die Höhlen gemacht. Im Frühjahr ist ihre Tiefe am wenigsten beträchtlich, gegen die Erndezeit werden die alten Höhlen entweder tiefer gemacht, oder sie graben neue. Da sie in der ersten Hälfte des Sommers keine Körner einzusammlen haben, so haben sie auch mehrentheils nur die Nestkammer, worinnen zugleich ein kleiner Vorrath von Kräutern zu ihrer Nahrung gefunden wird. Im Winter gehen sie am tiefsten herunter, im Sommer und Herbste höchstens vier Fuß, alsdenn aber wohl fünf und noch tiefer; besonders scheint das Weibchen sich im Winter sehr weit unter die Erde zu graben, denn alle die Herr Sulzer schlafend bekommen hat, sind Rammler gewesen, er hat oft bis sechs Fuß tief graben lassen und nichts gefunden, da es doch leicht zu sehen war, daß man den Grund noch nicht erreicht hatte, vermuthlich haben in so gar tiefen Löchern Weibchen gelegen.

Da der Hamster weder durch Laufen noch durch Klettern noch durch seine Stärke sich wider seine Feinde schützen kan, so hat ihm die Natur eine ausnehmende Herzhaftigkeit gegeben, welche ihm nicht zuläßt, in irgend einer Gefahr zu fliehen. Er wehrt sich gegen alles, was ihn angreift, so lange er kan. Er vertheidigt sein Leben lange Zeit gegen Hunde, die oft, wenn sie in dieser Art von Jagd nicht sattsam erfahren sind, genöthiget werden, sich zurükzuziehen. Diese haben eine grosse Feindschaft gegen ihn, und man hat im Sommer und Herbste alle Tage Gelegenheit, wenn man mit einem Hund des Abends auf dem Felde ist, dergleichen Kämpfe anzusehen. Es dauert allemal einige Zeit, ehe der Hamster überwunden wird, und sehr oft verkauft er seine Haut durch schmerzhafte Bisse. So bald er merkt, daß es der Hund mit ihm aufnehmen will, leert er, wenn seine Backen voll Getraide sind,

solche erstlich aus, alsdenn wezt er die Zähne, indem er sie sehr geschwind auf einander reibt, er athmet schnell und laut, mit einem zornigen Aechzen, das dem Schnarchen eines Schlafenden ähnlich ist, er bläßt zugleich die Backenblasen so sehr auf, daß der Kopf und Hals viel dicker aufschwellen, als der hintere Theil des Leibes, dabey richtet er sich auf die Hinterbeine, und springt in dieser Stellung wohl auf zwey Fuß gegen seinen Feind in die Höhe, und wenn dieser weicht, ist er kühn genug ihn zu verfolgen, indem er ihm wie ein Frosch nachhüpft. Der Hund wird nicht eher Meister von ihm, als bis er ihm von hinten zu beykommen kan, da er ihn sogleich bey dem Genicke, oder im Rücken faßt, ihn einigemal stark hin und wider schüttelt, und ohne Leben auf die Erde strekt, er bricht ihm alsdenn fast alle Knochen entzwey, doch fressen ihn weder Hunde noch Katzen. Der Hamster ist auch herzhaft genug, dem Menschen die Spitze zu bieten, und selbst die Grösse des Pferdes schrökt ihn nicht ab, auch dieses anzufallen, wenn er von dem Reuter gereizet wird. Sucht man ihm den Eingang in seinen Bau zu versperren, indem man den Fuß auf die Oefnung sezt, oder nekt ihn mit einem Tuche oder Stok, so gebärdet er sich auf gleiche Weise, und wenn er die Hand, oder einen Finger mit seinen Zähnen fassen kan, so beißt er so feste, daß er todtgeschlagen werden muß, ehe er nachläßt. Hat er ein Tuch oder ein Holz ergriffen, so läßt er sich oft daran wegtragen. Hält man ihm ein Stük Eisen vor, so beißt er mit solcher Heftigkeit darauf, daß er sich mehrentheils einige Zähne zerbricht, und auf dem Eisen glänzende Furchen zurükläßt. Sein Biß ist überaus scharf, und gehet zuweilen sehr tief, doch hat Herr Sulzer nicht gehöret, daß er schwehrer, als andere Wunden dieser Art heilen sollte.

Die alte Erzählung, daß er den Pferden nach dem Maule springen, und wenn er es erreicht, sich feste daran einbeissen solle, scheinet nicht ungegründet zu seyn.

So wie die Herzhaftigkeit des Hamsters auf der einen Seite in Verwegenheit ausartet, so wird sie auf der andern Seite Bosheit und Unverträglichkeit. Er scheinet keine Leidenschaft ausser dem Zorne zu kennen; er lebet mit keinem andern Thier im Frieden, und untereinander haben sie keine Gesellschaft. Nie werden zween Hamster zusamen kommen, ohne sich in den heftigsten Streit einzulassen, dabey kein Vertrag statt findet, sondern der schwächere muß dem stärkeren weichen, und wenn er dieses nicht kan, so wird er getödtet, und gefressen. Selbst die Verschiedenheit des Geschlechtes macht hier einen geringen Unterschied, die wenige Tage der Paarzeit ausgenommen. Das Männchen schlägt sich sowol mit dem Weibchen, als mit seinesgleichen, nur daß der Kampf gemeiniglich später anfängt, sie scheinen sich zuweilen eine geraume Zeit recht gut zu vertragen, hernach fangen sie an einander zu jagen, und sich zu beissen, dabey sie auf eine höchst unangenehme und durchdringende Art schreyen, hierauf sind sie wieder eine Zeitlang ruhig, das eine geht in diese, das andere in jene Ecke, aber bald geht der Krieg von neuem an, und so fahren sie fort einander bald zu beissen, bald zu fliehen, bis endlich einer seinen Vortheil wahrnimmt und den andern verwürget. Bey zweenen von sehr ungleicher Grösse wird die Sache fast ohne Streit ausgemacht, der kleine wird beynahe ohne Widerstand von dem grössern umgebracht und verzehret.

Mit andern Thieren verträgt er sich noch weniger. Ratten, Mäuse, Feldmäuse und andere kleine Thierchen tödtet und frißt er, und sie wählen eine Maus vor dem besten Waitzen. Wenn sie ein Thier verzehren, so fangen sie allezeit bey dem Kopfe an, davon sie nichts als zuweilen eine Kinnlade zurük lassen, alsdenn fressen sie den Rumpf auf, dabey sie das Fleisch sehr künstlich aus der Haut heraus zu holen wissen, indem sie diese zurüklegen, so, daß wenn sie fertig sind die Haut umgekehret ist, und die Haare innwendig sind. Sie fressen nicht nur kleine vierfüßige Thiere, sondern auch kleine Vögel. Sie mögen sie todt oder lebendig bekommen, so beissen sie ihnen zuerst die Flügel entzwey, und sie richten vielleicht an Lerchen, jungen Feldhünern und Wachteln nicht geringen Schaden an. Maykäfer frißt der Hamster mit gröster Begierde, und vielleicht sind ihm auch andere Insekten nicht weniger angenehm.

Dem Hamster dienet fast alles zur Nahrung, was sich aus dem Thier- und Pflanzenreich dazu anwenden läßt, und ob das Fleisch gleich nicht seine gewöhnliche Speise seyn kan, so scheint es doch seine angenehmste auszumachen, er ißt es roh

und

und gekocht: Hauptsächlich aber muß er von Kräutern leben; er wählt im Frühjahre frische Pflanzen, die auf den Aeckern wachsen, sehr selten aber einige Blätter von der Saat. Herr Sulzer hat im Frühling allerley Arten von Kräutern in ihren Kammern gefunden, davon sie die Pflanzen an den Wurzeln so glatt abgebissen hatten, als ob sie mit dem Messer abgeschnitten worden wären. Daß sie Wurzeln eingetragen hätten, hat er nicht gesehen, sie fressen aber alle Arten derselben, und verschmähen auch keine Gattung von Obst. Im Herbste und zu Anfange und Ende des Winters nährt sich der Hamster fast bloß vom Getraide, davon er einen zimmlichen Vorrath einträgt. Auch viele Speisen die sich der Mensch bereitet ißt er gerne, allerhand Gebackenes, Kuchen, Brod, Butter, Käse, Brey u. d. gl. Kurz man wird ihn gar wohl mit den Breßlauer Sammlungen einen Allfraß nennen können.

So sehr der Hamster das Fressen liebt, so wenig hält er vom Trinken. Er sauft selten und nicht viel auf einmal, oft hat Herr Sulzer denen, die er futterte, in vier Wochen nicht einen Tropfen Wassers mitgetheilt, weil sie sich wohl befanden und keinen grossen Durst bezeigten. Es ist auch eine glükliche Einrichtung für diese Thiere, weil sie sich oft in Orten aufhalten die weit von dem Wasser entfernt sind, und da sie ausserdem bestimmt sind, den ganzen Winter ohne Sauffen zuzubringen. Den Sommer durch finden sie am Thau, Regen und saftigen Pflanzen hinlängliche Feuchtigkeit; und im Winter sind sie deren nicht benöthigt, da ihre Ausdünstung so geringe, oder vielleicht gar keine ist. Der Hamster sauft Wasser, und Milch. Aber was besonders ist auch sein Harn, welches Herr Sulzer selbst beobachtet hat. Daß er die Ruthe ins Maul fasse und sie auf diese Art aussaugen könne, hat er nicht gesehen, doch nimmt er keinen Anstand hierinn den Breßlauer Sammlungen zu glauben.

Herr Sulzer, der zu Hause Beobachtungen mit den Hamstern anstellte, konnte ihrer Beißigkeit wegen nie zween in einem Gefässe beysamen haben, auch die kleinen die man von Jugend auf beysamen ließ, vertrugen sich immer weniger, je grösser sie wurden: er hat sie daher einzeln in Fässern oder Kästen von dicken Brettern erhalten, denn wenn sie nicht von starken Wänden umschlossen werden, oder irgend eine Ungleichheit finden, als Bretter die nicht gut zusamen gefügt sind, so nagen sie sich selbst durch ein anderthalb Zoll dickes Brett in kurzer Zeit durch, deßwegen inwendig glatte Fässer vorzuziehen sind. Wenn sie in eine Stube loskommen, so fangen sie eine nicht allzuangenehme Wirthschaft an, indem sie alles benagen, wozu sie kommen können, und nicht selten den Fußboden durchwühlen, wenn er nicht sehr wohl verwahret ist.

Im Klettern sind sie nicht sehr geschikt; sie können auf keinen glatten Baum oder Stok steigen, sie müssen allemal einen gewissen Widerhalt haben, z. E. zwey nahe aneinander stehende Wände, oder die Ecken einer Stube, da sie ganz geschikt an den Tapeten hinauf zu laufen wissen. In einem drey Fuß hohen Faß kan man sie aufbehalten, ohne es oben zuzumachen, hingegen bey einem viereckigten Kasten von gleicher Höhe würden ihnen die Ecken Gelegenheit geben zu entkommen.

Der Hamster ist kein lebhaftes Thierchen, sein Gang ist kriechend, er ist leicht einzuholen, wenn er sich auch noch so viel Mühe gibt. Alle seine Bemühungen verrathen nicht viel Munterkeit, und selbst in seinem Zorn ist er mehr heftig als geschwind. Er scheint das Tageslicht zu fliehen; gibt man ihm Erde, Heu oder Stroh genug, so verkriecht er sich darunter. Herr Sulzer hat Fässer voll Erde gedrükt, und Hamster hineingethan, die sich dann in kurzer Zeit hineinwühlten, wenn er sie nach einigen Tagen zerschlug, so fand sich die Erde mit Gängen ganz durchzogen, wovon einige rund um das Faß herumgiengen. Hier und da sahe man Kammern, die aber aus Mangel des Raums in keiner Ordnung und ohne bestimmte Gestalt waren; alles was man ihnen von Fressen oben hin warf, trugen sie in der Nacht unter die Erde. Bey einigen, die er in sehr grossen mit Erde gefüllten gläsernen Gefässen beobachtet hatte, bemerkte er ihre Art zu graben. Sie scharten die Erde mit ihren Vorderfüssen, und wo diese zu hart ist, da nehmen sie die Schnautze und die Zähne mit zu Hülfe. Alle Erde, welche sie mit den Vorderpfoten losmachen, bringen sie unter den Bauch, holen sie darunter mit den Vorderbeinen hervor, und schmeissen sie hinter sich zurük, wenn sie tiefer kommen, daß sie die Erde nicht mehr mit den Füssen her-

auswerfen können, so schieben sie solche, indem sie rückwärts gehen, mit dem Hintern heraus, und so fahren sie fort, ohngefähr die Hälfte ihrer Länge zu wühlen, alsdenn die Erde, womit sie den Gang hinter sich verstopft haben, auf die beschriebene Art heraus vor das Loch zu schieben; sie tragen sie nicht, wie man vorgegeben hat, mit den Backen heraus. Gibt man ihnen nicht Stroh genug, um sich darinn zu verbergen, so schleppen sie es in einen Haufen zusammen, und machen sich ein Nest davon, darinn sie den ganzen Tag ruhig zubringen. Denn des Tages über bewegen sie sich selten, sondern sitzen die mehreste Zeit in ihrem Neste, wie eine Kugel zusamengeballt. Nachdem aber die Sonne untergegangen, gehen sie hervor, suchen und spüren in allen Winkeln, dabey sie oft ein besonderes Murren hören lassen, das demjenigen, so man das Poltern in den Därmen nennet, nicht unähnlich ist; den gleichen Ton vernimmt man auch zuweilen, wenn sie am Tage stille liegen. Sie bewegen sich und fressen bis ohngefähr um Mitternacht, da sie sich wieder stille halten, bis gegen Morgen, ohngefähr eine Stunde vor Aufgang der Sonne, wo sie wiederum suchen und fressen, bis sie die Morgenröthe in ihre finstere Wohnung jagt. Bey trübem und regenhaftem Wetter sind sie auch oft des Tages munter. In ihren Kästen oder Fässern haben sie allemal eine besondere Stelle, wohin sie gehen, ihren Koth abzusetzen und ihren Harn zu lassen, denn der Ort ist allezeit durch und durch naß, welches beweißt, daß sie ihn nicht allemal saufen. Obgleich das Thier an sich selbst gar keinen üblen Geruch von sich gibt, so riechen doch seine Auswürfe auf eine überaus widrige Art.

Unter seinen Stellungen hat der Hamster ganz artige; er ahmt dem Eichhörnchen, obgleich ziemlich ungeschickt, nach. Wenn er sich putzen will, setzt er sich auf die Hinterbeine, und streicht sich mit den vordern, er umfaßt den Kopf bey den Ohren, und fährt so, bis über die Schnautze, dadurch die Haare mehr sträubicht, als glatt werden, sie legen sich aber von selbst wieder in ihre Ordnung. Die Vorderfüsse sind verhältnißweise sehr klein, und dienen ihm statt der Hände. Wenn er frißt, so setzt er sich auf die Schenkel und Hinterfüsse, und faßt mit den beyden vordern die Speise, welche er theils frißt, theils in die Backen verbirgt. Wenn er frißt, so kauet er auf beyden Seiten, und bewegt die Kinnladen sehr geschwind übereinander. Wenn man einem eine welsche Nuß gibt, so beißt er davon grosse Stücke ab, und unvermerkt schwillt die Backenblase auf, und die ganze Nuß ist zerstükt darinn zu fühlen, gibt man ihm noch eine, so füllt er damit die andere Blase, schneidet man eine solche Nuß in vier Theile, so stopft er die Viertheil ganz in die Tasche hinein. Wirft man dem Hamster Körner vor, so fährt er darüber gleichsam nur mit dem Maule weg, und füllt damit seine Beutel, vermuthlich lekt er die Körner auf und bringt sie mit der Zunge in die Taschen; wenn sie vorn ganz voll sind, so braucht er nur einen Strich mit der Pfote, um den ganzen Vorrath nach hinten zu rücken, und sich neuen Raum zu verschaffen. Er drischt die Aehren nicht mit den Pfoten aus, wie man erzälet hat, sondern er faßt die volle Aehre an beyden Enden mit den Vorderpfötchen an, und hält sie queer vor das Maul, dreht und wendet sie einigemal hin und wieder, und in einem Augenblick ist sie von Körnern leer; und diese befinden sich in seiner Tasche. Herr Sulzer will nicht bestimmen, ob er sich der Zunge oder der Lippen bediene, sie so geschwinde herauszuklauben, und glaubt, er brauche vielleicht beyde.

Herr Sulzer hat nicht gesehen, daß er auf zwey Beinen gehen könne, wie es einige Schriftsteller versichern. Aber aufrecht stehen können sie sehr gut. Wenn ihnen Herr Sulzer ein brennend Licht vorhielt, stellten sie sich auf zwey Beine ganz gerade in die Höhe und sahen oft ohne sich zu rühren, fünf Minuten lang das Licht an. Zuweilen stehen sie auf den blosen Füssen, gemeiniglich aber mit auf der Ferse. Wenn sie stehen, so lassen sie mehrentheils die eine Vorderpfote tiefer hängen als die andere.

Wann das vorerwähnte Murren nicht ein Laut ist, der Vergnügen oder Zufriedenheit ausdrückt, so hat Herr Sulzer keinen bey diesen Thieren wahrgenommen. Wenn man sie aber böse macht, schreyen sie auf eine sehr widrige Art, die sich aber nicht gut beschreiben läßt, wenn man sie nicht einigermassen mit dem Geschrey junger Hunde, die man schlägt, vergleichen will. Verursachet man ihnen Schmerzen, so hat ihr Ton etwas ähnliches mit dem, den Schwei-

ne von sich geben, die geschlachtet werden, und er ist dabey so durchdringend, daß er einen beynahe nöthiget, sie in Ruhe zu lassen. So viel hat Herr Sulzer an den gefangenen bemerkt.

Wenn im ersten Frühjahre die Erde aufgethauet ist, und es warm zu werden anfängt, so erwacht der Hamster aus seinem Schlafe. Die Hamstergräber versichern zwar, es seye der erste Donner die Ursache seines Auflebens. Allein man hat schon Hamster zu ihrer gehörigen Zeit gesehen, ehe es noch gedonnert hatte. Doch ist nicht zu leugnen, daß ein starkes Donnerwetter, zur Zeit da ihr Schlaf nicht mehr so feste ist, vieles zu ihrer völligen Ermunterung beytragen könne. Die, deren Löcher nicht sehr tief sind, erwachen eher, als die sehr weit unter der Erde liegen, und dieses ist auch wahrscheinlicherweise die Ursache, warum man die Weibchen gemeiniglich wohl vier Wochen später, als die Männchen, hervorgehen sieht. Diese Einrichtung ist sehr weißlich, da das Weibchen, das sich wenig Vorrath sammeln kan, statt dessen die Eigenschaft bekommen hat, sich tiefer zu lagern und dadurch länger zu schlafen. Nach der Mitte des Hornungs findet man die ersten ermunterten Hamster, sie machen aber ihre Löcher noch nicht auf, sondern suchen das, was sie im Herbst übrig gelassen haben, wieder hervor, und leben davon, so lange ihnen die rauhe Witterung verbietet, ihren Bau zu verlassen, und sich mit Kräutern zu nähren; sie machen sich darinn verschiedene Gänge, die ihnen zur Bewegung und andern Bequemlichkeiten dienen. Um die Mitte des Märzen fangen einige an, ihre Wohnungen zu öfnen, und zwar ist es jederzeit das Falloch, welches sie aufmachen; oben machen sie den Eingang sehr groß und weit, daß man fast glauben sollte, ein kleiner Fuchs oder Dachs bewohne den Bau. Die Weibchen öfnen ihre Wohnungen nicht leicht eher, als bis zu Anfang des Aprils. Wenn die Hamster anfangen auszugehen, so suchen sie Kräuter, und besonders eine Menge von jungen Klatschrosenpflänzchen; sie lesen aber auch von der frischgesäeten Sommersaat die Körner häufig auf. Einige Tage hernach, nachdem sie den Bau geöfnet haben, pflegen sie ihn zu verlassen, und sich einen neuen zu machen.

Dieser von einigen schon zu Ende des Märzen, von andern im Anfange des Aprils, und von den mehresten Weibchen erst gegen die Mitte desselben, von neuem verfertigte Bau, ist ganz wenig, und nur ein, höchstens zwey Schuh tief. Sie machen darinn ein Nest, selten aber eine Vorrathskammer. Zu Ende des Aprils fangen sie an sich zu begatten. Die Männchen gehen zu den Weibchen in ihre Löcher, und beyde bleiben, wie es scheint, einige Tage beysamen. Sie haben alsdenn genug Liebe einander zu vertheidigen; und da man einsmals ein paar aufgegraben hatte, und den Rammler herausnehmen wollte, so sprang das Weibchen hervor, und biß den, der ihren Gatten zu packen suchte, ziemlich scharf in die Hand. Oft kommen zwey Männchen bey einer Sie zusamen, und denn gibt es einen feurigen Kampf, bis der Schwächere entweder unterliegt, oder weicht. Die Art, wie diese Thiere ihre Liebeshandlung verrichten ist nicht bekannt, da sie unter der Erde geschieht; und von sechs Paaren, die Herr Sulzer jedes besonder gethan hatte, ist nicht ein Weibchen belegt worden, ob er gleich einige mehr als acht Tage beysamen ließ, da ihn ihre Uneinigkeit nöthigte, sie wieder zu trennen. So bald das Weibchen belegt ist, stößt sie den Rammler wieder von sich, und von diesem Augenblicke an vertragen sie sich so wenig, als vorher. Das Männchen sucht seine Höhle wieder, oder macht sich vielleicht eine neue. Das Weibchen aber pflegt in der ihrigen zu bleiben, sie setzt sich aber tiefer, und bereitet das Nest für die Jungen, drey bis vier Fuß tief unter der Erde.

Herr Sulzer hat sich viele Weibchen bringen lassen, bey denen die Rammler noch waren, woraus man schliessen konnte, daß sie höchstens seit einem oder zween Tagen belegt seyn könnten, um zu erforschen, wie lange sie ihre Junge tragen, einige davon waren auch würklich belegt, sie wurden nach und nach dicker, aber eben so wurden sie wieder dünne. Die Ursache davon fand er erst, da er eine von diesen Müttern antraf, die eben ein Junges geworfen, allein ihm auch schon den Kopf abgebissen hatte, und im Begrif war, es völlig aufzufressen.

Es scheinet, daß der Hamster vier Wochen trächtig ist, denn man findet die ersten Jungen vier Wochen, nachdem die Alten aus ihren Löchern hervorge-

gegangen sind, das ist, gegen Ende des Maymonats; von da an sieht man sie immer häufiger den ganzen Sommer durch, bis nach der Mitte des Herbstmonats. Die Jungen kommen ganz nackend und blind zur Welt, und bringen alle Zähne mit; sie müssen acht bis neun Tage blind seyn; denn bey ihrer Geburt wiegen sie wenig über eine Quente, und man hat viele gesehen, die zwölfmal so viel wogen und noch blind waren. Herr Sulzer hat verschiedenemal die Mutter samt den Kleinen bekommen, da hat sie dieselben nicht getödtet, sondern sie recht liebreich an sich trinken lassen, und noch andere Junge, die man ihr unvermerkt dazu gegeben, ob sie gleich viel grösser, als die ihrigen waren, angenommen und mit saugen lassen.

Die Anzahl der Jungen, die sie auf einmal werfen, ist nicht allezeit gleich. Eine Alte, die schon mehrmal gehekt hat, wird niemals weniger als sechs Junge bringen, mehrentheils aber acht oder zwölf, gar nicht selten findet man vierzehn, bis achtzehn Junge in einem Neste beysamen. Ein Weibchen hekt in einem Sommer wenigstens zweymal. Ihr Wachsthum geht sehr geschwind von statten; wenn sie nur vierzehn Tage alt sind, so fangen sie schon an selbst zu wühlen, und wenn sie dieses können, jagt sie die Alte schon weg, so daß sie die Jungen längstens drey Wochen zu behalten scheint. Wenn sie noch ganz klein, vielleicht nur fünf bis sechs Tage alt sind, so sind sie schon mit kurzen zarten Härchen bedekt, an welchen die Verschiedenheit der Farben deutlich zu sehen ist; sie fangen alsdenn auch schon an ein Getraydekorn in die Vorderpfoten zu fassen, und daran zu nagen, und lernen es in einigen Tagen fressen. Wenn das Weibchen geworfen hat, so macht sie verschiedene Fallöcher, wodurch ihre kleine Brut so bald sie sehen kan, schon aus- und einzulaufen weiß, und lange vorher schon den zweyten oder dritten Tag nach ihrer Geburt, wenn man nach ihnen gräbt, verlassen sie das Nest, ehe man dazu kommen kan, und zerstreuen sich in alle Gänge des Baues, doch folgen die meisten dahin, wo die Mutter geflohen ist. Diese vertheidigt ihre Jungen nicht; so bald sie spürt, daß man ihr nahe kommt, verkriecht sie sich mit dem grösten Theil ihrer Jungen in das blinde Ende eines Ganges, den sie erstlich in einiger Entfernung von dem Neste, auf der Seite, welche gegen dasselbe zugekehret ist, mit Erde verstopft, alsdenn verläßt sie die Brut, und gräbt sich allein in der grösten Geschwindigkeit weiter, indem sie den Gang so, wie sie fortrückt, hinter sich verstopft. Sie gräbt so schnell, daß man ihr bisweilen von dem Orte, wo man die Jungen findet, zwey bis drittehalb Ellen nachgraben muß, ehe man sie erreicht.

Wenn die Jungen schon etwas grösser sind, scharren sie sich selbst, jedes besonders, oder mehrere beysamen, in das Ende der Gänge ein, wenn sie nicht durch die Fallöcher entkommen können, die man vorher zugemacht hat.

Die Hamster wachsen sehr geschwind, doch scheint die verschiedene Grösse, von welcher man sie findet, zu einer Zeit da es noch keine Junge gibt, zu beweisen, daß sie wenigstens ein volles Jahr nöthig haben, um gänzlich auszuwachsen. Dem ohngeachtet scheinen die im May gehekten Weibchen gegen den Herbst desselben Jahrs schon zur Fortpflanzung geschickt zu seyn, da man Weibchen findet die gar klein sind, deren Nest-Bau nur zwey oder drey Fallöcher hat, und die oft nur vier oder fünf Junge haben. Vielleicht aber sind die Männchen erst im künftigen Frühling zum Zeugen tüchtig, da diese bey allen Thieren die Vollkommenheit später, als das andere Geschlecht, erlangen. Da man mit einigem Grunde anzunehmen pflegt, es verhalte sich das Lebensalter eines Thiers zu der Zeit seines Wachsthumes, wie sieben zu eins, so kan man muthmassen, daß sie sieben bis acht Jahr leben können, wenn sie nicht allerhand Zufälle vor dieser Zeit um ihr Leben brächten.

Der Mensch, der Hund, ob er gleich keinen von ihm getödteten Hamster frißt, sondern ihn dem Raben, der sich gerne auf diesen Schmauß bittet, überläßt, vielleicht auch die Füchse und Raubvögel gehören zu den Feinden des Hamsters. Sein gröster Feind aber ist der Iltis (Mustela Putorius Lin.) der zwar oft nicht so viel als der Hamster wiegt, aber ihn allezeit an Länge, Stärcke und Geschicklichkeit übertrift und ihn durch einen unversöhnlichen Krieg verfolgt. Im Sommer und eine gute Zeit des Winters ist in der Gegend von Gotha der Hamster fast die einzige Nahrung des Iltises. Dieser verfolgt ihn, und erwürgt ihn in seinem Bau, und wenn er einen solchen findet, der ihm ansteht, so

bleibt

bleibt er darinne wohnen. Aus diesem Loche gehet er Abends hervor, um auf der Jagd seine Mahlzeit zu erbeuten, und so wie der Hamster sich einen Wintervorrath von Getrayde in seinen Bau sammlet, so sammlet sich der Iltis Hamster ein, sich über den Winter gegen den Hunger zu sichern, weil er, wenn der Hamster einmal seine Wohnung bis oben verstopfet hat, ihn nicht mehr ausgraben kan.

So bald die Felder anfangen gelb zu werden, so sind die Hamster die ersten die davon einerndten. Vorzüglich scheinen sie Leinknoten, grosse Saubohnen und Erbsen zu lieben. Ein Hamster der auf einem Flachsfelde ligt, wird nicht leicht etwas anders als die Saamen davon eintragen, sie nehmen die Knoten ganz, ohne die Saamen auszukneifpeln, so tragen sie auch kleine Schötchen von Rübsaamen ganz ein: aber Bohnen, Erbsen und alles andere Getrayde lesen sie rein aus, und bringen sie ohne Hülsen und Aehren in ihre Wohnung. Dieses aber versteht sich von alten Rammlern, welche Zeit genug dazu haben. Der Abend von Untergang der Sonne gegen Mitternacht, und der Morgen, ehe die Sonne aufgeht, ist es da sie ausgehen ihre Nahrung zu suchen, auch thun sie es am Tage, wenn es schlecht Wetter ist und regnet. Daß sie aber bey solcher Witterung sich haufenweise auf grüne Rasen versammeln, und nach Art der Murmelthiere spielen, stimmt mit ihrer unverträglichen Denkungsart nicht überein. Man versichert, daß der Hamster, um die Aehren zu bekommen, die oft auf einem sehr hohen Stengel stehen, den Halm umbiege, und sich auf diese Art der Aehren bemächtige. Es ist aber falsch, daß um die Gegend eines Hamsterloches, die Hälme ohne Aehren aufrecht stehen; so offenbar läßt sich ihr Diebstal nicht merken, sondern sie lesen hier und da in einiger Entfernung von dem Bau die besten Stengel aus. Wie sie die Körner heraus kneifen und ihre Backen füllen ist schon erzälet worden; wenn nichts mehr hinein will, wandern sie damit nach Hause und drücken sie fest in ihre Kammern ein. Wenn man sie unterwegs mit aufgeschwollenen Backen antrift, so sind sie sehr leicht zu tödten, ja man kan sie mit den Händen ohne Furcht anfassen, da die freye Bewegung der Kinnbacken einigermassen gehindert ist. Läßt man ihnen aber Zeit, so streichen sie die Frucht heraus und wehren sich. Von Korn und Waitzen haben sie nicht Gelegenheit viel einzutragen, indem es zu früh abgehauen wird. Aber von Sommerfrüchten sammeln sie sehr viel.

Wenn zu Anfang des Weinmonats es anfängt kalt zu werden, und die Felder von Getrayde leer sind, denn denkt der Hamster auf sein Winterlager. Erstlich verstopft er das Schlupfloch, von seinen Kammern an bis oben aus, so dichte mit Erden, daß sie fast fester als die übrige ist; und denn auf eben die Art das Fallloch, doch bleibt dieses zuweilen von oben einen Fuß tief offen. Sie machen alsdenn die Löcher nicht wieder auf, sondern genieſſen ihres gesammelten Vorraths in Ruhe. Sie graben sich ein tieferes Nest, und auch tiefere Kornkammern, so daß sie niemals von dem Frost etwas zu fürchten haben. Das Nest wird klein, nur ohngefähr einer Ochsenblase groß gemacht, und voll von dem feinsten Stroh gestopft. In die neugemachten Kornkammern bringen sie ihren Vorrath, der oft in den obern anfängt zu keimen, und es ist wahrscheinlich, daß sie während der Zeit, da sie ihn hinunter schaffen, sich von diesen Keimen nähren. Doch müssen sie es nur so weit abbeissen, daß es wieder keimen kann, weil diß im Frühjahr aus ihrem Winterbau gegrabene Korn, so gut als ein anderes aufgeht. Die leergemachten Kammern sowohl als die Gänge werden alle mit Erde zugemacht.

Der Hamster futtert sich in dieser Zeit sehr gut, und verzehrt auf zwey Drittheile oder mehr von seinem Getrayde, daher ist er auch alsdenn am fettesten, und bleibt es bis ins Frühjahr.

Wenn er seiner auf diese Weise 6. bis 8. Wochen gepfleget hat, endlich aber die rauhe Witterung bis in das Innerste seiner tiefen Wohnung dringt, wird er in einen tiefen verschiedene Monate durch daurenden Schlaf versenkt.

Der Hamster unterscheidet sich von den Thieren die ebenfalls schlafen, der grossen und kleinen Haselmaus, dem Siebenschläfer und der Fledermaus dadurch, daß diese den Ort, wo sie sich den Winter aufhalten, mehr vor der Kälte, als der freyen Luft zu schützen suchen, der Hamster aber den Zugang der Luft scheut, und wenn er ihn nicht hindern kan, auch nicht einschläft.

Wenn man im Winter einen Hamster graben will, und das Fallloch nicht findet, so fängt man bey dem Schlupfloche an, das sich an der davor geführten Erde erkennen läßt. Man würde zwar den Gang, wenn er auch nicht durch die Farbe (weil das Thier tiefer grub) von den übrigen verschieden wäre, dadurch erkennen, daß die Erde die ihn füllt, allezeit mit Stückchen Stroh, Hülsen u. dergl. vermischt ist; wenn sie aber gelb ist, braucht man darauf nicht eher Achtung zu geben, als bis man auf die unterliegende Leimen-Erde selbst kommt. Da denn nicht mehr die Verschiedenheit der Farbe, sondern die untergemischte Spreu, den Ort, da sonst ein leerer Gang war, zu erkennen gibt. Nachdem man nun vier bis fünf Fuß tief gegraben hat, so höret der Gang auf einmal auf verstopft zu seyn, und man findet alsdenn bald das Nest und seinen Besitzer. Hier ligt nun der Hamster, von sehr weichem Stroh gänzlich umgeben, auf der Seite, hat den Kopf unter den Bauch gezogen, welchen die Vorderfüsse umfassen, und die hintern liegen über der Schnautze beysammen: in dieser Stellung bringt er seine Erstarrung zu. Er ist so rein wie gewaschen, und alle Haare, besonders die Barthaare, liegen in der schönsten Ordnung. Sie sind steif, und das Nachlassen der Steifigkeit ist der erste Grad des Erwachens bey ihnen. Ihre Glieder sind also schwehr zu beugen, und wenn man sie gebogen hat, fahren sie, wie bey todten Thieren wieder in ihre vorige Lage; sie sind eiskalt anzufühlen, ihre Augen sind geschlossen, wenn man sie öfnet, sehen sie hell und klar aus, wie bey den lebendigen, sie schliessen sich aber selbst wieder. Man spürt kein Merkmal von Athemholen, und kan das Herzpochen nicht fühlen. Sie scheinen alles Gefühls und aller Empfindung beraubt zu seyn. Herr Sulzer hat während seinem Schlaf einen solchen Hamster geöfnet. Er fieng bey der Brust an, da man die Bewegung des Herzens deutlich sahe, welches sich aber in einer Minute nur 14 bis 15 mal zusamenzog, da es sonst vielleicht wenigstens 150 mal zu geschehen pflegt. Er gab kein Zeichen von Schmerzen, nur selten suchte er sich zusamen zu krümmen: er versuchte aber von Zeit zu Zeit Athem zu holen, zu welchem Ende er das Maul weit aufmachte, und die Ribben auseinander dehnte, es wurde ihm hernach der Bauch geöfnet und er fuhr dem ohngeachtet fort über eine halbe Stunde Zeichen des Lebens zu geben, und das Herz bewegte sich noch eine Viertelstunde länger. Das Blut, welches sich in der Brust angehäuft hatte, blieb verschiedene Stunden flüßig, und man sahe auf dessen Oberfläche fettichte oder ölichte Punkte schimmern. Es war von einer weit hellern Farbe, als das im Sommer. Die Därme waren ganz ohne Bewegung, und weder Wein, noch Vitriolgeist waren vermögend, ihre zusamenziehende Kraft rege zu machen; sie waren hin und wieder mit Speise, und der Mastdarm mit Koth angefüllt, und in ihren Backenblasen fanden sich zuweilen ein oder etliche Körner, die aber nicht erweicht waren, so, wie alles, was sich im Magen und in den Gedärmen befand, noch völlig eben so zu seyn schien, wie es vermuthlich seit dem Anfang der Erstarrung gewesen war. Die Därme sowohl, als alle andere Eingeweyde, das Herz nicht ausgenommen, waren ganz kalt anzufühlen, so daß auch das Fett überall geronnen war. Die Blase war mittelmäßig mit Harn angefüllt.

Das erste, das man an einem Hamster, der aus seinem Schlaf erwachen will, beobachtet, ist das Nachlassen der Steifigkeit, die sich aber gemeiniglich verliehrt, bis man sie vom Felde in ein Zimmer bringt. Die Füsse, wenn sie vom Leibe abgezogen werden, begeben sich nach und nach wieder in die vorige Lage, und die Geschwindigkeit, womit dieses geschiehet, nimmt mehr und mehr zu, jemehr sie sich dem Aufwachen nähern. Alsdenn fängt man an, das Athemholen deutlich zu erkennen, sie schöpfen tief Luft, so daß die Brust sich dabey merklich erhebt, aber selten. Hierauf geben sie Merkmale der wiedererlangten Empfindung, wenn man sie kneipt, oder ihnen die Beine ausdehnt, so winden und krümmen sie sich auf eine wunderbare Weise, öfnen den Mund sehr weit, als ob sie gähnten, und geben dabey einen besondern, unangenehmen, röchelnden Laut von sich, und so fahren sie eine Zeitlang fort, sich zu strecken, und zu gähnen, bis sie endlich die Augen öfnen. Denn taumeln sie wie berauscht herum, indem sie sich zu setzen suchen, aber jedesmal wieder auf die Seite fallen, nach und nach aber bringen sie es durch wiederholte Versuche so weit, daß sie sich aufrichten, und nun fester stehen können, worauf sie sich einige Zeit ruhig halten, als wenn sie eine beschwehrliche Arbeit sehr ermüdet hätte, und scheinen

nen sich zu besinnen, wie ihnen geschehen ist, worauf sie anfangen herumzulaufen, und sogleich fressen, wenn man ihnen etwas vorwirft. Sie putzen und streichen sich, und so befinden sie sich in ihrem muntern Zustande. Je kälter es ist, je fester schlafen sie, und je mehr Zeit brauchen sie, munter zu werden. In den Zimmern brauchen sie manchmal eine, zwo und mehrere Stunden, in ihrer Wohnung aber bringen sie vielleicht mehrere Wochen damit hin. Sie können allezeit erwekt werden, wenn man sie der Luft ausezt.

Nun sind wir dem Leser noch die Farben des Thieres, die seine einzige Schönheit ausmachen, schuldig. Der vordere Theil der Schnautze ist oben bis über die Nasenlöcher, und unten bis an die Kehle ganz weiß. Die Seiten des Kopfes sind gelblicht weiß. Die Nase nach oben, bis jenseit den Augen, und ein Flek unter denselben, welches in das Blaßgelbe der Backen heruntergehet, der Streif um die Ohren, und zwischen dem Blaßgelben der Backen, dem Flekgen von eben der Farbe hinter dem Ohre, bis an den blassen Flek der Schulter, sind fuchsroth. Die Stirne und der ganze Rücken gleichet der Haasenfarbe. Auf jeder Seite sind vorwärts zwey zimlich grosse weißlichte etwas ins Gelbe fallende Flecken, von eben der Farbe als das am Kopfe und hinter den Ohren, davon das vordere gleich an der Schulter sizt, und eyrund ist. Der zweyte Flek hat mit dem erstern fast einerley Richtung, er liegt aber etwas tiefer, ist nach hinten etwas breiter, und vorne nach unten zu etwas länger, wo er sich am Bauche hinten und unter den Ellenbogen endiget. In fast gleicher Linie mit diesen beyden Flecken findet sich noch ein drittes Flekgen, weiter nach hinten auf der Beugung des Knies; es ligt auch etwas schief, ist sehr viel kleiner, auch weniger helle und rein, halb ist es seiner Länge nach in der rothen Farbe des Schenkels, und halb in dessen schwarzer. Das ganze untere des Hamsters ist Kohlen-schwarz von der Kehle bis über die Zeugungstheile, die innere Fläche der Schenkel, die Vorderbeine von der Schulter bis an den Fuß sind auch von aussen schwarz, nur nach hinten geht das Weisse vom Fuß etwas weiter in die Höhe. Die Gegend um den Nabel ist vor- und hinterwärts mehr als zur Seite von Haaren entblößt. Der Nabel selbst ist eine etwas erhabene Rundung, welche in der Mitte eine Höhlung hat, in dieser befinden sich Haare, die aber gemeiniglich durch ein schmuzziges Fett, oder Unschlittartige Materie zusamen kleben. Die Seitentheile der falschen Ribben, am Ende des zweyten blassen Fleks, die äussere Seite der Schenkel, die ganze Gegend um den Schwanz, sowol oberwärts nach dem Rücken, als zur Seite nach den Schenkeln, und unten bis über den After, sind fuchsroth. Diese Farbe verliehrt sich oben unvermerklich in das Hasenfärbige des Rückens, vorne aber wird sie vom hintern Ende des zweyten Fleks, und nach unten durch das Schwarze des Bauchs abgeschnitten. Noch sind zwischen der rothen Farbe unter dem Schwanze und nach den Schenkeln zu, und der schwarzen der Weichen, drey weißgelbliche Flekgen zu sehen, deren das mittlere und deutlichste, die hintere Hälfte des Perinaei einnimmt, und den After bedekt, die beyden übrigen aber diesem zur Seite zwischen dem After und den Schenkeln stehen. Der Schwanz ist kurz, und ragt aus den rothen Haaren, die ihn umgeben, und hier länger sind, als an andern Orten, kaum anderthalb Zoll hervor; er ist bey seinem Ursprung dicke und läuft spizig zu. Die Haare, die das dicke Ende besetzen, sind roth und zimlich lang, je mehr sie sich aber der Spitze nähern, desto kürzer, blässer, und seltener werden sie, so daß die Spitze, besonders unten her weißlich ausfällt, und wenig Haare hat. Die Füsse sind alle viere weiß, sowohl die obere mit kurzen glänzenden Haaren besezte, als die untere nakte Fläche. Die Mitte der Hinterfüsse ist bunt, es läuft davon ein schwarzer Streif, der an der äussern Seite des Sprungbeins anfängt, nach innen schief darunter weg bis an die sechste Schwiele. Die Haare sind überhaupt weich und besetzen das Fellchen zimlich dichte. Daß man aber eher das Fell vom Fleisch, als ein Haar aus der Haut reissen könnte, ist sehr falsch.

Merkwürdig sind zwey länglichte Stellen zu beyden Seiten des Rückens, kurz vor den Schenkeln, welche der Haare wegen, womit sie besezt sind, wohl könnten Borstenflecken genennet werden. Man sieht sie nicht gleich, indem sie von den übrigen Haaren bedekt sind; legt man aber diese bey Seite, so wird man zwoer Stellen gewahr, deren Länge mit dem Rükgrade parallel läuft; sie sind fünfmal länger als breit, und laufen vorne und hinten etwas spizig zu; die

Haare davon sind zweymal kürzer, als die übrigen, von einer schmuzig braunen Farbe; sie sind etwas steif, und liegen fest auf der Haut, nach hinten zu gekehrt. Die Kürschner sind genöthiget, diese Flecke heraus zu schneiden, und das daher entstandene Loch wieder zuzuflicken.

Der Hamster hat ausser den Thieren die ihm nach dem Leben stehen auch sonst noch seine Plage. Er muß ein Ungeziefer ernähren, welches man die Hamsterlaus nennet, ob es gleich zum Geschlechte der Milbe (acarus) gehört. Ihr Körper ist eyförmig, weiß und durchsichtig, wenn sie sich nicht voll Blut gesaugt hat, hin und wieder ist sie, besonders am Bauch, mit einzelnen Haaren besezt. Die Füsse sind mit dem Leibe von einerley Farbe. Es sind deren achte, sie sind alle von gleicher Länge und Dicke, auch gleich weit von einander entfernt, und so lang, als der Leib breit ist. Das vorderste Paar hat acht Gelenke, die hintern mehrere, sie laufen stumpf zu, und sind mit einigen Haaren besezt. Der Kopf ist spitzig und sehr klein, er ist durch die Fühlhörner gleichsam eingeklemmt; zwey ganz kleine schwarze Pünktchen, welche darauf, gegen die Brust zu, sitzen, scheinen die Augen zu seyn. Die Fühlhörner, welche zweymal länger als der Kopf sind, befinden sich zu beyden Seiten desselben, und umschlieſſen ihn, indem ihre Spitzen vorne nahe zusamen laufen und sich fast berühren. Der Gestalt nach kommen sie mit den Füssen überein, sind aber kaum halb so lang und nicht mit Haaren besezt. Wenn die Hamstermulbe gesaugt hat, scheinen die gefüllten Eingeweide durch, und machen daher, daß der Bauch zum Theil roth aussieht. Ihre Grösse ist nicht halb so viel als der Kopf eines Flohes. Sie läuft zimlich geschwinde, und verläßt den Hamster auch in seiner Erstarrung nicht, woran sie aber keinen Theil nimmt. Sie beissen weit empfindlicher als die Flöhe. Die Kälte muß ihnen nicht angenehm seyn, denn wenn man sie auf die Hand sezt, wandern sie sogleich nach den wärmern Gegenden am Arm und um die Schultern, wo sie durch ihr Graben und Wuhlen bald ihre Anverwandschaft mit den Würmern, denen man Schuld gibt, daß sie die Krätze verursachen, verrathen. Sie scharren sich fast ganz in die Haut ein, zum Glük aber muß ihnen die Nahrung am Menschen nicht anstehen, denn man sieht von ihnen keine Nachkommenschaft, sondern nach 8 bis 12 Stunden empfindet man nichts mehr von ihnen.

Der Zisel oder die Zieselmaus.

Dieser Name, der durch Mus Noricus und Citellus übersezt wird, ist oben auch unter dem Namen des Hamsters vorgekommen, ich will also gleich beysetzen, was Herr von Büffon davon in den Notices de quelques animaux, dout il n'a pas été fait mention dans le Cours de son ouvrage, sagt.

Einige Schriftsteller, heißt es, und unter andern auch Herr Linnäus haben gezweifelt ob der Zisel oder Zieselmaus (citellus) ein von dem Hamster (cricetus) verschiedenes Thier seye; sie gleichen sich zwar in verschiedener Absicht, und halten sich beynahe in einerley Ländern auf; nichts destoweniger gehen sie durch so viele Charaktere von einander ab, daß wir überzeugt sind, sie seyen von verschiedenen Gattungen. Der Zisel ist weit kleiner als der Hamster, er hat einen langen und dünnen Leib, wie die Wiesel, anstatt daß der Hamster dik und untersezt ist, wie die Ratte; die Ziselmaus hat aussen keine Ohren, sondern blos Hörlöcher die unter dem Haar verborgen sind; der Hamster hat in der That kurze Ohren, aber sie sind sehr sichtbar und sehr breit.

Der Zisel ist von einem mehr oder weniger Aschenfarbenen Grau, und von einer Farbe; der Hamster ist gezeichnet, wie oben erwähnt worden: Wenn man zu diesen Unterscheidungs-Zeichen noch hinzuthut, daß diese Thiere, ob sie gleich einerley Gegend bewohnen, sich nicht mit einander vermischen, so darf man nicht zweiflen, daß es zwey in der That verschiedene Gattungen sind, ob sie schon darinne mit einander überein kommen, daß sie beyde einen kurzen Schwanz, niedrige Beine, Zähne, die den Rattenzähnen gleichen, und einerley natürliche Gewohnheiten haben, als daß sie sich einen Bau graben, Kornkammern daselbst anlegen, dem Getraide schaden u. s. w. Ausserdem gibt Agricola, ein genauer und scharfsichtiger Schriftsteller in seiner kleinen Abhandlung über die unterirdische Thiere von dem einen und dem andern eine Beschreibung, und unterscheidet sie so deutlich, daß es unmöglich ist, sie mit einander zu vermengen.

Der

Der Zemni.

In Polen und Rußland gibt es ein anderes Thier Ziemni oder Zemni genannt, welches von der nemlichen Art als der Zisel, aber viel grösser, viel stärker und viel schlimmer ist; er ist ein wenig kleiner, als eine Hauskatze, hat einen zimlich dicken Kopf, einen dünnen Leib, kurze und gerundete Ohren; vier grosse Schneidezähne, welche aus dem Maul hervorgehen, deren die zween in der untern Kinnlade, dreymal so lang, als die in der obern sind; die Füsse sind sehr kur; und mit Haaren bedekt, in fünf Zähen zertheilt und mit krummen Nägeln bewafnet; das Haar ist weich, kurz und Mäusegrau; der Schwanz ist mittelmässig lang; die Augen sind eben so klein und liegen eben so tief, als bey dem Maulwurf. Rzaczinski hat dieses Thier canicula subterranea genannt: dieser Schriftsteller scheint der einzige zu seyn, der von dem Zemni geredet hat, ob er gleich in einigen nordlichen Gegenden, als Podolien, in der Ukraine um Suraz, Chodaki, Rienki, Mossezenika, Sezurowee und anderswo sehr gemein ist; und nicht selten von den Bauern ausgepflügt wird. Sein Naturell und seine Lebensart ist ohngefehr einerley mit der Ziselmaus und des Hamsters ihren; er beißt gefährlich, frißt begierig, und verwüstet die Fruchtfelder und Gärten; er macht sich einen Bau; er lebt von Obst, Getraid und Hülsenfrüchten, davon er sich einen Vorrath in seinen Bau sammelt, wo er die ganze Winterszeit zubringt.

Das Eichhorn.

Das Eichhorn ist ein kleines niedliches Thier, welches nur halb wild ist, und wegen seiner Artigkeit, Gelehrigkeit, und ganz unschuldigen Lebensart verschont zu werden verdiente. Es ist weder fleischfräßig, noch schädlich, ob es sich gleich bisweilen an den Vögeln vergreift. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Obst, Mandeln, Haselnüssen, Buchekern und Eicheln. Es ist reinlich, munter, lebhaft, sehr wachsam, sehr aufgewekt, und sehr sinnreich; die Augen sind voll Feuer, die Gesichtszüge fein, der Körper ist stark und die Gliedmassen ungemein schiklich. Seine artige Figur wird durch den schönen Schwanz, welcher wie ein Federbusch gebildet ist, und ihm übern Kopf geht, und zum Schatten dienet, noch mehr gezieret. Unten am Bauche ist dieses Thier ebenfalls mit einem sehr reichlichen Vorrathe versehen, der eine grosse Tüchtigkeit zu dem Zeugungswerke verspricht. Es sizt insgemein fast aufgerichtet, und bedient sich seiner Vorderfüsse, wie einer Hand, um etwas ins Maul zu stecken. Es hält sich stets in freyer Luft auf. Die Vögel erreicht es vermöge seiner Hurtigkeit; es wohnet, wie sie, auf den Gipfeln der Bäume, durchwandert die Wälder, indem es von einem Baum auf den andern springt, nistet darauf, sammlet Körner, lecket den Thau auf, und steigt nicht auf die Erde herab, als wenn die Bäume durch den Wind erschüttert werden. Man findet es nicht in Feldern, auf grossen Haiden, in ebenen Landschaften; es kommt nie einigen Wohnplätzen zu nahe, es bleibt nicht im Gebüsche, sondern in hohen Wäldern, auf alten und mit den höchsten Gipfeln versehenen Bäumen. Es scheuet sich noch mehr für dem Wasser, als der Erde, und man versichert, daß es sich, wenn es über ein Wasser muß, einer Baumrinde anstatt des Schiffes, und seines Schwanzes als der Segel und des Steuerruders bedienet. Es erstarret nicht im Winter, es ist allezeit munter, und sobald man nur ein wenig unten an den Baum rühret, worauf es ruhet, springt es aus seinem Lager, flieht auf einen andern Baum, oder verbirgt sich hinter einen belaubten Ast. Es suchet den Sommer über Haselnüsse zusamen, füllt damit die Höhlen eines al-

ten Baumes an, und behilft sich im Winter mit diesem Vorrathe; es weiß sie auch unter dem Schnee zu finden, den es durch Wegscharren aus dem Wege schaft. Es besizt eine hellautende und noch durchdringendere Stimme, als der Haußmarder. Es pflegt auch mit geschlossenem Maule ein Gemurmel, ein kleines mißvergnügtes Murmeln hören zu lassen, so oft man es zum Zorne reizet. Es ist zum Gehen gar zu leicht, es thut gemeiniglich Sprünge, und bisweilen Sätze. Es hat so spitzige Klauen, und so hurtige Wendungen, daß es in einem Augenbicke auf eine Buche, deren Rinde sehr glatt ist, klimmen kan.

In den schönen Sommernächten höret man die Eichhörner schreyen, wenn sie hintereinander auf die Bäume klettern. Sie scheinen sich für der Sonnenhitze zu fürchten. Sie bleiben den Tag über in ihrer schattichten Wohnung, woraus sie sich des Nachts begeben um sich zu üben, zu spielen, sich zu paaren und zu fressen. Diese Wohnung ist sauber, warm und für dem Regen sicher. Sie machen ihr Lager gemeiniglich über der Spaltung eines Baums. Anfänglich tragen sie Reißholz dahin, worein sie Mooß flechten; hierauf drücken sie dasselbe zusamen, treten es feste, und machen ihr Lager genugsam geraumig und dauerhaft, daß sie nebst ihren Jungen bequem und sicher leben können. Nach oben zu ist nur eine gerade, schmale Oefnung, und welche kaum zum Hineinkriechen groß genug ist. Oben über dem Eingange befindet sich eine Art von einer Kegelförmigen Decke, welche alles bedekt und macht, daß der Regen an den Seiten abläuft, ohne hindurch zu dringen. Sie bringen insgemein drey oder vier Junge. Im Frühjahre begatten sie sich, und hecken im May, oder zu Anfange des Junius. Wenn der Winter zu Ende gehet, verändern sie ihre Haare. Das neue Haar ist röther, als dasjenige, welches ausfällt. Sie kämmen und putzen sich mit den Pfoten und Zähnen. Sie lieben die Reinlichkeit. Sie haben keinen übeln Geruch an sich. Ihr Fleisch läßt sich zimlich gut genieſſen. Von den Schwanzhaaren verfertigt man Pinsel; aber ihre Haut gibt kein gut Futter ab.

Es gibt viel Zwischengattungen der Eichhörner, aber die Gattung selbst verändert sich wenig. Man findet einige aschfarbige, die übrigen alle sind roth. Die kleinen grauen, welche von einer besondern Gattung sind, bleiben stets grau. Und ohne die sogenannten fliegenden Eichhörner anzuführen, machen das blonde Eichhorn von Cambaya, welches sehr klein ist, und einen Schwanz wie das Europäische trägt, das von Madagaskar Tsitsihi genannt, welches grau aussieht, und weder schön, noch gut zahm zu machen ist; das weisse Siamische, das graue und ein wenig gesprenkelte Bengalische, das gestreifte Canadische, das schwarze Eichhorn, das grosse graue Virginische, das weißstreifigte von Neuspanien, das weisse Sibirische, das scheckigte Eichhorn, oder Mus ponticus, das kleine Amerikanische, das Brasilianische, das aus der Barbarey, die Palmenratze ꝛc. eben so viel unterschiedene und besondere Arten aus.

Das Eichhorn hat einen an den Seiten platten und sehr dicken Kopf, eine hervorstehende Nase, die obere Lefze geht schräg unter und rükwärts, die untere ist sehr kurz. Die Augen sind groß und schwarz, stehen aus dem Kopfe, und liegen in dem Obertheile der Seiten des Kopfes, etwas näher bey den Ohren, als bey der Nase. Die Stirne ist flach, und ihre Fläche befindet sich in gleicher Richtung mit der Fläche der Nase. Das Hintertheil des Kopfscheitels scheint erhaben zu seyn, und die Ohren stehen auf jeder Seite; sie sind nur mittelmäßig groß, aber sie haben am Ende eine Büschel Haare, welche sie sehr zu verlängern scheint. Der Hals ist dermassen kurz, daß man ihn von dem Kopfe und den Schultern beynahe nicht unterscheiden kan. Der Leib scheint nach Proportion seiner Länge dik zu seyn. Der Rücken beschreibt gemeiniglich einen Bogen. Der Schwanz ist lang und zotticht. Die Schenkel sind nicht lang, aber die Füsse sind groß und die Zähen dicke. Die Ferse berühret die Erde.

Das Petitgris oder das graue Eichhörnchen.

In den nördlichen Theilen sowohl der einen als der andern festen Erdhälfte trift man ein Thier an, das wir hier unter dem Namen Petitgris (das graue Eichhörnchen, das kleine Grauwerk) liefern. Es kommt dem Eichhörnchen in vielen Stücken bey, und ist von demselben äusserlich blos durch folgende Merkmäler unterschieden: es übertrift das Eichhorn an Grösse, es hat kein rothbraunes, sondern ein graues Haar, das bald dunkler bald heller ist, und seine Ohren sind von den oberwähnten langen Haaren entblößt. Diese Verschiedenheiten sind beständig und wie es scheint zulänglich eine besondere Gattung zu machen. Verschiedene Verfasser wollen behaupten, es seye ein Unterschied zwischen den europäischen und amerikanischen Petitgris, und die erstern seyen Eichhörner von der gemeinen Gattung, deren Farbe unter dem Himmelsstrich von unserem Norden durch die Jahrszeit blos verwandelt werde. Inzwischen siehet man unsre Eichhörner in dem mitternächtlichen Amerika und in dem nördlichen Europa, wo sie in beyden Gegenden von einerley Grösse, und gleicher Farbe, nämlich roth oder rothbraun, und nachdem die Witterung des Landes ist, bald heller bald dunkler sind, und findet zugleich andere Eichhörnchen daselbst, die grösser sind, und deren Haar zu allen Jahreszeiten grau oder schwärzlicht ist. Ausserdem ist das Rauchwerk von diesen Petitgris viel feiner und weicher. Zwar haben Naturforscher und unter andern Herr von Linné geschrieben, das Haar des Eichhorns verändere im Norden des Winters die Farbe. Herr von Büffon aber sagt darüber, diß könne wahr seyn, indem die Haasen, Wölfe, Wieseln unter diesem Himmelsstriche gleichfalls eine andere Farbe annehmen: allein diese Verwandlung gehe vom Falben oder Rothbraunen ins Weisse und nicht ins Aschgraue; und damit wir, fährt er fort, nur des Eichhorns gedenken, so sagt Linnäus in der Fauna Suecica von demselben: æstate rubet, hyeme incanus. Es bekommt also an statt des rothen Haars ein weisses oder vielmehr weißlichtes, und wir glauben nicht, daß dieser Verfasser wichtige Gründe gehabt habe in der lezten Ausgabe seines Natursystems für incanus cinereus zu setzen. Im Gegentheil versichert Herr Klein, daß die Eichhörner um Danzig im Winter sowohl als im Sommer roth sind, und daß es in Polen graue und schwärzlichte gibt, die eben so wenig, als die rothen ihre Farbe verändern. Diese grauen und schwärzlichten Eichhörner werden in Canada und in allen nördlichen Theilen von Amerika wieder gefunden. Wir glauben also, das graue Eichhörnchen als ein gemeinschaftliches Thier für beyde feste Erdhälften ansehen zu können, dessen Gattung von dem gemeinen Eichhörnchen unterschieden ist.

Ausserdem sehen wir nicht, daß die Eichhörner, deren es in unsern Wäldern eine ziemliche Menge gibt, sich schaarweise zusamenschliessen; daß sie gesellschaftlich Züge in andere Gegenden vornehmen, daß sie an die Gewässer kommen, noch weniger, daß sie es wagen, auf Baumrinden über Flüsse zu setzen, für welches doch von dem Petitgris so viele Zeugen Gewähr leisten, daß man nicht im Stande ist, es zu läugnen. Uebrigens ist von allen vierfüßigen Thieren, die keine Hausthiere sind, das Eichhörnchen den meisten Mannichfaltigkeiten unterworfen. Das weisse Sibirische scheinet von unserem gemeinen ein Abfall zu seyn. Das Schwarze und das Dunkelgraue, die beyde in Amerika sind, könnten Abfälle von dem Petitgris seyn. Das Eichhörnchen auf der barbarischen Küste, der Palmist und der Schweizer sind drey nahe miteinander verwandte Arten.

Das graue oder schwärzlichte Eichhörnchen in Amerika hält sich, nach dem Fernandes, gewöhnlich auf Bäumen, und besonders auf Fichten auf, es nähret sich von Baum- und Beerenfrüchten, sammelt sich einen Vorrath auf den Winter, und legt davon die Niederlage in dem Loche eines Baumes an, wo es sich nachher selbst hineinbegibt, um die schlechte Jahreszeit vorüber gehen zu lassen, und wo es auch seine Jungen hekt, sich also kein Nest, wie das unsere bauet. Ausserdem hat man wenig bestätigte Erfahrungen über die Geschichte dieses Thierchens.

Der Palmist, der Barbaresque, oder das Eichhörnchen von der Küste der Barbarey, und der Suisse oder Schweizer.

Der Palmist ist von Grösse wie eine Ratze oder ein kleines Eichhorn. Er bringt sein Leben auf den Palmbäumen hin, und hat davon seinen Namen bekommen. Einige nennen ihn die Palmenratze, andere das Palmeichhörnchen, da er aber weder Ratze noch Eichhorn ist, so nennt man ihn am besten Palmist. Er hat beynahe einen solchen Kopf, wie die kleine Feldratze (campagnol,) und die Haare an demselben stehen gleichfalls steif in die Höhe; sein langer Schwanz schleppt nicht nach, wie bey den Ratzen, er trägt ihn gerade und perpendiculair aufgerichtet, ohne jedoch ihn, wie das Eichhörnchen thut, über seinen Leib zu schlagen. Das Haar, das den Schwanz bedekt, ist länger als das Haar am Leibe, jedoch viel kürzer als am Schwanze des Eichhorns. Mitten auf dem Rücken, und längst dem Rückgrade hat der Palmist vom Halse bis an den Schwanz einen weißlichten Streif, der an jeder Seite einen braunen, und darauf einen andern weißlichten Streif neben sich hat. Dieses Kennzeichen findet sich fast auch an dem Eichhörnchen aus der Barbarey, welches auf unserer T. LXV. Sciurus Getulus heißt, und an dem Schweizer-Eichhörnchen, welches man wegen der Vielfärbigkeit und Schönheit in Frankreich also genennet hat, bey den Huronen aber Ohihoin und sonst auch Erdeichhörnchen heißt. Diese drey Thiere kommen in vielen Stücken überein. Allein der Palmiste und der Barbaresque finden sich nur in den heissen Erdstrichen des von Alters her bekannten festen Landes und der Schweizer blos in den kalten und gemäßigten Ländern der neuen Welt. Ueber dieses liegen die braunen und weissen Streife des Schweizers in einer ganz andern Ordnung, als die Streife des Palmisten. Der weisse Streif, der bey dem Palmisten über den Rückgrad geht, ist bey dem Schweizer schwarz oder braun, die beyden weissen Streife sind dem schwarzen zur Seite, so wie bey dem Palmisten die schwarzen Streife neben den weissen liegen, und ausserdem finden sich an dem Palmisten nur drey weisse Streife, an statt daß der Schweizer deren viere hat; dieser wirft seinen Schwanz oben nach dem Leibe zu über, der Palmist thut dieses nicht; er hält sich blos auf den Bäumen, der Schweizer aber an der Erde auf, und dieser Unterschied hat dem leztern den Namen Erdeichhörnchen zuwegegebracht; endlich ist er auch kleiner, als der Palmist, und man kan also nicht zweifeln, daß es nicht zwey verschiedene Thiere sind.

Der Palmiste und Barbaresque sind zwar aus eben dem Theile des alten festen Landes, aus eben demselben Erdstriche von gleicher Grösse und beynahe von einerley Gestalt. Allein bey dem Barbaresque sind der Kopf und das Stirnblatt ründer ausgebogen, die Ohren grösser, und der Schwanz ist mit dichtern und längern Haaren bewachsen, als an dem Palmisten; er ist nach der Bildung des Leibes und Kopfes mehr Eichhorn als Ratze, und der Palmist mehr Ratze als Eichhorn. Der Barbaresque hat vier weisse Streife, der Palmist nur drey; der weisse Streif in der Mitte wird beym Palmisten auf dem Rückgrade angetroffen, bey dem Barbaresque hingegen findet sich auf eben diesem Theile ein schwarzer braunrothvermischter Streif. Uebrigens haben diese Thiere fast eben dieselben Gewohnheiten, und ein fast gleiches Naturell, als das gemeine Eichhörnchen; der Palmist und Barbaresque leben, so wie dieses, von Früchten, und bedienen sich der Vorderpfoten, um dieselben zum Raube zu bringen; sie haben eben dieselbe Stimme, eben dasselbe Geschrey, eben denselben natürlichen Trieb und eben dieselbe Behendigkeit; sie sind sehr lebhaft und ungemein sanftmüthig, sie werden sehr leicht und bis zu dem Grade zahm, daß sie bey der Wohnung bleiben, nicht anders aus derselben gehen, als um ein wenig herumzulaufen, und von selbst nachher wieder kommen, ohne daß sie gerufen oder dazu gezwungen werden; sie sind alle beyde sehr artig gebildet, ihr weißgestreiftes Fell ist schöner, als des Eichhörnchens, ihre Taille ist kleiner, ihr Leib ist leichter, und ihre Bewegungen sind gleichfalls geschwinde. Der Palmist und der Barbaresque halten sich, wie das Eichhorn, auf den Bäumen auf, der Schweizer aber bleibt an der Erde, und gräbt sich, wie die grosse Feldmaus ein Schlupfloch,

wo

wo das Wasser nicht hinein dringen kan; er ist auch nicht so gelehrig, und von so sanftem Wesen, als die beyden andern; er beißt ohne Verschonen, wenn er nicht völlig zahm gemacht ist, und hat also in dem Naturelle und den Sitten mehr Aehnlichkeit mit den Ratzen oder grossen Feldmäusen, als mit den Eichhörnchen.

Der Coquallin.

Dieses Thier hat auch den Namen des pomeranzenfarbenen Eichhörnchens und ist einerley mit dem Quaulucallotquapachli oder Coztiocotequallin des Fernandez. Herr von Büffon hat das leztere dieser riesenmäßigen mexikanischen Wörter abgekürzt und Coquallin daraus gemacht. Es ist kein Eichhörnchen, ob es ihm schon in Ansehung der Figur und seines federbüschähnlichen Schwanzes ziemlich gleichet; denn es unterscheidet sich von demselben nicht allein durch verschiedene äusserliche Zeichen, sondern auch durch sein Naturell und durch seine Sitten.

Der Coquallin ist weit gröſſer als das Eichhörnchen; in duplam fere crescit magnitudinem, sagt Fernandez. Es ist ein artiges Thier und um seiner Farben willen sehr merkwürdig. Sein Bauch ist schön gelb, und sein Kopf sowohl, als sein Leib sind weiß, schwarz, braun und pomeranzenfarben, mit mancherley Veränderungen. Es bedekt sich mit seinem Schwanze wie das Eichhörnchen, aber es hat nicht, so wie dieses, Haarzöpfchen an den Spitzen der Ohren. Es läuft nicht auf die Bäume, sondern hält sich, wie das Erdeichhörnchen, in Löchern und unter den Wurzeln der Bäume auf; daselbst legt es sein Nest an und junget; es füllet auch seine Wohnung mit Getraide und Obst an; es ist mißtrauisch und verschlagen, und sogar so wild, daß es niemals zahm wird. Es scheint, daß der Coquallin sich blos in den südlichen Ländern von Amerika finde. Die plonten und pomeranzenfarbenen Eichhörnchen in Ostindien sind ein gut Theil kleiner und ihre Farben einförmig. Diß sind wahre Eichhörnchen, die auf Bäume laufen, und darauf hecken, da hingegen der Coquallin und der amerikanische Schweizer sich, wie die Kaninchen, unter der Erde aufhalten und mit dem Eichhörnchen blos die Aehnlichkeit der Bildung gemein haben.

Der Polatuche.

Polatuche ist der Name des Thiers das die Naturforscher bald die fliegende Ratze, bald das fliegende Eichhorn, den fliegenden Siebenschläfer, die Pontische oder Scytische Ratze u. s. w. genannt haben. Dieses Thier ist von einer besondern Gattung, die sich blos durch einige Merkmäler, den Gattungen des Eichhorns, des Siebenschläfers und der Ratze nähert. Seine ganze Aehnlichkeit mit dem Eichhorne bestehet in den grossen Augen und in der Gestalt des Schwanzes, der indessen weder so lang, noch mit so langen Haaren versehen ist. Er kommt dem Siebenschläfer nahe in der Bildung des Leibes und der Ohren, die kurz und kahl sind, wie auch vermittelst seiner Schwanzhaare, die von eben der Gestalt und Grösse als an jenem sind; er erstarrt aber nicht wie er in der Kälte.

Man findet dieses Thier in den nördlichen Theilen sowohl des alten als neuen festen Landes; es ist blos in Amerika gemeiner, als in Europa, wo es nur selten und in einigen nördlichen Ländern, als Litthauen und Rußland, angetroffen wird. Dieses kleine Thier hält sich, wie das Eichhorn, auf den Bäumen auf, es läuft von Ast zu Aste, und wenn es einen Sprung thut, um sich entweder von einem Baume zum andern, oder über einen beträchtlichen Abstand hinüberzuschwingen, so zieht sich seine Haut die loß ist, und an den Seiten des Leibes in Falten liegt, nach aussen, spannet und erweitert sich durch die entgegengesetzte Richtung der Vorder- und Hinterpfoten, von denen sich jene bey dieser Bewegung zum Sprunge vorwärts und diese hinterwärts strecken. Wenn die Haut also ausgespannet, und über einen Zoll breit vom Leibe abgezogen ist, so vergrössert sie die Oberfläche des Körpers um so viel mehr, ohne seine Maasse zu vermehren, und mindert folglich die zunehmende Schnelligkeit des Falles, dergestalt, daß das Thier mit einem einzigen Sprunge einen ziemlich weiten Abstand erreichet. Diese Bewegung ist also kein Flug, sondern ein einfacher Sprung, bey dem alles von dem ersten Ansatze abhängt, wovon die Bewegung bloß verlängert wird, und länger währet, weil der Leib des Thiers der Luft eine grössere Oberfläche darbietet. Sollte man aber wohl vermuthet haben, in eben dem Geschlechte ein anderes Thier mit einer ähnlichen Haut anzutreffen, von der die Verlängerungen sich nicht allein von einem Beine zum andern, sondern sogar von dem Kopfe bis an den Schwanz erstrecken? Dieses Thier, von dem Seba beydes die Figur und die Beschreibung unter dem Namen des fliegenden Eichhorns aus Virginien geliefert hat, scheint von dem Polatuche so weit verschieden zu seyn, daß es eine andere Gattung ausmachen würde. Es ist wahrscheinlich, daß es ein Thier ist, dessen Art würklich vorhanden, und von des Polatuche seiner unterschieden ist. Allein es könnte auch nichts weiter als ein Abfall von eben derselben Gattung seyn, und am Ende hat es vielleicht sein Wesen nur einem Zufalle zu danken, oder ist ein Mißgeschöpf, indem kein Reisebeschreiber, kein Naturforscher desselben erwähnet hat.

Dieses Thier ist gemeiniglich kleiner als das Eichhörnchen. Das, welches Herr von Büffon gesehen hat, wog nicht viel über zwo Unzen, indessen gibt es auch grössere, wenigstens muß das, welches Duvernoi in den Schriften der Petersburgischen Akademie der Wissenschaften beschrieben hat, um ein gutes gröss'er gewesen seyn. Der Polatuche kommt gewissermassen der Fledermaus durch die Ausdehnung der Haut bey, welche in dem Sprunge die Vorderbeine mit den hintern verbindet, und ihm dazu dienet, sich in der Luft schwebend zu erhalten. Es gleicht ihr auch dem Ansehen nach ein wenig im Naturelle, indem er den Tag über ruhig, und, so zu reden, im Schlafe ist, und sich nicht eher, als auf den Abend reget. Er ist sehr leicht zahm zu machen, doch entwischt er auch gerne, wenn er kan, und man muß ihn in einem Bauer verwahren, oder an eine kleine Kette legen. Man unterhält ihn mit Brod, Früchten und Kornfutter; die Knospen und junge Sprößlinge von Fichten und Birken zieht er allem vor; nach Nussen und Mandeln fragt er nicht; er macht sich ein Bett von Blättern, worein er sich begräbt und den ganzen Tag liegen bleibt, und nicht anders hervorkommt, als des Nachts und wenn ihn der Hunger plagt. Da er wenig Munterkeit besitzt, so wird er leicht den Mardern und andern Thieren zur Beute, daher auch die von ihm vorhandene Art in gar keiner grossen Menge ist, ohngeachtet er gewöhnlich drey bis vier Junge hecket.

Dieses Thier hat vier Zähen und einige Spuren vom Daume an den Vorderfüssen, und eben so viel nebst dem Daume an den Hinterfüssen, wie das Eichhorn und die Ratzen.

Die Verlängerungen der Haut, wovon oben gesagt worden, schliessen den Ellenbogen und das Knie ein, und hören bey der Handwurzel und bey der Fußwurzel auf, wenn das Thier stille sitzt. Wenn es geht und läuft oder schwimmt, so kommen die Verlängerungen der Haut wenig zum Vorschein; allein wenn man es in die Luft wirft, so dehnet es dieselben aus, und alsdenn bildet der vordere Theil von der Haut am Vorderarme gleichsam ein Ohrläppchen, weil er von einem langen und dünnen Knöchelchen getragen wird, das man unter der Haut fühlet und mit der Handwurzel in ein Gelenk schließt. Er scheint aber die Luft nicht mit den Flügeln zu schlagen; sondern macht bloß al-

ler-

lerhand Wendungen mit dem Schwanze, indem er denselben von einer Seite und von einem Ende zum andern wellenförmige Bewegungen machen läßt. Er schwimmt wie die andern Thiere, ohne die Verlängerung seiner Haut auszudehnen, und, ohngeachtet das Haar naß geworden ist, erhält sich das Thier doch in der Luft schwebend, und kan nach seiner Art fliegen, so bald es aus dem Wasser kommt.

Der Polatuche, den Herr Daubenton vor sich hatte, hatte, wenn er mit seinen Verlängerungen ausgebreitet war, auf der ganzen Oberfläche des Kopfes, des Leibes, der Beine und des Schwanzes eine vermischte aschgraue und gelbe Farbe, einen weißlichten Flek ausgenommen, der über jedem Auge war. Die Unterfläche des Thiers aber von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes war von weisser Farbe mit einigen gelben Strichen auf dem Rande von der verlängerten Haut des Leibes und an den Haaren von der auswendigen Seite des Schenkels und der Beine; die Unterfläche des Schwanzes hatte eine gelblichte Farbe. Die längsten Haare waren am Schwanze, und hatten acht Linien in der Länge. Von den Haaren des Leibes betrug die Länge vier bis fünf, und hinter dem Schenkel sogar sechs Linien, die Barthaare waren zween Zoll lang, und von schwarzer Farbe.

Der Burunduk.

Burunduk ist der rußische Name eines sibirischen Thierchens, das in den Comment. Acad. Petrop. nov. Sciurus minor virgatus, und bey Herrn Laxmann, von dem wir die folgende Beschreibung abborgen, Sciurus Sibiricus cinereo rufescens, striis quinque nigris longitudinalibus, palmis tetradactylis, plantis pentadactylis, heißt. Es ist nur halb so groß, als das gemeine Eichhörnchen, in den Sitten aber kommt es mit diesem völlig überein. Oben ist es graubraun, unten aber weißlich. Der Schwanz, der so lang als der ganze Leib ist, ist dunkelgrau mit weiß gesprenkelt. Die Wurzeln der Haare sind bräunlich grau, die Mitte kohlenschwarz, und die Spitzen weiß, und nicht so lang, als beym gemeinen Eichhorne. Die Vorderzähne liegen etwas bloß. Die obere Lippe ist etwas gespalten. Das Barthaar ist ganz schwarz, etwas länger und steifer als das übrige. Oben ist der Kopf bräunlich grau, und fällt ins Dunkle. Die Augenlieder sind schwarz; über dieselben läuft ein weisser Streif, der fast von beyden obern Seiten der Nase anfängt. Hinter dem Auge geht ein schwärzlichter Streif bis ans Ohr; und unter dem vordern Augenwinkel fängt ein weisser Streif an, der sich bey dem Ohrwinkel endiget. Unter diesem ligt wieder ein schwarzer Streif, an dem die Barthaare sitzen; und dieser geht ebenfalls bis ans Ohr. Die Ohren sind nicht lang, und mit kurzen grauen Haaren besetzt. Die Kehle, der Hals und der Bauch sind weißlicht. Auf dem Rücken laufen fünf schwarze Streifen nebeneinander vom Halse bis zum Schwanz. Die Vorderfüsse haben nicht mehr als vier Zähen, die hinteren fünfe. Es springt ungemein schnell von Baum zu Baume. Es beriecht alles, was ihm vorkommt, und setzt und putzt sich oft. In den oben angeführten Commentarien ist es auf der neunten Tafel des fünften Toms abgebildet, aber sehr fehlerhaft.

Die Ratze.

TAB. LXIV.

Man hat unter dem allgemeinen Namen Ratze viele Arten kleiner Thiere begriffen, und mit einander verwechselt; hier soll er aber blos der gemeinen Ratze beygeleget werden, welche schwärzlich aussieht und sich in Gebäuden aufhält; alle übrige Arten sollen ihre besondere Benennung erhalten, weil eine jede von allen andern sich unterscheidet, da sie sich nicht mit einander vermischen.

Die Ratze ist in Ansehung der Beschwehrlichkeit, welche sie verursachet, bekannt genug; sie bewohnet gemeiniglich die Böden, wo man Getraide aufschüttet, und Obst verwahret; von da läuft sie herab, und breitet sich im ganzen Hause aus, den Keller nicht einmal ausgenommen, wo sie, wie die Mauß die Hahnen und Zapfen der Weinfässer beleckt, oder den Schwanz durch das Spuntloch in den Wein hängt und sich hernach denselben durchs Maul ziehet. Sie ist fleischfräßig, und frißt sogar alles ohne Unterschied, nur scheint sie das Harte dem Weicheren vorzuziehen; Sie zernaget die Wolle, die Zeuge, das Haußgeräthe, durchlöchert das Holz und die Mauern, nimmt ihre Wohnung mitten in den Fußböden, in den Fugen zwischen den Sparr- und Tafelwerken; von dannen geht sie ihrer Nahrung nach, und öfters trägt sie alles hinein, was sie wegschleppen kan, bisweilen hebt sie sogar ihren Vorrath darinnen auf, insonderheit wenn sie Junge hat. Sie hecket oft im Jahre, und meistentheils im Sommer, und bringt insgemein fünf bis sechs Junge zur Welt. Sie suchet sich warme Oerter aus, und verbirgt sich im Winter nahe bey den Schornsteinen, oder im Heu und Stroh. Ungeachtet ihrer vielen Feinde vermehren sich diese Thiere so häufig, daß sie öfters grossen Schaden anrichten: Vornehmlich sind sie auf dem Lande in alten Gebäuden, wo man Korn auf den Böden verwahret, und wo die vielen Heuböden ihren Aufenthalt und Vermehrung erleichtern, in so grosser Menge, daß man würde den Haußrath ausräumen und davon laufen müssen, wenn sie sich nicht selbst aufrieben: so aber weiß man aus der Erfahrung, daß sie einander tödten und fressen, so bald sie der Hunger drükt. Sie öfnen zuerst den Kopf und fressen das kleine Gehirn, nach diesem aber das übrige Aas. Dieser Krieg, da sich die stärkern über die schwächern hermachen, erhebet sich so oft von neuem, und währet so lange, bis die gröste Anzahl vertilget ist. Gleiche Beschaffenheit hat es mit den grossen Feldmäusen, deren erstaunliche Fruchtbarkeit blos durch die Grausamkeiten, die sie gegen einander ausüben, wenn es ihnen an Lebensmitteln fehlt, gehemmet wird. Dieses, und nicht das Regenwetter ist die Ursache einer manchmal plözlichen Vertilgung dieser Thiere, indem die Ratzen demselben nicht ausgesezt sind, und die grossen Feldmäuse sich dafür zu schützen wissen.

Die Ratzen sind eben so geil, als gefräßig; wenn sie sich mit einander belaufen, machen sie ein durchdringendes Geschrey, sie schreyen auch, wenn sie unter einander Streit haben. Ihren Jungen bereiten sie ein Lager, und bringen ihnen bald etwas zu fressen. Wenn dieselben anfangen ihr Loch zu verlassen, so hütet und vertheidigt sie die Mutter, und geht sogar gegen die Katzen an, um sie zu retten. Ja, wenn sich dem Ratzen an einem engen Orte, wo sie nicht leicht entfliehen können ein Hund oder auch ein Mensch nähert, so setzen sie sich gegen dieselben, blasen die Backen auf, geben einen unangenehmen Ton von sich und springen wohl gar auf denselben los. Eine grosse Ratze ist boshafter, und fast eben so stark als eine junge Katze: sie besizt lange und starke Vorderzähne. Die Katze hat kein gutes Gebiß, und da sie sich mehrentheils nur ihrer Klauen bedienet, so muß sie nicht nur gut bey Kräften, sondern auch streitbar seyn, wenn sie siegen will. Deswegen gehen auch nicht alle Katzen auf sie. Sie fressen

auch

Der Surikate.

Der Boback.

Tab: LXVI.

Phalangerweibchen.

Der Tarser.

Phalangermännchen.

Der Raton.

Der schwärzliche Coati.

Der Coendu.

Der Urson.

Der Tendrak.

Der Tanrek.

Das Meerschweinchen.

auch selten von Ratzen, und wenn es geschiehet, so bekommt es ihnen gemeiniglich so übel, daß sie sich davon erbrechen müssen. Obgleich das gemeine Wiesel viel kleiner ist, so gibt es dennoch einen gefährlichern Feind ab, für dem sich die Ratze fürchtet, weil es sie in ihren Löchern aufsuchet. Der Kampf dauert manchmal lange Zeit, wenigstens ist die Stärke an beyden Seiten gleich: aber der Gebrauch der Waffen ist nicht einerley. Die Ratze kan nur nach und nach eins versetzen, und zwar durch die Vorderzähne, welche mehr zum Zernagen, als zum Beissen geschikt sind, und weil sie am äussersten Ende der Kinnlade stehen, wenig Nachdruk haben. Hingegen beißt das Wiesel mit dem völligen Kinnbacken grimmig zu, und sauget, anstatt abzulassen, das Geblüte an dem verlezten Theile aus, und sieget allezeit.

Diese Gattung ist manniqfaltig. Ausser den gemeinen schwärzlichten Ratzen, gibt es braune, beynahe ganz schwarze, mehr weiß oder mehr rothgraue, und wiederum ganz weisse. Diese leztern haben rothe Augen, wie das weisse Kaninchen, die weisse Maus, und alle andere Thiere, welche über und über weiß aussehen. Die ganze Gattung mit ihren Verschiedenheiten, scheint den gemäßigten Gegenden unsers festen Landes natürlich zu seyn, und hat sich in den warmen Ländern weit mehr, als in den kalten ausgebreitet. In Amerika gab es ehedem gar keine, sie kamen aber mit den Europäern in den Schiffen dahin, und fielen den Colonien durch ihre erstaunliche Vermehrung um so beschwehrlicher, da sie keine sonderliche Feinde, als die grossen Schlangen antrafen, von welchen sie lebendig verschlungen werden. Die Schiffe haben sie ebenfalls nach Ostindien und in alle Inseln des ägeischen Meeres gebracht. Man findet ihrer auch viele in Afrika. In Norden hingegen haben sie sich über Schweden hinaus nicht weit ausgebreitet; und die Thiere, so man in Norwegen, in Lappland u. s. f. Ratzen nennet, sind von unsern unterschieden.

Die Ratze ist kleiner als das Eichhorn; sie hat einen länglichen Kopf, eine spitzige Schnautze, einen sehr kurzen Unterkinnbacken, welcher bey weitem nicht so sehr, als der obere hervorstehet, grosse Augen, grosse, breite und kahle Ohren. Der Körper ist lang, wenn ihn das Thier ausdehnet, aber in der gewöhnlichen Stellung, weil der Rücken alsdenn einen Bogen formiret, scheint er klein zu seyn. Der Schwanz ist lang, fast gänzlich kahl, und voll kleiner runder Schuppen, welche ihn wie Streife oder Ringe umgeben, zwischen welchen man einige kurze Haare erblikt. Die Füsse und Zähen sind verhältnißmäßig viel kleiner, als bey dem Eichhorne; die grosse Zähe der Vorderfüsse ist ungemein kurz, man sieht nichts, als die Klauen daran. An der Fußsohle befinden sich fünf Hübelchen, drey vorwärts und zwey hinterwärts. Die grosse Zähe der Hinterfüsse ist wohl gebildet, sie steht, wie bey den Affen, weit von der ersten Zähe ab. Die Fußsohle hat sechs Hübelchen, drey hinter der grossen Zähe, und die übrigen zwey auf dem Untertheile des Metatarsus.

Der Puk.

Der Puk ist grösser als die Haußratze; er hat eine länglichte Schnautze, gräbt in die Erde, macht sich einen Bau und verwüstet die Erde; bey Suraz in Volhinien gab es deren so viele, daß die Einwohner den Gartenbau aufgeben mußten. Er ist vielleicht des Seba Norwegische Ratze.

Die Maus.

TAB. LXIV.

Die Maus ist zwar viel kleiner als die Ratze, aber sie vermehret sich stärker, und hat sich weiter ausgebreitet. Der Trieb, das Temperament und Naturell ist einerley, und sie unterscheidet sich von derselben blos dadurch, daß sie schwächer ist, und andere Gewohnheiten an sich hat. Da sie von Natur schüchtern und aus Noth dreuste ist, so ligt der Grund aller ihrer Bewegungen theils in der Furcht theils in dem Mangel der Nahrung. Sie geht nicht aus ihrem Loche, als wenn sie der Hunger dazu treibt, sie entfernt sich nicht weit davon, und begibt sich bey dem geringsten Geräusche wieder hinein. Wenn sie aber bey der Abenddämerung herausgehet und Mäuse-Gesellschaft antrift, die sich sicher glaubet, so kan man sie nicht selten einander jagen, sich auf die Hinterbeine setzen, und mit ihren Pfötchen die Speise an den Mund bringen, eine die in dieser Stellung ist, niederwerfen, und allerley Possenspiele machen sehen. Sie läuft nicht wie die Ratze aus einem Hause in das andere, und richtet auch weit wenigern Schaden an. Sie ist bey weitem nicht so wild, als die Ratze, und wird bis auf einen gewissen Grad zahm, aber ohne Zuneigung. Sie hat viele Feinde, die Nachteulen, alle Nacht- und die meisten Raubvögel, Katzen, Hausmarder, Wiesel und selbst Ratzen bekriegen sie; man lokt sie leicht in die Falle, und ihr Geschlecht müßte schon längst vertilget seyn, wenn sie nicht unbeschreiblich fruchtbar wäre.

Herr von Büffon sagt es aus Erfahrung, daß einige in Mäusefallen gehekt haben. Sie hecken zu aller Zeit jährlich öfters. Sie bringen gemeiniglich fünf bis sechs Junge auf einmal, welche in weniger als vierzehn Tagen so stark und groß sind, daß sie sich zerstreuen und ihre Nahrung selbst suchen können. Aristoteles meldet, er habe eine trächtige Maus in ein Getraidemaas gesperret, und nicht lange darnach wären 120 Mäuse alle von einer Mutter darinnen angetroffen worden.

Diese kleine Thierchen sehen gar nicht häßlich, sondern munter und etwas schlau aus. Alle Mäuse sind unten am Bauche weißlicht, und manche sind am ganzen Leibe weiß. Es gibt auch welche, die mehr oder weniger braun, und mehr oder weniger schwarz aussehen. Die, so sich in Scheunen aufhalten, sind mehr aschgrau als die so sich in Häusern finden lassen. Ihr Geschlecht hat sich überall in Europa, Asien und Afrika ausgebreitet; man will aber behaupten, daß es in Amerika keine gegeben, und daß die, welche man jezt daselbst in grosser Menge antrift, von unserem festen Lande ursprünglich dahin gekommen.

Die grosse Feldmaus.

Die grosse Feldmaus ist kleiner als die Ratze, und grösser, als die Maus. Sie hält sich niemals in Gebäuden auf, und man trift sie blos auf den Feldern und in dem Walde an. Sie ist an den grossen, und aus dem Kopfe herausstehenden Augen kenntbar; über dieses unterscheidet sie sich von der Ratze und Maus durch die Farbe ihres Haars, welches unten am Bauche weißlich, und auf dem Rücken rothbraun aussiehet. Man findet sie überall und sehr häufig auf hohen Feldern. Sie scheint langsam zu ihrem Wachsthum zu gelangen, weil ihre Grösse sehr unterschiedlich ist. Die grossen sind von der Nasenkuppe, bis an den Ursprung des Schwanzes, vier Zoll, zween oder drey Linien lang; und die kleinen, welche, wie jene scheinen erwachsen zu seyn, haben einen Zoll weniger. Und weil man welche von allen mittleren Grössen antrift, so kan man nicht zweifeln, daß sowohl die grossen, als die kleinen von einerley Gattung sind.

Es

Der Suifze oder Schweizer.

Der Hamster.

Tab: LXIII.

Der Palmiſte.

Das Eichhorn.

Die Ratze.

Der Polatuche.

Die Maus.

Die Spizmaus.

Unterfläche des Polatuches.

Oberfläche des Polatuches

Die Feldmaus.

Der Siebenſchläfer.

Die Waſser Maus.

Der Maulwurff.

Der Ondatra

Der Desman.

Die kleine Haſelmaus.

Es ist wahrscheinlich, daß Naturforscher, denen dieses unbekannt war, daraus zwo Gattungen gemacht, und zu der einen die grosse Feldratze, zu der andern die grosse Feldmaus gerechnet haben.

Dieses Thier hält sich, wie gesagt, auf trockenen und erhabenen Feldern auf; man trift es in Waldungen und den daran gränzenden Aeckern in grosser Menge an. Es verkriecht sich in Löcher, die es entweder vorfindet, oder unter dem Gesträuche und Baumstämmen selbst macht. Die grosse Feldmaus trägt eine erstaunliche Anzahl Eicheln, Haselnüsse, oder Buchekern zusamen, wovon man bisweilen einen ganzen Schöffel voll in einem einzigen Loche findet; denn sie richtet sich bey Einsammlung ihres Vorraths, nicht nach ihrer Bedürfniß, sondern nach der Weite des Raums. Diese Löcher sind insgemein über einen Schuh tief unter der Erde, und oft in zwo Höhlen abgetheilt, in der einen wohnet sie, nebst ihren Jungen, und die andere gibt ihre Vorrathskammer ab. Diese Thiere verursachen einen sehr beträchtlichen Schaden an der Saat. Sie schleppen die kaum gesäeten Eicheln hinweg; sie folgen der vom Pfluge gezogenen Furche nach, scharren eine Eichel nach der andern heraus, und lassen nicht eine übrig. Dieses geschiehet vornehmlich in den Jahren, da die Eicheln nicht überflüßig sind; weil sie deren nicht genug im Walde finden, so suchen sie solche in den damit besaamten Feldern auf. Sie verzehren dieselbe nicht auf der Stelle, sondern tragen sie in ihr Loch auf einen Haufen zusamen, wo sie dieselben austroknen und öfters verfaulen lassen. Sie thun allein der Holzsaat mehr Schaden, als alle Vögel und übrigen Thiere zusamen genommen. Im Herbste sind sie sehr häufig, im Frühlinge gibt es weit wenigere, denn sie reiben einander selbst auf, so bald ihnen die Lebens-Mittel im Winter abgehen. Sie verzehren auch die Campagnols, und sogar die Krametsvögel, Amseln und andere Vögel, die sie in Netzen ertappen. Sie fangen bey dem Gehirne an, und fressen das übrige Aas zulezt.

Die Ratze ist zwar sehr fruchtbar, aber die grosse Feldmaus vermehret sich weit häufiger. Sie hecket jährlich mehr als einmal, und oft neun und zehn Junge auf einmal; da hingegen die Ratze nur fünf bis sechs zur Welt bringt. Dieses Thier hat sich durch ganz Europa verbreitet, man findet es in Schweden, und ist eben dasselbe, welches Linnäus: Mus cauda longa, corpore nigro flavescente, abdomine albo nennt. Es ist in Frankreich (wo es Mulot heißt,) Italien und in der Schweiz sehr gemein. Beym Gesner heißt es: Mus agrestis major. Es befindet sich gleichfalls in Deutschland und in England, wo man es Fieldmouse nennet. Unter seine Feinde zählet man die Wölfe, Füchse, Feldmarder, Raubvögel, und endlich das Thier selbst.

Ausser den grossen Augen, durch die es sich von der Maus unterscheidet, hat es nach Proportion einen weit längern und dickern Kopf, längere und breitere Ohren, auch längere Füsse.

Der Campagnol oder die kleinere Feldmaus.

Der Campagnol ist noch gemeiner, und hat sich weit mehr, als die grosse Feldmaus ausgebreitet. Diese trift man nur etwan auf hohen Aekern an, den Campagnol aber findet man überall, in Waldungen, Feldern, Wiesen und sogar in Gärten. Er ist wegen seines dicken Kopfs, wie auch wegen seines kurzen Stuzschwanzes, der selten über einen Zoll lang ist, sehr kennbar. Er gräbt sich Löcher in die Erde, die er mit Getraide, Haselnüssen und Eicheln anfüllet. Doch scheint er das Getraide allem vorzuziehen. Im Monat Julius, wenn das Getraide reif ist, kommen diese kleine Feldmäuse von allen Orten zusamen, und verursachen oft grossen Schaden, weil sie der Aehre halben die Kornhalmen abbeissen. Sie scheinen den Schnittern nachzuerndten; sie machen sich alle ausgefallene Körner, und zurükgebliebene Aehren zu nuze. So bald sie völlig eingesammlet haben, besuchen sie die neu-besäeten Felder, und vernichten im Voraus die Ernde des künftigen Jahres. Im Herbste und Winter begeben sich die meisten in die Wälder, wo sie Buchekern und Haselnüsse finden. Zu gewissen Jahreszeiten kommen sie in so grosser Menge zum Vorschein, daß sie alles verwüsten würden, wofern sie sich lange erhalten könnten; aber sie vertilgen

und fressen einander für Hunger selbst auf. Zudem dienen sie den grossen Feldmäusen zur Nahrung, und sind die gewöhnliche Kost des Fuchses, der wilden Katze, des Feldmarders, und der gemeinen Wieseln.

Innerlich gleichet die kleine Feldmaus keinem Thiere so sehr, als der Wassermaus, aber äusserlich unterscheidet sie sich darinn von derselben, daß sie von der Nasenspitze bis an den Ursprung des Schwanzes nur etwan drey Zoll, und die Wassermaus sieben lang ist. Sie ist auch nach Proportion der Leibeslänge dicker, als die Wassermaus und hat einen dickern Kopf; der Schwanz des Campagnols beträgt höchstens ein Drittheil der Länge des ganzen Thiers, und bey der Wassermaus zwey. Die Campagnols nähren sich nicht von Fischen, und begeben sich nie aufs Wasser. Ihre Löcher sind wie der grossen Feldmäuse ihre beschaffen, und bisweilen in zwo Höhlen abgetheilet: aber sie sind nicht so geräumig, und gehen bey weitem nicht so tief unter der Erde fort; allda halten sich manchmal viele von diesen kleinen Thieren beysamen auf. Wenn die Heckzeit nahe ist, tragen die Weibchen zu einem Lager für ihre Junge Gras hinein. Sie werfen im Frühlinge und im Sommer, und gemeiniglich fünf oder sechs, bisweilen aber auch sieben oder acht Junge.

Den Namen Campagnol, den ihr Büffon gegeben hat, hat er von ihrer italiänischen Benennung hergenommen.

Die Wassermaus.

Die Wassermaus ist ein Thier von der Grösse der Ratze. Sie hält sich immer beym Flußwasser auf, und man findet sie gemeiniglich an den Ufern der Flüsse, der Bäche und Teiche; sie lebt fast allein von Fischwerke, Gründlingen, Schmerlen, kleinen Blak- und Weißfischen; das Laich der Karpfen, Hechte und Barben ist ihre gewöhnliche Kost. Sie frißt auch Frösche, Wasserinsekten und bisweilen Wurzeln und Kräuter. Zwischen den Fußzähen ist sie nicht mit Häutchen versehen. Alle ihre Fußzähen sind von einander abgesondert, und dennoch fällt ihr das Schwimmen leicht, und sie kan lange Zeit unter dem Wasser aushalten, und was sie darinne fängt, schleppt sie heraus, um es am Lande, auf dem Grase, oder in ihrem Loche zu verzehren. Die Fischer ertappen sie bisweilen daselbst beym Krebsfange, sie beißt dieselben in die Finger, und springt, wenn sie sich nicht anders retten kan, ins Wasser. Sie hat einen kleinern Kopf, eine dickere Schnautze, borstiger Haar, und keinen so langen Schwanz, als die Ratze. Sie meidet grosse Flüsse, oder vielmehr die, wohin viele Leute zu kommen pflegen. Von den Hunden wird sie mit einer Art von Wuth aufgejagt. Sie verläßt das Ufer nicht, und entfernet sich davon nicht einmal so weit, als der Fischotter. Die Wassermaus lauft nicht auf erhabene Gegenden, sie ist auf hohen Bergen und in dürren Haiden sehr selten, aber in allen feuchten und sumpfichten Thälern häufig anzutreffen. Zu Ende des Aprils paaren sich diese Thierchen, und hecken gemeiniglich auf einmal sechs oder sieben Junge. Vielleicht geschiehet dieses jährlich öfter. Ihr Fleisch schmekt eben nicht ganz übel; die Bauren essen es an Fasttägen. Man findet sie in Europa überall, ausser in dem gar zu strengen Himmelsstriche um den Pol nicht. Wenn man dem Bellon glauben darf, so trift man sie in Egypten an den Ufern des Nils wieder an; aber die Figur so er davon gibt, gleicht unserer Wassermaus so wenig, daß man diese Ratzen des Nils nicht ohne Grund für eine ganz andere Art von Thieren ansehen kan. Der Obertheil dieses Thiers hat eine braune mit gelblichem vermischte und der Untertheil eine bleichgelbe, unrein weisse und aschgraue Farbe. Die meisten Haare sind kurz, nur auf dem Rücken befinden sich lange Haare, welche die andern bedecken.

Die Spizmaus.

TAB. LXIV.

Die Spitzmaus scheint einen Absaz in der Ordnung der kleinen Thiere zu machen, und den Zwischenraum zwischen der Ratze und dem Maulwurf auszufüllen. Die Spitzmaus, die noch kleiner als die gemeine Maus ist, gleicht dem Maulwurfe, in Ansehung der Schnautze, indem die Nase viel länger, als der Kinnbacken ist, der Augen, welche zwar etwas gröſſer als bey dem Maulwurfe, aber eben so sehr verstekt, und viel kleiner als die von der gemeinen Maus sind, in der Zahl der Zähen, deren sie fünf an allen Füssen hat, in dem Schwanze, in Ansehung der Beine und insonderheit der hintern, welche sie kürzer als die gemeine Maus hat, der Ohren und endlich der Zähen. Dieses sehr kleine Thier hat einen starken Geruch, der ihm eigen und den Katzen zuwider ist. Sie verfolgen und tödten die Spizmaus, fressen sie aber nicht. Vermuthlich hat dieser schlimme Geruch und der Widerwille der Katzen den gemeinen Glauben von dem Gifte dieser Thiere, und ihren, dem Viehe, besonders aber den Pferden, gefährlichen Biß veranlasset. Doch ist sie weder giftig noch vermögend zu beissen, denn die Oefnung ihres Mundes ist nicht weit genug, um die doppelte Dicke der Haut irgend eines andern Thieres zu fassen. Es hält sich gemeiniglich, insonderheit aber im Winter, in Heubö-den, Ställen, Kornspeichern und Misthöfen auf. Es frißt Korn, Insekten und faules Fleisch. Man findet es auch häufig auf dem Felde und in den Wäldern. Es verbirgt sich im Mooße unter den Blättern, den Stämmen der Bäume und zuweilen in Löchern, welche die Maulwürfe verlassen haben, oder in andern, die es sich selbst macht, und mit der Schnautze und den Klauen ausgräbt. Die Spizmaus wirft viel Junge auf einmal, wie man glaubt, eben so viel, als die gemeine, aber sie wirft nicht so oft. Ihr Geschrey ist viel schärfer, als das von der gemeinen Maus, aber sie ist bey weitem nicht so hurtig, läuft und sieht schlecht. Ihre gewöhnliche Farbe ist ein mit Roth untermengtes Braun, doch gibt es auch aschenfarbigte und fast ganz schwarze. Alle aber sind theils mehr, theils weniger weißlicht unter dem Bauche. Sie sind in Europa sehr gemein, finden sich aber wahrscheinlicherweise nicht wieder in Amerika. Das brasilianische Thier, dessen Margraf unter dem Namen der Spizmaus erwähnet, welches, wie er sagt, eine sehr spitzige Schnautze und drey schwarze Streife auf dem Rücken hat, ist gröſser und scheint von einer andern Art zu seyn.

Die Spitze der Schnautze dieser Maus hat einige Aehnlichkeit mit dem Schweinsrüssel, und wird blos von der Nase und der Oberlefze gebildet. Die Nasenlöcher haben auf beyden Seiten der Schnauze in der Mitte zwey kleine Erhebungen. Die Ohren sind rund, kahl und sehr kurz. Sie hat fein ausgebildete Zähen an den Vorder- und Hinterfüssen. Ihr Haar ist feiner, sanfter und kürzer, als an der gemeinen Maus.

Die Zwergspizmaus.

Herr Laxmann hat in Sibirien ein Thierchen angetroffen, welches er Sorex Pygmæus, rostro longissimo, pedibus pentadactylis, cauda nulla, nennet. Wenn dieses sich ausstrekt, so beträgt seine ganze Länge zween Londner Zoll: und lebendig gewogen ist es nur acht und dreyßig Gran schwehr. Der Kopf ist beynahe so lang als der ganze Leib: die Schnautze läuft ganz spiz zu, und kan etwas eingezogen werden: vorne ist eine nicht tiefe Spalte, und beyde Seiten sind bis an die Augen voller Barthaare. Die Augen sind klein, und liegen tief im Kopfe, da wo der Rüssel sich endiget. Die Ohren sind weit aber sehr kurz und nackend. Das Haar ist glänzend und fein, oben schwärzlich grau, und unten ins weißlichte fallend. Alle Füsse sind fünfzähig. Der Schwanz fehlt völlig. Gereizt gibt es eine Stimme von sich, wie eine Fledermaus. Es

läuft und wühlet sehr geschwind: es beißt mit sehr wenigem Nachdruk, und wohnt unter Baumwurzeln in feuchten Gebüschen, in einem von allerley Mooß verfertigten und mit Saamen angefüllten Neste. Herr von Linné hat dieses Thierchen, das Herr Laxmann zuerst bekannt machte in sein Systema Nat. unter dem Namen Sorex minutus aufgenommen.

Die Wasserspizmaus.

Herr Daubenton fand vor nicht gar vielen Jahren diese Spizmaus, welche von den Naturbeschreibern noch nicht wahrgenommen war, und da sie im Wasser und auf der Erde lebt, so nannte er sie **Wasserspizmaus**. Sie ist grösser als die bekannte Spizmaus. Sie hat eine etwas dickere Schnautze, längere und stärker behaarte Füsse und Schwanz. In den Farben des Körpers ist sie ebenfalls von jener unterschieden, denn der obere Theil des Leibes von der Spitze der Schnautze bis zum Schwanze ist schwärzlicht und etwas braundurchscheinend, der untere Theil ist ein gemischtes Rothbraun, grau und aschfarbigt. Der Schwanz ist grau von Farbe und fast nackend, nur an der untern Seite nicht, welche ein kurzes weißlichtes Haar von einem Ende bis zum andern hat. Die Zähen haben auch an den Seiten Haare, welche sich an der gemeinen Spizmaus nicht finden. Man fängt sie bey den Quellen, bey Auf- und Untergang der Sonne; den Tag über hält sie sich in Felsenritzen oder Löchern unter der Erde längst den kleinen Bächen verstekt; sie wirft im Frühjahre Junge und deren gewöhnlich neune an der Zahl.

Die brasilianische Spizmaus.

Herr von Büffon hat in Ermanglung des wahren Namens ein Thier unter diesem angezeigt, welches der Spizmaus mehr als einem andern gleicht, ob es schon um ein beträchtliches grösser ist, indem es von dem Aeussersten der Schnauze bis an den Ursprung des Schwanzes ungefähr fünf Zolle hat. Der Schwanz selbst ist nur zween Zolle lang und folglich viel kürzer, als an der gemeinen Spizmaus. Es hat eine spizige Schnautze und sehr scharfe Zähne: auf einem Grunde von braunem Haar erblikt man drey zimlich breite schwarze Streife, welche sich der Länge nach von dem Kopf bis an den Schwanz erstrecken, unter welchem man auch den Beutel mit den Hoden bemerket, die zwischen den Hinterfüssen hangen: dieses Thier, sagt Markgrav, spielte mit den Katzen, die es auch nicht fressen mögen, gleichwie auch die europäische Spizmäuse nicht von ihnen gefressen werden.

Der Tukan.

Fernandes nennet ein kleines vierfüßiges Thier aus Neu-Spanien, dessen Grösse, Gestalt und natürliche Gewohnheiten mit des Maulwurfs seinen mehr übereinkommen, als mit irgend eines andern Thieres, Tukan. Vielleicht ist es eben das Thier welches Seba unter dem Namen des **rothen amerikanischen Maulwurfes** beschrieben hat. Es ist etwas grösser als unser Maulwurf, wie dieser fett und fleischicht, und hat so kurze Beine, daß der Bauch die Erde berühret; der Schwanz ist kurz; die Ohren klein und rund; die Augen so klein, daß sie ihm so zu reden unnütze sind; aber die Farbe des Haares ist rothgelb, und er hat an den Vorderfüssen nur drey und an den hintern vier Zähen, an statt daß unser Maulwurf überall fünfe hat. Sein Fleisch ist gut zu essen, und er findet nicht, wie unser Maulwurf, seine Wohnung wieder, wenn er daraus gegangen ist, sondern gräbt sich jedesmal ein neues Loch.

Der Maulwurf.

TAB. LXIV.

Der Maulwurf hat, ohne ganz blind zu seyn, so kleine und versteckte Augen, daß er wenig Gebrauch davon machen kan. Zur Entschädigung dafür hat ihm die Natur den Gebrauch des sechsten Sinnes im Uebermaasse gegönnt, und ihm eine anmerkungswürdige Einrichtung der dazu nöthigen Behältnisse und Gefässe, einen erstaunlichen Vorrath von Saamen, ausserordentlich grosse Hoden und das Zeugungsglied unmäßig lang gegeben; alles aber so in dem Innern des Körpers verborgen, daß es folglich weit wirksamer und hitziger seyn muß. Ueberdieses hat er ein sehr feines Gefühl und ein sehr scharfes Gehör. Sein Haar ist so sanft als Seide. Er hat kleine Hände mit fünf Fingern, die von den Füssen anderer Thiere sehr verschieden, und den Händen des Menschen sehr ähnlich sind, viel Kraft im Verhältnisse seines Körpers, eine feste Haut, und eine immer gleiche Fettigkeit. Beyde Geschlechter halten sich mit einem lebhaften und gleich starken Triebe zu einander. Sie fürchten, oder verabscheuen vielmehr eine jede Gesellschaft von anderer Art, und leben in einer angenehmen Gewohnheit der Ruhe und der Einsamkeit, mit einer seltenen Kunst sich in Sicherheit zu setzen, und sich in einem Augenblicke eine Zuflucht oder Wohnung zu machen, welche sie ohne Schwierigkeit erweitern, und ohne sie zu verlassen, einen überflüßigen Unterhalt in ihr finden.

Der Maulwurf verschließt den Eingang seines Aufenthalts, und verläßt ihn fast nimmer, als wenn ein überflüssiger Sommerregen durch das Wasser, das sich in denselben ergießt, ihn dazu nöthiget, oder der Gärtner dessen Dach eindrukt. Er arbeitet sich in den Wiesen ein rundes Gewölbe, in den Gärten aber gemeiniglich einen langen Gang aus, indem er mehr Leichtigkeit findet, eine bewegliche und bearbeitete Erde als einen festen und von Wurzeln durchwebten Rasen zu zertheilen und aufzuwühlen. Er hält sich nicht in dem Schlamme, auch nicht in hartem und gar zu festem oder steinigtem Erdreiche auf. Ihm ist ein weiches Erdreich nöthig, das voll von eßbaren Wurzeln, noch mehr aber von Insekten und Würmern ist, die seine vornehmste Nahrung ausmachen.

Da sie nur selten aus ihrer Wohnung gehen, so haben sie wenig Feinde, und entgehen den fleischfressenden Thieren ohne Mühe. Das Austretten der Flüsse ist ihr gröstes Verderben. Man sieht sie bey solchen Ueberschwemmungen in grosser Anzahl, sich schwimmend retten, und alles versuchen um einen höhern Boden zu erreichen. Dennoch aber kommen die mehresten von ihnen um. Sie begatten sich gegen Ende des Winters, und sind nicht lange trächtig, denn man findet im May schon viele Junge. Sie werfen gewöhnlich vier oder fünfe, und die Haufen unter denen sie werfen sind mit vieler Kunst gemacht, und die gewöhnlich viel grösser und erhabener als die andern. Es ist glaublich, daß sie mehr als einmal im Jahre werfen.

Diese Wohnungen worinn sie hecken, machen sie, wie gesagt, mit vieler Kunst. Sie treiben zuvörderst die Erde in die Höhe und machen ein zimlich hohes Gewölbe, in welchem sie Abtheilungen, und hin und wieder Pfeiler lassen. Sie drucken und schlagen die Erde, vermischen sie mit Wurzeln und Kräutern, und machen sie von unten so hart und feste, daß das Wasser nicht durch das Gewölbe, wegen seiner erhabenen Figur und Festigkeit dringen kan. Sie bauen alsdenn in derselben eine Erhöhung oben, auf welche sie Gras und Blätter zum Lager für die Jungen tragen. In dieser Lage sind sie über den Boden der Höhle erhaben, und also für gemeinen Ueberschwemmungen, zugleich aber durch das sie oben bedeckende Gewölbe, für dem Regen sicher. Dieser Hügel ist rund um mit vielen abgängig gehenden Löchern durchgraben, welche tief hinab nach allen Seiten zugehen, und durch welche die Mutter nach allen Seiten gehen,

und für die Jungen die nöthige Nahrung suchen kan. Diese unterirdische Gänge sind fest und wohlgebahnt, und gehen etwan auf zwölf oder fünfzehn Schritte von der Wohnung, als von ihrem Mittelpunkte nach allen Seiten aus: Man findet darinn, so wie in dem Gewölbe, Reste von Zeitlosen Zwiebeln, welche wahrscheinlich die erste Nahrung sind, die sie den Jungen reichen. Man siehet aus dieser Einrichtung, daß sie nicht anders als sehr weit von der Wohnung zum Vorschein kommt, und also die kürzeste und sicherste Art, sie mit den Jungen zu fangen, diese ist, wenn man in der Runde umher einen Graben macht, der sie ganz einschließt und alle Auswege abschneidet. Da aber der Maulwurf auf den geringsten Lärmen fliehet, und sich bemühet, seine Jungen davon zu bringen, so sind drey oder vier Leute nöthig, welche zugleich mit der Schaufel arbeiten, und den Hügel ganz auf einmal ausheben, aber fast in einem Augenblik einen Graben um ihn machen, und sie alsdenn an den Ausgängen erwarten.

Einige Schriftsteller behaupten ohne Grund, daß der Maulwurf und der Dachs den ganzen Winter schlafen, ohne sich zu nähren. Der Dachs geht im Winter sowohl, als im Sommer aus seiner Höhle, um seine Nahrung zu suchen. Der Maulwurf schläft so wenig im Winter, daß er die Erde so wie im Sommer aufwirft, und die Landleute sagen als ein Sprüchwort: **Der Maulwurf wirft auf, das Thauwetter ist nahe.** Sie suchen alsdenn freylich die wärmsten Oerter, die Gärtner fangen deren viele um ihre Mistbeeten her im December, Jänner und Februar.

Der Maulwurf hält sich nicht leicht anders, als in bebauten Gegenden auf. Man findet ihn nicht in dürren Wüsten und in den kalten Ländern, wo die Erde in dem grösten Theil des Jahres durchgefroren ist. Das Thier, dem man den Namen des sibirischen Maulwurfes gibt, das ein grünes und goldfarbigtes Haar hat, ist von einer von unsern Maulwürfen verschiedenen Art, welche sich nur von Schweden an bis in die Barbarey häufig findet. Die Amerikanischen sind ebenfalls von den hiesigen verschieden. Doch ist der Virginische Maulwurf dem unsern ziemlich ähnlich, die Farbe des Haars ausgenommen, die bey jenem ein dunkles Purpur ist: aber der rechte amerikanische Maulwurf ist ein Thier anderer Art. Es lassen sich nur drey oder vier Abarten unserer Maulwürfe bemerken. Man findet sie mehr oder weniger braun oder schwarz. Herr von Büffon hat einige ganz weisse gesehen, und Seba beschreibt eine schwarz und weißgeflekte Art, die sich in Ostfriesland findet, und etwas grösser als die gewöhnliche ist.

Der Maulwurf hat mit den Spizmäusen viele Aehnlichkeit, und mit der Wasserspizmaus vornehmlich, in Ansehung der Schnautze und des Haares. Aber der Körper des Maulwurfs ist sehr unförmlich, länglicht und beynahe cylindrisch. Er schleppt auf dem Boden und man unterscheidet vorne nichts an ihm, als eine spitze Schnautze, und hinten einen sehr kurzen Schwanz, und auf den Seiten Füsse, die ganz an dem Rumpf zu haften scheinen, und selbst die Vorderfüsse scheinen auf der Seite ein wenig unter dem Kopfe angesezt zu seyn.

Das Ende der Schnautze geht etwan vier Linien vor dem Ende des Unterkinnbackens und vor den Schneidezähnen des obern hervor, und endet sich wie bey dem Schweine, durch einen Rüsselförmigen Ansaz, in welchem sich die Oefnungen der Nasenlöcher befinden.

Die obere Lefze erstrekt sich von diesem Ansatze bis an die Schneidezähne. Sie ist doppelt, denn man sieht ein häutichtes Blättchen, sich von dieser Lefze in der Gegend der ersten Backenzähne absondern, und die Hunds- und Schneidezähne umgeben. Da die Oberlefze ein Theil von dem Ende der Schnautze ausmacht, so muß das Thier den Mund öfnen, so oft es den Rüssel bewegt, um die Erde aufzuwühlen, die alsdenn in den Mund tretten würde, wenn das erwähnte Häutchen, welches über den Zähnen ligt, es nicht hinderte.

Die Augen des Maulwurfs sind äusserst klein, und man entdekt nur wenn man das Thier ganz nahe betrachtet sieben Linien von den Winkeln der Lefze ein wenig schräg nach oben zu zwischen den Haaren auf der Haut einen schwarzen und glänzenden Punkt.

Die Ohren haben keinen Rand. Sie sind äusserlich durch nichts, als durch die äussere Oefnung des Gehörgangs merklich, dessen Rand ein wenig über die Haut in seinem innern Zirkel, den er bil-

bildet, hervortritt, und wenn man diese Oefnung entdecken will, muß man das Haar wegbiegen.

Der Vorderfuß ist weit grösser als der hintere. Seine Lage ist so, daß die innere Fläche nach aussen gedreht ist, und die Finger schrägwärts nach unten zu liegen. Die Finger sind sehr kurz, aber die Nägel mit ihnen von einer Breite.

Der Hinterfuß ist dem von der Ratze ähnlich.

Der Schwanz ist wie schuppicht, so wie bey den Ratzen, hat aber längeres Haar.

Der Hintere steht hervor und hat einen grossen Abstand von dem Anfange des Schwanzes.

Das Haar des Maulwurfs ist sanft und aschgrau, doch mit verschiedenen Schattirungen, nachdem man es auf verschiedene Art ansieht.

Die Maulwurfsratze.

Myospalax capite brevi (non rostrato) plantis non calcaneatis ist ein Thier, welches dem Kopfe, den Zähen und Hinterfüssen nach eine Ratze ist, nach den Vorderfüssen aber, den kleinen Augen, den zimlich kurzen Ohren, und den Sitten ist es ein Maulwurf, weswegen es auch Herr Laxmann in den Sibirischen Briefen **Maulwurfs-Ratte** nennet. Rußisch heißt es Zemlenoj Medwed (terrestris Ursus). Der Kopf ist vorne, wie an den gemeinen Eichhörnern, kurz, und der Zwischenraum zwischen der Nase und Oberlippe zimlich breit. In jedem Kiefer sitzen zwey starke etwas hineinzu gebogene Ratzenzähne, die die kurze Oberlippe nie völlig bedecken kan. An den Seiten sitzen einige zimlich lange und steife Barthaare. Die Augen sind zwar klein, doch liegen sie nicht sonderlich tief im Kopfe, wie sonst bey Maulwürfen gewöhnlich ist. Die Ohren sind fast nackend, und so kurz, daß sie wenig oder gar nichts über die Haare hervorragen. Der Hals ist kurz. Oben hat es eine gleiche graubraune Farbe, unten ist es etwas weißlicher. Die Vorderfüsse sind ungemein stark, und völlig wie beym Maulwurf: die hintern sind wol sechsmal kleiner und kürzer; aber die Maulwurfsferse mangelt ihnen. Alle sind fünfzähigt. Der ganze Leib beträgt sieben Londner Zoll in der Länge; der mit kurzen Haaren besezte Schwanz ist anderthalb Zoll lang. Ohngeachtet des zimlich dicken Körpers wird dieses Thier doch schwehrlich seines gleichen im Graben haben. Alle sibirische Felder in den Kolywanischen Gegenden sind voller kleinen Hügel, die es aufwirft; insonderheit verderbt es die Wege durch das Untergraben. Nach der Menge dieser Hügelchen zu urtheilen, müssen wohl im Kolywanischen einige hunderttausend dieser Thiere seyn. So viel Schaden aber sie auch den Feldern, Wegen und Heuschlägen thun: so läßt sie doch der Bauer in völliger Freyheit, und der tausendste hat sie nicht einmal gesehen. Als Herr Laxmann einst von ungefehr einen solchen Zemlenoj Medwed fand und den Bauern zeigte, erstaunten sie darüber und sagten, das Thier müsse vor Alter gestorben seyn.

Der Siebenschläfer.

TAB. LXV.

Man kennet drey Gattungen von Siebenschläfern, nemlich diesen der jetzo soll beschrieben werden und der französisch Loie und bey Gesnern und Aldrovand Glis heisset, die grosse (Lerot) und die kleine Haselmaus (Muscardin.) Die eben so wie das Murmelthier im Winter schlafen. Der Siebenschläfer ist beynahe so groß, wie das Eichhorn, und sein Schwanz ist, so wie an diesem, mit Haaren bedekt. Die grosse Haselmaus kommt an Grösse der Ratze nicht völlig bey, und ihr Schwanz hat überhaupt sehr kurze und nur am Ende einen Büschel langer Haare.

Die kleine Haselmaus ist nicht grösser als die gemeine Maus. Sie hat auch auf dem Schwanze längere Haare, als die grosse Haselmaus, und kürzere als der Siebenschläfer, und an der Spitze dieses Theils gleichfalls einen dicken Schopf langer Haare. Die grosse Haselmaus unterscheidet sich von den beyden andern Arten durch die schwarzen Flecken, die sie nahe bey den Augen hat, und die kleine Haselmaus durch die halbbraune Farbe ihres Haares auf dem Rücken. Alle drey sind weißlich unter dem Halse und dem Bauche, doch hat nur die grosse Haselmaus ein zimlich schönes Weiß, der Siebenschläfer ist blaß weißlicht und die kleine Haselmaus eher gelblicht als weiß an ihren untern Theilen.

Der Zustand dieser Thiere im Winter, den man Schlaf nennt, ist vielmehr ein Entschlafen und eine Erstarrung der Glieder und der sinnlichen Werkzeuge, die von der Erkältung des Bluts herrühret. Diese Thiere haben so wenig von innerlicher Wärme, daß dieselbe bey ihnen den Grad der äussern Luftwärme fast gar nicht übersteigt. Dieses hat Herr von Büffon aus der Erfahrung, indem er verschiedenen lebenden Haselmäusen die Kugel eines kleinen Thermometers in den Leib gesenkt und so zu reden bis ans Herz gebracht hat. Da nun diese Thiere so wenig Wärme in Vergleichung mit dem Menschen und allen übrigen die Fleisch und Blut haben, bey denen sie zu allen Zeiten noch über dreyßig Grade steigt, besitzen, so ist es nicht zu wundern, daß sie der Erstarrung unterworfen sind, so bald dieser kleine Vorrath von innerlicher Wärme aufhöret, durch die äussere warme Luft unterhalten zu werden, welches sich ereignet, wenn der Thermometer nicht höher als zehen oder eilf Grade über dem Frostpunkt stehet.

Diese Erstarrung währet so lange als die Ursache, von der sie herrühret, und hört mit der Kälte zugleich auf. Einige Grade von Wärme mehr als zehn oder eilf sind hinlänglich, diese Thiere von neuem zu beleben. Wenn sie Kälte merken, so ziehen sie sich zusamen und schliessen sich in eine knaulförmige Figur, um der Luft weniger Oberfläche darzu bieten, und sich etwas mehr Wärme zu sparen. Auf diese Art findet man sie im Winter in hohlen Bäumen und in den Löchern der Mauren nach der Mittagsseite, wo sie auf Moos und Blättern liegen. Man kan sie greifen, in der Hand halten, auf der Erde wegrollen, ohne daß sie sich bewegen oder strecken; und nur eine gelinde stufenweise vermehrte Wärme bringt sie aus ihrer Erstarrung. Wenn man sie aber auf einmal zu nahe zum Feuer bringt, so sterben sie. Ohngeachtet in diesem Zustande ihre Augen geschlossen und sie selbst ohne alle Bewegung sind, so kan doch ein Brand oder eine Wunde verursachen, daß sie zusamen fahren und ein kleines dumpfigtes Geschrey machen, das sie sogar mehrmal wiederholen Die innere Empfindlichkeit bleibt also bey ihnen, eben so, wie die Bewegung des Herzens und der Lunge. Man bittet hier den Leser, sich dessen zu erinnern, was in der Naturgeschichte des Hamsters gesagt worden. In den gar zu langen Wintern sterben sie in ihren Löchern, und vermuthlich tödtet sie mehr die allzugrosse Kälte, als das lange Fasten in diesem Zustande. Im Herbste sind sie unmäßig fett, und diese Feiste hat sich noch nicht viel vermindert, wenn sie im Frühlinge wieder aufleben. Dieses überflüßi-

ge Fett ist eine innerliche Nahrung, die hinreichend ist, sie zu unterhalten, und das, was sie durch die sehr geringe Ausdünstung verlieren, zu ersetzen, wenn anders eine Ausdünstung bey der Erstarrung statt findet.

Da es öfters im Winter ganze Reihen von Tage gibt, da die Feuchtigkeit des Thermometers in der Höhe von zwölf, dreyzehn Grade stehet, so geschiehet es öfter, daß sie von neuem zu leben anfangen. Während dieses gelinden Wetters gehen die Siebenschläfer aus ihren Löchern, um Unterhalt zu suchen, oder sie fressen vielmehr von dem Vorrathe, den sie im Herbste gesammelt und in ihren Wohnungen niedergelegt haben. Es ist also nicht wahr, was Aristoteles und nach ihm so viele gesagt haben, daß sie den Winter schlechterdings ohne Essen zubringen, und sogar in dieser Zeit ihres Fastens ausserordentlich fett werden, und daß sie der Schlaf mehr nähre, als andere Thiere die Nahrungsmittel.

Ihr Fleisch kommt mit des Meerschweinchens seinem sehr überein. Bey den Römern gehörten die Siebenschläfer zu den Leckerbissen der Tafel, und wurden in Menge unterhalten. Diese Gewohnheit hat keine Nachfolger gehabt, und Bauern die davon gekostet haben, haben den Herrn von Büffon versichert, daß es nicht viel besser, als das von der Wasserratze wäre.

Der Siebenschläfer kommt dem Eichhorne in seinen natürlichen Eigenschaften ziemlich bey. Er wohnt auch in Wäldern, klimmt auf die Bäume, springt von einem Aste auf den andern, wiewol mit weniger Leichtigkeit als das Eichhorn, welches längere Beine und einen langen und nicht so dicken Bauch hat, und eben so mager, als der Siebenschläfer fett ist. Indessen leben sie von einerley Nahrung. Der Siebenschläfer hascht auch kleine Vögel in dem Neste. Er macht sich keine Laube auf den Bäumen, sondern ein Bette von Mooß in hohlen Stämmen. Er sucht sich auch wohl ein Lager in den Ritzen hoher Felsen, allemal aber an trockenen Oertern, aus, in dem er sich vor der Nässe scheuet, wenig trinkt und nur selten auf die Erde herab steiget. Er wird auch nicht zahm, wie das Eichhorn. Die Siebenschläfer begatten sich im Anfange des Frühlings und hecken im Sommer gewöhnlich vier oder fünf Junge. Sie wachsen geschwind, und man will versichern, daß sie nur sechs Jahre leben. In Italien, wo man noch gewohnt ist, sie zu essen, macht man in den Hölzern Gräben, die man mit Mooß inwendig überlegt, und dieses wieder mit Stroh bedecket, worauf man Buch wirft, dahin kommen die Siebenschläfer, und werden zu Ende des Herbstes, wo sie am besten zu essen sind, in ihrer Erstarrung gefunden. Sonst vertheidigen sie ihr Leben aufs äusserste. Sie haben sehr lange und starke Vorderzähne und beissen gewaltig. Sie fürchten sich weder vor dem Wiesel, noch vor den kleinen Raubvögeln, und dem Fuchse entwischen sie, weil er ihnen nicht auf die Bäume nachklettern kan. Die wilden Katzen und Marder aber sind ihre gröste Feinde.

Man findet diese Thiere in sehr kalten Himmelsstrichen, als in Lappland und Schweden, nicht. Die Gattung von Siebenschläfern, deren die Naturkenner aus diesen Gegenden Meldung thun, ist die rothe Haselmaus, die kleinste von den dreyen. Sie scheinen auch nicht in sehr heissen Gegenden gefunden zu werden. Ihnen ist ein gemäßigter Himmelsstrich und ein waldichtes Land unentbehrlich. Man findet sie in Spanien, in Frankreich, in Griechenland, in Italien, in Deutschland und in der Schweiz, wo sie in den Wäldern auf Hügeln wohnen, nicht aber oben auf hohen Bergen.

Der Kopf des Siebenschläfers und die Schnautze sind nicht so breit als an dem Eichhorne; er hat auch kleinere und weniger hervorliegende Augen, nicht so lange, dünnere und beynahe kahle Ohren, kleinere Beine, Pfoten, Zähen und Nägel, und am Schwanze nicht so langes Haar. Auch gibt ihm seine graue Farbe ein merkliches Abzeichen.

Die grosse Haselmaus.

Die grosse Haselmaus wohnet in den Gärten, und findet sich bisweilen sogar in den Häusern. Ihre Gattung übertrift des Siebenschläfers an Menge sehr, ist allgemeiner und in vielen Gegenden, und es sind nur wenige Gärten, die von ihr verschont bleiben. Sie nisten in den Löchern der Mauern, laufen auf die niederstämmigen, an Geländern gezogenen Bäume, suchen die besten Früchten aus, und benagen sie alle, wenn sie anfangen reif zu werden. Die Pfirschen scheinen sie vorzüglich zu lieben. Sie klimmen auch auf die Birn- Apricosen- und Pflaumen-Bäume; und wenn ihnen diese süsse Früchten abgehen, fressen sie Mandeln, Hasel- und Wallnüsse, und sogar Hülsenfrüchte. Sie schleppen eine grosse Menge davon in ihre Schlupfwinkel, die sie in der Erde anlegen. In den alten Obstgärten findet man sie in hohlen verjährten Bäumen. Sie bereiten sich ein Lager von Kräutern, Mooß und Blättern. Die Kälte macht sie starr, und die Wärme belebt sie wieder, und es werden oft acht bis zehn an einem einzigen Orte ganz erstarrt, und wie eine Kugel zusamen gerollt mitten unter ihrem Vorrath von Nussen gefunden.

Sie begatten sich im Frühlinge, und hecken im Sommer fünf oder sechs Junge auf einmal, die in kurzem ihren Wachsthum erreichen, aber sich erst im folgenden Jahre vermehren. Man ißt ihr Fleisch nicht, und sie haben den üblen Geruch der Hausratze an sich. Sie werden auch nicht so feiste als die Siebenschläfer, und haben die fettichten Faltenmägen nicht, die sich bey jenen finden, und die Masse ihrer Eingeweide ganz umgeben. Die grossen Haselmäuse werden in allen gemäßigten Himmelsgegenden von Europa, und sogar in Preussen und Polen gefunden, aber in Schweden und in den nördlichen Ländern scheinen sie nicht zu Hause zu seyn. Sie haben ausser den Abweichungen, die bereits angezeigt worden, einen kürzern Leib und Kopf, längere Ohren, und eine etwas spitzigere Schnautze.

Die kleine Haselmaus.

Die kleine Haselmaus (Muscardin) ist von allen Ratzen am wenigsten häßlich. Sie hat blitzende Augen, einen dichtbehaarten Schwanz und ein Haar von vorzüglicher Farbe, das mehr blond als roth ist. Sie hat niemals in Häusern, und in Gärten nur selten ihren Aufenthalt, und wird am meisten in den Wäldern gefunden, wo sie sich in alte hohle Bäume verbirgt. Diese Gattung ist bey weitem nicht so zahlreich, als die von der grossen Haselmaus. Man trift sie fast allezeit nur einzeln in ihren Löchern an. In Italien scheint sie übrigens ziemlich gemein, und auch in den nördlichen Gegenden nicht ganz fremd zu seyn. In England scheint sie aber nicht gefunden zu werden, indem Ray der sie in Italien gesehen hat, sagt, daß die kleine Schlafratze in England auf dem Rücken nicht roth, wie die in Italien seye. In Frankreich ist sie mit den Italiänischen einerley. Nur findet man keinen Muskusgeruch an ihr, den Aldrovand einer, aber zugleich seltenern Art, der Italiänischen Muscardini zuschreibet. Es fehlen ihr, so wie der grossen Haselmauß, die fettichten Faltenmägen des Siebenschläfers. Sie wird auch nicht so fett, und ungeachtet sie keinen übeln Geruch hat, so ist sie doch nicht gut zu essen.

Diese Haselmaus erstarret ebenfalls vor Kälte, und legt sich wie die vorerwähnten, und lebet wieder auf wie jene. Sie macht ihr Nest auf Bäumen, wie das Eichhörnchen, aber sie nimmt gemeiniglich einen niedrigern Ort, etwa zwischen den Zweigen einer Haselstaude oder eines Dornbusches dazu. Das Nest ist von Kräutern grmacht, die durcheinander geflochten sind. Es hat ungefehr sechs

Zoll

Zoll im Durchschnitte, und nur oben eine Oefnung. Solche Nester werden, wie viele Landleute versichern im Buschholze gefunden, die von aussen mit Blättern und Mooß umgeben sind, und drey bis vier Junge beherbergen. So bald diese groß sind, verlassen sie die Nester, und suchen sich in den Aushöhlungen oder unter dem Stamme alter Bäume ein Lager, wo sie ihrer Ruhe pflegen, ihr Magazin anlegen und die Erstarrung erwarten.

Die kleine Haselmaus ist etwas dicker, als die gemeine Maus, und verhält sich in Absicht auf die Grösse fast eben so gegen die grosse Haselmaus, als diese gegen den Siebenschläfer. Sie hat einen breitern Kopf als die gemeine Maus, eine nicht so länglichte Schnautze, grössere Augen und kürzere Ohren. Sie hat eine erhabenere Stirne als der Siebenschläfer und die grosse Haselmaus; aber Ohren fast von eben der Bildung und Grösse, wie der Siebenschläfer, die auswendig und inwendig mit kurzen Haaren bewachsen sind. Der Schwanz ist gleichfalls, so wie an diesem mit Haaren an den Seiten versehen, nur mit dem Unterschiede, daß sie weit kürzer, nemlich nur zwo Linien lang sind.

Der Surmulot.

Surmulot ist der Name, den Herr von Büffon einer neuen Art grosser Feldmäuse (Mulot) gegeben hat, deren kein Naturbeschreiber ausser dem Herrn Brisson, welcher ihr den Namen Waldratze beygeleget hat, erwähnet. Büffon hat sie Surmulot genannt, weil dieser Name so viel als eine dicke grosse Feldmaus anzeiget. In der That kommt das Thier in seiner Farbe und in seinen natürlichen Gewohnheiten der Feldmaus näher als der Ratze Der Surmulot ist stärker und schlimmer, als die Ratze. Er hat ein rothes Haar, einen ungemein langen und kahlen Schwanz, eine Rükgräte in Gestalt eines Bogens, wie das Eichhorn, einen viel dickern Leib, als dasselbe, und einen Knebelbart, wie die Katze. In den Gegenden um Paris sind diese Thiere, ohne daß man daselbst weiß, woher sie gekommen sind, vor etwa zwanzig Jahren bekannt geworden; und man wird sich nicht wundern, daß sie sich daselbst auf eine erstaunliche Art vermehret haben, so bald man weiß, daß sie von zwölf bis auf zwanzig Junge hecken. Die Männchen sind stärker von Leibe, kühner und bösartiger als die Weibchen. Wenn man sie verfolget und greifen will, so wenden sie sich um und beissen den Stok oder die Hand, die sie schlägt. Ihr Biß geht nicht allein tief, sondern ist auch gefährlich, indem alsobald eine merkliche Geschwulst darauf folgt, und die Wunde bleibt lange Zeit offen. Sie vermehren sich dreymal im Jahre. Die Weibchen bereiten für ihre Jungen ein Lager.

Die Surmulots haben einige natürliche Eigenschaften, die sie in eine nahe Verwandschaft mit den Wasserratzen zu setzen scheinen. Sie halten sich zwar überall auf, doch scheinen sie das Ufer eines Gewässers vorzuziehen. Die Hunde verfolgen sie ebenfalls mit einer Art von Wuth. Wenn sie merken daß sie verfolgt werden, und zwischen einer Zuflucht unter einen Dornbusch, oder im Wasser die Wahl haben, so wählen sie das leztere und schwimmen mit einer bewundrungswürdigen Leichtigkeit. Dieses geschiehet alsdenn vornehmlich, wenn sie ihre Löcher nicht wieder erreichen können. Sie machen sich nemlich, wie die grossen Feldmäuse, Schlupfwinkel unter der Erde, oder nehmen auch wohl der Caninchen ihre zu ihrem Lager. Man kan sie in diesen mit Wieseln fangen, die ihnen, wie es scheint, noch hitziger als den Kaninchen nachspüren.

Diese Thiere bringen den Sommer auf dem Felde zu. Sie nähren sich hauptsächlich von Früchten und Korne; sie sind aber zugleich sehr fleischgierig. Sie fressen die kleinen Kaninchen, die jungen Rebhüner und das junge Federvieh. Sie

machen es in den Hühnerhäusern wie der Iltis, und tödten mehr als sie fressen können. Gegen das Ende des Novembers verlassen die Mutter mit den kleinen und überhaupt alle junge Surmulots das Feld, und gehen Schaarenweise in die Scheunen, wo sie einen unermeßlichen Schaden anrichten. Sie fressen das Stroh und Häksel, verzehren viel Korn, und verpesten den ganzen Vorrath mit Gestank. Die alten Männchen bleiben auf dem Felde, und wohnen jeder in seinem Loche allein. Sie legen daselbst während des Herbstes, wie die grossen Feldmäuse, einen Vorrath von Eicheln und Buchekern auf, machen das Loch bis oben an den Rand voll, und nehmen selbst ihren Aufenthalt unten am Boden. Sie fallen nicht in Erstarrung, sondern kommen auch im Winter, besonders an schönen Tagen, wieder zum Vorschein. Diejenigen die sich in Scheunen aufhalten, vertreiben die Mäuse und Ratzen aus denselben.

Der Ondatra und Desman.

Der Ondatra und Desman sind zwey Thiere, die nicht verwechselt werden müssen, ohngeachtet man beyde Bisamratzen genannt hat, und einige Merkmäler beyden zugleich zukommen. Eben so wohl müssen sie von dem Pilori oder der Bisamratze in den Antillen unterschieden werden. Diese drey Thiere sind von verschiedenen Gattungen und in verschiedenen Himmelsstrichen. Der Ondatra findet sich in Canada, der Desman in Lappland und Moskau, und der Pilori auf Martinique und den antillischen Inseln.

Der Ondatra oder die canadische Bisamratze unterscheidet sich von dem Desman darinn, daß die Zähen an seinen Füssen insgesamt einer von dem andern abgesondert sind, daß seine Augen vollkommen wohl ins Gesichte fallen, und daß seine Schnautze ungemein kurz ist, da hingegen der Desman oder die moscowitische Bisamratze durch eine Zwischenhaut verbundene Hinterfüsse, äusserst kleine Augen und eine länglichte Schnautze, wie die Spizmaus, hat. Alle beyde haben einen platten Schwanz und unterscheiden sich von dem Pilori oder der Bisamratze in den Antillen sowohl durch dieses Zeichen der Bildung, als durch andere Merkmäler. Der Pilori hat einen zimlich kurzen und walzenförmigen Schwanz, wie die übrigen Ratzen, anstatt daß der Ondatra und Desman beyde einen sehr langen haben. Der Ondatra gleichet mit dem Kopfe der Wasserratze, und der Desman der Spizmaus.

Der Ondatra ist so groß, als ein kleines Kaninchen, und wie eine Ratze gestaltet. Er hat einen kurzen Kopf, der mit dem Kopfe der Wasserratze übereinkommt, ein glänzendes und weiches Haar, und unter diesem ein sehr dichtes Wollhaar, beynahe wie der Bieber. Er hat einen langen Schwanz, der, wie bey den übrigen Ratzen mit kleinen Schuppen bedekt ist. Aber der Schwanz der gemeinen Ratze ist beynahe walzenförmig, und nimmt vom Anfange immer in der Dicke ab. Der Schwanz der Bisamratze hingegen ist gegen die Mitte zu bis ans Ende hinaus sehr platt, und bey seinem Anfange ein wenig mehr gerundet. Die platten Seiten sind nicht wag-, sondern senkrecht, so daß es das Ansehen hat, als wenn der Schwanz, so lang wie er ist, von beyden Seiten gepreßt und zusamen gedrukt wäre. Die Zähen sind mit langen zimlich dichten Haaren bewachsen die dem Thier das Schwimmen leichter machen. Seine Ohren sind sehr kurz und nicht kahl, sondern inwendig und auswendig reichlich mit Haaren bedekt. Seine Augen sind groß. In dem Unterkinnbacken befinden sich zween Schneidezähne, die ungefehr einen Zoll lang sind, und zween andere kürzere in dem Oberkinnbacken. Diese vier Zähne sind sehr stark, und dienen ihm, Holz zu benagen und abzubeissen.

Da der Ondatra mit dem Biber aus einem Lande ist, sich wie dieser am Wasser aufhält, im kleinen beynahe eben die Bildung und dabey einerley Farbe und Haar hat; so hat man sie nicht selten

mit

mit einander verglichen. Man will sogar sagen, daß man einen alten Ondatra beym ersten Anblicke für einen Bieber halten solte, der nur einen Monat alt wäre. Sie unterscheiden sich gleichwohl hinlänglich durch die Bildung des Schwanzes. Uebrigens haben diese Thiere in ihrem Naturelle und in ihren natürlichen Trieben zimlich viele Gleichheit. Die Ondatras leben, wie die Bieber, den Winter über in Gesellschaft; sie machen kleine Hütten von ungefehr zween und einem halben Schuhe im Durchschnitte, und bisweilen grössere, wo sich verschiedene Familien zusamen thun, sich vor der strengen Kälte zu verbergen. Diese Hütten sind rund, und mit einem fußdicken gewölbten Dache bedekt; Gras, Binsen, die durch einander geflochten und mit Leim durchgemengt werden, den sie mit den Füssen kneten, sind ihre Materialien. Ihre Art zu bauen schüzt sie vor dem Eindringen des Regenwassers von oben, und inwendig bringen sie Staffelerhöhungen an, um von dem Ausdringen der Landgewässer nicht mitgenommen zu werden.

Diese Hütte ist den Winter über verschiedene Fuß hoch unter Eisschollen und Schnee begraben, ohne daß sie davon Ungemach litten. Sie sammeln keinen Vorrath zu ihrem Unterhalte, sondern graben Brunnen und eine Art von Kanälen, um ihre Wohnung her und unter denselben, um Wasser und Wurzeln zu suchen. Sie bringen auf solche Art den Winter sehr traurig hin, ohngeachtet sie in Gesellschaft leben, denn diese Jahrzeit ist zur Begattung für sie nicht gemacht. Sie sind diese ganze Zeit über des Lichts der Oberwelt beraubt. So bald der Hauch des Frühlings den Schnee zu schmelzen und die Giebel ihrer Wohnungen zu entblössen beginnt, reissen die Jäger das Dach davon auf und tödten oder fangen alle diejenigen, die keine Zeit haben, in die unterirdische Gänge zu entwischen, die sie sich gegraben haben, und womit sie ihre Verschanzungen endigen. Man verfolgt sie noch bis dahin, denn ihr Fell ist kostbar und ihr Fleisch keine schlechte Speise. Diejenigen welche den Jägern entkommen, verlassen ungefehr um diese Zeit ihre Wohnung. Sie streifen im Sommer umher, ohne sich an einen gewissen Aufenthalt zu binden, allemal aber zwey und zwey beysamen, weil dann die Zeit ihrer Paarung ist. Sie leben von Kräutern. Die Fetthaut dehnet sich aus und wird dicker, und zieht den Ueberfluß dieser guten Nahrung in sich; die kleinen Schläuche die den Bisam enthalten und vorher eingefallen waren, kommen wieder hervor und werden angefüllt; die Zeugungs-Glieder die welk waren, hören auf es zu seyn, und treiben auf, und diese Thiere erhalten alsdenn einen so starken Bisamgeruch, daß er unausstehlich ist. Dieser Geruch läßt sich weit spüren, und ist, wiewohl die Europäer etwas liebliches darinn finden, den Wilden so zuwider, daß sie einem Flusse den Beynamen des stinkenden gegeben haben, an dessen Ufern die Thiere, die sie Stinkratzen nennen, ihre Gebäude in zahlreicher Menge haben.

Sie hecken im Jahre einmal, und zwar fünf bis sechs Junge. Ihr Trächtigseyn währet nicht lange, da sie mit Anfange des Sommers hitzig werden, und die Jungen im Weinmonate schon groß sind, wann sie ihren Alten zur Hütte folgen müssen, die sie alle Jahre von neuem erbauen. Ihre Stimme ist eine Art von Aechzen, welches die Jäger nachmachen, um sie herbey zu locken. Der Ondatra schwimmet weder so geschwinde noch so lange als der Bieber. Er geht öfter ans Land, er läuft nicht sonderlich und sein Gang ist noch schlechter, indem er beynahe wie eine Gans schaukelt. Sein Fell behält den Bisam-Geruch, daher man sich desselben nicht gerne zum Rauchfutter bedienet; das zweyte Haar aber, oder die Wollhaare, gebraucht man in den Hutfabriken.

Diese Thiere haben wenig natürliche Wildheit, und wenn man sie klein fängt, werden sie ohne Mühe zahm gemacht; sie sind sogar recht artig, wenn sie jung sind. Ihr langer und fast nakter Schwanz, der ihnen eine nicht gefällige Gestalt gibt, ist im ersten Alter sehr kurz. Sie machen unschuldige und eben so artige Gaukeleyen als die kleine Katzen; sie beissen nicht, und man würde sie leicht unterhalten, wenn ihr Geruch nicht beschwehrlich fiele. Der Ondatra und Desman sind übrigens die einzigen Thiere in den mitternächtlichen Ländern, die einen Wohlgeruch von sich geben.

Von dem Desman oder der Moskowitischen Bisamratze scheinet es nicht, daß irgend ein Naturforscher Gelegenheit gehabt habe, dieses Thier lebendig zu untersuchen, weswegen man von ihm weiters nichts hinzusetzen kan.

Zu den Seltsamkeiten des Ondatra gehören besonders die Stärke und grosse Ausdehnung des Hautmuskels, welche macht, daß das Thier seinen Leib zusamen kneipen, und in eine kleinere Masse bringen kan, nebst der Biegsamkeit der falschen Rippen, wodurch dieses Einziehen des Körpers erleichtert wird; die Art des Weibchens den Harn zu lassen, indem die Harnröhre nicht ihren Ausgang unter der weiblichen Ruthe, sondern auf einem haarigten Hügelchen, das über dem Schaambeine ligt, hat; das grosse Aufschwellen der Geilen zur Brunstzeit, und ihr erstaunendes Abnehmen, wenn diese vorüber ist, und endlich eben diese Veränderung der Bläschen oder kleinen Schläuche, die den Bisam enthalten, der wie eine milchichte Feuchtigkeit aussieht, und die nahe bey den Zeugungstheilen liegen, und sich wenn das Thier läufisch ist, beynahe an eben der Stelle, wo bey andern Thieren der Harn abgeht, ausleeren.

Der Pilori.

Die Piloris oder Bisamratzen in den Antillen sind nach dem P. du Tertre den Europäischen Ratzen in der Bildung gleich, aber so groß, daß ein Pilori so viel als vier unserer Ratzen wiegt. Ihr Haar am Bauch ist weiß und auf dem Rücken schwarz oder rothbraun. Sie dunsten einen Bisamgeruch aus, der einen ohnmächtig macht. Sie verbergen sich zum öftern in Löcher in der Erde, wie die Kaninchen. Zuweilen nisten sie sogar in die Hütten, aber vermehren sich nicht so stark, als die gemeinen Ratzen.

Der Leming.

Dieses Thier, welches sich in den Gebürgen von Norwegen und Lappland häufig aufhält, hat die Gestalt einer Maus, nur sein Schwanz ist kürzer, der Körper hat ungefehr fünf Zoll in der Länge; das Haar ist fein und hat verschiedene Farben; der Vordertheil des Kopfes ist schwarz, der Obertheil gelblicht, der Hals und die Schultern sind schwarz, der übrige Leib ist röthlicht und mit einigen schwarzen Flecken von verschiedener Figur bis zum Schwanze hin gezeichnet, der nur einen halben Zoll lang, und mit schwärzlichtgelben Haaren bedekt ist. Die Ordnung der Figur und Grösse der Flecken sind nicht bey allen einerley. Um die Schnautze herum finden sich verschiedene steife Haare in Form eines Knebelbartes. Die Oefnung des Mauls ist klein; die Oberlefze ist gespalten, wie beym Eichhörnchen. Aus dem Oberkiefer gehen zween lange, spitzige und etwas krumme Schneidezähne hervor, deren Wurzeln bis an die Augenhöhle dringen, und in dem Unterkiefer sitzen zween ähnliche Zähne, den obern gegen über. An jeder Seiten finden sich drey Backenzähne. Die Zunge erstrekt sich bis an die äussersten Schneidezähne. Die Gras- und Strohspiere, die in der Kehle dieses Thiers waren, liessen den Wormius, aus welchem diese Beschreibung ist, vermuthen, daß es wiederkäue. Die Augen sind klein und schwarz, die Ohren sind niederliegend nach dem Rücken zu, die vordere Beine sehr kurz, die Füsse sind mit spitzen und krummen Nägeln bewafnet, von denen der mittelste sehr lang ist, und der fünfte wie ein kleiner Daum oder wie ein Hahnensporn aussiehet, und bisweilen zimlich hoch am Beine hinauf ligt. Die Füsse sind behaart.

haart. Der Bauch ist weißlicht, und fällt ein wenig ins Gelbe. Dieses Thier läuft bey seinem dicken Leibe und mit seinen kurzen Beinen zimlich geschwind. Gewöhnlich wohnen sie auf den Gebürgen von Norwegen und Lappland; aber in gewissen Jahrszeiten kommen sie in grosser Menge hernieder. Sie richten eine fürchterliche Verwüstung auf den Feldern an, verheeren Gärten, vernichten die Saaten, und lassen nichts übrig, ausser was in den Häusern verschlossen ist, wo sie zum Glücke nicht hinkommen. Sie belfern beynahe wie kleine Hunde. Wenn man sie mit einem Stok schläget, fahren sie auf denselben zu, und fassen ihn mit den Zähnen so fest, daß sie sich in die Höhe heben und wegtragen lassen. Sie graben sich Löcher in die Erde, und suchen, wie die Maulwürfe, Wurzeln zu ihrem Frasse. Sie schlagen sich zu gewissen Zeiten in Haufen zusamen, und sterben, so zu reden, alle mit einander auf einmal. Sie sind ungemein kühn, und wehren sich gegen die übrigen Thiere. Man weiß nicht recht, woher sie kommen; der gemeine Mann glaubt, sie regnen vom Himmel. Pontoppidan, welcher dieses zwar nicht glaubt, gibt doch dem Lucas Debes Beyfall, welcher meynet, daß sie durch einen gewissen Wirbelwind, den man Oes nennet, gebracht werden, weil man, wie er sagt, einige dieser Thiere auf den Klippen finde, als ob sie durch einen harten Fall zerschmettert wären, und weil niemand in Schweden und Norwegen sagen könne, er habe daselbst ihre Jungen gesehen. Das Männchen ist gewöhnlich grösser als das Weibchen, und hat auch grössere schwarze Flecke. Sie sterben unfehlbar, so bald das neue Gras kommt. Sie gehen auch bey schöner Witterung haufenweise ins Wasser, aber wenn ein Windstoß kommt, so ersaufen sie alle. Die Menge dieser Thiere ist so erstaunlich, daß bey ihrem Sterben die Luft angestekt wird und viele Krankheiten entstehen. Ja die Weide, die sie benagt haben, wird dem Viehe tödlich. Man kan ihr Fleisch nicht essen; und ihr Fell, so schön auch das Haar ist, ist zum Pelzfutter zu locker und zu mürbe.

So wie die Ankunft dieses Ungeziefers eine schlechte Ernde voraus sehen läßt, so verspricht sie eine desto reichere Jagd von Bären, Füchsen, Mardern u. d. gl. welche dem Lemming nachfolgen und ihn mit Vergnügen verzehren. Die Hunde der Finnlappen fressen auch viele davon, doch lassen sie die Köpfe liegen.

Pontoppidan sagt, daß sie vom Gebürge Kölen, welches das Amt Nordland von Schweden trennt, und für ihre eigentliche Heimath gehalten wird, herüber kommen und in grossen Haufen theils durch Nordland und Finnmark nach der Westsee, theils durch Schwedisch Lappmark nach dem Bothnischen Meerbusen ziehen; und nach dem Berichte des Herrn Linnäus geschiehet ihr Zug in einer so geraden Linie, daß sie niemals zur Seiten ausweichen; und wenn sie auch um einen grossen Felsen herumgehen müssen, so suchen sie doch auf der andern Seite die Linie wieder. Ihre Jungen schleppen sie im Munde oder auf dem Rücken mit sich fort, welches deutlich hätte beweisen können, daß sie nicht aus der Luft regnen müssen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Lemmings, so wie alle übrige Ratzen einander selbst auffressen und aufreiben, so bald das Futter anfängt ihnen zu mangeln, und daß darinne die Ursache zu suchen ist, warum es mit ihrer Ausrottung eben so geschwinde zugeht, als mit ihrem Herkommen.

Der Souslik.

Zu Casan und in den Ländern, die die Wolga benetzet bis in Oesterreich findet man ein kleines Thier das die Russen Sußlik nennen, von welchem man sehr schönes Pelzwerk macht; es gleichet in Absicht auf die Gestalt dem Campagnol sehr, und hat auch wie jener einen kurzen Schwanz; aber seine Haut ist von einem fahlen Grau und überall mit Flecken von einem lebhaften und glänzenden Weiß übersäet, welche nur eine Linie im Durchschnitte haben, und zwey oder drey Linien von einander entfernet sind, sie sind sichtbarer und mehr ausgebildet an den Lenden als auf den Schultern und dem Kopfe. Sie werden häufig auf den Barken die mit Salz beladen sind, auf dem Flusse Kama gefangen, und haben ihren Namen daher bekommen, weil sie sehr begierig nach Salze sind.

Die weisse Wasserratze.

Man findet die Europäische Wasserratze auch in Canada, nur daß sie von anderer Farbe ist; sie ist nur auf dem Rücken braun, der übrige Leib ist weiß und an einigen Orten falbe; der Kopf und die Schnautze sind ebenfalls weiß, wie auch das äusserste Ende des Schwanzes; ihr Haar scheinet weit weicher und glänzender, als das von unserer Wasserratze, übrigens ist sie ihr völlig gleich und hat vermuthlich die weisse Haare nur von der Kälte bekommen.

Der goldfarbige Maulwurf.

Wir haben noch einen Maulwurf nachzuholen, den man in Siberien findet, und den Goldmaulwurf nennet. Er scheinet von einer andern Gattung als der unsrige zu seyn; denn er hat keinen Schwanz, eine kurze Schnautze und roth und grün gemischte Haare, über dieses hat er nur drey Finger an den Vorder- und vier an den Hinterfüssen, anstatt daß der gemeine Maulwurf fünf Finger an jedem Fusse hat. Seba hat seine Figur geliefert, ohne daß er seinen eigentlichen Namen, den wir nicht wissen, angezeiget hätte.

Fischotter.

Lutra . Otter .

Castor . Fiber .

Biber

. Lonx Lonza .

Hijstrix . Dornschwein stachelschwein

Herinaceus . Igel sewIgel .

Das Murmelthier.

TAB. LXV.

Das Murmelthier, wenn es jung gefangen wird, wird zahmer als irgend ein anderes wildes Thier, und fast in eben dem Grade, wie unsere Haußthiere. Es lernet ohne viele Mühe einen Stok anfassen, allerhand Stellungen machen, tanzen und der Stimme seines Herrn gehorchen. Es lebt, so wie die Katze, in beständiger Feindschaft mit dem Hunde. So bald es anfängt sich im Hause zu gewöhnen, und an seinem Herrn einen Beschützer zu haben glaubt, so fällt es die grösten Hunde an. Es ist zwar nicht völlig so groß als der Haase, aber weit volleibigter, und verbindet eine grosse Stärke, mit einer nicht geringern Geschmeidigkeit. Die vier Vorderzähne der Kinnbacken sind bey ihm lang und stark genug, eine tiefe Wunde zu versetzen. Es gehet aber nur auf die Hunde los, und verletzet niemand wenn man es nicht böse macht. Aber es benaget Meublen und Zeuge, und frißt sich sogar durch Holz. Da es sehr kurze Schenkel und Zähen fast von eben der Art, wie der Bär hat, so sitt es, wie dieser, oftmals aufrecht, und gehet eben so leicht auf den Hinterfüssen. Was es mit den Vorderpfoten erhaschet, führet es zum Maule, und frißt in aufrechter Stellung, wie das Eichhorn. Es läuft zimlich geschwinde in die Höhe, aber auf der Ebene geht es langsam. Es klettert auf die Bäume, steigt zwischen zwo Felsenwänden, oder neben einander stehenden Mauern hinauf, ja es gibt, wie man sagt, Murmelthiere, die die Savoyarden gelehrt haben, die Rauchfänge hinauf zu klimmen, und den Dienst eines Schornsteinfegers zu versehen. Sie essen alles, was man ihnen gibt, Fleisch, Brod, Obst, Wurzeln, Kuchenkräuter, Käfer, Heuschrecken ꝛc. aber nach Milch und Butter sind sie am begierigsten, und suchen, wenn sie gleich keinen so starken Trieb zu stehlen, wie die Katzen, haben, zur Milch zu kommen. Sie sauffen sie im Uebermaasse und murmeln dabey, so wie die Katze, zum Zeichen ihrer Wollust. Wasser hingegen trinken sie nur selten, und den Wein gar nicht.

In der Bildung des Körpers hat das Murmelthier einige Aehnlichkeit mit dem Bären und der Ratze. Es ist indeß nicht der Arctomys oder die Bärenratze der Alten. Es hat die Nase, die Lefzen und eine Gestalt des Kopfes, so wie der Haase, Haar und Nägel, wie der Dachs, Zähne, wie der Bieber, einen Knebelbart wie die Katze, Augen, wie der Siebenschläfer, Pfoten, wie der Bär, und überdas einen kurzen Schwanz und Stuzohren. Die Farbe seines Haars ist auf dem Rücken braunroth, an einer Stelle dunkter, als an der andern. Dieses Haar ist zimlich spröde, dagegen das am Bauche röthlicht, weich und dichte ist. Wenn es spielet, oder wenn man ihm liebkoset, so gibt es eine Stimme als das Murren eines kleinen Hundes von sich. Wenn man es aber böse macht, oder in Schrecken sezt, so läßt es ein so durchdringendes und scharfes Pfeifen hören, daß es dem Ohre beschwehrlich fällt. Es liebt die Reinlichkeit, und begibt sich eben so, wie die Katze, auf die Seite, wenn es sich erleichtern will. Es hat aber, wie die Ratze, und besonders im Sommer einen überaus starken Geruch. Im Herbste ist es ungemein feist, indem es, ausser einem sehr grossen Netze, so wie der Siebenschläfer, zween fettichte und dicke Faltenmagen hat. Diese Feiste ist nicht an allen Theilen des Körpers gleich. Der Rücken und das Kreuz setzen mehr als die übrigen Theile ein festes und dichtes Fett an, das dem Fleische der Kuh-Euter einigermassen ähnlich ist.

Dieses Thier wohnet am liebsten in der Gegend des Schnees und Eises, und man findet es nirgends anders, als auf den höchsten Bergen. Dem ohngeachtet erstarret es durch den Frost weit eher als irgend ein anderes Thier. Gegen das Ende des Septembers, oder den Anfang des Octobers verbirgt es sich gemeiniglich in seine unterirdische Wohnung, und kommt vor dem Anfange des Aprils nicht wieder zum Vorschein. Diese Wohnung ist auf eine vorsichtige Art angelegt, und

ihre innere Einrichtung ist nicht ohne Kunst. Sie ist beym Anfange sehr geräumig, nicht so breit als lang, und sehr tief, daher sie eines oder mehr Thiere fassen kan, ohne daß die Luft sich anstecke. Sie graben mit ihren Füssen und Nägeln, die dazu gemacht zu seyn scheinen, die Erde mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit, und werfen den Unrath, den sie im Graben vorfinden, hinter sich hinaus. Ihre Höhle ist kein Loch, kein gerader oder Windelgang. Sie ist vielmehr eine Art von Gallerie, die wie ein Y gebildet ist, dessen beyde Aeste, jeder besonders, eine Oefnung haben, und sich in einen Sakzipfel endigen, der der Ort des Aufenthalts ist. Da sie die Anlage hiezu an den abschüßigen Stellen eines Berges nehmen, so befindet sich allein der Sakzipfel (cul-de-sac.) auf ebenem Boden. Der untere Ast dieses Y läuft von dem grossen Sakzipfel nach unten zu, und hieher, als nach dem niedrigsten Theile ihrer Wohnung, schaffen sie ihren Koth, der wegen seiner Nässe, ohne weitere Mühe nach aussen rollt. Der obere Ast des Y neiget sich gleichfalls ein wenig nach unten, aber er ist doch erhabener, als die ganze übrige Höhle. Dieses ist die Oefnung, durch die sie hinein und herausgehen. Der Ort ihres Aufenthalts selbst ist nicht allein mit Moos und Heu bestreuet, sondern wie mit einer dicken Decke tapeziert. Sie sammeln von diesen Bedürfnissen einen reichlichen Vorrath im Sommer, und man will behaupten, daß sie an dieser Arbeit alle mit zusamengesezten Kräften Theil nehmen. Einige sollen die zarteste Kräuter abbeissen, andere sie in Haufen bringen, und dann alle, eines um das andere, den Dienst einer Fuhrmaschine versehen, um dieselbe zu ihrem Lager zu führen. Eines legt sich, wie man sagt, auf den Rücken, läßt sich mit Heu beladen, strecket seine Pfoten in die Höhe, und läßt sich hierauf von den andern fortschleppen, die an seinem Schwanze ziehen, und zu gleicher Zeit Sorge tragen, daß das Fuhrwerk nicht umschlage. Herr Klein hält sich sehr über diese Erzählung auf, und hält sie für die Erfindung eines witzigen Kopfes. Dem sey übrigens, wie ihm wolle, so ist so viel zuverläßig, daß sie zusamen wohnen, und gemeinschaftlich an ihrem Aufenthalte arbeiten. Sie bringen daselbst dreyviertheile ihres Lebens zu, und nehmen bey einem Ungewitter, bey dem Regen, oder so bald sie in Gefahr sind, ihre Zuflucht dahin. Sie kommen sogar nie heraus, als an den schönsten Tagen, und entfernen sich selten weit davon. Eines hält alsdann Wache, und sizt auf einem erhabenen Felsen, mittlerweile die andern sich beschäftigen Heu zu machen, oder auf einem grünen Rasen spielen. So bald dasjenige, so den Posten hat, einen Menschen, Adler, Hund u. d. gl. gewahr wird, pfeift es zur Losung für die andern, und geht selbst zulezt in die Höhle.

Sie sammeln keinen Vorrath auf den Winter, und sehen, wie es scheint vorher, daß er ihnen unbrauchbar seyn würde. So bald sie aber die ersten Witterungen der Jahrszeit verspüren, die sie in die Erstarrung sezt, so machen sie sogleich die beyden Oefnungen ihrer Wohnung zu. Sie thun dieses mit so vieler Sorgfalt und Festigkeit, daß es an allen andern Orten leichter ist, das Erdreich aufzubrechen. Sie sind alsdann sehr feiste, und es gibt einige, die gegen zwanzig Pfund wiegen. So bleiben sie noch ein Viertheljahr, aber dann nimmt ihre Fettigkeit allmählig ab und gegen das Ende des Winters sind sie mager. Wenn man ihre Wohnung entdecket, so findet man sie in Gestalt einer Kugel fest zusamen gerollt und im Heu vergraben. Man kan sie alsdenn wegtragen und sogar tödten, ohne daß sie es zu empfinden scheinen. Die Wärme belebt sie wieder wie den Siebenschläfer. Es ist übrigens nicht gewiß, daß sie sieben oder acht Monate durch allezeit und beständig erstarret sind, wie man gemeiniglich vorgibt, und es scheinet wol eben die Bewandtniß mit ihnen, wie mit den Siebenschläfern zu haben.

Sie haben nur einmal im Jahre Junge. Ihre gewöhnliche Anzahl ist drey oder viere. Ihr Wachsthum ist geschwind, und ihr Leben dauert neun oder zehen Jahre. Daher ist auch ihr Geschlecht weder sehr zahlreich, noch in vielen Gegenden. Die Griechen haben ihrer nicht erwähnet, und bey den Lateinern ist Plinius der erste der von diesem Thiere unter dem Namen Mus alpinus, Anzeige gethan hat. Es begibt sich niemals in niedrige Gegenden herunter, und scheinet die Kette der Alpen vorzüglich zu lieben, wo es dem Ansehen nach die freye Lage gegen Mittag und Morgen den übrigen vorziehet. Indeß gibt es welche in den apenninischen und pyrenäischen Gebürgen, wie auch auf den höchsten Bergen Deutschlandes.

Der

Der Bobak,
und die übrigen Murmelthiere.

So gewiß es ist, daß der Hamster, den man auch das Straßburgische Murmelthier genannt hat, keines ist, so wahrscheinlich gehöret der Bobak zu ihnen. Sein ganzer Unterschied von dem Murmelthiere der Alpen besteht blos in den Farben des Haars; das Graue an demselben ist nicht so braun, und das Gelbe blässer. Er hat auch eine Art von Daume, oder vielmehr einen Nagel an den Vorderfüssen; da hingegen das Murmelthier nur vier Zähen an seinen Füssen hat. Uebrigens kommt er in allen Stücken mit dem Murmelthier überein.

Polignac erzählet in seinem Antilukrez von diesen Bobaks, daß sie mit einander blutige Kriege führen, und daß die Ueberwinder die Ueberwundene nöthigen ihnen als Sklaven und Wagen zu dienen. Ob wir gleich mit dem Herrn Klein gerne glauben, daß die schöne Stelle im sechsten Buch des Antilukrez mehr poetisch, als wahr seye, und daß die Beschreibung der Haußdienste, die die Ueberwundenen thun sollen, aus der bereits oben angefochtenen Stelle herstamme: so können wir es doch nicht für lächerlich halten, Kriege unter Thieren einer Art anzunehmen. Es kommen dergleichen in der Naturgeschichte mehr als einmal vor, und der Cardinal sagt über dieses, daß seine kriegenden Baubaces von verschiedenen Farben seyen:

Vidi belligeras acies & castra ferarum,
Queis color haud cunctis unus; nigrantia terga
Sunt aliis, fulvæque aliis per corpora setæ.

Wir wollen aber ja das Ansehen nicht haben, als ob wir diese Kriege für gewiß ausgeben, und die natürliche Geschichte, wie Klein sagt, zur Fabel machen wollten.

Eben so verhält es sich mit dem Monax oder mit dem Murmelthier von Canada, das von einigen Reisebeschreibern der Pfeifer genennet wird; dieses unterscheidet sich dem Ansehen nach von dem gemeinen Murmelthiere bloß durch den Schwanz, welcher bey ihm länger und haarichter ist. Der Monax von Canada, der Polnische Bobak und das Murmelthier der Alpen könnten also alle drey nur einerley Thier seyn, das durch den Unterschied der Himmelsgegenden den angezeigten Abänderungen wäre unterworfen worden. Der Monax ist in Ansehung der übrigen kleiner, wie alle Thiere der alten Welt in der neuen kleiner fallen.

Das Sibirische Thier, welches die Russen Jevraschka nennen, ist eine noch kleinere Art von Murmelthieren. Dieses hat einen runden Kopf und eine eingedrukte Schnautze; man sieht an ihm keine Ohren, und man kan nicht einmal die Oefnung des Gehörganges entdecken, wo man nicht das Haar bey seite biegt. Die Länge des Körpers, mit Innbegriff des Kopfes, beträgt in allem aufs höchste einen Schuh; der Schwanz enthält nicht viel über drey Zoll, er ist am Leibe beynahe rund, und wird hernach platt, und am Ende scheint er abgestuzt zu seyn. Der Leib dieses Thiers ist zimlich dicke, das Haar ist falbe, mit Grau vermengt und das Haar am Ende des Schwanzes ist beynahe schwarz. Die Beine sind kurz, und die hintern länger, als die vorderen. Die Hinterfüsse haben fünf Zähen und fünf schwarze etwas krumme Nägel, die vorderen haben nur viere. Wenn man diese Thiere böse macht, oder nur fangen will, so beissen sie heftig, und erheben ein helles Gepfeife, wie das Murmelthier. Wenn man ihnen zu fressen gibt, so halten sie sich aufrecht und bringen die Speise mit den Vorderpfoten zum Munde. Sie belaufen sich im Frühlinge und hecken im Sommer, gemeiniglich fünf bis sechs Junge; sie machen sich Löcher in die Erde, wo sie den Winter zubringen, und wo das Weibchen junget und säuget. Ob sie gleich viel Aehnliches mit dem Murmelthiere und vielerley Gewohnheiten mit demselben gemein haben, so scheinen sie doch von einer wirklich verschiedenen Gattung zu seyn: denn in eben denselben Gegenden von Sibirien finden sich Murmelthiere von gleicher Art als in Polen und auf den Alpen, welche in der Landsprache Surok heissen, und man hat nicht bemerkt, daß sich diese beyde Gattungen mit einander vermischen.

Die Gerbo oder Gerboiſen.

Gerboiſe iſt ein Geſchlechts-Name, den man hier brauchet, um Thiere zu bezeichnen, die wegen der überaus groſſen Mißverhältniß merkwürdig ſind, welche ſich zwiſchen ihren Hinter- und Vorderbeinen findet, indem dieſe gleichſam nicht höher als Maulwurfspfoten, und jene hingegen den Füſſen eines Vogels ähnlich ſind. Man kennet in dieſem Geſchlechte vier Arten oder vier wohl unterſchiedene Abfälle. 1) Den Terſer, den wir hernach beſchreiben werden; 2) den Gerbo, den Haſſelquiſt Mus jaculus, pedibus poſticis longiſſimis &c. nennet, oder die eigentlich ſogenannte Gerboiſe, die eben ſolche Füſſe hat, als die andern Thiere mit geſpaltenen Klauen, nemlich mit vier Zähen an den Vorderfüſſen und mit dreyen an den hintern; 3) den Alagtaga, deſſen Beine gleich des Gerbo ſeinen, gebildet ſind, der aber an den Vorderfüſſen fünf Zähen, und an den hintern drey nebſt einem Sporne hat; 4) das Daman Iſrael oder das Iſraelitiſche Lamm, welches wohl eben daſſelbe Thier ſeyn könnte, welches Linnäus durch die Benennung Mus longipes bezeichnet hat, und bey welchem ſich an den Vorderfüſſen vier Zähen und an den hintern fünfe finden.

Der Gerbo hat einen Kopf, faſt von gleicher Bildung, wie das Kaninchen, aber er hat gröſſere Augen und kürzere, obgleich im Verhältniß gegen ſeine Taille hohe und weite Ohren; er hat eine fleiſchfarbene Naſe, ohne alles Haar, eine kurze dicke Schnautze, eine ſehr kleine Oefnung des Rachens, einen überaus groſſen Oberkinnbacken, und einen ſchmalen und kurzen Unterkinnbacken, Zähne wie das Kaninchen, und um den Rachen herum einen Knebelbart, der aus langen ſchwarzen und weiſſen Haaren beſteht; die Vorderfüſſe ſind ungemein kurz und berühren niemals die Erde; das Thier gebraucht dieſelben bloß als Hände, um etwas zum Maule zu bringen. Dieſe Hände haben vier Finger mit Nägeln, und den Anfang von einem fünften Finger ohne Nagel. Die Hinterfüſſe haben nur drey Zähen, die alle mit Nägeln verſehen ſind, und von denen der mittelſte etwas länger iſt. Der Schwanz iſt dreymal ſo lang, als der Leib; er iſt mit kleinen ſteifen Haaren bedekt, die mit den Rückenhaaren einerley Farbe haben, und am Ende iſt er mit längern, weichern und dichteren Haaren beſezt, die eine Art von Büſchel hervorbringen, der beym Anfange ſchwarz und an der Spitze weiß iſt. Die Beine ſind kahl und fleiſchfarben, ſo wie auch die Naſen und die Ohren. Der Obertheil des Kopfes und der Rücken ſind mit einem röthlichten Haare bedekt; die Weichen, der Untertheil des Kopfes, die Kehle, der Bauch und das Innwendige der Schenkel ſind weiß. Unter den Nieren und in der Nachbarſchaft des Schwanzes findet ſich ein groſſer ſchwarzer Queerſtreif in Form eines halben Mondes.

Der Alagtage iſt kleiner, als ein Kaninchen, und hat einen kürzeren Leib; ſeine Ohren ſind lang, breit, kahl, dünne, durchſcheinend und mit ſehr ſichtbaren Blutgefäſſen durchſtreift. Der Oberkinnbacken iſt weit gröſſer, als der untere, aber ſtumpf, und an dem vordern Ende zimlich breit; um den Rachen her finden ſich groſſe Barthaare, die Zähne ſind wie bey den Ratzen; die Augen ſind groß, der Bogen und das Augenlied braun. Der Leib iſt nach vorne zu ſchmal und nach hinten überaus breit und beynahe rund. Der Schwanz iſt ſehr lang und nicht ſo dik, als ein kleiner Finger; er iſt über zwey Drittel ſeiner Länge mit kurzen und ſteifen Haaren bewachſen; auf dem lezten Drittheile ſind ſie länger, und noch weit länger, dichter und weicher nach dem Ende zu, wo ſie in eine Art von Büſchel ausgehen, der beym Anfange ſchwarz und an der Spitze weiß iſt. Die Vorderfüſſe ſind ungemein kurz, und haben fünf Zähen; die hinteren ſind ſehr lang, und haben nur viere, von denen drey vorwärts ſtehen, und die vierte einen Zoll weit von den andern entfernt iſt: alle ſind mit Nägeln verſehen, die auf den vordern kürzer, auf den hintern etwas länger ſind. Das Haar dieſes Thiers iſt weich und zimlich

lang,

lang, auf dem Rücken falb, und unter dem Bauche weiß.

Der Gerbo findet sich häufig in Circaßien, in Egypten in der Barbarey, in Arabien; und der Alagtaga in der Tartarey, an der Wolga und bis in Sibirien hinein.

Diese kleine Thiere halten gemeiniglich ihre Hände in ihrem Haare verstekt, daß man sagen sollte, sie hätten nur allein Hinterfüsse. Um von einem Ort zum andern zu kommen, setzen sie nicht Fuß vor Fuß vorwärts, sondern sie springen sehr behend und schnell, drey bis vier Schuh weit, und allemal aufrecht; wenn sie still sitzen, so sitzen sie auf ihren Knieen. Sie schlafen blos des Tages und niemals des Nachts, sie fressen Getraide und Gras. Von Naturelle sind sie zimlich sanftmüthig, und doch werden sie nur bis zu einem gewissen Grade zahm. Sie graben sich ein wie die Kaninchen, und brauchen lange nicht so viel Zeit dazu; gegen Ende des Sommers legen sie ein Magazin von Grase in ihren Höhlen an, und halten sich den Winter über darinn auf, wenn sie in kalten Ländern leben.

Das Israelitische Lamm ist ein Thier vom Berge Libanon, aber auch zugleich in Syrien und Phönizien nicht weniger häufig Es ist ein unschuldiges Thier, das keinem Leydes thut, und der Grösse und Figur nach einem gemeinen Kaninchen gleichet; auch sitzen seine Vorderzähne in eben derselben Ordnung nur ist es bräuner und hat kleinere Augen und einen spitzeren Kopf. Seine Vorderfüsse sind kurz und die hinteren lang, in gleichem Verhältniß, wie die Füsse des Jerboa oder Gerbo. Ob es sich gleich bisweilen in die Erde verkriecht, so sucht es doch gewöhnlich seine Zuflucht in Löchern und Ritzen von Felsen, welches den D. Shaw auf die Gedanken gebracht hat, daß man dieses Thier, und nicht den Gerbo für das Saphan in der heil. Schrift halten müsse. Kein Mensch aber hat ihm sagen können, warum man es Daman Israel nenne.

Der Tarser.

Tarser ist ein Name, den die Herren Büffon und Daubenton einem Thiere gegeben haben, dessen Hinterbeine ausnehmend lang sind, und dessen Knochen der Füsse, und vor allen diejenige, die den Obertheil der Fußwurzel (Tarse) ausmachen, von übermäßiger Grösse sind, beygelegt haben, weil sie weder seinen wahren Namen noch sein Vaterland von demienigen erfahren konnten, der ihnen das Thier gab.

Der Leib dieses Thiers ist nicht gröser, als der Leib eines Mülots, allein die Hinterbeine sind länger, als der Leib, der Hals und der Kopf zusamen genommen. Der Kopf, so viel man von einem aufgetrokneten Individuo urtheilen konnte, ist rund. Es hat eine kurze und dünne Schnautze; unmäßig grosse und beyeinander sitzende Augen, lange, gerade, nakte, und durchsichtige Ohren, wie die Ratzen. Der Schwanz ist überaus lang, und blos am Anfange und Ende behaart. An jedem Fusse sind fünf dünne und sehr lange Zähen; die an den Hinterfüssen sind eben so lang, als die an den vordern; die Nägel sind sehr klein, ans Ende der Zähen angeschmiegt, weißlicht von Farbe und spitzig, den Nagel am Daume des Hinterfusses ausgenommen, welcher breit ist; dieser Daum ist dik und weit abgesondert, wie der Daum einer Hand, aber doch eben so lang, als die andere Zähen.

Das Haar ist eine Art von Wolle, sechs bis sieben Linien lang, ungemein weich, dem gröstem Theil der Länge nach, von der Wurzel an von schwärzlicht grauer Farbe und hingegen an ihrer Spitze auf dem Rücken, dem Kreutze und dem Bauche von dunkelgrauer Farbe. Auf dem Kopf ist fast gar nichts falbes zu sehen. Dieser ist aschgrau, vornehmlich in der Gegend der Backen, wo das

lange Haar ist. Die Aschfarbe erscheint auch nebst der falben auf dem ganzen Leibe. Die Füsse sind kahl. Dieses Thierchen hat zwey und dreyßig Zähne, nemlich zween Schneide- und zween Hundszähne, und sechs Backenzähne an jeder Seite.

Der Phalanger.

Herr Daubenton hat einem Thiere, das er unter dem Namen einer Surinamischen Ratze bekommen, den Namen Phalanger gegeben, weil es an einigen Gliedern der Zähen ein sehr seltsames und ihm allein eigenes Abzeichen hat. Dieser Phalanger ist beynahe so groß, als ein Surmulot. Die erste und lezte Zähen an den Hinterfüssen sind unter der Haut fast gänzlich mit einander verbunden; und blos mit ihren lezten Gliedern von einander getrennt. Es unterscheidet sich wenig von dem Sarige, der Marmose und dem Cayopollin, in Ansehung der Bildung seines Schwanzes, und des Daums an den Hinterfüssen, und es hat eine grosse Aehnlichkeit mit der Marmose, vermittelst einer Queerfalte, die die Haut unter dem Bauche macht; allein es hat eine längere Schnautze als der Sarige, eine nicht so platte Scheitel und weit kürzere Ohren, welche fast gänzlich unter dem Haare verstekt sind, das sie von aussen und innen bekleidet; die vier Füsse sind verhältnismäßig dicker, als bey dem Sarige; die Klauen sind grösser und gehen weit über den Knollen heraus, womit sich die Zähen endigen; der Daum an den Hinterfüssen hat keinen Nagel, er steht nicht allein weit von den Zähen ab, sondern scheint nach hinten übergebogen zu seyn, und neben der Ferse zu sitzen, welches die Sohle des Fusses überaus breit macht. Die beyden ersten Zähen sind klein in Vergleichung mit dem Daume und den beyden lezten; sie sind auch kürzer und scheinen nur aus einem Gliede zu bestehen, denn sie sind beym Anfange des Glieds, worauf der Nagel sizt, und welches das dritte ist, mit einander verbunden; aber unter der Haut fühlet man jede dieser beyden Zähen, die von aussen, so weit ihre beyden ersten Glieder gehen, nur eine einzige Zähe ausmachen. Der Schwanz ist ungefehr auf ein Viertel seiner Länge vom Anfange an behaart; das folgende Viertel hat nur Haar auf der Oberseite, die untere ist kahl, wie der ganze übrige Schwanz; die Unterseite des lezten Viertels ist beynahe glatt, sie enthält blos kleine Falten, und gleicht der Haut in der flachen Hand; auch ist der Schwanz niederwärts gekrümmt, welches glaublich macht, daß das Thier sich desselben wie einer Hand bediene, um sich aufzuhängen und allerhand Körper damit zu fassen: alles übrige von dem kahlen Theile des Schwanzes ist hökericht und hat grosse querlaufende Runzeln.

Oben hat das Thier eine Mengfarbe, und ist röthlicht, blaß, aschgrau, und gelblicht; von dem Hinterkopfe läuft ein schwärzlichter drey Linien breiter Streif bis ans Ende der Lenden. Unten ist es von vermischter Farbe, schmuzigweiß und gelblicht; das unbehaarte Stük des Schwanzes ist zum Theil braun, zum Theil gelblicht.

Der Surikate.

Der Surikate, welcher sich in Surinam und andern Ländern des südlichen Amerika findet, ist ein artiges und sehr munteres Thier, überaus hurtig in allen seinen Bewegungen; es gehet bisweilen aufrecht, und sizt öfters mit dem Leib ganz gerade, die Vorderbeine vor sich niederhängend, den Kopf hoch und in beständigem Drehen von einer Seite zur andern. Es ist nicht so groß als ein Kaninchen, und kommt, sowohl der Taille als dem Haare nach, der Manguste zimlich nahe; es hat blos einen dickern Wanst und einen nicht so langen Schwanz. Allein vermittelst der Schnautze, deren Obertheil vorstehend und aufgeworfen ist, kommt es keinem Thier näher, als dem Coati. Es hat auch, wie die Hyäne sonst ganz allein, an jedem Fusse vier Zähen.

Das, welches die Herrn Büffon und Daubenton zu ihrem Gegenstand hatten, wurde, weil es sehr jung war anfangs mit Milch erhalten, allein sein Geschmak am Fleische gab sich bald zu erkennen. Es fraß rohes Fleisch mit Gierigkeit und vor allem Hühnerfleisch. Es suchte auch junge Thiere zu überraschen; und machte sich an ein kleines Kaninchen. Nach Fischen und noch mehr nach Eyern war es sehr begierig. Man hat diesen Surikate Eyer aus dem Wasser, worein man sie zu kochen gelegt hatte, mit seinen Pfoten heraus holen gesehen. Obst wollte er nicht und fraß auch kein Brod, wenn man es nicht gekäuet hatte. Seiner Vorderpfoten bediente er sich wie das Eichhörnchen. Im Trinken lekte er, wie ein Hund, und trank kein Wasser, wenn es nicht laulicht war. Sein Urin war sein gewöhnliches Getränke, obgleich der Geruch davon sehr heftig war. Er spielte mit den Katzen, und es kam nie mit ihnen zum Beissen; er fügte den Kindern nicht das geringste Leid zu, und bieß keinen Menschen, als den Herrn des Hauses, der ihm einmal zuwider war. Man sahe nicht, daß er mit seinen Zähnen etwas benagte, aber seine Klauen gebrauchte er oft zum Zerkratzen. Er war so zahm geworden, daß er seinen Namen verstund; er lief im Hauß herum und kam wieder, so bald man ihn rief. Er hatte zweyerley Stimmen: er belferte wie ein junger Hund, wann er nicht länger allein seyn wollte, oder wenn er ausserordentlichen Lärmen hörte, wann ihn aber ein Vergnügen anwandelte, so gab er einen eben so scharfen Laut von sich, als eine kleine Klapper, die mit Heftigkeit umgedrehet wird.

Die Manguste.

Die Manguste (Ichneumon oder Pharaoratze) ist in Egypten ein Hausthier wie die Katze in Europa. Aber ihr Geschmak am Raube ist noch lebhafter und ihr Instinkt erstrekt sich weiter, als bey der Katze. Sie fängt nicht nur Ratzen und Mäuse; sie macht Jagd ohne Unterschied auf Vögel, vierfüßige Thiere, Schlangen, Eidechsen und Insekten, und jede thierische Substanz ist Nahrung für sie; ihr Muth ist eben so groß, als die Heftigkeit ihres Appetits; sie entsezt sich so wenig vor dem Grimm der Hunde, als vor der Giftigkeit der Katzen, und fürchtet sich nicht einmal für dem Biß der Schlangen; sie verfolgt diese aufs hizigste, pakt sie an und tödtet sie, sie mögen so giftig seyn, als sie wollen; und wenn sie anfängt die Würkung ihres Giftes zu merken, so

sucht sie Gegengift, und vornemlich eine Wurzel, die die Indianer nach ihrem Namen genannt haben. Sie frißt die Eyer des Krokodils, wie auch die von Hühnern und Vögeln; sie tödtet und verzehret auch kleine Krokodile, ungeachtet diese, kurz nachdem sie aus dem Ey kommen, eine nicht geringe Stärke haben. Man hat ihr auch angedichtet, daß sie dem Krokodil, wenn er schliefe in den Leib kröche, und sich durch sein Eingeweid wieder heraus fräße.

Es gibt Mangusten von verschiedener Grösse und Haaren, worüber man sich bey Thieren die öfters im Hauß erzogen werden nicht wundern darf. Es scheinet bloß, daß die Mangusten in Egypten, wo sie, so zu reden, Haußthiere geworden, gröffer sind, als in Indien, wo sie wild leben.

Die Manguste hält sich gern an den Ufern der Gewässer auf. Bey Ueberschwemmungen zieht sie sich nach erhabenen Plätzen zurük und kommt öfters den bewohnten Gegenden nahe, um da ihre Beute zu suchen, sie gehet ohne alles Geräusch, und richtet ihren Gang nach den Umständen ein. Bisweilen trägt sie den Kopf hoch, und hebt sich auf ihren Beinen in die Höhe; ein andersmal scheint sie zu kriechen und sich wie eine Schlange zu verlängern, oft sezt sie sich auf ihre Hinterfüsse und noch öfter, schießt sie wie ein Pfeil nach dem Raube. Sie hat lebhafte Augen voller Feuer, eine feine Gesichtsbildung, einen überaus geschmeidigen Leib, kurze Beine, einen dicken und sehr langen Schwanz, ein sprödes und nicht selten gesträubtes Haar. Männchen und Weibchen haben beyde eine Oefnung, nemlich eine Art von Beutel, in dem eine starkriechende Feuchtigkeit durchseigert; man sagt die Manguste öfne diesen Beutel, um sich abzukühlen. Ihre allzuspitze Schnautze und ihr enges Maul verhindert sie, etwas grosse Sachen zu fassen, und mit ihren Zähnen darauf zu beissen, aber sie weiß diesen Mangel durch Behendigkeit und Muth zu ersetzen. Sie erwürgt eine Katze, die doch grösser und stärker ist, ohne Umstände, und hält selbst die grösten Hunde im Respekt.

Dieses Thier wächst schnell und lebt nicht lange. Es findet sich in grosser Menge in dem ganzen südlichen Asien, von Egypten an bis nach Java, und wie es scheint, so wird es auch in Afrika bis an das Vorgebürge der guten Hofnung angetroffen. Der Wind ist ihm zuwider und die Kälte tödtlich. Um beyden zu entgehen und seine Wärme zu behalten, legt es sich rund zusamen und verstekt den Kopf zwischen den Schenkeln. Es hat eine schwache sanfte Stimme, eine Art von Gemurmel, und nur dann, wann man es schlägt oder böse macht, wird sein Geschrey durchdringend helle. Die Manguste wurde von den alten Egyptiern verehret, und ohne sie würde in der That die Vermehrung der Krokodile für Egypten höchst fürchterlich seyn. Denn diese Thiere legen eine ungeheure Menge Eyer, die aber die Manguste sogar unter dem Sand zu finden weiß.

Herr Daubenton sagt von ihrer Gestalt: die Manguste ist beynahe so groß, als der Buchmarder, und kommt diesem Thiere auch in der Bildung sehr nahe; sie hat eine platte Scheitel, eine spitze Schnautze, einen kleinen Kopf, kurze und runde Ohren, einen kurzen Hals, der mit dem Kopfe fast von gleicher Dicke ist, einen länglichten Leib, kurze Beine und einen langen Schwanz, der aber am Ende nicht so haaricht ist, als der Schwanz des Buch- oder Haußmarders.

Das Haar ist bald weißlicht, bald schwärzlicht. Diese Farben folgen nach der Länge der Haare drey, vier- bis fünfmal auf einander; das Schwärzlichte ist ein wenig dunkel, und an dem Haare der Kehle, der Brust und der Beine findet sich eine röthlichte Schattirung. Das Haar vorne an der Schnautze, am Faustgelenke und an den Füssen ist ungemein kurz und von gemischter und röthlichter Farbe. Die längsten Haare sind gegen drithalb Zoll lang; zwischen diesen steifen Haaren findet sich ein kürzeres Wollhaar, das von Farbe röthlicht ist. Oben ist schon erinnert worden, daß die Farben nicht bey allen völlig überein seyen.

Die Zähne, die Zähen, und die Nägel kommen in der Anzahl, Lage und Bildung mit des Buchmarders überein, nur sind die beyden äussern Schneidezähne des Oberkinnbackens bey der Manguste verhältnißmäßig kleiner.

Der Raton.

Der Raton, dem verschiedene Schriftsteller den Namen Coati beygeleget haben, dem aber Büffon lieber den gelassen hat, den er in England bekommt, hat die Grösse und Bildung eines kleinen Dachses. Er hat einen kurzen und dicken Körper, ein weiches langes, dichtes, an der Spitze schwärzlichtes und unterwärts graues Haar, einen Kopf wie der Fuchs, aber runde und viel kürzere Ohren, grosse und gelblicht grüne Augen, einen schwarzen Queerstreifen über denselben, eine lange spitzige Schnauze, eine etwas aufgeworfene Nase, die Oberlefze weiter, als die untere, hervorliegend, und Zähne, wie der Hund. Sein Schwanz ist dicht behaaret, wenigstens so lang, als der Leib, und in seiner ganzen Länge, wechselsweise mit schwarzen und weissen Ringen gezeichnet. Er hat viel kürzere Vorder- als Hinterbeine, und an allen Füssen fünf Zähen, die mit harten und spitzigen Klauen bewafnet sind. Die Hinterfüsse ruhen weit genug auf dem Strahle, damit das Thier sich aufrichten, und den Leib in einer vorwarts gebogenen Stellung erhalten kan. Er bedienet sich der Vorderfüsse, um etwas zu dem Maule zu bringen. Da aber seine Zähen sehr wenig biegsam sind, so muß er beyde Hände zugleich gebrauchen, und sie gegen einander stämmen, um dasjenige anzugreifen, was er bekommt. Er ist sehr behende, ohngeachtet er dik und volleibicht ist. Seine Klauen, die so scharf als Nadeln sind, machen, daß er leicht auf alle Bäume klimmet. Er klettert sehr schnell an dem Stamme bis in den Wipfel hinauf, und läuft bis an das Ende der Zweige. Er geht allezeit in Sprüngen, und schaukelt vielmehr, als er gienge. Seine Bewegungen aber, ob sie gleich seitwärts geschehen, sind hurtig und leicht.

Der Raton gehöret in den mittägigen Ländern von Amerika zu Hause. Man findet ihn nicht in der alten Welt. In dem heissen Striche von Amerika hingegen ist er sehr gemein, besonders auf Jamaika, wo er seinen Aufenthalt auf den Gebürgen hat, und nur herab kommt, um Zuckerrohr zu fressen. Man findet dieses Thier weder in Canada, noch in den übrigen nordlichen Theilen dieses festen Landes. Indessen scheuet es die Kälte nicht ausserordentlich. Herr Klein hat eines zu Danzig auferzogen, und das, welches Herr von Büffon beschrieben, hat einmal eine ganze Nacht zugebracht, da ihm die Füsse im Eise feste waren, ohne daß es sich deswegen übel befunden hätte.

Es weichte alles, was es essen wollte in Wasser ein. Wenn es nicht allzu hungrig war, warf es sein Brod in ein Gefässe mit Wasser, und holte es nicht eher wieder heraus, als bis es sahe, daß es durchweicht war; war aber der Hunger groß, so fraß es auch trockene Speisen, und alles, was man ihm vorhielt. Es kroch alle Winkel durch, und fraß alles, beydes gekochtes und rohes Fleisch, Fische, Eyer, lebendiges Geflügel, Korn, Wurzeln ꝛc. auch sogar alle Arten von Ungeziefer. Es hatte seine Lust daran, Spinnen zu suchen, und wenn es im Garten in seiner Freyheit war, so haschte es Schnecken, Käfer und Würmer. Zucker, Milch und alle süsse Nahrungsmittel liebte es über alles, das Obst ausgenommen, dem es Fleisch, und besonders Fische vorzog. Es suchte einen entfernten Abtritt, sich zu erleichtern, war übrigens zuthuend, und sogar liebkosend, sprang an diejenigen, denen es gut war, spielte gerne und zimlich artig, war zierlich, behende, und allezeit in Bewegung, und schien viel von dem Naturelle der Maki, und etwas von den Eigenschaften des Hundes an sich zu haben.

Der Coati.

Diesem Thiere haben viele Schriftsteller den Namen Coati Mondi gegeben. Es ist aber wahrscheinlich, daß der Coati Mondi kein Thier von einer andern Gattung, sondern bloß eine Abart von dieser seye, die man schlechthin Coati nennet. Markgraf sagt ausdrüklich, nachdem er den Coati, von dem hier die Rede ist, beschrieben, daß es noch andere von einer schwärzlichtbraunen Farbe gebe, die man in Brasilien zum Unterschiede Coati Mondi nenne.

Der Coati ist von dem Raton sehr unterschieden. Er hat eine kleinere Taille, einen längern Leib und, einen längern Kopf und längere Schnauze, an der der obere Kinnbacken sich in eine Art von beweglichem Rüssel endiget, der auf einen oder anderthalb Zoll über das Ende des unteren Kinnbackens hervorgeht. Dieser Rüssel, der nach oben aufgeworfen, und ein Ansaz zu der grossen Verlängerung der Kinnbacken ist, macht, daß die Schnautze gekrümmt und in die Höhe gebogen, anzusehen ist. Der Coati hat auch viel kleinere Augen als der Raton, noch kürzere Ohren, nicht so langes, steiferes und nicht so schlichtes Haar, kürzere Beine, längere und mehr auf dem Strahl ruhende Füsse; aber wie der Raton, einen Schwanz mit Ringen, und an allen Pfoten fünf Zähen. Einige sind in den Gedanken, daß der Schweindachs wohl der Coati seyn könnte, und man hat dieses Thier mit dem Taxus suillus verglichen, von dem Aldrovand die Abbildung gegeben; aber man wird sich erinnern, was von dem Schweindachse an seinem Ort gesagt worden, und die Abbildung stellt nichts weiter vor, als einen Dachs, dem man einen Schweinrüssel gemacht hat. Der Coati besizt, wie der Bär, die Geschiklichkeit, sich ohne Mühe auf den Hinterfüssen aufrecht zu halten. Diese schleppen sehr weit auf dem Strahle, und dieser endigt sich in dicken Schwielen, die ihn nach aussen zu verlängern, und die Lage des Fusses in der Länge zu vergrössern scheinen.

Der Coati hat die Gewohnheit, daß er seinen Schwanz befrißt, der sonst länger ist, als sein Leib. Er hält ihn gewöhnlich in die Höhe, schmiegt ihn nach allen Seiten, und führt ihn ohne Mühe herum. Die Affen, Makis und andere Thiere mit langen Schwänzen, benagen übrigens auch das Ende ihres Schwanzes, fressen das Fleisch und die Wirbelknochen davon, und machen ihn nach gerade ein Viertheil oder Drittheil kürzer. Es scheint also in diesem dünnen und entfernten Theil die Empfindung sehr schwach zu seyn, weil der Schmerz den Appetit sonst überwiegen würde. Uebrigens ist der Coati ein Raubthier, das sich von Fleisch und Blute nährt, kleine Thiere und Federvieh erwürgt, Eyer frißt, und die Vogelnester aufsucht, und diese Uebereinstimmung im Naturelle ist wohl wahrscheinlich eher als die äussere Aehnlichkeit mit dem Marder Ursache gewesen, warum man den Coati als eine Gattung eines kleinen Fuchses angesehen hat.

Dieses Thier findet sich sowohl im südlichen, als nördlichen Amerika. Es ist wegen seiner ausnehmenden Halsstarrigkeit merkwürdig, indem es nichts thut, wozu man es zwingen will. Das, welches Herr Linnäus besaß, widersezte sich, (ob es gleich ein kleines Thier ist) mit einer ausserordentlichen Stärke, wenn man es wider seinen Willen zum Gehen zwingen wollte, und klammerte sich an die Beine solcher Personen, denen es zugleich auf eine vertrauliche Art die Taschen plünderte, und alles, was es darinnen nach seinem Geschmak fand, wegnahm. Diese Halsstarrigkeit aber läßt sich leicht vertreiben. Der Coati fürchtet sich im höchsten Grade für Schweinsborsten. Die kleinste Bürste kan ihn dazu bringen, daß er fahren läßt, was er anpakt. Er schlief von Mitternacht bis an den Mittag, wachte den ganzen übrigen Tag, und lief ordentlicher Weise von sechs Uhr Abends bis zu Mitternacht herum, das Wetter mochte seyn wie es wollte.

Der Coati rollet sich, theils um zu ruhen, theils sich zu wärmen.

Die

Mus alpinus. Marmota
Murmelthier.

Sciurus Getulus
Barbaresque.

Glis Aldr.
der Siebenschläfer.

Mus Indicus

Ichneumon s. lutra
Ægypti.
der Mangouste.

Mus Muscatulus

Die Haare des einen Katons, den Herr Daubenton sahe, hatten braune, schwärzlichte, graue, gelblichte, röthlichte und überhaupt verschiedene Schattierungen. Der Schwanz hatte schmale Ringe deren Farbe grau und gelblicht gemengt war, und sehr breite von schwärzlichter Farbe. Die längsten Haare waren auf dem Rücken anzutreffen, und hatten ungefehr einen Zoll in der Länge. Ein anderer grösserer Coati, der von der Spitze der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes ungefehr zween Fuß lang war hatte die Stirne, die Schläfe, den Raum von den Augen bis an die Winkel des Mundes, den untern Theil des Vorderkegels und die Füsse schwarz oder schwärzlicht und in einiger Entfernung von dem hintern Winkel des Auges fand sich ein weisser Flecken. Die Spitze der Schnautze, die Lefzen und die Kehle waren weißlicht. Die Farbe des ganzen übrigen Leibes war eine Mischung von Braun und Falbem. Diese verschiedene Schattirungen bildeten auf dem Schwanze kaum merkliche schmale Ringe. Das Haar dieses Thiers war spröde und länger als an dem ersten. Die Schnautze hatte keine so stärke Verlängerung, war an ihrem Ende kleiner, und ihre Richtung war ganz gerade.

Der Bieber.

Unter allen gesellschaftlichen Thieren, sagt Herr Bonnet, kommt der menschlichen Einsicht keines so nahe, als der Bieber. Man erstaunt beym Anblicke eines Biebergebäudes, und man sollte beynahe die Geschichte der Bieber für die Geschichte einer Art von Menschen halten. Man weiß nicht ob man in ihren Arbeiten mehr die Grösse und die Festigkeit, oder die ausserordentliche Kunst, nebst dem Geschmacke, bewundern soll, die überall in der Ausführung hervorleuchten. Eine Gesellschaft von Biebern ist gleichsam eine Schule von Ingenieurs, die wohlüberlegte Plane machen, sie in Ordnung bringen oder nach Befinden abändern, und mit vieler Standhaftigkeit und Genauigkeit ausführen; die alle von einerley Triebe beseelet, Willen und Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke, zur Wohlfarth der ganzen Gesellschaft endigen — Ein Reisender, der von ihnen nichts wüßte, und ihre Wohnungen anträfe, würde glauben, unter eine Nation sehr geschikter Wilden gekommen zu seyn.

Der Bieber gleicht der Wasserratze in der Figur des Kopfes, die Ohren ausgenommen, welche im Verhältnisse kürzer sind. Das Stirnblatt schien dem Herrn Daubenton runder, und das Obertheil des Kopfes platter, als bey jener zu seyn. Die Schnautze ist kurz. Das Haar auf dem Kopfe ist so strupvicht, daß es die eigentliche Bildung desselben verstekt, und zum Theil die Augen bedekt, die bey ihm viel kleiner, als bey der Wasserratze sind. Der Hals ist kurz, und er scheint eben so dik, als der Kopf. Der Körper ist im Verhältnisse länger, als der von dem Murmelthiere, aber eben so dick, insonderheit am Hintertheile. Die Beine sind sehr kurz, besonders die vorderen, deren Füsse ein wenig einwärts gekehret sind. Die Hinterfüsse sind dieses weit mehr, so daß man sie fast gar nicht sieht, wenn der Bieber fortgeht. Die Vorderfüsse als die kleinsten, haben jeder fünf Zähen, welche das Thier im Gehen weit auseinander breitet, und die mit schmalen und theils spitzigen Klauen versehen sind. Die Hinterfüsse haben eben so viel Zähen, die aber weit länger sind, zwischen ihnen befindet sich eine starke Haut. Die zweyte Zähe hat zwo Klauen, deren eine theils oben über der andern, theils auf der Seite von ihr liegt.

Der Schwanz ist sehr breit, und theils behaart, theils schuppicht Der Anfang des Stumpfes von dem Schwanze, den Herr Daubenton vor sich hatte, war drey Zoll herauf vom Hinteren behaart. Dieser Theil war ungefehr dritthalb Zolle breit und 1 ½ dick. Das übrige hatte eine fast eyförmige Figur, doch gieng es in eine Spitze aus. Dieser zweyte Theil war acht Zoll lang, drey Zoll, acht

Linien in der Mitte breit, und ungefehr acht Linien dick. Er war auf der obern, der untern Fläche und den Seiten mit Schuppen bedekt. Die grösten waren drey und eine halbe Linie breit. Die obern waren ein wenig rund und erhaben, die so unten sassen, waren ein wenig hohl. Diß Thier trägt immer den Schwanz horizontal ausgestrekt. Er ist nur wenig biegsam, doch schlägt es die Erde damit so stark, daß man den Schall davon weit höret. Es schlägt auch damit auf das Wasser, und im Schwimmen dient er ihm zum Ruder, das er bald niedrig führet, bald schräg nach der Breite drehet.

Der Gang des Biebers ist schwehrfällig und gezwungen, weil seine Hinterbeine mehr zum Schwimmen, als zum Gehen gebildet sind. Da sie länger sind, als die Vorbeine, und sich in einen grossen Fuß enden, so scheint das Thier mit denselben weit grössere Schritte, als mit den vordern zu machen. Und in der That muß es mit denselben grössere Bewegungen machen, welche das Kreuz wechselsweise auf die rechte und auf die linke Seite werfen, wie die Enten watscheln. Dennoch gehet es zimlich geschwinde, doch nicht der Mühe gemäß, fort, die es anwenden muß.

Wenn der Bieber stille sizt, legt er den Rücken ganz rund, und das Kreuz so sehr niederwärts, daß der Hintertheil des Leibes auf der Erde ruht. Diese Stütze, die er sich macht, und die Hinterfüsse, welche der ganzen Länge nach auf der Erde ruhen, geben ihm eine sehr bequeme Stellung um den Vordertheil des Körpers so wie die Eichhörnchen und Ratzen, zu heben. In dieser Lage bedient er sich der Vorderfüsse, um zu betasten, zu fassen, und zum Maul zu führen, und sich gegen aufwärts stehende Flächen zu lehnen. Wenn er aufgerichtet ist, ohne eine Stütze zu haben, ist der Rücken sehr krumm, und der Kopf sehr niedrig.

Die Bieber fangen im Monat Junius oder Julius an, sich in eine Gesellschaft zu versammeln, die bald zu einem Haufen von zwey oder dreyhundert anwächst. Der Versammlungs-Ort ist gewöhnlich der Ort, wo sie sich niederlassen, und dieser ist allemal am Rande eines Gewässers. Wenn es ein Wasser ist, das sich in einerley Höhe erhält, wie eine See, so bauen sie keinen Damm. Aber in strömendem Wasser, das bald höher bald niedriger wird, an Bächen, Flüssen, erbauen sie bald einen Damm, und durch diese Sperrung des Wassers, machen sie eine Art von Teich, oder stehendem Wasser, das sich immer in einerley Höhe erhält. Der Damm gehet queer durch den Fluß, wie eine Schleuse von einem Ufer bis zum andern. Er hat oft achzig oder hundert Fuß Länge, und am Grunde eine Dicke von zehen bis zwölf Fuß. Die Festigkeit, die dieser Bau hat, sezt noch mehr, als seine Grösse, in Erstaunen. Der Ort des Flusses, wo sie ihn aufführen, ist gewöhnlich nicht sonderlich tief. Wenn sich am Ufer ein grosser Baum findet, der in das Wasser fallen kan, machen sie den Anfang damit, ihn zu fällen, um die Grundlage ihres Baues davon zu machen, wenn er auch oft dicker ist, als ein Mensch im Leibe, so sägen sie ihn, benagen ihn an dem Fusse, und ohne ein anderes Werkzeug als ihre vier Schneidezähne, schneiden sie ihn in wenig Zeit ab, und machen daß er queer über den Fluß fällt. Alsdenn schneiden sie die Aeste ab, um ihn horizontal und gleich zu legen. Diese Arbeiten geschehen vereint. Indem viele Bieber dieses thun, laufen andere an den Ufern des Flusses umher, und schneiden kleinere Bäume ab. Sie theilen sie in Stücke, und sägen sie in einer gewissen Höhe ab, um Pfähle davon zu machen. Diese schleppen sie sogleich bis zum Ufer des Flusses, und alsdenn durch das Wasser, bis zu dem Orte, wo sie bauen. Sie machen davon ein enges Pfahlwerk, welches sie noch mehr bevestigen, indem sie Aeste zwischen die Pfähle einflechten. Um diese Pfähle aufzurichten, müssen sie das dickere Ende mit den Zähnen gegen das Ufer, oder gegen den über den Fluß gestrekten Baum stämmen. Andere müssen zugleich unter das Wasser tauchen, um da mit den Vorderfüssen ein Loch zu graben, in welches sie die Spitze des Pfahls bringen. Andere suchen Erde, welche sie mit den Füssen kneten, und mit dem Schwanze schlagen. Sie bringen diese mit dem Maule und den Vorderfüssen in so grosser Menge fort, daß sie damit alle Zwischenräume ihres Pfahlwerks ausfüllen. Dieses bestehet aus verschiedenen Reihen Pfählen, die an Höhe alle gleich, und einer gegen den andern überein gesenkt sind. Die Pfähle stehen gegen den Strom zu senkrecht. Dagegen ist das ganze Werk abhängend auf der Seite, wo gegen den Drang des Wassers gestüzt werden muß,

so,

so, daß der Damm, der am Grunde zehen bis zwölf Fuß Dicke hat, oben nicht mehr als zween oder drey Fuß behält. Oben auf dem Damme machen sie drey abhängende Oefnungen, welche so viel Ausflüsse der Oberfläche des Wassers abgeben, welche sie grösser oder kleiner machen, je nachdem der Fuß höher oder niedriger wird. Und wenn durch Ueberschwemmungen Brüche entstehen, so bessern sie dieselben aus, so bald das Gewässer gefallen ist.

Diese grosse Arbeit wird in der Absicht unternommen, um ihre Wohnungen desto bequemer zu machen. Diese sind Hütten oder vielmehr Arten von Häuschen, die ins Wasser auf ein ausgefülltes Pfahlwerk, ganz nahe an dem Rande des Sees mit zween Ausgängen gebauet sind, einem, um ans Land zu gehen, und dem andern, um sich ins Wasser zu werfen. Die Figur dieses Gebäudes ist fast immer oval oder rund. Es gibt grössere und kleinere, von vier bis auf zehen Fuß im Durchmesser. Einige darunter haben zwey, ja gar drey Stokwerke. Die Mauren sind bis an zween Fuß dick, und senkrecht auf das ausgefüllte Pfahlwerk gebauet, welches zugleich den Grund und den Fußboden des Hauses abgibt. Wenn dasselbe nur ein Stokwerk hat, erheben sich die Mauern nur einige Fuß hoch senkrecht, und bilden sich darüber in ein gedruktes Gewölbe, welches ihnen zum Dache dienet. Es ist fest gemauert, und inn- und auswendig sehr reinlich überkleidet. Dem Regenwasser ist es undurchdringlich, und widersteht den heftigsten Windstössen. Die Wände sind mit einer Art von Tünche überworfen, der so reinlich angelegt ist, als ob er von Menschenhänden bearbeitet wäre. Ihr Schwanz dient ihnen zu einer Mauerkelle, um diesen Mörtel anzulegen. Sie wenden Holz, Steine, und sandichte Erde zu diesem Baue an. Das Holz, das sie brauchen, ist fast alles leicht und zart, Erlen, Pappeln, Weiden, welche am liebsten an dem Wasser wachsen, und sich leichter schälen, schneiden und fortschleppen lassen. Wenn sie sich an einen Baum machen, gehen sie nicht wieder davon, ehe er gefällt, getheilet und fortgeschleppt ist. Sie schneiden ihn allemal einen oder anderthalb Fuß über der Erden ab. Sie arbeiten sitzend und nagen beständig die Rinde und das Holz, deren Geschmak ihnen angenehm ist. Denn sie ziehen die Rinde und das zarte Holz dem mehresten gewöhnlichen Futter vor. Sie sammeln davon einen grossen Vorrath, um sich den Winter durch zu nähren. Das trockene Holz lieben sie nicht. In dem Wasser und nahe bey ihrer Wohnung legen sie ihren Vorrath auf. Jede Hütte hat den seinigen in gehörigem Verhältniß zu der Zahl ihrer Bewohner, und sie berauben nie ihre Nachbarn. Man hat, so zu sagen, Dörfer von zwanzig bis fünf und zwanzig Hütten angetroffen, wiewohl so grosse Colonien selten sind. Sie leiden nicht, daß Fremde sich in ihrem Bezirke niederlassen. Die kleinsten Hütten enthalten zwey, vier bis sechse, die grösten achtzehn, zwanzig und sogar, wie man sagt, auf dreyßig, wo die Anzahl der Männchen und Weibchen fast immer gleich ist. So zahlreich auch die Gesellschaft ist, so bleibt der Friede doch ungestört bey ihnen. Als Freunde unter sich, wissen sie, wenn sie ja Feinde von aussen haben, sie zu vermeiden. Sie warnen einander durch einen Schlag mit dem Schwanze auf das Wasser. Ein jeder nimmt seine Entschliessung, entweder in den See zu tauchen, oder sich in ihren Mauern zu verbergen, die nichts, als das Feuer des Himmels, oder das Eisen des Menschen zu fürchten haben. Dieser Aufenthalt ist nicht nur sicher, sondern auch sehr reinlich und bequem. Der Fußboden ist mit allerley Grünigkeiten überstreut. Aeste von Buchsbaum und von Tannen dienen ihnen zur Unterlage, auf welche sie niemals einigen Auswurf fallen lassen oder dulden. Das Fenster gegen das Wasser zu dient ihnen als ein Balcon, um dort frische Luft zu schöpfen, und sich den grösten Theil des Tages über zu baden. Sie halten sich dort aufrecht, richten den Kopf und die Vordertheile des Körpers in die Höhe, und senken den hinten Theil ins Wasser. Die Oefnung dieses Fensters ist hoch genug, daß sie das Eis nimmer verschliessen kan, welches zuweilen zwey bis drey Fuß dick wird. Alsdenn machen sie den Platz vor demselben abhängig, schneiden die Pfähle, auf denen derselbe ruht, schräge ab, und machen sich einen Ausgang unter dem Eise ins Wasser. Es scheint sie können dieses Elementes nicht entbehren. Sie gehen zuweilen sehr weit unter dem Eise fort, und alsdenn fängt man sie sehr leicht; indem man von einer Seite ihre Hütte angreift, und sie zugleich bey einem Loche erwartet, das man in einiger Entfernung davon ins Eis hauet, wo sie hinkommen müssen, um Luft zu schöpfen. Das Fleisch der vordern Thei-

le bis an die Nieren hat die Beschaffenheit, den Geschmak und die Festigkeit vom Fleische der Landthiere, das von den Schenkeln und dem Schwanze hat den Geruch, Geschmak und alle Eigenschaften des Fisches, und wenn man die Schuppen des Schwanzes mit einem Messer wegschabet, so sieht man, wie bey allen Fischen, noch ihre Spuren auf der Haut.

Die Bieber versammeln sich im Anfange des Sommers. Den Julius und August bringen sie mit bauen hin. Ihren Vorrath von Rinde und Holz sammeln sie im September, alsdenn geniessen sie die häuslichen Vergnügungen. Diß ist ihre Ruhezeit, und die Zeit der Liebe für sie. Ein jedes Paar verbindet sich nicht von ungefehr, nicht durch einen blossen Zwang der Natur, sondern durch Wahl, und sie suchen sich nach einer gewissen Neigung aus. Sie bringen den Herbst und Winter mit einander zu, und verlassen einander nicht gerne. Sie gehen nur aus ihren Wohnungen heraus, nüzliche und angenehme Spatziergänge zu machen, und bringen frische Rinden davon zurük. Die Weibchen sollen vier Monate trächtig seyn. Sie werfen gegen das Ende des Winters, und gewöhnlich zwey oder drey Junge. Die Männchen verlassen sie ungefehr um diese Zeit, und gehen in das Feld, um die Annehmlichkeiten und die Früchte des Frühlings zu geniessen. Sie kommen von Zeit zu Zeit zur Hütte zurük, doch ohne einen dauerhaften Aufenthalt da zu nehmen. Die Mütter bleiben dort und beschäftigen sich mit dem Säugen, der Auferziehung und der Sorge für ihre Junge, welche ihnen in wenigen Monaten schon folgeu können. Denn gehen auch sie umher, erholen sich an der frischen Luft, suchen Fische, Krebse, neue Rinden, und bringen also den Sommer auf dem Wasser oder in den Wäldern zu. Sie versammeln sich erst gegen den Herbst wieder, woferne nicht etwan Ueberschwemmungen ihre Dämme umgerissen, und ihre Hütten zerstöret haben. Denn in diesem Falle vereinigen sie sich bey Zeiten, um die Brüche wieder auszubessern.

Die Jäger suchen sie insonderheit im Winter auf, weil ihr Pelz zu keiner andern Zeit vollkommen gut ist, und wenn sie ihre Pflanzstätte zerstört und eine zu grosse Anzahl gefangen haben, so stellt sich die nun zu schwache Gesellschaft nicht wieder her; sie zerstreuet sich, wird flüchtig, ihr durch die Furcht unterdrüktes Genie entdekt sich nicht weiter. Sie graben sich selbst und ihr ganzes Talent in eine Erdhöle ein, oder führen ein furchtsames Leben, beschäftigen sich nur mit den dringendsten Bedürfnissen, und verliehren unwiederbringlich die gesellschaftlichen Eigenschaften, die man an ihnen bewundert.

So bewundrungswürdig aber diese erzählte Dinge sind, die alle durch Augenzeugen bestätigt worden, so hat man nicht genug daran gehabt, sondern hat sie noch mit Fabeln vermehrt. Man hat versichert, daß sie allgemeine Begriffe von einer Polizey und Regierung hätten, daß, wenn einmal ihre Gesellschaft in Ordnung gebracht seye, sie Reisende und Fremde zu Sklaven machten, die ihnen Erde tragen und Holz fortschleppen müßten; daß sie auf die Art mit den Trägen unter ihnen verführen, die nicht arbeiten wollten, und mit den Alten, die es nicht könnten; daß sie dieselben auf den Rücken kehrten, und sie als ein Fuhrwerk brauchten, die Materialien fortzubringen; daß diese Republikaner sich allezeit in ungleicher Zahl versammelten, damit in ihren Rathsversammlungen immer eine entscheidende Stimme wäre; daß ihre ganze Gesellschaft ihren Präsidenten, ein jeder Stamm seinen Intendanten habe, und sie auch öffentliche Schildwachten für die gemeine Hut bestellten; daß wenn sie verfolgt würden, sie sich die Hoden abrissen, um die Begierde der Jäger zu vergnügen, da sie sich doch eher ihres Haares, um welches willen man sie vorzüglich sucht, berauben mußten. ꝛc.

Alle kommen darinn überein, daß ausser den Biebern, welche in Gesellschaft leben, man überall in eben derselben Gegend einsame Bieber antrift, welche wie der Dachs in einer langen Höhle unter der Erde leben, und man gibt vor, daß diese wegen irgend einem Fehler aus der Gesellschaft seyen verstossen worden. Man hat sie Grubenbieber (Castors terriers) genannt; sie sind leicht zu erkennen, ihr Fell ist schmuzig, und das Haar auf dem Rücken abgestossen. Sie wohnen, wie die andern, gerne an den Gewässern, wo einige sogar einen Graben, einige Fuß tief machen, um einen See zu bilden, der bis an die Oefnung ihrer Grube tritt, welche zuweilen auf mehr, als hundert Fuß in der Länge fortgeht, und in die Höhe geführt ist, damit sie die

Krep-

Freyheit behalten, sich nach oben zurük zu begeben, in dem Maasse, wie das Wasser in den Ueberströmungen höher tritt. Doch finden sich auch einige einsame Bieber, weit von dem Wasser, landwärts. Alle unsere Bieber, sagt Herr von Büffon, sind einsame Grubenbieber, deren Pelz bey weitem nicht so schön, als der von den Biebern ist, die in Gesellschaft leben Alle sind an Farbe unterschieden, nach der Gegend in der sie leben In dem tiefen Norden sind sie ganz schwarz, und diese sind die schönsten. Unter den schwarzen Biebern findet man zuweilen ganz weisse, oder weiß mit Grau gefleckte, und auf dem Genicke und dem Kreutze roth gesprenkelte. Je weiter man nach Norden herab kommt, desto heller und gemischter wird die Farbe. Sie sind in dem nordlichen Canada dunkel Kastanienbraun, in dem südlichen Canada heller, und gelb oder strohfärbigt, bey den Illinisen. Man findet Bieber in Amerika von dem dreyßigsten Grade Nordbreite, bis zum sechzigsten, und noch höher. Sie sind sehr gemein in Norden, werden aber immer seltener je weiter man gegen Mittag kommt. In der alten Welt verhält es sich eben also. Man findet sie nur in den nordlichen Gegenden in Menge, in Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland und Egypten werden sie sehr selten gefunden. Die Alten kannten sie. Sie waren an den Ufern des schwarzen Meeres sehr gemein. Man hat sogar den Bieber den partischen Hund genannt, aber wahrscheinlicher Weise befanden sich diese Thiere an den Ufern dieses Meeres nicht ruhig genug, weil keiner von den Alten ihrer Gesellschaft und ihrer Arbeiten erwähnet.

Herr von Büffon hat die Erfahrung gemacht, daß ein Bieber auch ganz wohl ohne Wasser leben kan. Sein Thier war ganz jung in Canada gefangen und immer unter Dach auferzogen worden. Es kannte das Wasser noch gar nicht, da man es nach Frankreich schikte, und weigerte sich in dasselbe zu gehen. Nachdem man aber diesen Bieber einmal in einen Teich untergetaucht, und mit Gewalt untergehalten hatte, befand er sich nach einigen Minuten so wohl darinne, daß er nicht wieder herauszukommen suchte, und wenn man ihn frey ließ, sehr oft selbst wieder dahin gieng. Er wälzte sich auch im Schlamme und auf einem nassen Fußboden. Er wurde zahm, doch ohne jemand liebzukosen; forderte zu essen, wenn man zu Tische saß, mit einem feinen klagenden Ton, und gewissen Bewegungen der Hand. So bald man ihm ein Stük gab, nahm er es fort, und verbarg sich. Seiner Vorderfüsse bediente er sich wenigstens mit eben der Fertigkeit, als die Eichhörnchen. Er schlief sehr oft, und ruhete auf dem Bauche. Er fraß alles nur kein Fleisch; nagte alles an, was er antraf, und man war genöthiget die Tonne, in welcher er überbracht worden, mit Blech auszuschlagen.

Obgleich die Bieber vorzüglich gern an den Ufern der Flüsse, Seen, und anderer süssen Gewässer wohnen, so findet man doch einige an den Ufern des Meeres, wiewohl vornehmlich nur an den Ufern der nordlichen Meere, und am meisten an den inländischen Meerbusen, in welche grosse Flüsse ausfliessen, und deren Wasser nicht sehr salzig sind. Sie hassen den Fischotter, verjagen ihn, und leiden nicht, daß er auf dem Gewässer, wo sie häufig sind, erscheine. Der Pelz des Biebers ist viel schöner und stärker behaart, als der von dem Otter. Er hat zweyerley Haare, an dem ganzen Leibe, ausgenommen an den Füssen, wo sie ganz kurz sind, ein kürzeres aber sehr dichtes, das so fein als Pflaumfedern, dem Wasser undurchdringlich ist, und die Haut unmittelbar bekleidet, und ein längeres, festeres und mehr scheinendes, das aber weniger dicht ist. Dieses zweyte Haar ist wenig werth, und das erstere wird nur in Manufacturen genutzet. Die Bieber werfen ihr Haar im Sommer ab. Der Pelz der weissen Bieber wird nur der Seltenheit wegen geschäzt, und die ganz schwarzen sind fast eben so selten, als die ganz weissen.

Das Biebergeil ist in zween grossen Blasen enthalten, welche die Alten für die Hoden des Thieres gehalten haben. Die Wilden ziehen, wie man sagt, aus dem Schwanze des Biebers ein Oel, dessen sie sich als eines äusserlichen Mittels gegen viele Uebel bedienen. Das Fleisch des Biebers ist zwar fett und zart, hat aber allemal einen bittern zimlich unangenehmen Geschmak. Seine Zähne sind sehr hart, und so scharf, daß sich die Wilden ihrer als eines Messers bedienen.

Dieses Thier schwimmt viel besser, als es läuft, und geht immer mit niederhängendem Kopfe und gebogenem Rücken. Es hat sehr gute Sinne, und vornehmlich einen äusserst feinen Geruch.

Den Schmuz und bösen Geruch kan es nicht ausstehen. Weil Herr von Büffon ans einem Bieber im ersten Jahre Zeichend er Brunst bemerkte, so schloß er, daß die Dauer seines Lebens nicht sehr lange seye, und daß es vielleicht zu viel seye, wenn man ihm vierzehn bis zwanzig Jahre gebe.

Die Bieberjagd ist nicht mit allzuvielen Schwierigkeiten verknüpft, weil dieses Thier nicht eben die Stärke besizt, seinen Verfolgern zu widerstehen, und die Wachsamkeit, den Fallstricken zu entgehen, als es geschikt ist, sich mit allen Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen. Nach der Geschichte der französischen Pflanzstätte in Nordamerika, bedienen sich insgemein die Wilden gewisser Fallen, welche beynahe wie die Ziffer 4. aussehen, und worauf sie frisch abgehauene Reiser legen. So bald der Bieber solche anfasset, fällt ihm sogleich ein grosses Stük Holz auf den Leib, welches ihm den Rükgrad zerschläget. Einer andern Art, haben wir schon oben erwähnet. Man lässet auch wenn man das Eis nahe an der Hütte aufgehauen hat, ein Nez durch das Loch hinab, und zerstöret die Hütte der Bieber, die sich alsdann durch den Fluß zu retten suchen, aber in das Nez gerathen. Durch den Schuß aber tödtet man sie selten, weil sie, wenn sie verwundet werden gar leichte in das Wasser eilen, und wenn sie darinn an ihren Wunden sterben, nicht wieder zum Vorscheine kommen.

Der Fischotter.

Der Fischotter ist ein gefräßiges, mehr aber nach Fisch, als Fleisch begieriges Thier; er verläßt selten die Ufer der Flüsse oder der stehenden Seen, und machet öfters die Teiche von Fischen leer. Er schwimmt sehr leicht und noch leichter als der Bieber, da er an allen Füssen mit Schwimmhäutchen versehen ist. Er schwimmt beynahe so fertig, als er gehet; er kommt nicht ans Meer, sondern durchwandert die Flußwasser; und fährt auf den Flüssen in einer beträchtlichen Weite auf und abwärts; oft begibt er sich in die Tiefe und verweilet daselbst zimlich lang, hernach kommt er wieder auf die Oberfläche um Luft zu schöpfen. Im genauen Verstand kan man ihn kein Amphibion oder Thier das in der Luft und in dem Wasser leben kan, nennen; denn er ist gezwungen, fast eben so wie alle Thiere die auf der Erde leben, Luft zu schöpfen, und wenn er bey Verfolgung eines Fisches in eine Fischerreusse geräth, so findet man ihn ertränkt, und sieht, daß er nicht die Zeit gehabt hat, alle Weiden entzwey zu beissen und heraus zu kommen. Er hat Zähne wie ein Haußmarder, aber sie sind in Verhältniß gegen die Grösse seines Leibes grösser und stärker. In Ermanglung der Krebse, Fische, Wasserratzen ꝛc. beißt er die zarten Zweige ab, und frißt die Rinde von den am Wasser stehenden Bäumen; im Frühlinge frißt er auch junges Gras; er scheuet die Kälte eben so wenig, als die Nässe; im Winter wird er läufig und hecket im März gemeiniglich drey oder vier Junge auf einmal. Die jungen Fischotter sind häßlicher als die alten. Der ungestalte Kopf, die niedrig hängenden Ohren, die gar zu kleinen und bedekten Augen, das düstere Ansehen, die seltsamen Bewegungen, eine in allen Stücken unedle und ungestalte Figur, ein Geschrey, das maschinenmäßig scheint, und alle Augenblik wiederholet wird, sollten ein dummes Thier ankündigen; gleichwol bekommt der Fischotter mit dem Alter eine Geschiklichkeit, zum wenigsten so viel, als er brauchet, die Fische mit grossem Vortheil zu bekriegen. Daß aber der Fischotter die Gewohnheit habe, die man ihm zuschreibt, anfänglich stets die Flüsse aufwärts zu fahren, um desto leichter zurück zu kommen, und sich alsdenn bloß von dem Strome treiben zu lassen, wenn er gesättiget, oder mit Raub beladen ist; sich eine Wohnung zuzueignen, und einen Vorrath darinn anzulegen, und sich vor der Nässe zu schützen; einen grossen Vorrath von Fischen hineinzuschaffen;

und endlich so gelehrig und zahm zu werden, daß er für seinen Herrn Fische fangen, und bis in die Küche bringen sollte, kommt dem Herrn von Büffon unglaublich vor. So viel weiß man, daß die Fischotter sich ihre Wohnung nicht selbst ausgraben; daß sie sich in das erste Loch, welches sie antreffen, unter die Wurzeln der Pappeln, der Weiden, in die Felsritzen und sogar in die Balken der Holzflösse verkriechen, und auch daselbst ihre Jungen auf einem Lager von Scheitholz und Grase aushecken; daß man Fischköpfe und Gräten in ihrem Lager findet; daß sie oft ihren Plaz verändern; daß sie nach sechs oder acht Wochen ihre Jungen mit sich schleppen, oder an verschiedene Orte bringen; daß diejenigen, welche man zahm machen wollte, zu beissen suchten, sogar wenn sie noch saugten, und ehe sie noch stark genug waren, Fische zu kauen, daß dem Herrn von Büffon alle in ihrem ersten Alter starben, daß mit einem Worte der Fischotter von einem wilden und grausamen Naturelle ist; daß, wenn er in Fischbehälter kommen kan, er eben das thut, was der Iltis in einem Hühnerhause verübet; daß er weit mehr Fische tödtet, als er fressen kan, und daß er hernach einen in seinem Rachen mit fortschleppet.

Das Haar des Fischotters ist zimlich beständig. Doch ist sein Fell im Winter brauner, und gilt mehr, als im Sommer. Es gibt einen sehr guten Pelz ab. Man ißt sein Fleisch an Fasttägen, und dasselbe hat einen üblen Fischartigen, oder vielmehr schlammichten Geschmak. Sein Aufenthalt ist mit einem häßlichen Gestanke von daselbst verfaulten Ueberbleibseln der Fische angefüllt, und er selbst riecht zimlich übel. Die Hunde jagen ihn gerne, und erreichen ihn ohne Mühe, wenn er von seinem Lager, oder vom Wasser entfernet ist; aber so bald sie ihn anpacken, wehret er sich und beißt grausam zu, und manchmal so stark, daß er ihnen die Beinknochen zermalmet, und getödtet werden muß, wenn er los lassen soll. Gleichwol verjagt ihn der Bieber, der doch kein starkes Thier ist.

Diese Gattung, ob sie wohl nicht zahlreich ist, hat sich dennoch von Schweden an, bis nach Neapolis, in Europa ausgebreitet, und man trift sie auch in dem nordlichen Amerika an. Sie war den Griechen wohl bekannt; und man findet sie wahrscheinlicher Weise in allen gemäßigten Himmelsgegenden, wo es wasserreich ist, Fische hat, und die Flüsse nicht sehr von Leuten beunruhigt werden.

Der Körper des Fischotters ist fast eben so lang und dicke, als des Dachses seiner; aber die Füsse sind um ein gutes kürzer. Er hat einen platten Kopf, eine sehr breite Schnautze, und der untere Kinnbacken ist schmäler und kürzer, als der obere. Der Hals ist kurz und so dick, daß er einen Theil vom Kopfe auszumachen scheint. Der Leib ist sehr länglicht, und der Schwanz ist beym Ursprung dicke, und geht am Ende spizig zu. Auf jeder Seite der Schnautze stehen dicke Barthaare von weisser und brauner Farbe; so wie unten an den Unterkinnbacken über den Ecken des Mauls und nahe beym Augenwinkel wiederum Haare stehen.

Der Fischotter hat zweyerley Haare, deren einige länger und dichter als die andern sind, welche, gleich der Seide, weich und zart sind, und auf dem grösten Theile ihrer Länge eine graue weißlichte, und an der Spitze eine braune Farbe haben. Die längsten sind grauweißlicht auf der Hälfte ihrer Länge von der Wurzel an, und sehr hellglänzend Braun auf ihrer übrigen Länge bis an die Spitze. Dieser Glanz macht, daß man die braune Farbe nicht sehen kan, wenn man sie gegen das Licht ansiehet, aber sonst sieht man allein das Braune auf dem ganzen obern Theile des Thieres. Das Untertheil aber ist von weißlichter hellglänzender Farbe. Die längsten Haare sind 14 Linien lang. Die Füsse haben alle fünf Zähen, die an den Hinterfüssen am längsten sind. Die Zähen der Vorderfüsse, und die grosse Zähe der Hinterfüsse, haben kleine krumme Krallen. Die an den vier übrigen Zähen der Hinterfüsse sind am breitesten, zwischen den Zähen ist ein starkes Häutchen, welches an den Hinterfüssen länger ist, als an den Vorderfüssen.

Herr von Büffon glaubt nicht, daß man den Fischotter in sehr warmen Ländern finde; indem der Jliva oder Carigueibeju, den man den Brasilianischen Fischotter nennet, und den man auch zu Cayenne antrift, zwar eine ähnliche, aber unterschiedene Gattung zu seyn scheinet; dahingegen der Fischotter des nördlichen Amerika dem Europäischen in allen Stücken gleicht, ausser, daß das Pelzwerk noch schwärzer und schöner ist, als des schwedischen und rußischen Fischotters. Man hat einen Canadischen in dem königlichen französischen Cabinette, welcher sich blos dadurch von dem innländischen unterscheidet, daß er um einen Schuh länger ist.

Die Saricovienne.

Dieses Thier wird, nach dem Thevet längst dem Strome la Plata angetroffen, und hält sich mehr im Wasser als auf dem Lande auf. Es ist, wie er sagt, so groß, wie eine Katze, und seine Haut, die grau und schwarz untermischt ist, hat die Feinheit des Sammts. Seine Füsse sind auf ähnliche Art gebildet, wie die Füsse der Wasservögel, und sein Fleisch ist ein sehr gutes und wohlschmeckendes Essen.

Dieses Thier ist mit dem Brasilianischen Carigueibeju, welcher auf einer Platte des folgenden Abschnittes vorgestellt ist, einerley, und Herr von Büffon glaubet ferner, daß der Guachi des Gumilla, wohl kein anderes seyn möchte. Es ist nach dem Markgraf und Desmarchais ein Amphibium und so groß als ein Hund von mittlerer Höhe. Es hat einen runden Oberkopf, wie die Katze, eine etwas längere Schnautze, wie der Hund, Zähne und Barthaare wie die Katze, runde, kleine und schwarze Augen, geründete und niedrig sitzende Ohren, fünf Zähen an allen Füssen, und kürzere Daumen als die übrigen Zähen, die insgesamt mit braunen und spitzigen Klauen bewafnet sind; sein Schwanz ist eben so lang, als die Hinterbeine; sein Haar ist zimlich kurz und überaus weich; am ganzen Leibe ist es schwarz, auf dem Kopfe braun, und hat einen weissen Fleck unten am Schlunde. Sein Geschrey läßt sich beynahe hören, als wenn ein junger Hund anschlägt; es unterbricht aber solches bisweilen durch ein anderes Geschrey, das der Stimme eines Sagoins gleichet. Es lebt von Krabben und Fischen. Sein Balg gibt ein gutes Pelzwerk ab; und sein Fleisch hat keinen morastigen Geschmack, sondern ist sehr gesund und angenehm.

Der Meerotter.

Dieses Thier, dessen Beschreibung wir Stellern zu verdanken haben, heißt auf rußisch Bobr Kamtschazkoi, und auf Itelmannisch Kaiko, und der Verfasser derselben glaubt, daß es der Carigueibein oder Jeya des Marggrafs seye, und daß die Beschreibung, die wir allererst aus ihm angeführt haben, vollkommen darauf passe, nur daß der Schwanz drey ganze und vier zehntheile eines Zolles länger seyn als die Füsse, die Haar länger als bey Marggrafens Thier, woran der Erdstrich schuldig seyn könne, die Farbe der Kopfhaare verschieden, welches auch bey Thieren von ungleichem Alter vorkomme, und endlich der Erdstrich, wo sie sich aufhalten, nicht einerley, wovon man bey noch mehreren Thieren Beyspiele habe.

Der Meerotter übertrift sowohl den gemeinen Otter, als den Bieber um ein gutes an Grösse. Die Gestalt des Körpers gleicht aber dem erstern, und an Dicke übertrift das Thier beynahe den leztern.

Der gröste Unterschied, worinn das Thier sowohl von den übrigen Erd- als Wasser-Amphibien abgehet, ist die Gestalt der Füsse. Die Hinterfüsse liegen näher am Steisse, als bey andern Erdthieren, und hierinn hat es mit dem Fischotter und den Seehähnen etwas gemein.

Das Thier gehet zimlich gut einher, und läuft überaus schnell. Die Vorderfüsse sind kürzer, als die hinteren; der Rücken

Rücken geht wie ein Buckel in die Höhe, die Brust geht unterwärts, und der Hals ist ausgedehnt und steif. Die Vorderfüsse sehen wie bey Katzen aus; sie haben fünf Zähen unter der Haut, man kan aber ihre Abtheilung wegen der vielen Haare nicht sehen. Sie laufen damit schnelle, streichen sich das Gesicht und den Leib, umarmen gleichsam einander, und reissen die Muscheln mit ihren schwarzen krummen Nägeln von den Felsen ab. Sie sind von des Fischotters seinen unterschieden. Denn die Zähen hängen zwar durch eine Haut aneinander, die aber, wie bey den Katzen, dick und haaricht, und nicht ausgedehnt ist.

Die hintere Füsse stehen ganz heraus. Die Zähen aber, der vordere und mittlere Theil des Fusses sind wie an den Hinterfüssen der Meerkälber; der vordere, mittlere Theil des Fusses und die Zähen sind fünfmal länger und breiter als an den Vorderfüssen. Die fünf Zähen werden durch eine haarichte Zwischenhaut unterschieden, und haben insgesamt einen krummen und schwarzen Nagel. Obgleich diese Füsse Floßfederartig sind, so kan es sich doch derselben auch auf dem Lande recht gut bedienen.

Der Schwanz ist wie bey einem Fischotter, doch kürzer, indem er nur ein Viertheil des Leibes beträgt.

Die Haut ist dick, und von den dicht aneinander stehenden weichen Haaren ganz rauch, wodurch das Thier übermäßig theuer ist. Die Haare sind nachder Länge des Alters, Geschlechtes und der Theile des Thieres unterschieden. Ueberhaupt hat man zwo Arten derselben. Die längere wird von den Russen Os genennet, die kürzere aber oder die weiche und wolligte heissen sie Puch. Die Meerottern, welche viele lange und schwarze Haare haben, sind bey ihnen in besonderem Werthe. Viele haben ein durchgängig schwarzes Fell, andere haben weisse und weiche Haare am Kopfe, dem Kinne und der Kehle untermischt. Es gibt auch welche, die ein weisses, fast silberfarbenes Haar haben. Viele haben ein dunkelbraunes Haar, wie die Flußotter; andere haben durchgängig nur ein kurzes Haar und eine blosse Wolle. So schwarz aber das Haar und diese Wolle ist, so sind doch die Wurzeln der Haare viel weisser als Seide, und machen, daß das Fell sehr schön aussieht.

Man fängt die Meerottern nur an den kamtschakischen Ufern, die zwischen dem fünfzigsten bis sechs und fünfzigsten Grade liegen. Sie wagen sich nicht über die dritte kurillische Insel hinaus. Die Einwohner sowohl als die Russen, haben schon seit langer Zeit geglaubt, daß dieses Thier nicht in Asien zu Hause gehöre, sondern von andern Ländern dahin komme. Wenn im Winter der Ostwind zwey Tage lang wehet, so werden sie mit dem Eise hergetrieben und gefangen. Die aber noch im Winter davon kommen, halten sich im Sommer an den felsichten Ufern in Kamtschatka und den kurillischen Inseln auf. Hier gebähren sie, und bleiben auch da, weil sie weder gut schwimmen, noch auch, wegen dem verschlossenen eyförmigen Loche des Herzens, in der Tiefe einige Nahrung suchen, noch auch den Hunger über drey oder vier Tage ausstehen können.

Dieses Thier lebt sowohl in der See, als auf dem festen Lande. Doch halten sie sich der Ruhe wegen auf den unbewohnten Inseln zu ganzen Heerden auf. Wenn die See stille geworden ist, besuchen sie die niedrigsten Oerter, wo sie allerley Seekrebse, Meerkräuter, Moose, Miesmuscheln, Schnecken, Polypen und Seekatzen antreffen und verschlingen. Sie müssen grossen Hunger haben, wenn sie Meerkräuter fressen sollen, ausser den Fischen können sie auch Fleisch vertragen, und sie scheinen alles zu fressen, weil man schon Meerottern abgezogene Thiere ihres Geschlechts fressen sahe.

Im Winter liegen sie bald auf dem Eise, bald am Ufer. Im Sommer begeben sie sich in die Flüsse, kommen auch wohl in die Seen, und sind gerne im süssen Wasser. Bey heissem Wetter suchen sie die Thäler und schattigten Oerter und spielen nach Art der Affen. An Munterkeit, im Spielen und Laufen übertreffen sie alle übrige Amphibien.

Auf dem Lande liegen sie wie die Hunde, und haben den Leib zusamen gebogen. Ehe sie sich, wenn sie aus dem Meere kommen, schlafen legen, schütteln sie alles Wasser ab, streichen sich mit den Vorderfüssen das Gesicht, putzen sich den Leib, bringen die Haare in Ordnung, bewegen den Kopf von einer Seite zur andern, sehen sich an, gefallen sich über die Massen, und die Männchen spielen auch wohl mit ihren Geschlechtstheilen. Sie sind so eifrig über den Puz

hres Körpers, daß sie leicht dabey todt geschlagen werden.

Sie laufen schnell, schlau und durch viele Umwege. Wenn sie aber gezwungen sind stille zu stehen, so machen sie wie die Katzen einen Buckel, zischen wie eine wilde Katze und thun, als wenn sie auf den Feind zuspringen wollten. Sie haben aber wenig Herzhaftigkeit, und fallen von einem starken Schlage auf den Kopf vor todt auf den Boden. Oft aber stellen sie sich nur als wenn sie todt wären; manchmal werfen sie sich in der Noth schmeichelnd nieder, sehen sich allenthalben umher, kriechen, wenn man es zugiebt, langsam durch die Leute hinweg, und springen, wenn sie sich ausser Gefahr sehen, mit starken Sätzen zum Meere. Sie schwimmen bald auf dem Bauche, bald auf der Seite, bald auf dem Rücken; ja auch zuweilen, wenn sie senkrecht im Meere stehen Sie küssen sich, und wenn sie dem Jäger entronnen sind, so machen sie allerhand lächerliche Gebärden; und halten den einen Fuß über den Kopf, gleich als wenn ihnen die Sonnenstralen beschwehrlich fielen.

Sie begatten sich zu allen Zeiten des Jahres, und daher sieht man Mütter, die sich das ganze Jahr über mit Jungen schleppen. Man findet manchmal Mütter die zwey Junge haben; eines von einem Jahre, das andere von drey oder vier Monaten. Sie bringen nur ein Junges zur Welt. Im ersten Jahr nach der Geburt begatten sie sich nicht. Sie gehen neun Monate trächtig, und bringen vollkommene Jungen mit offenen Augen und Zähen zur Welt. Sie säugen die Jungen kein volles Jahr. Sie lieben sich einander beständig, und ein Männchen wird niemals mehr als ein Weibchen haben. Sie sind allezeit bey einander. Die einjährigen, die noch keine eigene Familie haben, und Koschlaki heissen, sind immer bey den Aeltern.

Die Weibchen gebären allezeit auf dem festen Lande, tragen ihre Jungen sowohl im Meer als auf dem Lande immer im Maule. Wenn sie in der See schlafen, so halten sie dieselben zwischen den Vorderfüssen. Sie werfen sie auch ins Wasser, damit sie schwimmen lernen, nehmen sie aber, wenn sie müde werden, wieder zu sich, und küssen sie oder nehmen andere Spiele mit ihnen vor. Das Junge hält Wache, wenn die Mutter auf dem Lande schläft, und liegt an ihrer Brust oder im Arme. Sie lassen ihre Jungen nicht eher als in der äussersten Lebensgefahr aus dem Maule fallen, und wenn sie ihnen genommen werden, so winseln sie, rufen dem Räuber von weitem nach und rufen die Jungen durch eine Stimme zu sich, die dem Weinen der Kinder gleichet, ja man hat noch nach acht Tagen Weibchen an dem Orte gefunden, welche im geringsten nicht flohen, sondern sich, da sie ohnehin sehr ausgehungert waren, vor grosser Traurigkeit todt schlagen liessen.

Auf dem Lande können sie nicht weit umhersehen, sie haben aber einen desto feinern Geruch, und ein sehr scharfes Gehör. Sie werden ohne Zweifel ziemlich alt und leben sehr einträchtig. Vor den Seelöwen und Seebären haben sie grosse Furcht und gehen auch nicht gerne mit den Seekälbern um.

Das Fleisch der alten Meerottern ist weit zärter und schmakhafter, als der Meerkälber ihres, und das Fleisch der Weibchen ist das zärteste und fetteste, und je näher sie der Geburt kommen desto fetter werden sie.

Der Igel.

Der Igel hat einen Vortheil, der andern Thieren fehlt. Wenn diese sich vertheidigen wollen, so müssen sie kämpfen, dieser aber thut es ohne Kampf und verwundet, ohne anzugreifen. Er hat zwar wenig Kräfte und gar keine Hurtigkeit zum Entfliehen, aber die Natur hat ihm eine stachlichte Rüstung gege-

gegeben, und nebst ihr die Fähigkeit, sich geschwinde in eine Kugel zusamen zu ballen, und seinem Feinde auf allen Seiten seine stechenden Waffen entgegen zu kehren. Jemehr dieser auf ihn dringt, desto mehr sträubet er sie, und windet sich zusamen, und ermüdet alle seine Versuche. Selbst eine Würkung seiner Furcht hilft ihm zu seiner Vertheidigung. Er läßt seinen Harn von sich, dessen Geruch und Nässe sich über seinen Körper ausbreitet, und vollends die Lust ihn anzugreifen benimmt. Doch gibt es einige Hunde, die weder die Verletzung ihres Maules noch ihrer Füsse achten, und ihn, wie der Fuchs, überwältigen. Das Männchen und Weibchen sind vom Kopfe an bis zum Schwanze, gleich stark mit Stacheln bedekt, und nur die Unterfläche des Leibes ist behaart. Daher können sie sich auch nicht, wie die andern vierfüßigen Thiere, begatten, sondern müssen mit dem ganzen Körper entweder aufrecht oder liegend, gegen einander gekehrt seyn. Sie suchen einander im Frühlinge, und werfen im Anfange des Sommers gemeiniglich drey oder vier, zuweilen auch fünf Junge. Die Jungen sind in ihrer ersten Zeit weiß, und man sieht auf ihrer Haut nur den Anfang der Stacheln. Dieses Thier scheinet die Gefangenschaft nicht gerne zu ertragen, indem es seine Jungen, wenn es gleich Fleisch, Brod, Kleyen und Früchte zu fressen hat, und dieselben auch verzehret, doch seine Jungen eines nach dem andern, statt sie zu säugen, auffrißt. Bey dem Herrn von Büffon schlich sich einer in die Küche, zog das Fleisch, das er in einem kleinen Topfe fand, heraus, und ließ seinen Koth darinn. Das Männchen und Weibchen, die er in einer Kammer beysamen hielt, wollten sich nicht begatten. In den Gärten thun sie wenig Schaden. Sie leben vom abgefallenen Obste, wühlen die Erde bis zu einer kleinen Tiefe mit dem Maule auf, verzehren Maykäfer und andere Käfer, Heuschrecken, Würmer und einige Wurzeln. Das Fleisch lieben sie sehr, und fressen es roh und gekocht. Man findet sie sehr oft in den Wäldern unter den Stämmen alter Bäume, auch in Felsenritzen, und am meisten in den Steinhaufen, die man auf den Feldern und in den Weinbergen zusamen liefet. Es scheinet aber eine Fabel zu seyn, daß sie auf die Bäume steigen, oder ihrer Stacheln sich bedienen sollen, um Obst oder Traubenbeere wegzutragen. Sie greifen alles mit dem Maule an, was sie wegnehmen wollen, und halten sich immer unten etwan in einer Hölung des Baumes, oder unter dem Moose auf. Sie gehen nicht von der Stelle, so lange es Tag ist, wenn aber die Nacht einbricht, so gehen sie umher. Sie nähern sich nicht leicht den Wohnungen der Menschen, und lieben mehr erhabene und trockene Gegenden, wiewohl man sie auch zuweilen auf Wiesen findet. Man kan sie ergreifen ohne daß sie fliehen, aber wenn man haben will, daß sie sich alsdenn ausdehnen sollen, so muß man sie ins Wasser werfen. Sie schlafen den Winter durch. Sie fressen wenig, und können lang ohne Futter seyn. Ihr Blut ist kalt, fast so, wie in andern Thieren, welche im Winter schlafen. Ihr Fleisch ist nicht gut zu essen, und ihre Haut diente ehemals als eine Bürste oder Hechel, den Hanf zu hechlen.

Wenn der Igel nicht in eine Kugel zusamen geballt ist, sondern sich auf seinen Füssen aufrecht hält, so hat er einen sehr unförmigen Körper. Er ist wie ein länglichter oben ausgebogener Haufen anzusehen, der sich vorne in eine Schnautze endiget, und von vier so kurzen Beinen getragen wird, daß man nur die Füsse siehet. Den Hals unterscheidet man gar nicht. Er hat breite runde und kurze Ohren, kleine hervorstehende Augen, und einen sehr dünnen und kurzen Schwanz.

Die Naturbeschreiber und mit ihnen die Landleute, geben vor, daß es zwo Arten von Igeln gäbe, davon die eine einen Schweinsrüssel, die andere aber eine Hundsschnautze habe, und die leztern setzen hinzu, daß der Igel mit der Hundsnase zum Essen gar nicht tauge, weil er einen bösen Geruch von sich gebe. Diese haben auch dem Herrn Daubenton zwey Männchen gebracht, die von diesen verschiedenen Arten seyn sollten. Aber Herr Daubenton fand keinen andern Unterschied, als daß der mit dem vermeinten Schweinsrüssel etwan vier Unzen mehr wog, als der andere, und Stacheln hatte die an der Spitze und auf zwey Drittheil ihrer Länge, von der Wurzel auf, weißlicht, unter der Spitze aber auf etwan zwo Linien herunter schwärzlich, braun oder ganz schwarz waren, doch so, daß die Farbe nicht sehr auf den ganzen Körper hervorstach, und die weißlichte die herrschende war, da an dem andern Igel die schwarzbraune oder schwarze Farbe etwas dunkler und mehr ausge-

ausgebreitet war, und über die weißlichte hervorzustechen schien. Auch hatte der mit der angeblichen Hundsnase einen starken und unangenehmen Geruch, wiewohl derselbe ein wenig Bisamartig war, der andere aber hatte gar keinen Geruch, als welcher eine Folge der Unsauberkeit bey Thieren ist.

Die Schnautzen, welche doch die Unterscheidungszeichen seyn sollte, glich sich an beyden vollkommen. Sie war spiz, und endete sich in einem schwarzen abgerundeten Knorpel, die Nase war dicker als der an sie gränzende Theil der Schnautze. Sie hatte ganz und gar nicht die Bildung von einem Schweinsrüssel. und unterschied sich sehr von einer Hundsnase, hauptsächlich darinn, daß die Nase der Igel viel dicker als der Theil der Schnautze war, mit welchem sie zusamen stieß, daß die Oefnungen der Nasenlöcher weiter von einander abstanden, und die Aussenränder derselben hinten übergeschlagen und eingekerbt waren. Ueberdieses reichte die obere Lippe nicht, wie bey den Hunden, bis ganz unter die Nase. Es fehlte mehr als ein halber Zoll daran, daß die Unterlippe nicht so lang als die Nase war, welches dem Unterkinnbacken und der untern Seite der Schnautze gewissermassen eine Aehnlichkeit mit dem Schweinsrüssel gab, und die Dicke der Nase gab eine zweyte Aehnlichkeit zwischen beyden. Ein wesentlicher Unterschied aber zwischen beyden, zeigte sich darinn, daß die Nase des Igels, sich nicht, wie der Schweinsrüssel über den Theil der Schnautze erhob, an welchen er reichte, daß sie nicht vorne platt war, und daß die Einschnitte der Nasenlöcher nicht, wie bey den Schweinen nach vorne her giengen. Indessen war es deutlich, daß überhaupt diese Igel mehr dem Schweine als dem Hunde, in der Figur der Schnautze glichen, und mehr dem Hunde als dem Schweine, in Ansehung der Nase, wenn beyde besonders genommen wurden.

Diese Aehnlichkeit ist es auch vermuthlich, welche den Perrault, der Hundsigel will gesehen haben verführte zu sagen, daß der Igel mit der Hundsnase sehr selten seye, und hingegen den Ray, daß er zweifle, ob irgendwo Igel mit Schweinsrüsseln anzutreffen wären, indem der eine an eben dem Thier auf die Aehnlichkeit mit dem Hunde, und der andere auf die, mit dem Schweine, sahe.

In Europa trift man überall Igel an, wenn man Lappland, Norwegen und einige andere kalte Gegenden ausnimmt. Doch sagt Pontoppidan, daß er auch bey ihm anzutreffen seye, und in Norwegen von einigen Bustedyvel genennt werde. Er erzählet von ihm, daß er sich in das Lager des Bären schleiche, und mit seinen kleinen Stacheln dem Wirth so beschwehrlich falle, daß dieser sich um eine andere Wohnung umsehen müsse. Flacourt sagt, es gäbe in Madagaskar Igel, welche man dort Sora nennt, und die den gewöhnlichen ähnlich sind. Der Igel in Siam, dessen der P. Tachard erwähnt, scheint ein Thier einer andern Gattung zu seyn, und der amerikanische und sibirische Igel sind Arten, welche dem gemeinen Igel am nächsten kommen. Der Igel von Malacca scheint mehr zu den Stachelschweinen als zu unsern Igeln zu gehören.

Das Stachelschwein.

Das Stachelschwein hat viele Aehnlichkeit mit dem Igel, weil diese beyden Thiere mit Stacheln bekleidet sind; aber sie gehen auch wieder weit von einander ab, sowohl was die Bildung verschiedener Leibestheile, als auch was die Stacheln selbst betrift.

Der Kopf des Stachelschweins ist lang, und an den Seiten platt; die Schnautze ist dick; sie ist dicker als breit, und gleicht darinn dem Haasenmaule, daß die Oberlefze fast bis an die Nasenlöcher gespalten ist, deren Oefnungen länglicht, und der Oefnung des Mauls parallel sind; die Augen sind klein, und die Ohren breit und kurz; sie gleichen vermittelst ihres Umrisses gewissermassen den Affenohren, indem sie gegen den Kopf

gedrükt

gedrükt sind, und Höhlungen und Erhabenheiten haben. Die Schneidezähne gleichen den Zähnen der Ratzen, der Eichhörnchen, der Bieber ꝛc. die untern bohren in die Unterlefze ein, von der sie gleich einer Scheide umgeben werden; der Hals ist dick, der Leib bauchicht, der Schwanz kurz und kegelförmig; an den Hinterfüssen sind fünf wohl ausgebildete Zähen, und an den Vorderfüssen viere, nebst einem Knollen, der in der Gegend des Daums mit einem Nagel bekleidet ist; die Nägel oder Klauen sind beynahe walzenförmig und ein wenig krumm.

Die grösten Stacheln des Stachelschweins sind auf dem Hintertheile des Rückens; an dem, welches Herr Daubenton vor sich hatte, waren sie gegen neun Zoll lang, es ist aber nicht zu läugnen, daß es noch grössere giebt. Sie waren nicht alle gleich groß oder gleich dicke; an beyden Enden waren sie spitzig und schwärzlicht, und weißgelblicht gefärbt, in grossen Ringen, die von einem Ende der Stacheln bis zum andern, gegen fünfmal mit einander abwechselten. Diejenigen Stacheln, die auf dem Kreuze, an den Schenkeln, und an den Weichen sassen, unterschieden sich von denen auf dem Rücken blos darinn, daß sie kleiner waren; an jeder Seite des Schwanzes, oben bey seinem Anfange fanden sich weisse; unter den dicken Stacheln des Rückens fanden sich andere, die dünner, und zugleich weit länger waren; allein der Schwanz starrte von Kielen, die aussahen, als wenn sie am Ende queer abgeschnitten wären. Diese sind hohl, am Ende offen, haben nur ungefehr zwo Linien im Durchschnitte, und gegen anderthalb Zoll in der Länge; sie sitzen an einem sehr zarten und dreyviertel Zoll langen Stiele, der in die Haut hineingehet. Diese Kiele liegen den ganzen Schwanz hinunter, und zwar in gewisser Weite von einander entfernt; sie sind braun und weißgelblicht; ihre Wände sind überaus dünne und klingend, indem sie bey ihrem Zusammenstossen, wenn das Thier den Schwanz bewegt, ein klirrendes Geräusche machen.

Der Hintertheil des Kopfes, der Hals, der Vordertheil des Rückens, die Schultern, die Brust, der Bauch und die vier Beine waren mit kleinen Stacheln von braunschwärzlichter Farbe besezt, die von verschiedener Länge und spitzig waren, und in ein sehr biegsames Fädchen aus-giengen. Auf der Scheitel des Kopfes fanden sich dünne Stacheln, die über einen Fuß lang, und zum Theil braun, zum Theil weiß waren; das Ende der Schnautze und die Füsse waren mit kleinen braunen und steifen Borsten bedekt; die Barthaare bestunden aus schwarzen glänzenden Borsten, die über einen halben Schuh lang waren. Zwischen den Stacheln fanden sich lange braune oder gelblichte Borsten; das Thier richtete die langen Borsten des Kopfes wie einen Kamm in die Höhe; es erhob die Stacheln seines Leibes, und ließ sie wieder sinken nach eigener Willkühr; und wann es böse war, so stieß es mit den Hinterfüssen gegen die Erde, und ließ, indem es den Schwanz bewegte, die Stacheln klingen, womit derselbe bekleidet war.

Aus dieser Beschreibung wird man leicht sehen, daß dieses Thier, seines Namens ungeachtet, mit dem Schweine nichts gemein hat, nicht einmal den Magen mit einem Anhängsel, den ihm einige zugeschrieben haben. Seine ganze Aehnlichkeit mit demselben, bestehet in dem Grunzen.

Reisebeschreiber und Naturforscher berichten fast einmüthig, daß dieses Thier vermögend seye, seine Stacheln auf eine ansehnliche Weite und mit solcher Gewalt abzuschiessen, daß sie durchgehen und eine tiefe Wunde machen, und daß diese Stacheln für sich allein, wenn sie auch schon von dem Leib des Thieres abgesondert sind, die ganz ausserordentliche Eigenschaft haben, von selbst und durch eigene Kraft immer tiefer in das Fleisch einzudringen, so bald einmal die Spitze hinein ist. Allein obgleich verschiedene versichern, daß sie selbst auf diese Weise seyen verwundet worden, und andere, wie Bosmann, hinzuthun, daß das Abschiessen derselben mit solcher Gewalt geschehe, daß sie ein Brett durchbohren, so verdienet doch die Nachricht des D. Shaw mehr Glauben, welcher sagt, daß er unter allen Stachelschweinen, die er in Afrika in grosser Menge gesehen habe, kein einziges angetroffen habe, das, wenn man es auch noch so sehr reizte, einen von seinen Stacheln abgeschossen hätte. Ihre gewöhnliche Art sich zu vertheidigen seye diese, daß sie sich nach der einen Seite wenden, und wenn der Feind nahe genug gekommen, sehr schnell auffahren, und ihn von der andern stechen. Der Irrthum der Schriftsteller scheint sich darauf zu gründen, daß das

und fast eben dieselbe Einrichtung, wie bey gewissen Vögeln.

Thier, wann es erboßt oder auch nur in Bewegung ist, seine Stacheln sträubet und schüttelt; und da sich nun unter diesen Stacheln einige finden, die nur vermöge einer Art von Bändchen oder dünnem Stiele an der Haut haften, so entfallen sie leichtlich. Das leztere Vorgeben von dem Eindringen dieser Stacheln verdienet gar keine Widerlegung.

Wenn das Stachelschwein, sagt der Pater Vincent Maria, Schlangen antrift, mit denen es niemals Friede hält, so windet es sich in eine Kugel zusamen, verstekt die Füsse und den Kopf, und wälzt sich alsdenn mit seinen Stacheln so lange über dieselben her, bis kein Leben mehr in ihnen ist, ohne dabey Gefahr zu laufen, selbst verwundet zu werden. Eben dieser Pater versichert, daß in dem Magen des Stachelschweins Bezoare von verschiedener Art erzeuget würden. Einige wären ein Klumpen Wurzeln, mit einer Rinde überzogen; einige wären kleiner, und schienen aus kleinen Hälmchen und Steingraus zusamen gebacken zu seyn; und die kleinsten von allen, die nicht grösser als eine Nuß wären, hätten das Ansehen einer völligen Versteinerung, und würden am meisten geschäzt.

Das Stachelschwein gehöret zwar in den heissesten Gegenden von Afrika und Indien zu Hause; es kan aber doch auch in minder warmen Ländern als in Persien, Spanien, und Italien leben und sich vermehren, wo man es auch wirklich, doch am häufigsten in Italien, vornehmlich auf dem Apenninischen Gebürge und in der Gegend von Rom antrift.

Plinius und alle Naturbeschreiber haben es dem Aristoteles nachgesagt, daß das Stachelschwein, gleich dem Bären, den Winter über im Loche liege, und nach Verlauf von dreyßig Tagen seine Junge werfe, es ist aber zu beklagen, daß sich kein neuerer Beobachter durch eigene Erfahrung von der Wahrheit dieses Vorgebens zu überzeugen gesucht, und überhaupt von seinen natürlichen Gewohnheiten mehr mitgetheilet hat. So viel weiß man, daß das Stachelschwein, wenn es eingefangen ist, weder grimmig noch wild, sondern nur auf seine Freyheit eifersüchtig ist, und daß es vermittelst seiner Vorderzähne, welche wie Bieberzähne von grosser Stärke und Schärfe sind, Holz zerbeisset, und sich ohne viele Mühe ein Loch durch seine Stallthüre macht. Man weiß auch, daß es sich mit Brodkrumen, Käse und Früchten leicht unterhalten läßt; daß es im Stande der Freyheit von Wurzeln und wilden Beeren lebt; daß es grosse Verwüstung anrichtet, wenn es in einen Garten kommen kan, und sehr gefräßig auf Hülsenfrüchte ist; daß es gegen das Ende des Sommers, wie die mehresten andern Thiere feist wird; und daß sein Fleisch, wiewohl es etwas unschmakhaft ist, sich dennoch essen läßt.

Wenn man die Form, die Substanz und die Organisation der Stacheln betrachtet, so sieht man leicht, daß es wahre Federkiehle sind, denen blos das Gefieder zu vollkommenen Federn mangelt, und durch diese Aehnlichkeit macht das Stachelschwein die Schattirung zwischen den vierfüßigen Thieren und Vögeln. Es kan diese Stacheln durch Anziehung des Hautmuskels aufsträuben, und fast auf gleiche Art in die Höhe richten, wie der Pfau seine Schwanzfedern aufrichtet, und dieser Hautmuskel hat bey dem Stachelschweine gleiche Kraft

Der Corndu.

Dieses ist eben das Thier, welches Ximenes und nach ihm Hernandes, denen man die Kenntniß desselben schuldig ist, unter dem Mexikanischen Namen Hoitzlacuazin, welches so viel heißt als stachlichte Sarige, bekannt gemacht, und Markgraf unter seinem brasiliischen Namen Cuandu, angezeigt hat. Mit so wenigem Rechte es aber die Mexikaner eine stachlichte Sarige nennen, mit eben so wenigem macht man es zu einem Stachelschwein.

Der

Der Corndu ist weit kleiner als das Stachelschwein; sein Kopf ist dem Verhältnisse nach nicht so lang, und die Schnautze kürzer; er hat keinen Kamm auf dem Kopfe, und keine Spalte in der Oberlefze; seine Stacheln sind drey bis viermal so kurz und weit dünner; er hat einen langen Schwanz; er nähret sich vielmehr vom Fleisch als Früchten, und sucht die kleinen Thiere und das Federvieh zu belauren, dieses versichern wenigstens Markgraf und Piso, Hernandes hingegen meldet, daß der Hoitzlacuatzin von Obste lebe. Er schläft, wie der Igel, den Tag über, und streift zur Nachtzeit umher. Er klettert auf die Bäume, und hängt sich mit dem Schwanze an die Zweige, welches das Stachelschwein nicht thun kan. Sein Fleisch ist ein gutes Essen. Er läßt sich zahm machen; sein Aufenthalt ist gewöhnlich an erhabenen Gegenden; man findet ihn in der ganzen Strecke von Amerika, von Brasilien und Guiana an bis in Louisiane und in den südlichen Theilen von Canada, anstatt daß das Stachelschwein bloß in den heissen Ländern der alten Welt angetroffen wird. Da man ihm den Namen eines Stachelschweins gegeben hat, so hat man ihn auch mit dem Vermögen seine Stacheln zu verschiessen beehret.

Piso hat zwo verschiedene Gattungen unter dem Namen des grossen und des kleinen Cuandu angeführet. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß sie zu einer gehören. Uebrigens sind die Stacheln des Corndu mit langen Haaren untermengt.

Der Urson.

Der Urson unterscheidet sich von dem Stachelschweine hauptsächlich dadurch, daß er kleinere Stacheln hat, die grösstentheils unter langen Haaren verborgen sind; seine Schnautze ist auch nicht so dick und so lang; seine Ohren sind sehr klein und völlig vom Haare überdekt.

Die langen Haare sind sehr dick, und beynahe gerade und zwischen ihnen und den Stacheln findet sich ein Wollhaar von brauner Aschfarbe; sie werden an allen Theilen des Leibes gefunden, nur an den Füssen nicht. An den Lenden sind sie gegen sechs Zoll lang, sie sind schwarz und ihre Spitze hat eine gelblicht weisse Farbe. An den Füssen, an den Beinen, am Bauche und am Schwanze verliehren sich die Stacheln; diese Theile haben blos dichte Haare, wie Borsten, die von einer schwärzlicht braunen oder schwarzen Farbe sind.

Da dieses Thier von der Natur in die öden Gegenden von Nord-Amerika verwiesen war, und von Menschen entfernt lebte, so hatte es keinen Namen, und die Herrn Büffon und Daubenton haben ihm erst den Namen Urson gegeben, der theils an den ersten Entdecker dieses Landes Hudson erinnern, theils seine stachlichte und igelartige Natur anzeigen sollte.

Der Urson würde der stachlichte Bieber heissen können; er ist aus eben derselben Gegend, von gleicher Gröss, und beynahe von eben derselben Leibesbildung; er hat, so wie dieser, vorn im Kinnbacken zween lange, starke und scharfe Schneidezähne, und die Stacheln nicht gerechnet, die ziemlich kurz sind, eine doppelte Pelzdecke, wie der Bieber.

Dieses Thier scheuet das Wasser, und hütet sich vor dem Naß werden; es verbirgt sich, und macht sein Lager unter den Wurzeln hohler Bäume; es schläft viel, und lebt vornehmlich von Wachholderrinde; im Winter dient ihm der Schnee zum Getränke; im Sommer säuft es Wasser, und lekt solches, wie ein Hund. Die Wilden essen sein Fleisch, und bedienen sich seines Pelzwerks, nachdem sie die Stacheln ausgerissen haben, die sie anstatt der Steck- und Nähenadeln gebrauchen.

Es ist kein Zweifel, daß es eben das Thier seye, dessen Edwards, Ellis und Catesby unter dem Namen des Porcupine from Hudson's Bay, Porc épic de la

la Baie de Hudſen, erwähnen, und es möchte wohl auch das Thier ſeyn, ſo Seba unter dem Titel, ein beſonderes oſtindiſches Stachelſchwein, abgebildet und beſchrieben, und die Herren Klein, Briſſon und Linnäus in ihren Verzeichniſſen mit den vom Seba entlehnten Charakteren angeführt haben, indem es dem Seba mehr als einmal begegnet iſt, daß er amerikaniſche Thiere für oſtindiſche ausgegeben hat.

Der Tanrek, und Tendrak.

Die Tanreks oder Tendraks ſind kleine oſtindiſche Thiere, die ein wenig unſerem Igel gleichen, aber gleichwohl auch weit genug von demſelben entfernt ſind, um beſondere Gattungen vorzuſtellen. Dieſes beweiſet ſich dadurch, wenn man dieſelben auch nicht vor Augen gehabt und verglichen hat, daß ſie ſich nicht, wie die Igel in einen Klumpen zuſamen ziehen, und daß in eben denjenigen Gegenden, wo man die Tanreks antrift, als auf Madagaskar, auch Igel von gleicher Art, wie die unſrigen gefunden werden, die dort nicht den Namen Tanrek führen, ſondern Sora genennet werden.

Es hat das Anſehen, daß es zwo Arten, oder vielleicht zwo verſchiedene Raſſen von Tanreks gebe. Die erſte, die beynahe ſo groß als unſer Igel iſt, hat nach Proportion eine längere Schnautze, gröſſere und merklichere Ohren, und weit weniger Stacheln, als die andere, der in dem Büffoniſchen Werke, zum Unterſchied von der erſten, der Name Tendrak beygeleget worden iſt. Dieſer Tendrak iſt nicht gröſſer, als eine groſſe Katze; er hat eine kürzere Schnautze und kürzere Ohren, als der Tanrek; dieſer iſt mit kleinern, aber eben ſo dichten Stacheln bedekt, als der Igel; der Tendrak hingegen hat nur Stacheln auf dem Kopfe, dem Halſe und dem Widerriſſe; das übrige ſeines Leibes iſt mit einem ſteifen Haare bedekt, das den Schweinsborſten zimlich nahe kommt.

Dieſe kleine Thiere haben ſehr kurze Beine, und kommen daher nur langſam fort. Sie grunzen wie die Schweine, wälzen ſich im Kothe herum, lieben das Waſſer, und halten ſich länger darinn auf, als auf dem Lande. Man fängt ſie in den kleinen Kanälen des Salzwaſſers, und in Seelachen. Sie ſind überaus hitzig in der Liebe, und vermehren ſich ſehr. Sie graben ſich kleine Höhlen, begeben ſich hinein, und ſchlafen verſchiedene Monate hindurch. In dieſem Zuſtande der Erſtarrung geht ihnen das Haar aus, und wächſt nach ihrem Erwachen wieder. Sie ſind gemeiniglich ſehr feiſt; und obgleich ihr Fleiſch abgeſchmakt, langfaſericht und eckelhaft weichlich iſt, ſo halten es doch die Indianer für etwas herrliches.

Wenn des Seba Erinaceus americanus albus, den er von Suriname will bekommen haben, und der dem Tendrak ſo vollkommen gleichet, daß man nicht zweifeln kan, daß er eben daſſelbe Thier iſt, es auch wirklich iſt, ſo ſtekt ein gedoppelter Fehler in der Aufſchrift. Denn das Thier iſt weder amerikaniſch noch weiß, es iſt nur nicht völlig ſo braun, als unſer Igel.

Das Meerschweinchen.

Dieses kleine Thier, welches aus den warmen Landstrichen von Brasilien und Guinea zu uns gekommen ist, lebt dennoch und pflanzt sich in den gemäßigteren und so gar den kalten Himmelsstrichen fort, wenn man es verpfleget und vor der strengen Witterung in Sicherheit sezt. Sie vermehren sich erstaunlich, aber man hegt sie nicht in grosser Anzahl bey uns, weil der Nutze davon der Sorge, die man auf sie wenden muß, nicht entspricht. Denn ihre Haut ist fast gar nichts werth, und ihr Fleisch zwar eßbar, doch nicht sehr geschätzt.

Diese Thiere haben eine so hitzige und frühjährige Natur, daß sie sich schon in den ersten fünf oder sechs Wochen nach ihrer Geburt begatten. Doch wachsen sie nicht völlig aus, als nach acht oder neun Monaten. Inzwischen ist die Entwickelung ihrer festen Theile schon in den ersten fünf oder sechs Monaten vollendet, und sie nehmen nach dieser Zeit nur an scheinbarer Dicke und an Fette zu. Die Weibchen sind nur drey Monathe trächtig, und man hat einige schon in einem Alter von zween Monaten Junge werfen gesehen. Das erstemal werfen sie etwan vier oder fünfe; das zweytemal fünf oder sechs, und folgends sieben oder acht, ja bis zehn oder eilfe. Die Mutter säuget ihre Jungen nur zwölf, höchstens vierzehn Tage, und treibt sie von sich, sobald sie das Männchen wieder zuläßt, welches aufs späteste drey Wochen, nachdem sie geworfen hat, geschiehet, und wenn sie sich nicht absondern wollen, so mißhandelt sie der Vater und tödtet sie wohl gar. Ihre Vermehrung ist also erstaunlich geschwind und zahlreich, aber sie kommen eben so geschwinde wieder um. Kälte und Näsſe tödten sie. Sie lassen sich ohne Gegenwehr von den Katzen auffressen. Die Alten widersetzen sich nicht für ihre Jungen, ja nicht einmal für sich selbst. Sie äussern keinen Trieb der Empfindung merklich, als nur die Liebe, welche sie allein in einen solchen Zorn bringen kan, daß sie um eine Gattin kämpfen und wohl gar einander tödten. Ihr Schlaf ist kurz, aber öfters wiederholt. Sie fressen zu allen Zeiten des Tages und der Nacht, und der Trieb sich zu begatten ist so oft da, als sie gefressen haben. Sie trinken nimmer, doch lassen sie alle Augenblicke ihr Wasser. Sie nähren sich von aller Art Kräutern, doch am liebsten von Petersilien, welche sie der Kleyen, dem Mehl und dem Brodte selbst vorziehen. Doch lieben sie die Aepfel und anderes Obst auch sehr. Sie fressen hastig, wenig auf einmal, aber sehr ofte. Ihr Grunzen ist dem von einem Spanferkel sehr ähnlich. Sie haben auch eine Art von sanftem Murmeln, wodurch sie ihr Vergnügen ausdrücken, wenn sie bey dem Weibchen sind, und ein sehr scharfes Geschrey, wenn sie Schmerz empfinden. Wenn sie Frost empfinden, welches leicht geschiehet, so rennen sie zusamen und drängen sich aneinander, und man findet sie oft in einem Haufen erstarrt und todt. Sie sind von Natur fromm und zahm. Sie thun nichts Böses, aber sie sind eben so wenig fähig Gutes zu schaffen. Fromm durch ihr Temperament, folgsam durch ihre Wehrlosigkeit, gegen alles unempfindlich, scheinen sie nur eine Maschine zu seyn, die bloß zur Fortpflanzung eingerichtet, und nur da ist, um eine besondere Gattung von Thieren zu unterhalten.

Dieses Thier ist unförmlich. Kaum siehet man seine Beine. Der Hals verschwindet zwischen dem Kopf und Rumpfe. Die Schnautze ist stumpf, und der Hintertheil des Leibs endigt sich ohne Schwanz. Wenn es fortgeht, so wird der Leib länger, und wenn es in Ruhe ist, kürzer und breiter an den Seiten. Die Ohren würden ziemlich groß in die Augen fallen, da sie zudem steil aufstehen, wenn nicht das Haar am Hinterkopfe fast eben so lang wäre, und sie grossentheils verdekte. Sie sind rund und mehr breit als lang.

Unter allen Thieren haben der Haase und das Kaninchen die meiste Aehnlichkeit mit dem Meerschweinchen, insonderheit

heit in der Gestalt des Kopfes. Doch ist der Kopf des Meerschweinchens viel grösser im Verhältniß, die Ohren viel kürzer, die Stirne nicht ausgebogen rund, und das Ende der Schnauze viel dicker und breiter, und die Oberlefze viel höher. Die Lefze ist nur auf die Hälfte ihrer Höhe gespalten, die Oefnungen der Nasenlöcher sind rund, eins von dem andern entfernt. Die Augen sind rund, groß und vorstehend.

Sie haben nur vier Zähen an den Vorderfüssen, und drey an den Hinterfüssen.

Das Haar ist glatt, und fast einen Zoll lang. Es ist ganz von einer Farbe von der Wurzel an bis zur Spitze, aber die verschiedenen Theile des Körpers sind mit rothbraunen, weissen oder schwarzen Flecken bedekt, welche in der Grösse, Figur und Lage, wie überhaupt bey allen Hausthieren voneinander abweichen. Es gibt auch ganz weisse, andere haben nur rothbraune und weisse Flecken, auch findet man eine Verschiedenheit in der Stärke des Rothbraunen.

Ende des vierten Abschnittes.

Innhalt.

Der Hund. — — 1
Der Alco. — — 15
Der Dachs. — — 16
Der Hausmarder. — 19
Der Feldmarder. — 21
Der Iltis. — — 22
Das wilde Wiesel. — 23
Das gemeine Wiesel. 25
Der Tayra oder Galera. 26
Das Hermelin. — 27
Der Zobel. — — 28
Die Fossane. — — 31
Der Vansire. — — 32
Die Muffetten oder Stinker ebd.
(Coase, Courpate, Chinche und Zorille.)
Der Pekan und Wison. 34
Der Perouasca. — 35
Der Hamster. — ebend.
Der Zisel oder die Ziselmaus. 50
Der Zemni. — — 51
Das Eichhorn. — ebend.
Das Petitgris oder graue Eichhörnchen. — 53
Der Palmist, der Barbaresque, und Suisse. 54
Der Coquallin. — 55
Der Polatuche. — ebd.
Der Burunduk. — 57
Die Ratze. — — 58
Der Puk. — — 59
Die Maus. — — 60
Die grosse Feldmaus. ebd.
Der Campagnol oder die kleinere Feldmaus. 61
Die Wassermaus. — 62
Die Spitzmaus. — 63
Die Zwergspitzmaus. ebd.
Die Wasserspitzmaus. 64
Die Brasilianische Wasserspitzmaus. ebd.
Der Tukan. — ebd.
Der Maulwurf. — 65
Die Maulwurfsratze. 67
Der Siebenschläfer. 68
Die grosse u. kleine Haselm. 70
Der Sürmülot. — 71
Der Ondatra und Desman. 72
Der Pilori. — 74
Der Lemnig. — ebd.
Der Souslik. — 76
Die weisse Wasserratze. ebd.
Der goldfarbige Maulwurf. ebd.
Das Murmelthier. 77
Der Bobak und die übrigen Murmelthiere. 79
Der Gerbo oder Gerboisen. 80
Der Tarser. — 81
Der Phalanger. — 82
Der Sudrikate. — 83
Die Manguste. — ebd.
Der Raton. — 85
Der Coati. — 86
Der Bieber. — 87
Der Fischotter. — 92
Die Saricovienne. 94
Der Meerotter. ebd.
Der Igel. — 96
Das Stachelschwein. 98
Der Coendu. — 100
Der Urson. — 101
Der Tanrek und Tendrak. 102
Das Meerschweinchen. 103

Inhalt.

Nachricht, wie die Kupfertafeln zu binden.

T. LIX. LX.	—	—	pag. 8
LXI.	—	—	15
LXII.	—	—	21
LXIII.	—	—	61
LXIV.	—	—	58
LXV.	—	—	77
LXVI.	—	—	87

Drukfehler, welche den Text unverständlich machen könnten.

S.	Col.	Lin.	S.	Col.	Lin.
2	1	17 mußte.	41	1	19 vorl. verfällt.
ebd.	-	- 21 waren.	43	1	17 vorl. seinen.
3	2	15 gerade für lange.	ebd.	2	4 Hinterbeinen.
5	1	32 Spürhund für Spurhund, welches wir ein für allemal erinnern wollen.	50	2	8 Hamstermilbe.
			ebd.	-	22 Wühlen.
ebd.	-	- 46 Bengalischen.	54	2	21 vorl. Maule.
8	2	5 vorl. nach der kleinen.	55	2	19 blonden.
12	1	14 fleischfarb.	59	2	4 ägäischen.
13	1	16 unvermeidlich.	68	1	4 Loir.
ebd.	1	12 Bouffe.	76	1	1 Casan.
14	1	13 es nicht.	80	1	12 Tarser.
17	1	17 gemeiner.	88	2	5 vorl. über eingesenkt.
ebd.	-	49 Siebenschläfer für Meerkazen	90	2	20 vorl. müßten.
19	2	2 Jazwicc.	91	1	24 Illinesen.
20	2	18 bläsfer.	92	1	3 an seinem.
24	1	9 vorl. Furo, Furunculus.	ebd.	-	folg. Zeichen der.
25	2	6 vorl. die Wiesel haben.	100	1	die 2 erste Linien gehören an das Ende der zweyten Col. vom Stachelschwein, nach den Worten: gleiche Kraft.
26	2	vorl. Browus.			
31	1	15 Bieber.			
36	1	10 vorl. 35. Peruasca Silesieæ.	ebd.	-	7 vorl. Coendu für Corndu welcher Fehler auf der folg. S. noch einmal vorkommt.
ebd.		vorl. Rabanus.			
ebd.	2	13 nach nicht, sich.			
37	2	17 die für der.	102	1	1 Hudson.
38	2	28 f. sollen.	103	1	27 drey Wochen.

Naturgeschichte

aus

den besten Schriftstellern

mit Merianischen und neuen Kupfern.

Aelian. de Nat. Anim.

Ἐιδεναι γε μη ῥᾳθυμως τα προσοντα ἀυτων ἰδια ἑκαςῳ; και ὁπως ἐσπυδαθη ἀ μειον των ἀνθρωπων ἑκαςον των αλογων ζωων, ἐιη ἀν τινος πεπαιδευμενης Φρενος, και μαθυσης πολλα.

Fünfter Abschnitt der vierfüßigen Thiere.

Heilbronn
in der Eckebrechtischen Handlung.
1774.

Lepus .

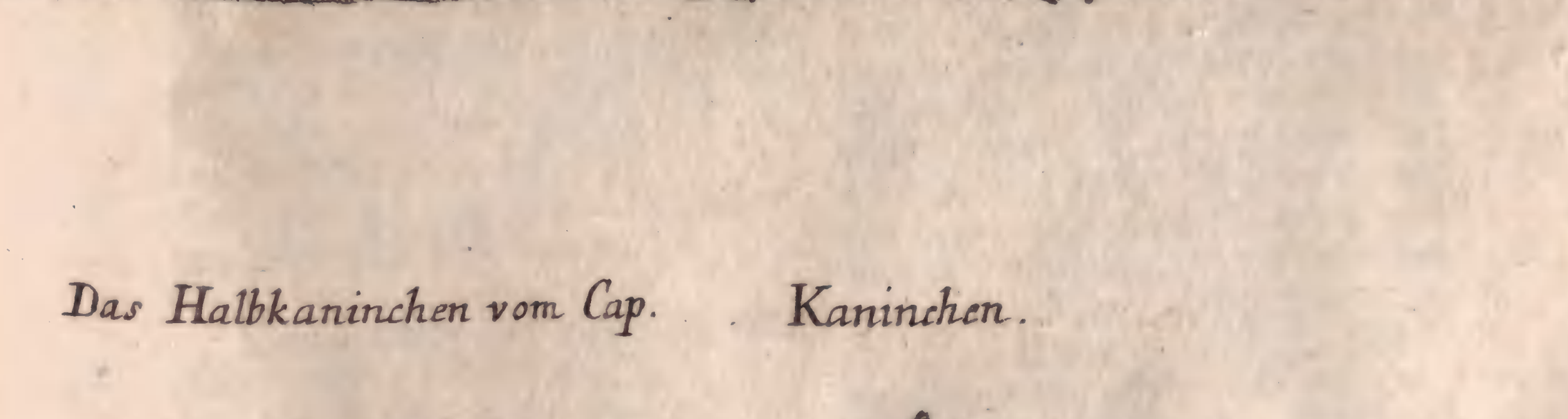
Haſe .

Das Angoriſche Kaninchen.

Der Agouti.

Das Halbkaninchen vom Cap.

Kaninchen.



Der Haase.

Die Haasen gehören zu denjenigen Thieren, deren Vermehrung ausserordentlich stark ist. Sie sind im Stande zu allen Zeiten zu rammeln, und gleich im ersten Jahre ihres Lebens. Die Satzhäsinnen tragen gemeiniglich nur dreyßig oder ein und dreyßig Tage. Sie setzen drey oder vier Junge, und so bald sie solche gesetzt haben, lassen sie die Rammler wieder zu. Sie lassen sie auch zu, wenn sie trächtig sind, und durch die besondere Bildung ihrer Zeugungstheile erfolget oftmals eine Ueberfruchtung. Denn die Mutterscheide und der Körper der Mutter gehen in eines fort; und es findet sich weder Muttermund noch Mutterhals, sondern die Mutterhörner haben jedes ein Mundloch, welches in der Mutterscheide ausgeht, und sich bey dem Satze erweitert. Diese beyden Hörner sind also zwo unterschiedene von einander abgesonderte Bärmütter, deren jede für sich, ohne die andere, wirken kann, so daß die Häsinnen zu verschiedenen Zeiten, durch eine jede von diesen Bärmüttern empfangen und setzen können.

Diese Häsinnen können also zu allen Zeiten trächtig und in der Brunst seyn; und daß sie eben so geil als fruchtbar sind, solches beweißt noch ein anderer sonderbarer Umstand bey ihrer Bildung. Sie haben die Eichel der weiblichen Ruthe hervorragen und fast eben so stark, als die Eichel an der männlichen Ruthe; und weil das Feigblatt fast nicht sichtbar ist, und die Rammler überdieses in ihrer Jugend weder Beutel noch Geilen aussen haben: so fällt es oftmals ziemlich schwer, den Haasen von der Häsin zu unterscheiden. Daher hat man auch gesagt, es gäbe bey den Haasen viele Zwitter; die Rammler setzten zuweilen Junge, wie die Satzhasen; es fänden sich einige darunter, welche eins ums andere Rammler und Satzhaasen wären, und wechselsweise deren Verrichtungen thäten; weil wirklich die Häsinnen, die oftmals brünstiger sind, als die Haasen, sie vorher eher bespringen, als sie von ihnen besprungen werden; und weil sie ausserdem ihnen dem Aeusserlichen nach so sehr ähnlich sind, daß, wofern man sie nicht recht in der Nähe betrachtet, man den Rammler für die Häsin, oder diese für jenen nehmen wird.

Die kleinen haben, wenn sie gesetzt werden, die Augen offen. Die Mutter säuget sie zwanzig Tage, worauf sie sich von ihr trennen, und selbst ihr Geäß suchen. Sie entfernen sich nicht weit von einander, noch von dem Orte, wo sie gesetzt worden. Indessen leben sie doch einsam, und machen sich ein jeder sein Lager in einer kleinen Entfernung, als von sechzig oder achzig Schritten, von einander. Sie ässen sich viel lieber bey der Nacht, als bey Tage; und zwar von Kräutern, Wurzeln, Blättern, Früchten, Korne und ziehen die Pflanzen vor, deren Saft milchicht ist. Sie nagen auch im Winter die Baumrinden ab, die Erle und Linde allein ausgenommen.

Sie schlafen oder ruhen den Tag über im Lager, des Nachts aber laufen sie herum, ässen und begatten sich. Man sieht sie beym Mondscheine mit einander spielen, hüpfen und hintereinander herlaufen. Die geringste Bewe-

gung aber ist genug sie zu stöhren. Sie fliehen, und zwar jeder nach einer andern Seite.

Der einige Magen des Haasen und der Blinddarm desselben sind überaus weit, daher ist es nicht wahrscheinlich, daß er wiederkauen sollte, wie einige Schriftsteller versichert haben.

Die Haasen schlafen viel und zwar mit offenen Augen. Sie haben keine Wimpern an den Augenliedern, und scheinen schlechte Augen zu haben. Hingegen haben sie ein sehr feines Gehör, und nach Verhältniß ihres Leibes ein unmäßig grosses Ohr. Sie rühren diese Löffel mit grosser Leichtigkeit. Sie bedienen sich derselben wie eines Steuerruders, um sich in ihrem Laufe zu richten, welcher so schnell ist, daß sie leichtlich allen andern Thieren zuvorkommen. Weil sie viel kürzere Vorder- als Hinterpfoten haben; so ist es ihnen viel bequemer Bergan, als Bergab zu laufen. Ihre Bewegung in ihrem Laufe ist eine Art von Galoppe. Sie laufen ohne ein Geräusch zu machen; weil ihre Pfoten sogar unten mit Haare bedeckt sind. Sie sind auch vielleicht die einzigen Thiere, welche inwendig im Maule Haare haben.

Die Haasen leben nur sieben oder höchstens acht Jahre. Sie erhalten fast ihren ganzen Wachsthum in einem Jahre. Man behauptet, die Rammler lebten länger, als die Häsinnen, diese Beobachtung aber ist nicht gewiß. Man höret nie eine Stimme von ihnen, als wenn man sie verwundet oder greift. Es ist kein scharfes Geschrey, sondern eine ziemlich starke Stimme, deren Klang dem Klang der Menschenstimme fast gleich ist. Sie sind sanftmüthig und einer Art von Erziehung fähig. Man macht sie leicht zahm; sie werden so gar liebkosend; sie ergeben sich aber niemals so sehr, daß sie könnten Hausthiere werden. Denn wenn sie auch im Hause erzogen sind, so fliehen sie aufs Feld, so bald sie die Gelegenheit dazu finden. Weil sie ein gutes Gehör haben, weil sie gerne auf ihre Hinterpfoten sitzen, und sich der Vorderpfoten als Arme bedienen, so hat man einige gesehen, die man abgerichtet hat, die Trommel zu schlagen, nach dem Takte Bewegungen zu machen u. d. gl.

Ueberhaupt fehlet es dem Haasen nicht an natürlichem Triebe zu seiner eigenen Erhaltung, noch an Schlauigkeit, seinen Feinden zu entwischen. Er macht sich ein Lager; er wählet sich im Winter die gegen Mittag liegenden Oerter, und im Sommer leget er sich gegen Norden. Ich habe, sagt du Fouilloux einen Haasen so boshaft gesehen, daß, sobald er das Waldhorn hörte, er von seinem Lager aufstund, und wenn er auch eine Viertelmeile davon gewesen wäre, nach einem Teiche lief, darinnen fortschwam, und sich in der Mitte desselben wiederum auf Binsen setzte, ohne im geringsten von den Hunden gejagt zu werden. Ich habe einen Haasen wohl zwo Stunden vor den Hunden laufen gesehen, welcher, nachdem er lange genug gelaufen hatte, einen andern auftrieb, und sich in sein Lager setzte. Ich habe andere gesehen, die zween oder drey Teiche durchschwammen, wovon der kleinste achzig Schritte breit war. Ich habe andere gesehen, die, nachdem sie wohl zwo Stunden gelaufen, unter der Thüre einer Schafhürde wegkrochen, und sich unter dem Viehe setzten und Männchen machten. Ich habe welche gesehen, die, wenn die Hunde sie jagten, sich unter eine Heerde Schafe begaben, welche durch die Felder gieng, und sie nicht verlassen wolten. Ich habe andere gesehen die sich in die Erde verbargen, wenn sie die Windspiele hörten. Ich habe andere gesehen, die auf der einen Seite der Hecke hinliefen, und auf der andern wieder zurückkehrten, so daß nur die Dicke der Hecke zwischen ihnen und den Hunden war. Ich habe andere gesehen, die, wenn sie eine halbe Stunde gelaufen, auf eine alte Maure von sechs Fuß stiegen, und sich in eine mit Epheu bedeckte Lücke von Holzwerke setzten. Ich habe andere gesehen, welche durch einen Fluß schwammen, der acht Schritte breit seyn konnte, und in einer Länge von zweyhundert Schritten wohl mehr als zwanzigmal vor mir hinüber und herüber giengen. Ihre gewöhnlichsten Listen sind nicht so fein, und nicht so weit gesucht; sondern sie begnügen sich nur schnell zu laufen, sich darauf zu wenden und einen Wiedergang zu thun. Ihren Lauf richten sie nicht wider den Wind. Die Häsinnen entfernen sich nicht so weit als die Rammler, und wenden sich nicht so sehr. Ueberhaupt entfernen sich alle Haasen, die an dem Orte selbst gesetzt worden, wo man sie jaget, nicht gerne davon; und wenn man sie zween Tage nacheinander jaget, so nehmen sie den andern Tag eben die Wege und Abwege, die

sie

sie den ersten genommen. Wenn ein Haase gerade fortgehet, so ist es ein Beweis, daß er fremd ist. Es kommen auch wirklich in der merklichsten Zeit ihres Rammelns, dem Jenner, Hornung und März, Rammler, denen es in ihrem Lande an Häsinnen fehlt, von vielen Meilen her solche aufzusuchen, und halten sich bey ihnen auf. So bald sie aber von den Hunden aufgetrieben werden, laufen sie nach ihrem Geburtsorte zurük, und kommen nicht wieder. Die Satzhaasen gehen niemals aus ihrer Gegend; sie sind gröſſer als die Rammler, haben aber nicht so viele Stärke und Hurtigkeit, und sind viel furchtsamer; denn sie erwarten die Hunde nicht im Lager so nahe bey, als die Rammler, und vervielfältigen ihre Listen und Abwege vielmehr. Sie sind auch viel zärtlicher und haben die Witterung viel leichter. Sie scheuen sich vor dem Wasser und Thaue. Da man hingegen unter den Rammlern viele findet, die man Sumpf- oder Bruchhaasen nennet, welche das Wasser suchen und sich in den Teichen, Moräſten, Brüchen und andern sumpfichten Oertern jagen lassen. Diese aber haben einen sehr übeln Geschmak, so wie alle die, welche die niedrigen Ebenen oder die Thäler bewohnen, ein unschmakhaftes und weißlichtes Wildpret haben.

Die Berghaasen sind viel gröſſer und dicker als die Feldhaasen; sie haben auch eine ganz andere Farbe, denn sie sind weit brauner am Leibe und haben mehr weiß unter dem Halse, als die Feldhaasen, die fast roth sind. In den hohen Gebirgen und in den nordlichen Ländern, werden sie den Winter über weiß, und nehmen im Sommer ihre ordentliche Farbe wiederum an, ob sie aber im Winter auch die Mäuse fangen und unter dem Schnee verfolgen, wie Pontoppidan von den Norwegischen versichert, weiß ich nicht, wenigstens sind ihre Zähne und Klauen nicht dazu gemacht. Daß sie aber unter den Schnee graben, und sich unter demselben fortäſſen, haben Jäger erfahren. Es finden sich nur einige, und das sind vielleicht die älteſten, welche beständig weiß bleiben. Denn sie werden alle zusammen mit dem Alter mehr oder weniger weiß. Inzwischen ist es nicht zu läugnen, daß man auch dann und wann in gemäßigten Gegenden, z. E. wie diese ist, in welcher gegenwärtiges Werk erscheinet, noch vor dem Winter weisse Haasen antrift, bey denen weder die Kälte, noch das Alter die Haare weiß gemacht hat. Vielleicht rechnet man aber diese weisse Haasen zu den ausserordentlichen Erscheinungen, wie die gehörnten Haasen des Gesners, von welchen er sagt, daß sie in Sachsen seyen gejagt worden, und theils gröſſere, theils kleinere Gehörne gehabt haben. Man kan Gesnern desto eher glauben, da man von diesen gehörnten Haasen noch hie und da in deutschen Cabinetten Köpfe zu sehen bekommen kan, und da sie auch neueren, z. E. Klein nicht fremd sind.

Die Haasen aus den heissen Ländern, aus Wälschland, Spanien und der Barbarey sind viel kleiner, als die in Deutschland und andern nordlichen Ländern. In Californien sollen sie, nach den Nachrichten eines Mitglieds von der Gesellschaft Jesu, die erst neuerlich in Mannheim herausgekommen sind, nur halb so groß seyn, als in Deutschland. Nach des Aristoteles Bericht waren sie auch in Egypten kleiner, als in Griechenland. Sie sind in allen diesen Himmelsgegenden auf gleiche Art ausgebreitet. Es gibt ihrer viele in Schweden, in Dännemark, in Polen, in Moskau; viele in Deutschland, England, Frankreich; in der Barbarey, in Egypten, in den Inseln des Archipelagus; in Lappland, wo sie zehn Monate des Jahres über weiß sind: Es scheint daher, daß ihnen die Himmelsgegenden beynahe einerley sind. Indessen bemerkt man doch, daß es in dem Morgenlande weniger Haasen gibt, als in Europa, und in dem mittäglichen Amerika wenige oder gar keine, obgleich ihrer in Virginien, in Canada, und so gar in den benachbarten Ländern an der Hudsonsbay und der magellanischen Straſſe sind. Allein die Haasen aus Nordamerika sind vielleicht von einer andern Art, als unsere Haasen. Denn die Reisenden sagen, sie wären nicht allein viel gröſſer, sondern ihr Fleisch wäre auch weiß, und von einem ganz andern Geschmacke, als unserer Haasen ihres. Sie setzen hinzu, diese nordamerikanischen Haasen haareten sich niemals und aus ihren Fellen machte man ein vortrefliches Pelzwerk. In den überaus heissen Ländern, als Senegal, Gambia, Guinea und vornemlich in den Gebieten Fida, Apam, Acra und einigen andern unter dem heissen Erdgürtel in Afrika und Amerika gelegenen Ländern, als in Neuholland und in denen auf der Landenge Panama findet man ebenfalls Thiere, welche die Reisenden für Haasen genommen

men haben, die aber vielmehr Arten von Kaninchen sind.

Weil die Haasenjagd ohne Zurüstung und ohne Unkosten geschiehet: so schickt sie sich für jedermann. Man geht des Morgens und des Abends an die Ecke des Waldes und wartet auf den Haasen, wenn er wieder in sein Lager kommt, oder daraus gehet. Man sucht ihn des Tages über an den Orten, wo er sein Lager hat. Wenn die Luft bey heiterem Sonnenscheine frisch ist, und der Haase wiederum in sein Lager kommt, nachdem er herumgelaufen ist: so machet der Dunst von seinem Körper einen kleinen Rauch, welchen die Jäger sehr weit wahrnehmen. Er läßt gemeiniglich sehr nahe an sich kommen; vornemlich wenn man sich stellet, als ob man ihn nicht sähe. Er fürchtet sich vor den Hunden mehr, als vor den Menschen; und wenn er einen Hund wittert, oder höret, so zieht er ganz von weitem aus. Ob er gleich viel geschwinder läuft, als die Hunde: so nimmt er doch keinen geraden Weg, sondern wendet sich und thut manchen Wiedergang um den Ort herum, wo er aufgetrieben worden ist. Dadurch rahmen ihn die Windspiele, die mehr nach dem Gesichte, als nach dem Geruch jagen, greifen und tödten ihn. Im Sommer hält er sich gern in den Feldern auf, im Herbste in den Weinbergen, und im Winter in den Gebüschen oder in den Gehölzen. Man kan ihn auch durch Raubvögel fangen lassen. Er wird von einer Art Eulen, les Ducs genannt, von Geyern, Adlern, Füchsen, Wölfen und Menschen bekriegt. Sein Wildpret ist vortreflich, zumal wenn er sich in Ländern die mit erhabenen Hügeln besetzt sind, oder auf bergichten Ebenen, wo der Feldkümmel und andere feine Kräuter im Ueberflusse wachsen, aufgehalten hat, und sein Blut ist unter allem Blut das süsseste. So lange der Haase auf dem Feld in Freyheit ist, wird er niemals sehr fett, hingegen stirbt er oftmals von gar zu grossem Fette, wenn man ihn zu Hause erziehet. Ob die Haasen gleich sonst je gröſſer sind, je kälter die Gegend ist, in welcher sie leben, so versichert doch Pontoppidan, daß sie in Norwegen weit kleiner seyen, als in Dänemark.

Der Zwerghaase Tschotuschka oder Sulgan.

An der Wolga gibt es, nach dem Berichte des Herrn Pallas, eine Art Zwerghaasen, die unter allen dortigen kleinen Steppenthieren die artigsten und besondersten sind. Sie sind nicht gröſser als eine Ratze, und haben doch alle Kennzeichen, auch beynahe die Farbe gemeiner Haasen, aber kürzere runde Ohren. Sie wohnen einzeln in buschigen und kräuterreichen Gründen, wo sie sich ziemlich tiefe Löcher mit einem oder mehreren Zugängen graben, und sich den ganzen Tag über darinnen verborgen halten. In der Dämmerung gehen sie ihrer Nahrung nach, und locken des Abends und bey Aufgange der Sonne mit einer lauten, dem Wachteltone fast ähnlichen Stimme, die man etliche Werste weit höret. Sie sind an beyden Seiten der Wolga, an der ganzen Samara herauf, am Kniel und am Jaik überall, bis da, wo die salzige Steppe angeht, zu finden. Einige legen diesem Thierchen von seiner Stimme den Namen Tschotuschka bey, die Tatarn aber nennen es Sulgan.

Es wirft zu Ausgange des Mayen vier bis sechs Junge, die in den ersten Tagen blind und kahl, aber schon ziemlich groß sind, und geschwind zunehmen. Im Winter macht es unter dem Schnee kleine Laufgräben auf dem Rasen, um seine Nahrung zu suchen. Im Sommer aber ist sein liebstes Futter das Laub vom Strauchklee, und saftigen Pflanzen. Seine Loosung, welche seine Höle leicht verräth, weil es dieselbe an gewissen Stellen, nicht weit von seiner Wohnung, beysammen abzulegen pflegt, ist sehr troken, und siehet wie Schroot oder Pfefferkörner aus. In den Abhandlungen der kayserlichen Akademie der Wissenschaften kommt dieses Thier unter dem Namen Lepus minutus vor.

Bey den Haasen ist noch anzumerken, daß sie wie die Kaninchen, Vögel, Fische, die Eigenschaft haben, ein Aug ohne das andere zu bewegen und also vor und hinter sich, in die Höhe und Tiefe zugleich sehen können. Hr Unzer führet aus dem Porterfield an, daß die Haasen, Kaninchen ꝛc. vielleicht darum so weit vorstehende, bewegliche Augen und zwar so weit an beyden Seiten heraus stehen haben, weil sie nothwendig mehr hin-

hinter sich mußten sehen können, um ihren Feind zu bemerken, indem ihre ganze Sicherheit in der Flucht bestehe, da hingegen ihre Verfolger die Hunde, die Augen vorn haben, und sie alle beyde allezeit auf einen Gegenstand richten müssen, um die Beute desto gewisser zu sehen.

Das Kaninchen.

Der Haase und das Kaninchen gleichen sich sowol nach dem Aeusserlichen, als Innerlichen sehr, aber sie vermehren sich nicht miteinander. Herr von Büffon hat Männchen von Kaninchen mit Häsinnen, und Haasen mit Weibchen von Kaninchen erziehen lassen. Allein diese Versuche haben nichts hervorgebracht. So bald sie ein wenig stark waren, wurden sie Feinde, und der beständige Krieg endigte sich mit dem Tode des jungen Haasen. Von zweenen ältern Haasen, die er jeden mit einem Kaninchen-Weibchen zusammen gesezt hatte, hatte der eine ein gleiches Schicksal, und der andere, der sehr hitzig und sehr stark war, und nicht aufhörte, das Kaninchen zu plagen, indem er es zu bespringen suchte, machte endlich, daß es von vielen Wunden oder gar zu harten Liebkosungen starb. Drey oder vier Kaninchen von verschiedenem Alter, die er auf gleiche Art mit Häsinnen zusammen setzen ließ, brachten sie in mehr oder weniger Zeit um; und weder die einen noch die andern haben etwas gezeugt. Indessen glaubt doch Herr von Büffon versichern zu können, daß sie sich zuweilen wirklich gepaaret haben; wenigstens hatte man oftmals Gewißheit, daß, ungeachtet des Widerstands des Weibchens, das Männchen seiner Begierde genug gethan; und man hatte mehr Ursache zu erwarten, daß von diesen Begattungen etwas hervorkommen würde, als von der Verliebung des Kaninchens und der Henne, wovon in der art d'élever les poulets geredet wird, und wovon nach des Verfassers Meynung, die Frucht mit Haaren bedeckte Küchlein, oder mit Federn bedeckte Kaninchen seyn müßten; da doch dieses nur ein fehlerhaftes oder gar zu hitziges Kaninchen war, welches sich, aus Mangel eines Weibchens, der Henne im Hause bediente, wie es sich einer jeden andern Sache würde bedienet haben.

Die Fruchtbarkeit des Kaninchens ist noch grösser, als der Haasen ihre; und diese Thiere vermehren sich in den Ländern, die ihnen anstehen, so sehr, daß das Erdreich zu ihrem Unterhalte nicht genug schaffen kan. Sie zerstöhren die Kräuter, die Wurzeln, das Korn, die Früchte, die Gewächse, und so gar die Stauden und Bäume; und wenn man wider sie nicht den Beystand der Iltisse und Hunde hätte, so würden sie die Menschen aus diesen Gefilden vertreiben. Das Kaninchen paart sich nicht allein öfter und bringt häufiger und in grösserer Anzahl Junge, als der Haase; sondern es hat auch mehr Hülfsmittel, seinen Feinden zu entgehen. Die Löcher, die es sich in die Erde gräbt, wohin es sich bey Tage flüchtet, und worinnen es junget, beschirmen es vor dem Wolfe, dem Fuchse und den Raubvögeln. Es wohnet darinnen mit seiner Familie in völliger Sicherheit; es erziehet und ernähret darinnen seine Jungen, bis sie ungefähr zween Monate alt sind, und läßt sie nicht eher herausgehen, als bis sie ganz erwachsen sind, und man sieht aus diesem bereits, daß das Kaninchen den Haasen an Schlauigkeit übertrift. Das Hauskaninchen aber überhebet sich einen solchen Zufluchtsort zu bauen, weil es nicht ähnlichen Unbequemlichkeiten, wie das Feldkaninchen, ausgesetzt ist.

Diese Hauskaninchen sind, wie alle andere Hausthiere, von mancherley Farbe. Das Weiß, das Schwarz und das Grau sind indessen doch die Hauptfarben, womit hier die Natur spielet. Alle wilde Kaninchen sind grau; und unter den zahmen Kaninchen ist dieses auch die herrschende Farbe.

Diese Thiere können in einem Alter von fünf oder sechs Monaten zeugen und werfen. Man versichert, daß sie in ihrer Liebe beständig sind, und daß sie sich gemeiniglich nur zu einem einzigen Weibchen halten. Es ist das Weibchen fast beständig in der Brunst, oder wenigstens im Stande, das Männchen zuzulassen. Es trägt dreyßig oder ein und dreyßig Tage, und bringt vier, fünf oder sechs, und zuweilen sieben bis acht Junge. Es hat, wie die Häsin, eine doppelte Bärmutter, und kan folglich zu zwoen Zeiten

Junge setzen. Doch scheint die Ueberfruchtung nicht so häufig zu seyn, als bey den Haasen; vielleicht aus eben der Ursache, weil die Weibchen nicht so oft ändern, weil ihnen weniger Zufälle zustossen, und weil sie sich weniger ausser der Zeit begatten.

Einige Tage vorher ehe sie jungen, graben sie ein neues Loch, nicht in gerader Linie, sondern Zikzak, an dessen Ende sie eine Ausholung machen Darauf raufen sie sich auf dem Bauche eine ziemliche Menge Haare aus, womit sie für die Jungen, die sie werfen wollen, ein Bette machen. In den beyden ersten Tagen verlassen sie dieselben nicht; sie gehen nicht eher weg, als wenn sie die Noth dazu treibt, und kommen gleich wieder, so bald sie ihre Nahrung zu sich genommen haben. Sie fressen in dieser Zeit viel und sehr geschwind. Sie warten und säugen ihre Jungen über sechs Wochen lang. Bis dahin kennet sie der Vater nicht; er geht nicht in das Loch, welches die Mutter gemacht hat. Oftmals stopfet sie auch selbst, wenn sie ausgeht und ihre Jungen darinnen läßt, den Eingang zu solchem mit Erde zu, welchen sie mit ihrem Harne angefeuchtet hat. Wenn sie aber anfangen, an den Rand des Loches zu kommen, und von der Kreuzwurz und andern Kräutern zu fressen, die ihnen die Mutter reichet; so scheinet der Vater sie zu erkennen; er nimmt sie zwischen seine Pfoten; er streicht ihnen das Haar glatt; er lecket ihnen die Augen; und sie haben alle, eines nach dem andern, gleichen Antheil an seiner Sorgfalt. In eben dieser Zeit erweißt ihm die Mutter viele Liebkosungen, und wird oftmals wenig Tage darnach wieder trächtig.

Der Herr de la Chapt du Moutier hat dem Herrn von Büffon folgende Bemerkungen mitgetheilt. Ich habe damit angefangen, daß ich nur ein Männchen und Weibchen allein gehabt habe. Das Männchen war ganz weiß, und das Weibchen ganz grau, und in ihrer Nachkommenschaft hat es vielmehr graue als andere, eine ziemliche Anzahl weisse und gemischte und einige schwarze gegeben. Wenn das Weibchen brünstig ist: so verläßt das Männchen solches fast nie. Sein Temperament ist so hitzig, daß ich ihn fünf oder sechsmal in weniger als einer Stunde sich mit ihr habe paaren sehen. Das Weibchen leget sich zur Zeit der Begattung mit dem Bauche auf die platte Erde, hat die vier Pfoten lang ausgestreckt und thut kleine Schreye, welche eher Vergnügen als Schmerz anzeigen. Ihre Art sich zu begatten ist der Katzen ihrer ziemlich ähnlich; jedoch mit dem Unterschiede, daß das Männchen sein Weibchen nur ganz wenig ins Genicke beißt. Die Vaterschaft wird bey diesen Thieren sehr in Ehren gehalten. Die Familie mochte sich noch so sehr vermehren; diejenigen auch, die ihrerseits wieder Väter wurden, waren stets unter dem Stammvater. So bald sie sich bissen, es mochte nun um ein Weibchen seyn, oder weil sie einander das Fressen streitig machten, so eilte der Großvater, wenn er Lärmen hörte aus aller seiner Macht hinzu; und sobald man ihn warnahm war alles wieder in Ordnung. Ertappte er einige im Kampfe: so brachte er sie wieder auseinander, und gab auf der Stelle gleich ein Beyspiel der Bestrafung Ich hatte sie gewöhnt, daß sie alle zusamen auf einen Pfeifenschall einkommen mußten. Wenn ich nun die Losung gab, und sie auch noch so entfernet waren; so sah ich, daß der Großvater sich an ihre Spitze stellte, und ob er gleich zuerst ankam, sie doch insgesamt erst einzeln vor sich vorbey ziehen ließ, und zuletzt hinein gieng.

Diese Thiere leben acht oder neun Jahre. Weil sie den gröSten Theil ihres Lebens in ihren Löchern in Ruhe und Friede zu bringen: so nehmen sie etwas mehr zu, als die Haasen. Das Fleisch der jungen Kaninchen ist sehr zart und leckerhaft; der Alten aber allezeit trocken und hart. Sie sind ursprünglich aus warmen Ländern. Die Griechen kannten sie; und es scheint, daß die einzigen Oerter in Europa, wo sie vor Alters gewesen, Griechenland und Spanien waren. Von da sind sie in gemäßigtere Gegenden versezt worden. In den kältern Ländern aber kann man sie nicht anders, als in Häusern aufziehen. Sie haben die übermäßige Wärme gern, denn man findet sie in den mittäglichsten Ländern von Asien und Afrika, und auch in den französischen Inseln von Amerika, die aus Europa dahin gebracht worden, und sehr wohl fortgekommen sind.

Die Hauskaninchen sind gemeiniglich viel grösser, als die wilden, und haben alle unter der Fußsohle ein rothes Haar. Es gibt Kaninche die man reiche nennt. Diese haben zum Theil weisses, zum Theil mehr oder weniger dunkles, schiefer-

ferfarbichtes oder braunes und schwärzlichtes Haar. Die kurzen und sanften Haare sind mäusegrau oder von blasser Schieferfarbe, das ist bläulicht. Die langen und dichten Haare haben zweyerley Farbe; die einen sind schwärzlicht oder von sehr dunkler Schieferfarbe; die andern weiß, so daß die Mischung des Weissen und Blauen oder Schwarzen auf verschiedenen Theilen des Leibes nicht einerley ist. Die Kaninchen von Angora sind von den andern Kaninchen nur durch die Beschaffenheit ihrer Haare unterschieden, die viel länger sind. Dieses Haar ist wellenförmig und so gar kraus wie Wolle. Von der äusserlichen Gestalt dieses Thieres wollen wir nichts sagen, da sie so bekannt, als der Haasen ihre, ist.

Der Tolai.

Dieses Thier ist um die See Baikal in der Tartarey sehr gemein, es ist ein wenig gröſſer als das Kaninchen, welchem es übrigens nach der Leibesgestalt, dem Haar, dem Gang, der Beschaffenheit, Geschmack und Farbe des Fleisches, wie auch der Gewohnheit sich Löcher in die Erde zu graben, gleichet. Es unterscheidet sich von demselben bloß durch den Schwanz, welcher um ein beträchtliches länger ist, als des Kaninchens seiner. Es ist dem Kaninchen auch in Absicht auf das Innerliche vollkommen gleich. Es scheint also, daß Rubruquis recht thut, daß er es ein Kaninchen mit langem Schwanze nennet.

Der Tapeti.

Der Tapeti scheinet eine sehr nahe angränzende Gattung, und vielleicht nur eine Varietät von der Gattung des Haasen oder des Kaninchens zu seyn. Man findet ihn in Brasilien und in vielen andern Gegenden von Amerika; dem europäischen Kaninchen gleichet er in Absicht auf die Gestalt; und dem Haasen in Absicht auf die Grösse und das Haar, welches bloß ein wenig bräuner ist; er hat sehr lange Ohren von eben der Gestalt wie die Haasen; sein Haar ist über der Stirne roth, und unter der Kehle weißlicht. Einige haben einen Ring von weissem Haar um den Hals, alle sind unter der Kehle, der Brust und dem Bauche weiß; sie haben schwarze Augen, und Knebelbärte, wie unsere Kaninchen, aber keinen Schwanz. Auch in Absicht auf die Lebensart, die Fruchtbarkeit und die Beschaffenheit des Fleisches, welches sehr gut ist, gleichet der Tapeti dem Haasen. Er wohnt in den Feldern oder Wäldern, wie der Haase, und gräbt sich keine Höhle wie das Kaninchen. Es scheinet, daß das Thier in Neuspanien, welches Fernandes unter dem Namen Citli angezeiget hat, mit dem brasilianischen Tapeti einerley Thier ist, und daß diese Thiere nur Varietäten von unsern europäischen Haasen sind, die durch Norden von einem festen Lande zu dem andern haben übergehen können.

Aperea.

Dieses Thier, welches sich in Brasilien befindet, ist weder Kaninchen noch Raze, und es scheinet von beiden etwas zu haben; es hat ungefähr einen Schuh in der Länge und sieben Zolle im Umfange; sein Haar hat die Farbe, die die Haare unserer Haasen haben, und ist weiß unter dem Bauche; es hat auch eine gespaltene Lefze; grosse Schneidezähne und Barthaare um das Maul und auf der Seite der Augen; aber seine Ohren sind gerundet wie der Ratzen ihre, und so kurz, daß sie keinen Queerfinger hoch sind; die Vorderbeine sind nur drey Zoll hoch, die hinteren sind ein wenig länger; die Vorderfüsse haben vier Zähen, die mit einer schwarzen Haut bedekt und mit sehr kurzen Nägeln versehen sind; die Hinterfüsse haben nur drey Zähen, davon der mittlere länger ist, als die beyden andern; der Aperea hat keinen Schwanz; sein Kopf ist ein we-

wenig länger, als des Haasen seiner, und sein Fleisch wie das Fleisch des Kaninchens, dem es in Absicht auf die Lebensart gleichet. Er verbirgt sich auch in Löcher, aber er gräbt nicht in die Erde wie das Kaninchen; er begibt sich lieber in die Ritzen von Felsen und Steine, als in Sand: auch kann man ihn leichter in seinem Schlupfwinkel fangen. Das Thier dessen Oviedo und Charlevoix unter dem Namen Cori erwähnen, könnte wohl einerley Thier mit dem Aperea seyn, und man könnte wohl in einigen Gegenden von Westindien diese Thiere im Hause erziehen; und dieses könnte die Ursache seyn, daß man rothe, weisse u. s. w. fände; Garcilasso sagt wenigstens, daß es in Peru Feld- und Hauskaninchen gäbe, welche denen in Spanien nicht gleichen.

Der Agouti.

Dieses Thier hat die Grösse eines Haasen, und ist von den meisten als eine Gattung von Kaninchen, oder von einer grossen Ratze angesehen worden. Es kommt aber mit diesen Thieren nur in sehr kleinen Merkmalen überein. Es hat ein steifes Haar, und grunzet eben wie das Schwein. Es zeiget eben dieselbe Gefräßigkeit, und frißt alles mit grosser Begierde. Wenn es gesättiget und voll ist, so vergräbt es hier und da die Ueberbleibsel seines Frasses, um sie im Falle der Noth wieder zu finden. Es richtet gerne Unfug an, und beißt und nagt an allem. Wenn man es böse macht, so sträubt sich das Haar auf seinem Kreutze, und es stampfet mit den Hinterfüssen hart auf die Erde. Sein Biß ist sehr schmerzend. Es gräbt sich kein Loch, und hält sich auch nicht auf der blossen Erde auf. Gemeiniglich wohnet es in hohlen Bäumen und in verfaulten Stämmen. Diejenigen, so sich in angebauten Gegenden aufhalten, nähren sich gemeiniglich von Obst, Patates und Manioc; die andern aber von Blättern und Wurzeln der Pflanzen und Stauden. Sie bedienen sich der Vorderpfoten um etwas anzugreifen und zum Munde zu bringen. Sie laufen mit einer grossen Schnelligkeit auf der Ebene und in die Höhe. Da aber die Vorderfüsse kürzer, als die hinteren sind, so würden sie überstürzen, wenn sie von Anhöhen herab ihren Lauf nicht aufhielten. Sie haben ein gutes Gesicht und sehr scharfes Gehör. Wenn man dem Agouti pfeift, so steht er stille, um zu horchen. Von denen die fett und gut gefuttert sind, ist das Fleisch kein übles Gerüchte, doch ein wenig hart. Zu seiner Jagd gebraucht man Hunde. Wenn man ihn unter abgeschnittene Zuckerrohre bringen kann, so ist er bald verloren, weil er nicht leicht zwischen dem Schilf und Rohr fortkommen kann. Ordentlicherweise flichet er den Augenblick, wenn er Hunde ansichtig wird, mit der grösten Geschwindigkeit davon, und flüchtet sich in seinen Schlupfwinkel, wo er sich verwacht, und hartnäckig verborgen bleibt. Man erfüllt aber den Ort mit Rauch, und wenn das Thier halb erstikt ist: so erhebt es ein schmerzhaftes und winselndes Geschrey, und kommt nicht eher zum Vorschein, als bis es nicht länger aushalten kann. Sein Geschrey, das es oftmals wiederholt, wenn man es beunruhigt oder böse macht, kommt mit dem Quiecken eines Ferkels überein. Wenn es jung gefangen wird, so wird es leicht zahm, bleibt bey dem Hause, geht allein aus und kommt von selbst wieder. Diese Thiere halten sich gemeiniglich in den Gehölzen und in den Heckengesträuchen auf. Die Weibchen suchen daselbst eine Stelle aus, um ein Lager für ihre Jungen zu bereiten. Sie werfen jährlich zwey oder dreymal, und, wie man sagt, nur zwey Junge auf einmal. Sie tragen ihre Jungen zween oder drey Tage nach ihrer Geburt von diesem Orte weg, und in Baumlöcher, wo sie nur wenige Zeit säugen. Die Jungen sind bald im Stande, ihrer Mutter zu folgen, und ihre Nahrung zu suchen.

Dieses Thier ist dem Ansehen nach für Amerika eigenthümlich. Es hat ein warmes Klima nöthig und hält sich auch bloß in den südlichen Districten von Amerika auf; doch kann es auch in gemäßigten Ländern z. E. Frankreich leben, wenn es vor der Kälte, und besonders im Winter an einem trockenen und warmen Orte verwahret wird.

Der Agouti ist von der Grösse eines Kaninchens. Sein Haar ist spröde und von brauner mit Roth, ein wenig untermenater Farbe. Er hat in der Oberlefze eine Spalte, einen noch kürzern Schwanz als das Kaninchen, eben so kurze, als brei-

breite Ohren, den obern Kinnbacken mehr hervorstehend, als den untern, eine Schnautze, wie der Siebenschläfer, Zähne, wie das Murmelthier, einen langen Hals, dünne Beine, und an den Vorderpfoten vier und an den hintern drey Zähen.

Der Akouchi.

Dieser ist in Guiane und den andern Gegenden des mittäglichen Amerika sehr gemein; er unterscheidet sich von dem Agouti, daß er einen Schwanz hat; er ist auch ordentlicherweise kleiner als der Agouti, und sein Haar ist nicht roth, sondern olivenfärbig; und dieses scheinen auch die einzigen Merkmäler zu seyn, wordurch sich diese beyde Thiere voneinander unterscheiden.

Der Paca.

Der Paca ist ein Thier der neuen Welt, das sich ein Loch in die Erde macht, wie das Kaninchen, mit welchem man es oft verglichen und mit dem es gleichwohl sehr wenig Aehnlichkeit hat. Es ist weit grösser, als das Kaninchen, und sogar, als der Haase; es hat einen dickeren und gedrungeneren Leib, einen runden Kopf, und eine kurze Schnauze; es ist feist und wohl gemästet, und gleichet vielmehr nach der körperlichen Bildung einem jungen Schweine, mit welchem es auch das Grunzen, den Gang, und die Art zu fressen gemein hat. Es bedienet sich der Vorderpfoten nicht, wie das Kaninchen um etwas zum Maule zu bringen, und wühlet, wie das Schwein, die Erde auf, um Nahrung zu finden. Es hält sich an dem Ufer der Flüsse auf, und wird nur in den feuchten und heissen Gegenden des südlichen Amerika angetroffen. Sein Fleisch ist sehr gut zu essen, und man ißt sogar die Schwarte davon. Die Jagd auf dasselbe dauert daher beständig, man hat aber Mühe, es lebendig zu fangen. Wenn man es in seinem Loche überraschet, das man von vorn und von hinten entdeckt, so vertheidigt es sich, und beißt so wüthend als hurtig um sich. Seine Haut, ohngeachtet das Haar kurz und steif ist, gibt ein zimmlich schönes Pelzwerk ab, indem sie an den Seiten regelmäßig schwarz, grau und weiß gefleckt ist.

Der Kopf des Paca hat gewissermassen die Gestalt eines Eyes, dessen kleines Ende da ligt, wo die Spitze der Schnautze ist. Die Unterlefze geht unter der Nase hervor und bekommt eine ansehnliche Länge; sie hat eine schräge Neigung nach hinten und nach unten und ist in der Mitte, in Form einer Haasenscharte gespalten. Die Nase ist breit, die Nasenlöcher liegen an den Seiten; die Oefnungen derselben sind länglicht nach oben ein wenig ein- nach unten ausgebogen, und von vorn nach hinten gerichtet. Die Ohren sind gerundet und kurz, die Barthaare aber sehr lang. Unter und ein wenig über dem hintern Winkel des Auges findet sich ein Haarzopf, der fast eben so dick und so lang als der Knebelbart ist. Der Hals ist mit dem Kopfe beynahe von gleicher Dicke; der Leib kurz und dick, das Haar bildet eine Aehre in der Gegend des Schwanzes, der bey diesem Thiere gänzlich mangelt. Die Beine sind kurz; jeder Fuß hat fünf Zähen, der Daum aber ist sehr klein, und man sieht nur die Klaue davon; die Zähen und Klauen an den Hinterfüssen sind grösser, als an den Vorderfüssen. Die Klauen sind gerade und von geringer Breite. Die weissen oder gelblichten Flecken sind rund und liegen an den Seiten des Thieres in verschiedenen länglichten Reihen, und einige davon berühren sich und machen einen an einander hangenden langen Streif aus, die Flecken sind auf einem schwarzen oder kastanienbraunen Grunde; unten aber ist das Thier matt gelblicht oder weißlicht.

Das Halbkaninchen vom Cap.

Wir haben die Kenntniß dieses Thieres dem D. Pallas zu danken, welcher es zuerst beschrieben hat. Denn das wenige, was man bey Kolben davon findet, der es ein Murmelthier nennet, weil ihm die Namen, die ihm die Holländer auf dem Vorgebirge geben, die es den Hundsdachs vom Vorgebirge, oder den Felsdachs, Kaapschdaßie, Klip-Daßje nennen, ungeschickt vorkamen, würde uns nicht viel belehren. Er hat es das Halbkaninchen vom Cap oder Cavia Capensis genennet, welcher leztere Name amerikanischen Ursprungs ist, und der Cavia Cobaya aus Brasilien oder dem Meerschweinchen, dem Agouti, Aperea, Paca und Capybara oder Cabiai beygelegt zu werden pflegen.

Dieses Thier hat die Grösse des gemeinen Murmelthiers, dem es auch an der Gestalt einigermassen ähnlich ist. Der Kopf ist stumpf, die Schnautze fast kegelförmig, zusammengedrukt, kurz und stumpf. Die Backen und der Hinterkopf sind wegen der starken Backenmuskeln dick, und das Fell ist am Kopfe dicht. Die Barthaare zu beyden Seiten an der Oberlefze, bestehen aus schwarzen Borsten, deren drey grössere, und eben so viel kleinere sind, so vor jenen stehen, ausser den einzeln stehenden Haaren gegen der Nase. Die untere Lefze ist auf beyden Seiten mit weißlichten, parallelstehenden Haaren, die unterwärts gekehrt sind, versehen. An der Kehle ist ein Büschel von dicken Borsten. Die Backenwarze ist mit zwey Borsten versehen; die an den Augbraunen sind unter allen am grösten, ungleich und schwarz. Die Nase ist nackend, und steigt mit ihrem Winkel durch die zweymal gespaltene Oberlippe herab. Die beyde obere Vorderzähne sind breit, und endigen sich in eine rundliche Spitze, sie sind etwas convex und von einander abstehend, zwischen welchen sich ein zwiefacher Lappen des Zahnfleisches befindet, der nach der Nase zu fortläuft. Die untern vier Schneidezähne stehen aneinander, sind breit und platt, abgestumpft und jeder zweymal gekerbt. Die Backenzähne sind von den Vorderzähen ziemlich entfernt.

Die untere Lefze ist mit einem dreyfachen Zaumbande befestigt, wovon auf beyden Seiten von der äusseren Grenze der Vorderzähne ein grösseres, und das dritte kleiner, in der Mitte befindlich ist. Die Augen sind von mittlerer Grösse, aber das mittlere Augenlied ist ansehnlich. Die äussere Ohren sind oval, offenstehend, werden von dem Fell halb versteckt, und sind, den Rand ausgenommen, der ganz breit nackend ist, haaricht und von bräunlicher Farbe.

Die Gliedmassen sind sehr kurz, denn die Schultern und Schenkel sind ganz im Fell verborgen. Die Fußsohlen sind nackend, und mit einer dunkelbraunen Schwiele überzogen. Der platte Theil des Fusses ist am Rande in vier Lappen getheilt, abgestumpft, und die Schwiele der Fußsohle steigt bis an die Lappen in die Höhe, oder beugt sich zurük, und beschützt sie, und über dem Ende eines jeden Lappens ist ein Eindruck in die Queere, oder eine merckliche Spur des Nagels.

Die beyden äusseren Zähen des Vorderfusses sind in zwey stumpfe Lappen vereinigt; der innere Zähe aber ist getrennt, und mit einem Nagel, welcher sich um die Spitze derselben herumlegt, bewafnet. Der Körper ist kurz, und der Stamm mehr zusammengezogen als bey den übrigen Halbkaninchen (Caviis), der Wanst ist sehr bauchig. Das Thier hat gar keinen Schwanz, auch nicht das geringste Merkmal desselben. Das Fell ist sehr dünne, zart, wollicht, am grösten Theil des Körpers inwendig weißlich, auswärts aschgrau, dichter gegen den Hinterkopf, am Hals und an den Schultern, aber gegen die Seiten und am Bauch weicher, dünner, und schmutzfärbig aus dem Aschgrauen ins Weisse fallend, auf dem Rücken nach der Länge dunkelfärbiger aus Haaren gemischt, die länger, rauher und schwarz, und an der Spitze graufalb, oder Haasenartig sind. Der Kopf ist auch fast ganz mit Haasenhaaren besetzt. Die äussere Füsse haben kurze und dichte Haare. Aus dem Felle ragen einige längere und ansehnlichere Haare hervor

Diese Thiere graben sich Gänge unter der Erde. Sie leben in grosser Menge an felsichten Orten des Vorgebirges, und werden leicht gefangen. Denn Kolbe erzälet, daß ein Hirtenjunge mit einem zu dieser Jagd abgerichteten Hunde täglich eine grosse Anzahl derselben gefan-

fangen. Das Fleisch dieser Thiere ist sehr schmackhaft, nicht ungesund, und wird gewöhnlich gebraten oder eingepöckelt gegessen. Ihr Gang ist kriechend, und ihre Stimme ein heller oftwiederholter Schall. Sie leben vornehmlich von Pflanzen und Wurzeln. Die einzelne Zähe der Hinterfüsse welche allein mit einem Nagel versehen ist, scheinet dazu vorhanden zu seyn, daß sie den Körper bewegen hilft, und die losgescharrte Erde hinter sich wirft.

Diese Thiere werden von sehr kleinen Läusen geplagt, denen die Länge des Kopfes, die Füsse, welche wie Scheeren aussehen, und die Haare von welchen auf jeder Seite zwey paare am Bauch vorhanden sind, unter dem Vergrösserungsglase eine besondere Gestalt geben.

Der Sarige oder Opossum.

Der Sarige oder Opossum ist ein amerikanisches Thier, welches vermittelst zweyer sehr sonderbarer Merkmäler von allen andern leicht zu unterscheiden ist. Das erste Merkmal ist dieses, daß das Weibchen unter dem Bauche eine weite Hehlung hat, in welche es seine Junge aufnimmt und säuget. Das andere ist, daß bey beyden, dem Männchen und Weibchen, die erste Zähe an den Hinterfüssen keinen Nagel und einen merklichen Abstand von den übrigen Zähen, auf die Art, wie der Daum an der Hand des Menschen hat, da gleichwol die vier andern Zähen an eben diesen Füssen eine gegen den andern anliegen, und mit krummen Nägeln, wie an den Füssen anderer vierfüßiger Thiere, bewehrt sind. Das erste Kennzeichen ist den mehresten Reisebeschreibern und Naturforschern in die Augen gefallen, allein das andere haben sie ganz und gar übersehen. Ein englischer Arzt, Edward Tyson, scheint es zuerst beobachtet zu haben. Er ist der einzige, der eine gute Beschreibung von dem Weibchen dieses Thieres geliefert hat, die unter dem Titel Carigueya, oder Marsupiale Americanum, or the Anatomy of an Opossum zu London 1689. gedruckt worden ist.

Bey dem Thiere, so Tyson vorhatte, war der Kopf sechs, der Leib dreyzehn, und der Schwanz zwölf Zolle lang. Die Vorderbeine waren sechs Zoll und die hinteren fünfthalb hoch. Der Leib hatte fünfzehn Zoll im Umfange. Die Breite des Kopfes zwischen den beyden Ohren war drey Zoll, und nahm immerfort bis an die Nase ab. Der Kopf hat mehr Aehnlichkeit mit dem Kopf eines Spanferkels, als eines Fuchses. Die Augenhöhlen sind in der Richtung der Ohren, nach der Nase zu, sehr eingebogen; die Ohren laufen rund zu, und sind ungefähr anderthalb Zoll lang; die Oefnung des Maules beträgt von einem der Lefzenwinkel bis an die Spitze der Schnautze dritthalb Zoll. An den Vorderfüssen sind fünf Zähen, und alle fünfe mit krummen Klauen bewafnet. Eben so viel sind an den Hinterfüssen, mit dem Unterschied, den wir oben angeführt haben. Alle diese Zähen sind unbehaart, haben einen Ueberzug von einer röthlichen Haut, und sind beynahe einen Zoll lang. Der Hand und Fußballen ist breit, und unter allen Zähen finden sich Knöllchen von hartem Fleische. Der Schwanz ist nur bey seinem Anfange in der Länge von zween bis drey Zollen mit Haaren bedeckt. Hierauf kommt eine schuppichte und glatte Haut, mit der er bis an die Spitze aus bekleidet ist. Diese Schuppen sind weißlicht, beynahe sechseckicht, und haben eine regelmäßige Lage. Sie sind insgesamt abgesondert, und mit einem kleinen Ringe von Haut, die bräuner als die Schuppe ist, eingefaßt. Die Ohren und Füsse sind ohne Haare. Jene sind so dünne, daß man von ihnen nicht sagen kann, sie seyen knorpelicht, sondern sie sind bloß häutlicht, wie die Flügel der Fledermäuse. Ihre Oefnung ist sehr groß, und der Gehörgang scheint sehr weit zu seyn. Der Oberkinnbacken ist ein wenig mehr als der untere verlängert, die Nasenlöcher sind weit, die Augen klein, schwarz, lebhaft

haft und hervorstehend, der Hals ist kurz, die Brust breit, der Knebelbart, so wie auch der Katze. Das Haar vorn vor dem Kopfe ist weisser und kürzer, als auf dem Leibe, wo es eine aschgraue Farbe hat, die auf dem Rücken und an den Seiten mit einigen kleinen Zöpfchen schwarzer und weißlichter Haare absticht; auf dem Bauche wird es bräuner, und an den Beinen noch dunkler. Unter dem Bauche des Weibchens ist eine Spalte, die zween bis drey Zolle lang ist. Diese Spalte wird von zwoen Häuten gemacht, die einen Beutel bilden, der von aussen mit einem Wollhaare, inwendig aber nur sparsam mit Haaren besetzt ist. Dieser Beutel schließt die Saugwarzen ein. Um an diesen zu saugen, schlupfen die Jungen, so bald sie gebohren sind, hinein, und nehmen die Gewohnheit, sich daselbst zu verbergen, so gut an, daß sie sogar, wenn sie gleich schon groß sind, ihre Zuflucht dahin nehmen, wenn sie gescheucht werden. Dieser Beutel macht allerhand auch spielende Bewegungen. Er thut sich auf und zu, wie es das Thier haben will. Die Mechanik in diesen Bewegungen wird vermittelst verschiedener Muskeln und zweener Knochen ausgeführt. Diese Knochen liegen vor den Schambeinen, mit welchen sie durch ihr unteres Ende zusammen haften. Sie sind ungefähr zween Zolle lang, und nehmen von ihrem Untertheile bis an das Ende immer ein wenig in der Dicke ab. Sie halten die Muskeln, von denen die Oefnung des Beutels bewirket wird, und dienen ihnen zur Unterlage. Die gegenwirkenden Muskeln sind da, um den Beutel zuzuschnüren und so fest zu verschliessen, daß man die Oefnung nicht anders sehen kann, als wenn man dieselbe mit Gewalt mit dem Finger erweitert. Dieser Beutel ist inwendig mit Drüsen übersäet, die eine gelblichte so übelriechende Substanz von sich geben, daß der ganze Körper darnach riecht, die aber getrocknet einen Wohlgeruch erlangt, der dem Geruche des Bisams zu vergleichen ist. Dieser Beutel ist inzwischen nicht derjenige Ort, wo die Jungen empfangen werden. Das Weibchen hat inwendig eine Gebährmutter, die in der That nicht von eben der Bildung, wie bey anderen Thieren ist, in der aber die Jungen empfangen, und bis auf den Augenblick ihrer Geburt getragen werden. Es sind verschiedene Theile in den Werkzeugen der Sarigen doppelt anzutreffen, die bey andern Thieren nur einfach sind. Tyson sagt, daß das Weibchen zwo Bährmutter, zwo Scheiden, zwey Mutterhörner, zwey fallopianische Trompeten und zwey Eyerstöcke habe. Die Eichel, sowohl an der Ruthe des Männchens, als des Weibchens, ist gespalten, und erscheint doppelt. Die Mutterscheide, die bey dem Eingange einfach ist, theilet sich nachher in zween Gänge u. s. w.

Der Sarige gehöret einzig und allein in den mittäglichen Gegenden der neuen Welt zu Hause. Nur scheinet es, daß er nicht so beständig, als der Tatu, an die heissen Erdstriche gebunden seye. Man findet ihn nicht nur in Brasilien, in Guiana, in Mexiko, sondern auch in Florida, in Virginien und in andern Gegenden dieses Landes, die eine gemäßigte Witterung haben. Er vermehret sich oft und in grosser Anzahl. Markgraf hat sechs lebendige Jungen in dem Beutel eines Weibchens gesehen, die ungefähr zween Zoll in der Länge hatten, viele Bewegungen machten, und des Tages verschiedenemale aus dem Beutel hervorkamen, und wieder hinein krochen. Bey ihrer Geburt sind sie noch weit kleiner. Viele Reisebeschreiber versichern, daß sie, wenn sie aus der Bährmutter hervorkommen, um in den Beutel einzugehen, und an den Zitzen sich fest zu saugen, sie nicht grösser als Fliegen sind. Es scheinet also, daß die Bährmutter, so zu reden, nur der Ort zur Empfängniß, zur Bildung und zu der ersten Entwickelung der Feuchte ist, die ihr Wachsthum in dem Beutel vollenden, wo sie gleich nach ihrer unzeitigen Geburt sich hinbegeben. Es gibt Schriftsteller, welche behaupten, daß sie viele Wochen nacheinander an der Saugwarze kleben bleiben; andere sagen, ihr Aufenthalt in dem Beutel währe nicht länger als den ersten Monath ihres Lebens. Man kann mit leichter Mühe diesen Beutel an der Mutter öfnen, und die Jungen besehen, ja sie ohne ihnen dadurch Leid zu thun, berühren. Sie lassen von dem Saugwärzchen, das sie in der Schnautze haben, nicht loß, als bis sie stark genug sind, zu gehen. Alsdenn fallen sie freywillig in den Beutel hinab, und kommen darauf heraus, um herumzulaufen und ihren Unterhalt zu suchen. Sie gehen zum öftern wieder hinein, um zu schlafen, zu saugen, oder sich vor Gefahr zu verbergen. Die Mutter fliehet alsdenn, und trägt sie mit sich weg. An ihrem Bauche siehet man niemals eine Zunahme in der Dicke, ausser wenn

sie

Der Paca.

Tab: LXVIII.

Der weibliche Sarige.

Der maennliche Sarige.

Die maennliche Marmose.

Der Cayopollin.

Die weibliche Marmose.

Der Phatagin.

Der Pangolin.

sie bereits seit geraumer Zeit geworfen hat und ihre Jungen schon groß sind. In der Zeit ihres wirklichen Trächtigseyns merket man kaum, daß sie voll ist.

Dieses Thier hat einen schlechten Gang und langsamen Lauf. Man sagt sogar, daß ein Mensch es einholen kann, ohne sich im Laufen anzugreifen. Aber es klettert mit einer ungemeinen Leichtigkeit auf die Bäume. Es verstekt sich in dem Laubwerke, um Vögel zu erhaschen, oder es hängt sich auch wohl bey dem Schwantze auf, dessen Ende voller Muskeln und biegsam ist, so daß es die Körper, die es ergreift, damit kneipen und sogar mehr als einmal umschlingen kan. Bisweilen bleibt es eine geraume Zeit in dieser Stellung, unbeweglich, mit hangendem Körper, den Kopf nach unten gekehrt, und richtet seine Augen und seine Erwartung auf das kleine Wildwerk, so etwan vorüber gehen möchte. Ein andermal schwinget es sich hin und her, um von einem Baum auf den andern zu springen. Es ist zwar fleischfressend, und begierig nach Blute, welches es gerne aussaugt, es frißt aber auch beynahe alles, was ihm vorkommt, kriechende Thiere, Insekten, Zuckerröhre ꝛc. ja wohl gar Blätter und Rinden. Man kan es wie ein Hausthier unterhalten; es ist weder beißig noch wild, und wird ohne viel Mühe zahm gemacht. Es macht sich aber durch seinen Gestank eckelhaft, an welcher Eigenschaft es den Fuchs übertrift und seiner Eulenohren, seines Schlangenschwanzes und seines bis an die Augen aufgerissenen Mauls nicht zu gedenken, so hat sein Körper beständig ein schmutziges Ansehen, weil das Haar weder glatt noch kraus ist, eine fahle Erdfarbe trägt, und mit Koth bedeckt zu seyn scheinet. Sein übler Geruch hat in der Haut den Sitz, das Fleisch selber aber ist kein unrechtes Essen, und die Wilden jagen dieses Thier deßwegen sehr gerne.

Sarige, oder Carigueya ist der Name dieses Thiers auf den brasilianischen Küsten. Es ist das nemliche Thier, welches Seba einen orientalischen Philander nennet, ob es gleich bloß in dem westlichen Indien angetroffen wird. In Paraguay nannte man dieses Thiere männliches und weibliches Geschlechts Taiibi, in Brasilien gab man den Namen Taiibi bloß dem Männchen, und den Namen Carigueya welches Sarigueja ausgesprochen wird, dem Weibchen. Bey dem Hernandes heißt es Tlaquatzin. In den inneren Landstrichen von Brasilien wird es Japatiima, beym Maffei, Cerigon, Chiurca und Chucia nach dem Oviedo und Opossum oder Opassum hin und wieder genennet. Herr von Linnee hat es unter dem Namen Marsupialis n. I. Didelphis u. s. f. beschrieben.

Die Marmose.

Die Marmosenart scheint eine Nachbarinn von der Gattung des Sarige zu seyn. Sie sind aus einerley Gegend in eben demselben Welttheile, und diese beyden Thiere gleichen sich in der Gestalt des Körpers, in der Bildung der Füsse, in dem Schwantze, der sich um andere Körper schlingt, in dem grösten Theile seiner Länge mit Schuppen bedeckt und nur bey seinem Anfange behaart ist, und endlich in der Ordnung der Zähne, die bey ihnen in grösserer Anzahl, als bey andern vierfüßigen Thieren sind. Die Marmose aber ist weit kleiner als der Sarige, sie hat eine noch spizere Schnautze; das Weibchen hat keinen Beutel unter dem Bauche, sondern es finden sich nur bey demselben zwo länglichte Falten in der Nachbarschaft der Schenkel, zwischen welchen die Jungen ihre Stelle einnehmen, um sich an die Saugdrüsen anzuschmügen. Die Zeugungsglieder sowohl der weiblichen als männlichen Marmose, kommen mit diesen Theilen der Sarige der Bildung und Lage nach überein: die Eichel von der Ruthe des Männchens ist, wie bey dem Sarige, gespalten, und ligt in dem After; eben diese Oefnung scheint auch bey dem Weibchen die Oefnung des Wurfs zu seyn.

Die Geburt der Jungen scheint noch frühzeitiger bey den Marmosen, als bey den Sarigen zu seyn; sie sind kaum so groß, als kleine Bohnen, wenn sie gebohren werden, und sich darauf an die Saugwarzen hängen; die Würfe selbst sind auch zahlreicher, und Herr von Büffon hat zehen kleine Marmosen, jede an einer Saugdrüse hangen gesehen, und doch waren noch vier unbesetzt.

Die Marmose besitzt eben dieselben natürlichen Triebe und Sitten, welche dem Sarige eigen sind. Beyde graben sich Löcher in der Erde aus, um einen Ort der Zuflucht zu haben, beyde hängen sich mit ihrem Schwantze an Zweige der Bäume und schiessen von da auf Vögel und kleine Thiere herab. Sie fressen auch Obst, Beeren und Wurzeln, jedoch sind sie noch begieriger nach Fischen und Krebsen, die sie, wie man sagt, mit dem Schnautze fischen. Dieser Umstand aber ist sehr zweifelhaft, und stimmt sehr schlecht mit der natürlichen Dummheit zusammen, die man diesen Thieren vorwirft, die nach dem Zeugnisse der meisten Reisebeschreiber, weder zu rechter Zeit sich zu bewegen, noch zu fliehen oder sich zu wehren wissen.

Die Augen der Marmose sind mit einem schwärzlichten Streife eingefaßt; die Gegend des Knebelbarts ist von brauner Farbe. Die Scheitel, der Hinterkopf, der Obertheil und die Seiten des Halses, die Schulter, der Rücken, der obere Theil von den Seiten des Leibes, das Kreuz, der Anfang des Schwanzes und die auswendige Fläche des Arms, des Vorderarms, des Schenkels und des Beins, haben eine vermischte aschgraue und falbe Farbe, die übrigen Theile sind von weißlichter Farbe, die an den Seiten des Leibes und des Halses, zwischen dem Aschgrauen, auf dem Obertheile des Leibes, und der weißlichten Farbe des Untertheils mit leichten falben Sprenkeln durchschattiret ist; die Gegend zwischen den Augen und das Stirnblatt haben ebenfalls eine falbe Farbe. Der Schwanz ist nur in der Länge von ungefähr dreyen Linien mit Haare bewachsen; der ganze übrige Theil ist mit sechs kleinen Schuppen besetzt, das Haar an den Füssen ist ungemein kurz und von weißlichter Farbe, die sehr leichte falbe Schattirungen hat. Die Zähen und Klauen kommen mit des Sarige seinen überein.

Der Cayopollin.

Der Cayopollin ist grösser und hat keine so spitze Schnautze und einen längern Schwanz als die Marmose, und scheint näher mit ihr, als mit der Sarigenart verwandt zu seyn. Seine Ohren, sagt Fernandes, sind dünn und durchsichtig, sein Bauch, seine Beine und Füsse weiß; die Jungen schliessen sich an die Mutter fest, wenn sie schüchtern sind, und diese läuft mit ihnen die Bäume hinan. Diese Thiere sind sich einander in vielen Stücken gleich, in der Bildungsart der innern und äussern Theile, in den überzähligen Knochen des Backens, in der Gestalt der Füsse, in der vorzeitigen Geburt, in dem langen und beständigen Anhangen der Kleinen an den Zitzen, und endlich in den andern natürlichen Eigenschaften; sie sind alle drey aus der neuen Welt, und aus eben demselben Erdstriche; und ist eines so häßlich, so übelriechend, so langsam und so dünn, als das andere.

Der Obertheil dieses Thieres ist von einer Aschfarbe, die falb und grau untermischt ist; einen schmalen Streif von schwärzlichter Farbe der mitten über die Stirne gehet, einen ähnlichen Rand um die Augen, und das Stirnblatt, welches von aschfärbig-grauer Farbe ist, ausgenommen. Der Untertheil hat eine sehr blasse gelblichte oder gar weisse Farbe. Die längsten Haare halten etwan fünf Linien. Der Schwanz ist auf einen Zoll und zehen Linien mit Haaren bewachsen, und übrigens mit Schuppen, die verhältnißmäßig grösser, als an der Marmose sind, bedeckt, zwischen welchen man einige kleine Haare wahrnimmt.

Der Philander von Surinam.

Dieses Thier ist aus eben der Himmelsgegend als der Sarige die Marmose und der Cayopollin, und ihre Art grenzt an jener und des Phalangers ihre. Sibylle Merianin hat zuerst eine Figur und kurze Anzeige desselben mitgetheilt. Hernach hat Seba die Figur der Merianin für das Weibchen, und für das Männchen eine neue Figur mit einer Beschreibung herausgegeben: Dieses Thier, sagt er, hat sehr glänzende Augen, die mit einem Ring von dunkelbrau-

Tamandua . î .

Tab: LXIX.

Tamandua guacu . Tamanoir, oder
der groſse Ameiſenfreſſer.

Der Fourmiller oder der groſe Ameiſenfreſſer.

Tatu ſeu Armadillo .

braunen Haaren umgeben sind; der Leib ist mit einem weichen Haar, oder vielmehr mit einer Art von gelbrother oder rother Wolle bedeckt, die auf dem Rucken helle ist; die Stirne, die Schnauze, der Bauch und die Füsse sind von einem weißlichten Gelb; die Ohren sind nakend und ziemlich steif; auf der Oberlippe und über den Augen sind lange Haare; in Gestalt eines Knebelbartes; seine Zähne sind wie des Siebenschläfers; auf dem Schwanz, welcher nackend und von blasser Farbe ist, sind bey dem Männchen dunkelrothe Flecken, die man bey dem Weibchen nicht bemerkt; die Füsse gleichen den Affenhänden, die vordern haben vier Zähen und einen Daum, die mit kurzen und stumpfen Nägeln versehen sind; anstatt daß an den Hinterfüssen nur der Daum einen platten und stumpfen Nagel hat, die vier andern aber mit kleinen scharfen Nägeln bewafnet sind. Das Grunzen der Jungen von diesen Thieren ist der Ferkel ihrem ziemlich ähnlich. Die Zitzen der Mutter gleichen denen von der Marmose. Diese Philander bringen fünf oder sechs Junge zur Welt, sie haben einen sehr langen Schwanz, mit dem sie andere Körper fassen können. Die Jungen steigen auf den Rücken ihrer Mutter und halten sich darauf, indem sie ihren Schwanz um den Schwanz der Mutter schlingen, in dieser Lage, welche ihnen gemein ist, trägt sie dieselbe und bringt sie mit eben so vieler Sicherheit als Leichtigkeit von einem Ort zu dem andern. Daher nennet sie auch Herr P. Müller Schwanzratzen, so wie man die Sarigen ꝛc. Beutelratzen nennet.

Die Ameisenfresser.

Es sind in dem südlichen Amerika drey Gattungen von Thieren vorhanden, die eine lange Schnauze, einen von Zähnen entblößten Rachen und eine runde lange Zunge haben, welche sie in die Ameisenhaufen hinein stecken und wieder hervorziehen, um die Ameisen einzuschlingen, von denen sie sich vornehmlich nähren.

Der erste von diesen Ameisenfressern wird von den Brasilianern Tamandua guacu, das ist, grosser Tamandua, und von den Franzosen, die sich in Amerika niedergelassen haben, Tamanoir genennet. Er hat von dem Ende der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes ungefähr vier Fuß in der Länge, einen Kopf von vierzehn bis fünfzehn Zoll, eine sehr verlängerte Schnauze, einen dritthalb Fuß langen Schwanz, der mit spröden und über einen Schuh langen Haaren verhüllet ist, einen kurzen Hals, einen schmalen Kopf, kleine schwarze Augen, gerundete Ohren und eine dünne Zunge von mehr als zwey Schuhen, die er in den Rachen zurück schlängelt, wenn er sie völlig einzieht. Seine Beine sind nur einen Fuß hoch; die Vorderbeine sind ein wenig höher und dünner als die hintern. Er hat runde Füsse; die vorderen sind mit vier Klauen bewaffnet, von denen die mittleren die grösten sind; die Hinterfüsse haben fünf Klauen. Sowol am Schwanze, als auf dem Leibe sind die Haare schwarz und weißlicht untermengt. Auf dem Schwanze liegen sie in Gestalt eines Busches; das Thier drehet denselben nach dem Rücken zu überwärts, und bedecket sich den ganzen Leib damit, wenn es schlafen oder sich vor Regen oder Sonne beschützen will. Die langen Haare am Schwanze und auf dem Leibe sind in ihrer ganzen Länge nicht rund, sondern an der Spitze platt und spröde, wie verdorrtes Gras, anzufühlen. Das Thier schüttelt den Schwanz öfters und mit einer heftigen Bewegung, wenn es böse ist. Ist es hingegen ruhig, so läßt es ihn im Gehen nachschleppen. Die Haare an den vordern Theilen seines Leibes sind nicht so lang, als an den hinteren; diese lezteren sind nach hinten, und die andern nach vorne gerichtet. An den vordern Theilen findet sich mehr weisses, und an den hintern mehr schwarzes; man trift auch einen schwarzen Streif auf der Brust an, der sich zu beyden Seiten des Leibes verlängert, und auf

dem Rücken bey den Lenden endiget. Die Hinterfüsse sind beynahe schwarz, und die vordern beynahe weiß, nebst einem grossen schwarzen Flecken nahe bey ihrer Mitte. Der Tamanoir geht langsam, und ein Mensch kan ihn leicht im Laufen einholen. Seine Füsse scheinen nicht sowol zum Gehen, als zum Ersteigen der Bäume und zum Anpacken runder Körper, gemacht zu seyn. Er umklemmt auch einen Ast oder einen Stock mit solcher Kraft, daß es unmöglich ist, ihm denselben wegzureissen.

Das andere nennen die Amerikaner schlechtweg Tamandua. Es ist viel kleiner als der Tamanoir, und von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes nur ungefehr achtzehn Zolle lang, der Kopf hat eine Länge von fünf Zollen, seine Schnautze ist länglicht und nach unten gebogen; es hat einen Schwanz von zehen Zollen, der am Ende kahl ist, gerade aufstehende und einen Zoll lange Ohren und eine runde Zunge die acht Zoll lang ist, und inwendig in dem Unterkinnbacken in einer Art von Rinne liegt; seine Beine sind nicht viel höher als vier Zoll, seine Füsse sind wie des Tamanoirs gebildet, und die Vorderfüsse haben wie bey jenem vier und die hinteren drey Klauen. Er klettert und kneipt eben sowol, als der Tamanoir, und geht eben so schlecht; er bedekt sich nicht mit dem Schwanze, er verbirgt aber, wenn er schläft, seinen Kopf unter dem Halse und den Vorderbeinen.

Das dritte von diesen Thieren wird von den Eingebohrnen in Guiana Uatiriuau und in dem Büffonischen Werke zum Unterscheid Fourmiller (der kleine Ameisenfresser) genennt. Es ist von der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes nur sechs oder sieben Zoll lang. Der Kopf ist zween Zoll lang, und die Schnautze nach diesem Verhältnisse weit weniger, als am Tamanoir oder Tamandua, verlängert; sein Schwanz beträgt sieben Zolle, und die Spitze desselben, worauf keine Haare sind, ist niederwärts gekrümmt; seine Zunge ist schmal, ein wenig platt und ziemlich lang; der Hals geht beynahe ganz ein; der Kopf hat gegen den Körper gehalten, eine ansehnliche Grösse; die Augen liegen niedrig und in einer geringen Entfernung von den Winkeln des Maules, die Ohren sind klein und in dem Haare verstekt, die Beine sind nur drey Zoll hoch, die Vorderfüsse haben nicht mehr, als zwo Klauen, von denen die äussere weit dicker und länger, als die inwendige ist, und die Hinterfüsse haben viere. Das Haar auf dem Leibe ist ungefehr neun Linien lang, es ist weich anzufühlen, und von einer glänzenden Farbe, nemlich roth und mit einem lebhaften Gelb vermengt; die Füsse sind nicht zum Gehen, sondern zum Klettern und Anpacken gemacht. Dieses Thier steigt auch auf die Bäume, und hängt sich mit dem Ende seines Schwanzes an die Zweige an.

Diese drey Thiere (denn obgleich Seba von sechs Gattungen spricht, so liefert er nur von fünfen eine Beschreibung, und unter diesen hat er auch den Ysquiepatl oder das Stinkthier, woraus man sehen kan, wie wenig ihm zu trauen ist) bey denen die Grösse und die Verhältnisse des Körpers so ungemeine Verschiedenheiten machen, haben nichts desoweniger in der Bildung und den natürlichen Gewohnheiten vieles miteinander gemein. Sie nähren sich alle drey von Ameisen, und stecken auch ihre Zunge in Honig und in andere flüssige und klebrichte Sachen hinein; sie sammeln ziemlich hurtig Brodkrumen und kleine Stücke von gehaktem Fleisch auf, und man kan sie mit leichter Mühe zähmen und aufziehen; sie können eine geraume Zeit ohne Nahrung leben; sie schlucken nicht alle Feuchtigkeit hinunter, die sie im Trinken zu sich nehmen, sondern ein Theil davon fällt zurük und rinnet durch die Nasenlöcher; den Tag über schlafen sie gemeiniglich, und des Nachts verändern sie ihren Aufenthalt; sie gehen sehr schlecht, und ein Mensch kan sie an einem freyen Orte im Laufe leicht überholen. Die Wilden essen ihr Fleisch, ob es gleich übel schmäkt.

Man sollte den Tamanoir von ferne für einen grossen Fuchs ansehen, und darum haben ihn auch einige Reisebeschreiber den amerikanischen Fuchs genannt. Er ist stark genug, sich gegen einen grossen Hund, und so gar wider den Jaguar zu wehren. Wenn er von ihm angegriffen wird, so tritt er den Kampf in aufgerichteter Stellung an, und vertheidigt sich, wie der Bär, mit seinen Vordertatzen, die mit ihren Klauen gefährliche Wunden machen; hierauf wirft er sich auf den Rücken, um die Füsse, wie die Tatzen zu gebrauchen, und in dieser Stellung ist er beynahe unüberwindlich; er kämpfet hartnäckig bis aufs äusserste, und läßt von seinem Feind, so gar wenn er ihn umgebracht hat, sehr

lange

lange hernach erst los; er thut mehr Widerstand im Kampfe, als ein anderes Thier, weil er ein grosses dichtes Haar und ein ungemein dickes Leder zur Bedekung, im Fleische wenig Gefühl und ein sehr hartes Leben hat.

Diese drey Thiere sind in den heissesten Erdstrichen von Amerika, nemlich in Brasilien, in Guiana, im Amazonenlande u. s. f. zu Hause. Man findet sie nicht in Canada, noch in andern kalten Ländern der neuen Welt, und man muß sie also nicht in der alten wieder finden wollen. Kolbe und Desmarchais haben zwar berichtet, daß es deren in Afrika gäbe, allein sie haben vermuthlich den Pangolin, oder die schuppichte Eidexe mit den Ameisenfressern vertauscht.

Der Pangolin und der Phatagin.

Man kennet diese Thiere insgemein unter dem Namen der schuppichten Eidexen. Allein diese Thiere gehören zu nichts weniger als den Eidexen, welche kriechende Eyerlegende Thiere sind, anstatt daß der Pangolin und Phatagin, wie man sie in dem Lande ihrer Heimath nennet, vierfüssige Thiere sind, und lebendige Junge gebähren.

Alle Eydexen sind über und über mit einer glatten und gefleckten Haut bedekt, auf welcher die Sprenkel Schuppen vorstellen. Der Pangolin aber und Phatagin haben keine Schuppen unter dem Halse, unter der Brust, noch unter dem Bauche. Der Phatagin ist, wie alle andere vierfüssige Thiere, an diesen untern Theilen des Leibes behaart; der Pangolin hat nur eine glatte Haut ohne Haare. Die Schuppen, die alle übrige Theile von dem Leibe dieser beyden Thiere überkleiden, kleben nicht ganz an der Haut, sie sind blos mit ihrem Untertheile in dieselbe eingeheftet, und hängen daran ungemein fest; sie sind beweglich, wie die Stacheln des Stachelschweins, und erheben sich oder legen sich nieder, wie es dem Thiere beliebt; sie fahren in die Höhe wenn es böse ist, und sträuben sich noch mehr, wenn es sich, wie der Igel in eine Kugel zusammen rollet. Diese Schuppen sind so dick, so hart und so spitzig, daß sie allen Raubthieren die Lust zum Angriffe benehmen, sie sind ein Panzer, der zugleich verlezt, und nach dem Maasse seines Widerstandes Wunden macht; selbst der Tiger, der Panther u. s. f. geben sich vergebliche Mühe, diese Thiere zu verschlingen, sie treten darauf, sie rollen sie fort, aber zu gleicher Zeit machen sie sich schmerzhafte Wunden, so bald sie dieselben ergreifen wollen, sie können ihnen weder mit Gewalt etwas anhaben, noch sie zerquetschen, noch durch die Beschwehrung mit ihrem ganzen Gewichte ersticken. Der Fuchs, der sich fürchtet, den zusammen gerollten Igel mit dem Gebisse anzufassen, zwinget ihn doch, sich auszustrecken, indem er mit den Füssen auf ihn tritt, und ihn mit einer ganzen Schwehre drücket; so bald sich der Kopf sehen läßt, erhascht er denselben bey der Spitze der Schnauze, und bringt den Igel um; allein der Pangolin und Phatagin können allen Feinden Troz bieten.

Uebrigens nehmen diese Thiere, wenn sie sich zusammen schliessen, keine einförmige Kugelform an, ihr Leib wird ein runder Klumpen, aber ihr dicker und langer Schwanz bleibt auswendig, und dient dem Leibe zu einem Reif oder Bande. Dieser auswendige Theil, bey dem diese Thiere dem Anscheine nach gefaßt werden könnten, schüzt sich selber; er ist oben und unten mit scharfen Schuppen besezt, und da er nach oben rund erhaben, unten platt, und beynahe, wie eine halbe Pyramide gestaltet ist, so sind die winklichten Seiten mit Schuppen bedekt, die in Form eines Winkelmessers nach einem rechten Winkel umgebogen sind.

Der Pangolin ist grösser als der Phatagin, und gleichwol ist sein Schwanz weit kürzer; seine Vorderfüsse sind bis zu Ende aus mit Schuppen besezt, anstatt

statt daß die Füsse des Phatagins und so gar ein Theil seiner Vorderbeine ohne Schuppen und behaart sind. Der Pangolin hat auch grössere, dickere, erhabenere und weniger eingekerbte Schuppen, als der Phatagin, dessen Schuppen mit drey sehr scharfen Spitzen bewehrt sind, anstatt daß des Pangolins seine keine Spitze und eine einförmige Schärfe haben. Der Phatagin hat an den untern Theilen Haare, und der Pangolin hat gar keine unter dem Leibe, allein zwischen den Schuppen, die seinen Rücken bedecken, schiessen einige dicke und lange Haare, wie Schweinsborsten, hervor, die dem Phatagin fehlen, und diese Verschiedenheiten sind beständig.

Der Pangolin ist, wenn er seinen völligen Wuchs erreicht hat, sechs, sieben bis acht Schuh lang, worunter die Länge des Schwantzes mit begriffen ist. Der Schwantz welcher mit dem Körper beynahe gleich lang ist, scheint, wenn das Thier jung ist, eine geringere Länge zu haben; die Schuppen sind gleichfalls nicht so groß, dünner und bläsſer von Farbe, werden dunkler, wenn das Thier erwachsen ist, und so hart, daß sie eine Musketenkugel abhalten. Der Phatagin ist weit kleiner; alle beyde haben einige Aehnlichkeiten mit dem Tamanoir und Tamandua, oder Tamandua-i wie er auch genennet wird. Sie leben, wie diese, bloß von Ameisen; sie haben eine sehr lange Zunge, einen engen Rachen ohne sichtbare Zähne, einen ungemein langen Leib, einen ebenfalls sehr langen Schwantz und an den Füssen Klauen, fast von eben der Grösse und Bildung, aber von ungleicher Anzahl. Der Pangolin und Phatagin haben an jedem Fusse fünf Klauen. Der Pangolin und Phatagin finden sich in Ostindien und Afrika, wo sie bey den Negern den Namen Quogelo haben. Diese essen ihr Fleisch, welches sie leckerhaft und gesund finden; die Schuppen gebrauchen sie zu verschiedenen kleinen Geräthschaften. Uebrigens haben der Pangolin und Phatagin nichts Widriges an sich, als ihre Bildung; sie sind sanftmüthig, thun niemand Leid und verursachen keinen Schaden; ihr Unterhalt bestehet blos in Insekten; sie laufen langsam und können dem Menschen nicht anders entwischen, als wenn sie sich in Felslöcher oder Gebäude verkriechen; die sie unter der Erde graben und wo sie ihre Jungen ablegen. Es sind nicht sehr zahlreiche Gattungen, und scheinen vorhanden zu seyn um den ersten Abfall von der Bildung der vierfüßigen Thiere zu der von den Kriechenden zu machen.

Es ist übrigens kein Wunder daß man diesen Thieren den Namen der schuppichten Eidexen beygelegt hat, daß sie in ihrer Gestalt so viele Aehnlichkeit mit der Eidexe, einen kleinen Kopf, einen kurzen und dicken Hals, einen langen Leib, kurze Beine, und einen sehr langen Schwanz haben.

Die Schnautze bey dem Pangolin ist länglicht, und hat eine dünne Spitze, die Nase hat Aehnlichkeit mit einer Hundsnase, die Augen sind sehr klein, und die Gehörgänge befinden sich in der Nachbarschaft der Augen und haben keine Schnecke. Die Klauen an den Vorderfüssen sind grösser, als die an den Hinterfüssen; die mittelste ist die längste, die letzte an jeder Seite ist kleiner, als die vor der letzten, und an den Vorderfüssen ist die Klaue, die sich an der auswendigen Seite der Mittelzähe findet, grösser, als die Klaue an der inneren Seite. Bey dem Phatagin ist die Klaue des Daums an den Hinterfüssen und vornehmlich die an den Vorderfüssen kleiner, und von der Klaue der ersten Zähe weiter, als bey dem Pangolin, entfernt.

Die Zunge ist, nach dem Desmarchais, mit einer salbenartigen und zähen Feuchtigkeit benetzt, durch deren Geruch die Insekten, wenn das Thier dieselbe in ein Loch eines Ameisenhaufens stecket, oder sie platt auf die kleine Heerstrasse dieser Thiere leget, angelocket werden, und alsobald herzu laufen sollen. Auf dieser Feuchtigkeit bleiben sie alsdenn kleben, und wenn das Thier merkt, daß es eine gute Ladung hat, so ziehet es seine lange Zunge ein und thut sich gütlich.

Die Tatus.

Die Tatus sind ein gantzes Geschlecht von Thieren, zu welchen man verschiedene Arten zählen kann, die verschieden, und eine von der andern abgesondert sind. Bey allen ist das Thier mit einer harten Schale belegt, die in ihren Bestandtheilen knochenartig ist. Diese harte Schale bedekt den Kopf, den Hals, den Rücken, die Weichen, das Kreuz und den Schwanz bis ans Ende hinaus, und hat selbst wieder eine dünne, glatte und durchsichtige Haut von aussen zur Ueberdecke, die einzigen Theile, über welche sich diese Schale nicht erstrekt, sind die Kehle, die Brust und der Bauch, die eine weisse und körnichte Haut, von Ansehen, wie die Haut einer gepflükten Henne, dem Auge darbieten. Betrachtet man diese Theile mit Aufmerksamkeit, so siehet man von Stelle zu Stelle Anfänge zu Schuppen, die eben solche Bestandtheile, wie die harte Schale des Rückens, enthalten. Die Haut dieser Thiere beginnet also so gar an den Stellen, wo sie am geschmeidigsten ist, knochenhaftig zu werden, allein die Verhärtung zum Knochen kommt nur da völlig zu Stande, wo die Haut am dicksten ist. Die Schale, womit alle obere Theile überlegt sind, besteht nicht aus einem Stücke, wie bey der Schildkröte. Sie ist auf dem Leibe in verschiedene Gürtel abgetheilt, die einer mit dem andern durch eben so viel Häute zusammen hänzen, welche bey dieser Rüstung ein wenig Bewegung und Spielkraft zulassen. Die Anzahl dieser Gürtelstreifen hängt nicht von dem Alter des Thieres ab, sondern ist nach den verschiedenen Gattungen oder wenigstens Abarten, verschieden.

Der Pater von Abbeville hat die Tatus durch Beywörter unterschieden, und gibt eine zimmliche Anzeige von sechs Arten. Zu der ersten gehöret der Tatu-uassu, welcher der zu seyn scheinet, der in dem Büffonischen Werke Kabassu heißt; zur andern der Tatuete; zur dritten der Tatu-peb, welcher der Tatupeba, oder Cucuberbto des Markgrafs ist; zur vierten der Tatu-apar; zur fünften der Tatu-ninchum, der unten Cirquinçon genennet wird; zur sechsten der Tatu-miri, der kleinste von allen und eben derselbe vielleicht, der bey Herrn von Büffon den Namen Cachikame hat.

Bey allen diesen Arten, den Cirquinçon ausgenommen, hat das Thier zween beinerne Schilder, einen auf den Schultern, und den andern auf dem Kreutze. Diese beyden Schilder bestehen jeder aus einem einzigen Stücke, da hingegen der Panzer, der den Leib bedekt, und gleichfalls von Knochen ist, der Queere nach eingeschnitten, und in mehr oder weniger Reife abgetheilt ist, die sich schieben lassen, und durch eine bewegliche Haut von einander abgesondert sind.

Der Apar, oder Tatu mit dreyen Reifen.

Dieser hat einen länglichen und beynahe pyramidenförmigen Kopf, eine spitze Schnautze, kleine Augen, kurze und runde Ohren, und der Oberkopf ist mit einer Schildhaube von einem einzigen Stücke bedeckt. An jedem Fusse sind fünf Zähen. An den Zähen der Vorderfüsse sind die beyden Klauen in der Mitte ungemein groß, die beyden zur Seite sind kleiner, die fünfte, welche die äusserste, und wie ein Hahnensporn gestaltet ist, ist noch kleiner als die andern. An den Hinterfüssen sind die fünf Klauen kürzer und von gleicher Länge. Der Schwanz ist sehr kurz, seine Länge beträgt nur zween Zoll, und er hat rund herum eine hornharte Schale. Der Leib ist einen Schuh lang, und acht Zoll ist seine gröste Breite. Der Panzer, der ihn bedeckt, hat vier Fugen oder Abtheilungen, und besteht aus drey beweglichen und queerliegenden Reifen, die

es dem Thiere verstatten, sich zu krümmen und in die Ründe zusammenzuziehen. Die Haut, welche die Fugen bildet, ist sehr geschmeidig. Die Schilder, so die Schultern und das Kreutz bedecken, sind aus fünfeckichten Stücken zusammengesetzt, die sehr artig geordnet sind. Die drey beweglichen Reife zwischen diesen beyden Schildern bestehen aus viereckichten oder zugleich länglichten Stücken, und jedes Stück ist mit kleinen linsenförmigen Schuppen von gelblichtweisser Farbe besetzt. Wenn sich der Apar schlafen legt, oder wenn ihn jemand anrührt, so bringt er, nach dem Markgraf, seine vier Füsse gleichsam in einen einzigen Punkt zusammen, biegt seinen Kopf unten an Bauch, und nimmt eine so vollkommene Kugelgestalt an, daß man ihn alsdann vielmehr für eine Seemuschel, als für ein Landthier halten sollte. Dieses so feste Zusammenklemmen geschicht vermittelst zweener grossen Muskeln, die er an den Seiten des Leibes hat, und der stärkste Mensch hat Mühe, ihn voneinander zu zwingen und gerade zu machen. Man trift ihn in Amerika häufig an.

Der Eucubert, oder der Tatu mit sechs Reifen.

Dieser übertrift den Apar an Grösse. Der Obertheil seines Kopfes, seines Halses und des gantzen Leibes, die Beine und der Schwanz in ihrem gantzen Umfange, sind mit einer ungemein harten knöchernen Schale überlegt, die aus verschiedenen zimlich grossen Stücken nach einer sehr artigen Ordnung zusammengesetzt ist. Er hat zween Schilder, das eine auf den Schultern und das andere auf dem Kreutz, beyde aus einem Stücke. Bloß über dem Schulterschilde hinaus findet sich in der Nachbarschaft des Kopfes ein beweglicher Reif zwischen zwoen Fugen, welcher macht, daß das Thier den Hals zu biegen im Stande ist. Der Schulterschild erhält seine Bildung von fünf parallelen Reyhen, die aus Stücken bestehen, welche eine fünf- oder sechseckigte Figur haben, und sich in eine Art von Ovale einschliessen. Der Panzer des Rückens wird in sechs nicht gar weit voneinander abliegende Reife abgetheilt, welche unter sich, und mit den Schilden durch sieben aus einer geschmeidigen und dicken Haut bestehende Fugen zusammen hangen. Diese Reife sind aus zimmlich grossen viereckigten und länglich viereckigten Stücken zusammen gesetzt. Auf der Fugenhaut schiessen einige weißlichte Haare von eben der Art hervor, als unter der Kehle, der Brust und dem Bauche gleichfalls nur sparsam zu sehen sind. Alle diese unteren Theile haben nur eine Haut mit kleinen Tüpfelchen und keine Schaale von Knochen wie die obern Theile des Leibes, zur Bedeckung. Der Schild auf dem Kreutze hat einen Rand, von dem die Einlegung (Mosaique) eben wie an den beweglichen Reifen beschaffen ist, und besteht, was sein übriges betrift, aus Stücken, die sich von denen auf dem Schulterschilde wenig oder nichts unterscheiden. Der hornharte Deckel des Kopfes ist lang, breit und bis an den beweglichen Reif des Halses von einem einzigen Stücke. Der Eucubert hat eine spitze Schnautze, kleine eingesunkene Augen, eine schmale und spitzige Zunge, kahle kurze Ohren ohne Haar und ohne eine schalichte Einfassung, und von eben der braunen Farbe, dergleichen die Gelenkhäute des Rückens haben. Er hat in jedem Kinnbacken achtzehn Zähne von mittlerer Grösse, an jedem Fusse fünf Zähen, mit zimmlich grossen am Ende gerundeten und mehr schmalen als breiten Nägeln, einen Kopf und Rüssel, ungefähr wie das Spanferkel, und einen Schwanz, der bey seinem Anfange dicke ist, aber immer bis an sein Ende abnimmt, wo er sehr dünne ist und rund zuläuft. Die Farbe des Leibes ist ein röthlichtes Gelb. Gemeiniglich ist das Thier dick und fett, und das Zeugungsglied ragt bey dem Männchen sehr hervor. Es wühlet mit einer ungemeinen Leichtigkeit, sowohl mit seinem Rüssel, als seinen Klauen, die Erde auf, und macht sich einen Bau, worinnen es sich den Tag über aufhält, und woraus es nur des Abends hervorkommt, um seine Nahrung zu suchen. Es sauft oft, und lebt von Früchten, Wurzeln, Insekten und Vögeln, wenn es derselben habhaft werden kann.

Der Tatuete oder der Tatu mit acht Reifen.

Der Tatuete, den Hernandes Aiotochtli und Clusius Tatu oder Armadillo heißt, ist bey weitem nicht so groß, als der Cucubert. Er hat einen kleinen Kopf, gerade und ein wenig länglichte Ohren, und dem Verhältnisse nach einen noch längern Schwanz und nicht so niedrige Beine, als der Cucubert. Er hat kleine schwarze Augen, vier Zähen an den Vorderfüssen, und fünfe an den hinteren. Der Kopf ist mit einer Schildhaube, die Schultern sind mit einem Schilde, das Kreuz ist mit einem andern Schilde, und der Leib mit einem Panzer von acht beweglichen Reifen bedekt, welche unter sich selber und mit den Schildern durch neun Fugen von geschmeidiger Haut zusamen hangen. Der Schwanz ist gleichfalls mit einer harten Schale bekleidet, welche aus acht beweglichen Reifen besteht, die durch neun Fugen von geschmeidiger Haut geschieden sind. Die Farbe des Panzers auf dem Rücken ist eisengrau; auf den Seiten und dem Schwanze ist sie weißgrau mit eisenfarbenen Flecken. Der Bauch ist mit einer weißlichten Haut bedekt, worauf sich kleine körnerartige Erhebungen und hier und da Haare finden. Das Thier dieser Art, welches Marggraf beschrieben hat, hatte einen Kopf von dreyen Zollen in der Länge; seine Ohren waren beynahe zween Zolle lang, seine Beine ungefehr drey Zolle hoch, seine beyden mittleren Zähen an den Vorderfüssen waren einen, und die Klauen einen halben Zoll lang. Der Leib von dem Halse bis an den Anfang des Schwanzes hatte sieben, und der Schwanz neun Zoll in der Länge. Die harte Schale der Schilder schien mit kleinen weissen erhabenen und breiten Tüpfelchen, als mit Linsen, übersäet zu seyn. Die beweglichen Reife, welche den Panzer des Leibes bilden, sind mit dreyeckigten Figuren bezeichnet. Diese Hornhaut ist nicht hart. Die kleinste Kugel ist hinreichend, um sie durchzuschiessen, und das Thier zu tödten, dessen Fleisch ungemein weiß und sehr gut zu essen ist.

Der Cachicame oder der Tatu mit neun Reifen.

Der Cachicame hat einen kleinen langen und schmalen Kopf, eine ungemein verlängerte, sehr dünne und in eine Art von Rüssel ausgehende Schnauze, ein grosses Maul, kleine und an den Seiten des Kopfes liegende Augen, lange und wenig von einander abstehende Ohren, einen Schwanz in Form eines sehr langen und spitzigen Kegels, kurze Beine und kleine Füsse. An den Hinterfüssen finden sich fünf Zähen, und an den vordern viere; die mittleren Zähen sind an den lezten weit länger, als die andern; die nach aussen liegende mittlere Zähe ist länger, als die nach der inwendigen Seite; die dritte Zähe an den Hinterfüssen ist die längste; die vierte ist etwas kürzer, als die zweite; die erste und die fünfte sind die allerkürzesten, und liegen eine gegen der andern über. Die Klauen sind lang, gelblicht, schmal, beynahe platt, und ein wenig gekrümmt.

Die grösten Stücke der knöchernen Decke liegen auf der Schulter und dem Kreutze. Der Schild auf den Schultern erstrekt sich vorwärts bis an den Kopf, hinterwärts bis an den Rücken, und zu beyden Seiten bis an den Ellenbogen herunter. Er ist aus kleinen aneinander haftenden und in siebenzehn Reihen liegenden Stücken zusamen gesezt. Diese Reihen sind in einigem Abstande oberhalb den untern Rändern des Schildes deutlich abgetheilet, auf den untern Rändern aber und mitten auf dem Schilde laufen einige zusamen, so daß man ihrer daselbst nur ungefehr vierzehn zählet. Alle Reihen laufen krumm, wie ein Zirkelbogen, und haben einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Ihre hohle Seite ist nach vorn gekehrt, so daß die erste Reihe, die die kürzeste ist den Hals umschliesset. Der Schild des Kreutzes geht von dem Rücken bis an den Anfang des Schwanzes, und an jeder Seite bis an das Knie herunter. Er besteht aus ungefehr vier und zwanzig Gliedern von kleinen Stücken, welche sich wie jene krümmen, und deren das lezte den Schwanz bey seinem Ursprung umschließt. In jedem Gliede sowohl des Schulter- als des Kreuzschildes, haben die kleinen Stücke eine sehr regelmäßige Figur eines Sechseckes, und schliessen genau eine an die andere. Man unterscheidet sie bloß

an den Fugen, die zwischen ihnen sind, und diese nimmt man nicht einmal wahr, als auf der inwendigen Fläche der Schale; denn auswärts scheint sie aus Knorren von verschiedener Grösse zu bestehen, von denen die grössesten in Reihen geordnet sind, die die Glieder der kleinen Stücke, wovon die Schale zusamen gesezt ist, dem Auge kenntlich machen. Diese grossen Knorren liegen einer von dem andern ein wenig entfernt. Der Zwischenraum, welcher übrig bleibt, ist mit andern kleinen Erhebungen ausgefüllt, deren Figur irregular ist.

Die lezte Gliederreihe von den Stücken des Schulterschildes, und die erste von dem Kreuzschilde bestehen aus länglicht viereckigen und zwar grösseren Stücken, als in den andern Gliedern gefunden werden. Auf jedem dieser Stücke ist an der äusseren Seite ein länglichter Triangel eingedrükt. Zwischen der lezten Reihe des Schulterschildes und der ersten von dem Kreuzschilde finden sich neun andere Reihen von eben solchen Stücken mit dreyeckigten Eindrücken und mit zehn queerlaufenden Fugen, die durch eine geschmeidige Haut gemacht werden. Jede dieser neun Reihen gehöret einem von den übrigen abgesonderten Theile an dem beinernen Panzer des Thieres, so daß die Schale auf dem Rücken in neun Queerstreife abgetheilet ist, die bis unten an den Seiten des Leibes niedergehen. Allein die Reihe von dreyeckigten Eindrücken, welche von aussen an dem Leibe des Thieres auf jedem knöchernen Reife sichtbar sind, und mit ihren Spitzen und Grundlinien an die Fugenhäute stossen, macht nicht die ganze Breite des Reifes aus. Dieser geht nach vorn unter der Fugenhaut fort, und bis unter den Reif hinunter, der vor ihm liegt. Diese Einrichtung macht es dem Thiere leicht, seine Schale auszudehnen und einzuziehen, den Rükgrad zu krümmen und wieder gerade zu machen.

Die Schildhaube des Kopfes gehet von den Ohren bis an die Spitze der Schnautze, und senkt sich zu beyden Seiten bis an die Augenwinkel herunter. Sie hat in der Gegend des obern Augenliedes einen Ausschnitt, und bestehet aus Stücken von einer irregulären Figur. Einige beinerne Stükchen, die denen auf der Schale ähnlich sehen, finden sich zwischen den Winkeln des Mundes und den Augen, unter den Augen und an den Seiten des Halses. Die auswendige Seite der Ohren, der Untertheil der Beine, und die Füsse sind gleichfalls mit dergleichen beinernen Stükchen belegt; jedoch sind die auf den Ohren sehr klein.

Der Schwanz ist von Anfang bis zu Ende mit einer knöchernen Schale umkleidet, welche aus kleinen Stücken bestehet, die in Ringe abgetheilt, oder so geordnet sind, daß sie mit ihren Reihen, man mag sie ansehen, von welcher Seite man will, römische Fünfen vorstellen. Von dem Anfange des Schwanzes bis ungefehr zu der Mitte seiner Länge finden sich zwölf Ringe, die deutlich ins Auge fallen, die ein wenig einer über dem andern liegen. Das übrige vom Schwanze ist mit kleinen Stücken, wie Schuppen, besezt, die bey den verschiedenen Bewegungen des Schwanzes ein wenig über einander fortglitschen. Seine harte Schale bildet drey Kanälchen, die längst der untern Seite fortlaufen, und nur gegen den Anfang des Schwanzes verschwinden.

Die auswendige Seite aller kleinen Stücke von dem beinernen Panzer des Cachicame ist mit einem harten, glänzenden und gelblichten Häutchen überzogen. Dieses Häutchen ist durchsichtig und scheinet mit der Schale der Schildkröte von gleicher Beschaffenheit zu seyn.

Die Theile des Cachicame, die auf die bey andern vierfüßigen Thieren gewöhnliche Art bekleidet sind, haben auch Haare oder gelblichte Borsten, die nur hin und wieder, und zwar in kleinen Zöpfchen stehen. Eben dergleichen Borsten finden sich in den Näthen der kleineren Stücke des knöchernen Panzers, und vornehmlich in den Fugen zwischen den Reifen des Rückens. Ausser dem Reif, den der Cachicame mehr als der Tatuete hat, gleichen sich diese Thiere so vollkommen, daß Herr von Büffon vermuthet, der Tatuete möchte vielleicht gar das Männchen von dem Cachicame seyn, dem die grössere Anzahl Reife nur das Trächtiggehen und Gebähren zu erleichtern gegeben wäre.

Tab: LXX.

Der Kabassu.

Der Cachicame.

Ein anderer Kabassou.

Der Tamanoir.

Die Rougette.

Die Rousette.

Die Fledermaus, das kleine Hufeisen genant.

Die grossohrichte Fledermaus.

Die Fledermaus Lanzenblatt.

Der Kabassu oder der Tatu mit zwölf Reifen.

Der Kabasu scheinet der gröste von allen Tatus zu seyn. Er hat einen dickeren und breiteren Kopf und keine länglicht dünne Schnautze, wie die andern; er hat dickere Beine, plumpere Füsse, einen Schwanz ohne eine schalichte Bedeckung, welches ihn von allen Tatus unterscheidet; er hat endlich fünf Zähen an jedem Fusse, und zwölf bewegliche Reife, die nur wenig, einer auf dem andern, überliegen. Der Schulterschild bestehet nur aus vier oder fünf Gliederreihen, deren jede aus zimlich grossen viereckigten Stücken zusamen gesezt ist. Die beweglichen Reife werden gleichfalls aus grossen, aber fast völlig quadratförmigen Stücken gebildet. Diejenigen Stücke, welche die Reihen auf dem Kreuzschilde machen, sind denen auf dem Schulterschilde beynahe gleich. Die Schildhaube des Kopfes ist aus zimlich grossen, aber irregulären Stücken zusamen gesezt. Zwischen den Fugen der beweglichen Reife und der andern Theile der Rüstung spriessen einige Haare hervor, die wie Schweinsborsten anzusehen sind. Auch finden sich auf der Brust, auf dem Bauche, auf den Beinen und dem Schwanze Anfänge von Schuppen, die rund, hart und wie das Uebrige des Harnisches, glatt sind, und um diese kleine Schuppen her nimmt man kleine Zöpfe von Haaren wahr.

Der Cirquincon oder der Tatu mit 18 Reifen.

Dieser Tatu hat nur einen und zwar den Schulterschild. Man hat ihm den Namen Tatuwiesel gegeben, weil sein Kopf fast eben wie der Kopf einer Wiesel gestaltet ist. Die Länge des Leibes von dem Thier, das Grew beschrieben hat betrug zehn Zoll, des Kopfes drey, des Schwanzes fünfe und die Höhe der Beine zween bis drey Zoll. Der Vorkopf war breit und platt, die Augen waren klein, die Ohren einen Zoll lang; an allen Füssen waren fünf Zähen, und grosse Klauen eines Zolles lang an den drey mittleren, und kürzere an den beyden übrigen. Die Verpanzerung des Kopfes und der Beine bestand aus runden Schuppen, deren Durchschnitt ungefehr einen Viertels-Zoll betrug; die Rüstung des Halses aus einem einzigen Stücke, und das aus kleinen quadratförmigen Schuppen zusamen gesezt war; der Schulterschild gleichfalls aus einem einzigen Stücke, und dieses wieder aus verschiedenen Gliederreihen von eben solchen quadratähnlichen Schüppchen. Diese Glieder des Schildes liegen in einer undurchbrochenen Fläche, und werden durch keine Faltenhaut von einander abgesondert, sondern sind mit einander zusamen gewachsen. Der übrige ganze Leib, von dem Schulterschilde bis an den Schwanz, ist mit beweglichen und durch eine geschmeidige Haut von einander getrennten Reifen überlegt. Dieser Reife sind achtzehn; die ersten, den Schultern zur Seite, sind die breitesten, und bestehen aus kleinen quadratförmigen und länglicht viereckigen Stücken. Die hinteren Reifen entstehen aus runden und viereckigen Stücken, und das Ende des Harnisches bey dem Schwanze hat die Gestalt einer Parabel. Die vordere Hälfte des Schwanzes wird von sechs Ringen eingefaßt, wovon die Stücke aus kleinen Quadraten bestehen; die andere Hälfte bis ans Ende ist mit irregulären Schuppen bedekt. Der Bauch, die Brust und die Ohren sind, wie bey den andern Gattungen ohne Haare. Diesem Tatu scheinet es am leichtesten zu seyn, sich zusamen zu ziehen und in eine Kugelform zu schliessen, wegen der grossen Menge seiner beweglichen Ringe, die sich bis an den Schwanz erstrecken.

Mit diesem Cirquinçon ist vermuthlich des Herrn de la Condamine Quinquinchon einerley, von welchem er folgendes berichtet. Man versichert, er lege sich, wenn es regnet auf den Rücken, um den Regen aufzufangen, und bringe wohl einen ganzen Tag in dieser Stellung zu, indem er warte bis ein erhizter Damhirsch komme, um das Wasser zu saufen, damit seine Schale angefüllet ist. So bald ein solcher Hirsch die Schnautze hinein gestekt, so findet er sich dermassen gefangen, daß er nicht weiter athmen könne, und folglich ohne Rettung ersticken müsse, worauf er dem listigen Quinquinchon zur Beute und Nahrung diene.

Alle Tatus gehören in Amerika zu Hause. Sie waren vor Entdeckung der

Welt unbekannt, und die neueren Reisebeschreiber reden von ihnen, als von Thieren, die in Mexiko, in Brasilien, in Guiane und in andern Ländern daselbst, ihr Vaterland haben, und denselben eigen sind. Einige haben zwar die schuppichten Eidexen in Ostindien mit den Amerikanischen Armadillen verwechselt, und andere sind auf die Gedanken verfallen, diese Thiere fänden sich auf den westlichen Küsten von Afrika, weil man bisweilen einige aus Brasilien nach Guinea übergeführt hat. Man darf sich aber durch den Irrthum derer nicht irre machen lassen, die denen nachschreiben, welche sich selbst betrogen haben.

Schwehrer hält es, von jeder Gattung in Rucksicht auf die anderen, das Verhältniß der Grösse, als den Himmelsstrich, unter welchem diese Thiere leben, zu bestimmen. So viel scheinet übrigens gewiß zu seyn, daß der Kabassu und der Eucubert die beyden größten Arten, der Apar hingegen, der Tatuete, der Cachicame und der Cirquinçon kleine Gattungen sind. Bey den grossen Arten ist die harte Schale weit fester und härter, als bey den kleinen. Die Stücke, aus denen sie zusamen gesezt ist, sind gröſſer und ihre Anzahl ist geringer; die beweglichen Reife liegen nicht so weit, einer vor dem andern voraus, und das Fleisch ist härter, welches auch von der Haut gilt, und von geringerer Güte. Piso sagt, daß das Fleisch des Eucuberts nicht eßbar seye; Nieremberg versichert, daß der Genuß desselben der Gesundheit Gefahr bringe, und Barrere meldet, daß der Kabassu einen strengen Biesamgeruch an sich habe. Das Fleisch von dem Apar und besonders von dem Tatuete ist nach dem Berichte aller Verfasser eben so weiß und so gut zu essen, als das Fleisch des Spanferkels. Sie berichten gleichfalls, daß die Tatus von der kleinen Art sich an feuchten Erdstellen aufhalten, und in den Ebenen wohnen, dagegen die gröſſeren blos in erhabenern und trockenern Gegenden angetroffen werden.

Diese Thiere besitzen insgesamt mehr oder weniger Leichtigkeit sich zusamen zu schliessen, und ihrem Leibe eine runde Gestalt zu geben. Wenn sie auf solche Art gekrümmt sind, so kommen die von dem Panzer unbedekten Stellen bey denen weit mehr zum Vorschein, deren Harnisch nur aus wenigen Reifen besteht. Kein Tatu vermag eine so völlige Kugelgestalt anzunehmen, als der Igel, sondern bekommt vielmehr die Gestalt einer Kugel mit sehr platten Polen.

Ueberhaupt sind die Tatus unschuldige Thiere, die keinen Schaden anrichten, wo man sie anders nicht in die Gärten kommen läßt, wo sie die Melonen, die Pataten und andere Hülsen, und Wurzelfrüchte verzehren. Ohngeachtet sie aus den heissen Gegenden von Amerika abstammen, so können sie doch in Erdstrichen von gemäßigter Witterung leben. Ihr Gang ist munter, allein sie können, so zu reden, weder springen noch laufen, noch auf die Bäume klettern, und daher durch die Flucht selten entkommen. Ihre einzigen Rettungsmittel sind diese, daß sie sich in ihrem Gebäude verbergen, oder wenn sie zu weit davon entfernet sind eines zu machen suchen. Sie brauchen hiezu nur einige Augenblicke; denn kein Maulwurf durchwühlet die Erde geschwinder, als ein Tatu. Bisweilen erhascht man sie bey dem Schwanze, ehe sie sich völlig eingegraben haben, und alsdenn sträuben sie sich so sehr, daß man ihnen den Schwanz abreißt, ohne den Körper heraus zu bringen. Um sie nicht zu verstümmeln, muß man das Gebäude von vorne her aufgraben. So bald man sie hat, schliessen sie sich zusamen, und um sie zu nöthigen, daß sie sich ausstrecken, legt man sie ans Feuer. Ihre Schale, ohngeachtet sie hart und unbiegsam ist, ist gleichwohl so empfindlich, daß, wenn man dieselbe etwas unsanfte mit dem Finger berühret, das Thier den Druck davon so lebhaft empfindet, daß es sich gänzlich zusamen zieht. Wenn sie in tiefen Gebäuden sind, so zwingt man sie dadurch hervorzukommen, daß man entweder Rauch hinein dringen, oder Wasser darein laufen läßt. Man will behaupten, sie blieben länger als den dritten Theil des Jahres in ihren Gebäuden, ohne sich heraus zu begeben. Es ist wohl gewisser, daß sie sich den Tag über dahin verkriechen, und nur des Nachts hervorkommen, um ihre Nahrung zu suchen. Man jaget den Tatu mit kleinen Hunden, die ihn in kurzer Zeit einholen; er wartet aber nicht so lange, bis sie ganz nahe bey ihm sind, um stille zu stehen und sich zusamen zu rollen. In diesem Zustande nimmt man ihn auf und trägt ihn fort. Wenn er sich am Rande einer steilen Höhe befindet, so schließt er sich zusamen, bringt sich zum Fallen, und rollt wie eine Kugel, ohne weder seine Schuppen zu zerbrechen, noch das geringste Ungemach davon zu erleiden, hinab.

Die,

Diese Thiere sind feist, wohlgemästet und sehr fruchtbar. Das Männchen gibt durch die auswendigen Geschlechtstheile ein grosses Vermögen sich fortzupflanzen, zu erkennen; das Weibchen wirft, wie man sagt, alle Monate vier Junge, und ihre Gattung ist sehr zahlreich. Man fängt sie ohne viel Mühe in Schlingen, die man, wo Wasser sind, an dem Ufer, wie auch an andern feuchten und warmen Oertern aufstellet, wo sie sich am liebsten aufhalten. Sie entfernen sich niemals weit von ihren Löchern, welche sehr tief sind. Man will sagen, daß sie sich für dem Bisse der Klapperschlange nicht fürchten, ungeachtet derselbe eben so gefährlich, als der Biß der Natter ist; sie sollen mit ihnen im Friede leben, und man soll oft dergleichen Schlangen in ihren Löchern finden. Die Wilden bemahlen die Schalen von den Tatus mit verschiedenen Farben, und machen Körbchen, Schachteln und andere kleine feste und leichte Gefässe daraus. Monard, Ximenes u. a. haben verschiedenen Theilen dieser Thiere bewundrungswürdige Heilkräfte zugeschrieben. Die Schale zu Pulver gestossen und in geringer Maasse genommen, soll Schweiß treiben; der Hüftknoche, ebenfalls gepulvert, die Venusseuche heilen; das erste Knöchelchen des Schwanzes, auf das Ohr gelegt, den Tauben das Gehör verschaffen u. s. w. Allein alle diese ausserordentliche Kräfte haben vermuthlich blos die Einbildung zur Mutter.

Die Fledermäuse.

Da wir den Leser bereits mit einigen vierfüßigen Thieren unterhalten haben, die sich so sehr von allen übrigen unterscheiden, daß sie geschaffen zu seyn scheinen, die Schattirungen zwischen diesem und andern Thiergeschlechten auszumachen, und einen Raum auszufüllen, damit ja in der ganzen Schöpfung alles an einander gränze, und nirgends ein Sprung zu finden seye, so wird es jetzo nicht zu frühe geschehen, wenn wir auf die Fledermäuse kommen.

Die Fledermäuse sind wahre vierfüßige Thiere, und haben mit den Vögeln, ausser dem Fluge, nichts gemein. Da aber die Handlung des Fliegens eine grosse Kraft in dem obern Theile des Körpers, und den vordern Gliedern voraus sezt, so haben sie viel stärkere und mehr fleischichte Brustmuskeln, als irgend ein vierfüßiges Thier, und man kann sagen, daß sie darinn noch den Vögeln gleichen. Die Lungen, das Herz, die Geschlechttheile und die übrigen Eingeweide sind denen in den vierfüßigen Thieren ähnlich, die Ruthe ausgenommen, welche hängend und abgesondert ist, welches sich sonst nur bey dem Menschen findet. Sie bringen ihre Jungen lebend zur Welt, und haben auch Zähen und Zitzen, wie die vierfüßigen Thiere. Man versichert, daß sie nur zwey Junge werfen, welche sie säugen und im Fliegen mit sich forttragen. Sie begatten sich und hecken im Sommer, den Winter bringen sie in einer Erstarrung zu. Einige bedecken sich alsdenn mit ihren Flügeln, als mit einem Mantel, hängen sich mit den Hinterfüssen an den Boden ihrer unterirdischen Höhle, und bleiben so hängend; andere heften sich an die Wände, oder verbergen sich in Löchern. Sie sind allemal in zimlich grosser Anzahl beysamen, um sich gegen die Kälte zu bergen. Im Frühlinge erwachen sie, und verbergen sich wieder gegen das Ende des Herbstes. Sie halten besser gegen den Hunger, als gegen die Kälte aus, und können viele Tage ohne Nahrung zubringen, ob sie gleich noch zu den fleischfressenden Thieren gehören. Denn wenn sie in eine Küche kommen können, hängen sie sich an die Speckseiten, und fressen auch rohes oder gekochtes, frisches oder faulendes Fleisch.

Alle Fledermäuse suchen sich zu verstecken, fliehen das Licht, und wohnen nur in finstern Orten, aus denen sie blos des Nachts hervor kommen, und bey Anbruche des Tages sich wieder da hinein verstecken, und sich an den Mauern anhängen. Ihre Bewegung in der Luft ist

nicht sowohl ein Flug, als eine Art von ungewisser Schwingung, welche sie nur mit Mühe, und als verstünden sie es nicht recht, verrichten. Sie erheben sich mit Mühe von der Erde, und fliegen niemals sehr hoch. Sie stürzen nieder, halten an im Fluge, und richten ihren Flug, als wenn sie nicht dazu gebauet wären. Ihr Flug ist weder schnell noch gerade, und wird nur mit plötzlichen Schwingungen in schräger und verdrehter Richtung vollführt. Doch können sie im Vorbeyfliegen Mücken, Fliegen, und besonders Schmetterlinge die bey Nacht fliegen, erhaschen, und sie verschlingen dieselben fast in einem Stücke.

Die Vorderfüsse an der Fledermaus sind weder Füsse noch Flügel, wiewohl sie sich ihrer zum Fliegen bedient, und sich auch damit zum Fortkriechen helfen kann. Es sind in der That nur ungestalte Extremitäten, deren Knochen ungeheuer lang gedehnt, und durch eine Haut vereinigt sind, die weder mit Federn, noch mit Haaren, wie der übrige Leib, bedecket ist. Sie sind eine Art von Floßfedern, oder geflügelte Pfoten, an denen man nichts mehr als eine Klaue eines kurzen Daumes siehet, von welchen die übrigen Zähen nicht anders, als zugleich wirken können, und keine eigene Bewegung, keine absonderliche Verrichtung haben. Sie sind eine Art Hände, die zehnmal länger als die Füsse, und überhaupt viermal länger als der Körper des Thieres sind. Diese Haut bedekt die Arme, bildet die Flügel oder Hände des Thieres, vereint sich mit der Haut des Körpers, und umwickelt auch dessen Beine und selbst den Schwanz, welcher durch diese sonderbare Verbindung zu einem seiner Zähen wird.

Herr Daubenton hat zu den zween Arten, die man gekannt hat, noch fünfe gefunden, die unter seinem Himmelsstriche gewöhnlich sind, und wir wollen sie nun der Reihe nach hersetzen, ehe wir zu den ausländischen Fledermäusen kommen. Die erste ist

Die eigentliche Fledermaus.

Diese hat eine dicke und länglichte Schnautze, eine breite Nase, und kleine Augen. Der untere Theil des innern und äusseren Randes von der Ohrmuschel bildet sich auf jeder Seite in ein Läppchen, und zwischen diesen beyden ist ein anderes Ohrläppchen, welches vor der Oefnung des äussern Gehörganges seinen Ort hat. Es hat wenig Breite, aber seine Länge ist fast der Hälfte des Ohrgehäuses gleich. Die fünf Zähen der Hinterfüsse sind fast alle gleich lang.

Die obere Seite des Kopfes, des Halses, die Schultern, der Rücken, das Kreus und die Lenden sind von blasser aschgrauer und in ein leichtes Gelb gehender Farbe. Wenn man die Haare aus einander treibt, so siehet man eine schwärzlichte Farbe, welche von der Wurzel derselben aufwärts geht. Die Kehle, der Hals unten, die Achseln, die Brust, der Bauch und die ganze untere Seite des Leibes ist weiß mit leichten gelblichten Strichen untermischt. Die Lippen und der untere Kinnbacken sind tiefroth. Die Farbe der Nase und der Ohren ist von einer grauen Farbe, die in ein sehr helles Braunes fällt. Die Haut der Flügel und des Schwanzes, die Beine und die Füsse scheinen zum Theile auch ähnlicher Farbe, zum Theile schwärzlicht durch. Die Haare sind ungefehr drey Linien lang. Der Schwanz stekt bis zum Ende in der Haut.

2) Die großohrichte Fledermaus.

Die Ohren dieses Thiers sind übermässig groß. Ihre Länge ist der von dem ganzen Körper, von dem Untertheile bis zum Hinteren gleich. Sie sind auch sehr breit, denn ihre Breite macht zwey Drittheile ihrer Länge aus. Diese Ohren sind dünne, fast durchsichtig und fast eyrund. Sie bilden in einigem Abstande von ihrem vordern Rande eine der Länge nach gehende Falte, die vorne ausspringt. Längst dieser Falte sind einige Haare. Am innern Rande ist ein Fleischläppchen, in einigem Abstande vom Kopfe. Die beyden Ohren stossen an dem untern Theile

ihres

ihres Randes zusamen, und vereingen sich mit einander durch eine Haut, welche eine Linie hoch über den Kopf hervorsteht. Sie hat auch einen Ohrlappen vor dem Gehörgange, der wie ein zweytes Ohr seiner Grösse wegen, anzusehen ist. Er ist lang, schmal und am Ende zugespizt. Das Ohr hat eine sehr merkliche Bewegung. Es schlägt sich nach aussen zurück, und zieht sich herunter, so, daß sein Ende sich der Schulter nähert, und in dieser Lage beyde Ohren beynahe die Figur von zweyen Widder-Hörnern annehmen. Man sieht in ihrem Gewebe queergehende Fasern, welche von einander einigen Abstand haben. Die Augen sind klein, rund und liegen vor den Ohren. Die Schnautze ist lang spitzig und zwischen den Augen behaart.

Die Flügel sind wenig lang und von brauner oder schwärzlichter Farbe. Die Haut des Schwanzes scheint im Verhältnisse gröſſer als die Flügel, und hat eben dieselbe Farbe. Oben auf dem Leibe ist ein jedes Haar an dem gröſten Theil seiner Länge von der Wurzel auf schwärzlicht, denn röthlicht und an der Spitze braun, unten aber ist die Farbe schwärzlicht und grau gemischt.

3) Die nächtliche Fledermaus (Noctule.)

Diese ist wenigstens eben so groß, als die eigentliche Fledermaus, aber sie hat kürzere Beine, eine nicht so zugespizte Nase, und eine weniger erhabene Stirne. Die Ohren sind ungleich weniger lang, wiewohl beynahe eben so breit, und ihre Enden sind abgerundet. Sie haben auf dem untern Theile des inneren Randes nahe bey dem Auge ein abgerundetes Läppchen, und auf dem untern Theile des äusseren Randes nahe an dem Winkel des Maules ein anderes Läppchen von sehr unordentlicher Figur. Vor der Oefnung des Gehörganges ist noch aussen ein sehr kurzer und abgerundeter Ohrlappe. Die Augen sind sehr klein, und liegen unter den vordern Winkeln der Ohren. Das Haar ist von einer tiefrothen ins Braune fallenden Farbe. Die Spitze der Schnautze, die Flügel, die Haut des Schwanzes und die Füsse sind schwärzlicht.

4) Der Sputling (Serotine.)

Diese ist beynahe von eben der Farbe, die das Hufeisen hat. Sie hat eine ablange Schnautze, kurze und breite Ohren, deren äusserer Rand einen Einschnitt unter dem Ende hat, welches abgerundet ist. Vor dem Gehörgange befindet sich ein sehr kurzer Ohrlappen. Das Haar der obern Fläche des Körpers ist braun und tiefroth gemischt. Die untere Fläche hat noch blassere Farben, welche nichts mehr als gelblicht und sehr helle aschfarb sind. Die Haut der Flügel und des Schwanzes ist schwärzlicht.

5) Die Pipistrelle.

Diese ist sehr klein, der Kopf hat gegen den übrigen Leib ein geschiktes Verhältniß, und die Ohren sind zwar groß, doch nicht übermäßig. Die Nase ist klein, aber die Oberlippe bildet sich in einer Erhebung auf beyden Seiten des Kinnbackens. Die Augen sind rund, sehr klein und zwischen der Erhebung der Lippe und dem Ohre versenkt. Die Stirne ist mit zimlich langen Haaren, die den Kopf sehr groß machen, bedekt. Die Ohren sind breit, am Ende rund und an der äussern Seite eingekerbt, die innere bilden sich in einen vorspringenden Winkel. In der Vorderhöhle der Ohren ist ein sehr sichtlicher Ohrlappen, welcher vor der Oefnung des äussern Gehörganges ligt.

Das Haar oben auf dem Kopfe und dem Leibe ist braun, etwas ins Gelbe fallend; das unten am Leibe hat mehr Gelblichtes, und weniger Braun. Die Nase, die Lippen, die Ohren, die Beine, der Schwanz, und die Haut der Beine und des Schwanzes sind schwärzlicht.

6) Die Barbastelle.

Diese hat lange und breite Ohren, die an dem untern Theile ihres innern Randes zusamen stossen, so, daß man bey dem Anblicke des Thieres von vorne weder Stirne noch Kopf sieht. Die Schnautze ist sehr klein und wird unter den inwendigen Rändern der Ohren wahrgenommen. Die Nase bildet einen platten Höker und ligt unmittelbar über dem Munde; die Oefnungen der Nasenlöcher zeigen sich hinter dem obern Rande dieses Hökers. Das Stirnblatt ist eingedrükt und von den Nasenlöchern bis an die Ohren vom Haare entblößt, die Farbe an dieser Stelle ist braunschwärzlicht. An beyden Seiten finden sich zwo kleine Furchen, die bis an jede Oefnung der Nasenlöcher fortgehen. Die Backen sind dick und hervorgeworfen, und scheinen bey dem ersten Anblicke Knebelbärten ähnlich, die über die Lefzen herausgehen. Die Augen sind sehr klein und rund, und haben ihre Lage vor den Ohrgehäusen. Jedes Gehäuse ist doppelt, in dem sich in der Mitte von der Muschel, zwischen dem Auge und der Oefnung des äusseren Gehörganges ein Ohrläppchen befindet, welches ungefehr halb so hoch, als die Muschel selbst ist.

Das Haar der Barbastelle hat über den ganzen Leib eine braunschwärzlichte Farbe, ausgenommen an dem Unterhalse, auf der Brust und auf dem Bauche, wo es grau und braun gemischt ist. Auf dem Rücken sind die längsten Haare, deren Maas bis auf fünf Linien beträgt. Der Schwanz ragt nur sehr wenig über der Haut hervor, die ihn einhüllet.

7) Das Hufeisen (Le Fer - à - cheval.)

Dieses Thier scheinet auf der Schnautze den Eindruck eines Hufeisens zu tragen. Man findet deren grössere und kleinere. Der aufgeworfene Rand der Hufeisenförmigen Haut liegt über der Oberlefze. Jeder Seitentheil verlängert sich längst den Nasenlöchern, die sich hinter dem hohlen Rande befinden. Das Nasenschloß geht an jeder Seite über die Oefnungen derselbigen hinaus, so, daß es von oben eine runde und hohle Fläche hat. Auf dem hinteren Ende dieser Fläche erhebt sich ein schmales und am Ende spitziges Blättchen, und hinter diesem findet sich ein anderes beynahe viereckigtes, das mit dem schmalen Blättchen zusamen schließt, und längst dem Stirnblatte senkrecht liegt. Aus dem Untertheile dieses zweyten Blättchens geht eine andere dreyeckigte Haut hervor, die sich schräg nach hinten erstrekt.

Die Augen sind sehr klein und tief im Kopfe vergraben. Jedes hat seine Stelle zwischen dem Ohre und dem dreyeckigten Blättchen. Die Ohren sind groß, am Untertheile breit, und laufen in eine Spitze aus, die ein wenig nach aussen gekrümmet ist. Der inwendige Rand des Ohres ist ausgebogen, der äussere unter der Spitze hohl und an dem Untertheile des Ohres aufgeworfen. Nach vorne bildet derselbe einen grossen Lappen, allein ein Ohrläppchen ist nicht verhanden.

Das Haar ist sehr weich. Die Unterfläche des Leibes schmutzigweiß, und die Oberfläche hat eben dieselbe Farbe mit aschfärbigt braunen Sprenkeln. Die Ohren und die Haut der Flügel und des Schwanzes hat eine schwärzlichte Farbe.

Diese Thiere bleiben den Tag über mit den Hinterfüssen angehängt und in ihre Flügel eingehüllt.

Die grösseren haben beynahe dieselbige Grösse, wie die eigentliche und nächtliche Fledermaus, und sind übrigens von den kleinern nur in einigen Farbenschattirungen und durch eine vollkommenere Entwickelung einiger Theile an den Häuten auf der Nase, auf dem Stirnblatte und vor der Stirne unterschieden, welches vielleicht daher rühret, daß dieses die älteren Thiere dieser Art sind.

Die Beine der Fledermäuse scheinen von den Beinen anderer vierfüßigen Thiere sehr verschieden. Der Ellenbogen findet sich nahe am Knie. Der Vorderarm ist sehr lang und geht schräge von oben nach unten, und von hinten nach vornen, bis zur Nase des Thieres.

Was

Was bey andern Thieren die Handwurzel ist, lehnt sich auf den Boden, und man sieht in den Vorderfüssen nicht mehr als einen Zähen, welcher der Daum ist, und nach hinten geht. Das Knie ist eben so hoch, als das Kreutz des Rückens. Das Bein hat eine von oben nach unten gerade herab gehende Lage, und die fünf Zähen des Hinterfusses liegen nach hinten hinaus, und sind alle von gleicher Grösse. Der Arm ligt hinter dem Vorderarme verborgen, und die Lenden hinter dem Schienbeine. Beyde liegen überdem mit dem Vorderarm und dem Schienbein in einer faltichten Haut, welche den Schwanz und fast den ganzen Hintertheil des Körpers verbirgt.

Wenn es sich rührt, so stutzen sich die Brust und der Bauch auf den Boden, ohne daß die vier Füsse das Gewicht des Körpers halten dürften, und diese thun nichts mehr, als daß sie denselben hindern zu schwanken oder auf die Seite zu fallen.

Um Vorwärts zu gehen hebt die Fledermaus beyde Vorderfüsse auf einmal auf, und bringt sie auf eine kleine Weite vor sich hin. Zugleich legt sie die Daumen beyder Füsse auswärts, und greift mit ihrer Klaue ein; strekt darauf die Hinterfüsse so aus, daß auch die fünf Zähen von beyden nach hintenaus liegen, stüzt sich auf die Fußsohle und hält sich mit den Klauen an. Nun hebt sie den Leib auf die Vorderfüsse und rükt vorwärts, indem sie den Arm auf den Vorderarm anbiegt. Um einen zweyten Schritt zu machen, legt sie die Hinterfüsse zu einer Zeit mit den Vorderfüssen vor, doch so, daß die Zähen der Hinterfüsse noch immer hinten aus liegen. Allein sie darf nichts unter Weegs antreffen, das sie in ihrem mühsamen Gange hindert. Man siehet auch Fledermäuse, welche die Vorder- und Hinterfüsse, so wie andere vierfüßige Thiere einen nach dem andern vorwärts setzen.

Wenn die Fledermaus auffliegen will, breitet sie ihre vier Zähen aus einander, die Haut, die sie einschließt, spannt sich aus und wird ein Flügel. Eben diese Haut verlängert sich über den vierten Zähen hinaus, bis an den Leib des Thieres, umschließt den Arm und die Lende, und dehnt sich weiter bis an den Schwanz aus. Diese Haut ist geschmeidig und so wenig dick, daß sie beynahe durchsichtig wird. Sie ist so stark, daß man Mühe hat, sie zu zerreissen. Wenn man durch sie hinsieht, bemerkt man Blutgefässe und Muskulöse Fasern, welche sich zusamen ziehen, wenn die Flügel eingeschlagen sind, und in diesem Zustande kleine Vertiefungen, wie die Maschen eines Netzes bilden. Wenn man diese Haut zerreißt, so zerret man weißlichte Fasern auseinander, die das Gewebe, aus welchem sie besteht, zu Gesichte bringen.

Der Arm, der Vorderarm, die vier Zähen der Vorderfüsse, die Lende und das Bein, haben nur wenig Fleisch, und gleichen den Theilen eines Gerippes, wenn sie in einen Flor gewickelt wären. Der erste Zähe ligt nahe an dem zweyten, der Abstand zwischen dem zweyten und dritten ist viel grösser, und noch grösser zwischen diesem und dem vierten. Der hintere Rand der Haut bildet auf jeder Seite des Thieres vier Einschnitte, den ersten zwischen dem zweyten und dritten, den zweyten zwischen dem dritten und vierten, den dritten zwischen dem vierten Zähen und dem Beine, und den vierten zwischen dem Beine und dem Schwanze, von welchem das lezte falsche Wirbelbein zum Theil von der Haut frey ist.

Der Kopf dieses Thieres scheint sich in dem Leibe zu verliehren. Man sieht nichts davon als die Schnautze. Kaum sieht man die Augen, die fast ganz in dem Haare verstekt liegen, welches bey allen Gattungen der Fledermäuse lang ist.

Die Rousette, die Rougette und der Vampir.

Obgleich diese beyde ersten Thiere zwo verschiedene Arten ausmachen, so sind dieselben doch mit einander benachbart, und sich in vielen Stücken gleich. Die Rougette unterscheidet sich von der Rousette blos durch die Grösse des Körpers und durch die Farben des Haares.

Die Rousette, deren Haar röthlichtbraun ist, hat neun Zoll in der Länge, von der Spitze der Schnautze bis dahin, wo der Körper aufhöret, und drey Fuß in dem ausgebreiteten Umfange, wenn die Häute, die ihr statt der Flügel dienen, ausgespannt sind. Die Rougette, deren Haar

Haar aschfärbigbraun ist, hat nicht mehr, als fünf und einen halben Zoll in der Länge und zween Fuß in ihrem ausgespannten Umfange. Dieses hat ein halbes Halsband von einem lebhaften mit Pomeranzen Farbe vermischten Roth an dem Halse, wovon man auf dem Halse der Roussette keine Spur wahrnimmt. Alle beyde gehören beynahe unter einerley heissen Himmelsstrich der alten Welt zu Hause. Man findet sie auf Madagascar, auf der Insel Bourbon, auf Ternate, in den Philippinen und in den andern Inseln des indischen Archipelagus, wo sie gemeiner, als auf den benachbarten festen Ländern, zu seyn scheinen.

Man trift auch in den heissesten Ländern der neuen Welt ein anderes fliegendes vierfüßiges Thier an, das man Vampir genennet hat, weil man seinen amerikanischen Namen nicht weiß. Der Name schikt sich auf dasselbe, weil es Menschen und Thieren, wenn sie schlafen, das Blut aussaugt, ohne ihnen dabey so wehe zu thun, daß sie davon erwachen. Der Vampir ist kleiner als die Rougette, welche wiederum kleiner, als die Roussette ist. Der erste scheint, wenn er fliegt, so groß, als eine Taube, die andere, als ein Rabe, und die dritte, als eine grosse Henne zu seyn. Die Rougette und Roussette haben alle beyde einen ziemlich wohlgemachten Kopf, kurze Ohren und eine sehr runde, fast wie am Hunde, gespaltete Schnautze. Der Vampir hingegen hat eine mehr verlängerte Schnautze, einen scheußlichen Anblick, wie die häßlichsten Fledermäuse, einen ungestalten Kopf, über den noch dazu ein paar grosse, sehr weite und ganz gerade stehende Ohren herragen, eine Misgeburt von Nase und Nasenlöcher, wie ein Trichter, mit einer Haut oben darauf, die sich in Gestalt eines Hornes, oder eines spitzigen Kammes, erhebet, und die ungestalte Bildung seines Gesichtes noch abscheulicher macht. Er ist eben so schädlich als ungestalt, er beunruhigt den Menschen und martert die Thiere zu tode. Herr de la Condamine sagt, die Fledermäuse, die den Pferden, Maulthieren, und so gar den Menschen das Blut aussaugen, wenn diese sich nicht vor ihnen dadurch in Sicherheit setzen, daß sie hinter einem Vorhange schlafen, sind eine allgemeine Landplage der heissen Länder in Amerika. Es gibt deren ungeheure grosse. Sie haben zu Borja und in andern Gegenden das Rindvieh aufgerieben, welches die Mißionarien daselbst eingeführet hatten, und welches schon anfieng, sich zu vermehren. Diese Begebenheiten werden von verschiedenen andern Geschichtschreibern und Reisenden bestätiget, und Benzon versichert, daß es ihm mehr als einmal begegnet seye, besonders in Nombre de Dios, daß aber die Wunde, wenn er sie nur verbunden, in etlichen Tagen ohne ein anderes Mittel geheilet seye.

Die Roussette und Rougette finden sich blos in der alten Welt, und sind an keinem Orte in Asien und Afrika so zahlreich, als die Gattung des Vampirs in Amerika ist. Diese Thiere sind grösser, stärker, und vielleicht bösartiger, als der Vampir, allein das Unheil was sie thun, geschieht mit offenbarer Gewalt, und so gut bey hellem Tage, als bey Nacht. Sie tödten das Federvieh und die kleinen Thiere, sie fahren so gar auf die Menschen zu, fallen dieselbe ohne Scheu im Gesichte an, und verwunden sie mit grausamen Bissen, allein kein einiger Reisebeschreiber meldet, daß sie Menschen und Thieren im Schlafe das Blut aussaugen.

Diese Fledermäuse sind es vielleicht, die Herodot meinet, da er sagt, es gäbe grosse Fledermäuse, die den Leuten viel zu schaffen machten, welche in Asien, um die Sümpfe herum, Cassien zu sammeln, ausgiengen. Und wer weiß, ob sie es nicht gar sind, von denen die Alten das Muster zu ihren Harpyen genommen haben.

Die Roussetten sind fleischfressende und gefräßige Thiere, die nichts verschmähen. Wenn sie kein Fleisch und keine Fische haben so nähren sie sich von Pflanzen und allerhand Früchten; sie trinken Palmensaft, und es ist leicht sie zu berauschen und zu fangen, wenn man Gefässe voll Palmenwasser, oder mit einem andern gegohrenen Safte ihnen vor ihren Schlupfwinkeln in den Weg setzet. Sie häckeln sich mit ihren Klauen an den Bäumen feste, und hängen sich an denselben auf; sie fliegen gemeiniglich schaarweise, und mehr bey Nacht, als bey Tage. Sie begatten sich mit einer heftigen Brunst; das Geschlecht fällt bey dem Männchen ungemein in die Augen; die Ruthe ist nicht wie bey den vierfüßigen Thieren, gleichsam eingescheidet, sondern ausserhalb dem Leibe auf gleiche Art beynahe, wie bey dem Menschen und Affen. An dem

Weib-

Weibchen ist das Geschlecht gleichfalls sehr sichtbar. Diese haben nur zwo Saugwarzen, die auf der Brust liegen, und hecken nur Junge in geringer Zahl, aber mehr als einmal im Jahre. Das Fleisch dieser Thiere, besonders wenn sie jung sind, ist nicht übel zu essen, die Indianer loben den Geschmack desselben, und vergleichen ihn mit dem Geschmacke von einer Rebhuhne oder Kaninchen.

Der Vampir kann die Wunde, durch die er das Blut auffauget, wohl nicht mit seinen Zähnen oder Klauen machen, sonst würde man sie gewiß im Schlafe fühlen, es muß also vermuthlich mit der Zunge geschehen, und wenn man von der Zunge der Roussette auf die Zunge des Vampirs schliessen darf, so scheinet dieses sehr möglich. Diese ist spitz und mit harten, sehr scharfen und nach hinten gerichteten Wärzchen besetzt. Diese Spitzen, welche ungemein fein sind, können sich in die Schweißlöcher der Haut einschmiegen, und weit genug hineindringen, damit sich das Blut auf das beständige Saugen der Zunge nach derselben hinziehe.

Die Roussette hat mit den Fledermäusen viel Aehnliches, besonders in der äusseren Bildung. Sie unterscheidet sich aber sehr durch die Grösse, die Gestalt des Kopfes, der Ohren u. s. f. Sie hat eine dicke und länglichte Schnautze und einen langen Kopf, gewissermassen als ein Hund, daher sie auch den Namen fliegender Hund bey verschiedenen Verfassern erhalten hat.

Die Nase ist wohl gebildet, die Augen sind groß, und haben eine schräge Lage, wie bey dem Wolfe; die Ohren sind kurz und ohne Läppchen. Hingegen hat sie eben so viel Aehnlichkeit mit den Fledermäusen in der Bildung des Körpers und der Beine. Der gantze Unterschied betrift die Verhältnisse der Grösse und einen Nagel, der sich am Ende der dritten Gliederreihe der ersten Zähe zeiget. Sie hat keinen Schwanz, indeß dehnet sich die Flügelhaut bis über die Hinterfüsse aus, und stößt mit beyden Enden daselbst zusammen, wo bey den Fledermäusen der Schwantz hervorgeht.

Die Spitze von der Schnautze der Roussette, der gröste Theil der Ohren und die Zähen sind von Haaren entblößt, und haben eine blaue Farbe. Das Haar von dem Vorkopfe hat verschiedene Schattirungen von gelbrother Farbe, die von der heilsten bis zur dunkelsten hinuntergehen. Die Winkel des Mauls, die Backen, die Gegend um die Augen und die Stirne haben eine Schattirung von einem so hellen Gelbroth, daß sie beynahe gelblicht oder blond ist. Die Kufen des untern Kinnbackens, die Schläfe, der Umkreis unten um die Ohren und die Scheitel des Kopfes haben eine dunkle und dem wahren Roth sich nähernde gelbrothe Farbe. Diese macht einen Streif, der sich zu beyden Seiten des Rückens und der Lenden von der Schulter bis an das Kreutz erstreckt. Es finden sich gelbrothe Haare auf dem Arme, gelblichte auf dem Vorarme und dem Beine, gelbrothe und gelbröthlichte auf der auswendigen Seite von dem Theile der Haut, der über beyde Beine hinausgeht. Eben dergleichen gelbrothe Schattirungen werden um den Hintern und die Gegend herum, wo die Ruthe aus dem Leibe hervorgeht, wie auch auf der inwendigen Fläche der Flügel an dem Vorarme, dem Arme und den Seiten des Leibes angetroffen. Das Haar an dem Halse, auf dem Rücken, auf dem mittleren Theile der Lenden, auf der Brust und am Bauche ist schwartz; die grösten Haare haben einen halben Zoll. Die Haut der Flügel und der Hinterbeine und die Klauen haben verschiedene braune und schwärtzlichte Schattirungen. Sie hat zwey und dreyßig Zähne, nämlich vier Schneide- und zween Hundszähne in jedem Kinnbacken, acht Backenzähne in dem obern Kinnbacken, und zwölf in dem untern. Die beyden obern Schneidezähne sind nicht, wie bey den Fledermäusen, von einander entfernt. Sie sind insgesamt breit und dicker, als die untern. An den dicksten Backenzähnen in dem Oberkinnbacken sind nur zwo Spitzen; der erste dieser Zähne ist der grösseste, und der letzte, der kleinste. Der erste und letzte in dem Unterkinnbacken sind die kleinsten, und der andere ist der grösseste.

Die Rougette hat an dem Kopfe, dem Rücken, den Seiten des Leibes bis an die Flügel, dem Kreutz und der äusseren Seite der Schenkel und der Beine eine mit Grau und Braun vermischte Aschfarbe. An dem Halse findet sich eine lebhafte Farbe, worinnen Pomeranzengelb und Roth abwechseln, und von eben der Farbe wie die Oberfläche ist die inwendige Seite, den Hals ausgenommen. Sonst kommt sie in der Bildung mit der Roussette vollkommen überein.

Die Fledermaus Lanzenblatt. (Fer-de-Lance.)

Diese kommt derjenigen sehr nahe, die oben Hufeisen genannt worden ist. Die Nase dieses Thieres gleicht einem Lantzeneisen, das an seinem Untertheile zwo Ausschweifungen hat; man könnte auch die seltsame Figur dieser Nase mit einem Kleeblatte vergleichen, das keinen Stiel hätte, und dessen Mittelstück gröser als die beyden andern, und wie ein Lantzeneisen gestaltet wäre. Diese drey Stücke sind nicht würklich von einander abgesondert; die Haut ist nicht gespalten, sondern scheint es nur zu seyn, sie ist blos gefaltet, und bildet eine kleine Rinne, an deren Anfange sich die Oefnung von jedem Nasenloche findet; derjenige Theil der Haut, der unter dem ist, welcher einem Lantzeneisen gleicht, gehet oberhalb der Lefze und unten an den Seiten der Schnautze hervor, wo sich eine Erhabenheit zeiget, die durch die Haut entsteht und zur Unterlage zu dienen scheint, um die Läppchen des Kleeblattes zu stutzen. Die Schnautze ist breit; vorn an der Unterlefze findet sich eine dreyeckigte Figur, die sich durch eine körnichte Haut auszeichnet. Die Ohren sind groß und haben an ihrer Aussenseite einen langen Ausschnitt, der bey der Spitze anfängt; es findet sich ein kleines spitziges Ohrläppchen. Die Haut der Flügel erstreckt sich neun Linien weiter, als der Schwantz, welcher ungemein kurz ist. Das Haar des gantzen Körpers und die Haut der Flügel und des Schwantzes haben eine dunkelbraune oder schwärtzlichte Farbe. Diese Fledermaus ist von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwantzes drey Zoll und sieben Linien lang, und hält einen Schuh und sieben Zoll im Maasse, wenn die Flügel ausgespannt sind. Sie hat 32 Zähne wie die Noctüle, die Serotine, Barbastelle, Rousette und Rougette.

Sie hat, wie gesaat worden, viel Aehnliches mit dem Hufeisen und mit einer die Herr Daubenton unter dem Namen des Blattes beschrieben hatte. Die Haut auf der Nase der Blattfledermaus hat die Form einer ovalen senkrechtgestellten Platte, und siehet wie ein Baumblatt aus. Diese Haut hat nach Proportion der Grösse des Thiers einen ungemeinen Umfang; sie ist acht Linien lang und sechse breit, und die Fledermaus selbst ist nicht länger als zween und einen Viertelzoll; die Ohren sind beynahe zweymal so lang, als die Haut auf der Nase, und berühren einander mit ihrem inwendigen Rande, von ihrem Anfange an, bis auf die Hälfte ihrer Länge; sie haben ein Ohrläppchen das sehr schmal, am Ende zugespitzt, und nur halb so lang als das Ohr selbst ist. Diese Fledermaus hat keinen Schwantz; ihr Haar ist schön aschgrau und hier und da gelblicht gesprenkelt. Sie kommt mit dem Hufeisen in der Zahl und Lage der Zähen überein, und vornehmlich darinn, daß sie keine obere Schneidezähne hat.

Herr Daubenton hat noch eine senegalische Fledermaus gesehen, die ebenfalls keine Schneidezähne hat; aber sie hat dagegen im Oberkiefer zween Backenzähne mehr, und überall acht und zwantzig. Sie ist beynahe eben so groß, als das Hufeisen; sie hat eine breite und länglichte Schnautze, Ohren von mittelmässiger Grösse, und ein ungemein kurzes, sehr breites und gerundetes Ohrläppchen. Der obere Theil des Leibes hat eine braune Farbe, und der Untertheil enthält eine Mischung von einem etwas helleren Braun und von Aschgrau. Das Ende des Schwantzes wird von der Haut nicht eingeschlossen.

Einer andern Fledermaus hat eben dieser Verfasser in den Memoirs der königl. Akademie den Namen einer fliegenden Ratze beygelegt. Diese ist beynahe eben so groß als die Noctule, sie hat eine kurze und dicke Schnautze, breite Ohren und ein sehr kleines Ohrläppchen; der Obertheil des Leibes ist braun, der Untertheil schmutzig weiß und falbe; die Haut der Flügel und des Schwantzes hat braune und graue Sprenkeln; das Ende des Schwantzes ist von der Haut entblößt; die Anzahl der Zähne ist sechs und zwanzig; in jedem Kiefer sind zween Schneide- und zween Hundszähne, und in dem obern sind acht, und in dem untern, zehn Backenzähne.

Diese Fledermäuse, die in Amerika häufig sind, finden sich in Europa nicht.

Die Fledermaus mit dem Hundskopf.

Herr Pallas hat eine Fledermaus bekommen, deren Vaterland die Molukkischen Inseln seyn sollen, welcher er wegen der ungewöhnlichen Gestalt des Kopfes den oben stehenden Namen gegeben hat. Dieser Kopf ist groß, paußbackicht, die Schnautze dick, abgestumpft und unten eben. Die Lefzen sind dick, weit, inwendig rauch von stachelichten fleischichten Zoten, daher, wenn die Schnautze offen, so scheinet vornehmlich die untere Lefze wie mit Wimpern besezt. Die obere Lefze ist breit, und von einer Furche, welche zart gezakt ist, und sich bis an die Nase hinauf erstrekt, in zwey Hälften getheilet. Die Nasenlöcher sind entfernt, röhricht und von einander abstehend. Die Röhren sind knorplich, ein wenig eingedrükt, auf der hinteren Seite eingeschnitten, und die Einschnitte vor dem untern Rande eingewickelt, daher sie gleichsam schneckenförmig erscheinen. Der Einschnitt an der obern Lefze hört an der Nase erweitert auf. Hinter den Nasenlöchern ist ein etwas convexer Fleck, der mit merklichen Punkten, welche Haare tragen, besezt ist, die vorzüglich gegen die Winkel der Schnautze ansehnlich sind. Das Kinn ist hin und wieder mit längern weißlichten Haaren besezt. Unter den Augen befindet sich eine länglichte Warze mit ansehnlichen Punkten die Haare tragen. Unter jedem Auge ist eine andere kleinere haarigte Warze, und ein Punkt mit einem Haar hinter den Winkeln der Schnautze. Die Haare sind vor allen zart und grau.

Die Augen sind etwas groß und hervorstehend. Die Spalte der Augenlieder ist groß, länglicht, schief und die Ränder sind glatt. Das mittlere Augenlied bedekt den dritten Theil des Augapfels. Der Regenbogen ist röthlicht; die Sehe ist linienförmig länglicht, und der Richtung der Spalte der Augenlieder parallel.

Die Oehrchen sind klein, ovalförmig, am hintern Rande erhaben gewölbt winklicht, gegen den Gehörgang einförmig ausgeschnitten, ohne Krümmung oder Ohrläppchen; auswendig am Grunde etwas haarig, inwendig in die Queere gestreift.

Die Brust und das Zwerchfell sind breit und fleischicht. Der Bauch und das Becken sind schmal, schlapp und welk. Die grosse Zähe ist länger als gewöhnlich. Die erste Zähe an den Flügeln ist blos zwiefach länger, als die grosse Zähe, hat zwey Gelenke, und endigt sich gleichfalls mit einem Nagel. Die übrigen Speichen haben drey Gelenke, mit borstigen Enden.

Die Hinterfüsse sind klein und haben fünf Gelenke. Die grosse Zähe ist etwas kürzer als die übrigen. Die kleinen Nägel sind sich gleich und gelblicht.

Die Membrane, welche von den Flügeln herabsteigt, lauft an den Hinterfüssen bis zu Ende der Fußwurzelknochen, und endigt sich an der mittleren Zähe. Die Membrane zwischen den Schenkeln aber fängt blos von den Fußwurzelknochen an, und ist in der Mitte ausgeschnitten, ob gleich ein Schwanz vorhanden ist. Dieser ist kurz, pfriemenförmig, oberwärs sichelförmig und an der untern Seite der Membrane zwischen den Schenkeln nach der Länge angewachsen. Die Farbe fällt oben auf dem Grauen ins Aschgraue, ist auch gegen den Kopf und die Flügel blasser; unten ist sie weißfalb, am Bauche ganz weiß. Die Membrane zum Fliegen, welche gewöhnlich gekräuselt ist, fällt aus dem Dunkeln ins röthlichte, und ist unten weißlichter.

In dem obern Kiefer sind zwey Vorderzähne, dicht an einander stehend, sehr klein stumpf, auswärts durch eine ansehnliche Reife in drey Theile getheilt. Diesen zunächst stehet auf beyden Seiten ein grosser Hundszahn; sodenn folgt ein kleiner abgestumpfter Zahn, und zulezt an der Seite die Backenzähne, drey auf jeder Seite.

In dem untern Kiefer sind keine Vorderzähne, sondern die Hundszähne, welche dicht neben einander stehen, parallel, ausgehöhlt auf der hinterwärts gebogenen Fläche, passen zwischen die obern.

Der kleine Zahn, welcher diesen zunächst stehet, ist auf beyden Seiten gröser als der obere, und endlich sind auf beyden Seiten vier abstehende Bakzähne.

Die Spizmaus = ähnliche Fledermaus.

Diese Fledermaus, welche sehr klein ist scheint in den wärmern Gegenden von Amerika nicht ungewöhnlich zu seyn, und wird oft von Surinam und aus den Caribischen Inseln gebracht. Sie ist von der Grösse und Farbe der Spizmaus. Die Schnautze ist verlängert, vorzüglich bey dem Weibchen, fast cylindrisch, stumpf, und an der Spitze strahlenförmig mit haarigen Punkten bestreut. Der untere Kiefer ist ein wenig länger, an der Spitze in zween Lappen getheilt, welche am Rande körnicht gezakt sind. Die Oefnung des Mauls ist nach der Länge der Schnautze, und länger, nemlich bis unter die Augen aufgeschlizt. Die Lefzen sind inwendig glatt.

Die Nase ist an der Spitze der Schnautze nierenförmig, aufwärts geflügelt, mit einem Blättchen, welches herzförmig, eben, etwas gerändert, bey dem Männchen am Grunde breiter, gegen die Spitze etwas zugespizt ist; statt des Stiels läuft die Scheidewand, mit einer hervorragenden Streife zwischen den länglichten offen stehenden etwas geränderten Nasenlöchern herab. Die obere Lefze ist unter der Nase mit einigen ungleichen Körnern besezt.

Die Augen sind von mittlerer Grösse, und liegen in der Mitte zwischen der Nase und den Oehrchen. Die Augenlieder sind haaricht, und mit dünnhaarichten Wimpern besezt. Das mittlere Augenlied ist weiß. Vor und unter den Augen ist eine nakte Grube, oder eine merkliche häutige blinde Höhle.

Die Oehrchen sind auswendig nakt, inwendig mit dünnen Haaren besezt, etwas oval, an den Kopf angedrükt, und inwendig mit einem fast halbherzförmigen Knorpel, der am geradlinigten Rande am diksten ist, gestempelt.

Die Flügel sind sehr weit, graulicht und die Membrane endigt sich gegen die Fußwurzel der Hinterfüsse. Die grosse Zähe allein hat einen Nagel. Blos die erste Speiche hat ein Gelenke, und ist an die zweyte fast angewachsen. Vom Schwanz ist kein Merkmaal vorhanden.

Die Phoken, die Morsen und die Lamantinen oder Manatis.

So, wie uns die Naturgeschichte der Thiere, die wir erst verlassen haben, gezeiget hat, daß die Natur zwischen den Thieren die auf der Erde leben, und denen, welchen die Luft angewiesen ist, keine Lucke habe lassen wollen, so wird uns die gegenwärtige belehren, daß sie von den Bewohnern des Wassers durch keinen Sprung, den Uebergang zu denen, die das Land nähret, gemacht habe; und wenn auch die Eigenschaft der Thiere die wir jetzo beschreiben werden, weniger Unterhaltendes hätten, als wirklich einige derselben haben, so würde uns schon dieses schadlos halten, daß wir durch sie veranlasset werden, der Schöpfung auf ihren Spuren nachzugehen.

Die Phoken überhaupt oder wie sie in verschiedenen europäischen Sprachen genennet werden die Seekälber, Seehunde, Meerkälber, Meerwölfe ꝛc. haben einen runden Kopf, wie der Mensch, eine breite Schnautze, wie der Fischotter, grosse und hochliegende Augen, wenig oder gar nichts von äussern Ohren, sondern blos zween Gehörgänge an den Seiten des Kopfes, einen Knebelbart um das Maul herum, Zähne wie Wolfszähne, und eine gespaltene oder vielmehr vorn an der Spitze ausgehöhlte Zunge.

Ihr Hals ist wohlgebildet; ihr Leib, ihre Hände und Füsse sind mit einem kurzen und zimlich starren Haare bedekt. Sie haben weder Arme noch sichtbare Vorarme, sondern nur zwo Hände oder vielmehr zwo Membranen, zwo Häute, die fünf Zähen einschliessen und in fünf Nägel ausgehen. Ihre Füsse sind ohne Beine und den Händen völlig gleich, nur sind sie breiter und nach hinten gedreht, als wenn sie sich mit dem sehr kurzen Schwanze vereinbaren sollten, den sie auch von beyden Seiten in der Mitte haben. Ihr Leib ist lang, wie bey den Fischen, aber nach der Brust zu aufgetrieben, in der Gegend des Bauchs eingezogen, ohne Hüften, ohne Kreutz und ohne äussere Schenkel. Der Phoke herrschet in seinem Elemente durch seine Stimme, durch seine Gestalt, durch seine Einsicht, kurz durch alle diejenige Fähigkeiten, die er mit den Thieren auf dem Lande gemein hat, und durch deren Mangel die Fische so viel verliehren. Er ist sogar einer Erziehung fähig. Man kan dieses Amphibium erhalten, wenn man es öfters in Wasser hält; man richtet es zu gewissen Begrüssungen mit dem Kopf und mit der Stimme ab; es gewöhnet sich an die Stimme seines Herrn, es kommt auf seinen Ruf und gibt verschiedene Zeichen von Einsicht und Gelehrigkeit.

Sein grosses und kleines Gehirn ist verhältnißmäßig gröſſer, als bey dem Menschen. Seine Sinne sind eben so gut, als die von sonst irgend einem vierfüßigen Thiere, und folglich hat es ein eben so lebhaftes Empfindniß und eine eben so schnelle Einsicht. Beydes zeigt sich in seinem sanftmüthigen Wesen, in seinen Gewohnheiten, in seinen geselligen Eigenschaften, in seinem Instinkte, der sehr lebhaft gegen das Weibchen, und sehr sorgsam für seine Jungen ist, in seiner Stimme, die mehr Ausdruck und Artikulation hat, als die von anderen Thieren; es hat auch Stärke und Waffen, sein Körper ist feste und groß; seine Zähne scharf, und seine Nägel spitzig; Ausserdem hat es besondere und ganz eigenthümliche Vortheile, vor allen denen mit welchen man es vergleichen wollte; es scheuet weder Frost noch Hitze; es lebt ohne Unterscheid so wohl von Gras, als von Fleisch und Fischen; es wohnet eben so gut im Wasser, als auf der Erde und dem Eise; und ist nebst dem Morse das einzige vierfüßige Thier, das den Namen Amphibium verdient; das einzige, bey dem das ovale Loch des Herzens, welches bey dem Menschen und den Thieren, die auf dem Lande leben und lebendige Junge gebähren, macht, daß die ungebohrne Leibesfrucht ohne Athemholen leben kan, sich aber im Augenblick der Geburt zuschließt und die ganze Lebenszeit hindurch verschlossen bleibt, beständig offen ist; das einzige folglich, das des Luftholens überhoben seyn kan, das sich so gut ins Wasser schikt, als in die Luft, und für beyde Elemente gemacht ist.

Bey allen diesen Vortheilen ist das Meerkalb ein Krüpel. Seine Arme, seine Schenkel und Beine werden fast gänzlich vom Leibe eingeschlossen; blos die Hände und Füsse ragen auswärts hervor, und sind zwar in fünf Zähen abgetheilet, deren aber keiner für sich besonders beweglich ist, sondern sie werden durch eine starke Haut mit einander verbunden, und sind vielmehr Floßfedern als Hände und Füsse, vielmehr gewisse Werkzeuge, die zum Schwimmen und nicht zum Gehen gemacht sind. Da überdieses die Füsse, so wie der Schwanz hinterwärts gerichtet sind, so können sie den Körper des Thieres nicht tragen, daher es sich auf dem Lande wie ein kriechendes Thier, und mit einer noch gröſſeren Mühe fortschleppen muß, weil es nur sein Maul und seine Hände gebrauchen kan; mit welchen es sich an Gegenstände, die es fassen kan, anklemmt. Es weiß sich aber dieser Werkzeuge so geschikt zu bedienen, daß es sogar ein erhabenes Ufer, einen Felsen, und selbst ein Eisstück, mit nicht geringer Hurtigkeit hinanklimmt, und deswegen auch verwundet nicht selten seinen Verfolgern entkommt.

Die Phoken leben in Gesellschaft, oder sind wenigstens in einerley Gegenden schaarenweise bey einander. Ihr natürliches Klima ist Norden, wiewohl sie auch in den gemäßigten Zonen und selbst in den heissen leben können; denn man findet sie dann und wann an den Gestaden fast aller Europäischen Meere, sogar des mittelländischen; man trift sie nicht weniger in den südlichen Meeren von Afrika und Amerika an; allein sie sind unendlich häufiger und zahlreicher in den nördlichen Meeren von Asien, Europa und Amerika; und in denen am Südpole, in der Magellanischen Meerenge, bey der Insel Juan Fernandes ꝛc. findet man sie in gleich grosser Menge

wieder. Wolte man fragen, sagt Steller warum dieses Thier allenthalben in Meeren und Seen gefunden werde; so antworte ich: weil es überall Fleisch und Fische, davon es sich nähret, antreffen kan. Dagegen die sogenannte Seekuh (Manati) nur gewisses Meergras geniesset, das nicht überall wächset. Es zeiget sich augenscheinlich, daß die Gattung nicht ohne Abfälle seye, sondern nach Verschiedenheit der Himmelsstriche in der Grösse, in der Farbe und sogar in der Bildung, Veränderungen leide. Steller sagt in seiner Abhandlung von Meerthieren, er finde der Grösse nach, dreyerley Arten. Die gröste, welche den Stier übertreffe, seye allein im morgenländischen Meere vom sechs und fünfzigsten bis neun und fünfzigsten Grad Breite, und heisse bey den Kamschatjern Lachtack. Die zweyte Art mitler Grösse seyen alle wie Tiger, bunt mit kleinen Flecken. Die kleinste komme entweder aus dem Weltmeer; dergleichen seyen in der Balthischen See, im Hafen vor Archangel, in Schweden, Norwegen, Amerika und Kamschatja; oder sie seyen in süssen Seen, und diese einfärbig, in dem See Baikal aber von Silberfarbe. Büffon, der einige von diesen Thieren lebendig gesehen, und von verschiedenen andern die Häute bekommen hat, nimmt eben so viel an. Das erste sagt er: ist der Phoke unseres Oceans, der in seiner Art verschiedene Abfälle hat. Wir haben nur ein Thier von dieser Gattung gesehen, dessen körperliche Proportionen etwas verschiedenes zu verrathen scheinen; er hatte einen kürzeren Hals, einen längeren Leib und grössere Klauen. Der andere ist der Phoke aus der mittelländischen See, der nach unserer Muthmasung der Phoca der Alten ist. Er scheint von einer andern Art zu seyn, denn er unterscheidet sich von den übrigen vermittelst der Beschaffenheit und der Farben des Haares, welches wellenförmig und beynahe schwarz, bey der ersten Gattung hingegen grau und spröde ist; über dieses hat er wirklich etwas von einem sehr kleinen äusseren Ohre, da die andern hingegen nur einen blosen Gehörgang ohne alle Spur von Muschel haben; auch hat er Schneidezähne mit zween Spitzen, da doch bey den andern beyden eben diese Zähne eben sind, und eine gerade Schärfe haben; endlich hat er niedrigere oder mehr hinterwärts am Leibe liegende Arme als die andern.

Die Ursache warum Büffon diesen Phoke für den Phoca der Alten hält, ist folgende. Man hat ihn versichert, das Individuum, welches er gesehen, wäre aus Indien gebracht worden. Es ist ihm aber wahrscheinlich, daß es aus einem der levantischen Meere gekommen war. Es war erwachsen, und ihm fehlte ein fünftheil an der Grösse der erwachsenen Phoken von der erstern Art, und um zwey Drittel war er kleiner, als die aus dem Eismeere. Ob er gleich mit allen seinen Zähnen versehen war, betrug seine Länge nur zween Schuhe und drey Zoll, da hingegen derjenige, den Parson beschrieben und abgezeichnet hat, ungefehr sieben parisische Schuhe in der Länge hielt, ob er gleich erst einige Zähne hatte, und folglich noch nicht erwachsen war. Da nun die Alten ihren Poca nicht selten dem Biber und Fischotter zur Seite stellen, so glaubet Herr von Büffon, daß er dieser kleine seyn müsse. Er glaubt durch noch einen andern Umstand überzeugt worden zu seyn. Die Alten, sagt er, wenn sie vom Phoka reden, sagen sein Haar seye Wellenförmig, und folge nach einer natürlichen Sympathie den Bewegungen des Meers; es falle zur Zeit der Ebbe hinterwärts nieder, und sträube sich bey der Ankunft der Flut vorwärts; und diese seltsame Wirkung äussere sich an den Fellen so gar lange Zeit nachher, wenn sie schon abgestreift wären. Weder bey den ersten Phoken noch bey denen in Norden hätte man auf so süsse Träume verfallen können, in dem das Haar von beyden kurz und steif ist, hingegen half ihnen das wellenförmige und weit geschmeidigere und längere Haar dieses kleinen Phoke vortreflich auf. Ueberhaupt haben die Phoken in der See gegen Süden ein weit feineres und weicheres Haar, als die in den nördlichen Meeren. Dieser Phoke ist wahrscheinlich auch mit dem einerley, den Rondelet den Phoke des mittelländischen Meers nennet, und davon meldet, daß er nach Proportion einen längeren und nicht so dicken Leib als der Phoke des grossen Weltmeers habe.

Der grosse Phoke, von dem Herr Parson die Maasse und Figur geliefert hat, und der vermuthlich aus den mitternächtlichen Meeren kam, scheint von einer Gattung zu seyn die von den andern beyden unterschieden ist, denn er hatte fast noch gar keine Zähne, und dennoch war er noch einmal so groß in allen seinen Maassen, als die andern. Hier ist ein Theil seiner Beschreibung . . . Die Figuren die von Aldrovand u. a. gelie-

geliefert und von der Seite vorgestellet sind, setzen aus einem doppelten Irrthume aus. Erstlich, daß sie den Arm zum Vorschein kommen lassen, der doch in jeder Stellung des Thiers nach aussen zu nicht sichtbar ist; zweitens, daß sie die Füsse als zwo Floßfedern darstellen, da es doch wahre Füsse sind, mit Membranen und fünf Zähen und fünf Nägeln; und da doch die Zähen ihre drey Glieder haben. Die Nägel an den Vorderfüssen sind groß und breit: Diese Füsse haben viel Aehnliches mit Maulwurfspfoten; sie scheinen sowohl zum Kriechen auf der Erde, als zum Schwimmen gemacht zu seyn; zwischen jedem Paar Zähen findet sich eine schmale Membrane; die Hinterfüsse hingegen haben weit breitere Häute, und dienen dem Thiere blos zum Rudern im Wasser . . . Dieses Thier, welches ein Weibchen war, hatte an der Schnautze rings herum grosse Haare von einer durchsichtigen und hornartigen Substanz. Da wir die Anatomie überall übergangen haben, so wollen wir auch hier das was Parson von den Eingeweiden und ihren Maassen sagt, vorbey lassen. . . Dieses Thier gebiert lebendige Junge, und säuget sie auch; sein Fleisch ist fest und voller Muskeln, es hatte nur erst vier Löcher in regelmäßiger Lage und nach der Bildung eines Vierecks in der Gegend um den Nabel; diß waren die Spuren der vier Zitzen, die mit der Zeit hervor gehen sollten.

Diese drey Thiere haben bey ihrer verschiedenen Gattung doch viel gemeinschaftliche Eigenschaften, und müssen ihrer Natur nach für einerley Thier angesehen werden. Die Weibchen gebähren im Winter; sie werfen ihre Junge am Lande, auf einer Sandbank, auf einem Felsen oder auf einer kleinen Insel nicht weit vom festen Lande. Sie sitzen aufrecht, wenn sie säugen, und nähren sie auf solche Art zwölf bis fünfzehn Monate an dem Orte, wo sie gebohren sind. Darauf führet die Mutter ihre Kleinen in die See und lehret sie schwimmen, und ihre Beute suchen, und wenn sie müde werden, nimmt sie dieselben auf den Rücken. Jeder Wurf bestehet nur aus zwey bis drey Jungen. Diese Thiere haben viel Einsicht und Empfindniß. Sie verstehen sich, sie leisten einander gegenseitige Dienste, sie kommen sich in der Noth zu Hülfe; die Jungen kennen ihre Mutter mitten unter einem grossen Haufen; sie verstehen ihre Stimme, und kommen zu ihr, so bald sie ruft.

Die Stimme des Phoke läßt sich mit dem Gebelle eines heiseren Hundes vergleichen; wenn er aber noch ganz jung ist, gibt er ein helleres Geschrey von sich, und mautzet beynahe wie eine Katze. Die Kleinen, die man ihrer Mutter raubt, jammern in solchem Tone beständig, und hungern sich bisweilen zu tode. Die alten Phoken bellen gegen diejenigen, die sich schlagen und thun ihr Aeusserstes nur zu beissen und sich zu rächen; und zeigen überhaupt viel Muth und Unerschrockenheit. Man hat bemerkt, daß sie beym Blitz und Donner gar nicht erschrecken, sondern vielmehr lustig zu werden scheinen; sie gehen beym Gewitter aus dem Wasser hervor, sie verlassen sogar ihre Eisschollen um sich den Stössen der Wellen nicht auszusetzen, und fangen am Land den Regen auf, der sie zu erquicken scheinet. Sie haben von Natur einen garstigen Geruch, den man sehr weit empfindet, wenn sie in Menge beysamen sind; es geschieht oft, wenn man sie verfolgt, daß sie ihre Excremente fallen lassen, welche gelb und abscheulich stinkend sind. Sie haben eine erstaunliche Menge Blut und ungemein viel Speck, welches sie von Natur träg und schwehrfällig machet. Sie schlafen viel und sehr veste. Am liebsten thun sie es an der Sonne auf Eisschollen oder Felsen, und man kan auf sie zugehen, ohne daß sie erwachen; auf diese Weise fängt man sie auch gemeiniglich. Man schießt sie selten mit Feuergewehren, weil auch eine Kugel durch den Kopf sie nicht hindert, sie noch in das Meer zu stürzen; sondern man richtet sie mit Prügeln und Stangen hin. Sie haben aber ein sehr hartes Leben, und in dem Récueil des Voyages du Nord. T. II. p. 117. sagt ein Augenzeuge: wenn sie gleich tödlich verwundet sind, fast alles Blut verlohren haben und sogar geschunden sind, so leben sie doch immer fort —. Einer, den wir tödteten, und dessen Länge acht Schuh betrug, wollte, nachdem ihm schon die Haut abgestreift, und der grösste Theil des Specks abgeschnitten war, ungeachtet aller Schläge, die er auf den Kopf und die Schnautze bekommen, immer noch beissen, und bis auch wirklich in eine halbe Picke mit solcher Gewalt, als wenn er gar nicht verwundet gewesen wäre. Nachher stiessen wir ihm eine Halbpicke durchs Herz und durch die Leber, und es kam noch so viel Blut heraus, als von einem Ochsen. Uebrigens ist die Jagd dieser Thiere nicht schwehr und dabey sehr einträglich; denn ihr

Fleisch ist kein schlechtes Essen, ihr Fell gibt ein gutes Pelzwerk, die Amerikaner machen Schläuche daraus, die sie mit Luft anfüllen und sich ihrer als kleine Schiffe bedienen, vermuthlich wie die kleinen Schiffchen der Grönländer von Robbenfellen, in deren Mitte eine Person sitzt die bis an den Oberleib von allen Seiten gleichsam eingeschnüret ist. Aus ihrem Specke erhält man ein helles Oel, das dem Geschmack nach dem Oel von Wallfischen weit vorzuziehen ist.

Diesen drey Phokenarten, sagt Büffon, dem kleinen schwarzen Phoke aus Indien, und der Levante; dem Seekalb oder Phoken unserer Meere, und dem grossen Phoken des nordlichen Oceans muß man vielleicht noch die vierte beyfügen, die der Verfasser der Geschichte von Ansons Weltreise unter dem Namen Meerlöwe beschrieben hat. Wir wollen aber lieber vor dem Meerlöwen dem Leser den Meerbär bekannt machen, da man sich in der Naturgeschichte des erstern oft auf den leztern wird berufen müssen. In beiden wollen wir Stellern folgen, der nicht genöthigt war, fremden Erzählungen von diesen Thieren zu trauen, sondern der sie in ihrem Vaterlande gesehen hat, und Kenntnisse genug besaß, das was er sahe zu verstehen.

Der Meerbär.

Der Meerbär ist ein Amphibium, das den grössesten Bär an Grösse übertrift, und keinem Erdthier mehr gleichet, als dem Bär, wenn man die Füsse und den Hintertheil des Leibes ausnimmt, welcher geschwinde abfällt, schwach und schlank wird, und sich in eine comische Gestalt endiget.

Der Kopf gleichet zwar dem von einem Bär, aber wegen der dicken Haut und der unterliegenden Fetthaut, die acht Linien dick ist, wird er weit runder und dicker, ob er gleich, wenn die Muskeln, Haut und Fett hinweg sind, länglicht erscheint und von dem Skelete eines Bärenkopfes sich nicht sehr unterscheidet.

Das Maul raget einigermassen hervor, wie am Bär und an Hunden; bey den Augen wird die Stirne schleunig ausgebogen. Das Aeusserste des Kopfes oder die Nase hat hartes Fleisch, ist schwarz, ohne Haare und runzlicht, und hat eine Haut wie am Bär und Hunden. Die Nasenlöcher sind oval, doppelt, offenstehend und mit einer knorplichen Scheidewand abgetheilt.

Die Lippen sind auswärts dicke, der Bart ist etwas lang, aber dünne; bestehet aus weissen starren Borsten, die mehrentheils in ein Dreyeck gehen, von verschiedenen Reihen, verschiedener Länge und Dicke, davon die Längsten sechs Zoll haben. Inwendig sind die Lippen nach dem Rachen zu Rosenfärbig, bunt von braunschwarzen Flecken und sägenförmig, wie bey Hunden.

Der Rachen ist zum Rauben geschikt. Beyde Kinnbacken sind mit einer Reihe der allerspitzigsten Zähne, deren Zahl sechs und dreyßig beträgt, umgeben. Die Spitze jedes Zahns trift in den Raum zwischen den Zähnen der entgegen stehenden Reihe, welches macht, daß das Thier den Rachen desto vester verschliessen kan, und nichts wieder fahren läßt, was es einmal gefangen hat.

Die Augen stehen weit heraus, sind weit und den Rindsaugen an Grösse fast gleich; der Regenbogen ist schwarz, der Stern oder Augapfel glänzet grün wie Smaragd, und ist so groß als eine grosse Bleykugel. Die Augen haben auswendig Augenlieder und Wimpern; sie können mit einer fleischichten Haut, die im grossen Augenwinkel ligt, verdeckt werden.

Die auswendige Ohrknorpel sind klein, spitzig, comisch, starr und aufgerichtet, mit sehr kurzen Haaren bedekt, innerhalb glatt und polirt; nur daß eine länglichte und schmale Ritze offen stehet; welche sie, so lange sie unter dem Wasser stecken, zusamen ziehen und verschliessen können. Hinter den Ohren unter der Haut liegen Ohrendrüsen so groß als ein Taubeney.

Der Hals sowohl als der übrige Körper ist dicke, und ziemlich gut proportionirt; um die Lenden aber nimmt der Leib geschwinde ab, bis an den Hintern.

Seine Füsse sind das sonderbarste, und verdienen Floßfederförmige Füsse genennet zu werden. Er gehet und stehet dar-

darauf, wie vierfüßige Thiere. Die Vorderfüsse haben Schulterblatt, Ellbogenknochen, Armschiene, Handgelenke, ja auch Finger oder Zähen. Die Hinterfüsse haben Hüfte, Knochen, Röhre, Wadenbeine, Vorder- und Hinterfuß auch Zähen; aber die Finger der Vorder- und Hinterfüsse hangen mit einer Haut an einander, welche sie als ein Lappen oder Zwischenfell verbindet, daß sie als Floßfedern zum Schwimmen taugen.

Die Vorderfüsse stecken nicht so in der Haut, wie am Meerkalbe, sondern gehen ganz hervor und sind völlig zu sehen. Sie werden von Haaren bedekt; die so zu nennende Vorder- und Mittelhand aber nebst den Fingern sind unbehaart; dieses alles überzieht eine schwarze Haut, die oben oder auswendig glatt, unten mit Furchen und Runzeln gekerbet ist. Die Hand und Finger gehen in eins zusamen, und stellen gleichsam einen Spaten oder breite Pflugschar vor. Das vorderste Handgelenke hat sieben Knochen; die Mittelhandgelenke und Fingergelenke sind wie in andern Thieren.

Der Finger sind fünfe, davon der Daume der der längste ist aus dreyen beynichten Gelenken und einer weichen knorplichen Anwachsung, der zweyte ebenfalls aus dreyen, der dritte und vierte aus vier und der fünfte, der der kürzeste ist aus zwey Gelenken besteht, wovon aber von Aussen, wo alles wie ein einziger vester Theil aussiehet, nichts erscheinet. Die innere Struktur aber verräth sich am äussersten kahlen Theile des Fusses, wo die lezten Glieder der Finger liegen, und die knorpeliche Anwächse sich verbinden, durch sehr dünne und kleine Nägelchen, oder vielmehr nur etwas das einem Nagel ähnlich scheinet, und auch dadurch, daß der einer Pflugschar ähnliche hinterste Rand des Vorderfusses von fünf Lappen fast gekräuselt oder wellenförmig aussieht, weil eben so viel Finger darunter liegen.

Diese Bildung der Vorderfüsse hat einen gedoppelten Nutzen. Erstlich kan das Thier damit schwimmen und sich über dem Meer halten, auch, wenn es beyde Füsse ausspannet, sich gerade in die Höhe richten und stehen. Hernach kan es damit im Trockenen gehen und aufrecht stehen. Eben hiezu dienen ihm auch noch die beyden breiten Hinterfüsse; auf den Felsen setzet es sich nieder, und stemmet sich auf die Vorderfüsse, wie ein Hund. In beyden Fällen leisten die Finger und knorpliche Anwüchse der Fußsohlen, wie auch das, was eine Hinter und mittlere Hand seyn soll, eben dasjenige, wozu ein Fersenbein ist.

Die Hinterfüsse mit Floßfedern helfen mehr zum Schwimmen als zum Gehen. Doch kan sie das Thier wie eine Hand brauchen, und sich damit an Kopf und Ohren kratzen. Die Hinterfüsse nehmen erst am äussersten Theile des Leibes und nach dem Hintern zu ihren Anfang. Daher auch der Meerbär, wenn er im Trockenen gehet, auf dem Hintern sitzen oder liegen bleibet, die Hinterfüsse an beyden Seiten ausstrecket und allein mit den Vorderfüssen gehet, und den hintern Theil des Leibes nachschleppet. Weil sie auf diese Weise Furchen in den Sand machen, so ziehen sie, wenn sie fliehen lauter krumme oder schlangenförmige Linien, damit sich der Sand nicht zu sehr häufe und sie aufhalte.

Die Schienbeinröhre und die kleine Röhre sind an diesen Füssen unter der Haut verborgen, und nur allein der hinter und mittlere Fuß liegen vor Augen und sind mit Haaren bedekt. Die fünf Finger haben eine gleichmäßige aber kahle Haut, die unter dem Fusse gestreift wird. Sie sind viel länger als an den Vorderfüssen; der äusserste ist um ein Drittheil breiter als die folgenden, aber gleich lang mit dem nächsten zweyten. Der zweyte, dritte und vierte sind gleich breit, der fünfte wieder so breit als der Daumen, aber einen Zoll kürzer, als die vier andern. Diese Hinterfüsse sind dünner als die vordern, ihre Fingergelenke aber breiter, glatter und dünner oder zärter. Die Gelenke werden zwar mit einer Haut bedeckt; wo sie aber aufhören, und die knorplichten Anwüchse angehen, sind die Füsse gespalten, und wie an den breitfüssigen Vögeln von einander getrennt. Jeder Finger hat drey Gelenke, ausser dem Daumen, der nur zwey hat, das dritte oder äusserste läuft in einen Nagel aus, welcher länglich, spitzig oder scharf, oberwärts gewölbet, einwärts hohl, am Daumen und kleinen Finger überaus klein; an den drey mittleren Fingern gleich lang und breit ist. Sie stehen in einer Reihe der Breite nach aneinander, die knorpliche Fortsätze aber, die sich drey oder vier Zoll lang erstrecken, sind weich; sie hangen, wann das Thier sich kratzet, rückwärts, und sind dem Thiere nicht hin-

derlich. Diese Nägel mitten zwischen den Lappen der Finger haben den Nutzen, daß sie auf schlüpfrigen Steinen feste stehen und darauf gehen können.

Der Schwanz ist kurz, comisch, am Ende spitzig, und zwey Zoll lang, auch wo er über dem Hintern sich weiter erstrekt, niedergedrückt, hanget zwischen den Füssen, und ist mit einer rauchen Haut schloderig umgeben, daß die Schwanzknochen in ihrer Haut als in einer Scheide stecken, auch nach Gutbefinden herausgelassen, und wieder hinein gezogen werden können.

Die Haut ist dicke wie am Meerkalb, die Haare eben wie an diesem, aber viermal länger; sie stehen straubig und sehr dichte. Die äusserste Haut hat eine überaus weiche Wolle die braunroth, oder doch etwas röthlicht aussiehet. An männlichen Thieren sind die Haare schwarz, an sehr alten aber werden ihre Spitzen grau; die Weibchen haben aschfarbene Haare. An vielen sind die Haare zum Theil aschfarben, zum Theil röthlicht. Man braucht die Haut, wie die Haut der Seehunde; hingegen die Felle von Jungen die aus trächtigen Th eren geschnitten worden, und bey den Russen Wiporotki heissen sind sehr theuer.

Diese Bäre werden im Frühjahr und im September, wenn sie vor den Kurilischen Inseln vorbey ziehen, bey dem Auslauf des Flusses Dschupanowa sparsam gefangen, von da aber, bis zum Vorgebürge Kronozki sind sie häufiger. Alle die im Frühjahr gefangen werden, sind Weibchen und die meisten hochträchtig. Vom Anfange des Junius sind sie an keinem Orte mehr zu sehen, bis zu Ende des Augusts, alsdenn kehren sie mit ihren Jungen nach den mittägigen Gegenden zurück Die Heiden, sagt Steller, haben sich lange die Köpfe zerbrochen; von welchem Orte diese Thiere im Frühjahre herkämen? wohin sie zu der Zeit, da sie am fettesten und trächtigsten sind in so unzähligen Heerden zögen? warum sie im Herbste ganz mager, vertrocknet und kraftlos mit ihren Jungen zurükkehren, und wo sie hingiengen? ohne etwas gewisses finden zu können. Seine Meinung darüber ist folgende. Diese Meerbäre sind eine herumschweifende Art die ihre Wohnung verändert, wie die Schwäne, die Isatis, die Forellen u.s.w. Weil nun die Isatis wegen Mangel der Speise fortziehen, die Fische und Vögel aber einen sichern Ort suchen, ihre Jungen auszuhecken, oder auch sich zu begatten, sich zu erholen u. d. gl. so erwählen sie dazu einsame Oerter, sich ihren Feinden zu entziehen und Ruhe zu geniessen: auf eine ähnliche Weise wenden sich die Meerbäre an mitternächtige Oerter, und nach den unbewohnten Inseln, die sehr häufig zwischen Amerika und Asien sind, und vom 50. 56 Grade sich erstrecken. Die Ursachen sind folgende:

1) Damit die Mütter im Monate Junius daselbst auf dem trockenen Lande gebähren, und nach der Geburt durch ungestörte Ruhe ihre Kräfte wieder erlangen mögen. Das Junge wird daselbst erzogen, genährt, und wächst innerhalb drey Monate so groß, daß es vermögend wird, den Alten zu folgen, wenn sie im Herbste zurücke kehren. Die Jungen werden zwey Monate gesäuget: Die Mütter haben zwey Brüste, die neben der Schaam liegen. Sie gebähren nur ein Junges, selten zwey: Nach der Geburt beissen sie, wie die Hunde, den Jungen die Nabelschnur los, kauen sie vorne zu, und lecken sie hernach, um das Blut zu stillen, bis sie trocken wird. Die Nachgeburt verschlingen sie sehr begierig. Sie werden mit offenen Augen gebohren, und bringen zwey und dreyßig Zähne mit. Die vier grossen Hundszähne aber, mit welchen sie kämpfen, kommen erst vier Tage nach der Geburt hervor. Ihre Haut glänzet von Schwärze, wenn sie gebohren werden; am vierten oder fünften Tag aber werden die Haare unter den Vorderfüssen allmählig von Farbe, wie die Ziegen des Plinius. Nach einem Monat wird auch der Bauch und die Seiten bunt von dergleichen untermischten Haaren. Die Weibchen sind an Grösse, Dicke und Stärke von den Männchen unterschieden, so daß man sie leicht für eine andere Art ansehen möchte. Sie sind auch furchtsam und nicht so grimmig. Ihre Jungen lieben sie sehr. Diese Weibchen liegen nach der Geburt mit ihnen Heerdenweise am Ufer, und bringen die meiste Zeit mit schlafen zu; die Jungen aber fangen gleich in den ersten Tagen an mit einander zu spielen, und erweisen einander alle geile Bezeugungen, wie die Alten; sie üben sich im Streiten, einer wirft den andern zu Boden; der Vater kommt mit einem Gebrumme herzu, jaget die Zankenden auseinander, küsset den Sieger und lecket ihn mit der Zunge; bemühet sich ihn mit dem Maule auf die Erde niederzustossen; je heftiger

sich

Seebaer Kot
Tarlatſchega.

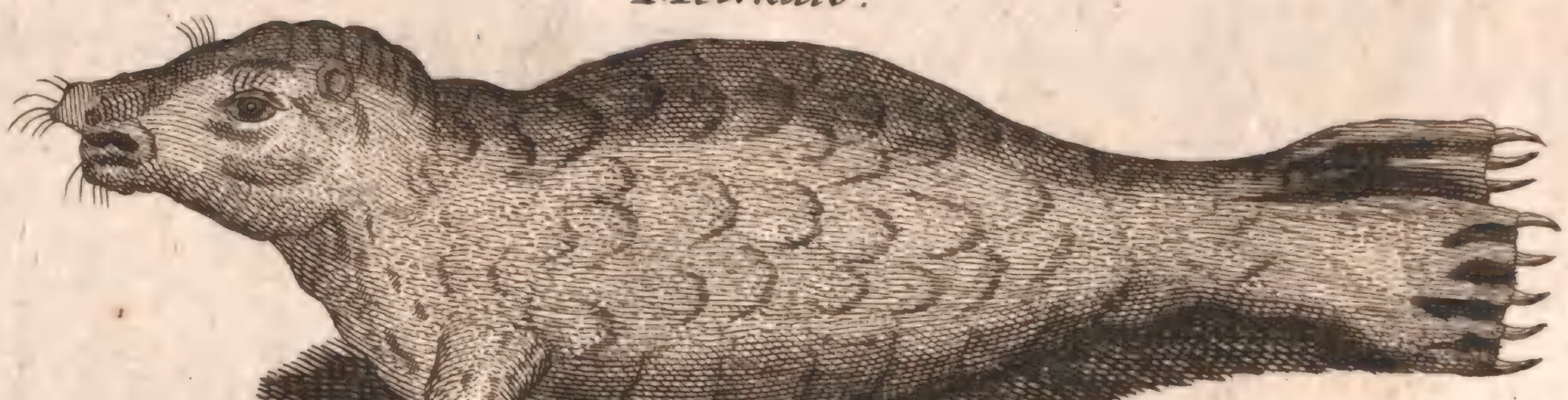
Meerotter Bobe
Kamtſchatzkoi.

Phoca ſive. Vitulus marinus.

Seehund.

Vitulus. Seehund.

Meerkalb.



Rosmarus.

Vetus.

Ein Alt Meer Ros

Rosmarus Iuuencus.

Ein Iung Meer Ros.

sich dieser widersezt desto lieber hat er ihn; aber aus einem faulen und müßigen Jungen macht er sich wenig. Daher halten sich einige beständig bey dem Vater, andere bey der Mutter auf. Die Männchen begatten sich mit viel Weibchen, mancher hat oft bis auf fünfzig, welche er sorgfältig und argwöhnisch bewahret, und wenn ein anderer nur ein wenig nahe kommt, so geräth er in Wuth. Obgleich viele tausende beysamen liegen, so siehet man sie doch allezeit in Heerden getheilt, davon jede Heerde eine besondere Familie ist, bey der auch noch die Jährlinge sind; denn diese haben noch keine Weiber. Eine solche Familie ist oft hundert und zwanzig stark. Auf eben diese Weise schwimmen sie im Meere in besondern Haufen. Alle die Weiber haben, sind alsdenn munter, die Alten aber, auch die ausgedient haben, und die unvermögend sind, aber auch von ihren Weibern verlassen werden, müssen einsam seyn und ihr Leben mit Schlaf und Hunger zubringen. Sie sind indessen die fettesten und zuerst gleichsam als die Weegweiser, allein ohne Weiber auf die Insel Bering gekommen; sie waren alle Männchen und stanken häßlich. Diese murrischen Alten sind auch am grausamsten. Sie leben einen ganzen Monat lang an einem Orte auf dem Lande ohne Speise und Trank. Was aber vorbeygehet, fallen sie mit äusserster Grausamkeit an; sie stürben lieber hundertmal, als daß sie von ihrem Orte wiechen: daher wenn sie einen Menschen sehen, so gehen sie ihm entgegen und halten ihn auf; unterdessen besetzt ein jeder von den übrigen seinen Ort, und ist zum Schlagen fertig. Wenn man Steine auf sie wirft beissen sie darein wie die Hunde, und werden nur heftiger. Wenn auch einem die grossen hervorstehenden Augen ausgeschlagen und die Zähne entzwey geworfen sind, so weicht er doch nicht von seinem Orte, er darf es aber auch nicht thun, weil andere dem Flüchtling nachsetzen und ihn sehr übel behandeln, und ihn wohl zerreissen. Dieses aber macht, daß sie die Kämpfe gegen Menschen gemeiniglich verliehren, indem eines das andere, aus Argwohn, als hätte es weichen wollen, anfällt, und also unzählige Zänkereyen unter ihnen entstehen, wobey man unter erschröcklichem Brummen und Brüllen tausend blutige und lächerliche Aufzüge sehen kan. Wenn zwey wider einen streiten, so kommen andere dem Ueberwältigten zu Hülfe und leiden nicht, daß die Parthie ungleich ist. Indessen erheben andere, die im Meere schwimmen den Kopf, und sehen zu, endlich werden sie auch hitzig, gehen auf das Land, mengen sich in den Streit und vermehren das Blutbad, und die Menschen sind unterdessen sichere Zuschauer, wozu besonders die blindgemachten helfen, die so wohl ihre Freunde, als Feinde anfallen. Wenn zwey mit einander streiten, so dauert es oft eine Stunde lang, darauf machen sie einen Stillstand, liegen neben einander, lechzen und erholen sich: stehen aber auch wieder auf, nehmen jeder seinen gewissen Ort ein, neigen die Köpfe gegeneinander, und hauen aufwärts; Jeder bemühet sich nur die Hiebe des andern abzuhalten; und so lange sie noch an Kräften einander gleich sind, hauen sie nur nach den Vorderfüssen; wenn aber einer dem andern überlegen ist, so ergreift er den schwächern mit den Zähnen und dem Rachen, schüttelt und wirft ihn zu Boden; so bald aber die, welche nur zusahen dieses erblicken, so laufen sie herzu, dem Unterdrükten Hülfe zu leisten.

Mit ihren Zähnen machen sie so grosse und grausame Wunden, als ob sie von Säbelhieben herrührten. Nach dem Streit gehen sie nach dem Wasser, sich abzuspühlen.

Die Ursachen des Streits sind 1) die Weiber, wenn einer dem andern eines entführet, oder dem Vater eine erwachsene Tochter rauben will; die Weibchen sehen dabey zu und folgen dem Sieger 2) der Ort, wenn einer des andern Stelle einnimmt; wenn der Ort allzuenge ist; wenn der eine die Nachbarschaft aus Geilheit sucht, und Verdacht erreget. 3) Weil sie vor recht und billig zu halten scheinen, daß es unter dem Kampf ordentlich zugehe, und damit es nicht zu weit komme.

Sie lieben ihre Kinder und Weiber über die Maassen, und werden von beyden gar sehr gefürchtet. Die Grausamsten wüthen wider die Ihrigen und üben eine unumschrenkte Gewalt wider sie aus. Wenn Steller mit seinen Leuten an einen Ort gerieth da lauter Weibchen waren, und sie ihnen die Jungen wegschleppten, so hörte das Männchen, wenn die Mutter entfliehen können, aus Furcht aber die Jungen zurückgelassen, auf mit den Räubern seiner Kinder zu streiten, ergrif sein Weib, warf es mit seinen Zähnen in die Höhe, auch zwey bis dreymal

mit Brummen an die Felsen, daß es halb tod liegen blieb; wenn das Weibchen wieder zu sich selbst gekommen war, so kroch es demüthig zu den Füssen des Männchens, küßte es, und vergoß in so grosser Menge Thränen, daß die ganze Brust davon naß wurde: das Männchen gieng dabey mit beständigem Brummen hin und her, wandte die Augen fürchterlich herum, und warf den Kopf von einer Seite zu der andern. Endlich, als es sie mit seinen Jungen weggehen sahe, so weinte es so heftig als das Weibchen. Eben so weinen sie über Wunden, oder wenn sie sich nicht rächen können. Dieses aber hat man auch an gefangenen Meerkälbern bemerket.

Die andere Ursache, warum die Meerbäre sich im Frühjahre nach der Morgenseite, und an die wüste Inseln sich begeben, ist ohne Zweifel diese, damit sie sich durch Ruhe, Schlaf und drey Monat langes Fasten von der allzubeschwerlichen Fettigkeit entladen. Denn im Brachmonat, Heumonat und August thun sie nichts auf dem festen Lande als daß sie schlafen. Sie bleiben an einem Orte müßig liegen, brüllen, gähnen und strecken sich aus; und nehmen weder Speise noch Trank zu sich, welches Steller aus eigener Erfahrung hatte.

Sie vermischen sich so, daß das Männchen oben, das Weibchen unten ligt; und reitzen einander hauptsächlich gegen Abend. Eine Stunde vorher begeben sich beyde ins Meer, schwimmen sanfte miteinander, und kehren hernach auf das Land zurück. Das Weibchen legt sich auf den Rücken, das Männchen aber kommt aus dem Meere über sie, stüzt sich auf die Füsse, und übet seine Wollust mit der grösten Hitze aus, drücket aber das Weibchen so sehr und senket sie mit der schwehren Last seines Körpers so tief in den Sand, daß nichts als der Kopf hervorragt; Er selbst aber sinket so tief mit den Vorderfüssen nach, daß er endlich das Weibchen mit dem ganzen Leibe drücket. Steller sahe ihnen einmal über eine Viertelstunde zu, ohne daß sie ihn bemerkten, bis er dem Männchen eine Maulschelle gab, worüber es so zornig wurde und ihn mit solchem Brummen anfiel, daß er Mühe hatte zu entkommen; da es ihn aber noch von ferne sahe, sezte es das, was es angefangen hatte, noch eine ganze Viertelstunde fort.

Wenn sie auf dem festen Lande zum Zeitvertreib liegen und schreyen, so gleichet ihre Stimme dem Brüllen der Kuhe, denen die Kälber genommen worden; im Kampfe brummen und brüllen sie, wie die Bäre; nach erhaltenem Siege aber machen sie ein lautes und wiederholtes Geräusche oder Gezische, wie die Heimen, die sich in den Häusern verbergen. Ein verwundeter und überwältigter seufzet sehr stark, und blä'et wie eine Katze. Indem sie aus dem Meere gehen, schütteln sie den Leib ab, streichen die Brust mit den Hinterfüssen, und machen ihre Haare zurechte. Das Männchen leget das Aeusserste der Lippen an die Lippen des Weibchens. Wenn die Sonne scheinet so liegen sie in der Wärme und kehren die Hinterfüsse in die Höhe, und ziehen sie hin und her, wie die schmeichelnde Hunde mit dem Schwanze wedeln. Bald liegen sie auf dem Rücken, bald auf dem Bauche; bald legen sie sich rund zusamen; bald sind sie ausgestrekt auf einer Seite und drücken die Vorderfüsse an den Leib. So feste sie aber schlafen, so merken sie doch die Gegenwart eines Menschen bald, wenn er auch noch so leise gehet, und ermuntern sich.

Von dem Muth der Alten haben wir schon geredet; doch begeben sich auch öfters ganze Heerden in die Flucht. Wann jemand mit dem Munde pfeift, so fliehen die Weibchen. Auch stürzen sich ganze Heerden erwachsener in das Meer, wenn sie unvermuthet mit grossem Geschrey überfallen werden. Doch schwimmen sie gemeiniglich am Ufer hinter den Leuten her und betrachten sie mit einer Art von Verwunderung. Sie schwimmen sehr schnell und können in einer Stunde leicht zwey deutsche Meilen zurück legen. Wenn sie im Meer mit Haken verwundet werden, ziehen sie den Kahn so reissend nach sich, als ob er flöge; sie kehren ihn auch nicht selten um. Sie schwimmen auf dem Rücken, dergestalt, daß die Vorderfüsse niemals zu sehen sind, die hinteren aber bisweilen hervor blicken. Sie dauren lange unter dem Wasser; wenn sie aber sehr von Kräften gekommen sind, gehen sie hervor und schöpfen Luft. Sie schwimmen gerne am Ufer, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken, und gehen nicht leicht tief unter Wasser. Wenn sie von dem festen Lande in das Meer springen, so überwerfen sie sich, daß der Kopf zuerst in das Wasser kommt, eben wie ein Rad, das sich umdrehet.

Wenn

Wenn sie auf Felsen klettern, so besteigen sie solche nach Art der Meerkälber, mit den Vorderfüssen, den übrigen Körper ziehen sie hinter sich her, machen den Rücken krumm, und ziehen ihn nach sich mit herabhängendem Kopfe. Im Laufen übertrift sie kaum ein schneller Laufer, zumal die Weibchen, weswegen es auch nicht rathsam ist, mit ihnen anzubinden, wenn man nicht auf steile Anhöhen seine Zuflucht nehmen kan.

Die Meerottern fürchten sich sehr vor ihnen, und werden selten neben ihnen gesehen; und die Meerkälber eben so wenig; die Meerlöwen aber wohnen in grossen Heerden unter ihnen, und machen sich furchtbar, so daß die Meerbären sich in ihrer Gegenwart nicht leicht in einen Streit einlassen, und nicht einmal ihre Weibchen abhalten, wenn die Meerlöwen mit ihnen scherzen.

Aus dem Meere um die Kamtschatjischen Länder gehen sie selten auf das feste Land, und werden von den Einwohnern mit einem eisernen Hakenspieß, den man Nosok nennet, fast wie man harpunieret, verwundet, und getödtet. An die Alten und Grossen aber wagen sie sich nicht mit ihren Kähnen und bringen nur allein die hochträchtigen Weibchen um.

Steller hat befunden, daß die gröften achthundert Pfund gewogen haben.

Dampier erzählet von einer Amerikanischen Insel Ferdinands bey Chili unter dem 36 südlichen Grad der Breite, er habe auf diesem Lande, wie Steller auf der Berings-Insel, das ganze Ufer voll unzähliger Meerkälber, Meerlöwen und Meerbäre angetroffen, die diese Ufer Heerdenweise bedekt hätten.

Der Meerlöwe.

Dieses Thier, welches bey den Kurilen, Kamschatjern und Russen Siwutscha heisset, ist noch so schwehr als der Meerbär. Die gröften männlichen Thiere betragen sechzehnhundert Pfund im Gewicht, und an der Grösse gedoppelt so viel, als der gröste und älteste Meerbär. Die Weibchen sind kürzer von Leibe als die männlichen Thiere, auch schlanker mit kahlen Hälsen, indem ihnen die starre und krause Haare, welche das männliche Geschlechte als eine Mähne trägt, mangeln. Die junge Meerlöwen sind schon wenn sie gebohren werden, mehr als noch einmal so groß als ein junger Meerbär.

Ein anderer grosser Unterscheid bestehet in der Farbe der Haare. Der Seelöwe hat eine viel dickere Haut, als der Seebär, und ist mit starren dichten Haaren bekleidet; die Haare sind feuerroth, wie an Kühen; an alten Thieren ist sie blässer, an jungen hochrother, an den Weibchen lebhafter, wie Oker oder Bergroth. Die ganz jungen sind kastanienbraun, einige aber kaum anders als braunschwarz.

Der Kopf ist grösser als am Meer- oder Seebär, die Nase ausgestrekter, und ein wenig aufwärts gebogen; die Zähne sind überaus groß, viermal länger und breiter als am Meerbär, mit denen sie sonst an Zahl und Ordnung überein kommen. Die Augen sind sehr weit, das Fleisch im grossen Augenwinkel hervorragend, und von Zinnoberfarbe. Der Augapfel funkelt wie ein Smaragd, das übrige vom Auge glänzet wie polirtes Elfenbein, und siehet von vielen äusserst zarten Aestgen kleiner Adern schön bunt aus. Es hat Augenwimpern, und im grossen Augenwinkel noch eine fleischichte Haut, das Aug zu verdecken.

Die Ohren sind conisch, stehen in die Höhe, und haben anderthalb Zoll Länge, wie am Meerbär.

Sie haben über dieses dichte, aufrechtstehende gekräuselte Haare um den Hals, die desselben Umkreis vergrössern, und seine Gestalt verschönern. Die Weibchen haben keine Mähne, und sind auch schlanker von Leib und Halse, als die Männchen. Alles übrige kommt aufs genaueste mit dem Seebär überein.

Dieses Thier so gräßlich es aussiehet, und so stark es ist, fürchtet doch den Menschen so sehr, daß es, wenn es ihn nur von Ferne erblickt, vom festen Land in das Meer eilet. Wird es auch im tiefen Schlafe von einem Menschen aufgewekt, so entsezt es sich so sehr, daß es unter Seufzen entläuft, und auf der Flucht beständig fällt, weil es vor Zit-

tern und Angst seiner Glieder nicht mächtig ist. Treibet man es aber so sehr in die Enge, daß ihm alle Gelegenheit zu fliehen benommen ist, so gehet es gerade auf den Beleidiger los, wirft vor Zorn den Kopf hin und her, brummet, brüllet und jaget auch den herzhaftesten Mann in die Flucht. Aus dieser Ursache wird es auch von den Kamtschadalen niemals im Meere verfolgt, weil es die Kähne umstösset, und die Jäger aufs grausamste tödtet, sondern man stellt ihm nur auf dem Lande hinterlistig nach. Wenn das Thier schläft, so kriechet einer, der sich auf seine Kräfte verläßt, stillschweigend gegen den Wind an dasselbe, mit einem eisernen oder knöchernen Spiesse, welcher von dem Hefte abgehet und Nosok genennet wird, und stößt ihn durch die Vorderfüsse, die übrigen halten den Riemen, welcher aus dem Felle eines solchen Thieres gemacht wird, und an gedachtem Wurfspiesse feste ist, und wickeln ihn etliche mal um einen festen Stein oder Pfahl. Indem nun das verwundete Thier erwachet, so schiessen andere von Ferne entweder mit Pfeilen, oder sie werfen einen Spieß in ihn, der an einen Riemen gebunden ist; endlich wenn das Thier keine Kräfte mehr hat, so durchbohren sie es mit Spiessen, und schlagen es mit hölzernen Keulen todt. Sie schiessen es auch mit vergifteten Pfeilen, und gehen davon. Das Thier wird durch das Gift gezwungen aus dem salzigen Wasser, welches seinen Schmerz vermehret, an das Land zu gehen, wo es etwan getödtet wird, oder in vier und zwanzig Stunden an seiner Wunde stirbt. Wer ein solches Thier tödtet, läßt sich für einen tapferen Mann halten, und der Ruhm treibet sie so sehr auf seinen Fang, als der Vortheil, den sie von dem guten Fleische u. s. w. ziehen.

Die Meerlöwen begatten sich mit vielen Weibern. Ein Mann hat oft zwey, drey oder vier. Diese gebähren im Anfange des Heumonats auf dem festen Lande, jede nur ein Junges, welches von der Mutter gesäuget wird. Weil sie sich im August und September begehen, so sind sie wahrscheinlich neun Monate trächtig. Sie begatten sich wie die Meerbäre. Die Männchen halten die Weibchen werth und begegnen ihn nicht so hart wie die Meerbäre; sie vergnügen sich sehr an den Schmeicheleyen ihrer Weibchen, und vergelten solche mit häufigen Gegenbezeugungen, ihre Liebe zu verdienen. Für ihre Jungen sorgen weder Väter noch Mütter sehr, und diese drücken sie öfters im Schlaf todt. Sie machen sich auch gar nichts daraus wenn man die Jungen vor den Augen der Alten schlachtet, und ihnen die Eingeweide vorwirft. Die Jungen sind nicht so munter und lebhaft, als die jungen Meerbäre; sie schlafen beständig oder spielen ganz schläfrig mit einander; sie sind auch eben so nachläßig bey ihren Versuchen zur Geilheit. Gegen Abend begeben sich die Mütter mit ihren männlichen Jungen in das Meer, und schwimmen geruhig am Ufer. Wenn die Jungen müde werden, so setzen sie sich den Müttern auf den Rücken und ruhen aus, die Mutter aber wälzet sich wie ein Rad, wirft die trägen Jungen ab, und gewöhnet sie zum schwimmen. Die Jungen, die nur erst gebohren werden, können nicht schwimmen, sondern schlagen das Wasser nur unordentlich und eilen zum Ufer, wenn sie in das Meer geworfen werden.

Ob sich gleich diese Thier sehr vor Menschen fürchten, so werden sie ihn doch gewohnt und zahm. Steller hat sich einmal sechs Tage lang mitten unter ihrer Heerde, nur auf einem erhabenen Ort in einer Hütte aufgehalten. Sie lagen rings um ihn her, sahen das Feuer an, und was er machte, entflohen auch nicht mehr, ob er gleich mitten unter ihnen herum gieng, die Jungen ergrif, tödtete und beschrieb. Sie trieben auch ihre Geilheit, stritten unter einander heftig über den Ort und über die Weiber, und kämpften auf gleiche Weise, und mit gleicher Hitze, wie die Meerbäre.

Die alten und abgelebten Meerlöwen werden um den Kopf grau, und leben ohne Zweifel überaus lange. Sie brüllen wie die Ochsen, die Jungen blöken wie Schaafe. Die sehr Alten und Abgelebten geben einen Geruch von sich, der aber weit gelinder und nicht so stinkend ist, wie von alten Meerbären. Sie halten sich sowohl im Frühlinge, als auch im Winter und Sommer auf der Berings-Insel, aber nur um gewisse Oerter auf, die steinicht und sehr abschössigt sind; nichts destoweniger aber kommen auch andere jährlich bey angehendem Frühlinge mit den Meerbären zugleich dahin. Steller hat sie in grosser Anzahl an den Amerikanischen Ufern gesehen. In den Ländern von Kamschatja werden sie fast zu aller Zeit angetroffen; sie erstrecken sich nicht über den 56 Grad Nordbreite. Man fängt sie häufig um

das

das Vorgebürge von Kronozky, bey der Insel Ostrowna, ja um den Meerbusen von Awatscha, von da bis zum Vorgebürge Lapatka in den Kurilischen Inseln, und wohl auch bis zur Insel Matmey. In dem Penschinischen Meere wird man sie niemals gewahr.

Diese Thiere rauben die Fische und Meerkälber, vielleicht auch Meerottern, und andere Meerthiere. Die Alten fressen im Junio und Julio entweder wenig oder gar nichts, sie sind nur dem Müssiggange und Schlaf ergeben, und werden während dieser Zeit sehr mager.

Sonst gehet die Rede, sagt Steller, von einem andern Meerthiere, das bey den Russen und Heyden ein Meerbär genennet wird. So viel mir aus der Erzählung der lezteren bekannt ist, lebet es im Wasser und auf der Erde, hat Aehnlichkeit mit dem Bär, und ist sowohl auf dem festen Lande als im Meere sehr wild und grausam. Man erzählet, daß dasselbe im Jahr 1736. einen Kahn umgeworfen und zwey Menschen zerrissen habe. Die Fischer entsezten sich gar sehr über sein Brüllen, das wie von einem Bär laute, höreten sodann geschwind auf den Fischottern und Meerkälbern nachzusetzen, und eileten dem festen Lande zu. Es habe weisse Haare, finde sich an den Kurilischen Inseln, und noch häufiger um Japonien. In hiesigen Gegenden bekomme man es seiten zu sehen. Was ich davon glauben soll, weiß ich selbst nicht; denn keiner hat doch jemals ein solches umgebrachtes Thier gesehen.

Dieses sind die Thiere von welchen Büffon sagt, daß sie vielleicht zu den Phoken gehören, und bey denen auch das ovale Loch des Herzens beständig offen ist. Wir wollen es dem Leser, der sie nur aus der Beschreibung kennt, überlassen, ob er dem Büffonischen Vielleicht beytreten will. Wir haben aber lieber die Nachrichten von einem Manne entlehnet, der sich mitten unter ihren Heerden mit ihrer Beschreibung beschäftiget hat, als dasjenige wiederholt, was von Büffon aus einigen Reisebeschreibern zusamen gelesen und verglichen worden ist.

Uebrigens erwähnet Egede in seiner Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland unter seinen Robben, Phoken oder Seehunden, einer Art, die man Klapmützen nennet, weil sie gleichsam eine Art von Mütze auf dem Kopfe hat, welche sie über ihre Augen niederlassen kan, wenn sie Streiche auf den Kopf befürchtet.

Der Morse oder das Walroß.

Dieses Thier hat verschiedene Namen. Bey Jonston und andern heisset es Rosmarus, rußisch Morss, englisch Seakow, angelsächsisch Hors Hwal; französisch Vache marine. Holländisch Walros. Die französische Benennung ist gar nicht geschikt, theils weil das Thier mit der Landkuh nicht die geringste Aehnlichkeit hat, theils weil er, wenn man ihn in unsere Sprache übertragen wollte, eine Verwirrung veranlaßte, indem wir bereits ein Thier Manati haben, welchem man den Namen Seekuh giebt. Der Name Meer-Elephant ist nicht so unschiklich, indem der Morse, wie der Elephant, zween grosse elfenbein ähnliche Hauzähne hat, die aus dem Oberkinnbacken hervorgehen. Sein Kopf gleichet ebenfalls dem Kopf des Elephanten, und er würde demselben auch in Ansehung dieses Haupttheils völlig ähnlich seyn, wenn ihm nicht der Rüssel fehlte. Aber so wie dieser, dem Elephanten so nüzliche Theil abgehet, so ist er auch des Gebrauchs der eigentlichen Arme und Beine beraubt. Diese Gliedmassen sind, wie bey den Phoken, von seiner Haut umschlossen, und blos die beyden Hände und Füsse ragen auswärts hervor. Sein Leib ist lang gestrekt, hat einen dick hervorgeworfenen Vordertheil, wird nach hinten zu immer dünner, und ist überall mit einem kurzen Haare bedekt. Die Zähen an den Füssen und Händen sind in eine Haut eingefaßt und am Ende mit kurzen spizigen Nägeln besezt. Dicke Borsten umgeben das Maul in Form eines Knebelbartes; Die Zunge ist vorn ausgehölet; die Ohren sind ohne Muscheln. Daher der Morse, wenn man ihm die beyden grossen Hauzähne hinwegnimmt, und die Schneidezähne, die ihm sowohl oben als unten fehlen, ein völliger Phoke, nur weit grösser, dicker, und stärker ist. Die grössesten Phoken sind höchstens sieben bis acht Schuhe lang, die Morsen gemeiniglich zwölfe, und es gibt deren, die sechzehn Schuh

in der Länge, und acht bis neun im Umfange haben. Der Morse bewohnet auch mit dem Phoke einerley Gegenden, und sie werden fast immer beysamen gefunden. Sie halten sich nach einerley Instinkte bald im Wasser auf, bald gehen sie zu Lande; sie klettern beyde auf die Eisschollen oder Eisfelder; sie säugen und erziehen ihre Jungen auf einerley Art; ihr Fraß ist einerley; sie ziehen beyderseits Schaarenweise. Allein der Morse ist nicht so sehr dem Abfalle von der Art ausgesezt, als der Phoke; er streicht auch, wie es scheint, nicht so weit, ist mehr an sein Klima gebunden, und wird selten anderswo, als in den nördlichen Meeren angetroffen.

Von diesen Thieren gibt Zorgdrager in seiner Beschreibung des Wallfischfanges und der grönländischen Fischerey folgende Nachricht. Man fand vor Zeiten in der Horizont- und Klokbay viele Morsen und Phoken, aber heutiges Tages sind nur wenige da. Sowohl diese, als jene begeben sich, wenn der Sommer am wärmsten ist, auf die Erdebenen, womit diese Bayen umgränzt sind, und man sieht bisweilen achtzig bis zweyhundert in einer Schaar beysamen, vornehmlich Morsen, die einige Tage so wegliegen können, bis der Hunger sie wieder in die See treibt. Diese Thiere kommen nach dem äusserlichen Ansehen den Phoken sehr nahe, sie sind aber stärker und grösser. Ihre Pfoten sind, wie bey den Phoken, in fünf Zähen abgetheilt, allein die Nägel daran sind kürzer, und ihr Kopf ist dicker, runder, und stärker. Die Haut des Morse, besonders nach dem Halse zu, ist einen Zoll dick, gerunzelt und mit einem Haar von verschiedenen Farben bedekt. Sein Oberkinnbacken ist mit zween Zähnen bewafnet, die eine halbe oder ganze Elle lang sind. Diese sind an der Wurzel hohl, und werden immer grösser, je älter das Thier wird. Man sieht zuweilen einige, die nur einen solchen Zahn haben, weil der eine entweder im Kampf oder durch das Alter verlohren gegangen ist. Dieses Elfenbein ist gemeiniglich theurer, als das vom Elephanten, weil es dichter und härter ist. Das Maul des Morsen gleichet einem Ochsenmaule, und ist oben und unten mit hohlen und spitzigen Borsten besezt, die so dick als ein Strohhalm sind. Oberhalb des Mauls finden sich zwey Nasenlöcher, aus denen sie, gleich den Wallfischen, das Wasser in die Höhe blasen, doch ohne ein starkes Geräusch dabey zu machen. Ihre Augen sind blitzend, roth, und während der Sommerwärme ganz feurig; und da sie alsdenn den Druck des Wassers an den Augen nicht leiden können, so halten sie sich auf den Erdflächen zu keiner Zeit lieber auf, als im Sommer. In der Gegend nach Spitzbergen siehet man viele Morsen. Man ersticht sie am Lande mit Lanzen. Ihre Zähne und ihr Speck bringen vielen Vortheil. Ein Zahn von mittelmäßiger Grösse wiegt drey Pfund, und ein Morse liefert eine halbe Tonne Thran. Wenn man einem solchen Thiere auf dem Eise oder im Wasser nahe genug gekommen ist, so schießt man mit einer Harpune nach ihm, die aber nicht selten an der harten und dicken Haut abglitschet; wenn sie aber durchgegangen ist so zieht man das Thier mit dem Taue vor die Steven der Schaluppe und tödtet es völlig. (Aus der Haut wird ein sehr gutes Leder bereitet.) Ein Morse ist gewöhnlich schwehrer als ein Ochse. Es hält eben so schwehr die Morsen mit Rudern einzuhohlen, als die Wallfische. Weil der Stoß auf seiner dicken Haut nicht leicht eingehet, so zielet man, wenn man es mit der Lanze angreift, nach den Augen des Thiers, welches dadurch gezwungen wird, den Kopf umzudrehen und die Haut in der Gegend der Brust straff zu machen, worauf man auf diesen Theil zustößt und so schnell als möglich die Lanze zurück zieht, damit sie das Thier nicht fasse, und den Thäter mit den Zähnen oder der Lanze selbst verletze. Man findet diese Thiere nur in Gegenden, die wenig befahren werden, als auf dem Moffeneylande hinter dem Vorlande, an den Landstrichen, die die Horizont- und Klokbay umgeben, und anderwärts auf sehr erhabenen Erdflächen und Sandbänken, wo selten Schiffe hinkommen. Und selbst diejenigen, die man da antrift, sind schon durch ausgestandene Verfolgungen gewitzigt worden, und halten sich ganz nahe am Wasser, um desto schneller entwischen zu können. Vor Zeiten, und ehe noch die Verfolgung dieser Thiere recht angegangen war, begaben sie sich sehr weit Land einwärts, so daß sie auch bey der Flut ziemlich weit vom Wasser waren, und daß man ihnen zur Ebbzeit mit leichter Mühe ankam. Wann sie verwundet sind, so werden sie wüthend, und hauen mit ihren Zähnen von einer Seite zur andern; sie brechen oder schlagen die Waffen denen aus den Händen, die sie angreifen, und endlich stecken sie mit rasendem Grimme den Kopf zwischen

ihre

ihre Pfoten oder Schwimmhäute, und rollen sich so ins Wasser hinab. Wenn sie in grosser Anzahl beysamen sind, so werden sie so kühn, daß sie einander zu Hülfe kommen, die Schaluppen umzingeln, und sie mit ihren Zähnen zu durchhauen oder wenigstens mit Hieben gegen den Bord umzustürzen suchen. Uebrigens scheuete sich dieser Meerelephant, ehe er die Menschen kannte, vor keinem Feind, dann er hatte sogar die grausamen Bären, die sich in Grönland aufhalten, zu bezwingen gewußt.

Es scheinet, daß seine Gattung ehemals viel weiter ausgebreitet war, als sie jetzo ist. Man traf dieselbe in den Meeren der gemäßigten Zonen, in dem Meerbusen von Canada, und auf den Küsten von Acadruan an. Aber jezt ist sie in die Meere über den nördlichen Polarzirkel eingeschlossen. Man findet nur Morsen in der kalten Zone; sogar in den Gegenden die oft befahren werden, und in dem europäischen Eismeere sind nur wenige, und noch weniger um Grönland, in der Strasse Davis und in andern nördlichen Strichen von Amerika, indem sie durch den Wallfischfang fortgescheucht sind. Noch seltener findet man sie in den Meeren der milden Zonen. Die Gattung aber, die sich unter dem heissen Himmelsstriche und im ostindischen Meere findet, ist von den nordischen Morsen verschieden. Diese scheuen sich aller Vermuthung nach entweder vor der Hitze oder vor der Salzigkeit der südlichen Meere; sie haben dieselben niemals durchstrichen, und sind daher auch nach dem andern Pole zu niemals gefunden worden, da man doch sowohl die grossen als kleinen Phoken unseres Nordens, und zwar in grösserer Menge, als bey unsern Polarlaudern, daselbst siehet.

Inzwischen kan doch der Morse wenigstens eine Zeit unter einem gemäßigten Himmelsstriche leben. Evrard Worst hat einen vierteljährigen in England lebendig gesehen. Man brachte ihn alle Tage nur eine kurze Zeit ins Wasser, und sonst kroch er auf der Erde herum. Er sahe grimmig und auf seine Kräfte trotzig aus, so bald man ihn berührte; und schnob sehr stark mit seinen Nasenlöchern. Dieser junge Morse war so groß als ein Kalb, und einem Phoke sehr ähnlich. Er hatte einen runden Kopf, grosse Augen, platte und schwarze Nasenlöcher, die er nach Willkühr bald öfnete bald verschloß. Er hatte blos Gehörgänge. Die Oefnung seines Rachens war zimlich klein; der Oberkinnbacken war mit einem Knebelbarte von dicken und steifen knorplichten Haaren versehen; der Unterkinnbacken war dreyeckigt, die Zunge dick und kurz, und der innere Rachen an beyden Seiten mit platten Zähnen besezt. Die Vorder- und Hinterfüsse waren breit, und der Hintertheil des Leibes kam mit dem Phoke vollkommen überein. Die Vorderfüsse waren vorwärts, und die hinteren hinterwärts gerichtet; alle viere waren in fünf Zähen abgetheilt, die von einer starken Haut eingeschlossen wurden. Das Fell war dick, hart, und mit einem kurzen und dünnen aschfarbenen Haare bedekt. Er grunzte wie ein Schwein, und bisweilen war seine Stimme noch gröber und stärker. Man unterhielt ihn mit gekochtem Haber- und Hirsetrank, und er sog vielmehr mit langsamen Zügen, als daß er fraß.

Die Morsen begatten sich nach Art der Menschen. In der Ruthe des Männchens befindet sich, wie bey den Wallfischen ein dicker und grosser Knochen. Das Weibchen gebiert im Winter am Lande oder auf dem Eise, und wirft gemeiniglich nur ein Junges, das bey der Geburt schon so groß als ein jähriges Schwein ist. Sie können nicht immer im Wasser seyn. Sie müssen sowohl ihre Junge zu säugen, als auch um anderer Bedürfnisse willen ans Land gehen. Wenn sie auf steile Ufer und auf Eisschollen klettern müssen, so bedienen sie sich ihrer Hauzähne, die nicht ganz rund und auch nicht völlig eben, sondern vielmehr geplättet und leicht eingekerbt sind, und davon der rechte gemeiniglich ein wenig länger und stärker als der linke ist, und ihrer Vorderpfoten, um die unbehülfliche Masse ihres Körpers in die Höhe zu bringen. Einige behaupten, daß sie ihre Nahrung von Muscheln haben, die auf dem Grunde des Meers liegen, und daß sie ihre Hauzähne gebrauchen, um solche loszubrechen. Andere hingegen sagen, daß sie von einem gewissen Kraute mit breiten Blättern leben, das im Meere wächßt, und daß sie weder Fleisch noch Fisch fressen. Herr von Büffon aber glaubt, daß der Morse, wie der Phoke, vom Raube lebe, vornemlich von Häringen und andern kleinen Fischen, weil er nicht frißt, wenn er am Lande ist, und also blos aus Mangel der Nahrung wieder in die See getrieben wird.

Der Dugon.

Herr von Büffon beschreibt einen abgestuzten oder entfleischten Kopf von einem Thier, das er Dugon nennet. Nach dem Kopfe, sagt er, kommt der Dugon mit keinem andern Thiere so sehr überein, als mit dem Morse. Sein Kopf ist beynahe auf gleiche Weise durch die tiefen Fächer verunstaltet, aus welchem im Oberkinbacken die zwey halbschuhlangen Zähne hervorwachsen. Allein diese Zähne sind vielmehr Schneide- als Hauzähne, sie gehen nicht gerade aus dem Rachen hervor, wie die grossen Zähne des Morsen; sie sind weit kürzer, und dünner, und ausserdem sitzen dieselbe vor der Kinnlade und dichte bey einander, wie Schneidezähne, da hingegen die Hauzähne der Morsen einen beträchtlichen Raum zwischen sich haben, und nicht an der Spitze, sondern zur Seite des Oberkinnbackens sitzen. Da Herr von Büffon glaubt die Seekuh von le Guat, Spilbergs Meerbär, und der Meerlöwe des Birrvillas, seyen alle drey kein anderes Thier, als sein Dugon, sich aber nicht ganz auf seine Vermuthung verlassen will, so wollen wir statt derselben die Stelle aus Christoph Barchewiz Reisebeschreibung hersetzen, aus der Büffon seinem Kopfe die Benennung gegeben hat.

Aus meinem Hause, heißt es, so in der Insel Lethy auf einem Felsen lag, erblikte ich eines Tages zween grosse Dugons, die nahe an den Felsen und an mein Haus kamen. Ich ließ sogleich meinen Fischer ruffen, und zeigte ihm diese Thiere, die da herumkrochen, und ein grünes Moos frassen, das am Gestade wächßt. Er holte alsbald seine Kameraden, die zwey Boote nahmen, und sich damit vor dem Ufer legten. Während dieser Zeit kam das Männchen, und schien das Weibchen zu suchen, und wurde auch, weil es nicht weichen wollte, mit demselben zugleich erlegt. Jedes dieser Thiere war über sechs Ellen lang, und das Männchen ein wenig grösser, als das Weibchen; ihre Köpfe sahen fast aus wie Ochsenköpfe; sie hatten zween grosse Zähne, die eine Spanne lang, und einen Zoll dicke waren, und wie bey wilden Schweinen über den Kinnbacken hervorragten; diese Zähne waren so weiß, als das schönste Elfenbein. Das Weibchen hatte zwo Brüste, gleich einer Frau; die Zeugungstheile des Männchens kamen mit denen vom Manne überein; die Eingeweide waren wie bey einem Kalbe beschaffen, und das Fleisch hatte auch einen Kalbfleisch-Geschmack.

Dieses Thier wird, wie Büffon sagt in den Meeren von Afrika und Ostindien gefunden.

Der Lamantin.

Der Lamantin, Manati, Seeochse oder Seekuh ist ein Geschöpf, bey welchem, wie Büffon sagt, im Thierreiche die Landbewohner aufhören, und die Völker des Meers ihren Anfang haben. Wir wollen seine Naturgeschichte Stellern abborgen, weil wir glauben, daß er dem Mangel abgeholfen habe, über den Klein mit diesen Worten klaget. Wer wollte nicht einsehen, daß man bis auf den heutigen Tag zwar eine wahre und unverfälschte Nachricht dieses grossen Thieres wünschen kan; aber eine solche noch nicht angetroffen wird.

Steller ein gebohrner Windsheimer hat dieses Thier im J. 1742. auf der Insel Bering, die zwischen Amerika und Asien im Canal gelegen ist, beschrieben, und seine Nachrichten folgen hier in einem Auszuge.

Dieses Thier hält sich nur allein im Meere auf, und die, welche vorgaben, es lebe auch auf dem Lande, haben die Nachrichten der Seefahrer, die berichtet haben, es grase an den Meerufern, unrecht verstanden. Denn das Gras, welches hier gemeinet ist, ist Meergras und was noch unter dem Meer in der Gegend des Ufers wächset. Es siehet zwar im Leben seltsam genug aus, ist aber doch wegen seiner Gestalt, Bewegungsart, und um des Gebrauchs willen, der von ihm gemacht werden kan, wunderbar genug. Es hat eine dicke Haut, die mehr

der

der Rinde von alten Eichen ähnlich ist. Sie ist schwarz, rauch, runzlicht, gleichsam wie kleine Steinchen, oder Chagrin, hart und zähe, ohne Haare, und eine Axt oder Haken dringet kaum dadurch. Sie ist bis einen Zoll dicke, und wenn sie queer eingeschnitten wird, dem Ebenholze an Glätte und Farbe am allerähnlichsten. Dieses ist nur die Oberhaut, und diese ist auf dem Rücken glatt oder kahl; vom Genicke hingegen bis zur Floßfeder des Schwanzes läuft sie in lauter zirkelförmige Runzeln, und wird davon etwas ungerade; die Seiten sind sehr scharf, gleichsam wie lauter kleine Steinchen, haben viele hervorragende Theilchen, die wie Schwämme ohne Fuß aussehen (pezizas referentibus). Die Haut siehet graulich (horridus) und am meisten um den Kopf. Diese Oberhaut umgibt den ganzen Körper, gleich als eine Schale, welche öfters einen Zoll dicke ist, und bestehet aus lauter Röhrchen, wie im spanischen Rohr, welche dichte an einander perpendikular in der Haut stehen, also daß sie der Länge nach von einander getrennet werden können. Durch diese Röhrchen, die an dem untersten Theile, mit welchem sie in der wahren Haut liegen, etwas rund, erhaben und dicke sind, mit einem knolligen Zwibel, wird ein dünner, wenigstens wässeriger Schleim abgesondert, und zwar an den Seiten, und um den Kopf häufiger, an dem Rücken weniger; und wenn das Thier einige Stunden auf einem trockenen Ufer ligt, so wird der Rücken ganz trocken, der Kopf aber und die Seiten bleiben beständig feucht. Diese Haut schützet die wahre Haut für dem Aufreiben an Eisschollen und Felsen, und verhindert, daß die Lebenswärme durch allzustarke Ausdünstung im Sommer nicht vergehe, oder im Winter durch allzustarke Kälte ausgelöscht werde. Man findet manchmal Meerkühe an den Ufern todt, denen die Oberhaut von den Felsen abgestossen ist, und die vermuthlich darum gestorben sind.

Auf dieser Haut haben einige Meerkühe weisse etwas grosse Flecken und Streifen. Um den Kopf, Augen, Ohren, Brüste und unter den Armen sizt diese Haut voll Ungeziefer, die oft bis auf die wahre Haut durchnagen. Diese wahre Haut ligt unter ihr um den ganzen Körper; sie ist zwey Linien dicke, weich, weiß, überaus dichte oder feste, von Gewebe und Stärke, wie am Wallfische, und kan zu gleichem Gebrauch als diese angewendet werden.

Der Kopf ist gegen die Grösse des ungeheuren Körpers klein, kurz, und man sieht nicht, wo er sich endiget; an Gestalt ist er länglich und viereckigt; vom Wirbel aber gegen den Unterkinnbacken breiter; der Wirbel selbst ist platt; seine schwarze Oberhaut dem Chagrin ähnlich, fast wie zerrissen und um den dritten Theil dünner als die übrige Oberhaut, und gehet auch leichtlich ab. Der Kopf wird vom Hinterhaupte an gegen die Nase abhängiger, und abermal von der Nase nach den Lippen. Der äusserste Rüssel ist acht Zoll hoch, und nimmt von der Nase an bis zum Hinterkopfe stark an Dicke zu.

Das aufgesperrte Maul ziehet sich nicht hinterwärts, sondern bleibt an der Seiten; die äusserste Oberlippe aber ist groß, platt und nach den Maulecken schief; verlängert sich über den Unterkinbacken so weit, daß, wer nur den Kopf ansiehet, vermuthen sollte, dieses Aufsperren geschehe gleichsam hinterwärts, oder doch an niedrigerer Stelle. Es ist gegen die Grösse des Thieres klein, aber doch groß genug, weil es nur allein Meergrasarten frisset. Sowohl die obere als untere Lippen sind doppelt, inn- und auswendig unterschieden.

Die auswendige Oberlippe läuft schief aus mit dem äussersten Rüssel, und stellet einen halben Zirkel vor, ist platt, aufgeschwollen, dicke, vierzehn Zoll breit, zehen Zoll hoch, weiß von Farbe, glatt mit sehr vielen Hügelchen besetzet, aus deren Mittelpunkt weisse durchscheinende Borsten vier bis fünf Zoll lang hervorgehen.

Die innwendige Oberlippe ist fünf Zoll lang, dritthalb breit, von der äussern überall abgeschieden, und nur mit ihrem Grunde daran angewachsen; sie hängt über dem Gaumen, eben wie eine Kälberzunge, ist völlig zottig, und scharf wie Besenreiß. Die Oberlippe schliesset das Maul von obenher feste zu, ist beweglich, und dienet die Meerkräuter abzureissen und einzunehmen.

Die Unterlippe ist gleichfalls gedoppelt; auswendig schwarz, glatt, ohne Borsten siehet wie ein ungestaltes Herz, oder wie ein Kinn; ist sieben Zoll breit, sechs Zoll und etwas drüber lang. Die innwendige ist nur in etwas von der äusseren abgesondert, rauch und bey geschlossenem Maule gar nicht zu sehen; sie füget sich

zu der innwendigen Oberlippe, und verschließt das Maul feste.

Wo der Unterkinnbacken an den obern schliesset, da füllet den zwischen beyden noch ledigen Raum eine Menge sehr dichter und dicker Borsten, die anderthalb Zoll lang sind, und verhindern, daß im Kauen nichts aus dem Maule fallen, noch mit dem Meerwasser zugleich wieder heraus gespühlet werden kan; welches dem Thier mit dem Fraß allezeit ins Maul kommt, und wenn das Maul verschlossen ist, durch diesen Weeg wieder ausgestossen wird. Diese Borsten sind so dicke als Taubenkiele, weiß, inwendig hohl und unten mit zwiebelartigen Knöpfchen.

Wenn das Thier gerade auf dem Bauche ligt, so ist der äusserste Rüssel oder Schnautze von den Nasenlöchern bis zu den Lippen perpendikular acht Zoll hoch; läuft sowohl von der Nase zu den äussersten Lippen, als gegen die Seitenränder des Oberkinnbackens, wie eine Kräusel, vorne rund, wird hernach dicker, und sein Umfang nimmt stark zu. Die äussere Lippen sind sehr aufgelaufen, dicke und wie aufgeblasen; daran sind wie bey Katzen, viele und weite Dunstlöcher, aus deren jedem starke weisse Borsten hervortretten, die nach und nach dicker sind, je näher sie der Oefnung des Mauls kommen. Die dicksten sind die, welche zwischen den Lippen beyder Kinnbacken hervor wachsen. Sie können das Meergras damit abbeissen. Der Unterkinnbacken ist kürzer als der obere und allein beweglich, die Lippen aber bewegen sich oben und unten an beyden Kinnbacken. Wenn das Thier die unter dem Meere wachsende Pflanzen mit seinen Armen oder Vorderfüssen abgerissen hat, so putzet es dieselben mit seinen scharfen Borsten von den harten Stengeln und Wurzeln so reine ab, als ob sie weggeschnitten wären. Weil die Stengel der Meerpflanzen bey weitem zäher und dicker sind, als an Erdpflanzen, so sind auch die Lippen dieser Thiere viel fester und härter als an Erdthieren, und können weder durch Kochen noch sonst auf eine Weise weich gemacht werden.

Das Kauen geschiehet bey diesen Thieren nicht mit Zähnen, denn sie haben keine, sondern mit zwey langen Knochen, die stark und von Farbe weiß sind, und gleichsam ganze Reihen oder eine Zahnmasse vorstellen. Einer von diesen Knochen ist an dem Gaumen, der andere an dem Unterkinnbacken feste. Diese zermalmende Knochen haben unterwärts viele Löcherchen, durch welche Arterien und kleine Nerven gehen; oben sind sie so ferne glatt, daß sie mit vielen gekrümmten wellenähnlichen Furchen ausgehöhlet werden, zwischen denen Erhabenheiten hervorgehen, welche wieder in Vertiefungen des angedrückten gegenseitigen Zahnbeins im Kauen eingreifen.

Die Nase stehet am Kopfe zu oberst und äusserst, wie an Pferden; der Nasenlöcher sind zwey, und durch eine dicke knorplichte Scheidewand von anderthalb Zollen abgetheilet. Die Nasenlöcher selbst sind zwey Zoll lang, und eben so weit; stehen offen, haben aber innwendig viele Krümmen oder Irrgänge. Sie sind innwendig überaus stark, runzlicht und mit einer nervichten Haut voller schwarzer Schweißlöcher ausgekleidet, aus deren jedem Borsten so dicke als ein Faden und einen halben Zoll lang gehen, und sich leichtlich ausreissen lassen.

Die Augen stehen genau mitten zwischen dem äussersten Rüssel und den Ohren, in gleicher Höhe mit dem obern Theile der Nasen, oder nur noch ein klein wenig höher; sie sind im Verhältnisse gegen den Körper sehr klein, und nicht grösser als Schaafaugen. Sie gehen aus der Haut durch ein Loch ohne Wimpern. Der Regenbogen ist schwarz, die Augenkugel gelbblau. Augenwinkel sind nicht zu erkennen.

Die Ohrenwinkel sind auswendig nur als ein kleines offenstehendes Loch; und auch dieses muß man aufs sorgfältigste suchen, wenn man es erkennen will. Es gehet kaum der Kiel einer Hünerfeder hinein.

Die Zunge ist zwölf Zoll lang, drittehalb Zoll breit, eben wie die Ochsenzunge, und läuft spitzig aus; ihre Oberfläche ist rauh wie eine Feile. Sie ligt so tief im Maule, daß viele geglaubt haben, das Thier habe gar keine Zunge.

Zwischen dem Kopfe und dem Halse ist kein Zeichen, dadurch sie sich von einander unterscheiden. Was einen Hals dunkel anzeiget, ist daß dieser Ort halb so kurz als der Kopf, auch länglichrund, und geschlanker, als der Umfang des Hinterkopfes außiehet. Doch sind im Halse bewegliche Wirbelknochen. Der

Hals

Hals selbst beweget sich auch wirklich, welche Bewegung aber nur bey dem Fressen wahrgenommen werden kan; da das Thier den Kopf neiget, wie Ochsen auf der Weide thun.

Von den Schulterblättern bis zum Nabel wird der Körper auf einmal weiter ausgedehnt; von da aber nach dem Hintern, wird er geschwinde wieder schlank, und nimmt ab. Die Seiten sind rundartig, und so bauchig als der Bauch selbst; welcher von der übergrossen Last der Därme ganz aufgetrieben, elastisch und wie ein Schlauch aufgeblasen ist. Vom Nabel bis zum Hintern nimmt der Leib eben so wieder ab, wie von den Brüsten nach dem Halse zu.

An fetten Meerochsen, wie sie im Frühlinge und Sommer sind, ist der Rücken etwas gewölbet; im Winter aber, da sie mager werden, wird er platt, und an beyden Seiten des Rückgrades als tiefe Hohlkählen, daß man alle Gewerbe mit dem Rückgrade siehet.

Die Rippen erheben sich an beyden Seiten gegen den Rücken zu als gewölbet, und wo sie an den Geweerbeinen durch ein Umwachsen wie bey dem Menschen articulirt werden, beugen sie sich wieder Bogenweise niederwärts, und machen an demselben Orte auf beyden Seiten, wo sie sich mit den Wirbeln vereinigen, am Rücken eine doppelte Vertiefung der ganzen Länge nach.

Der Schwanz, welcher von dem sechs und zwanzigsten Wirbelknochen anfänget, und mit 35. solchen Gelenken fortgehet, ist dicke und überaus stark und läuft mit einer schwarzen Floßfeder aus, die äusserst hart und starr ist. Sie zertheilt sich nicht in Strahlen, sondern gehet in einem fort. Ihre Substanz ist wie Fischbein und bestehet aus lauter auf einander liegenden Blättern. Einen vierten Theil vom Ende ist sie geschlizt, und siehet den groben Spitzen der Kornähren etwas ähnlich.

Die Floßfeder des Schwanzes ist einer Zange etwas ähnlich, und ihre beyde Griffe oder Hörner gleich groß; auch stehen die Floßfedern des Schwanzes an den Seiten. Wenn das Thier seinen Schwanz gelinde seitwärts beweget, so schwimmet es sachte vorwärts; schläget es aber mit dem Schwanze gegen den Rücken und Bauch, so schiesset es schnell mit dem Leibe fort.

Durch seine Arme oder Vorderfüsse unterscheidet sich der Manati von allen Thieren. Denn gleich von den Schulterbeinen am Halse gehen zwey Arme an, sechs und zwanzig und einen halben Zoll lang, aus zwey Gelenken bestehend. Das oberste Schulterbein hänget mit den Schulterblättern durch flache Einlenkung zusamen.

Der Ellbogen und die Armschiene sind vorhanden wie beym Menschen; beyde grenzen mit Fußknochen, von Fingern aber ist so wenig als von Nägeln und Klauen etwas zu finden. Dieser Vorder- und Mittelfuß haben festes Fett, und sind mit vielen Flächsen-Baudern, Haut und Oberhäutchen umgeben, wie nach einem abgeschnittenen Gliede vom Menschen die Haut wieder überwächset. Allein die Haut, und besonders die Oberhaut ist allda viel dicker, auch härter und trockener, so daß die äusserste Arme eine Art von Krebsscheeren oder Roßhuf undeutlich vorstellen, wiewohl ein Pferdshuf schmäler ausläuft und schärfer, und daher zum Graben oder Abscharren noch dienlicher ist. Hinten sind diese Enden des Fusses glatt und ausgebogen, unterwärts einigermassen hohl, und voll dichter Borsten, die eines halben Zolles Länge haben, und wie scharfe Besen kratzen.

Dieser Platonische Mensch, wie ihn Rajus im Scherz nennet und sagt, Diogenes hätte keinem Hahn die Federn ausrupfen dürfen, wenn er dieses Thier gekannt hätte, richtet mit seinen Armen allerley aus. Er schwimmt damit als mit Floßfedern, gehet darauf an seichten Ufern als auf Füssen, hält sich damit feste und aufrecht zwischen schlüpfrigen Steinklippen, und gräbet und reisset Meerkräuter und Meergras vom felsichten Grunde ab. Er kan sich darauf stützen, und kräftigen Widerstand damit thun wenn er mit dem Haken getroffen ist, und an das Land gezogen wird. Er hält sich so feste, daß die Oberhaut, so weit sie um die Arme gehet, spaltet, und stükweise abspringt.

Vorne an der Brust sitzen zwo Zitzen. Jede ligt unter dem Arme, wie bey dem Menschen, und in eben solcher Gestalt, und jede ist im Durchschnitte anderthalb Fuß lang, gewölbet, und hat viele einwärts laufende Runzeln, oder schneckenförmige Wendungen. Sie haben fette und süsse Milch, so dicke und von Geschmack wie Schaafmilch.

Der Mist dieses Thieres gleichet dem vom Pferde so sehr, daß auch öfters die besten Augen davon betrogen worden sind.

Diese Thiere lieben feuchte und sandige Oerter am Ufer des Meeres; sie bleiben aber sehr gerne an den Ausflüssen der Ströhme und Flüßchen, und an deren Ufern, weil sie von den süssen Wassern, die in das Meer fallen; angelocket werden; deswegen halten sie sich daselbst Heerdenweise auf. Wenn sie ihre Nahrung suchen, so treiben sie ihre noch nicht Erwachsene, und ihre ganz Junge vor sich her, umgeben sie aber hinten und an den Seiten, schliessen sie sorgfältig ein, und halten sie in der Mitte. Wenn das Meer steiget, so kommen sie so nahe an das Ufer, daß man nicht nur nach ihnen schlagen und stechen, sondern sie auch bisweilen mit der Hand auf den Rücken streichen kan. Aber daß sie sich auf Felsen legen und auf das feste Land gehen sollten, ist wider alle Wahrscheinlichkeit, daß sie wenn sie von ungefehr im Trockenen bleiben, sich weder wehren noch fliehen können, sondern sich mit Knütteln und Aexten todt schlagen lassen. Ist ihnen grosses Leid geschehen, so thun sie nichts anders, als daß sie sich vom Ufer weiter als gewöhnlich entfernen, aber gar bald wieder kommen. Gemeiniglich sind ganze Familien von ihnen nicht weit von einander; ein Männchen mit dem Weibchen, einem erwachsenen und noch andern kleinen Jungen. Jeder Mann scheinet nicht mehr als ein Weib zu haben; sie gebähren zu jeder Jahreszeit, am meisten aber im Herbst; aber sie scheinen länger als ein Jahr trächtig zu bleiben, und nur ein Kalb zu werfen.

Sie sind unersättlich und fressen ohne Unterlaß und haben vor allzuvieler Freßbegierde den Kopf beständig unter dem Wasser; also, daß sie sich wenig um ihr Leben und Sicherheit bekümmern, und man auch mit einem Kahne oder gar nackend mitten unter ihnen schwimmen, und welches man nur aus dem Meer zu hohlen verlanget, aussuchen kan. Sie machen sich bey dem Fressen nichts anders zu thun, als daß sie allemal nach etlichen Minuten die Nase aus dem Wasser erheben, und die Luft samt ein wenig Wasser mit einem Geräusche, welches dem Wiehern, Brausen oder Schnauben der Pferde gleich kommt, von sich blasen. Sie gehen, indem sie fressen, mit einem Male nach dem andern langsam vorwärts, also daß sie zum Theil sachte fortschwimmen, zum Theil gleichsam wie Ochsen auf der Weide gehen. Der Rücken und die Seiten ragen allezeit aus dem Wasser hervor. Wenn sie fressen, so sitzen ihnen die Möwen (Lari) auf dem Rücken und suchen ihnen die Läuse aus der Oberhaut. Die Meergräser, welche sie insonderheit fressen, sind die krause dem Savoyerkohl ähnliche mit gegitterten Blättern; Die Meergewächse, welche oben keulenförmig aussehen; die, welche wie eine Peitsche der alten Römer wachsen; sehr lange Schwämme oder Meergras mit wellenförmigen Rändern an ihren Adern. Nachdeme sie sich dicke gefressen haben, so legen sich etliche auf den Rücken; und damit sie, wenn das Meer zurücktritt nicht auf dem trockenen Lande liegen bleiben, so gehen sie vom Ufer weiter in das Meer. Zur Winters-Zeit werden sie oft von dem Eise, das am Ufer schwimmet, erstricket, und oft an den Felsen zerschlagen. Sie sind im Winter so mager, daß man nebst dem Rückgrad auch alle Rippen zählen kan.

Im Frühjahre begatten sie sich nach Art der Menschen, und vornehmlich gegen Abend, bey stillem Meere. Sie machen einander viele Liebkosungen. Das Weibchen schwimmt ganz sachte hin und her am Meere, das Männchen aber folgt allezeit nach, diesem macht das Weibchen viele Umzüge in lauter krummen Kreisen, bis es sich endlich als müde auf den Rücken leget. Wenn dieses geschieht, so kommt das Männchen fast als rasend auf sie und begattet sich mit ihr, wobey sie sich wechselsweise umarmen. Der Geschlechtstheil vom Mannthiere ist 32 Zoll lang mit seiner Scheide vorne am Unterleibe überaus befestigt, reichet bis an den Nabel, und kommt dem vom Pferde am nächsten.

Die erwachsene und grosse werden weit leichter gefangen, als ihre Kälber, weil diese viel geschwinder und heftiger schwimmen. Wenn auch ein Haken, der nach ihnen geworfen wird, trift, so bleibt er ganz haften, die Kälber aber reissen die Haut durch, und entgehen hernach.

Wenn ein Manati, der mit dem Haken getroffen ist, sich davon anfängt heftig zu bewegen, so kommen aus der herumschwimmenden Heerde nur allein die nächsten herzu, und versuchen, ob sie ihm helfen können. Deswegen versuchen einige

mit

mit ihrem Rücken den Kahn umzustossen, andere legen sich auf den Strick, und trachten denselben zu zerreissen, oder sie schlagen mit den Schwänzen, den Haken herauszureissen. Steller sahe, daß ein Männchen dem Weibchen, als dieses mit einem krummen Baken gefangen und an das Land gezogen wurde, nachdem es ihm vergeblich helfen wollen, und viele Schläge darüber bekommen hatte, nichts desto weniger bis an das Ufer nachsezte, und etliche mal ihr schneller als ein Pfeil nacheilte, da sie schon todt war. Ja, da man den andern Morgen hinzukam, das Thier zu zerschneiden, und den dritten, die Eingeweide zu untersuchen, war es noch gegenwärtig.

Stimme hat das Thier gar keine, sondern es holet nur stark Othem, aber wenn es verwundet wird, so seufzet es gleichsam.

Man ist wegen dieses Thieres in verschiedene Irrthümer gerathen. Einige haben ihm Haare gegeben, da es doch durchaus keine hat, und das was man etwan Haare nennen wollte, sind Borsten oder hohle Kiele, die nur allein um das Maul und unter den Füssen hervor kommen. Eben so wenig haben Clusius und Hernandes recht, deren der erste den Kopf mit dem Kopfe eines Kalbes, der andere eines Ochsens vergleichet. Auch ist es der Meerochse des Aristoteles nicht, weil es niemals auf trockenem Lande weidet. Uebrigens muß man sich doch merken, daß es zwey Arten von diesen Monatis gibt, davon die einen mehr sehen und weniger hören, die andern aber mehr hören und weniger sehen. Die Länge des Thieres beträgt über 24 englische Schuhe.

Hier wollen wir die Abhandlung von Seethieren beschliessen. Es gibt vielleicht, deren die noch hieher gehörten, aber man kennet sie noch nicht genug. Sollte es würklich wahr seyn. Was Pontoppidan sagt, daß die Fischer in Norwegen manches seltene Thier aus dem Meere bekannt machen könnten, wenn sie der Aberglaube, als ob es Hexen oder Teufelsfische wären, nicht verhinderte, solche gefangene Wunder zu behalten, so sind wir, unserer Menschenliebe unbeschadet, dem Erfinder der Hexen-Histörchen, ob wir gleich nicht die Ehre haben ihn zu kennen, noch einmal so feind, und wünschen den nordischen Leuten baldige Aufklärung. Vielleicht aber hätten wir den Manati auch schon aus der Reihe der vierfüßigen Thiere ausschliessen können, weil er, ob er schon lebendige Junge gebieret, doch nicht vierbeinig ist, und ihn nebst den Meeraffen u. d. gl. auf die Naturgeschichte der Fische aufbehalten sollen. Allein wir haben lieber dem Büffon folgen und ihn die Art beschliessen lassen wollen, da ihn mancher doch hier suchen wird, weil ihm viele, die von ihm gemeldet haben vier Füsse und die Eigenschaft im Wasser und Lande zu leben gegeben haben.

Beynahe hätten wir den Stein des Manati vergessen. Es kommt aber daher, daß Steller ihn in vier Köpfen mit dem grösten Fleiß gesucht, aber nicht gefunden hat. Woraus er schließt daß entweder dieses Bein nicht in allen diesen Thieren ohne Unterscheid vorhanden wäre, oder daß es sie nur in gewissen Klimaten habe. Wir besitzen einige sogenannte Manati-Steine, die uns aus einem berühmten Kabinete geschenkt worden. Sie sind gar nicht groß, weiß und hart wie Elfenbein, meist platt und dünne, mehr länglicht als rund und rings um eingekerbt. Allein, da wir wissen, daß auch in den besten Kabineten oft falsche Aufschriften sind, so kan er auch wohl irgend etwas anderes als ein Stein oder Bein aus dem Kopfe des Manati seyn.

Der Unau und Ai

oder

die Faulthiere.

Der Ai und Unau sind Thiere, welchen man wegen ihrer sehr langsamen und mühseligen Bewegung den Namen der Faulthiere gegeben hat. Sie sehen sich zwar in verschiedenen Stücken gleich, aber sie weichen doch durch so merkliche Charaktere von einander ab, daß man sie nothwendig für Thiere von zween ganz entfernten Gattungen erklären muß. Der Unau hat keinen Schwanz und nur zwo Klauen an den Vorderfüssen; der Ai hat einen kurzen Schwanz, und drey Klauen an allen Füssen. Der Unau hat eine längere Schnautze, eine erhabenere Stirne, und mehr hervorragende Ohren, als der Ai; er hat auch ein ganz anderes Haar; und überdieses noch sechs und vierzig Ribben, da der Ai nur acht und zwanzig hat.

So munter, so voller Leben, so geistvoll uns die Natur bey den Affen erscheinet, so träge, so gebunden und gleichsam eingeklemmt muß sie uns an den Faulthieren vorkommen. Hier ist nicht sowohl Faulheit, als Elend, Mangel, Entblösung und fehlerhafte Bildung. Keine Schneide-, keine Hundszähne; dunkle und verdeckte Augen, Kinnbacken, die eben so unförmlich als dick sind; ein plattes Haar, gleich dem verdorrten Grase; schlecht eingesezte Schenkel, die beynahe ausser den Hüften stehen; Beine, die ihre rechte Länge nicht haben, verdreht sind, und noch fehlerhafter sich endigen; kein Auftritt unter dem Fusse, keine Daumen, keine Zähen, die jeder für sich beweglich wären, sondern nur zwo oder drey übermäßig lange, niederwärts gebogene Krallen, die sich nicht anders als zugleich bewegen können, und mehr im Gehen hindern, als sie zum Klettern dienlich sind; die Langsamkeit, die Dummheit, die Achtlosigkeit für sich selbst, und der sogar zur Gewohnheit gewordene Schmerz, die aus dieser vernachläßigten Bildung entspringen; keine Waffen, weder zum Angriff, noch zur Vertheidigung; keine Mittel zur Sicherheit nicht einmal das, sich in die Erde einzugraben; kein Ausweeg zur Rettung durch die Flucht; der enge Bezirk ihres Aufenthalts, da sie nicht auf einen gewissen Landstrich, sondern an einen Rasen, an den Baum gebunden sind, unter welchem sie gebohren wurden; ihre Gefangenschaft mitten in dem weitesten Raume; ihr Unvermögen, mehr als eine Ruthe in einer Stunde zurück zu legen; ihr mühseliges Klettern; ihr schmerzliches Nachziehen der Glieder; ihre klägliche Stimme mit abgebrochenen Tönen, die sie blos des Nachts von sich zu geben wagen; alles dieses verkündigt uns ihr Elend, und stellet uns diese Thiere nur als rohe Entwürfe der Natur vor. Diese Arten würden auch vermuthlich schon lang vertilget seyn, wenn die Länder, die sie beyde bewohnen, keine Wüsten wären, wo die Menschen und die grossen Thiere sich von Alters her eben nicht gemehret haben.

Diese armen Thiere können aus Mangel der Zähne keine Beute fassen, kein Fleisch fressen, ja nicht einmal grasen, sondern sie sind genöthigt, blos von Blättern und wilden Früchten zu leben. Sie brauchen viel Zeit, um bis an den Fuß eines Baumes zu kriechen, und noch mehr, bis zu seinen Zweigen zu klettern; und während dieser langsamen und traurigen Mühe, die bisweilen verschiedene Tage dauret, müssen sie darben und Hunger ausstehen. Haben sie endlich die Krone ihres Baumes erreicht, so bleiben sie da sitzen, hängen sich an die Aeste, fressen sie Strich vor Strich kahl, verzehren nach und nach die Blätter eines jeglichen Nebenzweiges, und so halten sie verschiedene Wochen an, ohne daß sie diese Nahrung durch das geringste

Der Unau.

Ein erwachsener Ai.

Der Mococo.

Ein junger Ai,
oder Faulthier.

Der Mongus.

Der Vari.

Der Loris.

Getränk niederspülen und ihren Magen erweichen können; und wann sie den Vorrath ganz aufgezehret haben, so bleiben sie doch noch auf dem Baume sitzen, weil sie nicht wissen, wie sie herab kommen sollen. Endlich wenn die Noth des Hungers von neuem antritt, und zulezt stärker wird, als die Furcht vor der Gefahr des Todes, so stürzen sie herab; wenn sie nicht steigen können, und fallen so schwer als ein Klotz herab, indem ihre steife und träge Beine keine Zeit haben sich auszudehnen, um die Gewalt des Falles zu berechnen. In den Reisen des Woodes Rogers heißt es, daß sie alsdann anfangen Erde zu fressen, bis sie wieder einen andern Baum ersteigen. Bosmann redet in seiner Beschreibung von Guinea von einem Thiere, welches die Mohren Potto, die Holländer aber wegen seiner Trägheit Luyaerd nennten, und sagt, es werde von ihm erzählt, daß es auf einem Baum ganz glatt und fett werde, aber ehe es herab und wieder auf einen andern Baum komme, nicht nur alle seine Fettigkeit verliehre, sondern oft unter halbem Weeg sterbe, wenn diese zwey Bäume etwas weit von einander stünden. Dieses Thier ist vermuthlich mit den unsern einerley, obgleich die schlechte Abbildung der deutschen Ausgaben, deren wir uns bedienen mußten, sehr von unsern Luiaardts oder Faulthieren abgehet, und dem Loris ähnlicher siehet.

Auf der Erde sind diese Thiere ein Raub aller ihrer Feinde. Da ihr Fleisch nicht sogar schlecht ist, so werden sie sowohl von Menschen als Raubthieren aufgesucht und umgebracht. Sie vermehren sich dem Ansehen nach nicht stark; oder bringen sie auch öfters Junge, so ist die Anzahl des Wurfes doch wenigstens geringe, indem sie nur zwo Zitzen haben. Indessen haben sie einen steinfesten Körper und ein zähes Leben; sie können lange Zeit ohne Nahrung seyn; sie dünsten wenig aus, weil sie mit einem dichten dürren Haare bedeckt sind, und da sie sich keine Bewegung machen, so werden sie feist durch die Ruhe. Sie gehören unter die wiederkäuenden Thiere, und haben wie diese vier Mägen, ob sie gleich weder Hörner noch Hufklauen, noch Schneidezähne in dem Unterkinnbacken, und sehr kleine und noch kürzere Gedärme, als die fleischfressenden Thiere haben, die sonst bey dem wiederkäuenden Viehe ungemein lang sind.

Uebrigens scheinen sie eine sehr grobe oder sehr geringe Empfindung zu haben. Ihr Ansehen ist finster, ihr Blick schwermüthig; sie halten die Schläge ohne ein Zeichen der Empfindlichkeit aus. Man kan sie zerschneiden und ihnen Herz und Eingeweide ausreissen, und sie sterben dennoch nicht gleich. Piso, der diese grausame Probe gemacht hat, meldet, daß das Herz, da es ausser dem Leibe war, noch eine halbe Stunde stark geschlagen, und daß das Thier noch immer die Beine gezückt habe, als wenn es im Schlummer gewesen wäre.

Diese beyden Thiere, sagt Herr von Büffon sind, eines wie das andere, den südlichen Ländern der neuen Welt eigen, und werden in der alten nirgends gefunden. Der Herausgeber des Sebaischen Kabinets hat sich geirret, da er dem Unau den Namen des ceylonischen Faulthiers gegeben, und die Herren, Klein, Brisson und Linne haben diesen Irrthum angenommen. Ich bin versichert, daß man den Unau sowohl als den Ai in der ganzen Strecke der amerikanischen Wüsten, von Brasilien an bis nach Mexiko, antreffe; und hat man ja einige solche Thiere entweder in Ostindien oder auf der Küste von Afrika gesehen, so sind sie sicherlich dahin gebracht worden, da sie sich niemals in den nördlichen Ländern aufgehalten haben, und also nicht von einer Erdhälfte in die andere übergehen können. Sie können die Kälte nicht ertragen, und scheuen sich auch vor der Nässe; die Abwechselungen der Nässe und Dürre verderben ihnen das Fell, so daß es aussieht, nicht als wenn sie mit Wolle oder Haaren, sondern mit schlecht gehecheltem Hanf bekleidet wären.

Der Unau, den Daubenton beschreibt, war beynahe so groß, als ein Dachs, aber nicht so hoch von Beinen; denn seine Beine schienen weder zum Stehen noch zum Gehen gemacht zu seyn, sondern nur zum Anhalten, und sich etwa hie und da anzuklammern. Er hat einen runden Kopf, eine hervorliegende Schnautze, eine dicke rund zugehende Nase, ovale Nasenlöcher, runde Augen, aufgetriebene und wulstige Augenlieder, eine erhabene Stirne und Scheitel, und überaus kurze, rundlichte, sehr dicke und beynahe ganz kahle Ohren, die sehr nach hinten überliegen und gänzlich im Haare versteckt sind. Der Hals scheinet eben so dick als der Kopf zu seyn, weil er mit einem langen Haare bedeckt ist, das

gleich dem Haare des Leibes, nach hinten gerichtet ist; das Haar auf dem Kreutze hat eine entgegen gesezte Richtung, und macht oberhalb des Kreutzes eine Art von Queermähne, indem es dem Rückenhaare begegnet; die Füsse vom Faustgelenke und von der Ferse bis ans Ende der Nägel, sind nach Proportion länger, als die Beine. An den Vorderfüssen sind nur zwo Zähen, und an den Hinterfüssen drey; die Klauen sind lang und krumm.

Wann der Unau auf seinen Beinen ruhet, so liegen das Handgelenk und die Ferse auf der Erden, der Vorderarm ist schräge nach vorn gerichtet, und der Ellbogen ist nicht viel über der Erde erhoben; das eigentlich sogenannte Bein ist gebogen und macht nach dem Schenkel einen geraden Winkel, so daß der Untertheil des Kreutzes allezeit niedriger, als das Knie ligt. Wenn er einen Schritt thun will, so sezt er das Vorderbein nicht vorwärts; sondern läßt blos den Fuß fortgleiten, ohne die Zähen auszustrecken; die Klauen bleiben hinterwärts gebogen, und der Fuß stuzt sich blos auf ihre Convexität und auf das Faustgelenke, ohne daß die Sohle die Erde berühret: diese Bewegung geschiehet nicht gerade nach forn, sondern ein wenig nach aussen. Das Hinterbein und der hintere Fuß sind nach aussen zu noch weiter ausgespreitet, so daß der Fuß einen Zirkelbogen beschreibt, wenn das Thier ihn vorwärts setzen will, und während dieser Bewegung bleiben die Klauen, so wie an den Vorderfüssen, hinterwärts gekehrt. Es scheint auch gleichsam nur wider Willen, und aus bloser Noth, zu gehen. Inzwischen schien es doch dem Herrn Daubenton geschwinder als die Schildkröte vorzurücken, und sein Gang kam mit dem Gehen der Fledermäuse überein.

Auf Bäume zu klimmen und sich in der Höhe irgendwo anzuhängen, fällt dem Unau weit leichter. Alsdann strekt er die Klauen von sich, und bedient sich ihrer als Haken. Da sie lang, krumm, spizig und überaus stark sind, so macht es ihm so wenig Mühe, sich damit anzuhalten, daß er solche Stellungen vorzüglich zu lieben scheint, wo er mit dem Leibe hängt, und sich mit den Füssen in der Höhe angehaket hat. Sogar um zu ruhen hängt er sich zur Hälfte auf, indem er sich auf den Hinteren sezt, und sich mit den Vorder- und Hinterfüssen in einer kleinen Höhe anklammert, um dadurch seinen Leib in einer senkrechten Stellung zu erhalten, in welcher er die Nacht zubringt. Wenn er keine Vorlage hätte, wo er sich mit seinen Vorderfüssen anhängen könnte, so würde es ihm nicht möglich seyn, den Leib aufrecht zu erhalten. Zwingt man ihn sich nieder zu setzen, so gleiten seine Hinterbeine zu beyden Seiten so sehr auswärts, daß sie alle beyde in einer Linie zu liegen kommen.

Der Unau bedient sich des Vorderfusses, um seine Nahrung ins Maul zu bringen. Seine zwey Finger und Klauen an demselben aber thun nur den Dienst eines einzigen Fingers; denn sie thun sich nicht von einander, sondern strecken und biegen sich zugleich; das Thier nähert die Spitze seiner Klauen gegen das Faustgelenke, beklammert die Sachen die es fassen will, und hebt sie in die Höhe. Es henkt sich die meiste Zeit an drey seiner Füsse auf, und frißt mit dem vierten, so, daß der Kopf niederwärts hängt. In dem Thiergarten des Marquis von Montmirail wurde eines unterhalten. Es fraß wenig, man unterhielt es mit Brod, das im Backofen gedörret war, und gab ihm Milch mit Wasser vermischt zu saufen. Wenn man ihm zusezte, daß es gar zu lange gehen mußte, so schrie es ganz schwach und kläglich. Es liebte die Hitze; und je weniger es warm war, desto mehr schlief es; bisweilen dauerte sein Schlaf achtzehn Stunden. Es hatte wenig Geruch, und schien kein gutes Gesicht zu haben, und der Marquis sagt, daß es scheine als ob es ihm blos im Dunkeln zu statten kommen müsse. Er sezt hinzu daß der Ton dieses Thiers, der wehklagend, einzeln und kurz seye, und niemals zu einer Zeit zweymal nacheinander ausgestossen werde, nicht mit dem Geschreye des Ai überein komme, wofern es anders wahr seye, daß die Stimme jedes Thiers in dem Tone Ai bestehe. Zugleich äussert er die Vermuthung, daß alles, was die Reisebeschreiber von der äussersten Langsamkeit des Faulthieres gesagt hätten, sich auf den Ai beziehen müsse, indem der Unau bey aller seiner Langsamkeit und Ungeschicklichkeit in einem Tage mehr als einmal auf den höchsten Baum würde hinauf und wieder herab klettern können.

Der Ai gleicht dem Unau in der Bildung des Leibes und der Beine; aber durch die Haare, durch die Figur der Schnautze durch die Zahl der Zähen an den Vorderfüssen, und durch den

Schwanz

Schwanz ist er von ihm unterschieden, wie bereits gesagt worden. Er hat einen länglichteren Kopf, als der Unau, und eine weit kürzere Schnautze, so daß Schnautze und Kopf zusamen eine ründere Gruppe vorstellen. Der Unterbacken, an dem Ai, welchen Daubenton vor sich hatte, und der sehr klein war, war so dick, daß die Oefnung des Mundes sich mitten in der Vorderfläche der Schnautze befand; diese war eben so kurz, als der Mund, ohne übermäßig groß zu seyn, und erstreckte sich zu beyden Seiten fast unter den Hinterwinkel des Auges. Die Nase stand ein wenig hervor; die Stirn war nicht so erhaben, als am Unau, und die Ohren waren noch kürzer, sie waren auswärts blos durch einen behaarten Rand merklich. An jedem von den vier Füssen fanden sich drey Klauen, die des Unau seinen gleich waren; an den Vorderfüssen waren sie ein wenig grösser, als an den Hinterfüssen, und die Mittelklaue an jedem Fusse war ein wenig länger, als die beyden andern.

Die Haare sahen wie trockenes Gras aus; jedes war geplättet und weit breiter als dick. Die Haare des Kopfes und des Halses waren vorwärts gerichtet, und lieſſen nichts blos, als die Augen und die Schnautze. Die Farbe dieser Haare war braun und weißlicht untermischt; das Braune stach vornemlich auf dem Kopfe, auf der Brust, am Bauche und an den Seiten des Leibes hervor; und auf dem Rücken fand sich mehr weißlichtes, als braunes.

Man hat einem Ai den Namen Brandrücken gegeben, weil er auf dem Widerriß einen länglichten Streif, der durch ein kurzes Haar von schöner schwarzer Farbe gebildet wird, und an jeder Seite zween röthlichte Flecken neben sich hat, welche röthlichte und schwarze Flecken machen, daß es das Ansehen hat, als wenn sein Haar auf dem Rücken verbrannt wäre. Der ganze Obertheil von dem Leibe dieses Thiers und die Beine sind von gemengter Farbe, braun röthlicht und weißlicht; der Untertheil des Leibes ist braun und grau untermischt. Das Angesicht ist mit einem kurzen, steifen und gesträubten Haare umgeben, so an seinem Ursprung weißlicht, und an der Spitze röthlicht ist. Der übrige Theil des Kopfes und der Hals haben längeres, weicheres braun und schwärzliches Haar.

An einer andern Haut eines Ai ist das Haar um das Angesicht gelblicht; das Haar des Halses und des Kopfes ist nicht schwärzlicht, und hat mehr graue als braune Schattirungen. Die Flecken, die an den Seiten des schwarzen Streifes auf dem Widerrisse sind, haben sehr schöne röthlichte Sprenkel und unterhalb des Leibes und an den Beinen ist nichts von dieser Farbe; die Hauptfarben daselbst sind das Graue und Weißlichte, und herrschen über das Braune. Der Untertheil des Leibes ist eben so wenig braun als grau. Unten an der Wurzel der Haare findet sich bey beyden ein kurzes und feines Wollhaar, das von gleicher Farbe mit denjenigen Haaren ist, zwischen welchen es sich befindet.

Die Klauen sind gelblicht, und sehr fest an einander geschlossen. An den Vorderfüssen sind sie nach ihrer Krümmung gemessen, zween Zoll neun Linien lang, und an den Hinterfüssen nur einen Zoll und drey Linien. Sowohl diese als jene sind an der Unterfläche nicht über drey Zoll breit.

Die Zähne des Ai und Unau sind einerley. Nur die beyden ersten Zähne des Oberkinnbackens sitzen beym Ai dem Verhältnisse nach näher beysamen, und scheinen eher Schneide- als Hundszähne zu seyn. Der erste von den oberen Backenzähnen sizt weiter vorwärts, als bey dem Unau, und die Backenzähne des Ai endigen sich, anstatt spitzig zu seyn, wie bey dem Unau, in eine concave Fläche.

Man siehet wohl, daß das Thier dessen wir oben aus Bosmann erwähnet haben, die Eigenschaften des Unau und Ai hat, wenn sie ihm anders nicht angedichtet sind, wie Bosmann selbst zu glauben scheinet. Aber seine Figur, wie wir schon erinnert haben, und die Beschreibung die Bosmann von seinem Potto oder Luyaerd macht, stimmet so wenig mit der von unseren Thieren überein, als sein Vaterland. Wir wollen inzwischen das wenige, was er davon sagt hieher zwischen die Naturgeschichte der Faulthiere und des Loris setzen, und dem Leser den Ausspruch wohin es gehöre, überlassen. Wenn alles richtig ist, so ist freylich das Thier keines von beyden.

Seine Vorderfüsse, sagt er, gleichen den Menschen-Händen; der Kopf ist nach Proportion ungemein groß. Dieses welches ich abgerissen, war mausfarb

und noch ganz jung, daher das Fell ganz glatt und gleich scheinet; anstatt daß, wenn sie etwas alt werden, wie ich derselben eines zu Elmina gesehen habe, sie ganz roth sind, und ihre Haare nicht anders als Wollelocken werden. Sonst kan ich nichts mehreres davon sagen, als daß es ohne Entsetzen nicht anzusehen, und ausser seiner scheußlichen Gestalt nichts besonderes habe. Die Figur die er davon gibt, hat einen hinten runden Kopf der mit der Nase beynahe in eine abgestumpfte Spitze ausläuft. Die Ohren sind beynahe wie Menschen-Ohren. Die Augen sind groß und scheinen hervorzuliegen, die Vorderfüsse gleichen den Menschen-Armen vollkommen, und die hinteren ebenfalls mit Schenkel, Knie und Waden Menschen-Beinen, nur daß sie statt des Fusses eine Hand wie die Vorderfüsse haben. Das Thier hat einen Schwanz, der dem Schwanz eines Schweines dem Verhältnisse nach an Länge gleichet und am Ende behaart zu seyn scheinet. Die Stellung in der er es vorstellet, ist liegend und scheint einen mühsamen Gang zu verrathen.

Der Loris.

Der Loris ist ein kleines Thiere, das auf Ceylan gefunden wird. Er hat einen runden Kopf, eine hervorstehende Nase, grosse Augen, gerundete Ohren, einen sehr langen und ungemein schmächtigen Leib, dünne und lange Arme, Vorarme und Schenkel, dicke und lange Beine, und Füsse wie die Affen.

Die Nase eines Loris, den Herr Daubenton vor sich hatte, lag ihrer ganzen Länge nach hervor, war aufgebogen und am Ende gerundet; die Nasenlöcher fanden sich zu beyden Seiten von dem Ende der Nase; die Oberlefze war ungemein lang und in der Mitte ein wenig ausgehöhlt; es fand sich eine Furche, die von dieser Aushöhlung bis an die Nase gieng; die Augen waren rund und wenig von einander entfernt; die Ohren waren breit und stossen tief hinunter, sie hatten inwendig in ihrer Muschel drey Läppchen in Gestalt kleiner Muscheln; zwey von diesen Läppchen waren in der Mitte des Ohres, eines über dem andern, und das dritte nahe an seinem Hinterrande befindlich. Es hatte gar keinen Schwanz, ob gleich Linnäus sagt fast keinen. Die Füsse waren groß, vornehmlich die hinteren. Alle hatten fünf Zähen. Die Nägel waren platt, klein und gerundet, ausser dem Nagel an dem zweyten Zähen der Hinterfüsse. Dieser Zähe war sehr kurz, und sein Nagel sehr lang, krumm und ein wenig ringförmig zusamen gebogen; der vierte Zähe war der längste, der dritte und fünfte waren gleich lang. Es hatte 4 Saugwarzen die groß waren, und am Oberbauche zwo an jeder Seite lagen.

Sein Haar war fein und weich; der Umkreis um die Augen war röthlicht oder roth, oder bey dem Männchen vielmehr roth kastanienbraun. Die Seiten der Stirne, die Scheitel des Kopfes, die Ohren, der Obertheil und die Seiten des Halses, der Widerriß, die Schultern, die Aussenseite des Arms und des Ellbogens, der Rücken, das Kreutz, die Seiten des Leibes, die äussere Fläche des Schenkels und des Beins waren von röthlichter Farbe, allein jedes Haar hatte diese Farbe nur nach der Spitze zu; seine Wurzel war Isabellenfarb oder aschgrau. Mitten auf der Stirne fand sich ein weißlichter Fleck, der sich von dem Stirnblatte bis zwischen die Augen hin erstreckte. Die Spitze der Schnautze, die Seiten des Kopfes, der Unterkinnbacken und der Unterhals hatten eine weißlichte Farbe; die Brust und der Bauch waren weißlicht und aschgrau untermengt; die inwendige Seite des Arms, des Vorarms, des Schenkels, des Beins und der Füsse hatten eine graue Farbe, mit einer weißlichten oder gelblichten Schattirung. Die Länge des ganzen Körpers von der Spitze der Schnautze bis an den After betrug sieben Zoll sechs Linien. Das Weibchen hat-

net durch die Clitoris, die gleich der Ruthe des Männchens durchbohret ist, und diese beyde Theile kommen sogar in der Grösse und Dicke vollkommen miteinander überein. Thevenot sagt von diesen Thieren: Ich sahe in dem Lande des Moguls Affen, von welchen man viel Wesens machte, die ein gewisser Mensch aus Ceylon mitgebracht hatte. Man schätzte sie sehr, weil sie nicht gröfser als eine Faust waren, und von anderer Art, als die gewöhnlichen Affen sind. Sie haben eine platte Stirne, runde, grosse, gelbe und helle Augen, wie gewisse Katzen; ihre Schnautze ist spitz, und das Inwendige der Ohren gelb; sie haben keinen Schwanz. Wann ich sie betrachtete so setzten sie sich auf die Hinterbeine und nahmen sich öfters in die Arme, wobey sie den Leuten gerade in die Augen sahen, ohne die geringste Scheu zu bezeugen.

Im Seba hat dieses Thier, welches auch ausser seinem Holländischen Namen Loris, der kleine Ceylonische Affe heißt, den Namen Tardigradus bekommen, vermuthlich, weil er sich eingebildet hat, zwischen diesem und dem Faulthiere einige Aehnlichkeit zu finden. Allein die Proportionen seines Körpers und seiner Glieder lassen nicht vermuthen, daß es träge im Gehen oder Springen seye.

Die Makis.

Der Name Maki, welcher von Mokok oder Maukauk, wie man die Thiere, von denen wir reden, in Mosombik und auf denen um Madagaskar liegenden Inseln nennet, abgeleitet zu seyn scheinet, begreifet hier drey Thiere unter sich, die sich einander nahe genug kommen, um zu einem Geschlechte zu gehören, die aber auch in so vielen Charakteren von einander abgehen, daß man sie füglich für verschiedene Arten ansehen kan. Sie haben alle drey einen langen Schwanz, und Füsse von gleicher Bildung als die Affen; aber ihre Schnautze ist länglicht, wie die vom Buchmarder, und im Unterkinnbacken haben sie sechs Schneidezähne, und alle Affen haben nur viere.

Das erste dieser Thiere ist der Mokok, oder Mokoko den man unter dem gemeinen Namen des Maki mit dem beringten Schwanze kennet. Das zweyte ist der Mongus, der insgemein der braune Maki heißt; ob es gleich unter dieser Gattung ausser den ganz braunen, auch andere gibt, die weisse Backen und Füsse; oder schwarze Backen und gelbe Füsse haben. Das dritte ist der Vari, den einige den scheckigten Maki genannt haben. Allein obgleich bey dieser Gattung die gemein sind, welche schwarz und weiß aussehen, so findet man doch auch ganz weisse, und ganz schwarze. Die Heimath dieser Thiere insgesamt ist in den Gegenden des östlichen Afrika, und besonders sind sie in Madagaskar sehr häufig.

Der Mokoko ist ein artiges Thier, von einer feinen Physiognomie, von zierlicher und niedlicher Bildung und einem schönen Haar, das allezeit reinlich und glänzend ist. Seine Augen sind groß, seine Hinterbeine hoch und weit länger als die vorderen; und sein schöner langer Schwanz stehet beständig in die Höhe, ist immer in Bewegung, und man zählet bey dreyßig Ringe auf ihm, die schwarz und weiß abwechseln. Er hat ein sanftes Wesen, und ob er gleich dem Affen in vielen Stücken ähnlich ist, so hat er doch nichts weder von ihrer Bosheit, noch von ihrem Naturelle an sich. Im Stande der Freyheit lebt er gesellschaftlich, und man findet auf Madagaskar oft dreyßig bis vierzig beysamen. Im Stande der Gefangenschaft verursachet er weder Unruhe noch Beschwehrlichkeit, ausser durch die erstaunlich vielen Bewegungen, die er macht; daher man ihn gemeiniglich an Ketten hält. Er ist bey aller seiner Munterkeit und Lebhaftigkeit weder boshaft noch wild, und wird so zahm, daß man nicht befürchten darf, daß er davon läuft. Sein Gang ist, wie bey allen

Thieren, die vier Hände haben, schräge. Er hüpft und springt mit weniger Mühe als er geht. Er ist zimlich stille, und gibt seine Stimme blos durch einen kurzen und scharfen Laut von sich, den er gleichsam nur entwischen läßt, wenn man ihn überrascht oder böse macht. Er schläft im Sitzen, so daß die Schnautze gesenkt und auf die Brust gestützt ist: er ist von Leibe nicht dicker, als eine Katze, aber länger; und er scheint grösser zu seyn, weil er höhere Beine hat. Sein Haar ist zwar sehr sanft anzufühlen, doch ligt es nicht nieder, sondern hält sich zimlich steif und gerade. Er hat kleine und versteckte Zeugungsglieder. In Ansehung seiner Leibesgestalt überhaupt läßt er sich sehr wohl mit den Affen vergleichen; nur daß sein Kopf ganz anders ist, und etwas ähnliches mit dem Kopfe des Buchmarders hat; jedoch sind die Schnautze und die Ohren länger und die Augen grösser; und zwischen den Spitzen der Ohren ist ein eben so weiter Abstand, als vom Ende eines jeden Ohres bis an die Spitze der Schnautze; das Ende des Daums an den Hinterfüssen ist weit dicker als das Ende der Zähen; die Nägel sind rinnenförmig zusamengebogen und spitzig; sie haben eine dreyeckigte Figur, die bald mehr bald minder länglicht ist. Man findet dieses Thier unter dem Namen Prosimia cinerea, cauda cincta annulis alternatim albis & nigris; Le Maki a queve annelée, und Lemur cauda annulata, und bey Klein der sie zu den Meerkatzen zählet, heißt es Fuchselmännchen.

Der Mongus der auch Simia sciurus tanuginosus fuscus, Prosimia fusca, naso, gutture & pedibus albis, Prosimia fusca, rufo admixto, facie nigra, pedibus fulvis heißt, je nachdem er von einer Farbe ist, ist kleiner als der Mokoko; und kommt ihm in der Bildung des Leibes, der Beine, der Füsse und Zähen sehr nahe; die Ohren aber sind kürzer, die Augen liegen nicht so weit hervor, und die Schnautze ist länger und dicker. Das Haar stellet gewissermassen beynahe Wollenflocken vor, und ist wie bey dem Mokoko seidenweich und zimlich kurz, auf dem Kopfe aber länger als bey dem Mokoko, und bedecket die Ohren fast gänzlich. Herr von Büffon hatte verschiedene Jahre einen Mongus im Hause, welcher ganz braun war; er hatte gelbe Augen, eine schwarze Nase, und kurze Ohren; er nagte sehr gerne an seinem Schwanze und kauete die vier oder fünf lezten Wirbel ab. Er war sehr unreinlich, und wenn er entwischen konnte, so stahl er aus den Buden in der Nachbarschaft Früchte, Zucker und Confituren, die er aus zugemachten Büchsen heraus holte. Wenn man ihn wieder fangen wollte, so biß er ganz wütend, auch die, die er am besten kannte. Er grunzte fast immer leise; wenn er aber allein war und lange Weile hatte, so wurde er laut und quäkte wie ein Frosch. Seine Geilen waren für seine Taille ausnehmend groß; er lief den Katzen nach, und büßte seine Lust mit ihnen, doch ohne Befruchtung. Er scheuete die Kälte und Nässe; er entfernte sich nie vom Feuer, und saß aufrecht, um sich zu wärmen. Man futterte ihn mit Brod und Obste; seine Zunge war scharf, wie bey der Katze; er lekte die Hand bis zum Rothwerden und biß endlich hinein. In seinen Bewegungen war er auffahrend, und wenn es ihn bisweilen ankam, ungemein muthwillig. Er schlief oft bey Tage, aber sein Schlaf konnte durch das geringste Geräusch unterbrochen werden.

Es gibt unter der Mongusart verschiedene Abfälle, sowohl in Ansehung des Haars, als der Grösse. Büffons war wie eine Katze von mittlerer Grösse. Es gibt aber grössere und kleinere, davon einige nicht grösser sind, als der grosse Siebenschläfer (Loir).

Der Vari hat mehr Aehnlichkeit mit dem Mongus, als mit dem Mokoko, vermöge der Länge und Dicke seiner Schnautze, aber seine Ohren sind kürzer, als die Ohren des Mongus. Es ist grösser, stärker und wilder, als der Mokoko, und im Stande der Freyheit tückisch und böse. Wenn er aber jung gefangen wird, so verliehret er wahrscheinlicher Weise seine Grimmigkeit, und scheint von eben so sanftem Wesen, als der Mokoko zu seyn. Die Reisebeschreiber melden, daß diese Thiere grimmig sind wie Tiger, und in den Wäldern ein solches Gebrülle machen, daß wenn nur zwey beysamen sind, man hundert vermuthen sollte, und daß es viele Mühe kostet, sie zu zähmen. Die Stimme des Vari hat in der That etwas vom Brüllen des Löwen in sich, und erregt Entsetzen, wenn man sie zum erstenmal höret. Diese Gewalt der Stimme bey einem Thiere von mittlerer Grösse rühret daher, daß die beyden Aeste der Luftröhre sich aufweiten, und eine geraumige Höhlung machen, bevor sie an die Lungenröhren stossen.

Der

Der Vari hat ein weit längeres Haar als der Mokoko, und eine Art von Umhängsel um den Hals, von noch längeren Haaren, welche zween Zoll in der Länge betragen. Uebrigens sind diese Thiere bald schwarz, bald weiß, bald scheckigt, und ihre Haare, ob sie gleich lang und sehr weich sind, liegen dennoch nicht nach hinten zu nieder, sondern stehen fast in perpendiculärer Richtung über der Haut empor. Die Augen sind von einem so vollen Orangengelb, daß sie roth zu seyn scheinen.

Diese drey Thiere, welche auf Madagaskar, Mosambik und die mit diesen Inseln benachbarte Länder eingeschränkt zu seyn scheinen, machen dem Ansehen nach, was die Bildung betrift, die Schattirung zwischen den Affen mit langen Schwänzen und den Thieren mit gespaltenen Klauen, denn sie haben vier Hände und einen langen Schwanz, wie diese Affen, und zugleich eine lange Schnauze, wie die Füchse und Buchmarder. Indessen haben sie doch vermöge ihrer wesentlichen Gewohnheiten mehr von den Affen an sich, denn ob sie gleich zuweilen Fleisch geniessen und auch gerne den Vögeln auflauren, so fressen sie gleichwol lieber Früchte, als Fleisch, und ziehen sogar, wenn sie in Häusern leben, Obst, Wurzeln und Brodt dem gekochten und rohen Fleische vor. Wir glauben also nicht übel gethan zu haben, daß wir sie bis hieher aufbehalten haben, um uns durch sie den Uebergang zu der Naturgeschichte der Affen zu bahnen.

Die Affen.

Bonnet sagt, da er sich mit der Stuffenleiter in der Natur beschäftiget, und endlich auf den Uebergang von den vierfüßigen Thieren zu dem Menschen kommt: Durch welche Stufe wird die Natur zum Menschen gelangen? wie wird sie diesen der Erde zugekehrten Kopf anders richten? Wie wird sie diese Tatzen in biegsame Aerme verwandlen? Wie wird sie diese steifgebogene Füsse in Gelenke und geschickte Hände umbilden? Wie diese schmale Brust breiter machen? und wie an dieselbe die Brüste hinbringen, und ihnen eine Rundung geben? — Der Affe ist dieser Entwurf vom Menschen; ein grober, ein ungeschickter Entwurf; ein unvollkommenes, iedoch ähnliches Bild, und welches gleichsam den Beschluß machet, die bewundernswürdige Stufenfolge der Werke GOttes in ihr Licht zu setzen. Leider hat Bonnet so sehr recht, daß wir geschwind beyde Hände über der Nachbarschaft in die wir kommen vor das Gesichte halten müssen; so Recht, daß die Griechen die Affen Waldmenschen, kleine Männchen, Menschen mit einem Hundsgesichte nannten, und daß Linnäus sich nicht widerstehen konnte, die Menschen in Tag- und Nachtmenschen einzutheilen, und uns zu den ersten und den Orang-Outang zu den andern zu rechnen.

Demüthigender Gedanke für den Stolz des Menschen, der sich so viel auf den Bau seiner Glieder einbildet, der Art von Thieren am ähnlichsten zu seyn, die gerade das wenigste moralische Gute unter allen Geschöpfen an sich hat; die das widerspenstigste Naturell, die wenigste Empfindlichkeit, gar keine Erkänntlichkeit für gute Begegnungen, kein Andenken an Wohlthaten hat; und bey der man nichts, als eine heftige Neigung, alles zu thun was schaden oder mißfallen kan, und einen innern Zug zu allen Arten von Bösem wahrnimmt. Wäre ein Thier unser Nachbar, das den edlen Muth des Löwen, oder die feine Seele, wenn ich so sagen dürfte, des Elephanten besässe, so möchte immer die Bildung Affenmäßig seyn. Aber ein Affe mit allen seinen Untugenden, mit allen möglichen sittlichen Fehlern! Doch! vielleicht würde der Affe eben so mißvergnügt über einen grossen Theil Tag-Menschen seyn, wenn er so viel Vernunft hätte als wir über seine Nachbarschaft nachzudenken. Man wird vielleicht diesen Eingang für hypochondrisch halten. Gut! ich breche ab, und rede nun blos von Affen.

Namens-Verzeichniß der Affen.

Der Affe ist ein Thier ohne Schwanz, dessen Gesicht platt ist, dessen Zähne, Hände, Finger und Nägel des Menschen seinen gleichen, und welcher wie dieser, aufrecht auf zweenen Füssen geht. Dieses ist die Definition, welche Büffon von dem Affen gibt, und nach dieser werden freylich viele Thiere, denen man den Affen-Namen zukommen läßt, davon ausgeschlossen, da man sonst alle Thiere dieser Art ohne Schwänze Affen, und die mit Schwänzen Meerkatzen zu nennen pfleget. Die Alten kannten eine einzige Gattung derselben; der Pithecos der Griechen, die Simia der Lateiner, ist ein Affe, ein wirklicher Affe, und eben derselbe über welchen Plinius und Galen ihre physikalische Vergleichungen angestellet und alle Verhältnisse des Affen zu dem Menschen gegründet haben. Inzwischen blieb ihr Pitheke immer nur ein Zwerg gegen den Menschen, wenn er ihm auch noch ähnlicher gewesen wäre, als er ist; indem der gröste nicht viel über ein Viertheil von der Höhe eines Menschen von ordentlicher Grösse erreichte.

Nach der Entdeckung der mittägigen Theile von Afrika und von Indien, fand man einen andern Affen, dem diese Grösse nicht fehlt; der so hoch und so stark als der Mensch, eben so begierig nach Weibspersonen als nach den Weibchen seiner Gattung ist; einen Affen, der Waffen zu tragen weiß, der mit Steinen den Angriff thut und sich mit Stöcken wehret, und welcher überdiß dem Menschen noch ähnlicher als der Pitheke ist: denn ausserdem, daß er keinen Schwanz hat, daß sein Gesicht platt ist, daß seine Aerme, Hände, Finger und Nägel den unsrigen gleich sind, und daß er stets aufrecht gehet, hat er auch eine Art von Gesicht, Züge die des Menschen seinen beykommen, eben solche Ohren, Haare auf dem Kopfe, einen Bart am Kinne, und am Leibe nicht mehrere und nicht wenigere Haare, als der Mensch ihrer in seinem natürlichen Zustande hat. Dieses Thier, welches weiter nichts als ein Thier, aber ein sehr sonderbares Thier ist, welches der Mensch nicht sehen kan, ohne in sich selbst zu gehen, ohne sich daran zu erkennen, ohne überzeugt zu werden, daß sein Leib nicht der wesentlichste Theil des Menschen ist, haben die gesitteten Indianer Orang-Utang, oder einen Waldmenschen; die Negern aber Pongo oder ein Vieh genennet.

Das dritte Thier, dem man den Namen eines Affen nicht absprechen kan, ist aus Ostindien unter dem Namen Gibbon gebracht worden; es gehet wie die andern zwo Gattungen aufrecht, und hat ein plattes Gesicht: es hat ebenfalls keinen Schwanz; aber seine Arme sind von einer so ausserordentlichen Länge, daß er mit seinen Händen die Erde berührt, ob er gleich den Leib nicht krümmet noch die Beine biegt.

Nach den Affen kommt eine andere Familie von Thieren, welche Büffon unter dem generischen Namen Bavian anzeiget. Dieses ist ein Thier mit einem kurzen Schwanze, mit einem länglichten Gesichte, mit einer breiten und erhabenen Schnautze, mit Hundszähnen, welche nach Proportion dicker als bey dem Menschen sind, und mit Schwielen am Hinteren. Die Alten haben für diese Thiere niemals einen eigenen Namen gehabt: Aristoteles allein scheinet einen Bavian durch den Namen Simia porcaria bezeichnet zu haben. Die Italiäner haben ihn zuerst Babuino genannt, bey den Deutschen heißt er Bavian, bey den Franzosen Babouin; bey den Schriftstellern der letzten Jahrhunderte die lateinisch geschrieben haben Papio, und hier soll er Pavian genennet werden, und dieses zum Unterscheid wegen der andern Baviane, welche man nach der Zeit in den mittägigen Ländern von Afrika und von Indien gefunden hat. Man kennet drey Gattungen von diesen Thieren, 1) den Pavian oder eigentlich sogenannten Bavian, welcher in Libyen, Arabien ꝛc. gefunden wird, und wahrscheinlicher Weise die Simia porcaria des Aristoteles ist. 2) Den Mandrill, welcher ein noch grösserer Bavian ist, als der Pavian mit dem veilblauen Gesichte und mit runzlichter Nase und eben dergleichen Backen, welcher sich in Guinea und in den heissesten Ländern von Afrika findet. 3) Den Wanderu, welcher nicht so dick als der Pavian, auch nicht so groß als der Mandrill; dessen Leib weniger schwehrfällig ist, und dessen

Kopf

Kopf und ganzes Gesicht mit einer Art von dicker und langer Mähne umgeben sind: man findet ihn in Ceylon, in Malabar und in den übrigen mittägigen Landschaften von Indien.

Zwischen der Art der Affen und der Bavianen ist eine Mittelgattung, welche von beyden etwas hat, der Maggot. Dieser unterscheidet sich von den Affen darinne, daß er eine längliche Schnautze und dicke Hundszähne hat; von den Bavianen aber, daß er eigentlich keinen Schwanz hat, sondern nur einen kleinen Anhang von Haut, der wie der Stutz eines Schwanzes aussiehet. Dieses Thier, welches in Ober-Egypten und in der Barbarey sehr häufig ist, wurde von den Alten Cynocephalus genannt, weil seine Schnautze der Schnautze eines Hundes ähnlich ist.

Nach den Affen und den Bavianen kommen die Thiere, die nach alt französischer Art Guenons, welches Wort an die Stelle des griechischen Κηβος getretten ist, und gemeiniglich durch Meerkatze übersetzet wird, genennet werden. Diese Rebos oder Guenons sind kleiner und schwächer als die Baviane, und unterscheiden sich sonderlich durch ihren langen Schwanz; von den Makis aber kan man sie daran erkennen, weil sie keine spitzige Schnautze, und anstatt der sechs Schneidezähne der Makis, nur wie die Affen und Baviane, vier solche Zähne haben. Es sind neun Gattungen von Guenons bekannt. 1) Die Makaks; 2) Die Patas; 3) Die Malbruks; 4) Die Mangabys. 5) Der Mone; 6) Der Callithrix, welche beyde allein den alten Griechen bekannt waren, weil sich die andern alle nur in den mittägigen Provinzen von Afrika und Ostindien aufhalten. 7) Der Mustak; 8) Der Talapoin; 9) Der Duk.

Zwischen den Bavianen und den Guenons ist abermals eine Mittelgattung, die Büffon in Ermanglung des wahren Namens Maimon genennet hat. Dieser Maimon findet sich in Sumatra, und ist der einzige unter allen diesen Thieren sowohl Bavianen als Guenons, dessen Schwanz nicht behaart ist; weswegen er auch unter dem Namen des Affen mit dem Schwein- oder Rattenschwanze vorkommt.

In Amerika hat man Thiere mit Händen und Fingern angetroffen, die man wegen dieser einigen Aehnlichkeit Affen genennet hat, ob sie gleich von allen Affen in Asien und Afrika sehr unterschieden sind. Herr von Büffon hat aus ihnen unter den Namen Sapajous und Sagoins zwo Classen gemacht. Mit den drey oder vier Thieren die oben Affen heissen und die sich gewißlich nicht in Amerika finden, können sie nicht verglichen werden, und dieses eben so wenig mit den drey oder vier Bavianen, welche viel dicker und auch viel anders gestaltet sind. Es bleiben also nur noch die Guenons übrig mit welchen man sie vergleichen kan. Aber alle Guenons, sowohl als die Affen und Baviane haben allgemeine und besondere Kennzeichen, welche sie gänzlich von den Sapajous und Sagoins absondern: Das erste ist, daß sie einen kahlen Hinteren, und natürliche Schwielen daran haben; das zweyte, daß sie unten an den Backen im Maule Beutel haben, in welchen sie ihre Speise aufbewahren können; und das dritte, daß die Wand zwischen den Nasenlöchern schmal ist, die Nasenlöcher selbst aber, wie bey dem Menschen unter der Nase offen sind. Die Sapajous und Sagoins haben keines von diesen Kennzeichen; bey ihnen ist die Wand zwischen den Nasenlöchern sehr dick; die Nasenlöcher sind an den Seiten der Nase, nicht unten geöfnet; sie haben am Hinteren Haare, und keine Schwielen; und haben auch keine Beutel im Maule. Man kennet sechs oder sieben Gattungen von Sapajous und sechs von Sagoins, von welchen die meisten wieder ihre Abänderungen haben, wie man in der Naturgeschichte dieser Thiere selbst sehen wird.

Die Drang-Utangs
oder
der Pongo und der Joko.

Diese beyde Thiere, welche vielleicht nur eine einzige Gattung ausmachen, kommen unter allen Affen dem Menschen am nächsten. Der Joko oder Eujoko wie er in Congo heißt ist der kleine Orang-Utang; der Pongo aber der grosse. Die Reisebeschreiber haben so viel Ausserordentliches von diesem Thiere gesagt, daß man es nothwendig für übertrieben halten, und gar glauben muß, daß der vom Linnäus aus ihnen beschriebene Nachtmensch ein weisser Neger oder Schakrelas seye. Denn diese Schakrelasse haben, wie dieser weisse, wollichte und krause Haare, rothe Augen, ein schwaches Gesicht, u. s. w. Und wenn dieses ist, so ist es kein Wunder, daß Kloeps und anderer Reisenachrichten dem Orang-Utang die Fähigkeit zu denken, zu reden, und eine pfeifende oder zischende Art von Sprache zuschreiben.

Battel sagt von dem Pongo: Er gleiche in allen seinen Proportionen dem Menschen, ausgenommen daß er grösser, und so groß als ein Riese seye. Er habe ein Gesicht, wie ein Mensch, tief liegende Augen und an den Seiten des Kopfes lang herabhangende Haare. Sein Gesicht seye glatt und ohne Haar, welches auch von den Ohren und Händen gelte. Der Leib seye dünn behaart, und überhaupt unterscheide er sich vom Menschen, was das Auswendige betreffe, blos durch die Beine, indem er wenig oder nichts von Waden habe. Er gehe aufrecht; er schlafe auf den Bäumen und baue sich eine Hütte oder Schirm-Dach gegen Sonne und Regen. Er lebe von Früchten und esse kein Fleisch; die Sprache mangle ihm, wiewohl er mehr Einsicht als andere Thiere, habe. Wann die Negern in den Wäldern Feuer machten, so kommen hernach diese Pongos, setzen sich umher und wärmen sich, aber so viel Verstand haben sie nicht, daß sie das Feuer durch Nachlegen zu unterhalten wüßten. Sie gehen in Gesellschaft aus, und bringen zuweilen an einsamen Oertern Negern ums Leben; sie greifen sogar den Elephanten an, schlagen ihn mit Prügeln, und verjagen ihn aus ihren Wäldern. Man könne diese Pongos nicht lebendig fangen, weil sie so stark seyen, daß zehen Menschen nicht einen bändigen können; man könne sich also blos der Jungen bemächtigen; ihre Mutter trage sie, indem sie aufrecht gehe, und die Jungen halten sich mit ihren Händen und Knien an ihren Leib: Es gebe von diesen Affen zweyerley Gattung; der Pongo der so groß und dicke als ein Mensch ist, und der Eujoko, welcher viel kleiner ist; wann eines von diesen Thieren sterbe, so bedecken die übrigen seinen Körper mit Reisern und Blättern. Purchaß, bey welchem man diese Nachricht findet, setzet in einer Anmerkung hinzu, er habe in einer Unterredung mit Battel von ihm gehöret, daß ihm ein junger Neger entführet worden, welcher ein ganzes Jahr unter diesen Thieren gelebt habe. Nach seiner Wiederkunft habe der Neger erzehlet, daß sie ihm kein Leid zugefüget hätten. Die meisten wären so lang als ein Mensch, aber dicker, und beynahe im Umfange doppelt so dick, als ein Mensch insgemein ist. Jobson versichert, an Oertern, wo sie sich am öftesten aufhielten, eine Art von Wohnung gefunden zu haben, die aus zusammen geflochtenen Aesten bestand, und ihnen wenigstens wider Sonne und Regen dienen konnte. Die Affen aus Guinea, sagt Bosmann, welche man auf Niederländisch Smitten nennet, sehen falb aus, und werden sehr groß. Ich selbst habe einen gesehen, der fünf Fuß hoch war. Diese Affen sehen gar häßlich aus,

so-

sowohl als die von einer zweyten Gattung, welche der ersten in allem ähnlich sind, ausser daß ihrer viere kaum so dick als einer von jenen seyn würden. Sie lernen fast alles, was man will. Gauth Schouten spricht, es seyen die Affen, welche von den Indianern Orang-Utangs genannt werden, fast von eben der Gestalt und Grösse, wie die Menschen, sie haben aber am Rücken und im Dünnen dickes Haar, obgleich keines am Leibe; die Weibchen haben zwey grosse Brüste; alle haben ein störriges Gesicht, eine platte und sogar eingedrückte Nase, Ohren wie die Menschen; sie seyen stark, behende, kühn, sie setzen sich oft zur Wehre gegen gewafnete Leute, sie seyen sehr begierig auf Weibspersonen, welche nicht sicher in die Wälder gehen dürfen, weil sie plötzlich von diesen Affen angegriffen und mißbraucht werden. Der Herr de la Brosse versichert, daß die Oranas-Utangs, welche er Quimpezes nennet, Negerinnen zu überraschen suchen; daß sie dieselben bey sich behalten, um sie zu mißbrauchen; und daß sie dieselben recht gut ernähren. Ich habe, sagt er, zu Lowango eine Negerinn gekannt, die drey Jahre bey diesen Thieren gewesen ist; sie wachsen sechs bis sieben Fuß hoch; sie sind von einer Stärke, die ihres gleichen nicht hat; sie bauen Hütten, und vertheidigen sich mit Stöcken. Sie haben ein plattes Gesicht, eine platte und breite Nase, und am Kopf liegende Ohren ohne wolliges Haar; ihre Haut ist ein wenig heller als die von einem Mulater, sie haben ein langes und auf verschiedenen Theilen des Leibes dünne gesäetes Haar, einen sehr ausgespannten Bauch, platte und hinten ungefehr um einen halben Zoll erhabene Ferse; sie gehen auf zwey Füssen, und wenn es ihnen einkommt auf vieren.

Der Joko, oder der kleine Orang-Utang, welchen Herr von Büffon gesehen hat, und der vielleicht einerley Thier mit dem grossen ist, nur daß er in seinem Vaterlande seinen völligen Wuchs nicht hatte erreichen können, war ungefehr zwey und einen halben Fuß hoch und zwey Jahre alt. Er gieng beständig aufrecht auf seinen beyden Füssen, auch wann er schwehre Sachen trug; er hatte eine zimlich traurige Mine; sein Gang war ernsthaft, seine Bewegungen abgemessen, sein Naturell sanft, und von der übrigen Affen ihrem sehr verschieden: Er hatte weder die Ungeduld des Magot, noch die Bosheit des Bavian, oder das ausschweifende Weesen der Guenons; für den Orang-Utang war ein Zeichen oder ein Wort genug, wenn er etwas thun sollte, für den Bavianen mußte man einen Stock haben, und eine Peitsche für alle andere, die durch nichts als Schläge zum Gehorsam zu bringen sind. Dieses Thier bot den Leuten, die es zu sehen kamen, die Hand um sie zurücke zu führen, es gieng ernsthaft mit ihnen auf und ab, als ob es ihnen Gesellschaft leisten wollte; es sezte sich zu Tische, schlug seine Serviette auseinander, wischte sich den Mund damit ab, bediente sich des Löffels und der Gabel, schenkte sich ein Glas ein, stieß es an, wenn man es dazu einlud, holte selbst Tassen, trug sie auf die Tafel, warf Zucker darein, schenkte Thee ein, und ließ ihn kalt werden um ihn zu trinken; und dieses alles that es auf ein Zeichen oder Wort von seinem Herrn, und manchmal aus eigenem Antrieb. Es that niemand etwas zu Leide, sondern näherte sich vielmehr mit einer gewissen Vorsicht, und als wenn es um Gunstbezeugungen bäte; es liebte die süssen Sachen ausserordentlich, und da es deren von jedermann bekam, und überdieses einen häufigen Husten und eine angegriffene Brust hatte, so waren sie vermuthlich eine Mitursache seines baldigen Todes. Es fraß fast alles, nur zog es die reifen und trockenen Früchte aller andern Nahrung vor; es trank Wein, aber sehr wenig, und gab ihn gerne für Milch, Thee, oder andere süsse Getränke auf.

Der Herr de la Brosse hatte zween Orangs-Utangs von einem Neger gekauft, die nur ein Jahr alt waren. Er sagt von ihnen „diese Thiere setzen sich zu Tische, wie der Mensch; sie essen von allem ohne Unterscheid; sie bedienen sich des Messers, der Gabel und des Löffels um das zu schneiden und zu nehmen, was man ihnen auf dem Teller vorlegt; sie trinken Wein und andere Getränke; wann sie bey Tische waren und etwas nöthig hatten, so liessen sie sich den Schiffjungen hören, und wenn ihnen diese etwas abschlugen, so wurden sie bisweilen böse, nahmen sie bey den Armen, bissen sie, und brachten sie unter sich. Das Männchen wurde auf der Reise krank; und übergab sich der Kur wie ein Mensch; man schlug ihm sogar zweymal die Ader auf dem Arme: und so oft er sich hernach nicht recht wohl befand, so zeigte er den Arm, daß man ihm eine Ader öfnen sollte, eben als wenn er gewußt hätte, daß ihm dieses gedient hatte.

Heinrich Grosse sagt, daß man von diesen Thieren gegen die nördliche Seite von Koromandel, in den Wäldern des Gebiets des Raja von Carnate finde; daß man ein Männchen und Weibchen dem Herrn Horn, Gouverneur von Bombay verehret habe; daß sie kaum zwey Fuß hoch, aber von einer völlig menschlichen Gestalt gewesen seyen; daß sie auf zweyen Füssen giengen, eine matte weisse Farbe und an keinem Orte Haare hätten, als da wo wir deren gemeiniglich auch haben; daß ihre Handlungen meistentheils menschlichen Handlungen sehr ähnlich wären, und daß ihre Melancholie zeigte, daß sie ihre Gefangenschaft sehr wohl fühlten; daß sie ihr Bette in dem Käficht, in welchen man sie auf dem Schiffe gebracht, mit grosser Sorgfalt machten; daß sie, wenn man sie ansähe, mit ihren Händen die Theile, die man ohne die Ehrbarkeit zu verletzen nicht zeigen kan, verdekten. Das Weibchen, setzt er hinzu, wurde auf dem Schiffe krank und starb, und das Männchen, welches alle Arten von Zeichen der Traurigkeit gab, nahm den Tod seiner Gefärtin so sehr zu Herzen, daß es nicht mehr essen wollte, und sie nur zwey Tage überlebte.

Franz Pyrard erzählt „es finde sich in der Provinz Sierra-Liona eine Gattung von Thieren, Baris, genannt, die dick und stark von Gliedmassen, und so gelehrig sind, daß sie, wenn man sie von Jugend auf füttert und unterrichtet, wie ein Mensch dienen; sie gehen gemeiniglich nur auf ihren Hinterfüssen; sie stossen in Mörsern; sie hohlen in Krügen, die sie auf dem Kopfe tragen, Wasser aus den Flüssen; aber wenn sie an die Hausthiere kommen, und man ihnen die Krüge nicht geschwind abnimmt; so lassen sie dieselben fallen, und heulen und schreyen, wenn sie sehen, daß der Krug ausgelaufen und zerbrochen ist. Man fängt sie mit Schlingen, und lehret sie allerley Hausarbeit zu verrichten z. E. Gläser auszuspühlen, zu trinken zu geben, den Bratspieß zu drehen u. dgl. m. Ich sahe, spricht le Guat, zu Java einen sehr ausserordentlichen Affen, und zwar ein Weibchen, es war groß und gieng gerade auf den Hinterfüssen; in solcher Stellung hielt es die Hand über den Geschlechtstheil; im Gesichte hatte es keine Haare, ausser an den Augenbramen, und überhaupt glich es gar sehr den wunderlichen Gesichtern der Hottentotischen Weibspersonen —. Es machte sich täglich sein Bette sehr ordentlich, legte sich mit dem Kopfe auf ein Küssen und zog die Decke über sich her — — Wenn es Kopfschmerzen hatte, so band es sich ein Schnupftuch feste um den Kopf. Uebrigens glaubt le Guat, daß man diesem Thier das meiste durch die Erziehung beygebracht habe, um mehr Verwunderung zu erregen, wenn man es nach Europa brächte, welches die Absicht war. Gemelli Carreri sagt, er habe eines gesehen, welches sich wie ein Kind beklagte, und seine Matte, wenn es sich schlafen legen wollte, unter dem Arme trug. Diese Affen, setzt er hinzu, scheinen in manchen Stücken mehr Witz als die Menschen zu haben: denn wenn sie auf den Bergen keine Früchte mehr finden, so gehen sie an das Meerufer, und fangen allda Krabben, Austern u. dgl. Es gibt eine Art von Austern, Taclavo genannt, die etliche Pfunde wiegen, und oftmals geöfnet am Ufer liegen. Weil nun dieser Affe befürchtet, es möchte die Auster, so bald er seine Pfote hineinstecket, sich zuthun, so wirft er einen Stein hinein, damit die Schalen nicht zusamen gehen können, und ißt hernach die Auster ohne Furcht.

Auf den Küsten des Flusses Gambia (sagt Froger) sind die Affen grösser und bösartiger, als sonst irgendwo in Afrika: Die Negern scheuen sich vor ihnen, und selten gehen sie im Felde, ohne von diesen Thieren angegriffen zu werden, welche ihnen einen Stock darreichen, und sie nöthigen, sich mit ihnen zu schlagen. Oftmals tragen sie sieben bis achtjährige Kinder auf Bäume, und man hat die gröste Mühe, ehe man sie wieder bekommt. Die meisten Negern glauben, diese Affen seyen ein fremdes Volk, das sich in ihrem Lande niedergelassen habe; und nur darum nicht rede, weil es besorge, es möchte arbeiten müssen.

Aus diesen Zeugnissen der Reisenden wird man nun sich einen zimlichen Begriff von dem Betragen dieses Thieres machen können.

Dieser Affe unterscheidet sich, was das Aeusserliche betrift, von dem Menschen, in der Nase, welche nicht hervorragend ist; in der Stirne, welche allzukurz ist; in dem Kinne, welches nicht über die Grundlinie erhaben ist. Seine Ohren sind nach Proportion zu groß; die Augen stehen zu nahe beysamen; der Zwischenraum der Nase und des Mun-

des

des ist ebenfalls zu groß. Der Leib und die Glieder unterscheiden sich darinne, daß die Oberschenkel gegen des Menschen seine zu kurz, die Arme zu lang, die Daumen zu klein, die hole Hand zu lang und zu enge, die Füsse mehr wie die Hände, als wie menschliche Füsse sind. Die Zeugungstheile des Männchens sind von des Menschen seinen nur darinnen unterschieden, daß das Band an der Vorhaut mangelt; des Weibchens sind äusserlich den menschlichen sehr ähnlich.

Was das Innere betrift, so hat der Mensch nur zwölf Ribben, der Orang-Utang aber dreyzehen; er hat auch kürzere Halswirbel, engere Knochen im Beken, plattere Hüften; tiefere Augenhöhlen; an dem ersten Wirbelknochen des Halses befindet sich kein stachelichter Fortsatz; die Nieren sind runder als des Menschen seine, und die Harngänge haben eine andere Gestalt, gleichwie auch die Blase und die Gallenblase, welche beyde enger und länger als bey dem Menschen sind. Alle übrige, sowohl innerliche als äusserliche Theile des Leibes, des Kopfes, und der Glieder sind wie des Menschen seine. Aber ob gleich die Zunge und alle Werkzeuge der Stimme, wie bey dem Menschen sind, so redet doch der Orang-Utang nicht; und ob gleich das Gehirn eben dieselbe Gestalt und Proportion hat, so denkt er nicht; Büffon sagt, wir wollen den Herren Materialisten überlassen, was sie dazu sagen wollen.

Uebrigens sind der Mensch und der Orang-Utang die einzigen, welche Arsbacken und Waden haben, und folglich gemacht sind, um aufrecht zu gehen; sie sind die einzigen, welche eine breite Brust, platte Schultern und gleichförmig gebildete Rückwirbel haben; die einzigen, deren Gehirn, Herz, Lunge, Leber, Milz, Gekrösdrüse, Magen, Gedärme, einander völlig ähnlich sind; die einzigen, welche am Blinddarme einen wurmförmigen Fortsatz haben; kurz zu sagen, der Orang-Utang gleicht dem Menschen mehr als irgend einem Thiere, auch so gar mehr als den Bavianen und langgeschwänzten Affen, und zwar nicht allein in allen jezt bemeldeten Theilen, sondern auch in der Breite des Gesichtes, in der Gestalt des Hirnschedels, der Kinnbacken, der Zähne, der andern Theile des Kopfs und des Gesichts, in der Dicke der Finger und Daumen, in der Gestalt der Nägel, in der Anzahl der Lenden- und Heiligbeinwirbel, wie auch der Schloßbeinknochen, und endlich der Gleichförmigkeit der Vergliederungen, in der Grösse und Gestalt der Knieschei-be, des Brustbeins ꝛc. so daß, wenn man dieses Thier mit denen, die ihm am ähnlichsten sind, z. E. mit dem Maggot, dem Baviane und dem langgeschwänzten Affen vergleichet, man eine noch grössere Gleichförmigkeit mit dem Menschen, als selbst mit diesen Thieren wahrnimmt. Daher man sich auch nicht wundern darf, daß ihm die Indianer einen Namen gegeben haben, dessen Bedeutung der Leser bereits weiß, und daß einige auf die Vermuthung gefallen sind, dieses Thier seye aus der Vermischung von Affen und Negerinnen entstanden.

Die unterscheidenden Kennzeichen der Orang Utangs sind folgende.

Der Orang-Utang hat keinen Beutel innwendig an den Backen, keinen Schwanz, keine Schwielen am Hinteren: es ist dieser Theil seines Körpers voll und fleischig; alle seine Zähne, sogar die Hundszähne sind des Menschen seinen ähnlich; er hat ein plattes, nackendes und schwarzbraunes Gesicht, auch nackende Ohren, Hände, Füsse, Brust und Bauch; er hat auf dem Kopfe lange Haare, welche ihm an den Seiten der Schläfe herab hangen; Haare am Rücken und an den Lenden, welche aber nur dünne stehen; er ist fünf bis sechs Fuß hoch, und gehet allemal aufrecht auf den Hinterfüssen. Büffon getrauet sich nicht als eine Erfahrung anzugeben, ob das Weibchen dieses Thiers ihren periodischen Abfluß habe, aber es ist zu vermuthen, um so mehr, da er sich bey andern Affen, die weniger Aehnlichkeit mit dem Menschen haben, findet; und Hamilton, der zu dem was oben aus den Reisebeschreibern gesagt worden ist, noch dieses hinzu thut, daß das Thier seine Nase schneutze und die Unreinigkeit mit den Fingern hinwegwerfe, Feuer anzünde, und mit dem Munde aufblase, Fische brate ꝛc. versichert es ausdrücklich.

Der Pitheke.

Aristoteles sagt: es gibt Thiere, deren Natur zweydeutig ist, welche etwas von dem Menschen und etwas von dem vierfüßigen Thiere haben: dergleichen sind der Pithecus, der Kebos und der Cynocephalus. Der Kebos ist ein geschwänzter Pitheke; der Cynocephal ist dem Pitheke ganz ähnlich, nur ist er grösser und stärker, und hat eine vorragende Schnautze, fast wie ein Hund, und eben daher hat er seinen Namen bekommen; er ist auch wilder geartet, und hat stärkere Zähne als der Pitheke, welche den Zähnen des Hundes ähnlich sind. Dieser Pitheke oder Affe ohne Schwanz des Aristoteles, davon Gesner und Jonston Figuren geben, ist vermuthlich von denen, von welchen Marmol sagt: Sie haben Füsse, Hände, und ein Gesicht wie der Mensch, auch dabey viel Witz und Bösartigkeit: ihre Nahrung ist Gras, Getreide und allerley Früchte, welche sie Heerdenweise in den Gärten und Feldern rauben, aber ehe sie aus ihrem Lager gehen, läuft einer von ihnen auf eine Höhe, wo die ganze Fluhr zu übersehen ist, und wenn er niemand sieht, so gibt er den andern durch Schreyen das Zeichen zum Aufbruch, geht aber selbst nicht von der Stelle, so lange sie im Felde sind; so bald er jemand siehet, erhebet er ein grosses Geschrey, und die sämtlichen Affen springen von einem Baume zum andern nach den Wäldern. Die Affenweibchen haben oft vier bis fünf Junge auf dem Rücken, und thun dennoch grosse Sprünge von einem Aste zu dem andern. Trotz aller ihrer List hat man doch mancherley Mittel sie zu fangen. Wenn sie böse werden, so beissen sie, wenn man ihnen aber nur ein wenig liebkoset, so werden sie leichtlich wieder gut. Sie thun dem Obste und Getraide grossen Schaden, indem sie nichts thun, als abbrechen, abbeissen und hinwerfen, es seye nun reif oder nicht, so daß sie weit mehr verderben, als sie fressen oder fortschleppen. Die Zahmgemachten thun dem Menschen alles nach, was sie sehen. Sie halten sich in grosser Menge in den Gebürgen von Mauritanien, Bugia und Constantina auf.

Was Rubruquis von den Affen aus Cathey sagt, schickt sich ebenfalls nur auf den Pitheke. Sie haben, spricht er, in allen Stücken die Gestalt und die Arten der Menschen; sie sind nur einen Ellenbogen hoch, und ganz mit Haaren bedeckt; sie wohnen in Höhlen; wenn man sie fangen will, so sezt man ihnen starke und berauschende Getränke hinein; alsdenn kommen sie alle und trinken davon, indem sie dabey Chinchin schreyen, woher sie den Namen Chinchin bekommen, und berauschen sich so sehr, daß sie einschlafen und leichtlich können gefangen werden.

Da die Alten den Orang-Utang und den Gibbon nicht gekannt haben, der Maggot aber der Cynocephal des Aristoteles ist, so kan wohl der Pitheke desselben, der ungeschwänzt ist kein anderes Thier als der erwähnte Affe seyn.

Die unterscheidenden Kennzeichen dieser Gattung.

Der Pitheke hat keinen Schwanz; seine Hundszähne sind nach Proportion nicht länger als des Menschen seine; er hat ein plattes Gesicht, eben dergleichen Nägel, und welche, wie bey dem Menschen, vorne rund sind; er geht auf den Hinterfüssen, seine Länge beträgt aufs höchste anderthalb Fuß, er ist von nicht so wilder Art und wird leichtlich zahm. Die Weibchen haben, wie es schon von den Alten angemerkt worden, ihren periodischen Abfluß.

Der Gibbon.

Der Gibbon ist ein Affe mit einem runden Kopf, grossen und tiefliegenden Augen, einer platten Nase, und zugerundeten Ohren, welche beynahe wie des Menschen seine mit Rändern eingefaßt sind. Er hat Schwielen am Hinteren. Die aus dem Anhangen der Haut an den Knollen der Hüftbein, auf welchen eine mit einer schwielichten und nackenden Haut überzogene Fläche ist, entstehen. Vom Schwanze hat Herr Daubenton keine Spur bemerket.

Die

Tab: LXXIV.

Simia .

Affe .

1 .

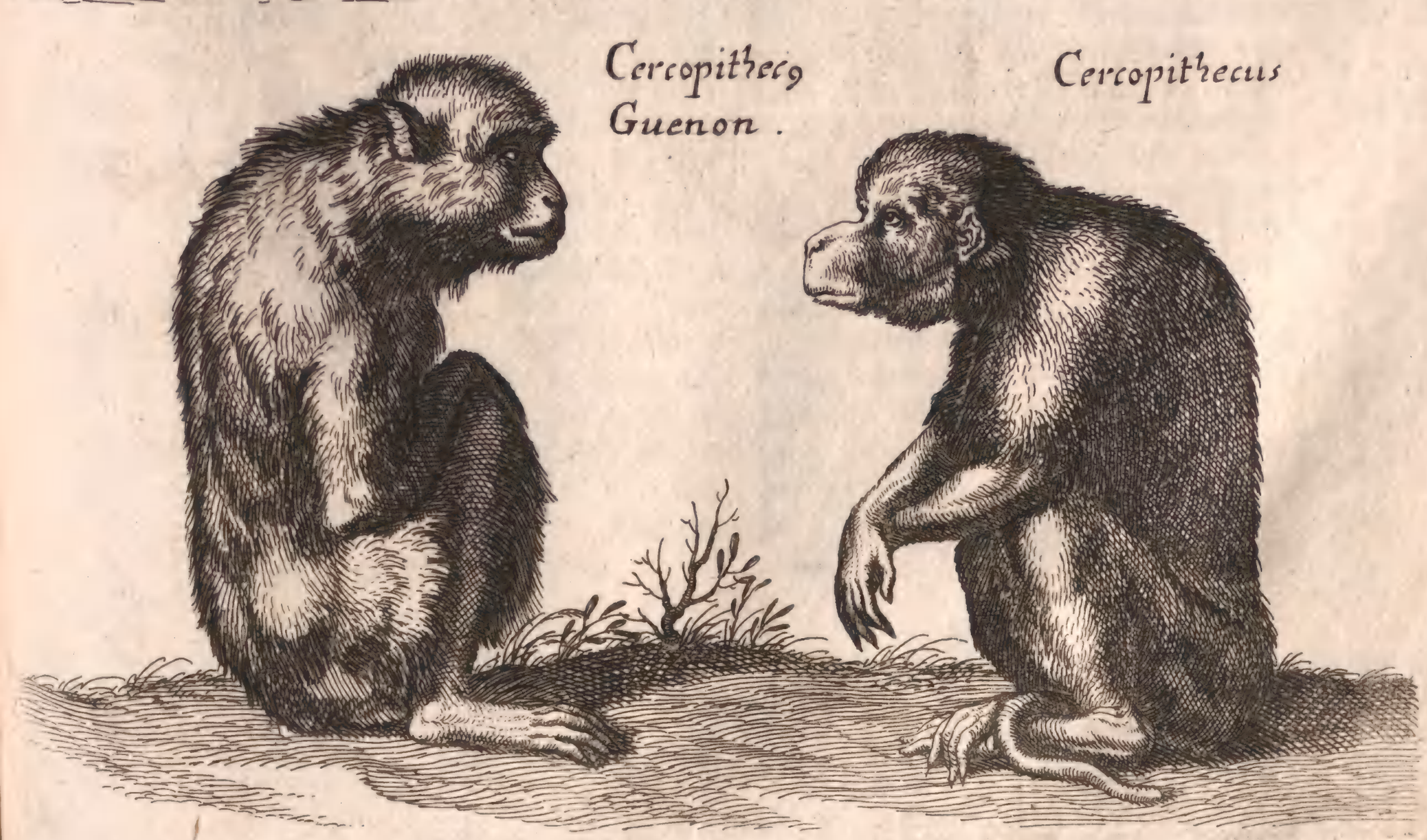
Cynocephalus .
HundsKöpffe .
Mommenet . 1 .
Magot .

Simia . 2 .

Cynocephalus . 2 .
Pertrand .
Wanderu .

Cercopithecꝰ
Guenon .

Cercopithecus



Die Vorderbeine sind viel länger, als die Hinterbeine, und über die Maasse lang: so daß wenn der Gibbon aufrecht stehet, die Finger doch noch den Erdboden berühren. Um die Augen, an der Nase und am Ende der beyden Kinnbacken ist er nackend und braun. Ein Streif in Gestalt eines Kreises, der aus grauen Haaren bestehet und unter den Augen, über die Backen und unter dem Unterkinnbacken hinläuft, gibt dem Gesichte dieses Thieres ein sehr ausserordentliches Ansehen. Die Ohren sind nackend und von schwärzlicher Farbe: die Haare auf dem Kopfe, dem Halse, dem Rücken, an den Seiten des Leibes und der Henterbeine sind schwarz; diejenigen aber, womit die obere Seite der Füsse bedecket ist, sind grau. Das Fußbrett ist nackend und von schwarzer Farbe, wie auch die Nägel.

Das Thier welches Büffon sahe war nur drey Fuß hoch, die Gefangenschaft aber hatte es vermuthlich um einen Fuß in seinem Wachsthume zurücke gehalten. Nach dem Orang-Utang und dem Pitheke würde der Gibbon das dem Menschen ähnlichste Thier seyn, wenn ihn nicht seine übermäßig lange Aerme ungestaltet machten. Er schien dem Herrn von Büffon von gelassener Art, und sehr sanftmüthig in seinem Bezeigen zu seyn: seine Bewegungen waren weder zu ungestümm, noch zu hastig; er nahm was man ihm zu essen gab, sachte an: man nährte ihn mit Brodte, mit Obste, mit Mandeln ꝛc Er scheute die Kälte und Feuchtigkeit sehr. Ostindien, und insbesondere Koromandel, Malaga, und die Molukischen Inseln sind sein Vaterland. Uebrigens scheinet er sich auch in andern Provinzen, welche nicht so weit gegen Süden liegen zu finden, und der Affe aus dem mit China gränzende Königreiche Ganaura, welchen einige Reisebeschreiber Fefé nennen, ist vermuthlich der Gibbon. Uebrigens sind diese Thiere in der Grösse und den Farben der Haare unterschieden, da einige an allen Stellen, wo die andern schwarz sind nur braun aussehen.

Der Gibbon hat nach Proportion grössere Hundszähne als der Mensch, und die Weibchen haben ihren periodischen Abfluß.

Der Maggot.

Der Maggot, welcher beym Jonston Monenet heißt, kan unter allen Affen unsere Himmelsluft am besten ertragen. Im Sommer ist er gern an der Luft, und im Winter kan man ihn in einem ungeheizten Zimmer halten. Ob er wohl nicht zärtlich ist, so ist er doch gemeiniglich traurig und öfters widerwärtig: er verzerrt das Gesicht, sowohl wenn er böse ist, als wenn er nach etwas Appetit hat. Seine Bewegungen sind hastig, seine Arten tölpisch, und seine Gesichtsbildung noch häßlicher als lächerlich. Sobald er eine Regung des Zorns spüret, so weißt er die Zähne knirschend, und wackelt mit dem Kinnbacken. Er steckt alles, was man ihm zu essen gibt, in seine Beutel im Maule, auch manchmal Dinge, die er hinweg nimmt, und die nicht eßbar sind; er ißt allerley, nur nicht rohes Fleisch, Käse und andere fermentirte Sachen. Büffons Maggot kletterte, wenn er schlafen wollte auf einen eisernen Riegel oder zweyzackichten Haaken. Er hielt ihn beständig an der Kette, weil er sehr ungesittet und vermuthlich schlecht erzogen war, denn es gibt andere von eben dieser Gattung, die besser, erkenntlicher, folgsamer, auch sogar lustiger sind, und welche ohne viele Mühe tanzen, Sprünge und Bewegungen nach der Cadenz machen, auch sich ankleiden zu lassen, lernen. Wir haben ihrer etliche gekannt, die ausserordentlich vorwitzig waren, und eine grosse Neigung zeigten, die Taschen derer welchen sie unvermerkt beykommen konnten zu untersuchen. Eins war ein Weibchen, und ließ sich von Frauenzimmern sehr ungerne befehlen. Gegen Mannspersonen war es zwar geschmeidig und hatte eine affectirte Höflichkeit, deme ungeachtet vergaß es doch Beleidigungen, die es von ihnen erlitten hatte, nicht eher, als es ihnen einen Streich spielen konnte, und sollte es auch seine Rache auf etliche Wochen haben verschieben müssen. Es verderbte auch alles, was es ungesehen in die Hände bekommen konnte; so bald es aber entdeckt zu seyn glaubte, so that es aufs kläglichste, rang die Hände, schlug sie zusamen, und stellte sich, wie ein Mensch, dem ein grosses Unglück begegnet ist.

Dieser Affe ist ungefehr dritthalb bis drey Fuß hoch, wenn er aufrecht auf den Hinterfüssen steht. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen. Es geht lieber auf vier als auf zweenen Füssen. Wenn er in Ruhe ist, so sizt er fast stets, und sein Körper ruhet auf zween hohen Schwielen, welche sich unten in der Gegend, wo die Arsbacken seyn sollten befinden. Der After stehet höher empor, und also sizt er niedriger, als auf dem Steisse. Der Unterscheid zwischen ihm und dem Pitheke oder dem eigentlich also benannten Affen ist: 1) daß er eine dicke und weit hervorstehende Schnautze, wie ein englischer Dogge hat, anstatt daß der Pitheke ein plattes Gesicht hat; 2) daß er lange Hundszähne hat; 3) daß er nicht so platte und zugerundete Nägel hat; und 4) daß er grösser und untersezter, auch sein Naturell nicht so folgsam und sanftmüthig ist.

Uebrigens gibt es in der Gattung der Maggot etliche Abänderungen: man siehet ihrer von verschiedener Grösse, mit dnnklerem und mit lichterem Haare, welches bey einigen dicht, bey anderen dünne stehet. Des Prosper Alpins fünf Thiere die er unter dem Namen Cynocephali anzeigt, scheinet insgesamt Maggots zu seyn. Es scheinet auch, als ob die Gattung dieser Thiere fast in allen heissen Erdgegenden der alten Welt verbreitet seye, und als fände man sie in der Tartarey, in Arabien, in Aethiopien, in Malabar, in der Barbarey, in Mauritanien, und in allen Landschaften des Vorgebürges der guten Hoffnung.

Nach aller Wahrscheinlichkeit ist es diese Gattung Affen von welcher Rob Lade folgendes sagt: Man führte uns über einen grossen Berg in den Landschaften des Vorgebürges der guten Hoffnung, auf welchem wir grosse Affen jagten, welche allda häufig zu finden sind. Ich kan nicht mit Worten ausdrücken, wie behend diese Thiere sind, noch mit welcher Unverschämtheit sie sogleich wiederkamen, nachdem sie entlaufen waren; zuweilen liessen sie uns so nahe kommen, daß ich schon dachte, ich hätte einige gewiß; aber mit einem Sprunge waren sie mehr als zehen Schritte fort, und eben so schnell auf einem Baume; hernach sassen sie ganz ruhig und sahen uns an — Ein sehr grosser Affe, der uns schon längst im Nachlaufen ermüdet hatte, stieg endlich auf einen Baum und unser Hauptmann zielte mit der Flinte nach ihm. Diese Stellung, wovon er die Folgen schon mochte sonst gesehen haben, machte daß er herabfiel und fast ohne Bewegung da lag, so daß wir uns seiner bemächtigen konnten. Nachdem er sich aber wieder erholet hatte, so mußten wir alle unsere Kräfte zusamen nehmen, und es listig anfangen, ehe wir ihm Hände und Füsse banden: denn biß er so sehr um sich herum, daß wir ihm den Kopf verhüllen und mit Schnupftüchern anbinden mußten. Uebrigens sind diese Affen keine gefährliche Thiere.

Der Maggot hat keinen Schwanz, sondern nur ein kleines Ende von Haut, das wie ein Schwanz aussiehet. Er hat Beutel in den Backen, ungefehr wie der Hamster; er hat im Gesichte kleine Härchen, am Leibe grünlich-braunes und unten am Bauche weißgelbliches Haar. Dem Weibchen ergehet es wie den vorerwähnten.

Der Pavian

oder

eigentlich so benannte Bavian.

Der Bavian, welcher beym Linnäus Sphinx Simia semicaudata, ore vibrissato, (welches aber nicht richtig ist, indem es keinen Schnurrbart hat) unguibus acuminalis, heißt, gehet schon weit mehr von dem Menschen ab, und gleichet ihm nur noch mit den Händen, an welchen jedoch spitzige Nägel sind. Es ist ein untersezztes Thier, dessen starker Körper und nervige Glieder seine Stärke und Behendigkeit anzeigen; welches weil es mit einem dichten und langen Haare bedeckt ist, das am Hinterhaupte, am Halse, der sehr kurz ist, an dem Vordertheile des Rückens, an den Schultern und vornen an der Brust sechs Zolle beträgt, noch viel dicker, als es wirklich ist, zu seyn scheinet, aber auch in der That so stark ist, daß es mit einem oder mehrern Menschen bald fertig werden würde, wenn

Tab: LXXV.

Der Patas
mit dem schwarzen
Streife.

Der Patas
mit dem weisen
Streife.

Papio.
Der groſse
Bavian.

Papio.
Der kleine
Bavian.

Cercopithecus.
Meer Katze.

wenn sie nicht bewaffnet wären. Ueberdiß wird er beständig von derjenigen Leidenschaft angereizt, welche die sanftesten Thiere grimmig macht: er ist schändlich geil, und er zeigt sich recht mit Fleiß in diesem Zustande; er berührt und vergnügt sich selbst vor aller Menschen Augen. Die schändlichen Theile des Bavian sind gänzlich nackend, und um deswillen recht sichtbar, weil der Leib anderwärts mit langen Haaren bedeckt ist. Er hat auch kahle Arsbacken, welche feuerroth sind, einen herabhangenden Hodenbeutel, einen unbedeckten After, und er trägt den Schwanz jederzeit in der Höhe. Mit allen diesen Blössen scheinet er sich zu brüsten, denn er zeigt seinen Hintersten viel öfter als den Kopf, vornehmlich wenn er Weibspersonen sieht, gegen welche er sich sehr unverschämt bezeiget.

Das männliche Glied, sagt Klein, ist von Natur beschnitten. Der Schaam des Weibchens hängt gemeiniglich etwas hervor.

So heftig aber auch die Geilheit dieser Thiere ist, so sind sie in den gemäßigten Gegenden dennoch nicht fruchtbar. Das Weibchen gebieret gemeiniglich nur ein Junges, das sie in den Armen, und gleichsam an der Brust hangend trägt; es hat auch seinen periodischen Abfluß; und dieses findet man bey allen übrigen Affen, welche einen nackenden Hintersten haben. Wiewohl nun übrigens diese Baviane bösartig und wild sind, so gehören sie doch nicht unter die fleischfressenden Thiere, und leben sonderlich von Obst, von Wurzeln und Körnern. Ihre Art einen Garten oder Weinberg zu berauben ist so geschickt, daß wir sie aus Kolben anführen müssen. Sie kommen, sagt er in seiner Beschreibung des Vorgebürges der guten Hoffnung, gemeiniglich in grossen Hauffen; eine Anzahl derselben steiget über die Mauern oder Wände; andere bleiben oben darauf, wie auf der Schildwache sitzend, die übrigen stehen aussen vor dem Garten, einer nicht weit von dem andern, und machen solchergestalt eine Reihe, die von da aus bis zu ihrem Versammlungs-Orte reichet. Alsdann fangen die in dem Garten an, denen die auf der Wand sitzen die Melonen, Kürbisse, Aepfel ꝛc. zuzuwerfen; die oben sitzenden werfen alles den unten befindlichen zu, und so gehet es aus einer Hand in die andere, so lang die Reihe ist, welche sich gemeiniglich an einem Berg endiget. Diese Thiere sind so geschickt und sehen so scharf um sich, daß sie den Wurf fast allemal in der Luft auffangen; und alles dieses thun sie sehr hurtig, und ohne einen Laut von sich zu geben. Sobald die Wächter einen Menschen in der Nähe kommen sehen, so schreyen sie, und augenblicklich ergreifen alle die Flucht.

Der Bavian, den ich gesehen habe, war sehr begierig auf Schnupftaback, und ließ es sich nicht verdriessen, ihn wohl aus zehen Papieren, in die er gewickelt war, heraus zu langen, ob er gleich sonst sehr ungeduldig und wild war. Ich habe aber dieses noch bey mehreren Affen gefunden, und das Weibchen, von dem ich oben gesagt habe, stahl nichts liebers als Tabatieren, die es ausfraß, so wie es auch sehr gerne Taback, wiewohl auf eine ungeschickte Art rauchte, weil es mit seiner hervorstehenden Schnautze den Rauch nicht wieder herausblasen konnte.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Pavian oder eigentlich so benannte Bavian hat Beutel in den Backen und breite Schwielen am Hintersten, wie schon gesagt worden. Er hat einen gekrümmten, sieben bis acht Zoll langen Schwanz. Hundszähne, welche nach Proportion viel länger und dicker als des Menschen seine sind; eine sehr dicke und sehr lange Schnautze, kahle Ohren, welche keine Ränder und Läppchen haben, einen starken und untersetzten Körper, dicke und untersetzte Glieder, nackende und fleischfarbige Geburtsglieder, langes und dichtes röthlichbraunes Haar, das am ganzen Leibe zimlich überein kommt. Er geht öfter auf vier als auf zweenen Füssen. Seine Höhe, wann er aufrecht steht, beträgt drey bis vier Fuß. Es gibt in dieser Gattung, wie es scheint, Rassen, welche noch grösser, und andere, welche kleiner sind, Herr von Büffon aber hat ausser der Grösse keinen Unterscheid gefunden.

Die Hinterbeine sind kurz in Vergleichung der Vorderbeine und der ganzen Länge des Thieres.

Die Daumen an allen vier Füssen sind sehr kurz; die Nägel an den Daumen breit und platt; an den übrigen Fingern aber schmähler, sehr lang, krumm und der Länge nach rinnenförmig.

Dasjenige Thier, welches zu Madagaskar Tré tré-tré-tré heißt, muß wohl zu dieser Gattung gezählet werden; Es ist nach Flaccourts Bericht so dick als ein zweyjähriges Kalb; hat einen runden Kopf und ein Gesicht wie der Mensch, Vorder- und Hinterfüsse wie ein Affe, etwas krauses Haar, einen kurzen Schwanz, Ohren wie ein Mensch. Es gleichet dem Tanach, welchen Ambr. Pareus beschreibt, und ist ein einsames Thier, vor dem die Einwohner des Landes sich sehr fürchten.

Wir haben bereits in der Naturgeschichte der Hyäne erinnert, daß der Pavian fälschlich für dieselbe genommen worden ist.

Der Mandrill.

Dieses ist ein Bavian, der bis zum Eckel häßlich ist. Ausser seiner platten Nase, oder vielmehr seiner zwey Nasenlöcher, woraus beständig Rotz fliesset, welchen er mit der Zunge auffängt; ausser seiner sehr dicken und langen Schnautze seinem untersetzten Leib, seinem blutrothen Hintersten und ganz unbedeckten After, welcher beynahe in den Lenden stehet, hat er auch ein veilblaues Gesicht, das von beyden Seiten her, der Länge nach, voll tiefer Runzeln ist. Er ist auch gröſſer und vielleicht stärker als der Pavian; jedoch ist er bey dem allen ruhiger und nicht so wild als jener.

Diese Gattung von Bavianen findet sich an der Goldküste und in andern Afrikanischen Landschaften, wo ihn die Negern Boggo, die Europäer aber Mandrill nennen. Wie es scheint, so ist er nach dem Orang-Utang der gröste. Smith welcher ein Weibchen geschenkt bekommen, das nur sechs Monate alt war, aber die Grösse eines erwachsenen Bavians hatte, macht folgende Beschreibung von diesem Thiere. Der Körper des erwachsenen Mandrill ist im Umfange so dick als der Leib eines gewöhnlichen Menschen; die Schienbeine sind viel kürzer, die Füsse aber viel länger: die Arme und die Hände haben eben dasselbe Verhältniß der Kopf ist ungeheuer dick; das Gesicht ist breit und platt, ohne alles Haar, ausser an den Augenbraunen: die Nase ist sehr klein, das Maul breit, und die Lefzen sind sehr schmal. Das Gesicht, welches mit einer weissen Haut überzogen ist, sieht schröcklich häßlich aus, und ist voll Runzeln: die Zähne sind breit und sehr gelb: die Hände sind unbehaart: der ganze übrige Leib ist wie bey dem Bären, mit langem schwarzen Haare bedeckt.

Die Mandrills gehen niemals auf allen Vieren. Wenn man ihnen Schmerzen verursachet, so schreyen sie wie die Kinder. Wie man sagt, so sind die weissen Weibspersonen in grosser Gefahr von dem Mandrill geschändet zu werden, wenn er sie in Wäldern allein findet. u. s. w.

Unterscheidende Kennzeichen.

Der Mandrill hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten. Er hat einen sehr kurzen Schwanz, der nur zween bis drey Zoll lang ist. Seine Hundszähne sind nach Proportion dicker und länger als des Menschen seine. Seine Schnautze ist sehr dick und lang, und hat an beyden Seiten, der Länge nach, Runzeln, welche tief und stark zu sehen sind. Sein Gesicht ist nackend und von bläulicher Farbe; die Ohren, welche von des Menschen seinen sehr wenig unterschieden sind, ausser daß sie oben ein wenig spitzig zu laufen, sind ebenfalls nackend, gleich wie das Innere der Hände und Füsse. Das Haar ist lang; am Leibe röthlichbraun, an der Brust und dem Bauche hingegen grau. Er geht auf den Hinterfüssen, öfter aber auf allen Vieren. Seine Höhe wenn er aufrecht stehet, beträgt vier bis fünfthalb Fuß, und, wie es scheint, sind einige noch viel gröſſer. Das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß.

Von seinen Fingern sagt Daubenton, sie seyen nur längst am zweyten und dritten Gliedknochen abgesondert; die grosse Fußzähe seye sehr dick, und alle Nägel seyen schwarz und platt. Das Weibchen, sezt er hinzu, habe einen sehr starken Bisamgeruch.

Der Wanderu und der Lowando.

Das erste dieser Thiere, welches beym Rajus Cercopithecus niger, barba incana promissa, und beym Linnäus Silenus simia caudata, barbata, corpore nigro, barba nivea, prolixa heisset, und das andere, welches Rajus Simia alba seu incanis pilis, barba nigra promissa nennet, gehören vermuthlich zu ein und ebenderselben Gattung, wiewohl sie wenigstens zwo unterschiedene beständige Rassen sind. Der Wanderu, wie sein vaterländischer Ceylanischer Name heißt, hat am Leibe braunes und schwarzes Haar, ein breites Haupthaar und einen Bart, beyde von weisser Farbe; hingegen hat sein Landsmann der Lowando am Leibe weißliche Haare, und Haupthaar und Bart sind schwarz. Man findet in demselben Lande noch eine dritte Rasse und Abänderung, von welcher vielleicht die beyden erstern abstammen, welche am Leibe Bart und Kopfe ganz weiß ist. Alle drey haben sowohl was ihre Gestalt, als ihr Naturell betrift alle Kennzeichen der Baviane, sie sind wild und sogar ein wenig grimmig; sie haben eine lange Schnautze, einen kurzen Schwanz, und sind beynahe von der Grösse und Stärke wie die Baviane; sie sind nicht so unterseżt, und scheinen auch an den Theilen des Hinterleibes schwächer zu werden.

Diese Wanderu Bavianen sind, wenn sie nicht zahm gemacht sind, so bösartig, daß man sie in einem eisernen Käficht halten muß, worinn sie manchmal wüthen und toben; wenn sie aber jung eingefangen sind, so werden sie leichtlich zahm, und nehmen gemeiniglich besser als andere Bavianen Zucht an. Die Indianer unterrichten sie gerne, und geben vor, die Guenons oder langgeschwänzte Affen hätten grosse Ehrerbietung vor dieser Art Baviane, welche gravitätischer und verständiger als jene sind. Im Stande der Freyheit sind sie sehr wild und halten sich in Wäldern auf. Die Weissen sind nach dem Zeugnisse der Reisenden die stärksten und bösartigsten: sie sind sehr hitzig auf die Weibspersonen, auch stark genug sie zu schänden, wenn sie sie allein antreffen; oftmals quälen sie dieselben zu tode. Knox sagt, daß sie in Wäldern von Blättern und Knospen leben; wenn sie aber gefangen sind allerley essen. Ein anderer versichert, daß sie in Macacar oft in die Wohnplätze kommen, aber von den eifersüchtigen Maoaresen mit Prügeln fortgejagt werden.

Kennzeichen dieser Gattung.

Der Wanderu hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten; seine Hundszähne sind länger und dicker als bey dem Menschen; die Schnautze ist dick und lang; das Haupthaar breitet sich weit aus; der Bart ist lang und hat steife Haare; der Leib ist zimlich lang, und unten gar dünne. Sie gehen öfter auf vier, als auf zween Füssen; und ihre Länge, wenn sie aufrecht stehen, beträgt drey bis vierthalb Fuß. Den Weibchen ergehet es wie den vorigen.

Oben auf dem Kopf sahe Herr Daubenton einen Schopf Haare wie eine Aehre, und an der Brust zwo Warzen. Der Bart bedeckte nicht nur das Kinn, sondern auch die Backen. Die Nägel des Wanderu waren platt und schwarz.

Der Maimon.

Maimon, oder Maimonet, ist ein Name den man den kurzgeschwänzten Affen gibt und den Büffon, dem gegenwärtigen der zwischen den Bavianen und Guenons gleichsam die Schattirung ausmacht, zugeeignet hat, weil er nicht wußte, wie man ihn in seinem Lande, in Sumatra und in andern mittägigen Gegenden von Indien nennet. Der Maimon gleichet den Bavianen noch mit seiner langen und breiten Schnautze, mit seinem kurzen und gekrümmten Schwanze; hingegen unterscheidet er sich von ihnen, und gleicht mehr den Guenons mit seiner Leibesgrösse, welche viel kleiner ist, als der Bavianen ihre, und mit seinem sanftmüthigen Naturelle. Er ist unter allen Bavianen und Guenons der einzige, welcher einen kahlen, dünnen und nach Art der Schwein gekrümm-

krümmten Schwanz hat, daher ihn auch Edwards den Affen mit dem Schweinschwanze nennet. Er ist beynahe von der Grösse des Maggot, und gleichet dem Makak so sehr, daß man ihn nur für eine Abänderung dieser Gattung halten sollte, wenn nicht sein Schwanz ganz anders beschaffen wäre. Er hat ein nackendes schwarzbraunes Gesicht, Kastanienbraune Augen, schwarze Augenwimpern, eine platte Nase, schmale Lefzen mit etlichen steifen Haaren, welche aber viel zu kurz sind, als daß man sie einen Knebelbart nennen könnte. Der Hodensack und die Ruthe stehen bey ihm nicht, wie bey den Affen und den Bavianen hervor, sondern beydes steckt unter der Haut: daher er auch, ob er gleich sehr lebhaft und feurig ist, nichts von dem unverschämten Muthwillen der Baviane an sich hat; er ist sanft und umgänglich, auch sogar liebkosend. Unser kaltes Klima kan er kaum ertragen.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Maimon hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten, einen kahlen Schwanz, welcher zusamen gerollet und fünf bis sechs Zoll lang ist. Seine Hundszähne sind nach Proportion nicht länger, als beym Menschen; die Schnautze ist sehr breit; die Ränder der Augen stehen oben weit hervor; das Gesicht, die Ohren, die Hände und Füsse sind nackend und fleischfarbig; die Haare am Leibe sind dunkelolivenfarbig, und am Bauche röthlichgelb. Er geht bald auf zween Füssen, bald auf vieren. Seine Höhe beträgt zwey bis dritthalb Fuß. Das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß.

Der Makak und die Aigrette.

Unter allen Guenons oder langgeschwänzten Affen, die wir Deutsche, wiewohl mit einem nicht allzuschicklichen Namen, Meerkatzen nennen ist der Makak derjenige, welcher den Bavianen am meisten gleich komme: er hat, wie diese, einen kurzen und untersetzten Leib, einen dicken Kopf, eine breite Schnautze, eine platte Nase, runzliche Backen, und dabey ist er dicker und gröſſer, als die meisten andern Guenons: er ist auch so häßlich gebildet, daß man ihn als eine Gattung kleiner Baviane ansehen könnte, wenn nicht sein Schwanz, den er zwar auch gekrümmt träget, lang und mit dichten Haaren bewachsen wäre. Er stammt aus Congo und andern mittägigen Ländern in Afrika her: seine Gattung ist überaus zahlreich, und hat mancherley Verschiedenheiten in Ansehung der Grösse, der Farben und der Stellung der Haare. Hasselquist hat einen unter dem Namen Simia ægyptiaca cauda elongata, clunibus tuberosis nudis beschrieben; welcher am Leibe zwey Fuß lang war. Aber er hat übel gethan, daß er ihn ægyptiacam nennet, da keine einzige Gattung von Affen in Egypten einheimisch ist. Bey dem Margrav heißt er Cercopithecus Angolensis maior, und beym Linnäus Cynamolgos: Simia caudata, imberbis, naribus bifidis, elatis clunibus tuberosis.

Die Aigrette, welche vermuthlich des Linnäus Aigula ist, scheinet nichts anders als eine Abänderung von dem Makak zu seyn, und hat ihren Namen von einem Zopf oder gleichsam einer Borste auf dem Kopf empfangen, welches auſser einigen andern kleinen Verschiedenheiten in dem Haare den ganzen Unterschied ausmacht. Beyde sind von sanfter Art, und zimlich gelehrig. Sie geben einen Geruch von Ameisen oder unächtem Muskus um sich her, und sind so häßlich und machen so abscheuliche Gebärden, daß man sich vor ihnen entsetzet. Diese Thiere gehen oft schaarenweise, sonderlich wenn sie Obst und Hülsenfrüchte rauben wollen, aus. Nach Bosmanns Erzehlung nehmen diese Bartmännerchen, wie er sie nennet ihre Pfoten ganz voll Hirsenstängel (Milhio), und eben so auch das Maul: mit dieser Ladung laufen sie fort, und springen dabey auf den Hinterfüssen: wenn sie verfolget werden, so werfen sie die Hirsenstengel, die sie zwischen den Vorder- und Hinterbeinen hatten, weg, und behalten nur, was sie im Maule haben, damit sie auf allen Vieren geschwinder laufen können. Er sezt hinzu, daß sie einen jeden ausgerissenen Hirsenstängel genau besehen; und wenn er ihnen nicht gefällt, so werfen sie ihn weg und reissen andere aus.

Unter-

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Makak hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten; sein Schwanz ist beynahe so lang, als Kopf und Leib zusamen, ohngefehr achtzehn bis zwanzig Zoll. Er hat einen dicken Kopf, eine sehr dicke Schnautze, ein nackendes, bläuliches und runzlichtes Gesicht, rauche Ohren, einen kurzen untersezten Leib, kurze und dicke Beine: Das Haar an den obern Theilen ist aschenfarbig und fällt ins Grünliche, an der Brust und dem Bauche hingegen ist es gelblichgrau. Er hat auf dem Kopfe einen kleinen Kamm von Haaren; er geht meistens auf vier, bisweilen aber auf zweenen Füssen:

Die Aigrette ist nach allen Dimensionen ohngefehr um ein Drittel kleiner: anstatt des kleinen erwähnten Kammes hat sie eine Borste, welche gerade und spitzig in die Höhe steht. Das Haar an der Stirne, welches an dem Makak grünlich ist, ist bey der Aigrette schwarz, und sie hat nach Proportion des Körpers einen längeren Schwanz. Das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß. Die Aigrette war unter dem Namen eines gehörnten Makaks geliefert worden, die Büffon zu seinem Gegenstande hatte.

Der Patas.

Der Patas, den man gemeiniglich den rothen Affen aus Senegal nennet, ist ein Landsmann von dem Makak, und hat beynahe einerley Grösse mit ihm; aber sein Leib ist mehr länglicht, sein Gesicht nicht so häßlich und das Haar schöner. Die glänzende Farbe seines Pelzes ist so schön roth, daß man sie für gefärbt ansehen könnte. Die eine Abänderung in dieser Gattung hat einen Streif schwarzer Haare über den Augen, welcher von einem Ohre bis an das andere gehet; bey der zweyten ist dieser Streif weiß: beyde haben unter dem Kinne und rings um die Backen langes Haar, welches einen schönen Bart vorstellet; aber bey dem ersten ist es gelb, und bey dem andern weiß. Mamol redet von Affen mit wilder Katzen Farbe mit langem Schwanze und weisser oder auch schwarzer Schnautze, welche in Spanien gemeiniglich Galos-Paulés heissen und aus dem Lande der Negern kommen. Es ist nicht unmöglich, daß diese Affen nur Abänderungen in dieser Gattung der Patas sind. Diese Guenons sind nicht so listig als andere. Brüe sagt: sie steigen vom höchsten Gipfel der Bäume und kletterten bis ans Aeusserste der Aeste, aus Verwunderung über unsere vorbeygehende Kähne: sie betrachteten sie einige Zeit, und steckten die Köpfe zusamen, als ob sie sich darüber unterredeten; sie machten den hinter ihnen herkommenden platz: einige thaten mit unseren Franzosen so bekannt, daß sie Zweige nach ihnen herab warfen, welche zur Wiedervergeltung einige mit Flinten herab schossen, oder verwundeten: die übrigen zeigten darüber eine grosse Bestürzung, einige schrien schröcklich, andere hoben Steine auf und warfen nach ihren Feinden, noch andere liessen ihren Unflath auf die Hand, und bemüheten sich, sie damit zu werfen; endlich sprangen sie fort.

Vermuthlich ist es eben diese Gattung von welcher le Maire redet. Es ist kaum zu beschreiben, spricht er, was für Schaden sie auf den Feldern in Senegal thun, wann der Hirse und andere Kräuter, die ihnen zur Nahrung dienen, reif sind: sie kommen zu vierzig bis fünfzigen; einer von ihnen bleibt auf einem Baume zur Wache, indem die andern ihre Erndte halten: so bald er einen Menschen erblicket, schreyt er aus allen Kräften, und so bald die andern es hören, fliehen sie mit ihrem Raube und springen mit unglaublicher Behendigkeit von einem Baume zum andern: die Weibchen, welche ihre Jungen vor sich am Leibe tragen, entlaufen ebenfalls, und springen, als ob sie nichts trügen.

Bey aller Menge der Affen, Bavianen und Guenons die in allen afrikanischen Ländern so groß ist, haben dennoch die Reisenden angemerkt, daß sie sich niemals unter einander mengen, sondern daß immer eine jegliche Gattung ihre besondere Gegend bewohnet.

Der Patas hat Beutel in den Backen und Schwielen am Hintersten; sein Schwanz ist nicht so lang als Leib und Kopf zusamen: das Oberste des Kopfes

ist platt, die Schnautze lang, der Leib fällt länglich aus, die Beine sind lang: er hat über der Nase schwarzes Haar, und über den Augen einen schmalen Streif von gleicher Farbe, welcher von einem Ohr zum andern gehet: das Haar aller dieser Thiere ist fuchsroth, fast roth, und an den untern Theilen gelblich grau. In Ansehung des Streifs ist eine Abänderung. Sie beben nicht, wie andere langgeschwänzte Affen, wenn sie zornig sind, mit den Kinnbacken: sie gehen mehr auf vier, als auf zweyen Beinen; und die Länge ihres Leibs beträgt vom Aeussersten der Schnautze an, bis an den Ursprung des Schwanzes, anderthalb bis zwey Fuß. Es soll auch grössere geben. Die Weibchen haben ihren periodischen Abfluß. Die Augen liegen bey diesen Thieren tief im Kopfe. Die Augenränder und der obere Theil der Nase stehen weit hervor. Die Ohren sind klein, haben keinen übergeschlagenen Rand, und sind zum Theil mit zimlich langen Haaren besetzt. Das Gesicht an dem schwarzgestreiften Patas des Daubenton war fleischfärbig; das Fußbrett hatte eine braune Farbe, und die Nägel waren schwarz; die an den Daumen waren platt, die andern aber rinnenförmig.

Der Malbruk und die Chinesermütze.

Diese beyden Guenons oder langgeschwänzten Affen scheinen von einerley Gattung zu seyn; und sie sind selbst so nahe mit der Gattung des Makaks verwandt, daß sie vielleicht nur Abänderungen und beständige Rassen einer und ebenderselben Gattung sind. Inzwischen können sie auch wohl zweyerley Gattungen seyn, indem sich ein Unterscheid in der äusserlichen Gestalt; in den Farben und der Stellung des Haars; in den Proportionen der Knochen, und endlich in dem Vaterlande findet; da der Makak und die Aigrette in den mittägigen Gegenden von Afrika zu Hause sind, der Malbruk und die Chinesermütze aber aus Bengala abstammen, wo man nach dem Zeugnisse der Reisebeschreiber noch vier Rassen von Affen, nemlich weisse, schwarze, rothe und graue antrift.

Malbruk ist der Name des erstern Affen in seinem Vaterlande, den Namen der Chinesermütze aber hat der andere erhalten, weil ihm das Haar oben auf dem Kopfe in Gestalt einer Plattmütze, wie sie die Chineser tragen, gewachsen ist. Diese Thiere rauben die Früchte und sonderlich die Zuckerrorhstängel: einer von ihnen hält auf einem Baume Wache, da unterdessen die andern aufpacken: wenn er einen Menschen siehet, so schreyet er: Hup, hup, hup! den Augenblick werfen alle das Zuckerrohr, welches sie in der linken Hand hielten, weg, und entlaufen auf dreyen Füssen; wenn sie aber heftig verfolgt werden, so werfen sie das andere Rohr aus der rechten Hand auch weg, und retten sich auf die Bäume, wo sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben; sie springen von einem Baume zum andern; auch die Weibchen, welche ihre Junge bey sich tragen, indem sie sie fest umarmen, springen wie die anderen, fallen aber zuweilen. Diese Thiere werden nur halb zahm; man muß sie beständig an der Kette halten: wenn sie ihrer Freyheit beraubt sind, so zeugen sie nicht, auch sogar nicht in ihrem Lande, sondern erst, wann sie in den Wäldern frey sind. Wenn es ihnen an Früchten und saftigen Pflanzen mangelt, so essen sie Insekten, zuweilen gehen sie auch an die Ufer, um Fische und Krabben zu fangen: sie stecken ihren Schwanz zwischen die Scheeren der Krabbe, und so bald diese einkneipt, ziehen sie ihn schnell zurück, und verzehren sie. Sie reissen die Coccosnüsse ab, und wissen sowohl den Saft künstlich auszutrinken, als auch den Kern herauszuholen. Sie trinken auch das Zari, welches durch Bambusrohr tropfet, indem man diese mit Fleiß auf die Gipfel der Bäume legt, damit sich der Saft herabziehe. Man fängt sie mit Coccosnüssen, in welche man eine kleine Oefnung macht: sie stecken die Pfote mit Mühe hinein; dann kommen die Leute, welche auf sie lauren, und fangen sie. In den Landschaften von Indien, wo Bramanen wohnen, welche kein Thier tödten, kommen sie hauffenweise in die Städte, gehen bey Tage und Nacht frey in die Häuser, und die Feldfrüchte ꝛc. sind schwehr vor ihnen darinnen zu erhalten. Zu Amadabad der Hauptstadt von Guzurate, gibt es zwey oder drey Thierhospitäler, wo man lahme und schwächliche Affen, auch sogar gesunde, wenn

Der Mangabey mit der weissen Halsbinde.

Der Affe mit der Chineser Mütze.

Der Malbruck.

Der Kallitrix, oder der grüne schoen gezeichnete Affe.

Der Mone, oder der bærtige lang-geschwænzte Affe.

Der Mangabey.

Der Affe Duk.

Der Mustak oder der schöne Affe mit der weissen Oberlefze.

Der Affe Talapoin.

sie bleiben wollen, ernähret. Alles was sie essen wollen, beriechen sie vorher genau, und wann sie satt sind so stopfen sie sich die Beutel in den Backen auf den folgenden Tag voll. Auf Bäumen, wo viele Affen herbergen, nisten selten Vögel, denn sie zerstöhren die Nester, und werfen die Eyer auf die Erde.

Ihre heftigste Feinde sind Schlangen, weil sie andern Thieren leicht durch ihre Flüchtigkeit entgehen. Diese Schlangen, welche von einer erstaunlichen Grösse sind, stellen ihnen Nacht und Tag nach und verschlingen einen Affen auf einmal; andere die zwar nicht so groß, aber behender sind, gehen ihnen sogar auf die Bäume nach; und passen die Zeit ab, wenn sie schlafen.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Malbruk hat Beutel in den Backen und Schwielen am Hintersten, einen Schwanz, der ohngefehr so lang als Kopf und Schwanz zusamen ist; fleischfarbige Augenwimmern, ein aschenfarbiggraues Gesicht, grosse Augen, eine breite und erhabene Schnautze; grosse, dünne, fleischfarbige Ohren: er hat einen Streif von grauen Haaren, wie die Mone; übrigens ist sein Haar von gleicher Farbe, nemlich an den obern Theilen des Leibes bräunlichgelb und an den untern Theilen gelblichgrau: er geht auf allen vieren, und seine Länge, von dem Aeussersten der Schnautze an, bis wo der Schwanz angeht, beträgt ohngefehr anderthalb Fuß. Er ist der Cercopithecus primus Clusii.

Die Chinesermütze unterscheidet sich nur durch das Haar auf dem Kopfe, welches ihr den Namen gegeben hat, und daß ihr Leib nach Proportion länger ist, von dem Malbruk. Der periodische Abfluß ist bey beyden.

Der Mangabey.

Büffon hat einer Gattung langgeschwänzter Affen, die Linnäus folgender Massen anzeiget: Aethiops, simia caudata imberbis, vertice pilis arrectis lunulaque frontis albis, — corpus fuscum, subtus album, cauda recta subtus alba, supercilia seu lunula alba transversa, palpebra superior nuda, alba, aures acutiusculæ, den Namen Mangabey gegeben, weil er sich in Madagaskar, in den mit Mangabey benachbarten Ländern findet.

Die unterscheidende Kennzeichen desselben sind folgende.

Der Mangabey hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten; sein Schwanz ist so lang als Kopf und Leib zusamen. Er hat um die Augen eine hervorstehende Wulst, und die obern Augenwimmern sind hochweiß. Seine Schnautze ist dick und lang; seine Augbramen haben ein steifes und borstendes Haar; seine Ohren sind schwarz und fast ganz kahl. Die Haare auf den obern Theilen des Leibes sind braun, und an den untern Theilen grau. Es gibt Verschiedenheiten in dieser Gattung: denn einige haben einen Streif von weissen Haaren in Gestalt eines Halsbandes, und um die Backen nach Art eines Barts; andere haben auf dem Kopfe schwarzes Haar, am Halse und Leibe fahlbraunes und am Bauche weisses. Sie gehen auf allen vieren: ihre Länge, von dem äussersten der Schnautze an, bis an den Ursprung des Schwanzes, beträgt ungefehr anderthalb Fuß. Sie tragen den Schwanz hoch, und ihr Haar ist lang und dichte, und da sie aus eben dem Lande wie der Vari herstammen und ihnen in vielerley Betrachtung ähnlich sind, so scheinen sie die Schattirung zwischen den Makis und den Guenons zu machen. Der periodische Abfluß gehört auch zu ihrer Natur.

Der Mone.

Der Mone, der auch Monina heißt ist die gemeinste Gattung unter den langgeschwänzten Affen, und verträgt unser Klima am besten. Er findet sich in der Barbarey, in Arabien, in Persien, und in andern Ländern von Asien, wel-

welche schon den Alten bekannt waren, die dieses Thier Kebos, Cebus, Cœphus, wegen der Abwechselung seiner Farben nennten, so wie es beym Avicenna Kypor heißt. Es hat ein braunes Gesicht, mit einem Barte, welcher aus einer Mischung gelber und einiger wenigen schwarzen Haaren bestehet; das Haar oben auf dem Kopfe ist gelb und schwarz gemischt; das am Rücken fuchsroth und schwarz gemischt; der Bauch ist weißlicht, gleichwie auch das Innere der Schenkel und der Beine; das Aeussere der Beine und die Füsse sind schwarz; der Schwanz ist dunkelgrau, und hat, wo er am Leibe sitzt, an jeder Seite einen kleinen weissen Fleck; auf der Stirne steht die Figur eines halben Monden von grauen Haaren; von den Augen bis an die Ohren, und von den Ohren bis an die Schulter und den Arm, geht ein schwarzer Streif. Einige haben dieses Thier durch Verderbung des Worts Mone, die Nonne; andere wegen des grauen Bartes den Greis genennet; aber die gemeine Benennung ist der buntscheckigte Affe.

Die Guenons sind überhaupt viel sanftmüthiger als die Bavians, und von nicht so trauriger Art, als die Affen; der Mone aber insonderheit läßt sich gut ziehen, und ist sogar denen, die ihn warten und pflegen, wohl zugethan, ob er gleich sich denen, die er nicht kennt, widersetzet, und sie sogar beißt. Herr von Büffon hatte einen etliche Jahre lang. Er aß allerley, gekochtes Fleisch, Brod, aber am liebsten Früchte: er suchte auch Spinnen, Ameisen, Insekten, und dieses bringt ihn auf die Vermuthung, daß Ludolfs Abyßinische Affen, die in grossen Haufen gehen, und unter allen Steinen wühlen um Ameisen oder Würmer zu finden, von dieser Gattung seyen. Wenn man ihm einige Bissen nacheinander gab, so steckte er sie in die Beutel der Backen, welchen Gebrauch alle Bavianen und Guenons haben.

Der Mone hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten: sein Schwanz ist ungefehr zwey Fuß lang, und einen halben Fuß länger als Kopf und Leib zusamen: der Kopf ist klein und rund; die Schnautze dick und kurz; die Haare des Bartes sind länger als die anderen und stehen an der Kehle und dem Untertheil des Halses. Er geht auf allen Vieren. Das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß. Die Nägel sind kurz, platt und schwärzlich.

Der Callitrix.

Dieser Guenon, der nicht selten der grüne Affe und von den Seefahrenden überhaupt der St. Jacobs-Affe genennet wird, weil man ihn auf dieser Insel am grünen Vorgebürge antrift, hat am Leibe schöne grüne, an der Kehle und dem Bauche, schöne weisse Haare, und sein Angesicht ist schön schwarz. Da man ihn in Mauritanien und in den Ländern des alten Carthago antrift, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er den Griechen und Römern bekannt war, und daß er einer von den langgeschwänzten Affen war, welchen sie, wegen der schönen Farbe der Haare, den Namen Callitrix beylegten. Es gibt noch andere langgeschwänzte Affen, von weisser Farbe, in der Nachbarschaft Egyptens, sowohl gegen Aethiopien als gegen Arabien, welche die Alten ebenfalls mit diesem Namen bezeichneten. Prosper Alpin und Pietro della Valle reden von den weißhärigen Callitrixen, vielleicht ist es aber nur eine Abänderung von dieser, oder auch von der Gattung der Mone, welche dort sehr gemein ist.

Uebrigens scheint es als fände sich der grüne Affe auch in Senegal. Adanson sagt: Ich bemerkte diese Affen nur dadurch, daß sie auf den Bäumen Zweige abbrachen, welche auf mich herabfielen; denn sonst hielten sie sich sehr still auch im Springen. Ich schoß einen, zween, drey, ohne daß die andern schüchtern darüber zu werden schienen; als aber die meisten verwundet worden, so fiengen sie an auf ihre Sicherheit zu dencken: einige versteckten sich hinter dicke Aeste, andere stiegen von den Bäumen herab; aber die meisten sprangen von dem Gipfel eines Baumes zu dem andern — so viel ich auch erlegte, so schrie keiner nur ein einziges mal, ob sie gleich etliche mal haufenweise zusamen liefen, die Augenbramen hin und her bewegten, mit den Zähnen knirscheten, und sich anstellten, als ob sie mir zu Leibe gehen wollten. Dieser Verfasser versichert, daß in den Gegenden der Wälder von Podor längst am Strome Niger alles voller grünen Affen ist.

Un-

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Callitrix hat Beutel in den Backen und Schwielen am Hintersten: sein Schwanz ist länger als Kopf und Leib zusamen; der Kopf ist klein, die Schnautze länglicht, das Gesicht und die Ohren, die sehr groß und ohne Ränder sind, und sich am obern Theil falten, sind schwarz; er hat anstatt der Augenbramen, am Untertheile der Stirne, die weit hervorsteht, einen schmalen Streif von langen schwarzen Haaren. Seine Farbe ist hochgrün, welche am Leib mit ein wenig Gelb untermischt ist; an der Brust und am Bauche sieht er gelblich aus. Er geht auf allen Vieren, und die Länge seines Leibes, nebst dem Kopfe, beträgt ungefehr fünfzehn Zoll. Das Weibchen ist in dem Fall der vorerwähnten.

Die Nägel sind schwarz und rinnenmig, ausgenommen an den Daumen, welche platt und an den Hinterfüssen viel grösser als an den Vorderfüssen sind, die Höhe der Nase stehet weit hervor.

Der Mustak.

Mustak ist wieder ein Name, welchen Büffon einem langgeschwänzten Affen gegeben hat, zu dem er keine Benennung hatte. Er vermuthet, daß er aus eben dem Lande seye, aus welchem der Makak ist, weil er einen kürzern und mehr untersezten Leib als die andern langgeschwänzten Affen hat, und hält ihn für eben dasselbe Thier, welches die Reisebeschreiber von Guinea die **Weißnase** genennet haben, weil seine Oberlefze unter der Nase glänzend weiß ist, da er übrigens ein schwärzlichblaues Gesicht hat.

Dieser Affe hat Beutel in den Backen und Schwielen am Hintersten: der Schwanz ist neunzehn Zoll lang, da die Länge des Thieres von dem Aeussersten der Schnautze an nur einen Fuß beträgt. An der Haut der Oberlefze hat es eine weisse Farbe, welche einen gebrochenen Sparren vorstellt, dessen Spitze unter der Nase ist; die Lippe ist, wo sie weiß ist, unbehaart: die Nase, das Unterste der Stirne und die Backen sind ebenfalls ohne Haare, aber die Farbe dieser Theile ist schwarz und bläulich gemischt. Die Schnautze ist wenig länglicht; die Nase steht an ihrem Ursprung zwischen den Augen hervor: die Oefnungen der Nasenlöcher stehen unter der Nase, und haben eine schmale Scheidewand. Rings um das Maul stehen schwarze Haare, gleich wie auch an der Unterlefze, rings um das Maul. Der Leib dieses Thiers ist kurz und unterseżt: unter den Ohren die dünne und ein wenig rauch sind, hat es zween grosse Büsche hochgelber Haare, auch auf dem Kopf einen borstenden Busch Haare: das Haar am Leibe ist grünlich aschenfarbig; auf der Brust und am Bauch lichtaschenfarbig: das oberste des Schwanzes ist von seinem Ursprung an, bis ohngefehr zur Hälfte, aschenfarbig, und das übrige gelblich: es gehet auf allen Vieren, und das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß. Dieses Thier ist wohl der artigste unter allen langgeschwänzten Affen.

Der Talapoin.

Unter diesem Namen kam dem Herrn von Büffon ein kleiner und sehr artig gestalteter langgeschwänzter Affe vor, dessen Vaterland er nicht gewiß anzugeben weiß, ob ihn gleich der Name auf die Vermuthung gebracht hat, er müsse sich in Siam und den übrigen Ländern des östlichen Asiens befinden. Wenigstens ist es ein Thier von der alten Erdhälfte, weil es Beutel in den Backen und Schwielen am Hintersten hat, welche zwey Kennzeichen den Thieren der neuen Welt, die man mit langgeschwänzten Affen vergleichen könnte, nicht zukommen.

Dieses Thier hat einen runden Kopf, und eine nicht sehr längliche Schnautze; grosse, fast runde und kahle Ohren, einen schlanken Schwanz, eine schwarze Nase, und dergleichen Fußbreter. Seine Augen und das Aeusserste der Lefzen sind fleischfarbig. Die Haare an den Backen, den Schläfen, der Stirne, oben

auf dem Kopfe, am Hinterhaupte, oben und an den Seiten des Halses, an den Rücken, den Lenden, dem Kreutze, den Seiten der Brust und des Bauches, an den äussern Seiten der Beine, und oben auf den Füssen, sind gelb, grün und und schwarz, oder schwärzlich, gemischt: ein jegliches Haar ist, von der Wurzel an, in dem gröstен Theil seiner Länge, schwärzlichaschenfarbig; unterhalb dem Schwärzlichen sieht es grünlichgelb, und an der Spitze schwarz aus. Der untere Kinnbacken, das Unterste des Halses, die Kehle, die Brust, der Bauch, die Achseln, die Schösse, und die innere Seite der Beine sind weißlich, mit einem schwachen Anstriche von Gelblichem. Der Schwanz ist oben grauaschenfarbig: überhaupt ist das Oberste des Leibes und des Schwanzes schwärzlich und olivenfarbig gemischt, das Unterste hingegen hellaschenfarbig. Die Nägel an den Daumen sind rund und platt, und an den andern Fingern und Zähen ein wenig rinnenförmig.

Edwards beschreibet einen Guenon, unter dem Namen des langgeschwänzten Affen mittler Grösse, welcher der Gattung des Talapoins mehr als irgend einer andern beyzukommen scheint. Dieser Affe, sagt er, war beynahe von der Grösse einer starken Katze: er war von sanfter Art, und that niemand Leides; sein Kopf war zimlich rund; die Haut seines Gesichtes war dunkelfleischfarbig, und mit dünnstehenden schwarzen Haaren bewachsen; seine Ohren waren wie bey dem Menschen; seine Augen hatten eine Farbe wie röthliche Nüsse, und die Augewimmern waren schwarz: das Haar über den Augen war lang, und die Augenbramen stiessen an einander; auch an den Schläfen war es lang, und bedekte zum Theil die Ohren: der Kopf, der Rücken, die Vorder- und Hinterbeine und der Schwanz hatten zimlich lange schwärzlichbraune Haare, die nicht sehr weich, auch nicht sehr hart waren: die Brust, der Bauch ꝛc. waren fast ohne Haare, und dunkelfleischfarbig; und an der Brust befanden sich Saugwarzen. Die vier Pfoten waren beynahe wie Menschen-Hände gestaltet, indem sie mit einer weichen, schwarzen, fast unbehaarten Haut bedecket waren; die Nägel waren platt. Dieses Thier war ein Männchen, es war etwas alt und kam aus Guinea. Es ist vermuthlich die Gattung schwarzer Affen, von denen Bosmann sagt: man findet in Guinea eine Art überaus artiger Affen, die gemeiniglich zwey Fuß hoch sind: ihr Haar ist sehr schwarz, eines Fingers lang, und noch länger; sie haben einen langen Bart, daher die Holländer dieselben Baardmannetjes nennen. Man macht aus ihrem Pelze Mützen, und das Futter wird theuer bezahlt. Es wäre also möglich daß der Talapoin nach Afrika gehörte. Vielleicht aber wird auch diese Gattung sowohl in den südlichen Ländern von Afrika, als Asien, gefunden.

Der Duk.

Der Duk, wie dieses Thier in Cochinchina heißt, gehöret zwar, genau zu reden, zu keiner von den drey Arten von Thieren, von denen wir bisher gehandelt haben: inzwischen gleichet er doch den Guenons mit seinem langen Schwanze; den Bavianen mit seiner Leibesgrösse und den Affen mit seinem platten Gesichte. Er hat über dieses ein besonderes Kennzeichen, um dessen willen er das Mittel zwischen den Guenons und Sapajous zu halten scheint, da er der einzige unter den Guenons ist, der am Hintersten Haar hat, wie die Sapajous: auch gleicht er ihnen in Absicht auf die platte Schnautze; im Ganzen betrachtet aber hat er mehr Aehnliches mit den Guenons, als mit den Sapajous. Denn ausserdem, daß er einen andern Schwanz, und noch mehr wesentliche Kennzeichen hat, die ihn unterscheiden, so sind die Düks und alle Guenons aus dem alten Welttheile, anstatt daß die Sapajous sich nirgends als in der neuen Welt finden.

Seine unterscheidende Kennzeichen sind folgende.

Er hat am Hintersten keine Schwielen, und ist allda überall behaart: sein Schwanz, ob er gleich lang ist, kommt doch nicht der Länge des Kopfes und des Leibes zusamen genommen bey: er hat ein rothes Gesicht, welches mit Flachs- oder Milchhärchen bedekt ist, die Ohren, welche klein sind, sind unbehaart, und röthlich, wie das Gesicht; die

die Lefzen sind braun, gleichwie die Augenränder; die Farben des Haars sind lebhaft und scheckigt: er trägt einen Streifen und Kragen um den Hals, welcher dunkelpurpurfarbig ist; an der Stirne, auf dem Kopfe, am Leibe, an den Armen, den Vorder- und Hinterbeinen ꝛc. hat er weisses Haar; einen gelblichweissen Bart; oben an der Stirne und am Obertheile des Armes schwarzes Haar; die untern Theile seines Leibes sind dunkelaschenfarbig und weißlichgelb: der Schwanz ist weiß, gleich wie das Unterste der Lenden. Er geht eben so oft auf den Hinterfüssen, als auf allen Vieren; und seine Länge, wann er aufrecht steht, beträgt vierthalb bis vier Fuß.

Dieses Thier findet sich vermuthlich auch in Madagaskar, und ist mit dem einerley, welches Flaccourt Sifac nennet, und von ihm folgendermassen redet: In Madagaskar ist eine Gattung weisser Genüschen mit einem falben Kragen, welche gemeiniglich auf den Hinterfüssen gehet: sie hat einen weissen Schwanz, und an den Dünnungen zween falbe Flecken: sie ist grösser als der Mokoko, aber kleiner als der Vari; sie lebet von Bohnen; und es gibt ihrer sehr viele um Andrirure, Damburlomb und Ranafulchy.

Man findet nach der Versicherung der Reisebeschreiber, im Magen der grossen Affen in den mittäglichen Ländern von Asien Bezoarsteine, welche von noch viel besserer Beschaffenheit als die von den Ziegen und Gazellen sind. Diese grossen Affen sind der Wanderu und der Duk. Die Affenbezoare sollen allemal rund seyn, da die von andern Thieren mancherley Gestalt haben.

Die Sapajous und Sagoins.

Die Thiere mit vier Händen die wir unter dem Namen Affen, Babianen und Guenons beschrieben haben sind Thiere die nur auf der alten Erdhälfte anzutreffen sind, und alle die, welche nun folgen gehören der neuen Welt zu. Sie machen zwo Classen, davon die eine aus Sapajous (ein Wort welches von Cayonassou, wie diese Thiere in Brasilien heissen, und Sajouassou ausgesprochen wird), und die andere aus Sagoins (Cagui), bestehet; beyde haben Füsse die ungefehr mit der Affen, Babianen und Guenons ihren gleichförmig sind; aber sie gehen darinn von den Affen ab, daß sie Schwänze haben; von den Guenons und Babianen, daß sie weder Beutel in den Backen noch Schwielen am Hintersten haben; und von allen dreyen, daß sie, anstatt daß dieser eine dünne Scheidewand in der Nase, und die Nasenlöcher offen und unter der Nase, beynahe wie der Mensch, haben, mit einer sehr breiten und sehr dicken Scheidewand der Nase versehen sind, an welcher die Oefnungen der Nasenlöcher an der Seite und nicht unter der Nase sitzen.

Die Sagoins und Sapajous aber sind nicht nur von den Affen der alten Welt, sondern auch unter sich wieder unterschieden. Alle Sapajous haben einen Schwanz mit Muskeln, dessen sie sich wie eines Fingers bedienen können, um etwas damit anzupacken und zu nehmen. Dieser Schwanz, dessen Spitze sie biegen, ausstrecken, zusamen- und wieder aufrollen, wie es ihnen beliebt, und der ihnen hauptsächlich dient, sich mit seinem Ende an die Zweige anzuknei-pen; ist unten gemeiniglich kahl und mit einer glatten Haut bedeckt. Die Sagoins hingegen haben alle einen verhältnißmäßig längern Schwanz, der zugleich überall dick behaart, hängend und gerade ist; so daß sie nichts damit ergreifen noch sich anhängen können.

Man kennet acht Sapajous, die man unter fünf Gattungen bringen kan. Die erste ist der **Ouarine** oder **Gouariba** von Brasilien: dieser Sapajou ist so groß als ein Fuchs, und unterscheidet sich von dem, welchen man in Cayenne **Alouate** nennet nur durch die Farbe: der Warine hat schwarzes und der Aluate rothes

Haar; die zweyte Gattung ist der Coaita, welcher ebenfalls schwarz ist wie der Warine, aber nicht so groß, und von dem der Exquima eine Abänderung zu seyn scheinet; die dritte ist der Sajou oder eigentlich sogenannte Sapaju, der nicht groß ist, braunes Haar hat, und den man gemeiniglich unter dem Namen Capucineraffe kennet; es gibt Abänderungen in dieser Gattung, davon der eine der graue, der andere der braune Sajou heissen soll, weil die Farbe den einzigen Unterscheid macht: die vierte Gattung ist der Sai, den die Reisebeschreiber den Greiner genannt haben, er ist ein wenig grösser als der Saju, und hat eine breitere Schnautze; es gibt deren von einem schwärzlichbraunen, und andere von einem weißlichrothen Haare; die fünfte Gattung ist der Saimiri, den man gemeiniglich den Auror-Affen oder den orangenfärbigen Sapajou nennet; er ist der kleinste und schönste unter allen.

Von den Sagoins sind sechs Gattungen bekannt; der erste und der gröste unter allen ist der Saki, sein Schwanz ist mit so langen und dichten Haaren besext, daß man ihn den Affen mit dem Fuchsschwanze genennet hat; es scheinet in Absicht auf die Grösse, Abänderungen in dieser Gattung zu geben. Der zweyte ist der Tamarin, er ist gemeiniglich schwarz, und hat vier gelbe Füsse, aber es ist eine Verschiedenheit in dieser Gattung in Absicht auf die Farbe, dann man findet braune die gelb geflecket sind. Der dritte ist der Ouistiti, welcher breite Büsche von Haaren um das Gesicht, und einen beringten Schwanz hat. Der vierte ist der Marikina, der eine Mähne um den Hals und ein Büschchen Haar, wie der Löwe, am Schwanz hat, welches ihm den Namen des kleinen Löwen zuwege bracht. Der fünfte ist der Pinche, welcher ein schön schwarzes Gesicht, und weisse Haare hat, welche unter dem Kopfe und den Seiten desselben wie lange und glatte Haupthaare herabhängen. Der sechste ist der Miko, welcher der schönste unter allen ist. Sein Haar ist silberfärbigblond; und seine Gesichtsfarbe ist so lebhaftroth als Zinnober.

Der Warine und Aluate.

Der Warine und Aluate sind die grösten vierhändigen Thiere der neuen Welt; sie übertreffen die gröstten Guenons um vieles und nähern sich der Grösse der Bavianen; sie haben einen Schwanz zum anpacken; ihre Stimme gleicht dem Schall einer Trommel und man höret sie sehr weit. Marggraf, der dieses Thier Guariba nennet, sagt, sie versammlen sich täglich Morgens und Abends in den Wäldern; eines unter ihnen nehme einen erhabenen Platz ein, und gebe den andern mit der Hand ein Zeichen daß sie sich um dasselbe herum setzen und ihm aufhorchen sollen; so bald dieser Warine sieht, daß sie sich gesezt haben, so fange er ein so lautes und hurtig aufeinander folgendes Geschrey an, daß man von weitem glauben sollte, es schrien alle zusamen; so lange dieser, (wie sich Marggraf ausdrückt) rede, unterhielten die andern die gröste Stille; wenn er aber aufhöre, gebe er ein Zeichen mit der Hand, daß die übrigen antworten sollten, worauf alle im Augenblick mit einander zu schreyen anfiengen, bis er ihnen wieder durch ein anderes Zeichen zu schweigen geböte; welchem sie auch eben so geschwinde gehorchten und schwiegen; alsdann fange der erstere seinen Vortrag, oder Gesang wieder an, und nachdem die übrigen ihm noch einmal aufmerksam zugehört hätten, trenne sich die Versammlung.

Wenn auch gleich nicht alles so wörtlich richtig ist, was Marggraf von diesem Affen Orchester, bey dem er öfters als Zuhörer gegenwärtig gewesen zu seyn versichert erzählet, so machen eben doch diese Thiere ein fürchterliches Geschrey. Sie haben in der Kehle eine Art von beinigter Trommel, in deren Höhlung sich der Ton ihrer Stimme verstärkt, vervielfältigt und durch einen Wiederhall ein Geheule macht; man hat auch diese Sapajous von allen andern durch den Namen der Heuler (Hurleurs) ausgezeichnet. Nach Marggrafens Bericht hat der Warine ein breites und viereckigtes Gesicht, schwarze und glänzende Augen, kurze und gerundete Ohren, einen Schwanz, der am Ende nackend ist, und mit welchem er sich an alles ankneipt und feste anhält, was er umfassen kan: die Haare am ganzen Leib sind schwarz, lang glänzend und glatt; unter dem Kinn und der Kehle bilden ihm längere Haare

eine

Der Gibbon oder der aufrecht gehende Affe mit langen Hænden.

Der Kleine Gibbon.

Der Ioko oder der kleine Waldmenſch.

Der weibliche Mandrill.

Der mænnliche Mandrill.

Der Makak mit dem Zopfe auf dem Haupte.

Der Makak.

Der Maimon oder der Affe mit dem Schweins Schwanze.

Der braune Sajou.

Der Coaita.

Der grüne Sajou.

Der Saï.

Der Saïmiri.

Der Saï mit der weißen Kehle.

eine Art von rundem Bart; das Haar der Hände, der Füsse und eines Theils des Schwanzes ist braun. Das Männchen hat eben die Farbe wie das Weibchen, nur ist es ein wenig grösser. Die Weichen tragen ihre Jungen auf dem Rücken und hupfen mit dieser Bürde von Ast zu Ast und von Baum zu Baume; die Jungen umfassen mit ihren Armen und Händen den Leib ihrer Mutter, wo er am dünnesten ist, und halten sich fest an ihr, so lang sie in Bewegung ist. Uebrigens sind diese Thiere wild und boshaft und lassen sich nicht zahm machen; ja nicht einmal bändigen; sie beissen grausam und ob sie schon keine reissende und fleischfressende Thiere sind, so setzen sie doch, sowohl durch ihre schröckliche Stimme, als durch ihr unverschämtes Ansehen in Furcht. Da sie nur von Obst, Hülsenfrüchten, Körnichtem und einigen Insekten leben, so ist ihr Fleisch keine üble Speise.

Oexmelin sagt: die Jäger brachten uns Affen, die sie in den Ländern des Vorgebürges Gracias-a-Dio getödet hatten; man aß einige gesotten, andere gebraten — Ihr Fleisch ist wie das Haasenfleisch nur hat es einen anderen Geschmack und ist etwas süßlicht; das Feiste ist gelb wie bey einem Kapaun, und noch mehr, und schmäckt sehr gut — Ich war begierig auf ihre Jagd zu gehen, und wunderte mich über den Instinkt, welchen diese Thiere haben ihre Feinde die sie bekriegen, viel näher, als andere Thiere, kennen zu lernen, und die Mittel zu suchen, wenn sie angegriffen werden, einander zu helfen und sich zu vertheidigen. Wenn wir uns ihnen näherten, so vereinigten sie sich alle, fiengen an zu schreyen und ein erschröckliches Geräusch zu machen, und uns mit dürren Zweigen, die sie von den Bäumen brachen zu werfen; es gab ihrer gar einige, die ihren Unflath mit den Händen auffiengen und uns an die Köpfe warfen: ich bemerkte auch, daß sie einander nie verliessen, und mit einer Geschwindigkeit, die die Augen verblendete, von Baum zu Baum sprangen; ich sahe auch, daß sie sich von Ast zu Ast stürzten ohne jemals auf die Erde zu fallen; denn ehe sie unten seyn könnten, hängen sie sich entweder mit ihren Pfoten oder mit ihrem Schwanze an; deswegen kan man sie auch nicht bekommen, wenn man sie mit der Flinte schiesset, ausser wenn sie der Schuß völlig tödtet; dann, wann sie auch sogar tödtlich verwundet sind, bleiben sie doch an den Bäumen hangen, wo sie oft sterben und verfaulen. Ich habe oft an den Bäumen hangen sehen, die schon mehr als vier Tage todt waren —. So bald als einer von ihnen verwundet ist, versammeln sie sich alle um ihn her, stecken ihre Finger in die Wunde, und thun als ob sie sie untersuchen wollten; wenn sie nun viel Blut herausfliessen sehen, so halten sie sie zu, bis andere einige Blätter bringen, die sie kauen und in die offene Wunde stopfen. Ich habe dieses mehr als einmal mit Verwunderung gesehen. Die Weibchen haben allezeit nur ein Junges, welches sie eben so wie die Negerinnen ihre Kinder tragen; das Junge sitzt auf dem Rücken der Mutter und umfaßt ihren Hals über den Schultern mit den Vorderpfoten; mit den Hinterpfoten hält es sie mitten um den Leib: wann sie es säugen will, nimmt sie es in die Pfoten, und reicht ihm die Brust wie die Weiber — Man kan das Junge nicht anders bekommen, als wenn man die Mutter tödtet, dann es verläßt sie niemals; und wenn sie todt ist, fällt es mit ihr, da man es alsdenn fangen kan. Wenn diese Thiere im Gedränge sind, so helfen sie einander, um von einem Baum zum andern zu kommen ꝛc. Man höret sie wohl eine Stunde weit.

In der Freebooters Voyage into the South-Sea sagt Raveneau de Lussan er habe eines von diesen Thieren mit verschiedenen Flintenschüssen so übel zugerichtet, daß ihm die Gedärme aus dem Bauche gehangen, das Thier habe sich hierauf an einem Aste mit der einen Pfote feste gehalten und mit der andern die Därme in den Theil des Bauchs der noch ganz war gestopfet. Ein anderes aber, das das Blut, welches ihm aus einer Nasenwunde geflossen die Augen geblendet, seye klug genug gewesen, dasselbe mit den Blättern des Baumes, auf dem es gestanden abzuwischen.

Dampiere stimmet meistens mit diesen Nachrichten überein, nur versichert er, daß sie gemeiniglich zwey Junge haben, wovon die Mutter das eine auf dem Rücken und das andere unter dem Arme trage; und setzet hinzu, daß diese Thiere selten auf den Boden kommen, und daß einige sagen, sie gehen gar niemals darauf; daß sie wenn sie angegriffen werden mit dem Maule und den Augen allerley drohende und wunderliche Gebärden machen, und mit den Zähnen knirschen,

und daß sie ihn, da er allein gewesen seye, bis an seine Hütten mit diesen drohenden Minen verfolgt haben.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Warine hat offene Nasenlöcher an der Seite und nicht unten an der Nase, die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern ist sehr dicke; er hat keine Backenbeutel, und keine Schwielen an dem Hintersten; diese Theile sind wie der übrige Leib mit Haar bedeckt. Er hat einen sehr langen Schwanz zum Anpacken, sein Haar ist schwarz und lang, und in der Kehle ist ein grosses concaves Bein; er ist von der Grösse eines Windspiels (Levrier). Das lange Haar, welches er unter dem Hals hat, macht ihm eine Art von Bart; er gehet gemeiniglich auf vier Füssen.

Der Aluate hat eben diese Kennzeichen, nur daß sein Bart nicht so sichtbar ist, und sein Haar rothbraun aussiehet, da des Warine seines schwarz ist. Büffon glaubt nicht daß die Weibchen dieser Gattung dem periodischen Abflusse unterworfen seyen, und daß er sich nur bey den Affen, Bavianen und Guenons, die einen nackenden Hintersten haben, finde.

Der Coaita und Exquima.

Der zweyte an Grösse unter den Sapajous ist der Coaita. Er läßt sich so zahm machen, daß er wirklich die Neigung deren, die ihn ernähren, verdienet, und unterscheidet sich also durch sein sanftes und gelehriges Naturell sehr von dem unbändigen und wilden Warine und Aluate, er hat auch keinen beinartigen Sack in der Kehle wie jene; sein Haar ist schwarz und struppicht; von allen übrigen Sapajous unterscheidet er sich dadurch, daß er nur vier Finger an den Händen hat, und daß ihm der Daume gänzlich fehlet, aber mit seinem Schwanz kan er anpacken.

Das Thier, welches Marggraf Exquima nennet, ist von einer Gattung, die des Coaita seiner sehr nahe kommt, und vielleicht ist es eine blosse Abänderung, nur scheinet sein Exquima kein Guenon aus Guinea, wofür er ihn angibt, sondern ein Sapajus mit einem Schwanz zum Anpacken zu seyn, der ohne Zweifel aus Brasilien dahin gebracht worden ist. Der einige Unterscheid, der sich zwischen diesen beyden Thieren merklich macht, bestehet darinn, daß der Exquima weißlichtes Haar unter dem Bauch und unter dem Kinn einen weissen, zween Queerfinger langen Bart hat. Die Coaitas die Büffon sahe, hatten keines von beyden. Inzwischen sagen auch die Reisebeschreiber daß es schwarze und weisse, härtigte und unbärtigte gebe. Es gibt, sagt Dampiere, in den Ländern der Erdenge von Amerika, grosse Heerden von Affen, deren einige weiß, und die meisten schwarz sind; einige haben einen Bart, andere haben keinen: ihre Leibesgrösse ist mittelmäßig. Diese Thiere haben eine Menge Würmer in den Eingeweiden. Sie sind poßierliche Thiere, sie machten tausend lächerliche Posituren, da wir durch das Gehölze giengen, sie sprangen von einem Zweig zum andern mit ihren Jungen auf dem Rücken; sie schnitten Gesichter auf uns, klapperten mit den Zähnen, und suchten Gelegenheit uns zu beharnen. Wann sie von dem Gipfel eines Baumes zu einem andern kommen wollen, dessen Aeste zu sehr entfernet sind, als daß sie sie durch einen Sprung erreichen könnten, so hängen sie sich einer dem andern an den Schwanz und schaukeln sich bis der lezte einen Ast des benachbarten Baums erreicht, und dieser ziehet hernach alle übrige nach sich; Herr Daubenton, der einen Coaita zerschnitten hat, hat diese Würmer von welchen hier die Rede ist in grosser Menge gefunden, deren einige zwölf bis dreyzehn Zoll lang waren.

Ausser dieser Abänderung, deren Kennzeichen leicht auffallen, gibt es noch andere Verschiedenheiten in der Gattung des Coaita, die nicht so merklich sind. Der, den Brisson beschreibt, hatte weißliches Haar an allen untern Theilen des Leibes, anstatt, daß die welche Büffon gesehen hat, ganz schwarze Haare, und an den untern Theilen nur sehr wenige hatten, wo man die Haut sahe, welche schwarz war, wie das Haar. Von zweenen Coaitas, deren Edwards erwähnet, war der eine schwarz, der andere braun; man hatte sie Singe-araignée genannt, wegen ihres Schwanzes und ihrer Glieder, die sehr lange und sehr dünne waren:

ren: diese Thiere sind in der That von einem sehr langen Leib und Beinen, und nicht sehr verhältnißmäßig gebaut. Herr von Büffon hatte ein Thier bekommen, welches aus Peru seyn sollte, und das den Namen Chamek führte, welches ebenfalls, einige wenige Verschiedenheiten ausgenommen, einerley Thier mit dem Coaita von Guiane ist.

Diese Sapajous sind gescheide und sehr behende; sie gehen gesellig, geben einander Nachricht, helfen und springen einander bey; der Schwanz dient ihnen für eine fünfte Hand; es scheinet sogar, daß sie mehr Sachen mit dem Schwanze als mit den Händen und Füssen verrichten: die Natur hat sie, wie es scheint, durch diesen Schwanz, vor den Daum schadlos halten wollen, der ihnen fehlet. Man versichert, daß sie mit diesem langen Schwanze Fische fangen, und der den Büffon sahe, nahm in seiner Gegenwart ein Eichhörnchen mit seinem Schwanze und führte es zu sich hin. Sie haben die Geschicklichkeit Austerschalen zu zerbrechen um die Austern zu fressen: sie legen sie nemlich auf einen Stein, und schlagen so lange mit einem andern darauf, bis sie in Stücken gehen. Sie bringen gewöhnlich nur eines oder zwey Junge, die sie immer auf dem Rücken tragen; sie fressen Fische, Würmer und Insekten, aber das Obst ist ihre gewöhnlichste Nahrung, und zur Zeit wenn dieses im Ueberfluß und reif zu haben ist, werden sie sehr fett. Ihr Fleisch soll alsdenn sehr gut zu essen seyn.

Der Kopf des Coaita ist klein und lang; er hat eine dicke und längliche Schnautze, eine erhabene Stirne, grosse Augen, kurze Ohren und eine platte Nase, die Nasenlöcher sind offen und stehen an der Seite, die Scheidewand ist sehr dicke; Haare und Haut sind schwarz, das Gesicht falb; die Ohren nackend und wie des Menschen seine gestaltet: er ist ohngefehr anderthalb Fuß lang und der Schwanz ist länger als Kopf und Leib zusamen; er gehet auf vier Füssen.

Der Exquima ist ungefehr von eben der Grösse; aber er hat nicht an dem ganzen Leibe schwarzes Haar; es gibt Verschiedenheiten in der Farbe, es gibt einige die schwarz und falb auf dem Rücken und die weiß auf der Kehle und dem Bauche haben; ausserdem hat er einen besonderen Bart: inzwischen sind diese Kennzeichen doch nicht hinreichend, eine eigene Gattung aus ihm zu machen, da auch nicht alle Coaitas ganz schwarz sind, sondern zum Theil weißlichtes Haar auf der Kehle und dem Bauche haben.

Wenn des Linnäus Diana wirklich der Exquima des Marggrafs ist, wie er versichert, so ist in der Beschreibung ein wesentliches Kennzeichen, nemlich der kneipende Schwanz ausgelassen, aus welchem man allein entscheiden kan, ob das Thier zu den Sapajus oder Guenons gehöre, und aus der alten oder neuen Welt abstamme.

Der Saju.

Es gibt zwey Abänderungen in der Gattung des Saju, den Seba fälschlich den kleinen Ceylonischen Affen nennet; den braunen Sajou oder Kapuziner-Affen, und den grauen Saju; aber nur die Farbe macht den Unterscheid. Beyde sind sehr lebhaft, sehr behende und belustigen durch ihre Fertigkeit und Leichtigkeit. Diese scheinen unter allen Sapajus unsern Himmelsstrich am besten ertragen zu können, welches man schon daraus abnehmen kan, daß zwey bey der Marquise von Pompatour, einer bey dem Herrn Reaumur und noch ein anderer bey dem Herrn Pourfel Junge gebracht haben, doch mit dem Unterscheid, daß sie nur ein Junges brachten, da deren in ihrem Vaterlande gemeiniglich zwey auf einen Wurf fallen. Inzwischen sind diese Sajous in ihrem Geschmacke und in ihren Neigungen vielen Fantasien unterworfen; sie scheinen gegen gewisse Personen eine sehr starke Zuneigung und vor andern eine eben so starke Abneigung zu haben, welche sich auch nicht verändert. Die Klitoris ragt bey den Weibchen dieser Gattung so sehr hervor, daß man sie oft für Männchen ansiehet.

Diese Thiere haben einen runden Kopf; eine kurze und dicke Schnautze, fleischfarbiges Gesicht und Ohren, worauf ein wenig Wollenhaar ist; die Scheidewand und Nasenlöcher sind wie bey allen Sapajous; die Augen sind kastanienfärbig,

und stehen zimlich nahe beysamen; ihr Kneipschwanz ist unten am Ende nackend, und in seiner übrigen Länge dicht behaart; die einen haben schwarzes und braunes Haar, sowohl um das Gesicht, als auf allen obern Theilen des Leibes; bey den andern ist es um das Gesicht grau und auf dem Leibe fahlbraun; die einen wie die anderen haben schwarze und nackende Hände; ihre Länge vom Aeussersten der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes beträgt nur einen Fuß; sie gehen auf vier Füssen.

Der Sai.

Büffon hat zwey von diesen Thieren gesehen; das erste hatte schwärzlichbraunes Haar; das andere, das er den Sai mit der weissen Kehle nennt, hatte auf der Brust, unter dem Hals und um die Ohren und Backen weisses Haar; auch hatte es weniger Haare in dem Gesicht, als das andere; übrigens aber waren sie einander in allem ähnlich. Die Reisenden haben diese Thiere unter dem Namen der Greiner (Pleureurs) angezeigt, weil sie ein klägliches Geschrey machen, und wenn man ihnen ein wenig etwas zu Leide thut, sich ganz kläglich anstellen; andere haben sie Muskus-Affen, wegen dem Geruch den sie von sich geben, genannt; und noch andere haben für sie von dem Makak in Guinea den Namen entlehnet; obgleich die Makaks einen schlaffen und die Sais, wie alle Sapajus, einen Kneipschwanz haben. Sie haben nur zwey Saugwarzen, und bringen nur eines oder zwey Junge; sie sind sanftmüthig, gelehrig und so furchtsam, daß ihr Geschrey, welches gewöhnlich dem Geschrey der Ratzen gleichet, zu einem Geseufze wird, so bald man ihnen drohet. Auser ihrem Vaterlande fressen sie Maykäfer und Schnecken lieber als alle Nahrung, die man ihnen reichet; in Brasilien aber leben sie vornehmlich von körnigtem und von wildem Obste, das sie von den Bäumen brechen, auf welchen sie sich aufhalten, und von welchen sie nur selten herab auf die Erde steigen.

Der Sai hat einen runden Kopf, eine dicke und kurze Schnautze, grosse und weit von einander stehende Augen; ein rundes und plattes Gesicht, und fast nackende Ohren; einen Kneipschwanz der unten gegen das Ende zu kahl ist. Das Haar auf den obern Theilen des Leibes ist von schwärzlichbrauner Farbe, an den untern aber von einer blaßfahlen oder schmutzigweissen. Sie sind nur einen Fuß oder vierzehn Zolle groß; ihr Schwanz ist viel länger als Leib und Kopf zusamen genommen; sie gehen auf vier Füssen. Es scheinet das zweyte von den Thieren zu seyn, welche Marggraf unter dem Namen Caitaia beschreibet, so wie wahrscheinlicher Weise das erstere der Saimiri ist, zu dem wir nun kommen.

Der Saimiri.

Der Saimiri oder orangenfarbige Sapaju ist in Guiana sehr gemein, und deswegen haben ihn auch einige Reisebeschreiber unter dem Namen des Sapaju von Cayenne angezeigt, wie Froger, welcher sagt: der Sapaju von Cayenne, ist eine Art kleiner Affen mit gelblichem Haare; er hat grosse Augen, ein weisses Gesicht und schwarzes Kinn; er ist munter und schmeichelhaft, aber eben so empfindlich gegen die Kälte, als die Brasilianischen Sagoins.

Der Saimiri hat, wegen der Artigkeit seiner Bewegungen, seiner kleinen Taille, wegen der glänzenden Farbe seines Felles, wegen der Grösse und dem Feuer seiner Augen, und wegen seinem kleinen rundlichen Gesichte, den Vorzug vor allen andern Sapajus, er ist in der That der schönste, der niedlichste aber auch der zärtlichste, und läßt sich am schwehrsten in ein anderes Land bringen und erhalten. Er scheinet die Schatrung zwischen den Sapajus und Sagoins zu machen, indem sein Schwanz, ohne gänzlich unnütze und schlaff wie der Schwanz der Sagoine zu seyn, doch nicht so gut mit Muskeln versehen ist, wie der Schawanz der Sapajus; er ist so zu reden nur ein halber Kneipschwanz, und ob sich das Thier gleich seiner bedienet,

Der Tamarin.

Der Saki.

Der Marikina.

Der Ouiſtiti.

Der Pinche.

Der Mico.

net, sich im Auf- und Abklettern damit zu helfen, so kan es sich doch nicht feste damit anhängen, noch etwas stark packen, oder zu sich hinbringen.

Der Saimiri hat ein gutes Verhältniß in den Theilen seines Körpers. Er hat beynahe gar keine Stirne; sein Haar ist von einem glänzenden Gelb, er hat zwey fleischfärbige Ringe um die Augen; seine Nase ist an ihrem Ursprunge erhaben, und wo die Nasenlöcher sind niedergedrückt; sein Maul ist klein, sein Gesicht platt und nackend, die Ohren sind mit Haaren besezt und ein wenig zugespitzt; der Schwanz ist viel länger als der Leib. Seine Länge von dem Ende der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes beträgt höchstens zehn oder eilf Zoll; er hält sich ohne Mühe auf seinen Hinterfüssen, aber ordentlicherweise gehet er auf allen Vieren. Alle Sapajus sind ohne Backenbeutel, ohne Schwielen an dem Hintersten; alle haben eine dicke Scheidewand zwischen den Nasenlöchern; bey allen sind die Nasenlöcher an der Seite und nicht unter der Nase, und die Weibchen sind dem periodischen Abflusse nicht unterworfen.

Der Saki.

Der Saki, den man gemeiniglich den Affen mit dem Fuchsschwanze nennet, weil sein Schwanz mit sehr langem Haare besezt ist, ist der gröste unter allen Sagoins. Wann er erwachsen ist, so beträgt seine Länge ungefehr siebenzehn Zoll, anstatt daß von den fünf übrigen Sagoins der gröste nur neun oder zehen Zoll hat. Er hat sehr langes Haar am Leibe, und noch längeres am Schwanze, sein Gesicht ist roth und mit einem weißlichen Wollhaare bedeckt. Durch folgende Kennzeichen ist er leicht von allen andern Sagoins, Sapajus, und Guenons zu unterscheiden.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Saki hat weder Backenbeutel noch Schwielen am Hintersten; er hat einen schlaffen Schwanz, mit dem er nichts anpacken kan, und der mehr als um die Hälfte noch einmal so lang ist, als Kopf und Leib zusamen genommen; die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern ist sehr dicke, und ihre Oefnungen an der Seite; sein Gesicht ist falb und mit einem feinen, kurzen und weißlichen Wollhaare bedeckt; das Haar an den obern Theilen des Leibes ist schwarzbraun, an dem Bauch und den andern untern Theilen ist es röthlichweiß; es ist überall sehr lang und noch länger auf dem Schwanze, über dessen äusserstes Ende es wohl zwey Zolle hinausgehet; dieses Haar am Schwanze ist gemeiniglich schwärzlichbraun, wie das an dem Leibe. Es scheint, daß es in Absicht auf die Farbe des Haars Abänderungen in dieser Gattung gibt, und daß man Sakis findet, die auf dem Leibe und Schwanze röthlichfalbes Haar haben: diese Thiere gehen auf vier Füssen.

Der Tamarin.

Dieses ist der Name eines Thiers in Cayenne, welches Linnäus Midas nennet. Es ist viel kleiner als der Saki, und unterscheidet sich auch besonders darinne von ihm, daß sein Schwanz nur mit kurzen Haaren bedeckt ist. Der Tamarin nimmt sich durch seine langen Ohren, und gelben Füsse aus; er ist ein schönes Thier, sehr lebhaft und leicht zahm zu machen, aber so zärtlich, daß er unser Klima nicht lange ertragen kan. Binet gibt in seiner Reise nach Cayenne folgende Beschreibung von ihm. Es gibt kleine Affen in Cayenne, welche man Tamarins nennet, sie sind wunderschön und nicht gröſſer als Eichhörnchen; sie haben einen Kopf und ein Gesicht, wie ein Löwe, kleine weisse Zähne wie Elfenbein, welche so groß und eben so gut geordnet sind wie die an einem Sakuhrad. u. s. w.

Unterscheidende Kennzeichen.

Der Tamarin hat eine kurze und runde Schnautze, grosse kastanienfärbige Augen; ein dunkelfleischfärbiges Gesicht; viereckigte, breite nackende am Ende aus-

gekerbte Ohren von eben der Farbe; die Oberlefze ist gespalten fast wie bey dem Haasen; der Kopf und der Schwanz sind mit schwarzbraunen und ein wenig in die Höhe stehenden obgleich weichen Haaren versehen; die Hände und die Füsse sind mit kurzem orangengelben Haare bedeckt; der Leib und die Beine stehen in einem guten Verhältniß; er geht auf vier Füssen, und der Kopf und Leib zusamengenommen haben nicht mehr als sieben oder acht Zoll in der Länge.

Der Wistiti.

Der Wistiti, welcher seinen Namen von seinem Geschreye hat, das also lautet, ist noch viel kleiner, als der Tamarin, und nur einen halben Fuß lang, der Schwanz aber beträgt mehr als einen Fuß, und ist wie der vom Mokoko schwarz und weiß wechselsweise beringt; das Haar daran ist viel länger und dichter als bey dem Mokoko: der Wistiti hat ein nackendes Gesicht von zimlich tiefer Fleischfarbe. Vor den Ohren hat er zwey Schöpfe langes weisses Haar; welche, ob die Ohren gleich groß sind, doch verhindern, daß man sie nicht sehen kan, wenn man das Thier von vorne betrachtet. Die grösten welche Edwards gesehen hat, wogen nicht mehr als sechs, und die kleinste vier und eine halbe Unze. Er merket ganz gut an, daß der kleine Aethiopische Affe, dessen Ludolph unter dem Namen Fonkes oder Guereza erwähnet, der Wistiti nicht ist; denn es ist gewiß daß weder der Wistiti, noch ein anderer Sagoin in Aethiopien gefunden wird, und es ist wahrscheinlich, daß der Guereza des Ludolphs der Mokoko oder der Loris ist, welche sich in den mittäglichen Ländern der alten Welt finden. Edwards sagt ferner, daß der Sanglin, welches unser Wistiti ist, wenn er sich gesund befindet sehr dichtes und wollichtes Haar hat; daß einer von denen, welche er gesehen sich von allerley Sachen, als Zwiback, Obst, Hülsenfrüchten, Insekten, Schnecken, genähret; und daß er, da er einmal losgekommen, sich über einen kleinen Chinesischen Goldfisch, der in einem Baßin gewesen hergeworfen, ihn getödtet und ihn begierig gefressen habe; man habe ihm hernach kleine Aale gegeben, die ihn anfangs, da sie sich um seinen Hals geschlungen erschröckt haben, er seye aber doch bald ihrer Meister worden und habe sie gefressen. Man versichert, daß sie in Portugall Junge hervorgebracht haben. Diese Jungen sind zuerst sehr häßlich, weil sie beynahe kein Haar auf dem Leibe haben: Sie hängen sich feste an die Brüste ihrer Mutter; wenn sie ein wenig gröffer werden, so klammern sie sich stark auf ihrem Rücken oder ihren Schultern an, und wenn sie müde ist sie zu tragen, so reibt sie sich an der Mauer, um ihrer los zu werden; wenn sie sie fortgeschaft hat, so trägt das Männchen sogleich Sorge für sie, und läßt sie auf seinen Rücken klettern, damit das Weibchen ausruhen kan.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Wistiti hat, wie bereits gesagt worden, einen schlaffen, sehr behaarten und beringten Schwanz, an dem Schwarz und Weiß oder vielmehr Braun und Grau abwechseln; sein Kopf ist rund, über der Stirne mit schwarzem Haar bedeckt, unter der Stirne ist über der Nase ein weisser Flecke ohne Haar; sein Gesicht ist auch beynahe ohne Haar und von einer tiefen Fleischfarbe; auf beyden Seiten des Kopfes vor den Ohren hat er zween Büsche langer weisser Haare; die Ohren sind gerundet, platt, dünne und nackend und liegen wie die Haarbüsche zurück. Die Nase und das Aeusserste der Oberlefze sind schwärzlich, das übrige dieser Lefze, und der Rand der Unterlefze und das untere Theil der Stirne über der Nase sind weiß; die Augen sind röthlichkastanienfärbig; der Leib ist mit einem weichen aschengrauen Haar bedeckt, und auf der Kehle, der Brust und dem Bauche ist das Grau heller und ein wenig mit Gelb vermischt. Er gehet auf vier Füssen, an denen er grosse, sehr gebogene und sehr spitzige Nägel hat, den Daum der Hinterfüsse ausgenommen, welcher klein, kurz gerundet und nur convex ist, da die übrige rinnenförmig eingebogen sind.

Der Marikina.

Der Marikina ist gemeiniglich unter dem Namen des kleinen Löwen-Affen bekannt, ob er gleich kein Affe, sondern ein Sagoin ist, und dem Löwen nicht im geringsten gleichet, ausser daß er eine Art von Mähne um das Gesicht, und ein kleines Haarbüschchen am Ende des Schwanzes hat. Er hat dichtes, langes, seidenartiges und glänzendes Haar; einen runden Kopf, ein braunes Gesicht, grosse breite runde, nackende und unter den langen Haaren, die das Gesichte umgeben, verdeckte Ohren. Das Gesicht selbst ist nicht ganz nackend; auf der Stirne ist ein sehr kurzes und sehr dichtes Haar, welches aber auf dem Kinn dünner stehet. Die Schnautze ist dick, kurz und beynahe rund, die Nase breit und platt; die Augen stehen weit von einander; die Haare um das Gesicht sind von einem lebhaften Roth, am Leib und Schwanze sind sie sehr mattgelb und beynahe weiß; Am Hals und Leibe sind sie beynahe eben so lang, als die um das Gesicht, aber an den Beinen und dem Schwanz sind sie kürzer; sie gehen bis an das Ende der Finger. Die Nägel sind lange, gebogen und rinnenförmig, den an dem Daum der Hinterfüsse ausgenommen, der kurz und beynahe platt ist.

Dieses Thier hat eben die Manieren, eben die Lebhaftigkeit, und eben die Neigungen, wie die andern Sagoins; aber es scheinet von einem etwas stärkeren Temperamente zu seyn, indem eines, welches man den Winter über in einem geheizten Zimmer hielte, zu Paris sechs Jahre gelebt hat. Es gehet auf vier Füssen, und seine Länge beträgt acht oder neun Zoll.

Der Pinche.

Der Pinche, wie man dieses Thier in Maynas nennet, oder des Linnäus Oedipus, ist zwar sehr klein, doch grösser als der Wistiti und selbst als der Tamarin. Er ist ungefähr neun Zoll lang Kopf und Leib zusammen genommen; sein Schwanz ist wenigstens noch einmal so lange. Er hat eine Art von glattem und weissem Haupthaar, welches er oben auf dem Kopfe und an den Seiten desselben träget. Diese Farbe sticht ausserordentlich mit der von dem Gesichte ab, welches schwarz und mit einem kleinen grauen Wollhaare schattiret ist; er hat ganz schwarze Augen; der Schwanz ist von seinem Ursprunge bis ungefähr auf die Hälfte seiner Länge von einem lebhaften Roth, hernach aber verändert er die Farbe und wird bis ans Ende schwarzbraun; das Haar an den obern Theilen des Leibes ist fahlbraun oder roth, bis gegen den Schwanz, wo es orangenfärbig wird; das auf der Brust, dem Bauch, den Händen und Füssen ist weiß; die Haut ist überall schwarz, selbst da, wo die Haare weiß sind; seine Kehle ist nackend und schwarz, wie das Gesicht und die Ohren; die Schnautze ist breit, das Gesicht rund und die Haare auf dem Leib sind ziemlich lang, an den übrigen Theilen aber kürzer. Die Nägel sind gelblicht, lang, gebogen, spitzig und rinnenförmig, die an dem Daum der Hinterfüsse ausgenommen, welcher nicht so lang und viel breiter ist.

Leri sagt von diesem Thiere: Man findet in Brasilien eine Marmote, die die Wilden Sagouin nennen, welche nicht grösser ist als ein Eichhorn und eben so rothes Haar hat; was aber seine Gestalt betrift, so hat es eine Schnautze wie der Löwe und sieht auch ganz stolz aus; es ist das schönste Thier welches ich hier zu Lande gesehen habe; und wenn man es so leicht überbringen könnte als den Guenon, so würde es weit höher gehalten werden; aber ausserdem daß es so zärtlich ist, daß es das Wanken des Schiffes auf dem Meere nicht ertragen kann, so ist es auch so eigensinnig und stolz, daß es, wenn man es nur ein wenig erzürnt, vor Verdruß stirbt.

Die Stimme dieses Thiers ist angenehm und gleichet mehr dem Gesang eines kleinen Vogels, als dem Geschrey eines vierfüssigen Thieres.

Der Miko.

Miko ist der Name den man den kleinsten Gattungen der Sagoins in den Ländern am Oronoko gibt, und so viel als Guenon oder langgeschwänzter Affe bedeutet. Herr von Büffon hat ihn zum Unterscheid auf den angewandt, von welchem der Herr de la Condamine folgendes in der Nachricht von seiner Reise auf dem Amazonenflusse sagt. Dieses Thier, damit mich der Gouverneur von Para beschenkte, war das einzige seiner Gattung, welches man in dem Lande gesehen hatte; das Haar seines Leibes war silberfärbig, und von der Farbe der schönsten blonden Haare, am Schwanze war es glänzend kastanienfarb und näherte sich dem Schwarz. Seine Ohren seine Backen und seine Schnautze waren so hoch roth, daß man diese Farbe kaum für natürlich halten konnte.

Dieses Thier konnte die Luftveränderungen nicht ertragen, und starb ehe es Condamine nach Frankreich bringen konnte, so viele Mühe er sich auch gab, es wider die Kälte zu schützen.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Miko hat, wie die übrigen Sagoins, weder Backen Beutel noch Schwielen am Hintersten; er hat einen schlaffen Schwanz der nicht zum Anpacken gemacht, und um die Hälfte länger ist, als Kopf und Leib zusamen genommen, die ungefehr acht Zolle halten; die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern ist nicht so dicke wie bey den übrigen Sagoins, aber ihre Oefnungen sitzen an eben dem Orte; das Gesicht und die Ohren, welche sehr groß sind, sind nackend und zinnoberfärbig: die Schnautze ist kurz; die Augen stehen weit von einander, die Nase ist an ihrem Ursprunge dick und am Ende platt eingedrückt. Das Haar, von dessen Farbe wir schon geredet haben ist weich, fein und beynahe einen Zoll lang, ausgenommen am Schwanze, wo es kurz ist. Die Finger und Nägel sind sehr lang, die leztern haben eine Hornfarbe und sind rinnenförmig eingebogen, den am Daum der Hinterfüsse ausgenommen, welcher klein und platt ist; das Thier gehet auf allen Vieren, und sein Weibchen ist eben so wenig als die übrigen Sagoins dem periodischen Abflusse unterworfen.

Herr de la Condamine ist der erste Reisende, der dieses Thieres erwähnet, und es scheinet daher, daß seine Gattung nicht allzuhäufig ist. Er sagt auch, daß man es selten ganz blond finde, weil die meisten schwarz gefleckt seyen.

Ende des fünften Abschnitts.

Innhalt.

	Seite.
Der Haase.	1
Der Zwerghaase, Tschokuschka oder Sulgau.	4
Das Kaninchen.	5
Der Tolai.	7
Der Tapeti.	ebd.
Aperea	ebd.
Der Agouti.	8
Der Akouchi.	9
Der Paca.	ebd.
Das Halbkaninchen vom Cap.	10
Der Sarige oder Opossum.	11
Die Marmose.	13
Der Cayopollin.	14
Der Philander von Surinam.	ebd.
Die Ameisenfresser.	15
Der Pangolin und Phatagin.	17
Die Tatus.	19
Der Apar, oder Tatu mit 3 Reifen.	ebd.
Der Eucubert oder Tatu mit 6 R.	20
Der Tatuete oder Tatu mit 8 R.	21
Der Cachicame mit 9 R.	ebd.
Der Kabassu mit 12 R.	23
Der Cirquinçon oder Tatu mit 18 R.	ebd.
Die Fledermäuse.	25
Die eigentliche Fledermaus.	26
Die großohrichte.	ebd.
Die nächtliche.	27
Der Spätling.	ebd.
Die Pipistrelle.	ebd.
Die Barbastelle.	28
Das Hufeisen.	ebd.
Die Rousette, Rougette und der Vampier.	29
Das Lanzenblatt.	32
Die Fledermaus mit dem Hunds-Kopf.	33
Die Spizmaus-ähnliche Fledermaus.	34
Die Phoken, Morsen und Lamantinen oder Manatis.	ebd.
Der Meerbär.	38
Der Meerlöwe.	43
Der Morse oder das Walroß.	45
Der Dugon.	48
Der Lamantin.	ebd.

	Seite.
Der Unau und Ai, oder die Faulthiere.	54
Bosmanns Luyaerd.	57
Der Loris.	58
Die Makis.	59
Der Mokoko.	ebd.
Der Mongus.	60
Der Vari.	ebd.
Die Affen.	61
Namens-Verzeichniß der Affen.	62
Die Orang-Utangs oder der Pongo und Joko.	64
Der Pitheke.	50
NB. nach 64 sind aus Versehen die Seitenzahlen wieder mit 47 angefangen worden, die wir deswegen mit * bezeichnen.	
Der Gibbon.	50
Der Magot.	* 51
Der Pavian oder sobenannte Bav.	* 52
Der Mandrill.	* 54
Der Wanderu und Lowando.	* 55
Der Maimon.	ebd.
Der Makak und die Aigrette.	* 56
Der Patas.	* 57
Der Malbruk und die Chinesermütze.	* 58
Der Mangabey.	* 59
Der Mone.	ebd.
Der Callitrix.	* 60
Der Mustak.	* 61
Der Talapoin.	ebd.
Der Duk.	* 62
Die Sapajous und Sagoins.	* 63
Der Warine und Aluate.	* 64
Der Coaita und Exquima.	66
Der Saju.	67
Der Sai.	68
Der Saimiri.	ebd.
Der Saki.	69
Der Tamarin.	ebd.
Der Wistiti.	70
Der Marikina.	71
Der Pinche.	ebd.
Der Miko.	72

Ordnung der Kupfertafeln.

Tab.		Seite.	Tab.		Seite.
LXVII.		1	LXXIII.		64
LXVIII.		13	LXXIV.		* 51
LXIX.		15	LXXV.		* 52
LXX.		23	LXXVI.		* 59
LXXI.		40	LXXVII.		* 65
LXXII.		54	LXXVIII.		96

Anzeige der beträchtlichsten Druckfehler.

Seite.	Col.	Linie.	
4	1	28	und 53 Tschokuschka
ebd.	--	49	Kinel
12	1	3	an
ebd.	2	36	Früchte
14	1	12	Schwanze
17	2	22	seiner
18	2	14	da
19	2	7	Tatus
ebd.	--	14	Encuberto und in der Folge Encubert, welches ein für allemal zu merken
ebd.	--	16	Tatu uninchum
25	2	7	Ximenes
27	in der Aufschrift 4] Spätling		
28	1	18	stüzen
30	1	4	diese
32	1	24	stüzen, welcher Fehler mehrmals vorkommt
36	2	18	Phoca
37	1	2	uns
ebd.	2	11	um
40	1	5	conisch, für welches einigemal comisch gesezt ist.
41	1	22	oder
41	2	24	zu sehen
45	2	13	nun
47	1	18	vorl. Polarländern
49	1	24	Biervillas
51	2	16	bändern
52	1	25	da
53	1	7	Haken
ebd.	--	9	vorl. Manatis
55	1	14	brechen
56	2	15	vorl. jenes
58	1	15	vorl. stiessen
60	1	21	lanuginosus
ebd.	2	22	vorl. Er
64	1	5	Enjoko
Von 64 fängt es an falsch paginirt zu seyn und die Seiten-Zahlen lauffen noch einmal von 47 fort.			
52	1	30	scheinen
ebd.	--	6	vorl. acuminatis
55	2	18	Macacaresen
57	1	22	vorl. Marmol
ebd.	--	12	vorl. stiegeu
59	2	2	Kopf und Leib
61	2	8	rinnenförmig
63	1	31	Cayouaflou
ebd.	--	43	diese
64	2	18	brachte
65	1	6	Weibchen
ebd.	2	17	vorl, dem das Blut

Naturgeschichte

aus

den besten Schriftstellern

mit Merianischen und neuen Kupfern.

Aelian. de Nat. Anim.

Ἐιδεναι γε μη ῥᾳθυμως τα προσοντα ἀυτων ἰδια ἑκαςῳ, και ὁπως ἐσπεδαθη ὰ μειον των ἀνθρωπων ἑκαςον των αλογων ζωων, ἐιη ἀν τινος πεπαιδευμενης Φρενος, και μαθησης πολλα.

Sechster Abschnitt,

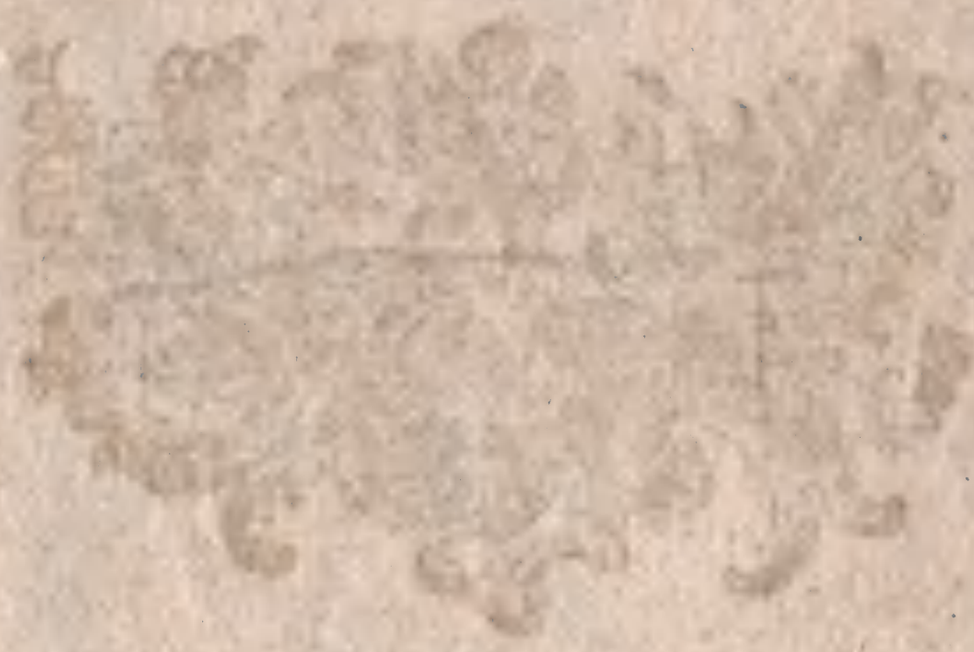
welcher

die ohnhaarigte vierfüßige Thiere, welche Eyer legen oder die Amphibien mit vier Füssen, die man *reptiles* nennet, fabelhafte Thiere, einige Claßificationen und ein Realverzeichniß über alle sechs Abschnitte der vierfüßigen Thiere enthält.

Heilbronn

in der Eckebrechtischen Handlung.

1 7 7 4.



Naturgeschichte der Frösche,

und

anderer vierfüßigen Thiere ohne Haare

welche Eyer legen.

Die Natur hat zwar die Thiere, deren Beschreibung wir jetzo vor uns nehmen von den vierfüßigen Thieren im eigentlichen Verstande so sehr abgesondert, daß sie mit ihnen gar keine Verbindung zu haben scheinen, als die, daß sie auch vier Füsse mit Zähen haben. Dann ausserdem, daß sie entweder bloß mit einer Haut, oder mit einer harten Schaale bedeckt sind, da die eigentlichen vierfüßigen Thiere alle Haar bekleidet, einige wenige ausgenommen, die zwischen zwoen Thierarten eine Schattirung zu machen scheinen, ausserdem, daß sie eine andere Lebensart haben, daß ihr Gang mehr ein Kriechen als ein Gang genennet zu werden verdient, daß sie ein Herz mit einer Kammer und einem Herzohre, rothes aber kaltes Blut, ein weit mehr willkührliches Othemholen; wenn Linne recht hat, alle gedoppelte männliche Geburts-Glieder; einen kalten Körper, ein eckelhaftes Ansehen, zum Theil Gift, und statt der Beine nur Knorpel haben: sind sie von ihnen durch einen äusserst wichtigen Umstand unterschieden, indem sie, wenigstens die meisten, nicht lebendige Junge, sondern Eyer zur Welt bringen. Inzwischen, da sie doch noch die vier Füsse mit unsern bereits beschriebenen Thieren gemein haben, so haben wir kein Bedenken getragen sie, wie Klein auch gethan, die Reihe derselben beschliessen zu lassen, und mit dem Frosche den Anfang zu machen.

Der Frosch.

Man hat über die Entstehung der Frösche verschiedene Meynungen gehabt. Ehe man gewohnt war die Sachen genauer zu untersuchen, so glaubte man, die Frösche entstunden aus dem Schlamm der Sümpfe, ohne jedoch die Fortpflanzung derselben durch die Paarung auszuschliessen. Da der Glaube an die Erzeugung aus der Fäulniß fiel, so kamen dreyerley Meynun-

nungen auf. Swammerdam sagte: das Männchen umfasse das Weibchen mit seinen Vorderfüssen, und besprenge den Laich, den dasselbe aus dem Hinteren von sich gebe, mit seinem Saamen aus dem After, und befeuchte ihn auf diese Weise. Der Leipzigische Professor Menz sagte: Das Männchen, welches das Weibchen mit seinen Vorderfüssen, die zu diesem Ende mit rauchen Daumen versehen seyen, fest umfasse, befördere nicht nur die Geburt der Eyer, sondern besprenge sie auch, weil ihm das Zeugungs-Glied zu mangeln scheine, welches äusserlich eben so wenig als an Fischen und Vögeln sichtbar ist; es drücke, wann es das Weibchen bey der Paarung umfasse, den mit einem besonderen kleinen Fleisch versehenen Daumen an der Brust des Weibchens an, und der Saame gehe aus demselbigen durch das schwammigte Fleisch der Brust in den Kanal, der aus des Weibchens Mutter in die Höhe steige, und komme sodann durch unbekannte Weege zu dem Eyerstocke, und so erfolge die Befruchtung. Entius und Charleton hingegen nahmen an, daß die Erzeugung und Geburt der Frösche durch den Mund geschehe. Rösel, der so viel Fleiß auf die Untersuchung der Insekten angewendet hat, hat auch hier mit eigenen Augen sehen wollen, und wir werden seine Erfahrungen mittheilen.

Da der braune Grasfrosch der erste unter unsern Froscharten ist den man gepaart findet, indem er dieses Geschäfte vornimmt, so bald die Sonnenstrahlen das Eis in den Teichen und Sümpfen, an seichten Ufern, wo sonst viele Meerlinsen sind, schmelzet, so hat er auch an diesem zuerst die Beobachtungen angefangen. Weil sich aber die Frösche des Jahres nur einmal paaren, aber manchmal wohl vier Tage gepaaret bleiben, und deswegen die Zeit da die Empfängniß geschiehet um so schwehrer zu bemerken ist, indem die Befruchtung eben so geschwinde vollzogen wird, als bey der Henne, wenn sie der Hahn tritt, so brachte er drey Jahre zu, bis er sie wahrnahm. Endlich bemerkte er sie, da er in zehen bis zwölf Zuckergläsern die zur Hälfte mit hellem Wasser angefüllt waren, eben so viel Paare Frösche Tag und Nacht mit unermüdeter Aufmerksamkeit betrachtete.

Das Männchen sitzet auf dem Rücken des Weibchens, und umarmet dasselbe, indem es seine Finger vorne zusamen schliest, so feste, daß man ihm eher einen Schenkel ausreissen, als dasselbe von dem Weibchen trennen kan, aber daß auch oft der Leib des Weibchens der von Eyern ohnehin ausgedehnt ist, zerplatzet. Sie sind leicht von einander zu erkennen; das Männchen ist am Unterleibe sanft graulichtweiß, das Weibchen aber schön gelb und röthlichbraun gesprengt. Auf dem Rücken aber sind sie, zumal wenn sie sich paaren, wenig unterschieden: indem beide alsdann eine kothigtgraue Grundfarbe, fast wie die Kröte haben, welche sich aber nachgehends verliehrt, und in eine frischere und mehr gefleckte verwandelt; und diese Ablegung der Haut, die wie ein zarter Schleim weggehet, geschiehet fast alle acht Tage. Ueber dieses sind die Armförmigen Vorderfüsse und die hintern Schwimmfüsse an dem Männchen viel dicker und stärker als an dem Weibchen, und das Männchen hat zur Paarungszeit an dem Daum ein besonderes schwarzes, warzigtes Fleisch, welches ihme dazu dienet, daß es den Daum an die schlüpfrige Haut des Weibchens desto fester ansetzen kan, welches ihm sonst ausglitschen würde; dann nicht allemal kan es die Finger in einander schliessen, sondern nur wenn das Weibchen kleiner ist. Von diesem Ansetzen wird die Brust des Weibchens oft wund. Sowohl der Leib des Männchens, als des Weibchens ist zu dieser Zeit sehr dicke: dann bey dem Weibchen ist er mit Laich angefüllt, bey dem Männchen aber ist zwischen der innern Haut und dem Fleische ein heller durchsichtiger Schleim, welcher macht, daß bey der Vereinigung der Unterleib des Männchens sich über den Leib des Weibchens ausbreitet und an den Seiten herabhängt. Der Hinterleib des Männchens aber raget nicht immer bey der Paarung über den Hinterleib des Weibchens hinaus, sondern nur alsdenn, wenn das Männchen grösser ist, als das Weibchen.

Die Geilheit der Frösche ist so groß, daß sie zur Paarungszeit ihr Leben gar nicht achten; und von eben dieser kommt es, daß oft ein Männchen ein anderes, ja wohl gar todte Weibchen oder Kröten umarmet, daß sie sich oft mit umgekehrtem Leibe paaren, und daß man oft mehrere Männchen an einem bereits vereinigten Paare hängen siehet.

Da Rösel seine Frösche etliche Tage lang, ohne eine sonderliche Veränderung wahr-

wahrzunehmen betrachtet hatte: so merkte er endlich, daß sie unruhiger wurden: das Männchen grunzte manchmal wie ein Schwein und das Weibchen gieng immer auf und nieder; das Männchen gab auch zu verschiedenen malen eine Feuchtigkeit aus seinem Hinterleibe von sich, die das Wasser ganz trübe machte, und bald darauf verlies es das Weibchen. Da das Weibchen seinen Laich nicht von sich gab, so öfnete er beyde, und fand, daß in dem Weibchen die Mutter zum Theil mit Eyern angefüllt war, zum Theil aber steckten dieselben noch in dem Eyerstocke und den Eyergängen, er bekam aber keine Würmer aus ihnen. Die Saamenbläschen des Männchens waren ganz ausgeleert. An einem andern Paare bemerkte er, daß beyde mit der Oefnung ihres Hinterleibes auf einen Augenblick zusamen kamen, gleich darauf fieng das Weibchen an zu laichen; das Männchen aber verließ dasselbe nicht, bis es allen Laich von sich gegeben hatte, und befeuchtete denselben etliche mal mit seinem Saamen; woraus Rösel auch junge Frösche erhielt.

Ein einziges Froschweibchen gibt zuweilen sechs oder wohl gar eilfhundert Eyerchen von sich, die alle manchmal in einer Stunde gebohren werden. Jedes derselben ist ein schwarzes Kügelchen, das mit einem durchsichtigen Schleim umgeben ist, durch welchen sie veste an einander hängen. So bald sie gebohren werden, fallen sie auf den Grund des Wassers, wo sie auch noch an einander hangen bleiben; bald darauf wird das Weisse immer grösser, der Dotter aber bleibt noch unverändert; nach acht Stunden haben die Eyer schon eine zimliche Grösse und da sie leichter werden, so hebt sie das Wasser in die Höhe, wenn anders nicht eine kalte Nacht sie länger auf dem Grunde zurücke hält.

Da Rösel seinen Laich den 20 und 21 März erhalten hatte, so sahe er den 28 daß sich der schwarze Dotter veränderte, mehr graulich wurde, und seine runde Figur einigermassen verlohr; den 6ten April war sowohl das Weisse, als der Dotter, wieder um ein merkliches grösser, und dieser sahe mehr Nierenförmig als rund aus, und zeigte auch eine kleine Narbe.

Den 15 Apr. erschien die nun losgewickelte Schwanzspitze des Würmchens deutlicher, und das Weisse fieng an einen mehr wässerigen Umkreis zu bekommen. Vom 24ten bis zum acht und zwanzigsten wurde das Würmchen, das jedoch nur noch immer mit dem Schwanze los war, immer grösser, und man bemerkte auch einige Bewegung: denn ob es gleich eine Zeitlang ganz leblos schien, so schlug es doch manchmal mit der Schwanzspitze nach dem Vordertheile, und man konnte auch merken, daß es sich des Schleimes, der es umgab, zu seiner Nahrung bediente. Den 30 April und ersten May, da das Weisse aller Eyer die runde Gestalt verlohren hatte, fielen die Würmchen theils auf den Boden des Gefässes, theils aber blieben sie Klumpenweise beysamen, in dem Schleim, der sie vorher umgeben hatte, hangen, und ihre Bewegung war merklicher. Die auf dem Boden lagen, blieben fast einen ganzen Tag auf demselben liegen, und waren noch gekrümmt; nachdem sie sich aber etwas ausgestreckt hatten, schwammen sie wieder mit schneller Bewegung, zuweilen in die Höhe und suchten den zuvor verlassenen Schleim, an welchem sie sich öfters anhiengen, und Nahrung daraus holten.

Rösel betrachtete diese Würmchen durch das Vergrösserungs-Glas. Ihre Gestalt war sehr unförmlich und ihre Farbe schien matt schwarzbraun. Der Kopf war vom Leibe sehr abgesezt, und mehr eckigt als rund, oder hatte drey stumpfe Ecken. In der Mitte war der Leib am dicksten und überhaupt mehr platt als erhaben, hinten aber wurde er geschmeidiger, und endigte sich mit einem kurzen stumpfen Schwanze der noch etwas gekrümmt war. Nach zweenen Tagen waren sie ganz ausgestreckt, und ihr Kopf stund mit dem Schwanze in einer geraden Linie; sie stellten einigermassen Fischchen vor; doch hatte ihr Schwanz noch keine Flosse, sie bewegten ihn aber stärker und öfter als zuvor und schwammen auf und nieder; dabey blieben sie immer gesellig beyeinander und nährten sich von dem Schleim, der an den Wassergewächsen hieng, die man ihnen gab. Am fünften May gewannen sie eine neue Gestalt, und hatten an jeder Seite unter dem Kopfe ganz besondere gefranzte Anhänge, welche sich sowohl mit Floßfedern, als mit Pfoten vergleichen liessen; auch sahe der Schwanz länger und geschmeidiger aus und schien gleichsam oben und unten mit einer Flosse eingefaßt zu seyn. Diese angewachsene Anhänge, die unter dem Vergrösserungs-

Glase einer mit sieben Enden besetzten Stange eines Hirschgeweihes gleichen, wurden den 8 und 9 May viel kleiner, die Würmchen aber grösser und man erkannte nun auch die beyden Augen. Sie hatten damals einen braunen Grund der mit hellen Pünktchen besprengt war. Sie fiengen nun auch an die Wasserlinsen zu benagen; und Rösel hat viele damit zu vollkommenen Fröschen erzogen, nur durfte er ihnen kein frisches Brunnenwasser geben; denn davon starben sie in vier und zwanzig Stunden. Nach etlichen Tagen verlohren sich diese Franzen gänzlich, und man sahe nicht, wo sie hin kamen. Swammerdam glaubt, sie zögen sich in des Frosches Brust hinein und würden das, was man bey Fischen Ohren nennet.

Den 16 und 17 May machten der Kopf und der Leib nur einen fast ovalrunden Körper aus, welche Figur sie lange behielten, und ihre alte Haut gieng wie ein Schleim hinweg. Noch am 31 May hatten sie einen ovalrunden Körper, an welchem der Kopf vom Leibe nicht unterschieden war; am Schwanz aber gaben sich die an einer Mittellinie zu beyden Seiten nach der Spitze zu laufende Muskeln merklich zu erkennen; die breite Flosse desselben war sehr durchsichtig und braun gesprengt. So wie die Würmer grösser wurden, wurden sie auch scheuer.

Den 10 Junius erschienen hinten am eyförmigen Leib und nahe am Schwanz zwey noch sehr kurze und zarte Füßchen; die Augen erschienen helle, man sahe Nasenlöcher, und der Kopf schien ebenfalls vom Leibe etwas abgesondert zu seyn. Den ein und zwanzigsten waren die hinteren Füsse um ein merkliches grösser, und man hörte die Würmer deutlich an Blättern nagen, die man ihnen gab; denn obgleich die Oefnung des Mundes noch zimlich klein war, so war doch ihr oberer Kiefer mit vielen zarten und scharfen Zähnen besezt. An jeder Seite des Kopfes, der vom Leib etwas abgesondert erschien, bemerkte man einen röthlichen Flecken, welcher immer mehr aufzuschwellen schien.

Den 25 und 26ten verliessen sie ihre Speise, fiengen an zu fasten, und ihre hinteren Füsse schienen vollkommen, und ihr Kopf an dem Kinnbacken röthlich und aufgelaufen zu seyn; der Leib hingegen fiel einigermassen ein und wurde geschmeidiger, und man wurde bald gewahr, daß sie dann und wann hinten am Kopfe unter dem geschwollenen Kiefer den linken Vorderfuß hervorstreckten und hernach wieder zurückzogen, so, daß gar keine Spur davon mehr zu bemerken war. Der Fuß hatte bereits seine gehörige Grösse, und alle brachten den linken zuerst zum Vorschein.

Den 26 und 27 Junius bekamen die meisten Würmer ihre zween vollkommene Vorderfüsse; und einige behielten ihren Schwanz, samt der daran hangenden Flosse noch einen halben Tag unverändert. Sie kamen öfters als sonst an die Oberfläche des Wassers, um frische Luft zu schöpfen. Man konnte nicht bemerken, daß sie zu dieser Zeit Speise zu sich nahmen, hingegen sahe man, daß ihr Schwanz nach und nach kleiner wurde, indem sich nicht nur die durchsichtige Flosse zusehends verlohr, sondern auch der Schwanz selbst an Länge und Dicke merklich abnahm; ob man gleich nicht wahrnehmen konnte, daß etwas davon abgefallen wäre; und längstens in einem Tage waren sie vollkommene Frösche.

Dieser Frosch nähret sich, meistens ausser dem Wasser, von Insekten, und wird im ersten Sommer bis gegen den Herbst hin um ein merkliches grösser; wenn aber die Nächte anfangen kalt zu werden, so begibt er sich wieder in das Wasser, und erwählet vornehmlich Teiche und Sümpfe, in welchen er sich in dem Schlam bis auf den Frühling verbirgt. Doch gehen beym Anbruche desselben nur die jungen und zum Fortpflanzen noch untüchtigen Frösche auf das Land; die Alten aber bleiben in dem Wasser, bis sie sich gepaaret und die Weibchen gelaichet haben. Die Jungen wachsen alsdenn noch immer fort, und wenn sie auch schon ihr zweytes Jahr erreicht haben, kan man sie noch nicht in Ansehung der äusserlichen Kennzeichen des Geschlechtes unterscheiden: dann sie sind noch alle auf der Unterfläche des Leibes ganz weiß; und ein zweyjähriger Frosch kan nicht nur sein Geschlecht noch nicht fortpflanzen, sondern er scheinet auch nicht einmal den geringsten Trieb zu haben sich zu paaren. Hat er aber sein viertes Jahr beynahe erreicht, so bekommt er die Zeichen der Mannbarkeit deutlich: das Männchen hat alsdenn einen weissen Bauch und eine gleichfärbige Kehle; das Weibchen aber ist an diesen

Thei-

Theilen gelblich, und rothbraun gesprengt; und die Daumen der Vorderfüsse des Männchens sind zur Zeit der Paarung schwarz und aufgelaufen. Inzwischen ist er nach dem vierten Jahre dem Ende seines Lebens noch nicht nahe, sondern man muß vielmehr aus der Verschiedenheit der Grösse, von welcher man ihn findet, schliessen, daß er dasselbe wohl auf zwölf Jahre bringen könne.

Er lebet, wie wir gesagt haben, meistens von Insekten, und scheinet seine Beute mehr zu erwarten, als aufzusuchen. Kommt ihm aber eines für die Augen, so bleibt er unbeweglich sitzen, bis es ihm nahe genug scheint, und dann fähret er auf dasselbe, öfters einen halben Schuh weit, wie ein Blitz zu, schlägt aber zu gleicher Zeit seine lange oben breite und in zweene Spitzen ausgehende Zunge heraus, und ziehet das Insekt durch selbige in seinen Rachen. Diese Zunge liegt in dem Rachen des Frosches rückwärts und ist vorne an dem untern Kiefer angewachsen, daher er sie länger als andere Thiere herausschlagen kan. Ueberdieses läßt sie sich der Länge und Breite nach ausdehnen und zusammen ziehen, und ist mit einem so klebrichten Schleim überzogen, daß alles, was sie berühret, daran hängen bleibt.

Die Frösche verschlucken Spinnen, ohne daß sie ihnen schaden; aber man hat gesehen, daß sie, wenn sie Wespen verschlungen haben, dieselbe durch allerley ängstliche Bewegungen der Vorderfüsse wiederum aus dem Munde zu bringen suchen, und sie auch wirklich wieder von sich geben. Inzwischen haben doch die Bienen gefährliche Feinde an dem Frosche, und werden häufig von ihm verschlungen. Seine erhabene und stark hervorstehende Augen setzen ihn in den Stand, sowohl hinter- als vor sich zu sehen. Die Ohren sind so flach, daß man sie nur durch ihren Umriß bemerket. Die Nasenlöcher befinden sich vorne über dem Mund. Die Hinterfüsse können sowohl Schwimm- als Springfüsse genennet werden, indem er sich ihrer zu beyden Verrichtungen bedienet, wordurch er sich von den Kröten unterscheidet, welchen er der Farbe nach ziemlich gleichet: dann diese springen fast gar nicht, da dieser Frosch sehr hohe und weite Sprünge macht.

Dieser braune Grasfrosch wird sonst auch der stumme Frosch genannt, weil man ihn nicht wie den grossen Wasserfrosch und Laubfrosch quäken höret, ob er gleich zur Zeit der Paarung grunzet, welches sogar auch das Weibchen, aber nicht so laut und nicht so ofte thut.

Diejenigen, welche sich der abgezogenen Frösche zum Krebsfange bedienen, wenden diese Gattung dazu an, weil die Krebse keine andere anpacken.

Diese Thiere haben an den Vorderfüssen vier und an den Hinterfüssen fünf Zähen oder Finger, die aber nur an den Hinterfüssen durch Schwimmhäute zusammen hängen.

Man hat sich häufig mit dem Mährchen getragen, daß es Frösche regne, weil man manchmal zu der Zeit, wenn die Frösche vollkommen sind und also nach ihrer Nahrung ausgehen können, nach einem Regen eine Menge kleine Frösche findet, welches blos daher kommt, daß sie sich durch den Regen aus ihren Schlupfwinkeln hervorlocken lassen, da ihnen im Gegentheil die Sonne beschwehrlich ist, und sie nöthiget sich zu verbergen.

Der braune Grasfrosch, welchen Rösel abgebildet hat, sah über und über gelblicht rothbraun aus, und zeigte wenig dunkle Flecken. Uebrigens sind diese Frösche der Farbe nach sehr unterschieden, und man findet nicht leicht zween, die sich vollkommen gleichen. Einige haben einen dunkelbraunen, einige einen gelblichtbraunen, und einige einen röthlichtgelben Grund, welcher bald dunkler bald heller ausfällt. Einige sind über und über mit dunklen Flecken besäet, andere hingegen haben nur an den Schenkeln Flecken.

Die Frösche haben ein Häutchen, welches sie, wenn sie unter dem Wasser sind, von unten gegen oben über das Aug ziehen, und welches so durchscheinend ist, daß der Frosch im Wasser, soviel er nöthig hat, sehen kann.

Rösel und Rivin entdeckten, da sie in dem hintern Theile des Mastdarms die Mündungen der Samenbläschen des männlichen Frosches suchten, statt zweyer Oefnungen, ein kleines fleischernes Wärzchen, durch welches sie einen Weg in die Samenbläschen fanden, und es deswegen für das männliche Glied dieses Thieres erkannten.

Der Laubfrosch.

Dieser macht unter den Fröschen unseres Erdreiches eine besondere Art aus, und ist wohl der kleinste unter allen, indem er niemals die Grösse eines dreyjährigen Grasfrosches erreicht. Seine Farbe unterscheidet ihn von allen übrigen Gattungen. Seine Oberfläche ist schön grün, und die Unterfläche, die Kehle bey dem Männchen, und die Füsse bey beyden Geschlechten ausgenommen, weißlicht; beyde Flächen aber werden durch einen hellgelben Strich von einander unterschieden, welcher sich vorne bey den Nasenlöchern anfängt, hernach an den Seiten des Kopfes und Leibes hinlauft; nicht weit aber von dem Schenkelbein in die Höhe gehet; daselbst gegen Oben einen spitzigen Winkel macht, und hernach sich durch die Hinterfüsse erstrecket. Am Rande des obern Kiefers zeiget sich ein gleicher hellgelber, aber etwas blasserer Strich, und dieser gehet in die vordern Füsse. An den Zähen des Laubfrosches sind sowohl die viere an dem Vorderfuß, als die fünfe an dem Hinterfuß mit einem besondern runden und fleischernen Knöpfchen versehen, welches den übrigen unserer Frösche fehlet, ob man es gleich an mehr als einer Gattung der ausländischen findet. Hingegen haben sie zwischen den Zähen der Springfüsse wenig oder gar nichts von der Schwimmhaut, die andern Fröschen so gute Dienste leistet. Diejenigen aus Virginien und Carolina, welche Cates-by geliefert hat, kommen mit unseren Laubfröschen überein.

Den Unterschied zwischen Laub- oder Baum- und Rohrfröschen, den die älteren Naturbeschreiber angeben, und davon der erstere auf Bäumen wohnt und schreyen kan, der andere aber im Geröhricht lebt und stumm ist, hat Rösel eben so wenig gefunden, als daß sie vergiftet seyn sollten; und zumal der Rohrfrosch, von dem, nach ihrer Aussage ein Ochse, der ihn bekommen hat, zerplazet. Wenigstens hat ihn Rösel, und wir haben es auch mehr als einmal versucht, einige Stunden lang in den Händen getragen, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu fühlen. Laurenz hat auch deswegen, ohne weitere Versuche anzustellen, denselben für unschädlich erklärt. Vermuthlich ist der Baum- und Rohrfrosch eines und eben dasselbe Thier, welches zwar insgemein auf Bäumen sich aufhält, aber auch manchmal ins Geröhricht oder Gras herabkommt; denn daß der Rohrfrosch stumm seyn soll, hat Agricola widersprochen, welcher noch über dieses sagt, daß er auch auf die Bäume gehe.

Man darf sich auch nicht irre machen lassen, daß man sie nicht allezeit schön grün, sondern manchmal etwas dunkel findet. Denn man kan wahrnehmen, daß sie nach ihrer Laichzeit, erst bräunlich, hernach öfters graulicht und braungefleckt, alsdenn aber graulichtweiß, und endlich, ehe sie ihre schöne grüne Farbe wieder erhalten, etwas blaulichgrün werden, und bey dieser Farbenveränderung fast alle vierzehn Tage ein zartes und schleimichtes Häutchen ablegen.

Der Aufenthalt auf den Bäumen, und wie einige meynen, im Geröhricht, hat diesen Frosch den Namen Rana arborea und Calamites gegeben. In Laurentii Synopf. Reptil. heißt er Hyla viridis. Er wohnet den ganzen Sommer hindurch auf den belaubten Bäumen und Büschen; im Frühling aber lebt er, wider Kleins Meinung, im Wasser, und wenn ihm die Kälte seinen Insektenfraß raubet, so verbirgt er sich in Schlamm.

Seine schleimichte und klebrichte Haut macht es ihm leicht, sich nicht nur auf Bäumen aufzuhalten, sondern sich auch an alle glatte Körper, so gar an Spiegelglas anzuhängen, wobey er sich seiner Zähen mit einer solchen Geschicklichkeit bedienet, daß er nicht nur alle Arten von Fröschen im Springen verhältnißmäßig übertrift, sondern auch wenn er mit seinem hintern oder vordern Fuß nur ein Blatt oder Aestchen erreicht, hangen bleibt.

Weil auf sein Geschrey, welches aber dem Männchen zukommt, gemeiniglich Regen folgt, so hat er oft das Unglück als ein lebendiges Hygroskop gebraucht und in einem Glas mit grünem Wasen durch Insekten unterhalten zu werden. Ein Breslauischer Wundarzt, hat einen einigen acht Jahre lang gehabt, und ihn aus Mangel der Insekten müssen sterben lassen.

Der Laubfrosch paaret sich, wie andere Frösche, im Wasser, und ist der erste,

erste, den man quaken höret, ob sich gleich der Grasfrosch früher paaret. Sein Quäken ist stärker als des grösten Wasserfrosches; und er bläßt zu gleicher Zeit die Kehle so stark auf, daß selbige einen mit Luft angefüllten häutigen Sack vorstellet, welcher zugleich ein Kennzeichen des Männchens ist. Wenn das Männchen diese Kehle einziehet, so hat sie eine schwarzbraune Farbe, bey dem Weibchen aber ist sie weiß, wie die ganze Unterfläche, sowohl an ihm, als an dem Männchen, zu seyn pfleget; an den Daumen der Vorderfüsse hingegen zeiget sich kein schwarzes Fleisch, wie bey dem Grasfrosch.

Das Männchen sitzet dem Weibchen bey der Paarung gleichfalls auf dem Rücken; allein es umarmet dasselbe nicht auf gleiche Weise, sondern lässet die Brust ganz frey, und drückt hingegen seine Vorderpfoten so veste unter den Achseln ein, daß man von denselben nichts zu sehen bekommt.

Die Paarung dauret manchmal wohl 3 Tage und Nächte, bis die Befruchtung vor sich gehet; manchmal aber auch nur 24 Stunden, und das Weibchen gehet mit seinem Gatten öfters unter das Wasser. Die Weibchen bringen manchmal mit dem Laichen zwey Stunden zu, manchmal aber, zumal die, welche das Männchen verlassen hat, ehe sie alle ihre Eyer von sich gegeben haben, werden erst innerhalb 48 Stunden damit fertig.

Der Laubfrosch wird nicht eher den oben erwähnten Beutel aufblasen, und daher auch nicht eher quäken, als bis er in das vierte Jahr gehet, und alsdenn verräth dieses Merkmal und die braune Kehle seine Mannbarkeit, in die das Weibchen auch nicht früher eintritt.

Wenn der Laubfrosch Beute machen will, so verfähret er wie der Grasfrosch. Wir haben also nicht nöthig hievon mehr zu sagen.

Leuten, welche in den Händen schwitzen, pflegt man anzurathen einen Laubfrosch so lange in jeder Hand zu tragen, bis er erstirbt, wir gestehen aber, daß wir diesen Versuch ohne Erfolg gemacht haben.

Der grüne Wasserfrosch.

Man könnte diesen Frosch eben sowohl den Rohrfrosch, als den Wasserfrosch nennen, da er sich nicht nur im Wasser, und zwar mehr im stehenden als fliessenden aufhält, sondern am meisten von allen andern Arten, im Rohr und langen Grase der Ufer, den ganzen Sommer hindurch sitzet und auf seine Beute lauret, zumale wenn die Sonne scheinet, welche er sehr liebet. Wenn man sich demselben nähert, so stürzt er mit einem grossen Bogensprung in den Teich, und sprützet eine Menge helles Wasser hinten von sich. Er wird in einigen Gegenden Deutschlandes der Mark- oder Quarkgeker genannt, weil in seinem Geschrey auf ein etlichmal wiederholtes Quark Quark ein öfteres Gek Gek folget.

Sein Kopf unterscheidet ihn merklich von den übrigen Froscharten; indem er nicht nur länger und grösser, sondern vorne auch spitziger ausfällt. Die Farbe ist an beeden Geschlechten gemeiniglich grasgrün und mit schwarzen Flecken besprenget. Nach geschehener Paarung ist dieses Grasgrün am schönsten; ausser dieser aber bald schwächer, bald dunkler. Mitten durch ihren Rücken, vom Mund, bis fast an das Ende des Leibes, gehet ein hellgelber Strich, an jeder Seite aber zeiget sich ein gelber erhabener Wulst, und die Männchen treiben, wenn sie schreyen, zu beyden Seiten aus den Winkeln des Mundes eine runde weisse Blase heraus, welche den Weibchen fehlet, indem diese nur etwas grunzen, und dabey die Kehle ein wenig aufblähen.

Zur Paarungszeit sind die Daumen an den Vorderpfoten des Männchens sehr aufgeschwollen und mit einer dunkeln rauhen Haut bekleidet, die aber nicht so schwarz ist, als beym Grasfrosch. Das Weibchen hat an seinem Unterleibe mehr hellgraue Flecken als das Männchen; an beyden aber siehet man die Haut zwischen den Zähen der Hinterfüsse stärker, als an andern Froscharten.

Der Wasserfrosch übertrift alle unsere Froscharten an Grösse, und Rösel glaubt, daß er zu seinem vollkommenen Wachsthum mehr als zehen Jahre nöthig habe, und wohl über sechzehen lebe. Die Weibchen werden gemeiniglich grösser, als die Männchen.

Dieser Frosch verläßt sein Winterlager nicht leicht eher, als zu Ende des Aprils, wenn ihn anders nicht sehr warme Witterung herauslockt. Die, welche nur eines, zwey oder drey Jahre haben, lassen sich um einen Monat eher am Ufer sehen, die ältern kommen aber später zum Vorscheine, und sind nur im Schlamm anzutreffen, wo sie aber so braun und kothig aussehen, daß man sie vielmehr für Kröten als Frösche halten möchte. Früher als im Junius paaren sie sich nicht, und es ist falsch, daß sich der Wasserfrosch mit andern Arten begatten sollte.

Wenn die Paarungszeit eingetreten ist, so lassen sich die Männchen Tags und Nachts mit ihrem Geschrey so stark hören, daß man es wohl über eine Stunde weit vernehmen kan. Das Männchen sitzet dem Weibchen auf den Rücken, und lässet sein Gequäke immer hören; sobald aber das Weibchen anfängt, den Laich durch den After von sich zu geben, so fängt auch das Männchen an, denselben mit seinem Samen zu besprengen, welches zu wiederholtenmalen geschiehet, obgleich die Samenbläschen bey ihm viel kleiner, als bey dem Erdfrosch sind. Das Männchen umfaßt sein Weibchen auf die Art, die wir bey dem Erdfrosch angeführet haben. Ihr Laich schwimmt nicht auf dem Wasser, sondern fällt auf den Grund, und bleibt daselbst liegen.

Gehör und Gesicht sind bey diesem Wasserfrosch so scharf, daß er die übrigen Arten daher an Schlauigkeit übertrift. Die Ohren stehen an den Seiten hinter den Augen. Sie hören es leicht, wenn ein fremder Schall entstehet, ob sie auch gleich in sehr grosser Menge schreyen, und schweigen sogleich alle. Die beyden hellen und mit Gold eingefaßten Augen sind so rund und erhaben und stehen am Kopf so stark heraus, daß der Frosch leicht alles um ihn sehen kan, wozu noch vieles beyträgt, daß sie sehr beweglich sind, und sich sowohl einziehen, als heraustreiben lassen. Seine Nahrung bestehet aus Insekten und allerley Thieren, die er bezwingen und verschlucken kan. Er fällt bey seinem Lauren auf nichts, was sich nicht bewegt; doch schnappet er nach allem, was ihm an dem Angel vor Augen zittert; bekommt er aber etwas, das ihm nicht anstehet, so speyet er es wieder von sich. Er ist sehr gefräßig, und man hat wohl eher gesehen, daß er sich an einen jungen Sperling oder eine Maus gewaget hat. So gar die erstausgeschlossenen Entchen sollen nicht sicher vor ihm seyn, und man hat öfters zwey bis drey kleine Wassereidexen in dem Magen eines solchen Frosches angetroffen. Uebrigens muß er seinen Raub ganz verschlucken, und kan nichts benagen, oder abbeissen. Seine Schenkel werden zur Speise gebraucht.

Den kleinen Fischen und der Brut in Teichen thun diese Frösche grossen Schaden. Ja Dübrav behauptet sogar, daß ein grosser Frosch auf einen starken Hecht gesprungen, ihm die Augen ausgekratzet und ihn zu Tode gemartert habe. Sie sind also für die Teiche so gefährlich, als die Landfrösche für die Bienenstöcke, zu welchen sie sich halten, und die herabfallenden Bienen verschlucken.

Der letztere Schaden, den sie verursachen, ist unwidersprechlich, gegen den erstern aber lehnet sich Herr Unzer in seinen kleinen Schriften auf, und versichert, daß man ihn aus dem Irrthume behauptet habe, da man gesehen, daß sie zur Zeit, wenn sie die Liebe plagte, einen starken Karpfensaamen mit den Vorderbeinen veste umfasset, welches daher rühre, daß der Frosch vermeine seine Geliebte zu umarmen. Eben dieser berühmte Verfasser zeiget, daß sie bey dem Gartenbaue einen beträchtlichen Nutzen stiften, indeme sie durch ihre Schneckenjagd, welche ihnen ihren Lieblingsfras liefert, die Pflanzen für diesen Feinden bewahren, die sie mit der Schale verschlingen und auch so gut verdauen, daß sie ganz feiste davon werden.

Laurenz setzt zu diesen Fröschen noch einen, den er Rana alpina nennet; er hat aber nichts von ihm erfahren können, als daß er ganz schwarz seyn soll.

Eben derselbe führet auch einen unter dem Namen Rana campanisona an, von bleicher aschgrauer Farbe mit Bläßchen übersäet, und mit einem runden Streif, der auf der Oberfläche an beyden Seiten die Länge hinab gehet; der

Bauch

Bauch ist weiß, und seine Stimme wie der Laut entfernter Glocken. Ob man ihn schon um Wien gehöret hat, so hat doch der Verfasser keinen Lebendigen erhalten können.

Wir wollen nun auch, nachdem wir die Frösche unserer Gegenden beschrieben haben, die merkwürdigsten ausländischen Frösche nach ihren hauptsächlichsten Abzeichen kenntlich machen.

Der Amerikanische Frosch mit Blasen.

Dieser Frosch hat, wie unser brauner und grüner Laubfrosch, an dem Unterkiefer zwo Blasen, welche er in den schwülen Sommertagen mit Luft anfüllet. Sie sind zwar hinten mit dem Unterkiefer verbunden, liegen aber eigentlich gleich über den Vorderbeinen an den Seiten des Leibes, und dienen ohne Zweifel mit zum Schwimmen, ob sie gleich auch der Stimme ihre Modulation verschaffen. Er hat eine lichtgelbe Farbe, die mit rothen Flecken bestreuet ist. Die Nägel sind breit und den Blättern von Löffelkraut ähnlich.

Der Surinamische Frosch.

Die Zeichnung dieses Frosches ist lichtgelb, und gleichsam mit roth schattiret. Die erwähnten Blasen fehlen ihm. Er frißt sehr gern kleine junge Frösche.

Der kleine Surinamische Frosch.

Dieser ist marmorirt, und hat eine graugelbe lichtrothe bunte Farbe, auch findet man einen andern mit Flecken.

Die Virginische Frösche.

Der erste ist röthlich, und aufs bewundrungswürdigste mit andern Farben gemalt und gezeichnet. Die Nägel sind an den Vorder- und Hinterfüssen durch eine Haut verbunden, und die äussersten Gelenke sind rund. Dieser wird bey Seba der auserlesene schöne virginische Frosch genannt. Ein anderer hat einen aschgrauen Rücken, der ins weißliche spielet, mit einer bunten Farbe und vielen Flecken. Die Nägel an seinen Füssen sind alle los, und durch keine Haut verbunden. Der gröste virginische Frosch ist schön und selten. Der Leib ist lichtgrau und schön gezeichnet. An dem Rücken liegt ein breiter Streif, den grössere und kleinere röthliche Flecken und zarte gelbliche Aederchen zieren. Auf dem ganzen Leibe findet man diese Zeichnung. An beyden Seiten scheinen weisse Linien den Streif auf dem Rücken zu verbrämen, und bunte zirkelförmige Flecken geben den Seiten oben ein prächtiges Ansehen. Der ganze Bauch ist weiß, und die Hüften sind mit Kranzen umgürtet. Alle Füsse theilen sich in vier Zähen und einen Daum, wovon ein jeder unten kleine hervorwachsende Höcker statt der Gelenke hat, welches man bey ihm alleine findet. Ferner gibt es einen virginischen Frosch der dunkelgrau aussiehet, mit hellern Linien und rothen Flecken.

Virginischer und carolinischer Landfrosch.

An diesem ist der Leib weißgrau, dunkel und rothbunt. Catesby sagt bey Gelegenheit dieses Frosches, er habe sich eines Tages mit mehreren Personen aufs Land begeben. Einer aus der Gesellschaft habe ein wenig glüenden Ta-

back aus seiner Pfeife fallen lassen, welches ein Frosch von dieser Gattung sogleich aufgefangen und verschluckt habe. Man habe ihm darauf eine kleine stark glüende Holzkohle vorgeworfen, und er habe sie eben so begierig verzehrt. Catesby vermuthet, er müsse diese Kohlen für leuchtende Würmer, die in heissen Nächten häufig gesehen werden, gehalten haben. Dieses Thier scheint mehr eine Kröte als ein Frosch zu seyn, und sein grosser Leib kommt jener auch näher, doch pflegt er nicht wie die Kröten zu kriechen, sondern zu hüpfen.

Brasilische Frösche.

Der eine ist rundlich und gleichet der amerikanischen Kröte Pipa. Seine Farbe spielt aus dem Rothen ins Aschgraue. Die Hinterfüsse, und der Vorderleib oben sind mit hervorragenden gelben Warzen oder Blattern besetzt. Der Kopf ist gegen das Thier ziemlich groß. Seine Fortpflanzung geschiehet, wie bey den gemeinen Fröschen, ob er gleich eine Art von Pipa zu seyn scheinet. Ein anderer ist schlank, hager, runzlicht; hat eine goldgelbe Farbe, und Füsse, die so dünn, wie ein Schilf sind. Auf dem Rücken erscheinen einige wenige rothe Stellen.

Der Lemnische Frosch.

Dieser dienet der Lemnischen Schlange Laphiati zur Nahrung.

Gefleckter Frosch aus Afrika.

Dieser lebt im Wasser und auf dem Lande. Seine Haut ist hochgrün, hie und da durch eine hellbraune Farbe und über dem Rücken mit einer weissen Linie gezeichnet. Er ist dabey gefleckt und sein weißlicher Unterleib schwarz punktirt.

Gröster Amerikanischer Wasserfrosch.

Die Farbe dieses Frosches ist hochroth, mit häufigen dunkelbraunen Flecken bestreuet, welche aus dem Gelblichen ins Grüne fallen. Die Augen sind braun, und stehen in einem gelben Kreyse. Unter den Augen liegen zirkelförmige Ohrlappen mit einer zarten Haut bedeckt. Die Engländer nennen ihn Bull Frog und die Franzosen Grenouille mugisante. Ein anderer amerikanischer Frosch ist dunkelbraun marmorirt. Um die Schultern erscheinen kleine Auswüchse. Die Hinterfüsse sind sehr lang, oben gefleckt, und unten, wie der Bauch, weiß. Der Kopf ist groß, und die Augen liegen weit heraus. Die Zähen sind mit rundlichen Nägeln versehen.

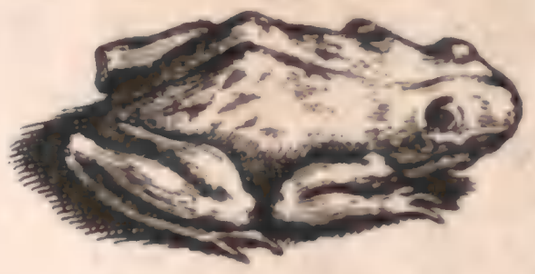
Der Meerfrosch.

Des Seba seiner ist aus Amerika und selten anzutreffen. Er hat eine ausserordentliche Grösse. Die Füsse, wenn er sie ausstreckt, sind mehr als eine halbe Elle lang. Der ganze Leib, den Kopf ausgenommen, ist voller Höker. An beyden Seiten erscheinet oben an den Vorderfüssen ein Schild, welches fast die Gestalt eines Seegels eines kleinen Schiffes hat. An den Vorderfüssen sitzen vier, an den hintern aber fünf Zähen, welche am Ende mit breiten Nägeln versehen sind.

Seba sagt bey seinen asiatischen und amerikanischen Fröschen, daß die letzte

Stufe

Laub frosch .



Rana . Frosch .

Laub frosch .

Rana .

Laub frosch .

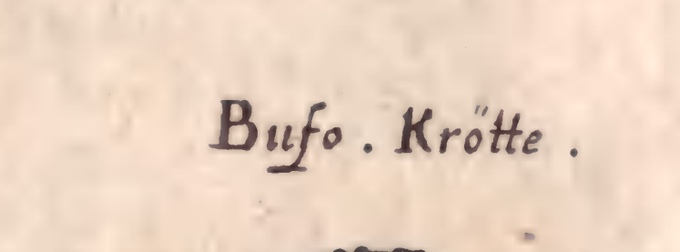
Frosch .

Frosch .

Rana .

Krötte .

Krötte .



Bufo . Krötte .

Stufe in dem Leben eines Frosches seye, daß er in einen vollkommenen Fisch verwandelt werde, und zwofache Floßfedern bekomme, welche gut geordnet seyen, und die Stelle der Füsse vertreten. Ueberdiß zeige sich alsdenn auch noch nicht nur über den Rücken, sondern auch unten am Bauche, ein kleiner Rand von Floßfedern. Der Leib endige sich auch in einen proportionirlichen und mit Floßfedern versehenen Schwanz. Diese Fische werden zu Surinam Ja Kjes genannt. Ihr Fleisch wird hochgeschätzt. Sie werden in Kommewyne, Kottika, und auch in andern Flüssen gefangen, und kommen einem mittelmäßigen Barben an Grösse gleich. Die Farbe fällt aus dem Aschgrauen in das Grauweise, und wird weißbunt. Dieser Fisch hat zu beyden Seiten an dem Leibe von dem Kopfe an bis zum Schwanz eine gedoppelte Reyhe kleiner knorpelichter Knochen. Mit den europäischen Fröschen soll nach dem Seba eine ähnliche Verwandlung vorgehen, die aber Rösel weder bey den einen noch bey den andern glauben will. Er hält vielmehr dafür, daß sich Seba durch grosse Froschwürmer, aus welchen erst noch Frösche haben wachsen sollen, verleiten lassen, zu glauben, daß die Fische, welche er beschreibt, einmal Frösche gewesen; und er habe desto leichter verführt werden können, da es unter den amerikanischen Fröschen welche von solcher Grösse gebe, deren Leib allein sechs bis sieben Zolle in der Länge habe, und die nothwendig auch aus grossen Froschwürmern sich entwickelten.

Die Kröten.

Die Kröten unterscheiden sich äusserlich hauptsächlich dadurch von den Fröschen: 1) daß jeder Frosch einen dünnen und gleichsam rundlich zusammen geschnürten Hinterleib, in Ansehung des Vorderleibes gegen den Kopf zu, oder in Ansehung der Brust hat, worauf geschmeidige Schenkel folgen; der Rumpf einer Kröte aber ist fast gleich dicke und die Schenkel träge; 2) ist der Kopf eines Frosches mehr gedehnt, als der von einer Kröte; 3) setzen sich die Frösche, wie die Hunde auf die Hinterbeine; die Kröte aber liegt fast beständig mit dem Bauch auf der Erde; endlich sind die Frösche sehr lebhaft; die Kröten aber schläfrig; man könnte noch hinzuthun, daß sie mehr als die Frösche, wenn ihnen jemand nahe kommt, entweder aus Furcht oder zu ihrer Vertheidigung, den Harn von sich spritzen, und daß sie mehr bey Nacht als bey Tage ihrer Nahrung, welche mehrentheils aus lebendigen Insekten bestehet, nachgehen; daher man ihrer, wenn man die Zeit, da sie sich paaren, ausnimmt, am Tage nicht so leicht als der Frösche ansichtig wird.

Nach ihrem Aufenthalt theilet man sie in Land- und Wasserkröten ein. Jene halten sich in Löchern verborgen, welche sie theils in einer Anhöhe, theils aber auch in ebenem Felde, oder unter alten Gemäuern ausgraben, um der Sonnen-Hitze zu entgehen, welche sie nicht ertragen können, und sich zugleich für dem Geyer mit dem Schwalbenschwanze oder Milanen; dem Storch und andern Raubvögeln zu verbergen. Denn der Storch, wenn es gleich andere läugnen, hat im Angesichte Röfels Kröten verzehret. Die Wasserkröten wohnen mehr in sumpfichten Orten und vermeiden das trockene Land; für der Winterkälte aber vergraben sie sich in Schlamm des Wassers oder auch in feuchte Erde; da hingegen die Landkröten sich auch den Winter über in ihren trockenen Löchern aufhalten. Doch gehen beyde Arten zur Paarungszeit ins Wasser, und laichen darinnen. Uebrigens ist weder ihnen noch den Fröschen den Winter über der Mund verschlossen, wie man sich unter dem Volke damit träget

Röseln sind vier Arten von inländischen Kröten bekannt worden. Die erste nennet er die wie Knoblauch stinkende Wasserkröte mit braunen Flecken, welche sich eben nicht gar häufig zeiget.

Die zweyte, die gemeiner ist, ist die blatterichte Landkröte mit feuerrothen Augen, die zwar insgemein bey Nacht, doch aber auch manchmal bey Tage, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommt. Die dritte ist die sogenannte Feuerkröte, welche ihren Namen vielleicht daher bekommen, weil ihre Unterfläche des Leibes mit hochoraniengelben, oder feuerrothen Flecken gezieret und die auf der obern Fläche mehr schwarz als braun ist, und die vierte die stinkende Landkröte.

In Laurentii Synopf. Reptil. wird eine grüne Kröte hinzugethan, die auf einem schmutzig weissen Grund grüne ineinander fliessende Flecken hat, welche punktirt und mit einer schwarzen Linie eingefaßt sind. Der ganze Leib, das äusserste des Kopfes und der Füsse ausgenommen, ist blattericht. Die Blätterchen, welche auf den Flecken sitzen, haben einerley Farbe mit ihnen und sind grün, in den Zwischenräumen sind sie roth, und die zum Theil auf den Flecken zum Theil auf den Zwischenräumen sitzen, sind auf dem Flecken grün, ausserhalb demselben roth. Die Zähen der Hinterfüsse sind durch eine kaum sichtbare Haut verbunden. Die goldfarbigen Augen liegen weit heraus, und haben ein halbrundes Auglied mit einem eyförmigen Flecken.

Sie halten sich in den Ritzen und Hölen der Mauren auf, worinn sie ihre funkelnde Augen verrathen, wenn man hineinschaut. Sie kommen heraus, wenn man eine Ruthe in ihre dunklen Wohnungen stecket, und sie beständig beweget.

Wenn sie Othem holen, so blasen sie die Kehle wechselsweise auf; werden sie gereitzt, so funkeln ihre Augen, ihre Haut unterläuft, und duftet einen heftigen Geruch aus, der das Haupt angreift, und dem vom Nachtschatten gleichet, aber weit stärker ist.

Herr Laurenz fand durch wiederholte Versuche, daß diese Kröte dem Geflügel unschädlich ist, bey den Hunden aber äusserlich die Würkung der ätzenden, und innerlich, der Brechmittel hervorbringet, und daß ihr Gift durch die Milch gedämpfet wird.

Klein glaubt acht Abänderungen von Kröten in Preussen bemerkt zu haben. Die gröste unter ihnen hielt mit Kopf und Rumpf $6\frac{1}{2}$ Zoll. Sie war kohlschwarz, hatte ein eingedrücktes Gesicht, hohe Nase, und war mit einer Menge von Höckern von den Nasenlöchern an, über den ganzen Rücken bis zum Hintern besprengt. Ihre Augen sind gräßlich, und an allen Füssen sitzen fünf Zähen. An den Hinterfüssen ist der Daum los, die übrigen aber sind wenigstens etwas miteinander verbunden. Klein glaubt, daß sie sowohl im Wasser, als auf dem Lande lebe. Sie gräbt sich wie die Maulwürfe, unterirdische Gänge, um sich vornemlich sumpfichte Oerter aufzusuchen, wo sie allein zu herrschen scheint, und keine Frösche oder Wiesel um sich leidet.

Die zwote ist, wie ein Tiger fleckigt, und hat auf einem aschgrauen Grunde dunkelbraune marmorirte Flecken. Sie hat an den Vorderfüssen vier, und an den Hinterfüssen fünf Zähen. Die Schultern sind breit, die Schenkel fallen einwärts, eben als wenn sie gebrochen wären, und liegen so tief, daß die Kröte im Kriechen mit dem Bauche die Erde zu reiben scheinet.

Die dritte hat eine dunkelrothe Farbe, welche ins Schwarze fällt. Diese eigentlich sogenannte böse Kröte ist vornemlich (in Preussen) auf den Wiesen häufig und sehr gemein. Sie kommt auch in die Gärten, und richtet unter den Erdbeeren, unter welchen sie sich aufhält, grossen Schaden an. Den Winter über liegt sie unter der Erde.

Die vierte, rubeta cellularis, wandert in den Kellern herum; sie hauchet eine salzigte Feuchtigkeit von sich. Wirft man sie in ein angeblasenes Feuer; so vertheidigt sie sich fast eine ganze Minute durch ihren Speichel, welcher aus den Schweißlöchern, und ihrem hagern Maul hervorbricht, wider die Gewalt des Feuers. Die Grundfarbe ist lebergrau, mit Schwarzgelb bemahlt. Ihre Füsse sind sehr schmächtig.

Die fünfte Art hat einen dreyeckigten Kopf, welcher zwischen den Schultern lieget. Der Rumpf ist bis ganz hinten gut gemästet. Der Rückgrad scheint gebrochen zu seyn, und über den Rücken läuft ein schmutzig gelber Streif herab, sonst ist ihre Farbe wachsgelb. Sie lauret auf Vögel und Schmetterlinge, welche sie in ihrem Fluge erhaschet und erwürget.

Die sechste hat einen Kopf fast wie ein Frosch. Sie ist zwar artig anzusehen; aber dabey giftig genug, um blos durch einen Hauch schädliche und unschädliche Thierchen, ja so gar Spinnen so sinnlos zu machen, daß sie herabfallen, und ihr zur Nahrung dienen. Sie ist sehr gefräßig. Ihre Zeichnung ist braunroth, welche nach dem verschiedenen Grade des Lichts eine grünliche Stralenbrechung verursachet. Die Füsse sind wie gezahnt. Sie ist so geschwind, daß sie eine Maus übereilet. Sie hat fünf Zähen, und die Hinterkeulen sitzen gut.

Die siebende Art ist länger, als die vorhergehenden. Sie hat oben eine Haube, und ist etwas stachelicht. Ihr Kopf ist sehr kurz, wenn man sie mit einem Stock stößt, so bläßt sie sich auf und bekommt eine rostige Farbe. Sonst ist sie ordentlich an dem Oberleibe fleischfarbig, unten gelbweißlich, und mit schwarzen hervorragenden Punkten bunt.

Die achte Art ist, wie des Seba seine, gehörnt. Sie hat zwar Hörner am Kopfe, welche aber viel kleiner sind, und in welchen, oder doch wenigstens an Oertern, die ihnen nahe sind, die Augen stehen. Der Rachen ist länglich und rauh. Die Füsse haben eine dunkelrothe Grundfarbe, welche mit hellgrauen Franzen besetzt ist. Am übrigen Leib ist sie schwarzgrau, und an den Seiten dunkelbraun.

Wir wollen uns nun näher zu den Röselschen Kröten wenden.

Seine braune, wie Knoblauch stinkende Wasserkröte wird sowohl vor als nach der Paarung im Wasser angetroffen, und nur einmal hat sie Rösel auf dem Lande, und zwar unter einem Klettenstrauch gefunden, wo sie Insekten und Schnecken verzehrt hatte und sich durch ihren Knoblauchgeruch verrieth, der bey diesem Thiere, wenn es beunruhigt wird, so stark ist, daß er einem, der das Gesicht über ein Gefäß hält, worinnen sich solche Kröten befinden, das Wasser aus den Augen treibt; ob man gleich an ihren Theilen, wenn sie zerschnitten werden, nichts mehr davon empfindet.

Ich habe im August vergangenen Jahres eine sehr grosse Kröte dieser Art in einem ausgetrockneten Sumpfe, wo ich nach Insekten suchte, und einen sehr grossen und schwehren Erdschollen zu diesem Ende losbrach, gefunden, die so veste unter demselben saß, daß ihr ganzer Körper sich darinnen abgedruckt hatte, ohne daß ich irgendwo einen Aus- oder Eingang entdecken konnte.

Es kostet Mühe diese Kröte zu fangen; denn ob sie sich schon, wenn ihre grosse Lunge mit Luft angefüllt ist, manchmal mit ihrem ganzen Leib auf der Oberfläche des Wassers zeiget, so lässet sie doch meistens ihren Kopf nur bis an die Augen über das Wasser hervorragen, und sobald sie merkt, daß ihr etwas zu nahe kommt, fährt sie sogleich auf den Grund, und kommt nicht so geschwind wieder zum Vorschein.

Das Weibchen dieser Kröte ist allezeit grösser als das Männchen, wenn beyde ausgewachsen sind; in Ansehung der Frösche aber hat Rösel keines gefunden, welches den stärksten Wasserfrosch an Grösse übertroffen hätte, ausser zur Paarungszeit, da sie wegen der Eyer, die sie bey sich tragen, viel dicker erscheinen; doch sind sowohl die Männchen als Weibchen von dieser Krötenart, von Leib mehr untersetzter und zusammengeschobener, als die Wasserfrösche, und die Hinterschenkel sind bey ihnen, wie bey allen Kröten, auch kürzer als bey diesen. Das Männchen unterscheidet sich aber, ausser der Grösse in der äusserlichen Struktur durch nichts von dem Weibchen, und der schwarze Daum wird bey ihm eben so wenig als bey dem Laubfrosch angetroffen. In Absicht auf die Farbe aber hat es nur eine einfärbige weißgelblichte Unterfläche; das Weibchen aber ist auf selbiger etwas dunkler und grau in grau gesprengt. An beyden ist übrigens der Kopf oder Hirnschädel ziemlich gewölbet, welches man an andern Froscharten nicht bemerkt.

Die Oberfläche ist braun gefleckt, und es ist schwehr zu sagen, ob die dunklere oder hellere die Grundfarbe ausmache. Nimmt man die hellere für die Grundfarbe, und die dunklere für die Flecken, so ist jene bey dem Weibchen zuweilen ziemlich hellgrau, bey dem Männchen aber gemeiniglich gelbbraun, und in dieser befinden sich sehr viel kleine, nebst einigen grossen dunkelbraunen Flecken von ungleicher und unregelmäßiger Bildung. Die grösten fallen allezeit am dunkelsten aus, und sitzen sonderlich um die Mitte des Rückens, in der Mitte selbst

aber werden sie, durch einen nach der Länge auslaufenden Streif der Grundfarbe von einander abgesondert; die Flecken auf dem Kopf und den vier Schenkeln können auch noch zu den grossen gerechnet werden, die an den Seiten aber nehmen an Grösse nach und nach ab und werden immer blässer. Alle Flecken haben eine dunklere Einfassung und in derselben zeigen sich wieder einige helle Fleckchen von ungleicher Form und Grösse, so daß man ihre Oberfläche wohl mit einer Landcharte, auf welcher nebst einigen grossen Inseln, auch viele kleinere und noch mehr ganz kleine vorgestellt werden, vergleichen könnte, welche Vergleichung auch Laurenz zu seiner grünen Kröte gewählet hat. Alle diese Flecken zeigen sich nach der Laichzeit stärker, als vor derselben. Ausser den braunen Flecken sind auch noch an einigen dieser Kröten, um die Gegend, wo die Schenkel ihre Einlenkung haben, an den Seiten des Leibes, etliche hoch oranien- oder menning-farbe Punkte und Fleckchen, deren Anzahl und Grösse ungleich ist. Uebrigens ist die äussere Haut fast eben so glatt, als an dem Grasfrosch, und gar nicht so blattericht, wie an der gemeinen Landkröte.

Diese Kröte hat auch, wie die Frösche, eine Schwimmhaut an den hintern Füssen; von andern Kröten unterscheidet sie sich aber, ausser dem was bereits gesagt worden, nicht allein durch ihre grössere Sprünge, welche sie auf dem Lande zu machen pflegt, sondern auch noch durch eine besondere hornharte Afterklaue, welche an ihren Hinterfüssen an der Ferse stehet; auch zeiget sich der sogenannte Seher in ihren Augen, wenn sie denselben zusammenziehet, nicht nach der Queere, wie bey den andern, sondern senkrecht getheilt, wie bey den Katzen und Eulen, welche, wie sie, das Tageslicht scheuen.

Das Männchen dieser Art läßt auch einen Laut von sich hören, den man zur Paarungszeit am häufigsten vernimmt. Er ist eben nicht angenehm und gleichet bald dem Geschrey des Grasfrosches, bald aber dem Quäken des Laubfrosches, doch sieht man bey demselben weder an den Seiten des Kopfes eine Blase, wie beym Wasserfrosch, noch einen Kehlenbeutel, wie beym Laubfrosch. Das Weibchen hingegen grunzet nach Art der Schweine; doch schreyet es auch sowol als das Männchen, wenn man es mit einer Zange am Fuß packet, wie eine junge Katze aufs erbärmlichste, und der Knoblauchgeruch wird sehr heftig.

Diese Kröten paaren sich im Frühlinge, bald früher, bald später, je nachdem die Witterung ist. Das Männchen umfasset das Weibchen mit seinen vorderen Schenkeln um die Lenden, und hält es also an den hintern Schenkeln veste, daß folglich ihre beyden Hintertheile sehr weit von einander entfernet sind. Ehe das Weibchen anfängt seinen Laich von sich zu geben, so bewegt sich sein Leib bald auf dieser, bald auf jener Seite, ausserordentlich stark, worauf es sich auf den Grund begibt, und alsdenn einen Theil seines Laiches heraustreibet, worauf es einige Zeit ruhet, und alsdenn sein Geschäfte wohl sechzehn bis zwanzigmal wiederholet. Das Männchen hält sich unterdessen nicht beständig stille, sondern nur wenn das Weibchen ruhet; wenn es aber einen Theil des Laiches von sich geben will, und sich deswegen mit ganz ausgestreckten Hinterschenkeln auf den Boden legt, so nimmt das Männchen eine ganz andere Stellung an, und ziehet seinen Leib so zusammen, daß die hintern Schenkel die vorderen beynahe berühren, und es einen ganz höckerigen Rücken bekommt; eben dadurch bringt es die Oefnung seines Afters ganz nahe an den After des Weibchens, an welchen es zugleich die beyden Hinterfüsse so anschliesset, daß es scheint, als wollte es den Laich vermittelst derselben herausziehen. Kommt nun ein Theil des Laiches aus dem After des Weibchens heraus, der etwan einen Zoll der Länge nach beträgt, so hält das Männchen denselben mit seinen zween sehr nahe aneinander stehenden Hinterfüssen gleichsam auf, bis es solchen mit seinem Samen besprenget hat, wobey es zugleich eine solche Bewegung macht, die der ähnlich ist, welche man bey Hunden, die sich begatten, bemerket; alles dieses geschiehet sehr geschwinde, und wenn hernach beyde Kröten noch einige Minuten in der nämlichen Stellung geblieben, so ziehet das Männchen seine hintern Füsse etwas auseinander, worauf der von ihm vorher zusammengehaltene und befruchtete Laich, sich auseinander begibt. Während der Paarung hängt der Laich am After des Weibchens, als ein durchsichtiger mit hellem Schleim und vielen kleinen schwarzen Körnern angefüllter Darm, der manchmalen eine Länge von zwey

Schu-

Schuhen hat. Diese Beobachtung wurde an Kröten in Gläsern gemacht. In stehenden Wassern findet man ihn gemeiniglich am Ufer, am Rohr, Gras und andern Wasser-Gewächsen öfters als auf dem Grunde.

Rösel hält diese Kröte für vergiftet, weil sie der Storch nicht fressen will. Aetius hat sie schon verschrien, und gesagt, daß sie sehr gefährlich seye, und wenn sie gleich selten beisse, doch mit ihrem Hauch schade, die welche von ihr verlezt, geschwellen und sterben sehr geschwind. Gesner sezt hinzu, daß er ein Weib gesehen habe, das auf diese Art ihr Leben, durch Kräuter, auf die eine solche Kröte ihr Gift gehaucht, verlohren habe.

Die blatterichte Landkröte mit rothen Augen.

(Bufo vulgaris.)

Diese hält sich mehr auf dem Land als im Wasser auf. Ihre Leibes-Gestalt ist so plump, kurz und zusammen geschoben, daß man sie gleich beym ersten Anblick, sonderlich wenn man ihre ungeschickte Bewegung siehet, von den Froscharten leichtlich unterscheidet, und so groß als der daher entstehende Unterschied zwischen den Fröschen und den andern Krötenarten ist; so groß ist er auch zwischen den Wasserkröten und dieser Landkröte.

Sie hat einen stumpfen Kopf und über den grossen Augen ein paar polsterähnliche Erhöhungen; hinter ihnen aber sind zwey dicke Wülste, die wohl fünfmal länger als breit, und mit verschiedenen vertieften Oefnungen, wie mit Punkten besezt sind. Die Blattern, womit sie auf ihrer Oberfläche übersäet ist, sind auf dem Rücken und den dicken Theilen der Hinterfüsse, welche wie Waden aussehen, am gröften; nach unten zu aber werden sie immer kleiner und weniger.

Die Vorderfüsse dieser Kröte haben nur vier Zähen, die hinteren aber fünfe, und diese leztern sind miteinander durch eine Haut verbunden, welche sich zwar kaum bis über die Hälfte jeder Zähe erstrecket, aber doch das Schwimmen erleichtert.

Von der Farbe läßt sich nur so viel gewiß bestimmen, daß sie mehr unangenehm als lieblich ist, und man wird selten zwo finden, die vollkommen darinne übereinkommen. Wenn sie aus ihren Winterlöchern hervorkriechen, so ist ihre Farbe kothigbraun; wenn sie aber hernach ihre Haut in Form eines Schleims etlichemal abgelegt haben, so hat immer eine eine hellere oder dunklere Grundfarbe, als die andere, indem dieselbe bald olivenfarb, bald schwärzlich, bald grau, bald aber roth oder gelbbräunlicht aussiehet, und bey einigen sind die Pocken grösientheils roth, welches sonderlich an den Weibchen vorzukommen pfleget. Ausser diesen rothen Pocken aber ist immer eine dieser Kröten vor der andern, mit mehr oder wenigern, kleinen und grossen, bald schwarzen, bald rothbraunen Flecken unordentlich besetzt, und die zwey Wülste des Halses sind gemeiniglich rothbraun.

Gleichwie aber ihre Oberfläche immer dunkel ist, so ist im Gegentheil die untere hell oder weisgrau, und die beeden Augen, hinter welchen das Ohr ist, sind an dieser Art beständig so schön hochroth feuerfarb, daß sie wie mit Kupfer vermengtes Gold glänzen; der Stern im Auge aber zeigt sich bald rund, bald aber so zusammen gezogen, daß er nur einen horizontalen Spalt vorstellet.

Bey dem Weibchen ist die graulichte Unterfläche mit vielen dunkeln Flecken von ungleicher Grösse besprengt; bey dem Männchen hingegen ist sie mehr einfärbig hellgrau; zur Laichzeit aber unterscheiden sie sich auch noch weiter durch die Vorderarme, die bey dem Männchen stärker als bey dem Weibchen erscheinen, und denn auch durch einige zerstreute Fleckchen einer schwarzen Haut, die sich an dem Daum und dem zunächst daran stehenden Finger des Männchens zeigen, nach vollendeter Paarung aber wieder verschwinden; doch sind die Finger nicht so wie bey dem Wasser- und Grasfrosch aufgeschwollen.

Man trift diese Kröte häufig in den Feldern und Gärten in verschiedener Grösse an, doch läßt sie sich mehr gegen

Abend sehen, indem sie den Tag über in den Löchern, die sie tief und horizontal in der Erde ausgräbt, verborgen bleibt, mit dem Abend aber solche verläßt und die Nacht hindurch ihrer Nahrung nachgehet, welche aus lauter Insekten bestehet. Sie erreicht ein Alter von mehr als fünfzehn Jahren, und wird auch so groß und wohl grösser als ein Wasserfrosch. Weil sie aber überhaupt wie andere Kröten die feuchten Oerter zu ihrem Aufenthalte wählet, so findet man sie auch in Kellern und Ställen, daher sie wohl die von einigen sogenannte Kellerkröte seyn mag: denn da sich alle Kröten vor der Winterkälte in die Erde und oft sehr tief vergraben, so kan es leicht seyn, daß sie im Frühjahre des rechten Weges verfehlen, wenn sie die Wasser sich zu paaren suchen, und auf diese Weise statt gegen demselben heraus, tiefer den Kellern zu graben. Eben diese Kröten sind es, welchen das Landvolk Schuld gibt, daß sie sich an die Euter der Kühe in den Ställen hängen, und durch ihr Saugen das Geschwellen derselben veranlassen sollen.

Sie spritzen, wie alle Fröscharten, wenn man sie verfolgt, ihren Harn von sich, und geben auch aus den beyden Wulsten ihres Halses eine weisse Feuchtigkeit. Rösel getrauet sich nicht zu behaupten, ob das eine oder das andere giftig seye. Wenigstens hat er mehr als eine lebendig aufgeschnitten; ihnen den Mund geöfnet und vermittelst einer Röhre Luft in ihre Lungen geblasen, ohne das geringste Widrige davon zu empfinden. Es hat sie auch ein zahmer Storch ohne Bedenken von ihm angenommen und verschluckt. Bey eben diesen Versuchen hat er auch die Unwahrheit des Vorgebens gefunden, daß die Spinne der Kröte ein so gefährlicher Feind seye, daß diese sogleich, wenn die Spinne über ihr zu hangen komme, zerplatzen müsse.

Man hat geglaubt, daß diese Kröte sich mit dem Grasfrosch paare, und daß aus dieser Begattung Krötenfrösche entstünden, weil beyde zu gleicher Zeit laichen, und man sie bisweilen aneinander hangen siehet; allein dieses geschieht aus blinder Geilheit, und dauert nicht lange, und sobald das Männchen ein Weibchen seiner Art erblicket, so läßt es das fremde fahren, und begattet sich mit seiner Art. Eben so wenig begattet sie sich mit andern Kröten, indem nicht alle Arten zu einerley Zeit den Trieb sich zu begatten fühlen, und auch selbst in der Art sich zu begatten eine merkliche Verschiedenheit ist.

Sie paaren sich im Frühjahre, nach Beschaffenheit der Witterung bald früher, bald später; und da diese Gattung sich mehr auf dem Lande als im Wasser aufhält, so suchet das Männchen sein Weibchen eben nicht allezeit im Wasser, sondern wenn es zur Zeit, da es begierig ist sich zu begatten, eines auf dem Lande antrift, so vereinigt es sich sogleich mit demselben, und daher findet man sie öfters auch ausser dem Wasser miteinander gepaaret; doch eilet sodenn das Weibchen, mit seiner ganzen Last allezeit dem Wasser zu.

Das Männchen umfasset dem Ansehen nach das Weibchen auf gleiche Weise mit den vordern Pfoten, wie der Grasfrosch bey seiner Paarung zu thun pfleget, allein es strecket seine Pfoten nicht bis auf die Brust des Weibchens aus; sondern es setzt dieselben, wie der Laubfrosch, unter den Achseln des Weibchens so veste an, daß man von den Zähen gar nichts siehet. Auf diese Weise gepaaret bringen sie acht bis zehn Tage im Wasser zu, ehe das Weibchen den Laich von sich gibt, und derselbe von dem Männchen befruchtet wird, ohne daß das Männchen des Umfassens müde werden sollte. Diese ganze Zeit über währet ihr grunzendes und heulendes Geschrey Tag und Nacht fast ohne Aufhören, und wo viele beysammen sind, lautet es als ob einige Hunde zugleich heuleten; doch nimmt man bey diesem Geschrey, welches mehr von dem Männchen als Weibchen gemacht wird, weder an den Seiten des Mundes noch an der Kehle eine Ausdehnung wahr.

Ehe das Weibchen seinen Laich von sich gibt, wird es unruhig, und gehet bald auf den Grund, bald wieder herauf auf die Oberfläche. Kurz vor dem Laichen selbst äussert sich in dem Leibe des Weibchens eine starke Bewegung, bey welcher es noch immer auf und abgehet, bis es endlich viel geschwinder als sonst auf den Grund fähret, und nicht nur seinen Leib, sondern auch die Hinterschenkel, so stark als möglich der Länge nach ausstrecket. Zu gleicher Zeit dehnet auch das Männchen seinen Leib in so ferne aus, daß die Oefnung seines Afters über der von dem Weibchen in gerader Richtung

tung stehet; seine Hinterfüsse aber und die Schenkel derselben ziehet es mit einer zitternden Bewegung ganz nahe an sich. Gibt nun das Weibchen einen Theil seines Laiches von sich, so fängt das Männchen nicht nur von neuem mit seinen Schenkeln zu zittern an, sondern es bewegt auch den hintern Leib, wie ein geiler Hund in der Paarung, und arbeitet zugleich mit seinen hintern Füssen solchergestalt, als ob es dem Weibchen den Laich in Eile und mit Gewalt aus dem Leibe ziehen wollte; ob es gleich durch diese Bewegung nichts anderes thut, als daß es den geringen Theil des Laichs, welchen das Weibchen auf einmal von sich gibt, ganz nahe und gleichsam auf einen Klumpen zusammen bringet, um solchen desto besser befruchten zu können, wobey sich sein After weit nach der Quere öfnet, und einen geringen Theil des Saamens, der eine trübe Feuchtigkeit vorstellet, über den Laich ergiesset. Wenn dieses geschehen ist, so kommt der Laich zwischen den Schenkeln des Männchens so hervor, daß er nicht nur den After desselben bedekt, sondern auch aus demselben hervorzukommen scheinet, welches nicht länger währet, als der Hahn die Henne tritt. Wenn beyde Kröten ein wenig ausgeruhet, ziehet das Männchen seine Hinterschenkel etwas auseinander, worauf sich der von dem Weibchen gebohrne und von dem Männchen befruchtete Theil des Laiches auseinander begibt und sich in Form zweyer, aus kleinen schwarzen Korallen bestehender Schnüre zeigt, welche ungefehr dritthalb Zoll lang sind. Diese Korallen hängen vermittelst eines zähen und durchsichtigen Schleimes zusammen, und die Schnur, welche sie ausmachen, ist etwas dicker als ein starker Strohhalm unterher zu seyn pfleget, hierauf nehmen sie eine bequemere Stellung und begeben sich nach der Oberfläche des Wassers, um Luft zu schöpfen und auszuruhen, damit sie ihr Geschäfte von neuem antreten können, bis die ganzen Schnüre gebohren und befruchtet sind, die sich ungefähr auf vier Schuh erstrecken und auf deren Hervorbringung mehr oder weniger als drey Stunden gehen.

Dieses Geschäfte geschiehet insgemein bey Nacht und gegen Tag, seltener aber am hellen Tage selbst, und die grössern Weibchen legen mehr Eyer, als die kleineren oder jungen; es paaren sich aber nicht allezeit mit den grössern Weibchen auch grosse Männchen, sondern öfters auch kleine. Die in den aus zähem Schleim bestehenden Schnüren befindliche Eyer, sind nicht ein jedes für sich mit einem eigenen Theil Schleims umgeben, sondern sie sitzen so darinne, daß sie am Ende desselben, wie am Anfange, mehr einzeln erscheinen, die übrigen aber machen zween Reihen aus, welche so neben einander hinlauffen, daß sie gleichsam rautenförmige Vierecke beschreiben, welche aber hie und da auch wieder unterbrochen erscheinen. Diesen Laich kan man alle Frühlinge an den Ufern der Weiher und Wassergräben finden; auch trift man ihn manchmal in den Regenpfützen an den Strassen an, wo er aber, wenn solche austrocknen, verdirbt.

Obgleich das Männchen gemeiniglich das Weibchen sogleich verläst, wenn die beyden Schnüre gebohren sind, so hat doch Rösel bey einem sehr grossen Paar gesehen, daß das Männchen, nach dieser Zeit, beynahe noch achtzehn Stunden sitzen blieb, und alle fünfzehn Minuten die Bewegungen machte, welche es beym Befruchten zu machen pfleget. Das Weibchen laichte zwar nicht von neuem; doch zeigte es hiebey keinen Widerwillen, sondern streckte sich bey den wiederholten Bewegungen des Männchens eben so aus, als wenn es laichen wollte.

Demours, ein französischer Arzt will in dem königlichen Garten eine Landkröte gesehen haben, bey welcher das Männchen das Amt eines Geburtshelfers vertrat, indem es sich um den Rücken des Weibchens anklammerte, und es mit seinen Vorderfüssen so lange angeschlossen hielt, bis es mit einem Hinterfusse das erste Ey ergrief, worauf es den Faden, an dem diese länglichte Eyer, die mit einer zimlich vesten Haut umgeben waren, wie ein Rosenkranz zusamen hiengen, zwischen die Finger faßte, den Fuß ausstreckte, und auf diese Weise das zweite Ey hervorzog; alsdenn mit dem andern Hinterfusse einen höhern Theil des Fadens ergrief, und das dritte hervor zog, welchem auf eben diese Art alle übrigen folgen mußten. Es wäre zu wünschen, daß Demours, wenn anders seine Beobachtung, die in der Geschichte der französischen Gesellschaft der Wissenschaften vom J. 1741. mitgetheilet wird, richtig ist, eine nähere Beschreibung von dieser kleinern Art der Landkröte gegeben hätte. Dann obgleich Bonnet

in seiner Betrachtung über die Natur, vermuthlich durch Demours verleitet, diese Eigenschaft den Kröten überhaupt zuzuschreiben scheint, so hat doch weder Rösel noch Laurenz unter ihnen eine solche Geburtshelferin entdecken können, und andere, die sich viele Mühe gegeben haben, sie auszufinden, sind meines Wissens nicht glücklicher gewesen.

Die Feuerkröte.

Diese Kröte ist unter den beyden die wir bereits beschrieben haben, und der, die wir nach ihr beschreiben werden, die kleinste, und scheinet, wenn sie auch ein Alter von mehr als zehen Jahren erreichet, doch kaum so groß als der Laubfrosch zu werden.

Ihre deutsche Benennung hat sie vermuthlich von ihrer Unterfläche erhalten, welche mit schönen fuerrothen, oder hochoraniengelben Flecken besprenget ist, und der lateinische Name Rubeta mag ihr wohl auch eher davon, als von den Brombeersträuchen, die ihr Geburtsort seyn sollen, gegeben worden seyn, da sie sowohl als die übrigen ihren Laich in das Wasser leget, und auch ihre hinteren Spring- und Schwimmfüsse zu erkennen geben, daß sie mehr eine Wasser- als Landkröte ist, indem die fünf Zähen bis an ihr äusserstes Ende vermittelst einer Haut zusamen hängen.

Diese kleinere Wasserkröte, welche die Knoblauch oder grössere Wasserkröte bey weitem nicht an Wachsthum erreichet, kan man im May und Junius, da ihre Laichzeit herannahet, am leichtesten zu sehen bekommen, zu welcher Zeit sie sich am liebsten in den stillstehenden und trüben Wassern der Gräben und Regenpfützen aufhält, wo sie aber die Furcht so scheu macht, daß sie nicht leicht ihren völligen Kopf, sondern nur ihre erhabenen Augen und die Nasenlöcher über die Oberfläche des Wassers hervorragen läßt, wobey sie alles, was sich auch nur von ferne zeigt erblicket, und alsobald in die Tiefe fähret.

Libavius, der ebenfalls eine Feuerkröte beschreibet, sie aber unter die Landkröten rechnet, und vorgibt, daß sie nicht nur in der Erde, sondern auch in vesten Steinen erzeugt werde; spricht ihr die Stimme ab. Von der gegenwärtigen aber läßt sich das Männchen mit seiner Stimme hören, welche in einem etwas stillen aber etlichmal hinter einander schnell wiederholten Grunzen, zuweilen aber auch in einem auf gleiche Weise hervorgebrachten Unken, so fast einem Gelächter gleich kommt, bestehet, welches nicht so unangenehm als bey andern Kröten lautet, indem es aus einem sanften und höhern Tone gehet; wobey man aber weder an dem Mund noch an der Kehle eine Veränderung wahrnimmt. Ich habe sie öfters beym Begatten beobachtet, und bemerkt, daß sie, wenn ich sie störte, aus Ungedult, im Kleinen wie ein aufgebrachter Hund murreten; oft sah ich auch daß mehr als ein Männchen an einem Weibchen hieng, wovon das eine sie von oben, das andere von unten umfaßte.

Ihre erhabenen Augen stehen auf der Oberfläche des Kopfes, viel näher beysamen, als bey andern, und der sogenannte Seher ist im Dunkeln allezeit zirkelrund, im Lichte aber ziehet er sich so zusamen, daß er ein ordentliches Dreyeck vorstellet, woraus zu schliessen ist, es müsse diese Kröte das Tageslicht scheuen, und sich vielleicht mehr bey Nacht auf das Land begeben. Das von der sogenannten Regenbogenhaut gebildete Dreyeck ist mit einer sehr zarten goldgelben Linie eingefasset, der übrige Theil des Augapfels aber erscheinet mehr braun als gelb.

Der Grund ist auf ihrer ganzen Oberfläche kothig olivenfarb, bey einigen heller, bey andern dunkler; und auf selbiger, sowohl am Leib als an den Schenkeln sind viele Blattern oder Warzen von ungleicher Grösse. Am obern Kiefer ist sie um den Mund herum, etwas ordentlich, mit dunkeln oder schwarzen Flecken ausgezieret, und eben so sind auch die vier Füsse und Zähen besprengt. Die Unterfläche nebst den vier Schenkeln und Fußsohlen ist mit schönen feuerrothen oder oraniengelben Flecken gezieret, oder wenn man diese lieber für die Grundfarbe annimmt, so sind auf diesem Grunde blaue mit Schwarz eingefaßte Flecken. Diese Flecken sind nicht bey allen von einerley Ansehen und Grösse, und besonders bey den Jungen viel blasser.

Diese Kröte ist ein munteres und lebhaftes Geschöpfe, und schwimmt und hüpft so schnell oder schneller als der Grasfrosch. Ihre Nahrung bestehet in lauter Insekten.

Man trift sie nach der Laichzeit nur des Morgens und Abends auf dem Lande nahe an den Wassergräben an, in welche sie sich sogleich wieder zu verbergen sucht, wenn ihr etwas nahe kommt. Kan sie aber solche nicht erreichen, so duckt sie sich ganz platt auf die Erde nieder, um sich zu verbergen; beunruhiget man sie aber, so legt sie ihren Kopf nebst den vier Schenkeln und Füssen, über den nach der Form einer Mulde ausgeholten und zusamen gezogenen Rücken, so zusamen, daß man mehr die oranienfarbe Unterfläche, als den olivenfarben Grund der obern zu sehen bekommt. In dieser Stellung bleibt sie wohl zehen Minuten lang unbeweglich, bis sie sich wieder sicher zu seyn glaubt; läßt man sie aber noch nicht in Ruhe, so treibt sie aus dem dicken Obertheil der Hinterschenkel einen Schaum heraus, der dem Seiffengäscht gleichet, bey dem man zwar keinen Gestank, aber wohl, wenn man sie lebendig öffnet in den Augen und der Nase ein Jücken und Beissen empfindet.

Die eigentliche Paarungszeit dieser Kröten fällt in den Junius. Denn ob man sie schon im Anfange des Aprils und May gepaart findet, so ist doch diese Paarung von keiner Dauer, weil sie einander öfters wieder verlassen. Im Junius hingegen läßt das Männchen sein Weibchen nicht so leicht wieder los sondern hält dasselbe beständig, wie die Knoblauchkräte hinten um die Lenden veste.

Diese Art von Kröten ist in allen ihren Verrichtungen, folglich auch in der Befruchtung und Geburt hurtig. Wenn das Weibchen die verliebten Wehen ankommen, so legt es sich auf den Boden, das Männchen aber schiebt seinen Leib zimlich kurz zusamen, jedoch ohne dabey einen so erhöhten Rücken wie das von der grossen Wasserkröte, zu machen. Wenn der After nahe über des Weibchens seinem zu stehen kommt, so bewegt es seinen hintern Theil ganz schnell von einer Seite zur andern, während welcher Zeit das Weibchen einen kleinen Klumpen Laiches von sich gibt, wobey die hintern Schenkel des Männchens ganz ruhig bleiben und wie sonst von einander stehen. So bald aber der erstgebohrne Klumpe durch das Männchen befruchtet worden, so bald streckt das Weibchen seine Hinterschenkel, welche ganz nahe an einander liegen, samt dem Leib, nach der Länge aus, nach einer Ruhe von 10 bis 15 Minuten, wird eben dieses wiederholt, und auf diese Weise werden zu zwölf Klumpen, deren jeder zwanzig bis dreyssig Eyer enthält, gebohren. In dem dritten Frühlinge ist diese Krötenart zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes geschikt, und nach einem Alter von drey Jahren nimmt sie nicht mehr viel an Grösse zu.

Laurenz hat eine solche Kröte an die nackende Seite einer Taube gerieben, bis die Kröte gestorben, wobey sie auch die Taube bepisset, ohne daß diese den geringsten Schaden davon litte. Mit einem eben so wenig verdächtigen Erfolg wurde eine lebendige, die man zuvor mit Fett bestrichen hatte, einem Hund zu fressen gegeben, welcher sich dabey eben so gut als bey anderm Fleisch, befand.

Die stinkende Landkröte.

Weil diese Kröte sich spät im Frühling zur Laichzeit an den Ufern im Gerühricht der Weiher mit ihrem besondern Geschrey hören lässet, so nennet man sie an einigen Orten Röhrling; in Thüringen aber wird sie, vermuthlich wegen eines nach der Länge des Rückens auslauffenden gelben Striches, Kreuzkröte genennet, und viele suchen sie um Johannis mit vielem Fleiß auf, um aus ihr ein Oel zu bereiten, welches wider Gicht und Lähmung ein bewährtes Mittel seyn soll. Wenn sie beunruhiget wird, so gibt sie einen unerträglichen Gestank von sich, der einigermassen wie angezündetes Schießpulver riechet, dabey aber etwas viel wiedrigeres hat. Daher sie wohl den Namen der stinkenden Landkröte verdienet.

Sie hat viele Aehnlichkeit mit der blatterichten Landkröte mit rothen Augen; doch ist sie von derselben durch einen schmalen schwefelgelben Strich der vom

Kopf an mitten durch den Rücken bis ans Ende desselben geht und durch ihre Augen, die nicht roth, sondern um das Schwarze herum blaß und hellgrünlicht grau sind, unterschieden. Sie ist auch von Leibe viel stumpfer und zusamengeschobener, als die übrigen Arten alle, und ihre Schenkel und Füsse sind kürzer und dicker, und ihre Zähen der Hinterfüsse sind gänzlich ohne Schwimmhaut. Sie läuft auf ihren vier Füssen mit erhabenem Körper fast so schnell als eine Maus, ruhet aber alle vier bis fünf Schuhe lang, die sie zurücke geleget hat, wieder aus. An Grösse erreicht sie die Landkröte mit rothen Augen niemals.

Der Grund der ganzen Oberfläche dieser Kröte, die vier Schenkel und Füsse ausgenommen, ist dunkel Olivenfarb, auf welchem sich verschiedene erhabene braunrothe Blattern zeigen, die fast alle einerley Grösse haben, aber doch nicht so groß und zahlreich als an der blatterichten Landkröte sind, hingegen in besserer Ordnung stehen. Die untere Fläche ist ganz hell weißlichgrau und spielet dabey ein wenig ins Olivensarbe. An den Seiten dieser Unterfläche erscheinen verschiedene olivengrüne Flecken, dergleichen zwar auch untenher liegen, die aber nicht so groß und dunkel als an den Seiten sind. Diese beeden Flächen sind durch einen ungleich breiten, hellen und röthlichgelben auch vielmals geschwungenen und ausgekerbten Seitenstreif von einander unterschieden, der sich vom Aug an bis zu dem hinteren Schenkel, an jeder Seite erstrecket, und untenher, im dunkeln Grund, mit einigen grossen, röthlichen Warzen unordentlich besezt ist. Eben solche Warzen, die aber etwas heller sind, stehen auf einem Klumpen hinter den Augen beysamen, wo bey der blatterichten Landkröte die beeden Wulste befindlich sind, und gegen den Winkel des Mundes sind ebenfalls einige grosse, hellfleischfarbe Warzen, die einander so nahe stehen, als ob sie aneinander hiengen. Die vier Schenkel haben bis an den Fuß eine fast eben so helle Grundfarbe, wie die Unterfläche des Leibes, in derselben aber sitzen viele dunkle, olivenfarbe Querflecken von verschiedener Grösse und Form, dergleichen auch um den Mund herumstehen. Die äussersten Spitzen der Zähen an allen vier Füssen, sind bey einigen röthlichbraun, bey einigen aber auch mehr schwarz.

Diese Kröten nähren sich, wie die übrigen Arten von Insekten, welchen sie nur des Nachts nachgehen. Bey Tage bleiben sie, wie den ganzen Winter über, in ihren Schlupfwinkeln verborgen, welche sie sich in alten Mauern und Steinritzen, oder auch in den Anhöhen und Hügeln in der Erde suchen, worinnen man, sonderlich aber im Gemäuer, manchmal zehen bis zwanzig derselben beysamen findet. Oft ist dieser Aufenthalt wohl über drey Schuh hoch, in einer senkrechten Mauer, eine Ritze oder Kluft zwischen den Steinen, wohin sie kriechen. Zu diesem Klettern haben ihre Füsse die erforderliche Einrichtung: denn so weit die Zähen derselben vorne an den Spitzen braun oder schwarz sind, so weit sind sie auch so hart als Horn, und über dieses sind die Vorderfüsse mit zweyen beinharten Erhöhungen an ihrer untern Fläche versehen, welche eine blasse Fleischfarbe haben, und auch wirklich aus zweyen besondern Knochen bestehen, die mit den übrigen durch ihre eigene Bänder vereiniget sind. Zugleich hänget sie sich mit der Unterfläche des Leibes, welche durch die in ihr befindlichen kleinen Blattern beständig angefeuchtet wird, veste an, und kan sich eine zimliche Zeit daran erhalten.

Ausser der Laichzeit sehen beyde Geschlechter einander vollkommen ähnlich; zur Laichzeit aber erkennet man die Männchen sowohl an ihrem geschmeidigen Leib und sehr dicken Vorderschenkeln, als auch an dem Daum der Vorderfüsse, der einen schwarzen rauhen Flecken, wie der Daume des Grasfrosches bekommt, nur daß er etwas kleiner ist.

Sie begatten sich im Junius, und finden sich um diese Zeit, nach der Sonnen Untergang, in zimlicher Menge, in solchen stehenden Wassern ein, welche am Ufer sehr seichte, und dabey mit Gras und Röhricht bewachsen sind. Dort bleiben sie die Laichzeit über und das Männchen macht ein starkes Geschrey, welches beynahe dem Geschrey des Laubfrosches gleichet, wobey an ihrer Kehle, wie an des Laubfrosches seiner, ein zimlich grosser, von Luft aufgetriebener Beutel erscheinet, welcher blaulichweiß aussiehet, sich aber nicht, wie bey erwähntem Frosch bis an den Mund erstrecket, und seine Oefnung hinten im Mund nahe bey dem Schlund hat. Ob sie gleich schon im May bey warmen Nächten schreyen, so begatten sie sich doch um diese Zeit noch nicht.

Das

Das Männchen umarmet sein Weibchen fast auf eben die Art, wie die erstere beschriebene Landkröte, doch setzet es die Daumen mehr auf der Brust, als unter den Achseln des Weibchens an. Es gehet beynahe fast alles wie bey der blatterichten Landkröte zu, nur daß das Gebähren und Befruchten schneller, als bey jener, aufeinander folget; so daß wir nicht nöthig haben hierüber weitläufig zu seyn.

Diese Kröte spritzet, wenn sie verfolgt wird, ihren Harn niemals wie die erstere Landkröte von sich, die Feuchtigkeit aber, welche sie durch die Haut von sich gibt, wenn man sie beunruhiget, kan sie gar wohl von sich spritzen. Der Storch frißt diese Gattung nicht, weswegen sie vergiftet zu seyn scheinet.

Da Schreber die Steine in dem bey dem Kloster Rosleben, fünf Meilen von Halle befindlichen Steinbruch untersuchte, fand er unter einem Stein eine Kröte, die wie ein Klumpen ohne alle Bewegung da lag, eine blasse fleischfarbe Grundfarbe hatte, und auf der Oberfläche mit grasgrünen, ungleichen und in der Mitte abgebrochenen Queerstreifen gezieret war. Rösel hat zwar überall nach ihr nachsuchen lassen, aber sie nicht ausfindig gemacht, daher er vermuthete, es könnte vielleicht die gegenwärtige Art seyn, und wegen erst veränderter Haut ein frischeres Ansehen gehabt haben. Sie wird oft unter dem Namen der Schreberischen Kröte angezeigt.

Die bekanntesten ausländischen Gattungen sind folgende.

I. Gattung.

Die Brasilische Kröte, welche nicht anders als mit Perlen überstreut zu seyn scheinet, und bewundrungswürdig schön angegeben wird. Ihr Kopf ist dreyeckigt, und oben fast viereckigt. Er ist mit spitzigen Säumen gezieret, und einer Priestermütze nicht unähnlich. Die Augen glänzen wie Feuer. Die Farbe der Zeichnung spielet aus dem Dunkelbraunen ins Hellrothe. Ueberdiß erscheinen hellrothe Körnchen. Es zieht ein weißlicher Streif von der Nase über den Rücken bis an den After fort. Die Hüften sind gelbbunt; die Füsse mit den Nägeln wie ausgekerbt, und mit Perlen besäet. An den Vorderfüssen sitzen vier Zähen.

II. Gattung.

Eine Brasilische Kröte, die wie mit Körnchen bestreuet ist, und mit der vorhergehenden beynahe zu einer Art gehöret. Doch hat sie eine hellgelbe Farbe, und ist oben und unten mit rothen Körnchen besäet. Sowohl die Vorder- als Hinterfüsse haben fünf Zähen; auch ist sie hinten am Leibe breiter als die andern.

III. Gattung.

Kleinere Amerikanische Kröte. Sie ist gefleckt, fast überall glänzend, und zwar mit schwarzen und braunen Flecken besezt. Der Kopf ist sehr kurz, die hintern Schenkel aber desto breiter.

IV. Gattung.

Gehörnte und stachlichte Virginianische Kröte. Dieses Thier hat ein monströses Ansehen. Es ist dick und kurz, und trägt auf dem Kopfe zwey spitze Hörner, in welchen die hervorschwellenden Augen zunächst am Kopfe angebracht sind. Die Haut ist oben und unten Graugelb, und mit dunkeln wolfsgrauen Linien durchzogen. Ueber dem Rücken ziehet sich ein breiter, weisser und punktirter Streif. Sonst ist der ganze Leib mit stachlichten Dornen bewaffnet. An den Füssen scheinen Franzen zu sitzen. Die Zähen gleichen den Menschenfingern fast völlig. An den Vorderfüssen sitzen vier, und an den hintern fünfe, welche mit Zwischenhäutchen verbunden sind. Der Kopf ist groß, der Rachen weit, und die Zunge, welche vorn an dem Unterkiefer, wie fast bey allen Quäkern angewachsen, hinten aber los ist, zimlich breit und dicke. An beyden Seiten des Kopfes kommt ein schwarzer Fleck zu Gesichte, welcher einem weissen Grund eingebrannt zu seyn scheinet.

V. Gattung.

Kröte die ohne Kopf zu seyn scheinet. Bubo acephalus, Rana rubeta africana. Von dieser findet man drey Abänderungen. Einer jeden wird ein gefährliches Gift zugeschrieben. Die Figur ist völlig ovalrund, der Kopf unterscheidet sich von dem Rumpfe nicht anders

anders als durch seine Augen. Eine jede Art ist sehr schön gezeichnet.

VI. Gattung.

Runde brasilische Kröte. Diese trägt den Namen Aguaquaquan. Ihre Farbe spielet aus dem Rothen ins Grüne. Sie hat schattenfarbige Flecken, mit schwärzlichen und kornförmigen Pünktchen bestreuet. Die Flecken scheinen Flammen zu seyn. Die Zeichnung der kurzen Kehle stellet einen schönen Halskragen vor. Die vier Zähen an den Vorderfüssen werden am Ende etwas breit. Die fünfe an den Hinterfüssen sind wie bey den Gänsen gestaltet.

VII. Gattung.

Amerikanische Kröte. Das Männchen Pipal, das Weibchen Pipa genannt. Sie ist überall grösser. Ihre Haut ist weiter, und oben über dem ganzen Leib sind kleine Blattern, oder Höckerchen, wie Perlen gestreuet. Man bekommt bey ihr zugleich zwo kleine Hoden zu sehen, welche aber auch die zur Erzeugung dienende Theile alle sind, welche man bisher von aussen und innen hat wahrnehmen können. Die Farbe des ganzen Bauches spielet aus dem Aschgrauen ins Gelbe, und scheinet von dem Maule an bis zu dem After mit einer Nadel zugenähet zu seyn. Sie haben einen breiten und platten Rumpf. Der Kopf ist rund. Der Rachen groß und weit offen, welcher vorn in eine Spitze zuläuft, und nicht anders als durch einen Saum zurükgebogen scheinet. Zwo hervorschwellende Spitzen theilen den Nacken von dem Kopfe. Die weite Haut um den Nacken bildet einen in Falten gelegten Halskragen ab. Der Kopf ist mit hochbrauner Farbe schattiret und die Augen sind klein. Der breite Rücken hat eine hellere Farbe, und ist mit kleinen sphärischen Aeugchen gezieret, welche alle fast gleich weit von einander stehen. Tief in diese Aeugchen eingegraben, liegen kleine mit Schaalen bedekte Eyer verborgen, welche mit einer hautigen zarten Rinde versehen sind, etwas hervorschwellen, und eine rothe Farbe haben, die aber ins Gelbe spielt. Es ist gewis ausserordentlich, daß die Jungen dieses Thieres in der Haut auf dem Rücken erzeugt oder wenigstens ausgeheckt werden. Doch ist diese Ausnahme in der Natur nicht ohne Beyspiel, und Rappolt opferte der Königin Sophia Dorothea 1738 bey ihrem zwey und fünfzigsten Geburtsfeste einige preußische Schnecken, die ihre Jungen auf dem Rücken ausbrüten. Die Zähen an den Vorderfüssen der Pipa sind los, die hintern aber wie bey den Gänsen verbunden. Ruysch will daß die Jungen aus dem Rücken des Männchens, Seba aber, aus dem Rücken des Weibchens hervorkriechen. In der systematisch - beredeneerde Naamlyst van eene uitmuntende Verzameling van Voorwerpen uit de drie Ryken der Natuur, welche im November des J. 1773. zu Amsterdam feil geboten wurde, werden 4. Erd- und eine Wasser-Pipa, alle theils mit verschlossenen theils herauskommenden Jungen angegeben, davon die erste surinamische auf der Oberfläche dunkelbraun, unten aber schmuzigweiß, die zweyte dunkelgrau, die dritte oben gelblichgrau und unten roth, und die vierte aschfarbig ist. Die Wasser-Pipa aus Amerika hat einen sehr weiten Mund und ihre Farbe ist gelblich aschgrau. Die oben angeführten Kröten sind alle bey Seba zu sehen.

Vincentius erwähnet noch einer kleineren sehr raren amerikanischen Kröte. Diese hat eine aschgraue Farbe, und der Länge des Rückens nach gewisse weißliche Schwielen. Die Augen sind groß; der Bauch ist schwürig, und auf dem weissen Grunde mit dunkelrothen Flecken marmorirt. Wir zweifeln nicht, daß sich noch mehr Varietäten auftreiben liessen, und wir sind es so gar aus Verzeichnissen verschiedener wichtiger Sammlungen überzeugt; aber da wir nichts ausserordentliches bey ihnen zu erinnern haben, so hoffen wir unseren Lesern genug angezeigt zu haben: denn die Kröten mit Schwänzen u. s. w. die hie und da vorkommen, sind entweder noch unvollkommene Krötenwürmer, oder sie sind zum Betrug erkünstelt worden, wie man aus den Rayen Drachen und Basilisken erkünstelt hat.

Eben so wenig können wir unsern Lesern von dem Krötensteine, der sich in dem Kopfe gewisser Arten befinden soll, vorschwätzen; indem kein glaubwürdiger Naturforscher, der nach denselben gesucht hat, sich rühmen konnte einen gefunden zu haben. Man hat uns zwar hie und da, zum Beweis ihrer Existenz, einige gezeigt, aber wir haben alle, die uns jemals unter diesem Namen vorgewiesen worden sind, so gleich für eine gewisse Art versteinerter Muscheln erkennen müssen, oder es sind sogenannte Schlangen-

au-

augen gewesen, die man gemeiniglich für Backenzähne des Meerwolfes hält, welches die um so lieber glauben werden, welche diesen Fisch gesehen haben. Einer andern Sage aber, für deren Warheit wir eben so wenig stehen, als sie verwerfen wollen, müssen wir noch erwähnen, weil sie vielen unserer Leser hier nicht unerwartet seyn wird.

Man weiß schon von verschiedenen Reise- und Naturbeschreibern, daß sie lebendiger Kröten und Frösche 2c. erwähnen, die man in Steinen angetroffen hat. Einige lachen selbst über ihre Erzählungen wie Misson, andere reden ganz ernsthaft davon, als von einer unwidersprechlichen Wahrheit. Hall, Weinrich und Aldrovand führen Beyspiele an, und D. Richardson meldet in einem Briefe, den Luid seinem Lythophyl. Brit. angehängt hat, daß er eine lebendige Kröte in einem vesten Felsen angetroffen habe. Lesser sagt, Graf Heermann von Hatzfeld habe D. Sachsen erzählet, wie er mitten in einem Steine, auf seinem Schlosse Schellenberg, bey Cölln gelegen, einen lebendigen Frosch habe stark quäken gehöret. Endlich, wie der Stein von selbst entzwey geplatzt, sprang er aus demselben heraus. Bey Tolosa, fährt er fort, wachsen mitten in den grossen Mühlsteinen rothe Frösche; diese Mühlsteine, wenn sie durch oftmaligen Umlauf erhitzt werden, bersten oft mitten von einander, und die Frösche hüpfen heraus.

Der Herzog von Orleans schickte eine Kröte in die französische Akademie, die bey Zerstöhrung einer Mauer, die vierzig Jahre gestanden hatte, gefunden worden; und Herissant, welcher eine Abhandlung darüber verfertigte, erzählt Versuche, die er angestellt habe, woraus erhelle, daß diese Thiere ohne die mindeste Nahrung und Luft, sowol in Marmor, als in andern Steinen, oder in irgend einem Baumstrunk, fortleben können, wenn sie auch gleichsam in denselben hermetisch verschlossen sind.

Es haben verschiedene hierüber verschiedene Meynungen geäussert, wir gestehen aber gerne, daß wir bey allen noch nicht so klar sehen gelernt haben, daß wir unsern denkenden Lesern mit der unsrigen vorgreifen möchten. Eben so sonderbar, wenn man es nicht als eine Mißgeburt erklären will oder kan, ist die Erzählung von einer lebendigen in einem Enteney gefundenen Kröte im dritten Band des Bremischen Magazins, welche vielleicht mit der Schlange, die ein Jude in einem Ey gefunden, und wovon D. Simon Schulze in dem dritten Jahrgange der Ephemerid. medic. phys. germ. handelt, einerley Erklärung leidet. In dem Berl. Magazin wird ein zuverläßiges Beyspiel erzählt, daß ein Mann eine lebendige Kröte durch den Mund von sich gebrochen habe. Ein anderes von einer Menge Wassereydexen, die nebst vielem Laich durch eben diesen Weg von einem andern Patienten kamen, wollen wir in der Naturgeschichte dieser Thiere anführen.

Die Eidexen.

Die Eidexe ist ein uns so sehr bekanntes Thierchen, daß wir von seiner Bildung werden genug gesagt haben, wenn wir anzeigen, daß sie einen schlangenförmigen Kopf und Schnautze, eine gespaltene Zunge, vier Füsse mit fünf Zähen und Nägeln, und keine äussere Ohrlappen haben, obschon ihre Gehörgänge ziemlich weit sind, und derselben Eingang nicht anders als eingefaßt zu seyn scheinet. Sie halten sich gemeiniglich in Löchern, unter Gesträuchen, in Mauerritzen auf. Das Ende des Märzen ist die Zeit ihrer Begattung, welche sie nach Art der Schlangen, Bauch an Bauch, vollziehen, und oft sich so sehr vereinigen, daß sie ein Rumpf mit zweenen Köpfen zu seyn scheinen. Harder sagt in seinen Exercit. Anat. daß das Weibchen zwo Gebährmütter, und die Männchen zwey Zeugungsglieder mit einer schönen Struktur der Hoden und Geilenbläschen haben. Ihre Eyer legen sie in die Erde, ohne sie auszubrüten, wie alle kaltblütige Thiere. Ihre Schlangengestalt und ihre schnellen Bewegun-

gen erregen uns Abscheu gegen sie; er ist aber nicht allgemein, und es gibt mehr als ein heisses Land, wo sie Spielwerke der Damen sind. Ob sie gleich, wenn sie einen Menschen erblicken sich zuerst verbergen, so kommen sie doch bald wieder zum Vorschein, und nähern sich ihm nach und nach ganz dreuste, wenn sie merken, daß man sie nicht stöhren will, woher auch vielleicht die Sage entstanden ist, daß sie ihn gegen Schlangen vertheidigen, oder einen Schlafenden für ihrer Ankunft warnen sollen. Sie sollen, wenn man sie zum Munde hält, den Speichel sehr begierig lecken. Wir haben diesen Versuch nicht gemacht. Aber dieses können wir aus Erfahrung sagen, daß sie in einer Lauberhütten um uns herum in dem Gesträuche krochen, sich von oben über unsern Kopf herabhängten, und endlich, da wir sie nicht beunruhigten, auf unsern Tisch herabkamen. Wir versuchten es endlich, wie sie sich betragen würden, wenn wir ihnen Tobacksrauch zubliesen, und fanden, daß sie das Maul begierig aufsperrten, die gespaltene Zunge sehr geschwinde hin und her bewegten, und so lange anhielten, bis sie vom Tische taumelten.

So gerne sie sich aber zum Menschen zu halten scheinen, so wenig lassen sie sich reitzen, und wenn man sie mit einer Ruthe beunruhiget, so gerathen sie so sehr in Zorn, daß sie sie mit ihren sägenförmigen Zähnen fassen, und sich daran forttragen lassen.

Auch unter ihnen selbst kommt es manchmal zum Kriege; und wir haben es öfters gesehen, daß sie einander mit einer Art von Wuth anfielen, und einander bis zur Verwundung bissen, ob aber die Liebe oder die Beute den Streit erregt habe, haben wir niemals finden können. Bey diesem Streit hörten wir auch zuweilen einen kleinen kläglichen Ton, welcher aber ihrem Klaggeschrey nicht gleich kam, welches sie erheben, wenn sie in Töpfe mit Wasser, die man in die Erde gräbet, fallen. Denn alsdann schreyen sie so kläglich, und so durchdringend, daß man das Wimmern eines kleinen Kindes zu hören glaubet.

In den Gärten scheinen sie die Verfolgung nicht zu verdienen, der sie gemeiniglich ausgesetzt sind. Denn wenn sie schon durch ihr Untergraben, oder auch sonst, dann und wann einer Pflanze schaden, so fressen sie doch eine Menge Schnecken und andere Insekten auf, die sie, wie die Schlangen und das Krokodil nicht kauen, sondern auf einmal verschlingen. Nur da, wo man Bienenstöcke hat, muß man sie vertilgen, denn diesen passen sie vor dem Flugloche auf, und verschlingen ihrer so viele, als sie erschnappen können.

Diese Thiere gehen nicht durch Verwandlungen, wie die Frösche und Kröten; aber im Frühling und Herbst legen sie ihre Haut ab, wie die Schlangen, und in der neuen findet sich kein Punkt mehr oder weniger in der Zeichnung, als in der ersten. Die Weibchen sind gröſſer als die Männchen. Den Winter über halten sie sich in der Erde auf, und im Frühjahr gehen sie wieder hervor ihr Geschlecht fortzupflanzen.

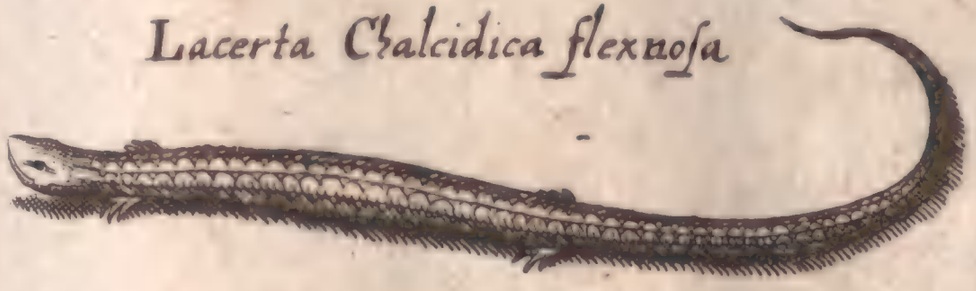
Sie können leicht ein Stück ihres Schwanzes verliehren, ohne daß man merkt, daß sie sich deswegen sehr übel befinden. Ob es aber richtig ist, was Seba sagt, daß, wenn man von dem Schwanze einer Eidexe ein Stück abschneide, und die beyden äussersten Ende der von einander geschnittenen Theile 1, oder 2. Schuhe weit von einander lege, sie sich beyde wieder vereinigen, sich so sehr anziehen, und so vest wieder zusammen wachsen, daß es scheine, als ob sie nie getrennet gewesen wären, können wir nicht behaupten, wenigstens sind alle die, welche wir in diesen Zustand versetzt gesehen haben, Stumpfschwänze geblieben, nur daß sich der Stumpen etwas zugespitzet hat. Noch weniger Aufmerksamkeit verdienet die Sage einiger alten Schriftsteller, welche vorgaben, daß sie wieder zusammen wüchsen, wenn man sie auch mitten am Leibe trennete. Daß aber kleine Wunden vermöge der klebrichten Feuchtigkeit dieses Thiers, leichte zusammen gehen, und daß sie, wie alle kaltblütige Thiere ein zähes Leben haben, ist jedermann bekannt.

Man pfleget sich gemeiniglich für dem Gifte dieser Thierchen zu fürchten, und ihren Biß für gefährlich zu halten. Inzwischen hat Laurenz mit allen Einheimischen Versuche angestellt, und theils gerupfte Vögel und Hunde ihrem Biß ausgesetzt, theils sie diesen Thieren zu fressen gegeben, ohne daß sie sich bey diesem, oder bey jenem Versuche übel befunden hätten. Er ist durch seine Versuche von ihrer Unschädlichkeit so sehr überzeugt worden, daß er glaubt, man wür-

Lacerta -

Eÿdexen .

Lacerta Chalcidica flexuosa



Lacerta .

Lacerta Biceps

Lacertus Biceps

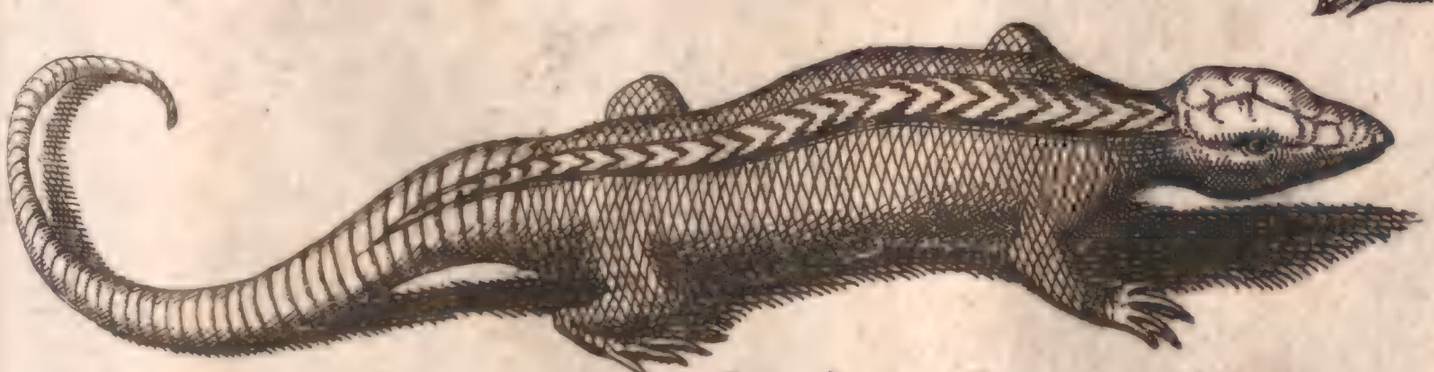
Lacertus Viridis Liguro Bononiensibus

Lacertus Viridis Caudâ bifurcâ .

Lacertus Viridis exiccatus Caudâ bifida .

Lacertæ et Stelliones

Lacertæ et Stelliones .



Lacertus Cÿprius Scincoides .

würde nicht übel thun, und den Hunger gar gut stillen können, wenn man sie zur Speise wählte. Wir wollen einige näher beschreiben.

Die gemeine Eidexe.

Dieses Thierchen hat gemeiniglich einen Körper, der fünf bis sechs Zoll lang und nach der Mitten zu einen halben Zoll breit ist; der Kopf ist dreyeckicht, platt und mit breiten Schuppen bedeckt; die Schnautze ist stumpf und eyförmig; die Augen sind lebhaft und mit ihren Augenliedern bedeckt; die Ohren liegen hinter dem Kopfe, und sind rund und sehr offen; der Rachen ist groß und bestehet aus zwo Kinnladen von gleicher Länge, die mit kleinen, feinen, ein wenig krumm und nach dem Schlund zu gedrehten Zähnen besetzt sind. Die Vorderfüsse sind ein wenig kürzer als die Hinterfüsse, und jeder der vier Füsse endigt sich in eine Hand mit fünf dünnen Fingern von ungleicher Länge, davon derjenige, der die Stelle des Zeigefingers vertritt, der längste ist; sie sind alle mit kleinen Nägeln versehen, welche eine kastanienbraune Farbe haben, und wie ein Angelhacken gestaltet sind; die ganze Oberfläche des Körpers ist gemeiniglich aschgrau und an den Seiten angenehm verschieden; sie ist mit einer schuppichten Haut bedeckt; das unterste der Kehle hat eine glänzende goldgelbe Farbe; der Bauch erscheint grünbläulicht, und ist mit vielen Reihen viereckichter Schuppen bedeckt, welche weit grösser als die Schupen auf dem obern Theile des Körpers sind. Der Hinterste ist ziemlich groß und ligt ein wenig uuter den Hinterfüssen; der Schwanz ist rund, so lang als der Körper, wird nach und nach immer dünner und hat eine einzige Farbe; die Zunge ist röthlich, ziemlich lang und platt, und vorne gespalten; die Lunge, das Herz, die Milz und die Nieren sind, wie bey den Vögeln, klein, eben so wie die Hoden, welche an den Lenden hängen.

Redi sagt, jedes Männchen der Eidexen habe ein doppeltes Zeugungsglied wie die Schlangen, so auch bisweilen gespalten seye; Geosproy aber erinnert sich nicht, die Stacheln welche man bey den Männchen von der Otter gewahr wird, bemerkt zu haben. Einige haben, wie eben dieser Verfasser versichert, einen doppelten oder gar dreyfachen Schwanz. Man findet dergleichen in Portugal, da aber, fähret derselbe, nachdem er Marchants Zeugniß aus den Memoires de l'Academie Royal des Sciences angeführet, fort, in diesem Lande nichts gemeiner ist, als daß man die Kinder daselbst diese Thiere auf alle Weise quälen siehet, so kann es vielleicht geschehen, daß, nachdem ihnen der Schwanz der Länge nach gespalten worden, ein jeder Theil sich zurundet und zu einem besondern Schwanze wird. Denn es ist sehr gewöhnlich, daß, wenn ihr ganzer Schwanz oder nur ein Theil desselben verlohren geht, er von selbst wieder wächst; diesem Zufalle sind die Eidexen alle Tage ausgesetzt, denn die kleinen knochichten Wirbelbeine, welche den Schwanz ausmachen, sind sehr zerbrechlich und sondern sich leicht voneinander ab; daher man bey Eidexen-Schwänzen alle Arten von Längen antrift. Dieser neue Schwanz ist eine Art einer Flechse, wie der alte aus knorplichten Wirbelbeinen gemacht. So viel Wahrscheinliches Marchants Meynung hat, so ist es doch noch wahrscheinlicher, daß die mehr-schwänzigen Eidexen Mißgeburten sind, da man sie auch zuweilen an solchen Orten finden soll wo ihnen gewiß Kinder die Schwänze nicht gespalten haben.

Die grauen Eidexen wärmen sich sehr gerne an der Sonne: sie sind auch in warmen Ländern gemeiner als in kalten; den Winter über liegen sie erstarrt in ihren Hölen; im Frühlinge wachen sie wieder auf, machen sich in die Luft, und begatten sich wie bereits erwähnt worden. Die Weibchen legen ihre Eyer in die Erde zu unterst der Mauren, die gegen Mittag liegen, wo sie die Sonnenwärme ausbrütet; sie nähren sich von Fliegen, Ameisen, Mücken, Heupferden, Regenwürmern 2c. Je wärmer es ist, desto lebhafter und munterer sind sie; sie laufen bisweilen mit solcher Geschwindigkeit, daß sie wie die Vögel zu fliegen scheinen. Wenn man ihnen Schnupftaback in den Hals thut, so bekommen sie sogleich Zückungen und sterben.

Die kleine graue oder in den Gärten gewöhnliche Eidexe heißt griechisch σαυρας oder σαυρα. ital. Lucertane, Lucertola; engl. the common Eft, Lisard oder Swift und franz. Lézard oder Léfard.

Die grüne Eidexe.

Diese ist der vorigen sowohl der innerlichen als äusserlichen Structur nach ähnlich, aber zwey bis dreymal gröſſer als die gemeine Eidexe. Ihre Füsse sind ein wenig kürzer; doch ist sie sehr geschwinde. Der ganze obere Theil des Körpers hat eine glänzende grüne und angenehme Farbe, welche ihr den Vorzug vor allen Eidexen gibt; vornemlich im Frühlinge, wenn sie die Haut verändert hat, denn bisweilen erscheinet sie blaßgrün; der Bauch ist weißlicht. Sie liebt die warmen Länder, und ist häufig in Italien und in andern mittäglichen Provinzen, aber sehr selten in Schweden und Deutschland. In Gatinois und Sologne ist sie sehr gemein. Nach dem Linne findet man sie in den mittäglichen Gegenden von Schweden, und nach Rai in Irrland. Sie hält sich gemeiniglich in Hecken, kleinen Büschen und Haiden auf; oft erschreckt sie die Vorbeygehenden, indem sie queer über die dürren Blätter läuft; hernach steht sie auf einmal stille, und scheint den Menschen mit einer Art von Bewunderung anzusehen. Wenn man sie mit einem Rohr schlagen will, so springt sie ziemlich hoch in die Höhe; allein sie fügt niemand Schaden zu, indem sie ohne Gift ist. Sie ist überaus zornig, und wenn sie einmal einen Hund u. d. gl. bey der Nase ergriffen hat, so läßt sie sich, alles Schüttelns ungeachtet, weit wegtragen. Die Jäger versichern auch, daß sie zu der Zeit, wenn die Vögel Nester haben, ihre Eyer zum wenigsten so oft, wie der Kukuck lege, und daß sie eben deßwegen vornemlich auf die Bäume krieche. Allein die Erzehlung bedarf der Bestätigung. Man findet bisweilen auch unter diesen Eidexen Zweyschwänzige.

Herr Perrault hat, ausser andern, welche diesen Versuch auch gemacht haben, einer grünen Eidexe die ungefähr sieben Daumen lang war, den Schwanz einen Daumen lang abgehauen. Nach vierzehen Tagen ist ein Theil zum Vorschein gekommen, der dem, so abgeschnitten worden, äusserlich ähnlich gewesen; nur daß er sich der Farbe nach unterschied; inwendig aber hat er weder Wirbelbeine noch Muskeln gehabt, und ist nur ein Knorpel gewesen, welcher die Dicke einer grossen Nadel hatte, und mit einer Haut umgeben war, welche wie die erste, mit Fasern und Gefässen versehen, und mit Schuppen bedeckt gewesen.

Du Verney hat gezeiget, daß die Haut, welche den innern Theil von dem Dickbein bey der grünen Eidexe bedeckt, mit zehen bis zwölf Löchern durchbohrt ist, welche auf eben so viel Drüsen gehen.

Diese Eidexe wird wegen ihrer Farbe auf griechisch χλοροσαυρα oder σαυραχλορα genennt; sie heißt aber auch οφιομαχος wegen des Streits mit den Schlangen, denen sie öfters zur Beute wird; ital. Ramarro enal. Green Lizard franz. Lezarde verte. Man bedient sich beyder Gattungen in der Medicin.

Laurenz beschreibet noch verschiedene Gattungen. Die erste nennet er Seps Sericius. Sie hat einen Schwanz, der noch einmal so lang als der Leib ist. Ein runzlichtes angewachsenes Halsband, dessen Farbe, wie die Farbe des Bauches röthlich ist, wie Silber glänzt und je nachdem die Sonne darauf scheinet, ins Grünliche fällt. An dem Obertheil des Leibes ist sie dunkelbraun. Der Leib ist sehr glatt, die Haut fein und ein wenig punctirt. Sie hält sich in steinigten Wegen an den Wassern auf.

Die Argus-Eidexe.

Diese ist die kleinste unter allen. Ihr oberer Theil ist aschenfärbig braun und überall mit Augen übersäet. Die Augen sind in der Mitte gelb und mit einem schwarzen Ring umgeben, die auf dem Rücken am undeutlichsten, an den Seiten aber, wo sie in dreyen Reyhen stehen am schönsten sind. Ihr Aufenthalts-Ort ist in Mauren; sie lässet sich leicht mit Händen fangen, und beißt nicht, wenn man sie auch noch so sehr erzürnet.

Die Mauer-Eidexe.

Sie unterscheidet sich dadurch, daß ihre Beine am weitesten auseinander stehen, und der Bauch beynahe ganz an der Erde aufligt. Von jedem Auge läuft

läuft bis an das Ende des Schwanzes ein dunkelbrauner Streif. Zwischen den Vorder- und Hinterfüssen ist ein ähnlicher, aber matterer. Man findet unter ihnen Verschiedenheiten. Sie wohnt in Mauren und Steinhäufen.

Die rothe Eidexe.

Die Halsbinde stehet von der Haut ab, und hat nebst dem Bauch eine grünlichte Farbe, die wenn man sie von der Seite siehet ins Rothe schillert. Die Seiten sind grünlich, und gegen den Rücken bräunlich; die Seiten des Kopfes und des Leibes haben theils schwarze, theils grüne Flecken. Das Genicke, der Rücken und der obere Theil des Schwanzes ist braunroth und ohne Flecken. Der ganze Schwanz unten ist blaßroth mit schwarzen Punkten, und glänzt, wenn man ihn von der Seite ansiehet, wie Silber.

Man findet auch noch andere kleine Veränderungen in den Farben dieser Thierchen, wir wollen aber nun zu den fremden übergehen.

Klein hat ein ganzes Heer aus Seba, Catesby und Edwards angeführt, die wir unserem Leser in seiner Ordnung mittheilen, und seine Beschreibungen hie und da erweitern wollen.

Sein erstes Geschlecht sind die Eidexen mit glattem Rücken, worunter er 58 Gattungen rechnet.

1. Amerikanische grössere Eidexe Caudiverbera.

Diese Eidexe, welche nach dem Seba den Amerikanern zur Speise dienen, und besser als Hünerfleisch schmecken soll, hat ihren lateinischen Namen daher, daß sie in einer beständigen Bewegung den Schwanz kraus macht und krümmet. Die Schuppen welche sie decken sind sehr klein. Vom Kopfe an bis zum zwey Ellen-langen Schwanze ist sie rundlich, dick und sehr braun, und ihre Füsse und fünf Zähen haben saffrangelbe Flecken. Ihrer Grösse wegen, welche beträchtlich ist, haben sie einige für ein Krokodil angesehen. Ihr runder Kopf ist gegen dem Körper ausserordentlich klein, und wenn man nichts anders von ihr erblickte, so würde man eine Schlange zu sehen glauben. Allein so klein er ist, und so sehr er in eine spitze Schnautze ausläuft, so ist doch ihr Rachen nicht geringe und weit bis hinter die Augen gespalten, und mit einem gelben Saum, wie die Gehörgänge sehr schön eingefaßt. Ihre Augen sind groß, glänzend, und funkeln. Die Zunge ist wie bey einer Schlange lang und gespalten, wordurch sie sich von den Salamandern unterscheidet, denen sie sonst in Ansehung ihres Leibes, ihrer Lenden, Füsse und Zähen am nächsten kommt. Sowohl Vorder- als Hinterfüsse haben fünf Zähen mit gekrümmten und spitzigen Nägeln, und ihre Zähen haben mit unsern Fingern, wenn man die Nägel ausnimmt, eine grosse Aehnlichkeit. Der Schwanz, von dessen Länge wir oben gesagt haben, läuft allmählig spitzig zu, und hat von seiner Wurzel an bis an die äusserste Spitze oben einen erhöhten und ausgezakten Rand.

II. Tejuguacu.

Die gröste amerikanische Eidexe, welche die Franzosen Sauvegarde nennen. Ihre Stirne ist mit sehr schönen und grossen Schuppen bedeckt, welche in Form eines Schildes etwas erhöhet liegen, und von weissen Linien durchzogen werden. Diese Linien nehmen von dem vordersten Theile des Maules ihren Anfang, lauffen über dem Oberkinnbacken den Augen weg und vereinigen sich hinten bey den Ohren. Diese sind roth und von einem weissen Saum niedlich verbrämt. Die Augen haben starke geschupte und gewölkte Augbraunen; und der Unterkiefer wird durch schwarze Sternchen auf das prächtigste geschmükt. Ihre Zunge ist lang, breit, einmal gespalten, klebricht und hat eine hellrothe Farbe, sie strecket sie wohl eines Fingers lang heraus, und ziehet sie wieder zurücke. In dem Rachen sitzen eine Menge von kleinen Zähnen, die aber doch stärker als bey der vorigen Eidexe sind. Ihren Oberleib bedecken dunkelrothe Schuppen. Mit diesen sind kleinere, welche mehr erhöhet liegen und eine weisse Farbe haben, auf die Art vermischt, daß sie auf dem Leibe mar-

morirt zu seyn scheinet. An dem Bauche und dem ganzen Unterleibe laufen die Schuppen zirkelförmig in die Queere, und haben einen weissen Grund mit schwarzen Flecken bestreuet. Die Seiten des Bauchs umgibt eine sehr weite und run lichte Haut, auf welcher weisse und schwarze Schuppen wolkenförmig vermischt sind. Der ganze Schwanz, welcher verhältnißmässig nicht so lang ist, wie bey der vorhergehenden ist mit ringförmigen Schuppen umzogen, und hat unten, wo er dünner wird, eine hellrothe Farbe. Ihre ganze Füsse sind auf der äussern Seite mit erhöheten und übereinander gelegten Schuppen wie mit Perlen gezieret, an der innern Seite aber in Ringe getheilet. Sie unterscheidet sich in der Zeichnung von der vorigen Eidexe durch ihren kürzern und dickern Kopf; durch ihren Schwanz, woran kein erhöheter und gezahnter Rand zu Gesichte kommt, durch die Lage ihrer Zähen, von welchen der Daumförmige der äusserste ist, und bey ihr weit zurücke stehet. Bey jener aber ist der Daum der innerste Zähe, und nimmt fast in gerader Linie mit den übrigen seinen Anfang. Ferner hat diese an den Hinterfüssen einen sehr langen Zähen, welcher gleich auf den Daum folget, der aber bey jener nicht grösser als die übrigen ist.

Diese Eidexe lebet nicht nur auf dem Lande sondern auch im Wasser. Nach Klein ist es die, welche Plinius eine vierfüssige Schlange nennet, und öfters wird sie das Landkrokodil, und zwar vornehmlich das orientalische, welches sich nicht im Wasser aufhält, geheissen.

Markgrav gedenket bey der Beschreibung seiner Eidexe Tejuguacu keiner Farbe, als der schwarzen und weissen. Nach ihm läßt sie keine Stimme von sich hören; sie ist sehr gedultig: Eyer sind ihr Lieblingsfraß, und sie säuft sie rohe aus. Den Hunger kann sie sehr lange ertragen. Sie setzt sich gerne in warme Asche. Markgrav hatte eine bey sich im Zimmer, der er manchmal einen Trunk Wasser aus einem Glase zu lecken gab. Sie saß den ganzen Tag in ihrem Winkel und kam nur hervor, wenn sie den Durst stillen wollte. Es wurde ihr unversehens ein Stück vom Schwanze weggetretten, welches zween Finger lang wieder wuchs. Nachdem sie sieben Monate nichts als Wasser bekommen hatte, tödtete sie endlich der Hunger.

III. Tilcuetz pallin.

Sie ist aus Neu-Spanien und wird nach Seba in Ostindien Sauvegarde genannt. Sie kommt unter allen in Ansehung des Kopfes und des ganzen Leibes am meisten mit der vorhergehenden überein. Nur ist ihre Zeichnung weit schöner. Ihre Schuppen sind bleyfärbig, und der Kopf sehr schön weiß und schwarz gezeichnet. Ihren Oberleib zieren überall zirkelförmige kleine Rosen, welche inwendig roth sind, eine schwarze Einfassung haben, und nach allen Regeln der Symmetrie ausgetheilt sind. Auf ähnliche Art sind die Füsse und Zähen gezeichnet, nur daß die Farben dunkler werden. Der lange Schwanz, welcher sich in eine Spitze verliehrt, ist sehr schön marmorirt.

IV. Tegujuacu oder Texixincoyotl, Tecuixim.

Seba nennt sie die gröste Eidexe. Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden durch ihren dickern und kürzern Hals, und durch den vierten sehr langen Zähen an den Hinterfüssen, welcher gleich auf den äussersten und daumförmigen Zähen folgt.

V. Amerikanische gefleckte Eidexe.

Auf ihren dünnen Schüppchen spielt die Farbe aus dem Himmelblauen in das Weißliche, auf welchem Flecken in das Schwarzbunte fallen.

VI. Kleinere hellblaue amerikanische Eidexe.

Man nennet diese auch Argus. Ihr Kopf, Bauch und Schwanz haben eine hellblaue Farbe, welche durch das Schwarze schäckigt wird.

VII. Amerikanische Eidexe.

Diese ist weit grösser als die vorigen beyden. Ihre Schuppen sind durchsichtig und weiß. Es scheinet als ob sie mit einer in das Hellgraue spielenden Röthe überzogen wären. Ihr Schwanz ist in Ringe eingetheilt. Der dickere Theil desselben ist mit schwarzen Flecken bestreuet, welche sich da verliehren, wo er dünner zu werden anfängt. Kopf, Bauch und Füsse haben eine dunklere Farbe als der übrige Theil des Leibes, und sind mit Dunkelbraun schattirt.

VIII. Gestirnte Eidexe.

Das Vaterland dieser Eidexe ist Mauritanien. Das Männchen hat auf der Stirne zwo weiß-eingefaßte Schuppen. Das Weibchen übertrift ihr schönes Männchen weit. Ihre kleine Schuppen haben eine hellrothe Farbe, die ins Aschgraue spielt, auf welchen kastanienbraune rhomboidische Flecken mit einem weißlichten Mittelpunkte sitzen. Auf ihrer Stirne ligt ein grosses rhomboidisches Schild mit einem grossen weissen Flecken in der Mitte. Um dieses sind noch zween Reihen kleinere regelmäßig ausgetheilte weisse Punkte. Der Bauch des Weibchens hat eine dunkelbraune Farbe; welche ins Weißlichte spielt, an statt daß des Männchens seiner weiß und graubunt ist.

nur von einer Farbe, nämlich braun, und dieser allein ist glatt, denn die übrige ganze Haut ist mit Stacheln, deren spitze Enden gegen den Schwanz gerichtet sind, besetzt. Bey der andern fällt an dem Oberleibe die Farbe aus dem Grünen ins Hellbraune und ist schwarz punktirt; der Bauch aber ist lichtblau, und scheinet mit einem schwärzlichen Nebel umhüllet zu seyn. Das Männchen einer Eidexe von erwähnter Insel hat beym Seba einen am Ende einmal gespaltenen Schwanz. Bey dem Weibchen aber ist er ungespalten. Bey jenem hat der ganze Schwanz oben einen ausgezackten Rand, wie eine Säge. Das Weibchen hingegen hat nur an dem dicken Ende einen solchen Kamm, welcher etwa bis auf ein Drittel des Schwanzes fortläuft, sich aber oben, wo der Schwanz völlig glatt und rund wird, gänzlich verliehrt. Ueber dieses sind auch noch bey dieser Eidexengattung die äussersten Gelenke der Zähen ausserordentlich dicke, wie bey unseren Laubfröschen.

Die IX. Gattung machen Eidexen aus, welche wie Marmor weißbunt und braun sind, und andere von der Insel St. Eustachii, deren Farbe aus dem Grünen ins Hellbraune fällt, und schwarz punktirt ist. Bey der ersten ist der Kopf

X. Surinamische Eidexe.

Diese hat einen hellblauen Rücken, und kleinen Schwanz. An den Seiten erscheinen breite dunkelrothe Streifen, welche mit einem weißlichen Saum gezieret, und schön weiß punktirt sind. Der Rücken ist mit kleinen weißlichen Schuppen bedeckt.

XI. Ameira, eine grössere surinamische Eidexe.

Das Colorit dieser Eidexe ist zum bewundern schön. Die Grundfarbe der Stirne ist weißlich, worauf kleine Erhöhungen erscheinen, die bald schwarze, bald weisse, bald rothe Schuppen vorstellen. Die übrige Farbe des Leibes ist blau, mit schwarzer und weisser Farbe gezieret, und hie und da mit kleinen röthlichen Flecken unterbrochen. Ihr langer himmelblauer Schwanz ist bis an seine Spitze mit roth- und weißgefleckten Ringen umzogen. Die Zähen sind ausserordentlich lang und der daumenförmige, welcher der äusserste ist, ist ungewöhnlich dünn.

XII. Die amerikanische Eidexe Temapara.

Diese hat einen noch längern Schwanz als die vorige, ohne Ringe; und ihr Kopf läuft spitzer zu und ist ebenfalls länger. Ihre Farbe fällt aus dem Röthlichen ins Schwarzgraue. Auf dem Kopfe liegen sehr grosse Schuppen, welche einen weissen Grund haben, und mit einer aus dem Schwarzen ins Braune spielenden Farbe überzogen zu seyn scheinen; die Farbe der Schenkel und des ganzen Unterleibes ist lichtgrau; und an den Füssen dunkelbraun; die Nägel daran aber sind weiß.

XIII.

Eine amerikanische Eidexe, die bis oben am Schwanze kleine hellbraune Schuppen bedecken, auf welchen reihenweise schwärzliche Flecken gezeichnet sind. An den Seiten ziehen blaue Streifen der Länge nach hin, und der ringförmige Schwanz ist ebenfalls gefleckt.

XIV. Die auf Tigerart geflekte ceylonische Eidexe mit einmal gespaltenem Schwanze.

Oben ist diese hellblau, und mit dunkelrothen Flecken besprengt. Die Seiten aber sind dunkelbraun.

XV. Eidexe von Rio de Janeyro.

An beyden Seiten des Leibes dieser Eidexe siehet man vom Kopf bis zum Schwanz nach einer regelmäßigen Ordnung Figuren, die Klein und sein Commentator Wappen nennen. Auf dem Rücken sind diese Wappen mit rother, gelber und weisser Farbe ausgemahlt, und denen an den Seiten gänzlich ähnlich, nur daß sie grösser sind. Der Kopf spielt aus dem Rothen ins Gelbe, und ist bey dem Männchen mit dunkelrothen Flecken besprengt, bey dem Weibchen aber hie und da mit scharlachrothen Schuppen verzieret. Bauch und Füsse sind lichtgelb, und bey diesem zugleich mit schwarzen länglichen Flecken besäet. Bey jenem ist der Schwanz auf eben die Art, wie der Kopf bezeichnet; bey diesem aber laufen blaßrothe Zirkel bis an die Spitzen desselben in die Höhe, welche mit einigen weissen Linien durchzogen sind.

XVI. Taraguira oder Brasilische Eidexe von Bahia.

Auf dem Rücken dieser Eidexe sind kleine Streifen, davon der mittlere Streif breit und weiß ist, und eine röthlich punktirte Axe hat, die übrigen Streife sind gelb, braun und blau. Die Seiten sind von dunkelrother und weisser Farbe bunt gemahlt. Die Scheitel hat eine hellblaue Farbe.

Marggrav sagt von der Taraguira. Sie seye in Brasilien überall häufig, besonders nahe an den Häusern und in den Gärten. Ihre Länge betrage ohngefähr einen Fuß. Wenn sie etwas sehe, so nicke sie sehr geschwinde mit dem Kopfe und laufe sehr schnell, indem sie den Leib hin und her bewege. Wenn sie einen schlafenden Menschen sehe, dem sich eine Schlange oder sonst ein giftiges Thier nahe, so wecke sie ihn auf. Wenn sie sich paaren wollen, so packe das Männchen sein Weibchen mit einem sanften Bisse bey dem Genicke; und lege sich auf die Seite, das Weibchen hebe darauf den Schwanz in die Höhe, und lasse das Männchen zu, welches seinen Leib von hinten mit den Füssen umfasse.

XVII. Brasilische Eidexe Tecuntiana.

Der Kopf dieser Eidexe ist himmelblau und schwarz punktirt. Oben haben die Streife eine aus vielem vermischte Farbe. Der mittlere ist weiß und mit dunkelrothen Punkten besprenget. Die übrigen sehen blau aus, und sind von schwärzlichen Flecken bunt; die Füsse hingegen sind mit weissen Punkten bestreuet, und an dem dunkelblauen Schwanz laufen kleine Ringe in die Höhe.

XVIII. Andere Brasilische Eidexe.

Vom Kopfe, der bey dieser Eidexe ausserordentlich zart und mit kleinen Schuppen gezieret ist, welche sich zirkelförmig um ihn legen, bis zum äussersten Theile des Schwanzes, erscheinen Streife, welche dunkelroth sind und aus dem Aschgrauen ins Hellgelbe übergehen. Ueberdieses siehet man breitere Binden, welche queer überliegen. Sie hat einen aufgelaufenen hellgelben Kopf mit einigen braunen Flecken. Nahe an dem Rücken laufen weisse Linien bis an die Mitte des Rumpfes fort, welche kammförmig sind, über dem Bauch ziehen sich zween andere weisse Streifen bis an den Schwanz, der beym Seba sich von der Mitte an spaltet, eine erzrothe ins Graue fallende Farbe hat, und mit weissen und schwarzen Flecken ringelförmig gezieret ist.

Die

Die neunzehende Gattung ist abermals eine brasilische Eidexe mit einmal gefurchtem Schwanze. Sie ist überall mit weissen und schwärzlichen Flecken besprengt. Bey einer anderen die Kleins zwanzigste Gattung ausmacht, spielt die Farbe aus dem Gelben ins Grüne. Diese hat bunte Streife, welche durch eine Zeichnung, die wie gewebt scheinet, ausgearbeitet sind. Die Schuppen auf dem Kopfe scheinen mit einer hellen eisengrauen Farbe unterlegt zu seyn.

XXI. Guinesische Eidexe.

Diese ist himmelblau, und mit weißlichen Franzen ausgezieret. An dem Schwanze laufen kleine Ringe in die Höhe, welche nach Marmorart bunt gefärbt sind.

Die XXII. und XXIII. Gattung machen Amboinische Eidexen, davon die kleinen Schuppen der ersten eine bunte Farbe haben, die weiß, schwarz und rothbunt ist. Die Schwärze ist rabenfarb, mit einer sehr glänzenden weissen Farbe untermischt, woher allein die Verschiedenheit entspringt. Die Schönheit der andern ist über alle Beschreibung. Ueber den Rücken laufen an den Seiten des Leibes Aeugchen symmetrisch herab. Der ganze Oberleib ist gleichsam mit unzähligen kleinen Perlen besetzt. Denn die schwärzlichen Punkte, welche über den dunkelrothen Schuppen erhöhet stehen, scheinen lauter Perlen zu seyn. Hellbraune Streife, welche mit den Verzierungen des Oberleibes in Verbindung stehen, schmücken die Schuppen des Unterleibes, welchem schneeweisse Perlen ein prächtiges Ansehen geben. Die Farbe des Schwanzes spielet ins Weisse, und er selbst ist in Ringe getheilt.

XXIV. Die Eidexe Tamacolin oder von Taletec.

An dieser kleinern und unschädlichen Eidexe aus Neuspanien ziehet sich vom Kopf bis zum Ende des Schwanzes ein breiter schwärzlicher Streif über den Rücken weg. An beyden Seiten siehet man zwey kleine gelbe Streifchen bis an den Schwanz. Der übrige Theil des Leibes ist blau und dunkelroth.

XXV. Brasilische Eidexe Quetzpalco.

Diese zeichnet sich durch einen in Ringe zerlegten stachlichten Schwanz aus. Der Rumpf ist mit gleich grossen hellgrauen Schüppchen überzogen. Sie hat ein schwarzes und breites Halsband, welches aber nicht rund um den Hals gehet, sondern sich an beyden Seiten desselben verliert. Der Kopf ist kurz und vorne ziemlich dick. Die Ohren haben einen dunkelbraunen Saum. Der Schwanz endigt sich in eine sehr dünne Spitze, und ist mit breiten stachlichten Schuppen versehen.

XXVI. Die Mexikanische Eidexe Cutzpallin.

Ist ein unschädliches schön gezeichnetes Thierchen.

XXVII. Taraguico Aycuraba.

Marggrav nennet sie eine Gattung der Taraguira und Ameira. Sie hat einen längern Schwanz als die vorige, eine lebergraue Farbe, kleine viereckigte Schuppen, welche mit höherstehenden Flecken besprengt sind, den Perlen nahe kommen, und sich wie kleine Röschen Traubenweise aufeinander häufen. Ihr Maul ist voller Zähne, ob sie gleich niemand schadet.

XXVIII. Eine andere Ceylonische Eidexe Tejuguacu.

Diese ist oben braun, und weisse augenförmige Flecken folgen auf dem Rücken über die Queere in einer gewissen Ordnung aufeinander. Der Kopf ist bald heller, bald dunkler aschgrau. An den äussersten Theilen des Schwanzes sind breite dunkelbraune Bänder.

XXIX. Hochrothe Eidexe.

Ueber dem Kopf dieser Eidexe ziehen sich zehn weisse Linien in die Queere. Der unterste Augenwimper ist weiß, und scheint ein Stück von einer weissen Linie zu seyn, welche sich schräg an den Hals ausbreitet. Hierauf erscheinet eine andere, die auch von unten schief in die Höhe läuft, und nach dieser folgen noch andere in eben der Richtung, die aber nur aus Punkten bestehen. Ueber dem Leib laufen sechs Zirkel an den Seiten herunter, welche aus grossen Flecken zusammen gesetzt sind. Nach eben dieser Richtung trift man zwischen zweenen dieser Zirkel einen andern Ring an, welcher sich durch seine kleinere Flecken von jenen unterscheidet. Füsse und Schwanz sind auf Tygerart mit gleichen Flecken besetzt, und auf jedem Zähen liegen so viel Flecken, als er Gelenke hat.

XXX. Grössere ceylonische Eidexe.

Der Rücken ist mit dunkelbrauner und weisser Farbe bunt bezeichnet. Der Bauch fällt aus dem Rothen ins Gelbe, und hat längliche und kleine Schuppen, welche fast wie Streifen geordnet und durch eine Schattirung, welche aus dem Weissen in das Graugelbe spielet, bezeichnet sind: von der ein und dreyßigsten ist kein Merkmal angegeben, als daß es ein Weibchen ist.

XXXII.

Diese ceylonische Eidexe nennt Klein die possierliche. Ihre Farbe fällt aus dem Gelben ins Hellgrüne. Sie ist mit dunkelbraunen Flecken besprengt. Das Weibchen hat auf dem Obertheil eine rothe Farbe mit Flecken, wie gesagt worden. Den Unterleib zieren grosse rhomboidische Schuppen von lichtgrauer Farbe. Der Schwanz ist in Ringe zerlegt, welche aus viereckigten Schuppen bestehen. Eine jede von diesen hat in der Mitte einen röthlichen Flecken, und eine weisse Einfassung, welches an dem Männchen fehlet.

XXXIII. Besondere amerikanische Eidexe.

Bey dieser Eidexe liegen die grossen Augen den Nasenlöchern ausserordentlich nahe. Das Maul ist sowol oben als unten mit einem weissen breiten Saum eingefaßt. Das Männchen hat dünne Schuppen, welche dunkelgrün mit länglichen schwarzen Punkten bestreuet sind, zwischen welchen Reihenweise kleine andere weißliche Aeugchen erscheinen. Der Schwanz ist sehr lang und endiget sich oben in eine sehr dünne Spitze. Das Weibchen unterscheidet sich nur dadurch von dem Männchen, daß ihm die weissen Flecken zwischen den schwarzen auf dem Rücken fehlen, und daß es an dem Unterleibe nicht blos wie das Männchen mit schwarzen, sondern auch mit weissen Punkten geschmückt ist. An den Füssen hat das Weibchen nur schwarze, das Männchen aber ausser diesen auch weisse Flecken, und einen dickern Schwanz.

XXXIV.

Diese Gattung macht eine Eidexe aus, die einen zwiefachen Kamm auf dem Kopf und zween kleine weisse Streifen hat die sich vom Kopf bis zum dünnen Schwanze fortdehnen. Zwischen diesen liegen zehn rothe Bänder, die mit gelben abwechseln, und sich unter den Streifen an den Bauch herunter ziehen. Die Streifen gehen nicht weit auf den Schwanz fort, sondern verliehren sich in einem solchen rothen Queerband, auf welches nur noch zwey dergleichen folgen.

XXXV. Langgeschwänzte Eidexe.

Auf dem Rücken ist diese dunkelgrün, und wie Marmor roth geflammt. Sonst ist der Leib oben mit einer hellgrünen Farbe und röthlichen Flecken geschmückt. Auf dem sehr langen und spitzig zu laufenden Schwanze hat sie einen zarten ausgezackten Rand, welcher sich erst an der Spitze verliert.

XXXVI. Virginische Eidexe de Taletec genannt.

Sie hat eine aschgraue Farbe, die ins weisse fällt. Auf dem Rücken ist sie weiß und roth gemalt. Der Schwanz ist lang, und durch Streife mit kleinen Ringen gleichsam umzogen.

XXXVII.

XXXVII. Caroliniſche grüne Eidexe.

Dieſe iſt fünf Zoll lang und verändert ihre Farbe. In den warmen Tagen iſt ſie hell oder krautgrün; bey kaltem Wetter aber hat ſie eine dunkelrothe Farbe.

XXXVIII. Grüne Eidexe aus Jamaica.

Die Länge von dieſer beträgt ſechs Zoll. Wenn ſie ihre Kehle mit Wind erfüllet, um ſie wie eine Kugel aufzublaſen, bekommt ſie eine lebhafte rothe Farbe.

XXXIX. Eidexe mit himmelblauem Schwanze.

Dieſe mißt ebenfalls ſechs Zoll. Ihr Kopf iſt kurz, der Leib roth, und von der Schnautze an bis zum Schwanz laufen fünf gelbe Streifen. Sie wird in Virginien uud Carolina gefunden.

XL. Weißgraue Eidexe.

Ihre Farbe iſt heller weißgrau und dabey bunt, und ihre Länge beträgt 5—6 Zoll.

XLI.

Hieher ſetzt Klein die fliegende Eidexe, oder den geflügelten kleinen Drachen Dracunculus alatus, und erinnert wider Bellon daß ſie nicht zweybeinigt ſeye.

Dieſe Eidexe bringt nach den Eph. Germ. ihr Leben auf Zweigen und Stauden hin, wo ſie ſich von Fliegen, Schmetterlingen und andern kleinen Inſekten nähret, aber weder andern Thieren noch Menſchen ſchadet.

Aus dem Seba wird in den Anmerkungen zu Kleinen dieſes Thierchen folgendermaſſen beſchrieben. Der Kopf iſt länglich, lauft in eine ſpitze und oben etwas platte Schnautze zu. Das Maul iſt verbrämt, unter dem Halſe nahe am Kinnbacken hängt ein langer und ſpitzig zu laufender Lappen, faſt wie ein Ziegenbart herab. Der Hals iſt lang, und der ganze runde Leib iſt ſehr dünn, und nirgends dicker, als der ſehr lange und in ein ſehr ſpitzes Ende zulaufende Schwanz etwa bis auf den vierten Theil von ſeinem Anfang gerechnet. Bloß an dem dickern Ende des Schwanzes ſitzen einige Stacheln. Die Flügel ſind faſt wie bey einem Papillion beſchaffen, und nehmen bey den Vorderfüſſen ihren Anfang, welche bis auf die Hälfte daran veſt gewachſen ſind. Ihr verbrämter Rand hat neun bogenförmige Ausſchnitte, und ein jeder Flügel beſteht aus eben ſo viel Abtheilungen, von welchen die nächſten durch kleine knorplichte Sehnen verbunden ſind, die den Flügeln eine Steifigkeit geben. Bey der vierten und fünften Abtheilung von den Vorderfüſſen an gerechnet, haben die Flügel ihre gröſte Breite. Nachher laufen ſie immer in jedem Abſatze ſchmäler zu, und der letzte reicht mit ſeinem äuſſerſten Ende bis hinten an den Leib, wo die Hinterbeine ihren Anfang nehmen, und folglich nicht mit den Flügeln zuſammenhängen, die Flügel, welche wie die Floßfedern der Fiſche, aus einer dünnen, weichen, und mit einer Haut überzogenen knorplichten Subſtanz beſtehen, haben eine Farbe die aus dem Rothen ins Aſchgraue ſpielet. Sie ſind überdem mit dunkelbraunen und länglichen Flecken gezieret, welche ſchief gegen den Rand zulaufen. Der ganze Leib iſt mit kleinen dunkeln Schuppen überzogen.

Mr. le Gentil ſagt in ſeiner Reiſe um die Welt, er habe auf Java Eidexen geſehen, die von einem Baum zum andern geflogen und habe eine davon getödtet. Sie habe eine Länge von ungefähr einem Fuß gehabt; der Kopf ſeye platt und in der Mitte durchbohrt geweſen, ſo daß man, ohne ihr Schaden zu thun, eine Nadel hätte durchſtoſſen können. Sie habe Füſſe wie die gewöhnlichen Eidexen und Flügel wie die fliegenden Fiſche gehabt, und man habe die Mannigfaltigkeit der Farben an ihr bewundern müſſen.

Dieſes Thierchen welches in Indien und Afrika lebet, iſt wohl das einzige, dem man den Namen eines fliegenden Drachen geben darf; und die übrigen Erzählungen wird man gerne zu den Fabeln rechnen.

Klein hat nun noch siebenzehn Gattungen angeführt; da aber der ganze Unterschied den er angibt blos in Farben bestehet, und viele darunter mit bereits beschriebenen übereinkommen, so wollen wir nur derjenigen noch erwähnen, die ein besonderes Abzeichen merkwürdig macht; zumal da man ausser den von Kleinen angeführten in Reisebeschreibungen, Naturaliensammlungen u. s. w. noch immer andere angezeigt findet. Die erstere die wir noch anführen wollen ist Kleins LIII. Dieses ist eine amerikanische Eidexe, die sich auf dem Lande und Wasser aufhält. Man nennet sie Tupinambis, und sie gehöret zu denen, die man Sauvegarde heißt, weil man es für gewiß angibt, daß sie, wenn sie ein Krokodill hervordringen sieht, ein klägliches Geheul anfängt, und dadurch die Menschen für Gefahr warnet. Sie siehet schwarzroth aus, und schmale weisse Streifen und Flecken geben ihr ein buntes Ansehen.

Seine LIV. Gattung, welches eine Amerikanische Eidexe, von Meergrüner Farbe mit roth betröpfelt, ist, zeichnet sich dadurch aus, daß sie unter dem Kiefer einen Kropf, an der Scheitel zwo Schwielen und einen Schwanz hat, der gleichsam mehrere Nebenzweige von sich auslauffen lässet, so wie seine lezte, die Edwards Thegreat spotted di Zard with a forked Tail, cauda duplicata furcata nennet, bey einer rothen Kehle, gelbem Rücken und bläulich gefleckten Bauch, einen gabelförmigen Schwanz hat.

Seba hat eine innländische Eidexe deren kleine Schuppen aus dem Braunen ins Purpurrothe fallen, und mit schwarzrothen Flecken bestreut sind, sechs ganze Monate hindurch in einer leeren Flasche beym Leben erhalten.

Eidexen mit Kammrücken.

Gefleckte Eidexe Ascalabos.

Die Bildung des Kopfes dieser Eidexe ist ausserordentlich. Ihre Stirne ist oben bey dem Nacken tief eingedruckt. Der ganze Oberkopf stellet ein Dreyeck vor, und kommt der Gestalt eines Chamäleons zimlich nahe. Ihre tiefliegende Augen sind rund herum mit kleinen perlförmigen Schuppen gezieret, und eine zarte Haut verschließt ihre Ohrgänge. An dem untern Kinnbacken und an der Kehle hänget eine lange Haut, welche einen Kropf vorstellet. Ueber dem lichtgelben Nacken erhebet sich ein hoher ausgezakter Kamm, welcher an jeder Seite mit einer Reihe gedoppelter und übereinander stehender Schuppen unterstützet wird. Sie ist mit runden Schuppen bedeckt, welche auf Tygerart mit dunkelrothen u. weissen Flecken bestreuet sind. Auf dem Oberleibe erheben sich alle Schuppen wie kleine Perlen in die Höhe. Sie sind nicht nur an dem Bauch, wo sie ins Weisse spielen, sondern auch an dem langen Schwanz grösser. Um diesen formieren sich breite Zirkel, die weiß und dunkelbraun abwechseln. Ueberdem läuft auch noch über den Rücken und ganzen Schwanz ein zarter und ausgezakter Rand von hornigten Schuppen.

II. Linguana Senembi.

Diese Eidexe heißt in Neuspanien Tamacolin. Sie hat Kämme und einen Kropf. Es spielet an ihr eine schwarzrothe und dunkelbraune Farbe, wie gewässerter Zeug oder Moor. Die Scheitel lieget mehr hoch. An dem Nacken erscheinen grössere und mehr steife Kämme. Unter den Gehörgängen ligt eine Warze, der Kopf ist lang und herabhängend.

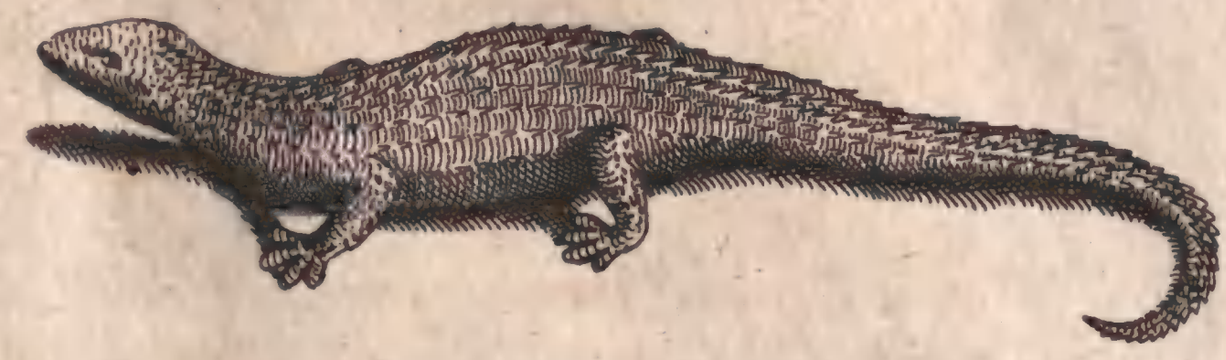
Maragraf sagt in der Beschreibung seiner Senembi, daß sie die Spanier fälschlich Cameliaon und die Holländer noch fälscher Leguan nennen, und daß sie in Brasilien Senembi, bey ihm aber Iguana heisse. Die seinige hatte von der Schnautze bis an das Ende des Schwanzes drey Fuß acht Zoll und im Umkreis oder der Dicke zehen Zoll; er gibt aber zu, daß man weit grössere antreffe. Diese Thiere haben vier Füsse mit fünf Fingern, die wie der übrige Leib mit Schuppen bedeckt sind. Die zween Vorderfüsse sind kürzer und dünner als die Hinterfüsse, und die mittlern Finger sind an den hintern länger als an den vordern; die Nägel sind an allen schwarz, gebogen und kurz wie Vogelklauen. An den Hinterfüssen sind Waden wie bey dem Menschen, welche an den vördern fehlen. Sie fressen Früchte, besonders süsse Limonen,

Tab. LXXXI.

Teiunbana Baſilienſibus .

Americima Braſilienſibꝰ

Lacertus Tarantula quibuſdam .



Teiuguacu et Temapara Tupinambis

Senembi Braſilienſibus .

Lacertus Viridis . Grüne Eÿdex .

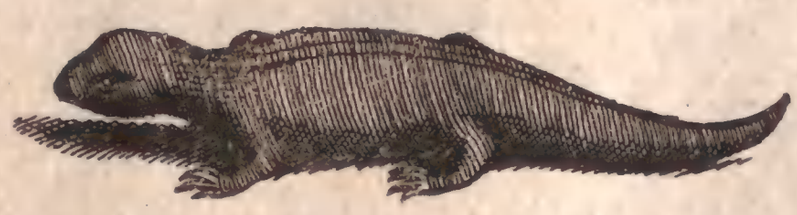
Lacertus Aquaticus . waſſer Eÿdex

Salmandra Aquatica Waſſer ; molch .

Salmandra . Molch Moll .

Salmand: Terreſtris vera nigꝭ. Maculis Luteis diſtincta

Salmandra alia aquatilis Minor proñe



Salmandra aquatica prona

Salmandra Aquatica .

monen, oder Mehl von Maniok, welches mit Wasser eingeweicht ist. Sie können lange fasten, und Marggraf hatte einige zween bis drey Monate ohne alle Speise und Trank bey sich, welche doch nicht daran starben, sondern am Ende die Flucht ergrieffen. Ihr Fleisch gibt dem jungen Hüner oder Kaninchen Fleisch nicht nach. Sie haben ein zähes Leben und ihre Theile bewegen sich noch, wenn man ihnen schon die Haut abgezogen und den Schwanz abgehauen hat. Marggraf sahe, daß aus dem Magen eines Senembi ein Stein von der Grösse eines mittelmäßigen Hünereyes, der aussen glatt und weißlich war, und aus Schichten wie ein Zwiebel bestund, oder Bezoartig war, genommen wurde.

Die Brasilianer fangen die Senembis auf folgende Weise. Wenn die Thiere auf den Bäumen nach ihrer Gewohnheit sitzen, so machen sie Schlingen von Stricken an Stangen. Das Thier, welches dieses siehet, wundert sich zwar darüber, bewegt sich aber nicht, und wird auf diese Weise verstrickt. Sonst läuft es sehr geschwind. Die Jungen sind ganz grün; die ältern aber gemeiniglich entweder dunkelbraun oder aschenfarb, die von einem mittlern Alter schillernd. Ximenes sagt, daß in dem Kopfe dieser Thiere zuweilen Steine angetroffen werden, die in Steinschmerzen fürtrefliche Dienste thun sollen.

III. Leguana aus Asien.

Sie hat einen Kropf, und der Kamm gehet fast bis an die Spitze des langen Schwanzes. Ihre Farbe ist schwarzgrau. Von ähnlicher Farbe ist die, welche er zur vierten Gattung macht, doch sind Bauch, Schenkel und Schwanz hochblau, und die Zähne damit der ganze Rückgrad besetzt ist, klein und kurz.

V. Amerikanische bekannte Eidexe mit einem Kropfe.
Leguana oder Iguana.

Oben am Leibe hat diese eine schwarzrothe Farbe, welche mit weissen und schwärzlichten Flecken untermischt ist. Der Kamm des Kopfes, Rückens und Schwanzes ist hellblau. Hüfte, Füsse und Zähen sind röthlich. Der Kopf ist kurz, oben breit, endiget sich in eine spitze Schnautze, und wird oben mit weißlichten Schuppen bedeckt. Um den Kinnbacken, welcher eben diese Farbe hat, sieht man eine weißliche Haut, fast auf eben die Art, wie um den Hals der welschen Hüner sich runzlicht herumziehen. Ihre schönen und grossen Augen liegen in einem Ring von rothen Schuppen. Der Kopf, welcher tief wie ein Sack herabhängt, und unten in der Mitte spitzig wird, ist mit sehr zarten Schuppen belegt, welche hellblau, gelblich und dunkelbraun auf Marmorart schattirt sind. Die Schuppen am Halse schwellen etwas empor, und sind von kleinen Dornen stachelicht. Der Schwanz hat eine ausnehmende Länge. Die Mohren schätzen das Fleisch dieser Leguanen dem Hühnerfleische gleich.

VI. Surinamische himmelblaue Leguana.

Der Kamm auf dem Schwanze dieser kröpfigen Leguane endiget sich in sehr kleine Zähnchen. An dem Rücken, und an den Seiten des Bauches sieht man eine lasurblaue und bunte Farbe. Der Hals ist schwärzlich gefleckt, der Schwanz lang und hellblau.

VII. Leguana Soa Ager oder Wasser-Leguane.

Der Kopf an dieser Leguane ist nicht nur kurz und dick, sondern wird auch durch einige Erhöhungen höckericht. Der Bauch hat eine sehr helle Farbe, welche in das Himmelblaue spielt. Der übrige Leib ist überall dunkelblau. Das Weibchen unterscheidet sich durch nichts von dem Männchen, als daß jenes über dem Rücken einen zwiefachen Kamm hat. Es lauffen nemlich an der rechten Seite der grösseren Zähne kleinere aus, die aber am Anfange des Schwanzes verschwinden.

Die Europäer nennen die Leguanen Kemphanen, weil sie ihre Kämme, oder

die Zähne ihres Kammes auf gleiche Art, wie die Hähne es mit ihren langen Federn um den Hals zu machen pflegen, in die Höhe richten.

VIII. Arabische Eidexe.

Man nennet diese Eidexe Galeotes, weil sie wie ein Kater in den Häusern herumschleicht, und Spinnen und Mäuse zu ihrem Unterhalte sucht. Welchen leztern auch eine himmelblaue Eidexe ohne Kamm auflauren soll. Sie hat oben eine rothe mit hochgelb vermischte Farbe. Der Bauch ist graugelb, der Kopf platt und hellgelb. Von dem Kopf bis an das äusserste Ende des Schwanzes steifet sich ein in die Höhe stehender Kamm.

IX. Ceylonische Eidexe.

Diese bekannte Eidexe hat auf dem Leibe eine himmelblaue Farbe, und ist mit einigen weissen Bändern gezieret, die an dem Bauche herablaufen. Der Kamm über dem Rücken ist weiß und verhältnißmäßig breiter als bey den andern. Er nimmt seinen Ursprung aus einem andern Kamm, welcher über dem Kopf fast bis an beyden Seiten des Rachens in der Queere stehet. Er verliehrt sich aber auch wieder, wo der Schwanz seinen Anfang nimmt. Sie heißt bey den Griechen Kolobotes und Ascolobotes. Bey andern aber die himmelblaue Streiterin oder Ophiomachus.

Eben diesen lezten Namen trägt auch die bekannte und stachelichte Eidexe, die Klein zu seiner X. Gattung macht, und sie eine Gattung eines brasilischen Drachen nennet. Ihren Namen gibt man ihr, weil sie den Muth hat, sich den grössern Schlangen zu widersetzen. Sie hat nicht nur über dem Rücken, sondern auch unten am Bauche, an beyden Seiten der Füsse, und an dem obern und untern Theil einen gezahnten Rand oder Floßfedern. Ihr Kopf ist kurz, dick, und dunkelbraun. Am Oberleibe hat sie eine röthliche, am Bauch eine aus dem Dunkelbraunen in das Gelbe spielende, an den Seiten des Leibes, an den Füssen und am Schwanze aber, eine lichtgelbe Farbe.

XI. Orientalisch gestirnte Eidexe.

Diese hat oben eine erzbraune Farbe. An dem Kopf und Füssen ist sie heller. Von dem Kopf bis ans Ende des Schwanzes erstreckt sich ein gelber Kamm.

XII. Mexikanische Eidexe.

Sie hat einen Kropf. Die Zähne des Kammes sind auf dem Hintertheil des Kopfes um ein beträchtliches gröſſer, als die zarten Kammzähne, welche auf dem Rücken erscheinen. Der Kropf dienet diesen Thieren dazu, daß sie ihre Nahrung darinne erweichen, damit sie sich besser verdauen lasse. Die Farbe ist himmelblau, mit weissen Flecken vermischt.

XIII. Tecoixin.

Diese ebenfalls Mexikanische Eidexe unterscheidet sich von der vorhergehenden durch ihren stumpfen und dickern Kopf, durch die stärkern Zähne des Kammes, welchen sie auf dem Rücken und einem Theil des Schwanzes hat, und durch ihren kleinen Kropf. Ihre himmelblauen Schuppen scheinen gegittert zu seyn. Um ihren Leib und Schwanz laufen in einer proportionirlichen weite weisse Bänder wellenförmig herum. Sie hält sich zwischen Felsen auf.

Die drey übrigen sind eine Senembi oder Iguana, eine amerikanische Eidexe, die Heliaca heisset, weil ihr sehr langer Schwanz an den Seiten goldgelb gezeichnet ist und glänzet, und endlich eine dunkelrothe Eidexe mit schwarzen Flecken aus Gallácia, auf deren Stirne eine grosse Schuppe, nebst einer andern sigt, die das Ansehen einer Rose hat. Man könnte aber leichtlich von diesen Eidexen mit Kammrücken und Kröpfen noch eine zimliche Anzahl anführen, wenn man alle Varietäten bemerken wollte.

Die Salamander.

Von den Thieren, welchen man den Namen Salamander gibt, nehmen die Naturforscher zwo Arten an, nemlich den Landsalamander und den Wassersalamander, die sich in der Bildung, der Grösse und der Farbe von einander unterscheiden. Wir wollen zuerst den Landsalamander beschreiben.

Der Salamander ist nach dem Würfbein ein Thier, welches der grünen Eidexe sehr ähnlich ist, aber einen dickern Kopf und Bauch und kurzen Schwanz hat; die Schnautze ist ein wenig stumpf; die Augen sind zimlich groß; die Vorderfüsse haben vier, und die hintern fünf Zähen mit Krallen; die Haut ist schwarz, ohne Schuppen, gemeiniglich mit grossen gelben Flecken besprengt, glänzend und wie mit einem gewissen Firniß überzogen.

Auf jeder Seite hinter den Augen wird man an dem Kopfe eine äusserlich liegende Drüse gewahr, welche einer gelben Erhöhung gleicht, mit kleinen schwärzlichten Punkten bezeichnet ist, und wenn man sie nur ein wenig drückt oder verlezt, einen milchichten Saft gibt. Die Augen sehen wild, ragen hervor, sind oben mit gelben und beweglichen, unten aber mit schwarzen und unbeweglichen Augenliedern versehen; die Zunge ist, wie bey den Fröschen dicke, schleimicht und breit; es ist aber kein Merkmal eines Ohres da.

Der Landsalamander hat sehr schöne Farben. Und wenn er uns eckelhaft zu seyn scheinet, so kommet dieses gewiß nur daher, daß wir uns ihn sehr giftig vorstellen. Dieses Vorurtheil ist alt, und Plinius hat schon Wunderdinge von dem milchichten Saft gesagt, den der Salamander aus seinem Körper gibt, wenn man ihn schlägt, oder von der Feuchtigkeit die er ausspeiet. Mr. Geoffroy aber versichert in seiner Materia medica, daß es ihm nie gelungen, so sehr er auch den Salamander geschlagen oder gereizt, ihn zu zwingen, diesen milchichten Saft auszuschütten, noch diesen gistigen Geifer auszuspeien; ob es gleich wahr ist, daß, wenn ihre Haut abgegangen, oder ihr Schwanz oder ein anderer Theil ihres Körpers gewaltsam gedrückt worden, einige Tropfen von dieser milchichten Feuchtigkeit, doch nur aus dem verletzten Theil, lauffen.

Eben so wenig ist es mit der Sage richtig, daß der Salamander im Feuer leben, und sich von selbigem nähren sollte; oder daß dieses Thier so kalt wäre, daß es ohne Gefahr durch das Feuer durchgehen und die glüenden Kohlen auslöschen könnte. Er kan wohl ein kleines Feuer eine Zeitlang vermittelst seiner kalten und schleimichten Feuchtigkeit unterdrücken, wie es die Frösche, Schnecken, das Eiweiß und alle zähe und schleimichte Substanzen auslöschen würden; aber endlich wird er doch davon verzehrt. Der Salamander, der am längsten ausgehalten hat, ist der, den nach den Philosophical Transactions, Corvini aus Indien gebracht und zu Rom ins Feuer geworfen hat. Dieser hat sich nach der Erzählung anfangs aufgeblasen, und eine grosse Menge dicker und schleimigter Materie von sich gespieen, welche die Kohlen ausgelöscht hat: und auf diese Weise hat er bey wiederholten Proben sich zwey Stunden lang wider die Gewalt des Feuers beschützt, und nach dieser Zeit noch neun Monate gelebet. Herr Geoffroy, der dieses Beyspiel, auf welches sich der Ham und andere ebenfalls beruffen, erzälet, setzet hinzu: wir wollen die Sache nicht läugnen: allein es müssen entweder die Indianischen Salamander von den unsrigen verschieden, oder die Kohlen nicht sehr angezündet gewesen seyn, und schließt endlich, daß die Salamander, wenn ihre Feuchtigkeit verzehret ist, nothwendig sterben müssen.

Ein anderer Irrthum ist der, daß man sagt, er seye kühn und thue dem Widerstand, der ihn angreiffe; blos sein langsamer Gang hat diese Meynung unterstützt. Wenn man ihn schlägt, so fängt er an seinen Schwanz aufzurichten,

als wenn er sich rächen wollte; wenn man aber fortfähret, so stellt er sich todt. Er ist stumm, und hat ein sehr zähes Leben. Ob man ihm schon das Herz nebst den andern Eingeweiden ausgerissen hat, so hat er doch noch viele Stunden darnach gelebt, eben so wie die andern Arten von Eidexen, Frösche, Kröten und Schlangen. Wenn man ihn halb von einander schneidet, so gehet der vordere Theil fort, und der hintere zurück. Wird er ganz in Salz geworfen oder in Weineßig getaucht, so stirbt er mit Zuckungen, wie die gemeine Eidexe, Regenwürmer und andere kleine Thiere. Oliger Jacobus sagt, er habe einen beynahe ein ganzes Jahr in blosem Wasser ohne irgend eine Nahrung erhalten. Nur soll er, wenn man ihn ins Wasser taucht, sich bestreben seine Nase und seine Nasenlöcher heraus zu bringen.

Belon hat bereits gemeldet, daß er ein lebendig gebährendes Thier ist, welches auf ein einziges mal vierzig bis fünfzig Junge zur Welt bringt. Moriz Hoffmann hat in Padua ein Weibchen aufgeschnitten und dreyzehen Junge darinne gefunden, welche kaum halb so lang als die Hälfte von dem kleinen Finger, ganz schwarz, ohne gelbe Flecken und an der Brust mit einem sehr rothen Punkt gezeichnet gewesen, der vermuthlich das Herz vorstellte. Geoffroy hat selbst einen Salamander gesehen, welcher in einem grossen Trinkgeschirr 34 Junge gebohren, welche lebendig und aufs höchste so lang wie das letzte Glied vom kleinen Finger, und von Farbe bleich mit schwärzlichten Flecken besprengt waren. Klein erhielt von Hrn. Andr. Müllern aus Quedlinburg ein Salamander Weibchen und Männchen mit 14 Jungen, wobey ihm gemeldet wurde, daß man, da das Weibchen gefangen worden, deutlich sehen konnte, daß es trächtig war, und daß es in der Schaale in der es eingeschlossen gewesen, auf dem Weege seine Junge geworfen, welche gauckelhafte Sprünge gemacht hätten. Das Weibchen, fährt die Nachricht fort, habe darauf seine Junge mit den Füssen neben sich zusamen gesammelt, und seye so lange unbeweglich auf ihnen gesessen, bis man sie alle mit aufgegossenem Weingeist getödtet habe.

Man hat von dem Salamander, wie vom Chamäleon, vorgegeben, daß er von der Luft lebe. Andere hingegen, welchen dieses unglaublich vorkam, haben in die Wälder geschickt den Kühen die Milch auszusaugen, oder zu den Bienen, ihnen den Honigseim auszufressen. Es ist aber am wahrscheinlichsten, daß er sich, wie andere Eidexen, von Fliegen, Schnecken, Käfern und Regenwürmern ernähret, wenigstens hat man Ueberbleibsel von solchen Insekten nebst etwas Sand in seinem Magen gefunden.

Der Salamander erscheint im Frühling und im Herbste vornemlich bey feuchter Witterung, und wird für einen Regenboten gehalten. Er scheuet die Sonnenhitze des Sommers eben so sehr, als die strenge Winterkälte, welche leztere ihn nöthiget sich zu verbergen, und zu erstarren. Er hält sich in Thälern, in holen Bäumen, unter dem Schutte alter Gebäude, und zimlich oft in Hecken unter dem Stock der Haselstauden auf, wo man Nester von ihm findet; er ist in Italien, in der Schweitz, in Deutschland, in der Pikardie, Normandie u. a. nicht selten; in Schweden aber wird er, nach dem Ritter von Linne nicht angetroffen.

Maupertuis hat Versuche mit einem Landsalamander angestellt, davon das nothwendigste angeführt zu werden verdienet, ob sie gleich mehrere schon eingerückt haben.

Der Salamander sagt er, hat bisweilen wie eine Eidexe, eine trockene Haut, am öftesten ist sie mit einer Art eines Thaues überzogen, welcher seine Haut wie mit Firniß bestrichen macht, vornemlich wenn man sie anrührt, und in einem Augenblick verwandelt sich die Haut auf beyderley Art. Eine noch weit sonderbarere Eigenschaft ist diejenige, daß er unter der Haut eine Art von Milch enthält, welche, wenn man das Thier drückt, zimlich weit entspringt. Diese Milch gehet durch unzählig viel Löcher heraus, davon man die meisten mit blosem Auge sehen kan. Vielleicht ist die Feuchtigkeit, die seine Haut öfters überzieht, eben diese Milch, nur hat sie darum keine Farbe, weil sie in so kleiner Menge hervorbricht. Diese Milch hat eine unerträgliche Schärfe und zusamenziehende Kraft, doch veranlasset sie, wenn sie auf die Zunge gebracht worden, kein fortdaurendes Uebel. Wenn man den Salamander quetscht oder drückt, so gibt er einen besondern und übeln Geruch von sich. Man schreibt ihm ausser

seiner

seiner wunderbaren Kraft sich im Feuer zu erhalten auch ein so schröckliches Gift zu, daß er, wenn man dem Plinius glauben will, eine ganze Gegend damit tödten kan. Maupertuis wollte beyder Sagen wegen Versuche anstellen. Er warf also Salamanders ins Feuer. Die meisten starben den Augenblick: einige hatten die Kraft halbverdorrt heraus zu springen; aber keiner konnte den zweyten Versuch aushalten. So bald sie aber ins Feuer kamen, so schienen sie mit Tropfen von ihrer Milch bedeckt zu seyn, die an allen Seiten, aber in grösserer Menge an dem Kopf und den Warzen als irgendwo, bisweilen in Gestalt der Perlen heraus brachen.

Nach diesem Versuch wollte er auch ihr Gift prüfen, und zu dem Ende Thiere von Salamander beissen, und Salamander von Thieren fressen lassen. Allein er konnte kein Thier finden, welches einen Salamandern fressen, noch einen Salamander, welcher beissen wollte. Er reitzte sie auf alle ersinnliche Art, keiner aber wollte den Rachen öfnen: Er sahe deßwegen nach ihren Zähnen, und fand, daß alle Wahrscheinlichkeit, als ob das Thier beissen könnte, hinwegfiel; denn sie waren klein, sägenförmig und gleich, daß sie mehr zum schneiden, als beissen taugten; wenn der Salamander die Kraft dazu hätte, aber auch diese hat er nicht. Man mußte also ein Thier von sehr feiner Haut haben. Deßwegen nahm Maupertuis ein junges Huhn, rupfte es an einer gewissen Stelle, rieß dem Salamander das Maul auf und steckte die Haut dazwischen; allein ob er ihm gleich die Kinnbacken stärker zusammendrückte, als das Thier jemals von selbst hätte thun können, so schienen doch die Zähne eher zurückzuweichen, als einzudringen. Auf eben diese Weise drückte er den Biß an das Dickbein des Huhns, von dem er die Haut weggenommen hatte; an die Lefzen und Zunge eines Hundes, eines Welschenhahns ꝛc. ohne daß ein Zufall darauf folgte. Er wollte also den andern Versuch anstellen: aber die Hunde wollten sich lieber zu tode hungern, als Salamanders fressen. Er ließ also Salamanders klein hacken, und die Stücke, die sich zum Theil noch bewegten, einem Hund, einen ganzen kleinen Salamander aber und einem Welschenhahn in den Hals stecken. Beyde Thiere schienen sich gar nicht übel darauf zu befinden, nur daß der Hund nach einer Stunde den Schwanz und die Füsse des Salamanders von sich spie. Endlich tauchte er Brod in die Milch des Salamanders, und gab es einem jungen Huhn, zugleich machte er einem andern an den Bauch und die Füsse Wunden und brachte die Milch hinein; worauf aber eben so wenig Schlimmes folgte.

Vor Maupertuis hatte bereits Gesner aus eigener Erfahrung versichert, daß ein Salamander, wenn man ihn noch so sehr reitze, doch nicht beisse. Wurfbain sagt, er habe nicht nur oft Salamanders ohne Schaden in den Händen gehabt, sondern es seyen ihm beym Zergliedern nicht selten Tropfen von ihrer milchartigen Feuchtigkeit in die Augen gespritzt, ohne daß sie darunter gelitten hätten. Eben so wenig hat es ihm und seiner Tischgesellschaft geschadet, da sie einmal Wasser aus einer Quelle getrunken, aus welcher sie hernach Salamanders aufgefangen haben. Ja in den Jahrbüchern der Acad. Nat. curios. wird erzählt, daß eine Frau, in der Absicht ihren Mann aus dem Wege zu räumen, einen Salamander in Brey gekocht, und daß der Mann die Speise mit dem besten Appetite ganz allein aufgegessen habe, ohne die geringste Beschwehrlichkeit darauf zu empfinden.

Es ist also wohl diesen Thierchen zu viel geschehen, wenn man von ihnen gesagt hat, daß sie mit ihrem Geifer Pflanzen, Früchte und Quellen tödlich vergifteten, und daß der, den ein Salamander gebissen, so vieler Aerzte bedürfe, als Flecken auf dem Salamander wären.

Herr v. Maupertuis fand, da er ein solches Thier öfnete, auf einmal Eyer und Junge, welche so vollkommen als die Jungen lebendiggebährender Thiere waren. Die Eyer machten zwo Tauben aus, welche den Eyerstöcken der Vögel ähnlich sahen, ausgenommen, daß diese Tauben mehr verlängert waren. Die Jungen waren in zween langen Kanälen eingeschlossen, davon das Gewebe so dünn war, daß man sie mitten durch deutlich sah. Er glaubt daß diese Thiere geschickt seyen, das Geheimniß der Zeugung zu erklären.

Dieses Thier heißt italiänisch, latein. und griech. Salamandra. span. Salamantegua; bey den Graubündtern Rosada, in Savoyen und Dauphine Pluvine, in Gasconien, Poitou und Limosin Mir-

til, in Languedoc und in der Provence Maal, Malen, Puntermaal, Molle, Blande, Alebrenne, Atrassade, deutsch Molch, Olm, Salamander.

Der Wasser-Salamander.

Diese Salamander-Art, wovon die Schriftsteller viele Abänderungen angeben, ist ungefähr sieben Zoll lang; der oberste Theil des Körpers ist braun oder schwärzlich, und der untere gelblich und mit kleinen braunen oder weissen Punkten besprengt; die Haut ist hart, und gibt, wenn sie verletzt wird, eine milchigte Feuchtigkeit von sich; die Schnauze ist stumpf; der Kopf ist platt; der Rachen ist genau verschlossen, und er beißt nicht, wenn man ihn nicht mit Gewalt öfnet; die Zunge ist sehr kurz und ein wenig breit; die Ränder an den Kinnladen sind mit kleinen Zähnen besetzt, die beynahe dem Auge entwischen; die Vorderfüsse sind in vier und die hintern in fünf Zähen getheilt; der Schwanz ist in der Mitten dicker, oben und unten platt, und an beyden Seiten scharf. Die Spitze davon steht senkrecht; die Zeugungsglieder ragen bey beyden Geschlechtern nach dem Linne ein wenig hervor und das Männchen hat einen zahnichten Rücken und Schwanz, und eine schwärzere Kehle und Vorderfüsse, welche an der Seite einen häutichen Rand haben.

Dieser Salamander lebt im Wasser und auf dem Lande zugleich, doch mehr in dem erstern, als auf dem letztern; er hält sich gern in schlammichtem Wasser auf, dessen Schlamm weiß ist, und sucht sich unter den Steinen zu verbergen; selten kommt er auf die Oberfläche des Wassers, und ist sehr gerne in Stadtgräben, Fischhaltern und Teichen. Den Winter über bleibt er in den unterirdischen Höhlen verborgen, und im Frühlinge kommt er wieder zum Vorschein; er geht langsam und wie eine Schildkröte, und hat ein sehr zähes Leben. Sein Geschrey kommt dem Geschrey der Frösche nahe. Wie Derham anmerkt, so hat die Wassereidexe Lacerta aquatica, wenn sie noch klein ist, vier Floßfedern, welche sehr gut gebildet sind, davon auf jeder Seite zwo stehen, und aus dem Körper etwas über den Vorderbeinen entspringen; sie dienen den Körper gerade und im Gleichgewicht zu erhalten. Wenn seine Beine sattsam zugenommen, so fallen seine Floßfedern ab. Er ist dem Laich der Fische in den Teichen gefährlich, wird aber durch Küchensalz vertrieben.

Man hat vorgegeben der Wassersalamander seye von dem Erdsalamander nur zufälligerweise unterschieden, indem er, wenn er das Wasser verlasse, nicht allein die Farbe, sondern auch die Figur ändere, und der Schwanz, so platt er seye, werde alsdenn ganz rund: allein man wird leicht merken, daß dieses ein Irrthum seye.

Herr Geoffroy, der die Wassersalamander um Paris untersucht hat, wie sich Maupertuis bey den Landsalamandern von Bretagne aufhielt, hat sie eben so unschädlich gefunden, und glaubt sie in drey Arten eintheilen zu können.

Die erste Art nennet er den grossen schwarzen Salamander. Er mißt ohngefähr fünf Zoll, und hat die Bildung der Eidexe, ausgenommen, daß der Körper grösser und der Schwanz platt ist; seine Haut ist nicht schuppicht wie bey der Eidexe, aber voller kleiner Bückel und gleichsam körnicht; er ist auf dem Rücken braun und unter dem Bauche gelb, und über und über mit schwarzen runden Flecken besprengt, welche ungefähr eine Linie im Durchschnitte haben; diese Flecken sind auf dem Rücken nicht deutlich, aber wegen der Pomeranzenfarbe am Bauche sehr sichtbar. Die ganze Länge von dem Körper des Thieres, nach den Seiten und vornemlich beym Kopfe, sind die kleinen Körner, welche das Gewebe der Haut ausmachen, meistentheils weiß. Der Kopf ist wie bey dem Frosch platt und breit, der Rachen sehr groß, die Augen zimlich groß und hervorragend. Ueber der obern Kinnlade sieht man zwo sehr kleine Oefnungen, welches die Nasenlöcher sind. Die Pfoten sind obenher braun, und untenhin gelb, und wie der übrige Körper mit schwarzen Flecken besprengt. Der Schwanz, welcher ungefähr halb so lang als der Körper ist, gleicht dem Schwanz einer Kaulpatte, ausgenommen, daß er dicker und fleischigter ist. Die Zeugungstheile sind einander äusserlich so ähnlich, daß man sie alle für Weibchen halten sollte. Hingegen haben die Männchen

auf

auf dem Rücken eine Haut, welche ohngefähr zwo Linien breit und so zackigt wie eine Säge ist, nach der Mitte des Kopfes zu zwischen beyden Augen entstehet, und sich bey dem Ende des Schwanzes endiget: sie ist schmäler gegen das Ende des Schwanzes und dort selten gezackt: sie macht aber den Schwanz so breit, daß er bey dem Männchen um die Hälfte dicker als bey den Weibchen zu seyn scheinet. Diese Haut zieht sich zusamen, und wird beym Anfange des Schwanzes beynahe nichts; dieses macht bey ihm eine Art eines Absatzes, hierauf wird sie wieder so erhaben, wie sie auf dem Rücken war. Ausserdem haben die Männchen auch noch auf dem Schwanze ein silberfarbenes Band, das sich auf jeder Seite desselben befindet; beym Anfange des Schwanzes ist es ungefähr drey Linien breit, und wird bis zum Ende nach und nach immer kleiner.

Die zweyte Art, der Geoffroy den Namen des kleinen schwarzen Salamanders gibt ist der ersten beynahe gänzlich ähnlich, nur daß sie kleiner ist.

Die dritte Art ist beynahe so groß, als die zweyte, und der Unterschied zwischen den beyderley Geschlechten ist eben so beträchtlich, als bey den beyden erstern Arten.

Bey den Salamandern gibt es beträchtliche Abänderungen, davon einige allen Arten gemein sind, und von dem Alter des Thieres herkommen, andere aber einigen Salamandern besonders eigen sind. Die Farbe der Salamander überhaupt ist nicht so braun, wenn sie jung sind, und die Flecken sind besser bezeichnet, und auch die Salamander von der dritten Art sehen sehr hell gelb; wenn sie zur Welt kommen, und werden unvermerkt etwas braun. Sie sind einer Verwandlung unterworfen, die man nur bey der Kaulpatte (Froschwurm) bemerkt hat. Geoffroy hat im Frühlinge einige kleine Salamander angetroffen, welche gegen dem Orte zu, wo bey den Fischen die Fischohren sind, eine Art kleiner Franzen hatten, die im Wasser gerade stunden und ziemlich langen Ohren ähnlich waren: Anfangs fand er sie nur an den kleinen Salamandern, einige Zeit darnach aber sahe er dergleichen an Salamandern, die ungefähr drey Zoll lang waren, und bemerkte an ihnen zu seiner grossen Verwunderung Fischohren Man wird überdieses zwo sehr dünne Klappen gewahr, welche genau auf die Fischohren passen, wenn sie ausser dem Wasser sind, dergestalt, daß man sie kaum wahrnehmen kann. Diese Klappen werden mit der Zeit feste, und die Fischohren verliehren sich unvermerkt.

Alle Arten von Salamandern die im Wasser sind, verändern den Frühling und Sommer über zum wenigsten alle vier oder fünf Tage die Haut; sie helfen sich mit den Pfoten und der Schnautze, um sich von selbiger zu befreyen, und man findet bisweilen dergleichen Häute ganz auf dem Wasser; den Winter über gehet diese Veränderung nur alle vierzehn Tage vor. Diese Haut ist sehr dünne. Herr Geoffroy hat bemerkt, daß einigen davon ein Stück an der Pfote hangen blieb, wovon die Pfote verfaulte und abfiel, ohne daß jedoch das Thier davon gestorben wäre. Vier bis fünfmal hat er auch bey einigen dieser Thiere durch den Hintersten einen runden Körper herausgehen sehen, der ungefähr eine Linie im Durchschnitte hatte und beynahe so lang als der Körper von dem Salamander war; sie brachten einen ganzen Tag zu, um sich gänzlich davon zu entledigen, wiewohl sie sich oft bemüheten selbigen mit den Pfoten und der Schnautze herauszuziehen. Er war, da Geoffroy ein Loch in die Haut machte, voll schlammichten Wassers, und nach seiner Vermuthung die Absonderung einer innern Haut.

Diese Thiere legen ihre Eyer im April und May. Gemeiniglich sind ihrer zwanzig, welche zwo Reihen ausmachen die miteinander vereinigt und zween Faden von einem Rosenkranze ähnlich sind. Diese Vereinigung wird vermittelst einer schleimichten ziemlich festen Materie gemacht, welche in einer dünnen Haut enthalten zu seyn scheinet. Sie befreyen sich von ihren Eyern eben so, wie von dem ersterwähnten Körper. Dieses bemerkte Geoffroy bey den Salamandern der dritten Art, bey den andern aber fand er sie im Wasser voneinander abgesondert und regelmäßig rund. Nie aber sah er sie lebendige Junge gebähren, welches Wurfbain angibt, und wir aus Maupertuis und andern beym Landsalamander angeführt haben. Er schließt also, daß die Landsalamander lebendiggebährende, die Wasser-Salamander eyerlegende Thiere seyen, oder daß diese Thiere, da sie im Wasser und auf dem Lande zugleich leben könnten, im Wasser

Eyer legten, und auf dem Lande lebendige Jungen hervorbrächten, zu welcher Vermuthung Maupertuis oben angeführte Entdeckung zu führen scheint.

Wenn sie im Wasser sind, so kommen sie oft auf die Oberfläche Othem zu holen; sie athmen auch oft die Luft auf dem Grunde des Wassers aus, und verbinden dieses Ausathmen bisweilen mit einem kleinen Geschrey. Man hat deren schon über sechs Monate ohne Fressen aufbehalten. Man hat sie Fliegen fressen sehen, welche sie aber mit ziemlicher Beschwehrlichkeit kauen, Froschlaich aber oder auch wohl Meerlinsen scheinen ihnen angenehmer zu seyn.

Herr Geoffroy hat gefunden, daß sie im Eise ziemlich lang aushalten können. Er hat einen Salamander in Wasser gethan, welches er dem Frosch aussetzte. Er blieb 36 Stunden in dem Eis, welches zween Daumen dick um ihn war; man bemerkte nur in dem Raum, der ihn umgab, ein wenig Wasser, welches beynahe den Platz einer kleinen Bohne einnehmen konnte, und eine kleine Luftblase, welche um Dreyvierthel kleiner war. Da man das Eis aufhaute befand er sich ganz zusamengefalten, und es war ein feiner Kanal so groß als ein Pferdehaar da, welcher mit der äussern Luft Gemeinschaft unterhielt, und mitten durch das Eis gieng. Der Salamander war sehr erstarrt und konnte sich nicht eher ausdehnen, als bis man ihn in kaltes Wasser that, worinnen er in Zeit von einer Stunde seine völlige Lebhaftigkeit wieder erhielt. Es scheinet daß sie sich darinnen so lange halten können, als die Gemeinschaft mit der äusseren Luft nicht aufhöret.

So hart das Leben dieses Thiers ist, so gibt es doch ein Mittel, dasselbe in kurzer Zeit zu tödten, welches Wurfbain anführet. Wenn man nämlich zu Pulver gemachtes Salz auf einen Salamander streuet, so bemühet er sich Anfangs zu springen, wenn es aber nicht gelingt, so macht er verschiedene Bewegungen von einer Seite zur andern, und preßt aus allen Theilen seines Körpers, und vornemlich längst des Schwanzes hin seinen milchiaten Saft, der den ganzen Körper bedeckt, wenn er sich fürchtet, oder leidet; seine Bewegungen verdoppeln sich, er wälzt sich bald darauf auf dem Rücken und Bauch und stirbt endlich nach etlichen Minuten.

Herr Demours, ein Arzt in Paris, hat folgendes die Zeugung der Wassersalamander betreffend, angemerkt.

Das Männchen sucht im Frühjahr das Weibchen mit Hitze und vielen Liebkosungen auf. Hierauf verrennt es ihr den Weeg, erhebt seinen Kamm, erhält sich auf zwo Pfoten nur von einer Seite, krümmt seinen Körper, indem es den Rücken erhebt, und macht auf diese Weise eine Art eines Bogens, unter welchem das Weibchen weggeht, und seinen Weg fortsetzet. Das Männchen setzt sich wieder, und nachdem es seine Augen nach dem Weibchen zugekehrt, so lauft es auf selbiges zu. So bald es stille steht, sieht es solches ganz nahe steif an, und nimmt die vorige Stellung an, welches verschiedenemal wiederholet wird. Wenn dieses Spiel vorüber ist, so bleibt das Weibchen auf dem Schlamm, und das Männchen bleibt darüber, und auf der Seite, ohngefähr einen Daumen breit von ihr und dem Schlamm. Es fängt an den Hintersten zu öfnen, welcher aus zwo Lefzen besteht, die in dem gewöhnlichen Zustande genau aneinander liegen, und mit einer fleischigten Decke bedeckt sind, die inwendig gefalten und am Rande zahnigt ist. Diese Decke entwikelt sich und dehnt sich ausserordentlich aus; sie macht eine runde Oefnung, daß die Samenfeuchtigkeit ungehindert herausgehen kan Hierauf drückt es mit Gewalt die Gegend von den Hoden, nämlich die obern und mittlern Theile von dem Unterleib, dergestalt, daß die meisten Eingeweide, die in den untern Theil getrieben werden, daselbst eine Dicke machen, welche ungefähr zweymal so viel als die zusammen gedrückten Gegenden beträgt. Indem sein Kamm nachläßig flattert, so schlägt es von Zeit zu Zeit das Weibchen mit dem Schwanze, und wirft sich auch auf selbiges: allein indem es sich beynahe in eben dem Augenblick wieder in die vorige Entfernung versetzet, macht es einen stärkern Druck als gewöhnlich, und in diesem Augenblick hat Demours bey dem Männchen die Saamenfeuchtigkeit heraus spritzen sehen, die in zimlicher Menge heraus gieng, sich mit dem Wasser vermischte, demselben eine etwas weisse Farbe ertheilte, und sich über die Seiten des Weibchens, welches alsdenn unbeweglich ist, ausbreitete. Hierauf bleibt das Männchen

chen eine Zeitlang, ohne daß es eine andere Bewegung als mit seinen Pfoten macht, welche nöthig ist, um sich in der bemerkten Entfernung zu erhalten: indem es aber bald darauf wieder erwacht, und alle seine Kräffte zusammen nimmt, so fängt es seine Liebkosungen wieder an, auf welche ein zweyter Auswurf erfolgt; worauf sie sich voneinander trennen. Bey dieser ganzen Verrichtung hatte das Weibchen das Maul geschlossen, und der hintere Theil schien auch nicht offen zu seyn; weswegen Demours fraget, ob es nicht erlaubt seyn sollte zu glauben, daß der Samenspiritus, indem er durch die Oefnungen der Haut durchgeht, den in dem Unterleib enthaltenen jungen Früchten das Leben und die Bewegung bringe.

Die Franzosen nennen den Wassersalamander Petit Salamandre, Salamandre d'eau, Lezard aquatique (Wassereidexe); die Italiäner Marasandala; wir Wassermolch; die Niederländer Water-Salamander; die Engländer Water-Eft; schwedisch heißt er Skrot oder Skratt aborre; in vielen Provinzen Frankreichs That, ehemals Thassot oder Tassot; in Orlean Grenaquelle.

Ob man gleich bey allen Versuchen, die man mit den Molchen angestellet hat, sie ohne Gift befand, so müssen wir doch auch den Versuch eines Arztes von Salisbury, der in dem ersten Theil des allgemeinen Magazins der Natur, Kunst und Wissensch. vorkommt, erwähnen. Dieser that ein solches Thier in ungefähr ein Quart klares Wasser in ein Becken, und warf ihm von Zeit zu Zeit eine Art von Kraut, von schleimichter Materie, oder vom Schaume, der sich in grosser Menge, wie eine Wolke auf dem Boden der Teiche zusammen häuft, und wovon er diese Thierchen hatte fressen sehen, zu. Er verhielt dieses Thier beynahe vierzehn Tage, gab ihm aber kein frisches Wasser: bis er hernach beobachtete, daß dasselbe, vermuthlich aus Mangel des Wassers und Raums, zween oder drey Löffel voll schaumichter, schleimichter Materie, die dem Froschlaiche einigermassen ähnlich war, ausspie und darauf starb. Da er etwas davon auf die Zunge nahm, fand er es von einer stechenden saltzigen Beschaffenheit, die sich dem ganzen Wasser mittheilte. Er setzte alsdenn etwas von diesem Wasser einer Katze hin, die, so bald sie davon gelecket, sehr stark zu geschwellen anfieng, sich aber doch endlich wieder erholte. Woraus der Schluß gemacht wird, daß ein langsamer und quälender Tod vermuthlich diese Thiere gefährlich machen könne.

Die Berliner Sammlungen erzählen, daß ein Bauer aus dem Kirchsprengel von Toulouse, der einige Jahre zuvor aus einem Sumpfe, wo sich Wassereidexen aufgehalten, getrunken, in seinem Magen solche Thiere bekommen, die man so gar oft schreyen gehöret, und daß ihm endlich von einem Wundarzte zu Auriak ein wurmtreibendes Brechmittel gegeben worden, wordurch gleich ein Theil der vorräthigen Salamander, und in Zeit von einigen Monaten zu wiederholtenmalen an 80. von oben und unten abgeführt worden. Die meisten Salamander waren nach dem Berichte ganz klein, und es wurde mit diesen Thieren eine Menge Laich, Unreinigkeit und Stücke Haut zugleich ausgeworfen. Der Kranke, dem diese Brut den Magen sehr ausdehnte, fiel oft in eine Ohnmacht, woraus er blos durch rein Wasser zu ermuntern war, weil sich die Salamander alsdann in ihrem Elemente befanden.

Salamandereidexen.

Zwischen die Salamander und Eidexen setzet Klein Thiere, die er Salamandereidexen nennet; und die solche Thiere sind, welche der Bildung des Kopfes und der dicken breiten fleischigten Zunge nach den Salamandern nahe kommen. Allein sie legen Eyer und ihr Rumpf, Füsse und Schwanz sind wie bey einer Eidexe beschaffen. Die erste Gattung dieser Salamandereidexen ist bey ihm

Rare Salamandereidexe von der Insel St. Eustachii.

Diese hat eine hellgrüne Farbe. Ihr Leib ist mit schwärzlichen Flecken bis ans Ende des Schwanzes nebelförmig gezieret, und auf dem Rücken sieht man weißliche Linien.

II.

Ein anderes Mittelding zwischen Eidexe und Salamander aus Amerika hat einen dicken und knotigen Schwanz. Kopf und Füsse sind wie bey einer Eidexe gestaltet; die Zunge aber ist dick. Die Oberfläche des dicken Leibes wird mit gleichförmigen Schuppen bedeckt, deren Farbe aus dem Braunen ins Aschgraue spielt. Eine jede Schuppe am Kopf, Leib und Füssen, hat eine kleine dunkelrothe Erhöhung. Der Rand des Maules und der Ohren ist gelb eingefaßt, an welchem oben so gar stachlichte Haare sitzen. Der Schwanz wird an seinem Ende wieder dicker, und dieser dicke Theil hat eine kastanienbraune Farbe, und scheinet aus zusammen geflochtenen Haaren entstanden zu seyn.

III. Gröste amboinische Eidexe.

Die Spanier nennen diese Salamandereidexe Igawano und die Holländer de groote gekamde Leguan. Der Kopf ist oben breit; läuft in eine ziemlich spitze Schnautze zu, und ist dabey ausserordentlich kurz. Ihre Stirne zieren grosse hellblaue Schuppen, welche Schilde zu seyn scheinen. Sie hat grosse feurige Augen, und diese werden durch einen erhöheten runden und beinernen Rand bis auf die Hälfte bedeckt. Der grosse Rachen wird durchaus mit einem zierlich ausgeschnittenen Saum verbrämt, und mit hellblauen Schuppen geschmükt. Unter ihrem Halse hängt ein langer und runzlichter Kropf, welcher sich in eine tief liegende Spitze verlieret, von dem Maule an bis etwa auf die Helfte mit einem starken Kamm besetzt ist, der eine lichtgelbe Farbe hat. Der Kamm über dem spitzen Rücken hat eben diese Farbe, und sehr lange hinterwärts gekrümmte Zähne. Nahe bey diesem Kamm ist die Haut schwarz gefleckt. Die zarten Schuppen an den Seiten des Leibes haben eine weisse Grundfarbe, sind hie kastanienbraun, dort roth gezeichnet, und überall mit dunklen Flecken bestreuet. An den Füssen werden die Schuppen grösser, spitzig und himmelblau Ihr Schwanz ist ungeheuer lang und bis zu seiner Spize bald hell bald dunkelblau. Der dicke Bauch hängt tief herab, und hat unten an seinen Seiten eine blaue Farbe.

IV. Salamandereidexe Ameira.

Diese ist aus Neuspanien. Sie hat keinen Kropf, aber doch eine weite Haut unter der Kehle. Der Farbe nach ist sie braun, mit schwarzen Linien gezieret und hat einen gespaltenen Schwanz.

Die fünfte Salamander-Eidexe scheint dem hintern Leibe nach ein amerikanischer Salamander zu seyn, den Füssen nach aber ist sie eine Eidexe. Sie lebt im Wasser und auf dem Lande. Die sechste hat an den Seiten des Nackens spitzige Sternförmige Dornen.

VII. Prodigiöser Salamander mit Schilden.

Bey dieser ist der Hintertheil des Kopfes, wie bey einem Chamäleon mit 2. spitzigen Hörnern bewaffnet. Auf der Spitze des Mauls sitzt ein dicker Höker, welcher rund herum mit kleinen weißlichen Erhöhungen bewachsen ist. Die Augen sind groß und zirkelrund; der Hals ist schwülstig; der Rücken bekammt; der ganze Leib hellgelb mit Dunkelblau schattirt, und mit kleinen weissen Hökerchen übersäet.

VIII. Salamandereidexe, mexikanischer Salamander.

Dieser hat einen Kropf, eine dicke und kurze Zunge. Der Kropf sitzt nicht wie bey den Iguanen unter der Kehle, sondern am Halse wie bey einigen Menschen, und hat eine Rosenrothe Farbe. Der Schwanz gleicht dem von einer Eidexe, und ist bis auf die Hälfte mit grünen kleinen Ringen gezeichnet. Die andere Hälfte bis oben an die Spitze ist weißlich.

Amboinische Eidexe, ein anderer Salamander mit einem Schilde.

Bey dieser ist der Kopf viel dicker, als bey der vorhergehenden, und auch mit einem kleinern Schilde bewafnet. Der Hals ist dick und rund; die äussern

Ohren

Ohren wie bey der Eidexe. Der Kopf und die nicht kurze sondern dicke Zunge setzt sie wieder zu den Salamandern, die Schuppen aber unterscheiden sie von ihnen. Sie sind zart und klein, und ihre Farbe ist röthlich und mit Weiß gewölkt. Vom Kopf bis auf den langen Schwanz ist sie mit einem Kamm versehen. Hüften, Zähen und Füsse sind wie bey den Eidexen lang und geschmeidig.

Die zehente Gattung ist eine Eidexe mit stachlichten Schuppen vom Vorgebürge der guten Hoffnung. Ein unschädliches Thier, aber gar nicht schön.

XI.

Tapayakin oder Lacerta orbicularis ist ebenfalls daher, und hat sehr zarte Schuppen und einen Salamander Kopf. Eine andere Salamandra orbicularis spinosa, Tapayaxin scheinet ein Mittelding von Salamandereidexen und Krö-ten zu seyn. Der Kopf ist kurz, oben etwas dreyeckigt, die Stirn erhaben, das Maul spitzig; die Zunge kurz und dick. Der Leib, welcher kurz, aber sehr breit und von den Vorder- bis Hinterfüssen sehr aufgedunstet ist, hat mit der Krö-ten ihrem viel Aehnlichkeit. Ihre Farbe ist lichtgrau, und die Schuppen sehr zart, aber die Stacheln, womit hauptsächlich der Rücken bewafnet ist, sind kurz; unten breit und oben sehr spitzig. Mitten über den Rücken läuft eine Reihe solcher Stacheln, die die übrigen an Stärke übertreffen. Der Schwanz ist anfänglich dick. Allein er verdünnet sich mit einmal merklich, und verliehrt sich in eine sehr zarte Spitze. Er ist viel kürzer als an Eidexen, obgleich die Füsse der Eidexen ihren sehr nahe kommen. Unter der Kehle hängt, statt eines Kropfes, eine weite Haut.

Noch eine Tellerförmige stachlichte Eidexe Tapayaxin aus Neuspanien hat nicht blos auf dem Leibe, sondern auch am Kopf, an den Füssen und dem Schwanz weisse Stacheln. Die Schnau-tze läuft nicht dick sondern stumpf zu. Von der Wurzel der Nase an erhebet sich über den grossen, runden und funkelnden Augen, welche bey der vorhergehenden klein, länglich und schläfrig sind, ein aufschwellendes Schild; läuft bis über den Nacken weg, und vereinigt sich mit dem Rücken fast in gerader Linie. Bey jener hingegen wird kein Schild angetroffen und die Stirn über den Augen ligt viel höher als der Rücken. Diese hat gar keinen Hals; sondern der Kopf ist mit dem Leibe fast wie bey einem Frosch verbunden. Der Leib ist oben etwas breit, an den Seiten bogenförmig dick, und hat eine länglich runde Figur. Der stachlichte Schwanz, welcher bey jener glatt ist, ist an den Lenden nach Proportion viel dicker. Ueber die Mitte des Rückens bis über den Schwanz, breitet sich eine dichte Reihe weisser Stacheln aus. Die lange Zähen sind mit spitzigen Nägeln bewaffnet. Sie hat eine sehr schöne und bunte Farbe, welche hie weiß, dort roth, hie dunkelbraun, dort fleischfarbig ist.

XII.

Die Ceylonische Eidexe beschliesset die Reihe. Sie hat einen langen Schwanz und ist über dem Rücken und Schwanz zart bekämmt, und ihre Malerey wunderschön.

Die eigentlichen Salamander die dieser Schriftsteller anführet sind folgende. Ein Landsalamander aus Ostindien, der zwischen Felsen lebet, schwarz und durch viele hell pomranzenrothe Flecken bunt bezeichnet ist. Ein Salamander aus Amerika, der grösser ist, aus dem Aschgrauen ins Pechschwarze fällt und strohgelbe Flecken hat. Sein Name ist bey Labat Maboyer. Ferner ein Quedlinburgischer, der an Farbe dem Ostindischen sehr gleich kommt, und dessen wir oben erwähnt haben. Der kleinste dunkelrothe und mit weissen Flecken gezeichnete Salamander Mabouga und endlich ein amerikanischer und kleinerer Ceylonischer Wassersalamander. Dieser ist an beyden Seiten röthlich und schwarzbunt. Der Schwanz ist senkrecht breit, dehnt sich schief von dem Körper weg, und stellet fast ein Ruder vor. Der runde Bauch scheinet aufgedunsen zu seyn. Oben ist er sehr braun, und durch zarte Schuppen schwarz geflekt. Unten ist die Farbe hellgelb mit rothen Flecken besprengt. Die Zunge ist kurz und dick.

Ausser den angeführten ausländischen Salamandern gibt es auch noch verschiedene Veränderungen unter den ein-

einheimischen Landsalamandern. Auf dem Etscher findet man einen ganz schwarzen ohne alle Flecken, der um die Hälfte kleiner als der geflekte ist, und in Oesterreich Tatterimandel genannt wird. Der Kopf ist zimlich groß, der Hals aber dünner als Kopf und Leib, und über die Mitte des Rückens und an den beyden Seiten laufen Reihen von Erhöhungen der Wärzchen fort, die hinter dem Halse ihren Ursprung nehmen, er hält sich gern in Höhlen und Löchern auf. Um Wien findet man einen ganz kleinen Landsalamander, von dunkelbraunem Körper und zusamen gedrücktem Schwanze. Bey dem Wassersalamander ist es schon erwähnt worden, daß ihre Abänderungen groß seyen. Gesners Wasser-Molche ist schwarz mit weissen Punkten am Bauche; Matthioli utinensischer hat einen dicken Kopf, schwarzen Rücken, und gelbe Flecken. Laurenz nennt einen den Scharfrichter, der sehr klein ist, einen schwarzen warzichten Körper; eine mit Safrangelb und schwarz punktirte Kehle, einen mit eben diesen Farben gefleckten Unterleib und einen zweyschneidigen Schwanz, dessen scharfe Seite blutig zu seyn scheinet, wovon ihm der Name beygelegt worden ist. Bey Wurfbain und in den Act. Reg. Paris. kommt ein bekannter Salamander mit einem schwammichten schwärzlichen Körper, schwarzen runden Flecken, einer rauhen Kehle, glattem punktirtem Schwanze, und weisser Binde auf beyden Seiten vor, der Aas frisset; wenn er fliehet ganz artig mit dem Schwanze rudert; und wenn er getödet wird, sich heftig windet und wie rasend um sich beißt. Man findet hie und da noch andere Abfälle, wir wollen aber jetzo zu den Gekkos übergehen.

Die Gekkos.

Der Jekko oder Gekko, welches ein indianischer Name ist, ist ein langsam gehendes Thier mit hautartigen Schuppen. Es hat einen sehr grossen Kopf. Seine Füsse sind höher als des Salamanders, und mit fünf Zähen versehen, welche alle am Ende breit und rundlich werden, wo die Nägel herausdringen. Die Ohren stehen am Kopfe mit länglichen Löchern offen. Die Lippen sind verbrämt und die Zunge ist breit und dick; der Hinterste ligt in die Queere; und bey den Alten finden sich auf dem Kopfe und Rücken hie und da Wärzchen. Er gebiert nicht lebendig, sondern legt mit wolligtem Haar bedekte Eyer an Oerter die die Sonne bescheinet. In Ceylon ist ein Gekko, den man den grösten nennet, von rother Farbe, die in das Aschgraue spielt. Man siehet auf ihm kleine hervorragende dunkelbraune Hügelchen, zwischen welchen weißliche Flecken sich schön ausnehmen. Die Schnautze ist stumpf, die Nasenlöcher sind weit, der Bauch weißgrau, und mit kleinen runden Flecken bedeckt, kurz, stumpf und wegen kleiner perlenförmiger Erhöhungen rauh anzufühlen. Sein Schwanz ist kurz. Ein anderer, der sich eben daselbst aufhält ist dem vorhergehenden ähnlich, nur ist sein längerer und spitz zu laufender Schwanz, wie fast bey allen übrigen Gecken, mit kleinen Ringen, als mit so vielen Gelenken umzirkelt. Ein anderer Gek mit rauher Haut wird von andern Lacertus facetanus und auf unserer Tafel Tarantula genannt. Ihre natürliche Gewohnheiten kommen mit der Eidexen ihren überein und ihr Aufenthalt ist gewöhnlich in den Häusern und Gemäuren der Indianer. Sie führen den Namen Gekko des Schalls wegen, den sie von sich geben.

Die

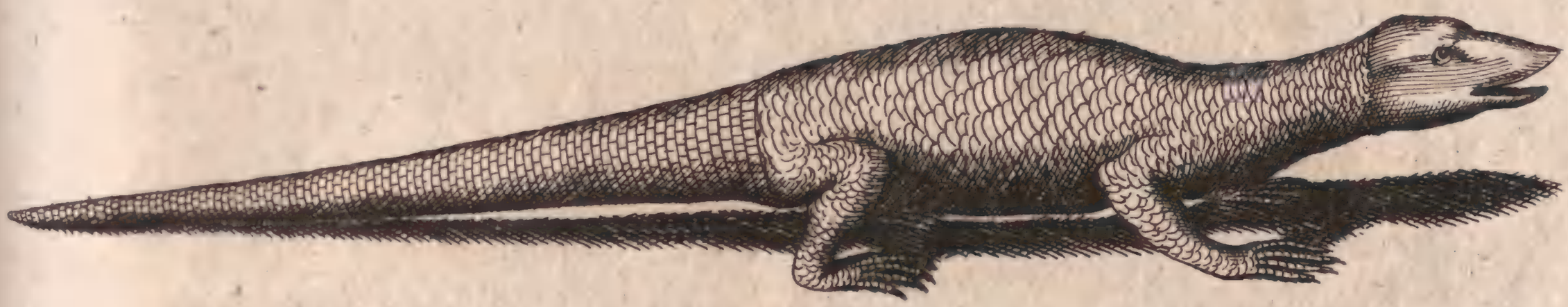
Stern Eÿdex

Scincus

Frembd Eÿdex .

Candulus .

Lacertus Indicus Cordÿlo Similis



Cordÿlus Siue Vromaſtix .

Chamælon Varius .

Chamæleon niger .

Die Brenneſſel.

Dieſe Eidexe heißt ſonſt Cordylus, Vromaſtix, Caudiverbera, welche beyde letztere Benennungen von ihrer immerwährenden Bewegung des Schwanzes hergenommen iſt. Sie unterſcheidet ſich dadurch, daß ihr Schwanz von ſtachlichten und in die Höhe ſtehenden Schuppen ſcharf iſt, ſonſt kommt ſie ihrer Bildung nach mit dem Salamander überein, und hat fünf Zähen. Im Seba findet man eine amerikaniſche, die himmelblau iſt; und ein Paar afrikaniſcher. Das Männchen hat einen dornigten Schwanz, und einen Kopf wie ein Landſalamander. Die Zunge iſt kurz und dick. Die Schuppen am Hinterleibe und an den Füſſen haben eine hellblaue Farbe. An den Seiten werden ſie dunkler, faſt bleyfärbig. Lange zugeſpitzte Schuppen trennen den Schwanz hinten vom Leibe, welche ringförmig und gezahnt durch Gelenke unter einander geflochten werden.

Das Weibchen unterſcheidet ſich von dem Männchen durch ſeinen kleineren Kopf und kürzeren Schwanz, welcher bey dieſem nur in 20. bey jenem aber in 26 Ringe eingetheilt iſt. Bey dieſem haben die Schuppen eine viereckigte und längliche, bey dem Männchen aber eine ſpitzig zu laufende Figur. Die längeren Schuppen, welche gleich auf die kürzeren des Leibes folgen, ſind oben ſymmetriſch ausgezakt, und durch ihre Zacken mit den folgenden als durch Fugen verbunden. Sie haben ſehr kleine Augen, welche ſie leicht unter den oberſten Augenwimper ziehen können. Dieſes war deswegen nöthig, weil ſie ſich faſt beſtändig an Oertern aufhalten, wo viele Diſteln wachſen, und folglich die Augen, wenn ſie nicht leicht könnten in Sicherheit gebracht werden, bald würden Schaden leiden. Eine amerikaniſche Brenneſſel mit einmal gefurchtem Schwanze, iſt eine Afterart von Eidexen, die Schuppen ſind ſehr groß, der Rücken iſt dunkelgelb und ſchwarz geflekt. Die Stirne iſt mit gröſſern lichtgelben Flecken geziert, der Schwanz einmal geſpalten und geſchupt.

Der Meerſtinz.

Der Meerſtinz hat nach der Beſchreibung des Haſſelquiſt, einen Kopf, welcher hervorragt, hart an dem Körper hängt, länglicht, ein wenig kurz, bis zu ſeinem Ende unvermerkt dünn, an dem obern Theil ein wenig gewölbt, und an den Seiten platt, und vermittelſt einer breiten Vertiefung, welche auf beyden Seiten des Kopfes von der Spitze an bis zum Grundtheil fortläuft voller Vertiefungen iſt; die obere Kinnlade iſt länger als die untere, niedergedrükt, dünn, ein wenig ſtumpf, unten platt und ganz, und macht die Schnautze oder das äuſſerſte Ende vom Kopf, welches ſich an den Seiten über der untern Kinnlade erſtrekt, aus; die untere Kinnlade iſt dreyeckicht und am Ende ſtumpf. Die Naſenlöcher befinden ſich an den Seiten des Kopfes über dem Rand der Schnautze, ſie ſind zirkelrund und ein wenig weit; die Zunge iſt wie ein Herz geſtaltet, am Ende ſpitzig, an dem hinterſten Theil ausgeſchweift und von einer etwas dicken und fleiſchichten Subſtanz; die Oefnung der Kehle iſt mäßig; die Zähne von beyden Kinnladen ſind kurz, gleich, an der Spitze ein wenig ſtumpf, ſtehen hart an einander, und ſind auf den Seiten platt; die Augen liegen nach dem Grundtheil des Kopfes zu, nahe bey dem Rande des obern Theils; die Augenhöle hat die Form einer länglichen Lanze; der Regenbogen des Auges iſt braun und der Augapfel ſchwärzlich; er hat keinen Hals, woferne man nicht denjenigen Theil des Körpers, der ſich zwiſchen dem Kopf und

den Vorderfüssen befindet, also nennen will, wiewohl er der Dicke oder Bildung nach von dem Körper nicht unterschieden ist; der Körper ist länglichrund, gleich und auf dem Rücken eckigt; diese Ecke ist länglich, gewölbt und erhaben, sie fängt ein wenig unter dem Kopf an; und endigt sich nahe an den Hinterfüssen; der Schwanz, welcher mit dem Körper in einem fortläuft, ist cylindrisch und oben dick, und nimmt von den Hinterfüssen an bis zum Ende nach und nach an Dicke ab, da er denn dünn und platt ist; die vier Füsse sind gleich; die Schienbeine sind platt, gleich und haben in der Mitte ein Knie, sind äusserlich gewölbt, und innwendig mit länglichen Vertiefungen versehen; an jedem Fuß befinden sich fünf Zähen, welche gespalten, dünne, oben gewölbt, mit Gelenken versehen, und von dem äussersten bis zum innersten nach und nach kürzer sind; die hintersten sind länger als die vordersten, und oberwärts mit Schuppen bedekt, welche auf jeder Seite wie ein Lappen ausgespannt sind, wie die Dachziegel übereinander liegen und an dem Rande durch eine dreyeckigte Vertiefung von einander unterschieden sind, dergestalt, daß die Figur des untersten Lappens in allen Zähen halb zirkelrund und seine Lage wassergleich ist; dahingegen die Figur der andern dreyeckigt, und ein wenig spitzig ist, und ihre Lage schief nach der Spitze zu geht; das Ende der Finger ist blaß, ein wenig stumpf, oben etwas gewölbt, unten hohl, und vertritt die Stelle der Nägel; der Kopf, die Schenkel und der ganze Körper ist mit Schuppen bedekt; die Schuppen von dem obersten Theil des Kopfes sind breit, nicht regelmäßig und nicht zahlreich); der Rand von der obern Kinnlade ist mit fünf Schuppen bedekt, welche senkrecht liegen, ein wenig breit sind, in etwas wie Hohlziegel aufeinander liegen und an den Rändern ein wenig gekerbt sind; die Schuppen des Körpers liegen wie Ziegel auf einem Dache, sind rhomboidalisch und an den entgegen gesetzten Seiten breiter; die Schuppen von dem Unterleib und den Füssen haben eben die Figur und die Lage wie die Schuppen des Körpers, sind aber kleiner, ganz glatt, glänzend, ein wenig breit und dünn; der oberste Theil des Kopfes fällt aus dem Meergrünen ins Gelbe; der Rücken besteht nach der Mitten der Seiten des Unterleibs zu wechselsweise aus schwärzlichten und gelblichten Ringen; das übrige von den Seiten, die Kehle, der Unterleib und die Füsse sind weißlicht. Das Thier ist gemeiniglich einen Zoll über eine Spanne lang, und nach der Mitten des Unterleibs zu zween Zoll dick. Es hält sich in Egypten auf, an bergichten Orten, welche zwischen kleinen Hügeln sind. Das Landvolk bringt selbiges nach Cairo von da es nach Europa verführt wird. Du Tertre sagt, daß er nicht allein in Guadeloupe, sondern auch in andern amerikanischen Inseln wirklich Meerstinze gesehen habe, die man in Guadeloupe Mabouger und auf einigen andern Inseln Brochet de Terre nenne.

Die Schriftsteller haben geglaubt, daß der Meerstinz mehr ein Wasser- als Landthier seye: auch glaubt man von den Meerstinzen, die man aus dem Morgenlande nach Venedig bringt, daß sie im Nil oder rothen Meer gefangen worden. Salmasius aber merkt über den Solinus an, daß er kein Wasserthier ist, wiewohl er bey dem Nilstrom und um das rothe Meer herum sich aufhält. Er scheint auch Glauben zu verdienen, da Hasselquist mit ihm übereinstimmt.

Aus dem griechischen Namen dieses Thiers ist der französische Scinque, Scince, Stinque und der latein. Scincus entstanden. Die Italiäner nennen ihn Scinco, er kommt auch unter dem Namen Erdkrokodill oder kleines Landkrokodill vor. Die Araber und Egyptier bedienen sich seiner zu Erregung der Liebe.

Kurzbein oder Schleicher (Seps.)

Plinius nennet den Schleicher (Seps) eine Nessel (Scolopendra) welche den Füssen des Viehes schädlich ist. Hippokrates verstehet durch dieses Wort die kleinen Pestbeulen. Man hat diese Benennung entlehnt, ein Thierchen anzuzeigen, welches, wenn man die vier Füsse ausnimmt, in der Ferne eine Natter zu seyn scheint. Es bringet seine Jungen lebendig zur Welt, und wird für giftig

giftig gehalten. Es soll durch seine eigenthümliche Kraft die fleischigten Theile eines Körpers, die es angesteckt hat, zur Fäulniß befördern. Der Name Seps wird nicht nur gebraucht um eine erzfarbige Eidexe, sondern auch die ihr ähnliche Schlange Hæmorrhœ anzuzeigen. Es wird auch durch das Wort Seps eine gewisse Art von Eidexen verstanden, welche sonst Chalcis oder Lacerta Chalcidica von Chalco, d. i. Erz genannt wird, weil sie auf dem Rücken mit erzfarbigen Linien gezieret ist.

Imperatus gedenket ihrer unter dem Namen eines gemeinen Schleichers. Aristoteles aber schreibt nur, daß sie die Farbe des Schleichers habe. Ob sie gleich Füsse hat, so scheinet ihr Leib nichtsdestoweniger vom Kopfe, bis an das Ende ihres langen Schwanzes wie eine Schlange gestaltet zu seyn. Grevin gibt den Schleicher nicht für erzfärbig, sondern für bleich aus. Viele Schriftsteller verwechseln die Schlange, welche Seps genannt wird, mit der Eidexe, welche Chalcidica heißt, und Füsse hat. Sie scheinet ein Mittelding zwischen Schlangen, Aale und Würmer zu seyn, wenn man nach der Bildung ihres Ober- und Unterleibs urtheilen will. Oben am Kopfe sitzen zwo Floßfedern, und eben so viel um den Steis. Selbst Columna hält die erzfarbige Eidexe für eine Art Nattern, und beruft sich auf das Ansehen Nicanders, dessen Dollmetscher hinzusetzt: der Schleicher, Seps, ist einer Eidexe ähnlich, und wird auch Chalcis genannt. Denn auch er hat auf dem Rücken erzfärbige Linien, und ist acht Spannen lang — Er wird in Syrien, Lybien und auf der Insel Cypern groß, und hält sich zwischen den Felsen auf.

Fabius Columna hat in Absicht auf die erzfarbige Eidexe Lacerta chalcidica, chalcides, chalcis, beobachtet, daß sie nicht bloß erzfärbige Flecken gehabt, sondern daß diese Farbe ihre einzige sey. Ausser der Aehnlichkeit mit der Eidexe legt er ihr noch die natürlichen Eigenschaften einer Natter bey. Ihre Füsse sind sehr klein. Sie ist vom Kopf bis zum Ende des Schwanzes 2 Fuß lang und nimmt immer mehr und mehr im Umfange ab. Ihr Rücken ist auch nicht, wie bey einer Natter erhöhet, wie wenn eine Nerve sich oben über ihr wegzöge. Sie hat auch keine schwarze Flecken; sondern ihre Farbe ist überall erzgrau, und wird nirgends glänzend. Allein, sagt Klein, welchem wir dieses abborgen, diejenigen betrügen sich, welche den Schleicher für eine Eidexenart halten. Ich habe in D. Joh. Phil. Breyens Naturalien-Kabinette zwey solche kleine Thierchen gesehen, welche zwar mit der Erzfarben-Eidexe des Fab. Columna eine Aehnlichkeit hatten; allein durch ihre Farbe sind sie doch auch von jener unterschieden. Das eine war allenthalben blaß weiß, und das andere durch einen einzigen schmalen erzrothen Streif auf dem Rücken gezeichnet. Die Vorderfüsse, welche sehr klein waren, fassen nahe am Kopf; die Hinterfüsse am Steis, welcher weiter hinten, als bey andern vierfüßigen Thieren seinen Platz bekommen hatte. Vielleicht sind diß die bleichfarbigen Schleicher des Grevins. Die Abbildung dieses Thieres ist aus dem Aldrovand unter dem Namen Lacerta Chalcidica flexuosa nicht nur in seinem gewöhnlichen schlangenartigen Gang, sondern auch wie es aufgerichtet erscheint, auf unseren Tafeln anzutreffen. Fabius Columna hat einen Schleicher aufgeschnitten, und fünfzehn Junge in seinem Bauche angetroffen, davon einige bloß, andere in einem durchsichtigen Häutchen lagen.

Das Chamäleon.

Diesem Thierchen, dessen Naturgeschichte wir nun unserem Leser schuldig sind, hat man von jeher so viel Wunderbares angedichtet, daß man, wenn von seinem Daseyn nicht gewissere Urkunden vorhanden gewesen wären, hätte verleitet werden können es zu den Greifen, Sphinxen, Basilisken ꝛc. zu zählen. Man hat ihm ausser seiner wahren Farbenveränderung, die sonderbarsten Verwandlungen geliehen. Man hat sich über den Ursprung seines Namens lächerlich gemacht, und die Erzählung von seinem Luftfutter ist für würdig gehalten

halten worden, auf akademischen Streitschulen behandelt zu werden. Ueber seine wahre Gestalt waren ältere und neuere fast eben so uneinig, als über seine Farbe und Nahrung. Herr H . . n hat das zuverläßigste von der Naturgeschichte dieses Thierchens gesammelt und in den Mannigfalten mitgetheilet. Wir wollen uns die Erlaubniß nehmen, aus seiner Nachricht das nöthigste für unsere Leser in unsere Beschreibung zu entlehnen.

Die Hauptbildung des Chamäleons kommt mit der von einer Eidexe überein; doch sind die Füsse länger, welches auch Verhältnißmäßig gilt, wenn man dasselbe mit der Bildung des Krokodils vergleichet. An den Füssen befinden sich fünf Zähen, wovon zween so gestaltet sind, als wenn es Daumen wären. Der Rücken sowohl, als der Bauch sind gewölbet, das Rükgrad zwar knoticht; aber nicht, wie einige vorgeben, mit Stacheln zu seiner Vertheidigung versehen. Auf dem Kopfe trägt es eine dreyeckichte Krone von harten Knochen. Sein Schwanz, wenn Marmol ihm gleich nur die Länge von einem Maulwurfsschwanze zugestehen will, ist, wie ich selbst gesehen habe, so lang als der Schwanz einer Ratze, und es kan ihn kräuseln und so veste um einen Ast wickeln, daß man Mühe hat, das Thier los zu machen.

Seine Länge beträgt selten mehr als zehn Zoll, und die von einem Fuß sind schon ausserordentlich. Seine Länge überhaupt scheinet gegen der Grösse seines Körpers kein genugsames Verhältniß zu haben, welches fast an allen kriechendenden Thieren gewöhnlich ist.

Der Rachen dieses Thieres ist mit kurzen und scharfen Zähnen versehen, woraus schon Gassendus geschlossen, daß sie nicht da seyen die Luft zu kauen. Es sperrt ihn nicht immer auf, wie Solinus meinte, sondern hält ihn veste zu, wenn es ihn Speisens wegen nicht öfnet; doch bläset es, wenn es böse ist, den untern Theil des Rachens, als einen Beutel, auf, zischet, wie eine Schlange, und weiset den offenen Rachen. In diesem ligt die Zunge artig gefaltet, welche wohl so lange, als das Thier selbst ist. Nach dem Bellon ist sie rund wie die Zunge eines Grünspechts, und hat am äussersten Ende einen schwammichten Knoten, der mit einer zähen Feuchtigkeit versehen ist, an welcher die Insekten leichte kleben bleiben. Mit dieser Zunge erhaschet es seinen Unterhalt. So träg das Chamäleon sonst von Natur ist; so wenig kan man seiner Zunge diesen Fehler vorwerfen. So bald sich eine Fliege blicken läßt, oder ein Würmchen vor ihm vorüber kriechet, so schießt das Chamäleon, ohne sich zu rücken, seine Zunge, als einen Pfeil auf die erblickte Beute, welche sogleich an dem zähen klebrigen Safte hangen bleibt, und verschlungen wird.

Man sieht also wohl, daß das Chamäleon nicht von der Luft, oder, wie Leo der Afrikaner vorgibt, von Sonnenstrahlen lebet. Bey dem allem aber ist es wahr, daß es ein entzückendes Vergnügen an aller frischen Luft empfindet, und sie deswegen, wenn sie auch von der See herkommt, sehr begierig mit offenem Rachen einschlingt. Dieses aber dienet nicht sowohl zu seiner Nahrung, als zu Erfrischung seiner Nerven und Säfte, und macht bey einem Thier, dessen vorzüglichster Sinn das Gefühl ist, die angenehmste Empfindung aus.

Die Augen des Chamäleons sind linsenförmig und ruhen auf einer Kugel, die sich nach allen Seiten wenden lässet, und es kan eines ohne das andere bewegen, daher es zugleich vor und hinter sich, in die Höhe und Tiefe, vor- und seitwärts sehen kan, wie wir bereits bey dem Haasen angemerkt haben.

Nasenlöcher, über die man sonst bey dem Chamäleon nicht einig werden konnte, will man durch Vergrösserungsgläser wahrgenommen haben; die Gehörgänge aber, die ihm Klein beyleget, will ihm die Naturgeschichte der Thiere und Pflanzen, welche Perrault, Charras und Dodart veranstaltet, nicht zugestehen. Es könnte also den Schall nicht hören; wohl aber die Erschütterung der Luft, zumal da es ganz gefühl ist, empfinden. Swammerdam hingegen versichert auch die Werkzeuge des Gehörs bey ihm gefunden zu haben, und sezt deren Eingang an Mund, weswegen es auch nicht leicht fällt sie zu entdecken.

Aristoteles hat geglaubt, das Chamäleon habe gar kein Fleisch, ausser im Rachen und beym Anfange des Schwanzes; allein man hat bey der Zergliederung gefunden, daß das Rükgrad, und die Vorder- und Hinterbeine damit versehen sind. Doch ist das ganze mehr häutig, als fleischig, zu nennne.

Die

Die **Lunge** ist eine zarte gefaltete Haut, welche, wenn sie aufgeblasen ist, viele Vertiefungen und Erhöhungen zeiget; man hat auch, ganz deutlich, Herz Leber und Gedärme bey ihm angetroffen, und in den lezten kleine Steine, die mit einem Tartarus überzogene Fliegenköpfe waren. Gesner hat sich also geirret, welcher die Lunge für das einzige Eingeweide des Chamäleons hielte.

Es vermehret sich, wie andere Eidexen, durch Eyer, welche von der Wärme des Klima ausgebrutet werden. Sein Vaterland sind blos die wärmern Erdstriche, sonderlich des Morgenlandes, wie sich denn diese Thiere in den Hecken vor Kairo sehr häufig aufhalten, weil sie an den daselbst befindlichen vielen Insekten, welche sich in dem Schlamme des Nils erzeugen, reiche Nahrung finden.

Das Chamäleon nimmt nicht, wie man vorgegeben hat die Farben aller Gegenstände an, denen es nahe ist. Die schwarze Farbe ist eigentlich die natürliche Farbe dieses Thiers. Diese verändert es ins Graue, hernach ins Grüne und Blaulichte, dann ins Grüne und Gelbgefleckte, ohne aber diese von dem nahen Gegenstande zu borgen. Dann ob es gleich oft im Grünen grün oder gefleckt erscheinet, so kan man es auf etwas weisses setzen, und es wird schwarz oder grau aussehen. Man muß also glauben, daß, wenn seine Farbe mit dem Gegenstand, in dessen Nähe es sich befindet, Aehnlichkeit hat, dieses zufällig und nicht nothwendig oder wesentlich seye, und daß es mit diesem Vorgeben nicht ernstlicher gemeint seye, als mit dem Tarandus des Plinius, welcher ebenfalls alle Farben annimmt, oder dem Schaf in der Histoire des Severambes, welches im Gebüsche grün, auf der Erde erdfarben u. s. w. erschien.

So, wie das Chamäleon seine Farben verändert, so verändert es auch zuweilen seine Grösse und Figur. Es scheinet in einer und eben der Stunde groß und fett und klein und mager. Die Ursache beyder Erscheinungen mag wohl hierinne liegen. Das Thier ist sehr furchtsam, aber auch sehr boshaft, folglich mit zweyerley zimlich verschiedenen Affekten gequälet. Es hat ausserdem wenig Fleisch und Blut, das meiste ist eine durchscheinende Haut und dünne Säfte, dabey eine zu allen Figuren geschikte Lunge. Wenn es nun furchtsam ist, ziehet es sich zusamen, wird mager und klein, indem es die Falten seiner Lunge enge zusamen legt. Bey andern Affekten hingegen bläset es die Lunge auf, und verursachet, durch die in die durchscheinende Haut getriebene mehr oder wenigere Säfte, eine verschiedene Strahlenbrechung. Daß es aber niemals roth aussiehet, rühret daher, weil die Mischung der Säfte, die durch die Lunge und Haut scheinen, nie diese Strahlenbrechung zulassen. Herr H . . n der diese Ursache angiebet, räth denen, die sich von der Möglichkeit dessen, daß Säfte in verschiedener Stellung, gegen die auf- und durchfallende Lichtstrahlen, auch verschiedene Farben sehen lassen, überzeugen wollen, an, das Experiment mit der Tinktur des Ligni nephritici aus Wolfs Experimental-Physik nachzumachen.

Unter das Fabelhafte, das man von dem Chamäleon gedichtet, gehöret noch die natürliche Antipathie zwischen ihm und dem Raben, der weil er wisse, daß das Chamäleon giftig seye, allemal, wenn er sich mit demselben in einen Zweykampf einlassen wolle, und so auch nach vollendetem Kampf, ein Lorbeerblatt verschlinge, um den Folgen des Giftes vorzubeugen.

In Smirna und anderwo halten die Damen die Chamäleons in Bauern, und vertreiben sich mit ihnen die lange Weile eben so, wie man es mit einer gewissen grünen Eidexe thut, die auf der Insel Jersey und in Italien gefunden wird, sehr geschwind läuft, eine schöne glänzende Farbe, und lebhafte Augen hat und niemand den geringsten Schaden thut. Diese legt man in Kleien von Weitzen, und ernähret sie mit Milch. Klein, dessen Beschreibung schon in dem, was jetzo von dem Chamäleon gesagt worden, stecket, gibt sechs Gattungen an.

Sein erstes Chamäleon ist aus Egypten. Das Rükgrad ist hökrig. Die Mütze oder Krone, welche dieses Thier auf dem Kopfe hat, stellet eine Art von Nebelkappe, oder Kaputze vor. Die Krone ist nicht hoch aufgeschwollen, sondern oben geplättet, um die grossen Augen, welche ein Rad mit seinen Speichen nachahmen, legt sich rund herum ein Ring. Der Leib hat eine Farbe, welche aus dem Aschgrauen in das Grauweisse fällt. Das amboinische, welches wir selbst gesehen haben, hatte mit diesem eine grosse Aehnlichkeit. Von den übri-

gen unterscheidet sich dieses Chamäleon hauptsächlich durch den Kopf, Vorderfüsse und Schwanz. Seine Augen liegen fast in der Mitte einer Raute, von welcher der eine Winkel an der Schnauze, der andere hinten am Maule, wo der Oberkiefer angehet, der dritte über dem Auge, und der vierte hinten an der Krone seine Lage hat. Die vier Linien dieser Raute sind breite und weisse Reihen hervorragender Schuppen, von welchen die eine den Saum des Oberkiefers ausmacht. Die Vorderfüsse sind dick, rund, und kommen einem Menschenarm sehr nahe. Der Schwanz ist nicht nur oben, sondern auch unten hökricht, so, daß man auch sogar die kleinen knorplichten Wirbel zählen konnte, aus denen er zusamen gesezt ist.

Die II. Gattung.

Ist ein Mexikanisches Chamäleon Cuapal catl. Die eckigten Seiten des Kopfes sind mit kleinen Erhöhungen verbrämt, welche in ihrem ganzen Umfange wie Perlen hervorragen. Die ganze Stirne und Nase sind ebenfalls mit diesen kleinen Schwielen gezieret. Das Maul und sogar der ganze Unterleib ist gezahnt. Auch ist ein solcher Kamm auf dem Rücken; nur sind seine Zähne kürzer, zärter, gegen den Schwanz oben stumpf, und verliehren sich am Schwanze völlig. Der Rand am Unterleibe ist wie die ausgezakte Seite einer Säge beschaffen. Die Zacken werden am Schwanze, welcher nahe bey dem Leibe ausserordentlich dick ist, immer kleiner, und verliehren sich endlich an dem Theile ganz, welchen das Thier kraus machen kan, und der mit Bändern umwunden zu seyn scheinet. Die Hinterbeine sind nicht mit dem Leibe, sondern mit dem dicken Ende des Schwanzes verbunden. Das Thier hat eine aschgraue Farbe, die ins Weißgraue fällt.

III. Gattung.

Ceylonisches Chamäleon von saffrangelber Farbe. Die Mütze desselben wird oben durch prächtige und hervorragende Schuppen gezieret. Es strekt seine lange Zunge hervor, welche am Ende sehr stumpf ist. Die Stirne ligt bey ihm sehr hoch, woran hinter den Augen die kronförmige Substanz ihren Anfang nimmt. Diese erhöhet sich erst bogenförmig. Bald darauf stellet sie wieder bis an die Spitze einen eingedrukten Bogen vor, und hat hinten am Rande kleine Zacken. Die Krone ist mit grossen und hervorragenden Schuppen gezieret, und mit runden hervorragenden Auswüchsen nach allen Regeln der Schönheit verbrämt. Es hat auch am Unterleibe einen ausgezakten, aber viel zärtern Rand, dessen kleine Zähne gegen den Kopf gerichtet sind. Wenn die Sonnenstrahlen auf sie fallen, so glänzen sie, wie das schönste Gold. An dem untersten Kiefer ist es etwas gezahnt.

IV. Gattung.

Afrikanisches Chamäleon. Dieses ist unter den bekannten das größte Es ist schwärzlich, und hat über dem Rücken bis oben an den Schwanz einen weissen Kamm. Die herausgestrekte Zunge stellet eine umgekehrte Ochsenzunge vor. Man siehet fünf Zähen an jedem Fusse, unter welchen der erste mit dem daumförmigen Zähen verbunden ist, die übrigen drey aber zusamengewachsen sind. Die kleinen Nägel sind völlig daran.

V. Gattung.

Chamäleon vom Vorgebürge der guten Hoffnung. Dieses ist von weisser und himmelblauer Farbe bunt marmoriret. Die Krone ist geplättet, und erhebt sich in einem ausgezakten Saum. Sie ist überdies länglich, geht von der Spitze des Mauls bis an den Nacken fort, und verliehrt sich in eine Falte, wie ein Halskrage.

VI. Gattung.

Verlarvter Chamäleon; fliegender und sich auf den Bäumen aufhaltender Drache aus Amerika. Von diesem Thiere, das vielleicht eher unter die

Chamæleon Cinereus Verus .

Chamæleon .

Crocodilus . Crocodyll .

Der Groſskopf .

Der Habichtsſchnabel .

die Eidexen, als unter die Chamäleons gehöret, weil es ausser der Erhöhung auf dem Kopfe nichts ähnliches mit einem Chamäleon hat, und auch da noch der Unterscheid ist, daß die Spitze bey dem Chamäleon niedrig ligt, bey diesem aber der Sack unten weit, die Spitze sehr hoch, und dem Rücken zu etwas gekrümmt ist; weil ferner bey jenem der Kopf nichts weniger als schlangenförmig, bey diesem aber allerdings so wie bey den Eidexen beschaffen ist; auch jenes gar keinen, dieses einen langen Hals, und Füsse wie die Leguanen unter den Eidexen hat, sagt Seba daß es seine Floßfedern ausbreite, und seinen leeren Sack auf dem Kopfe voll Wind blase, wenn dieser Baumdrache, wie er ihn nennt durch die Bäume fliegen wolle, welches jedoch noch nicht ausser allem Zweifel gesezt ist. Dieser Baumdrache liebt nicht nur das Land, sondern gehet auch oftmals ins Wasser. Hinten am Kopfe trägt er gleichsam eine Mönchskutte. Seine Floßfeder, die aber nur einfach mitten auf dem Rücken stehet, und also zum Fliegen nicht wohl dienen kan, siehet wie bey dem Parsch aus, und stehet an kleinen Knochen aufgerichtet. Die Zunge ist wie bey den Salamandern kurz und dicke. Ueber den Augbraunen sitzen zween halbe beinerne und weißliche Ringe. Er hat, wie gesagt worden, Füsse, wie eine Eidexe, wovon die hintern unglaublich lange sind. Das Thier ist zimlich selten.

Man kan hier noch anmerken, daß sich die Weibchen von den Männchen leichtlich unterscheiden lassen, da das Männchen den Schwanz unterwärts, das Weibchen aber in die Höhe gekrümmt träget, welches auch bey den Eidexen als ein unterscheidendes Kennzeichen gilt.

Das Krokodill.

Von einem kleinen sonderbaren Thier, das mit der Eidexe Aehnlichkeit hat, kommen wir auf ein grösseres, und vielleicht das gröste welches aus einem Ey entstehet, indem man nicht nur versichert, daß es eine Länge von mehr als 25 Fuß und eine Dicke von 5 Fuß erreichen, sondern sogar so lang es lebet fortwachsen solle. Wir meynen das Krokodill, welches die Egyptier Timsah nennen. Es gehöret unter die Amphibien, und ist nicht nur in dem Nille, sondern auch an der Mündung des Ganges und anderer indianischer Flüsse zu finden. Das Ey, aus welchem diese grosse Thiere entstehen, hat ungefehr die Grösse eines Gänseeyes. Sie haben vier kurze Füsse, die mit Klauen versehen sind, und mit denen sie sehr schnell laufen sollen, weil sie aber ihren langen schwehr zu regierenden Körper nicht leichte umwenden können, so entwischet ihnen ihre Beute desto eher. Ihr Rücken ist mit undurchdringlichen Schalen, wie mit einem Panzer bedeckt, die Haut des Bauches aber ist weich. Ihr Kopf ist flach, ihre Augen sind mittelmäßig groß, und sie sehen sehr scharf damit, weil sie hinter einem jeden Auge eine Art von Kanal haben, wordurch sie die Gegenstände sowohl hinter, als vor sich, sehen können. An jedem Ende der untern Kinnbacken haben sie zween lange Zähne, welche in zwo Höhlungen der obern Kinnbacke einschliessen. Sie sind sehr grausam und gefräßig, aber selten wagen sie es, Menschen in Gesellschaft, selbst auch nicht einzelne Personen anzugreifen, es sey denn, daß sie es durch einen Ueberfall thun könnten. Sie sollen, wenn sie im Wasser schwimmen, einen Menschen nicht angreifen können, aber wenn ein Mensch, oder ein Thier an dem Flusse stehet, so springen sie plözlich heraus und fassen ihn mit ihren Vorderklauen, oder schlagen ihn mit dem Schwanze zu Boden. Sie entfernen sich selten von dem Flusse über zwanzig oder dreyßig Ruthen, vielmehr liegen, und sonnen sie sich im Winter auf den niedern Hügeln sandiger Inseln, und in der Hitze des Sommers halten sie sich bey Tage mehrentheils im Wasser auf. Sie fliehen mit keiner grossen Eilfertigkeit, sondern gehen ganz gemächlich nach dem Flusse zu und verschwinden nach und nach. Sie haben keine Zunge, sondern eine Art einer fleischichten Substanz, welche längs ihrer untern Kinnbacken ligt, und die ihnen vielleicht dienet, ihre Speisen umzukehren. Sie machen ein Loch in den Sand ungefehr zween Fuß tief, in welches sie ihre Eyer,

der Anzahl nach ohngefehr fünfzig, legen, die sie bedecken und fünf und zwanzig oder dreyßig Tage lang bruten, oder von der Sonne ausbruten lassen. Das Volk sucht diese Eyer mit einer eisernen Pike auf um sie zu zerstöhren; denn so bald die Jungen nur ausgebrutet sind, laufen sie in den Fluß. Esquemeling versichert in der Hist. of the Buc. of. Amer. daß die Jungen von den Müttern, wenn diese Gefahr bemerkten, in den Leib geschlukt würden, und daß er selbst Augenzeuge gewesen, da sie um die Mutter herumgespielet, nachdem er aber mit einem Stein unter sie geworfen, ihr in das Maul gekrochen, und erst nach einiger Zeit wieder hervorgekommen seyen. Wir wollen ihn aber für seine Erzählung selbst Bürge seyn lassen.

Man hat verschiedene Arten diese Thiere zu fangen. Zuweilen gräbt man an dem Flusse Gruben, und macht über dieselben eine leichte Bedeckung, damit sie in dieselbe fallen, wenn sie ans Ufer kommen. Nachdeme sie einige Tage darinnen gefastet haben, und dadurch geschwächt worden sind, verwickelt man sie in Stricke, und ziehet sie lebendig heraus, wobey sie sich doch noch so lange widersetzen, als sie Kräfte haben. Man lässet auch in einer kleinen Entfernung von dem Flusse ein Thier schreyen, und wenn das Krokodill heraus kommt, so stößt ihm ein Mensch aus einem Hinterhalte einen Speer in den Leib, welcher an einem Stricke beveſtiget ist, und mit welchem man dasselbe in das Wasser laufen läßt, damit es sich selbst entkräfte. Hierauf ziehet man es heraus, stößt ihm einen Pfahl ins Maul, springt auf seinen Rücken, und bindet ihm die Kinnbacken zusamen. Plümier hat bemerket, daß ein Krokodill, wenn es gefangen und aufs Land geschleppt worden, den ganzen obern Theil des Kopfes, oder den ganzen obern Kinnbacken mit der Hirnschale erhebet, indem die untere Kinnlade auf die Erde gestüzt, und unbeweglich ist. Es kan auch den untern Kinnbacken bewegen, wenn es den obern vest und unbeweglich hält. Eben dieser Pater versichert auch, daß es sogar Kiesel und Flintensteine verdaue. Diese Thiere brüllen des Nachts wie die Ochsen. Sowohl sie als ihre Eyer werden, nach dem Berichte verschiedener Reisebeschreiber, bey den Indianern für eine herrliche Speise gehalten, und mehrere Reisende haben sich, nach ihrer eigenen Aussage, in Ermanglung der Lebensmittel, das Leben damit erhalten. Ihr Fleisch soll zart weiß, und am Geschmacke dem Kalbfleisch ähnlich seyn. Die Indianer auf der Insel Boutan, sollen sie nach des Le Page Zeugniß durch besondere Kunstgriffe zahm zu machen und zu einem herrlichen Gerüchte zu mästen wissen. Ihre Eingeweide, besonders der Caymanen, geben beym Aufhauen einen so starken Moschus-Geruch, daß ihn selbst das Wasser, wohl auf hundert Schritte um sie her, annehmen soll.

Das Krokodill unterscheidet sich von einem Caymann, den man lateinisch Alligator und spanisch Lagardo nennet, durch seinen Körper. Dieser hat, nach Klein, einen kurzen und dicken, jener aber einen langen und schmalen Leib. Der Caymann hat einen hohen Kopf, eine tiefliegende kürzere, und an der Wurzel einen merklichen Winkel beschreibende Schnautze. Das Krokodill, vornehmlich das aus dem Nill, hat eine Schnautze die fast in gerader Linie mit dem Hauptblatte fortgehet, und viel länger fortgedehnet ist. Auch sein Rachen ist viel weiter, und spaltet sich bis weit an den Kopf hin: Ferner bestimmen ihre Schuppen, ihre viereckigte Schilde, die Härte ihrer Knochen, und die Farbe des Leibes einen merklichen Unterschied unter ihnen. Die Caymane haben eine schwarzbraune und bunte Farbe; da die Krokodille hingegen zimlich aschgrau sind.

Der Uebersetzer des Kleins hat nach der Abbildung des Seba eine Beschreibung eines amerikanischen Krokodills hinzu gethan, die wir unserem Leser nicht vorenthalten wollen.

Der Kopf ist sehr lange, und scheinet dem Kopf eines grossen Hechtes am nächsten zu kommen. Die grossen, hervorragenden und funkelnden Augen stehen hoch am Kopfe, und liegen sich ungewöhnlich nahe, allein sie sind unbeweglich, und blos gegen dasjenige gerichtet, was ihnen vorwärts ligt. Die ganze Stirne, und der obere Theil des Maules bestehet aus einem einzigen Knochen, welcher sich bis an die Ohren spaltet. Diese sind viereckigt und weit. Sie liegen bis so weit zurück nahe bey dem Gelenke des Oberkinnbackens, wo die grössern Schuppen des Leibes ihren Anfang nehmen. Sein Oberkinnbacken ist so beschaffen, daß es seinen Rachen bis an die Ohren aufsperren kan. In dem Rachen sitzen eine Menge kleiner gekrümm-

ter

ter Zähne, welche fast eben, wie der Hechte ihre gebildet sind. Der Oberleib ist mit rhomboidischen Schuppen bedekt, welche sich in Ringe theilen, die rund um den Leib herum laufen. Sie sind aber so genau mit einander vereiniget, daß auch nicht die geringste Trennung sichtbar wird. Ihre bunte Farbe ist Safrangelb und dunkelbraun. Von den Vorderfüssen an entspringen zwo Reihen aufgerichtet stehender Schuppen, welche sich fast bis zum Ende des langen und spitzig zu laufenden Schwanzes immer mehr und mehr nähern, aber doch endlich sich in eine Reihe verliehren. Diese Schuppen sind ausgezakt, und die spitzigen Ende gegen den Schwanz gerichtet. Weiter unten an jeder Seite des Bauches entspringt eine andere Reihe aufstehender und auf eben die Art ausgezakter Schuppen, welche sich aber gleich am Anfange des Schwanzes wieder verliehret. An den Vorderfüssen findet man zwar keine solche aufgeworfene Schuppen; allein an dem äussersten Rande der Hinterfüsse laufen solche kleine Schuppen von oben bis an die Klauen in einer geraden Linie herunter. Am Unterleibe haben die Schuppen, welche wie bey einigen Schlangen in die Queere liegen und länglich sind, eine lichtgelbe Farbe. Lenden hingegen, Füsse und Zähen sind mit schönen, theils lichtgelben, theils dunkelbraunen und gitterförmigen Schuppen gezieret. Sowohl Vorder- als Hinterfüsse kommen unten mehr mit den Händen eines Menschen, als mit Klauen überein. Sie endigen sich in vier Zähen und einen Daum. Nur die Zähen an den Hinterfüssen sind weit über die Hälfte mit einer zarten Haut verbunden.

Klein erzählet aus dem Cornelius von Breyn, daß man in Ceylon ein Krokodill gefangen, welches 16½ Schuh lang, und 6½ dick gewesen, in dessen eröfnetem Bauche man ein Skelet von einem Menschen gefunden, und von dem man zuverläßig wolle gewußt haben, daß es 32 Menschen verschlukt habe. In der mehrmals angeführten History of the Bucaniers &c. erzählt der Verfasser ebenfalls, daß einige von ihren Leuten, wenn sie sich mit ihren Messern nicht geschikt gewehret hätten, von Caymanen aufgefressen worden wären. Er sezt hinzu, daß sie ihre Beute zu Grunde zögen und nicht eher davon frässen, als bis sie anfienge zu faulen, und daß sie, um desto besser auf den Grund zu kommen, zuvor ein bis 200 Pfund Steine verschlukten; wie er denn selbst in einem, von seinem guten Freunde im Kampf getödteten Caymane, über 100 Pfund Steine will gefunden haben. Bosmann hingegen erzählet; daß er in Chama und Boutry wohl 50 an einem Tage, und unter ihnen solche gesehen habe, welche auf 20 Schuh lang waren. Er habe aber niemals gehört, daß diese Thiere Menschen oder auch nur Thiere verschlungen hätten. Sie hätten vielmehr eine solche Furcht für den Menschen, daß sie, so bald sie nur einen merkten plözlich mit grosser Gewalt von dem Ufer auf den Grund der Flüsse hinunter stürzten.

Herr Condamine macht das Krokodill nicht so scheu als Bosmann. Er sagt vielmehr, daß am Amazonenflusse der Tiger einen gefährlichen Feind an ihm habe. Wir wollen die Erzählung, die ihm die Indianer machten, mittheilen. Wenn der Tiger, heißt es, an den Amazonenfluß kommt, seinen heissen Durst zu stillen, so fällt ein unter dem Wasser im Hinterhalt liegendes Krokodill plözlich zu, sich seiner mit aufgesperrtem Rachen zu bemächtigen, wie er mit Ochsen, Pferden, und allem, was sich unvorsichtig nähert, zu thun pfleget. Ein Krokodill kennet gar wohl die Unbiegsamkeit seines langen Körpers, und die Unmöglichkeit, auf dem vesten Lande, sich weit geringerer Thiere zu bemeistern. Daher entfernet es sich nicht weit vom Ufer, und wenn es auf Beute lauret, ist es fast immer unter dem Wasser versteckt. Hat es nun den Tiger erhascht, so schlägt dieser zwar ungesäumt die Klauen in die Augen des Feindes. Weil aber das Krokodill die erhaschte Beute gleich mit sich unter das Wasser ziehet, so ist der Widerstand des Tigers unnütze, und er wird von seinem Sieger sogleich verzehret. Solten wir die Erzehlungen, welche sich zuwider sprechen scheinen, alle in der Ehre der Glaubwürdigkeit erhalten, so wüßten wir es nicht anders zu machen, als daß wir annehmen, es möchte ein Unterschied unter den Krokodillen Statt finden, einige möchten mehr, andere weniger reissend seyn. Man hat bey den Bären bereits gesehen, daß es einen solchen Unterschied gibt, indem einige blos vom Würgen leben, andere nicht einmal in der Hungersnoth Fleisch anrühren.

Wem daran gelegen ist ceylonische, afrikanische und amerikanische Krokodille oder Caymanen nach verschiedenen Al-

tern und Abänderungen zu sehen, den müssen wir an den Seba verweisen. Von den Thränen die sie bey Verzehrung eines Menschen vergiessen, und andern Mährchen, womit man sonst ihre Naturgeschichte besudelt hat, wird hoffentlich niemand etwas hier erwartet haben.

Die Schildkröte.

Diese Thiere, die ihren Namen ihrer Gestalt bey uns zu danken haben, werden in Land- Fluß- und Meerschildkröten abgetheilet, je nachdem sie sich auf der Erde, in Wäldern und auf Bergen, in süssen Wassern, oder im Meere aufhalten.

Die Landschildkröten sind alle mit einer breiten, vesten, gewölbten, schildförmigen schön gezeichneten Schaale von oben und unten bedekt, die vom Thiere nichts sehen läßt, als den Kopf, der einem Schlangenkopfe zimlich ähnlich ist; da der Schwanz und die Klauen mit denen von der Eidexe viele Gleichheit haben. Die Kinnladen sind bey den meisten mit einem sehr harten Knorpel überdekt, auf welchem sich viele Reihen sägenförmig eingekerbter Zacken, statt der Zähne, befinden. Die Schale, welche die Substanz der Schildkröten überkleidet, dienet ihrem Körper zu einer undurchdringlichen Schuzwehre, und leihet ihrem Kopfe, Pfoten und Schwanze, die sie bey der geringsten Gefahr einziehen, die gröste Sicherheit; zugleich aber ersetzet dieser Küraß bey ihnen den Mangel der Knochen, damit sie bloß am Kopfe, am Halse, an den vier Pfoten und am Schwanze versehen sind. Er hat eine solche Vestigkeit, daß auch ein geladener Wagen über ihn hinwegfähret, ohne ihn zu zerdrücken.

Die Landschildkröten halten sich gemeiniglich auf Bergen, in Wäldern, Büschen, Feldern oder Gärten auf und nähren sich von Früchten, Kräutern, Würmern, Erdschnecken u. d. gl. Im Hause aber werden sie mit Mehl und Kleye gefüttert. Sie haben einen schleichenden und langsamen Gang; sie verbergen sich im Winter in Höhlen, und bringen den gröSten Theil desselben ohne Nahrung daselbst zu. Sie pflegen alt zu werden und haben ein zähes Leben. Man sagt, daß sie mit den Feldhühnern oft in Streit leben.

Einige haben die Landschildkröten nicht mit unter die Amphibien rechnen wollen, allein der Bau ihres Herzens und ihrer Lunge, die eben so, wie bey den Wasserschildkröten beschaffen sind, stehet dieser Meynung entgegen.

In den arabischen Wüsten, besonders in Lybien und Indien sind sie nach dem Berichte der Reisenden im Ueberflusse, und in Thracien, Macedonien, Amboina, auf Ceylon, in Brasilien, Cayenne, in Languedok u. s. w. gar nicht selten. Man findet sie auch hin und wieder in der Mark. Ihr Fleisch ist unter allen übrigen Arten das schmakhafteste und gesundeste, und hat beynahe den Geschmak des Rindfleisches; doch ist es wegen seiner groben und schleimichten Substanz allzu nahrhaft, und verursachet eine schwehre und unbequeme Fettigkeit des Körpers.

Unter den Landschildkröten ist diejenige, deren knöchernes Schild mit drey starken Furchen über dem Körper bezeichnet ist, die seltsamste. Die meisten übrigen haben auf ihren Schildern rhomboidische Schalen, die auf mancherley Art mit bunten Farben spielen. Ihre Eyer verbergen sie alle unter die Erde. Die äussere Schale, die ihr knöchernes Schild bedecket, löset sich zuweilen von selbst ab; sonst aber leget man sie, um dieses zu bewirken, aufs Feuer oder in siedendes Wasser. An der vordern grossen Oefnung des Schildes befindet sich unterwärts ein hervorstehender Fortsaz, welcher dem Thiere zu einer freyeren Bewegung des Halses und Kopfes, den es gerne in die Höhe richtet, behülflich ist. Diese Wendung des Halses ist dem Thiere auch sehr nothwendig, weil es ohne dieselbe nicht wieder auf die Beine kommen könnte, wenn es einmal auf dem Rücken läge, indem es die Füsse nicht anders, als nach dem Bauche hin biegen kan, und die einzige Zuflucht übrig hat, sich mit dem Hals u. Kopf aufzuhelfen.

Aus

Aus der Unterschale der Landschildkröte läßt sich auch ihr Geschlechte erkennen; denn bey den Männchen ist sie ganz platt, bey den Weibchen aber etwas ausgehöhlt. Nach den Memoires der Pariser Akademie waren alle Theile einer indianischen Landschildkröte, die man auf der Küste von Koromandel gefunden, die ausserhalb der Schale zum Vorschein kamen, als der Kopf, der Schwanz und die Beine, mit einer lockern, stark gefalteten, und wie Korduan gekörnten Haut umkleidet. Diese zog sich nicht mit unter die Schale zurück, um die darunter versteckten Glieder zu bedecken, sondern sie war am Rande beyder Oefnungen des Schildes bevestigt. An den Wasserschildkröten findet man die Haut an den Beinen allemal wie mit Fischschuppen belegt Der Kopf der indianischen Landschildkröte sahe einem Schlangenkopf ähnlich. Die Nasenlöcher öfneten sich vorne an der Schnauze. Die Augen waren klein, und häßlich. Das obere Augenlied fehlte gänzlich, und die Augen wurden blos durch das untere geschlossen, welches bis an die Augenbraunen in die Höhe reichte. Vorn an den Kinnbacken war die Haut so hart, als Horn, und so schneidend, als bey andern Schildkröten; doch waren auf denselben auch zwo Reihen wirklicher Zähne. Jede Vorderpfote war mit fünf Klauen, die hintern aber nur mit vieren bewafnet. Die Klauen der Wasser- oder Sumpfschildköten, die sie nicht durchs Herumkriechen abnutzen, sind viel spitziger, als die Klauen der Landschildkröten, deren langsamer Gang bey alledem vermöge seiner eigenthümlichen Art sehr geschickt ist, die Klauen so stark abzunutzen, als es bey hurtig-laufenden Thieren geschieht, denn sie hauen immer nur mit einer Klaue nach der andern in das Erdreich ein. Wie sie also eine Pfote aufsetzen, pflegen sie zuerst mit der hintersten, hernach mit der folgenden, und zuletzt mit der vordersten Klaue einzugreifen. Der Schwanz der angeführten Schildkröte war sehr dick und unbiegsam, und endigte sich in eine Spitze, die ein Ochsenhorn nachahmte. Die Muskeln der Kinnladen waren so unbiegsam, daß man diese nur durch Zerschneidung der Muskeln auseinander bringen konnte.

Die Schildkröten haben so viele Kraft in den Kinnbacken, daß sie alles, was ihnen zwischen die Kinnladen kommt, abbeissen oder zermalmen; und man will abgeschnittene Köpfe gesehen haben, die noch eine halbe Stunde lang das stärkste Geklapper durch Zusammenschlagen der Kinnladen gemacht haben. Die Unbiegsamkeit des Schwanzes scheinet eine besondere Kraft zum Schlagen, und das Horn an der Spitze desselben seine Bestimmung zu einer Art von Vertheidigung zu beweisen.

In Absicht auf den innern Bau haben die Schildkröten, wie andere Thiere, einen Magen, Leber, Lunge, Herz, eine Blase, und die zur Fortpflanzung erforderlichen Theile. An der angeführten indianischen war die Blase so groß, daß sie die Eingeweyde und alle Theile des Unterleibs bedeckte. Das Herz lag oben in der Brust, und hatte, an statt von oben nach unten immer schmäler zu werden, seine gröste Breite von einer Seite nach der andern. Es war drey Zoll in die Breite, und nur anderthalb Zoll von der breiten Fläche bis zur Spitze.

Weil die Lungen, wenn sie ausgedehnet sind, aus lauter weissen durchsichtigen Häuten zu bestehen, die Lungen anderer Thiere aber fleischig zu seyn scheinen, so haben einige Schriftsteller geglaubt, sie hätten kein Blut darinnen. Allein der Unterschied bestehet blos in der mehrern oder wenigern Aehnlichkeit mit dem Fleische. Inzwischen sind sie einer Schildkröte zum Umlauf des Blutes nicht durchgängig nothwendig; indem das Blut bey Amphibien gröstentheils durch die eyförmige Oefnung, welche sich in der Scheidewand befindet, aus einer Herzkammer in die andere übergehet. Besonders aber scheinet sie ihnen dazu dienlich zu seyn, daß sie im Wasser empor steigen, sich auf demselben halten, und wenn es ihnen beliebt auf den Grund sinken können. Sie vertritt also bey ihnen die Stelle der Schwimmblase, die fast alle Fische haben, und sie setzt die Schildkröten in Stand zuweilen auf dem Wasser zu schwimmen, ohne daß man sie eine Bewegung machen siehet. Wenn sie aber so lange bey stillem Wetter auf dem Wasser schweben, bis ihre Schale von der Sonnenhitze sehr trocken wird, so werden sie weit leichter und tauchen nicht so hurtig unter, daher sie alsdann von den Fischern leichte gefangen werden.

Das Gehirn dieser indianischen Land-Schildkröte war ausserordentlich klein; inzwischen ist es auch in den Meerschildkröten der antillischen Inseln, kaum einer beträchtlichen Bohne groß, obgleich ihr Kopf dem von einem Kalbe an Grös-

se nicht weichet. Auf dem knöchernen Wirbel des Kopfes entdeckte man einen Kamm.

Die Reisenden geben sie zwar gemeiniglich für taub aus; allein da man an den kleinen Schildkröten die Knochen am Schlafe etwas eingedrückt, und an der eingedrückten Stelle mit einer viel zärtern Haut, als anderwärts überzogen findet, unter welcher Haut man ein rundes Loch, so groß als die Augenhöle antrift, welches mit einem knorplichten Blättchen bedeckt ist, an welche Höhlung noch viele andere stossen, deren letzte mit einer ganz zarten Haut überzogen ist, welche das eigentliche Werkzeug des Gehörs vorstellet; so zweifelt man mit Recht an diesem Vorgeben, wenn man gleich von aussen keine Oefnung wahrnimmt.

Die afrikanische Landschildkröte.

Von dieser Gattung hatte Edwards ein Männchen und Weibchen zwey Jahre lange im botanischen Garten zu London erhalten. Sie paarten sich in den warmen Monaten auf eben die Art, wie die meisten vierfüssigen Thiere; er konnte aber keine Eyer in den Löchern, die sie sich gruben, entdecken.

Die Augenringe waren röthlich nußfarben, die Lippen so hart, als der Schnabel an den Vögeln, der Kopf war mit gelblichten Schuppen bedeckt, der Hals, die hintern Beine und der Schwanz waren mit einer biegsamen, schmutzig-fleischfarbenen Haut bekleidet. Diese schob sich zusamen, und setzte das Thier in den Stand, aus der Schale hervorzukriechen, und sich wieder in dieselbe zurückzuziehen. Die vordern Füsse waren von aussen mit gelblichten Schuppen bedeckt, die auch alsdenn sichtbar bleiben, wenn das Thier die Füsse hineingezogen hat.

Der Schild dieser Schildkröte ist rund, oben sehr hoch gewölbt, unten aber flach. Er hat viele kleinere schildförmige Abtheilungen, die wie grosse Schuppen oben aufliegen. Jede dieser schildförmigen Schuppen ist von den andern durch Furchen getrennet, welche gegen die Mitte derselben immer merklicher werden. Die Oberfläche des ganzen Schildes spielt aus dem Gelben ins Orangenfarbige, und ist mit schwarzen Wolken überall artig schattirt. Die Vorderfüsse haben vier und die hintern fünf Klauen. Bey drohender Gefahr ziehet das Thier Kopf, Beine und Schwanz unter die Schale. Diese Gattung nähret sich am Vorgebirge der guten Hofnung, in Santa Crux, und in der westlichen Barbarey von Hühnerkoth, Gras, Brod ꝛc. ꝛc.

Die karolinische Landschildkröte.

Diese unterscheidet sich von der vorigen hauptsächlich darinne, daß sie 1) statt eines ordentlichen Schwanzes, einen blossen Ansatz dazu, und am äussersten Ende desselben eine Oefnung hat, welche an diesen Thieren, wie an den Vögeln, die einzige Leibesöfnung ist. 2) daß der untere Theil der Schale aus zween Theilen bestehet. Sie theilet sich nämlich queer unter dem Bauche herüber, und ist an den Seiten an der obern Schale, vermittelst einer biegsamen Haut, verbunden, welcher Mechanismus das Thier in den Stand setzet, wenn es Kopf und Beine an sich unter das Schild gezogen, seine Schale so veste, als eine Auster, zu verschliessen. An der afrikanischen Landschildkröte hingegen kann die aus einem Stück bestehende Schale nicht anders verschlossen werden, als wenn das Thier, durch Einziehung des Kopfes und der Beine, den Zwischenraum ausfüllt. Die hornartige Nase, die Vorderfüsse und die Ferse der schuppichten Hinterfüsse sind bey der karolinischen Landschildkröte die Wafen, womit sie sich im Nothfall vertheidiget. Ihr Kopf ist mit einer harten und hornartigen Haut bedeckt. Oben auf der Platte ist sie dunkelbraun, an den Seiten und an der Kehle gelb und schwarz gefleckt. Die Nasenlöcher liegen an der Spitze des Mundes nahe beysamen. Die Augen sind gelb. Der Hals ist von einer röthlichen Haut bedeckt, in welcher sich der Kopf zum Theil verbergen kann, wenn ihn das Thier nicht ganz hervorstrecken will. Die Hinterbeine und die Schenkel sind von einer schmutzig fleischfarbenen Haut überzogen, wie der Hals. Auf den vordern Füssen sitzen gelbe harte Schuppen veste. Alle vier Füsse sind mit

mit sehr starken dunkeln Klauen bewafnet, die vordern mit fünfen, die hintern aber mit vieren.

Der obere Theil des hornartigen Schildes ist hoch, rund und in viele Schuppen getheilt. Um den Rand einer jeden Schuppe sind ordentliche Ringe gleichsam eingegraben, die sich aber gegen den Mittelpunkt verliehren. Oben ist die Schale dunkelbraun, mit gelben Flecken von unterschiedener Form bezeichnet und artig marmoriret; unten ist sie flach gelb und schwarz gefleckt. Die Engelländer nennen diese kleine Schildkröten Turapins.

Man erzählet von dieser Schildkröte, die sich häufig in Georgien aufhält, daß sie oft wie eine umgekehrte Tobacksdose auf der Erde liege und daß sie die Klapperschlange in dieser Lage nahe am Kopf einkneipe und tödte.

Die surinamische Landschildkröte.

Der Verfasser der Naturgeschichte der Schildkröten in den Mannigfaltigkeiten, von welchem wir hier borgen, führet von dieser aus dem **Ritter von Linne** folgendes an.

Ihre mit einem Knorpel überzogene Stirne ist in drey Abschnitte getheilt, und die Spitze des Schwanzes mit einem krummen Hacken bewafnet. Sie trägt ein länglicht rundes schwarzes Schild, auf dessen Rücken schildförmige Schuppen liegen. Der Kopf, welcher hinterwärts gleichsam drey Abtheilungen hat, ist vorn mit einem Knorpel bedeckt. Jeder Vorderfuß ist mit fünf spitzigen Klauen versehen, die an den äussern Zähen der Hinterfüsse gänzlich fehlen.

Die virginianische Landschildkröte.

Ihr Schild hat, nach eben diesem Ritter, eine fast herzförmige Figur und ungefähr die Grösse vom Ey der welschen Hüner. Die Farbe desselben ist schmutzig gelb, der ganze Rand aber gleichsam angefressen und überall ausgezackt. Oben auf der Schale liegen rauhe sechseckichte Schuppen. Der Schwanz ist kürzer, als die Füsse, an welchen man keine deutliche Klauen oder Zähen unterscheiden kann.

Nach dem **Neuhof** gibt es in Virginien Landschildkröten, die wohl drey bis vier Fuß lange sind. und bisweilen zween Köpfe (vielleicht zwo Abtheilungen eines Kopfes) haben und sehr böse seyn sollen. Eben dieser Neuhof will auf der Insel **Mauritius** Landschildkröten gesehen haben, auf deren Schilde acht bis zehn Personen stehen können, und die sich von Landkrebsen vorzüglich nähren.

Die kleine ceylonische Landschildkröte.

Diese ist nach Klein über den ganzen Leib hellroth, sie heißt bey ihm Jurukua.

Die morgenländische Landschildkröte mit ausgekehltem Schilde.

Diese wird nur vom Linne angeführt, der ihr eine stark gewölbte Schale zueignet, deren vier vordere Rückenschilder ausgekehlt sind.

Die Flußschildkröten.

In Absicht auf die Bildung sind diese von den Landschildkröten nicht sehr unterschieden. Doch sind ihre Schilde gemeiniglich schwarz, und ihre Schwänze länger als an den Landschildkröten, und haben etwas ähnliches mit dem Schwanze einer Wasserratze. Sie sind nicht so stumm, wie die Landschildkrö-

ten, sondern verrathen durch ein abgebrochenes ganz schwaches Zischen eine Art von Stimme. Sie fressen von allem, was ihnen vorkommt, besonders aber lieben sie das Fleisch und Gewächse. Ihre Eyer haben eine ziemlich harte Schale und wie die Vogeleyer zweyerley Farbe. Die Weibchen graben, wie die Landschildkröten, ein Loch in die Erde, in welche sie ihre Eyer hineinlegen und verscharren. Sie lieben vorzüglich morastige Stellen. So wenig es ihnen möglich ist, ihr Leben ausser dem Wasser zu erhalten, so würden sie doch im Wasser umkommen, wenn sie auf der Oberfläche nicht abwechselnd schwämmen, um frische Luft einzuathmen. An dem Amazonen-Flusse werden sie von den Wilden gefangen, und auf morastigen Wiesen in einem umpfählten Raume zum Handel aufbehalten.

Das Leben der Schildkröten ist überhaupt zähe und dauerhaft. Tyson hat von glaubwürdigen Zeugen gehört, daß eine ein Alter von achzig Jahren erreicht habe. Herr Merry band die Kinnbacken zwoer Schildkröten dichte zusammen, und verstopfte ihnen Nase und Schlund mit spannischem Wachse. Die eine blieb in diesem Zustande dreyßig, und die andere zwey und dreyßig Tage am Leben. Einer andern nahm er die Unterschale, die die Stelle des Brustbeins vertritt, ab, und setzte sie ausser Stand, Athem zu schöpfen. Bey alledem starb sie doch erst nach sieben Tagen.

Redi liefert Beweise von dem zähen Leben der Schildkröten, aus noch empfindlicheren Versuchen, die er an ihnen machte. Im November machte er in die Hirnschale einer Landschildkröte eine weite Oefnung, holte das Gehirne alles sorgfältig heraus, und ließ die Oefnung unbedeckt. Die Augen der Schildkröte schlossen sich gleich nach der Operation zu, ohne sich jemals wieder zu öfnen. Er ertheilte ihr nach derselben die Freyheit. Sie gab gar kein Zeichen eines empfundenen Schmerzens. Sie bewegte sich, und gieng von der Stelle, nur tappte sie mit den Pfoten, wie ein Blinder herum. Die Oefnung der Hirnschale schloß sich indessen wieder zu, und der Theil des Knochens, den er weggenommen hatte, war binnen dreyen Tagen durch eine fleischige Haut wieder ersetzt. Die Schildkröte blieb noch sechs Monate am Leben und machte alle ihre gewöhnliche Bewegungen. Herr Merry machte eben diesen Versuch mit süssen Wasser-Schildkröten mit einem ähnlichen Erfolge, nur daß diese nicht so lange aushalten, als die Landschildkröten. Redi schnitte auch einigen Schildkröten sogar den Kopf entzwey, die doch noch lange genug nach diesem grausamen Versuch, und eine davon 23 Tage lebte.

Nach Swammerdams Beobachtung haben die Schildkröten nur eine kleine Spalte des Knochens neben dem Schwantze, durch welche die Eyer mit Schalen, die ungleich grösser sind, als die Oefnung, hindurch müssen. Es ist also nothwendig, daß die Knochennäthe derselben sich im Gebähren weit auseinander geben müssen.

Diese Art von Schildkröten lebt zwar lieber im Wasser, als auf dem Lande, doch gehören sie zu den Amphibien. Man hat sie gerne in den Gärten, weil sie die Insekten eifrig vertilgen. Allein man muß dafür sorgen, daß ihnen das Wasser zum schwimmen nicht mangle.

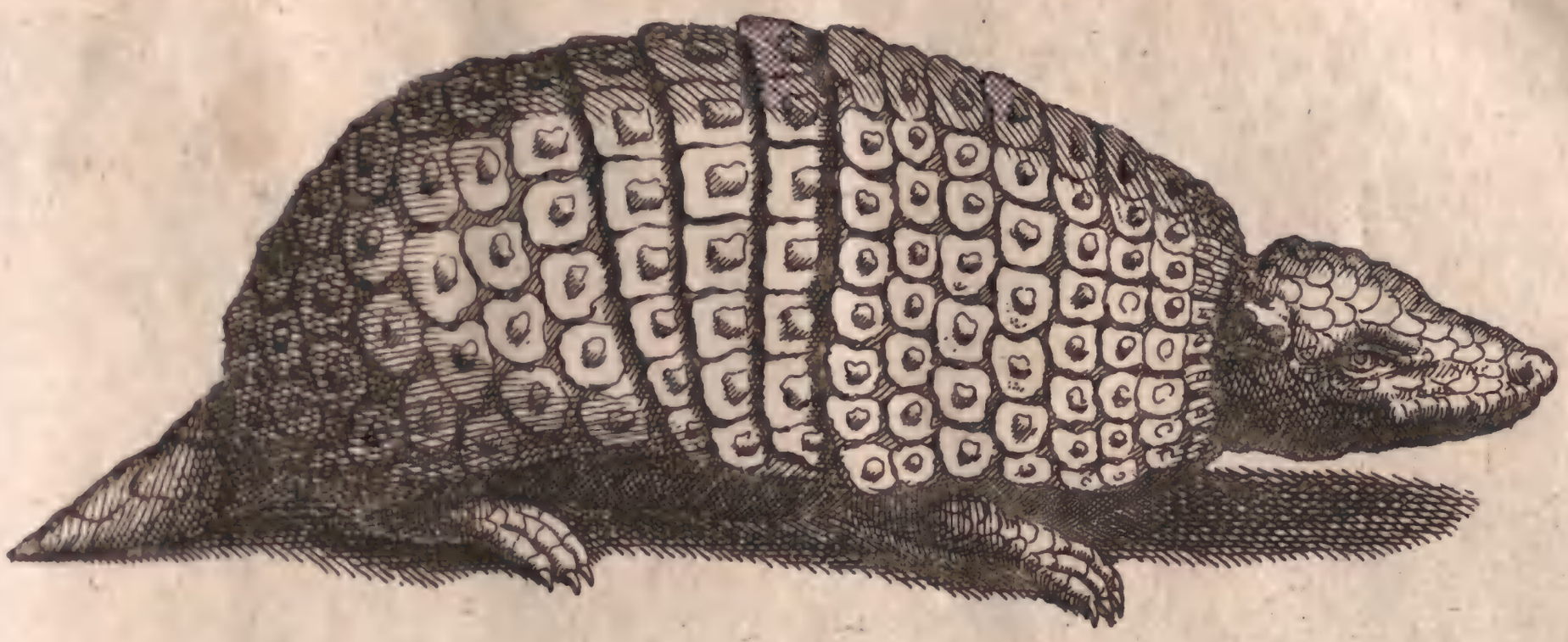
Sie verkriechen sich, wie die Landschildkröten im Winter in die Erde, und bleiben ohne Nahrung in einer Betäubung. Auch im Sommer können sie viele Tage fasten. In den Häusern kann man sie mit Kleye, Mehl und Schnecken unterhalten. In Languedock sind sie ziemlich zahlreich. Sie vermehren sich aber nirgends, als wo sie zu Hause gehören. Nach dem Herrn von Bomarr sollen sie in einem Barthafluß in Schlesien oft von den Fischern in Netzen gefangen werden.

In verschiedenen Gegenden Deutschlandes werden Schildkröten bey Schlössern, Klöstern u. s. w. in Gräben und Teichen zu Fastenspeisen genähret. Sie legen auch Eyer, davon ich selbst an einer einzelnen, die man von ohngefähe in der Gegend, da diese Naturgeschichte herauskommt, vor einigen Jahren gefunden, einen Beweiß gesehen.

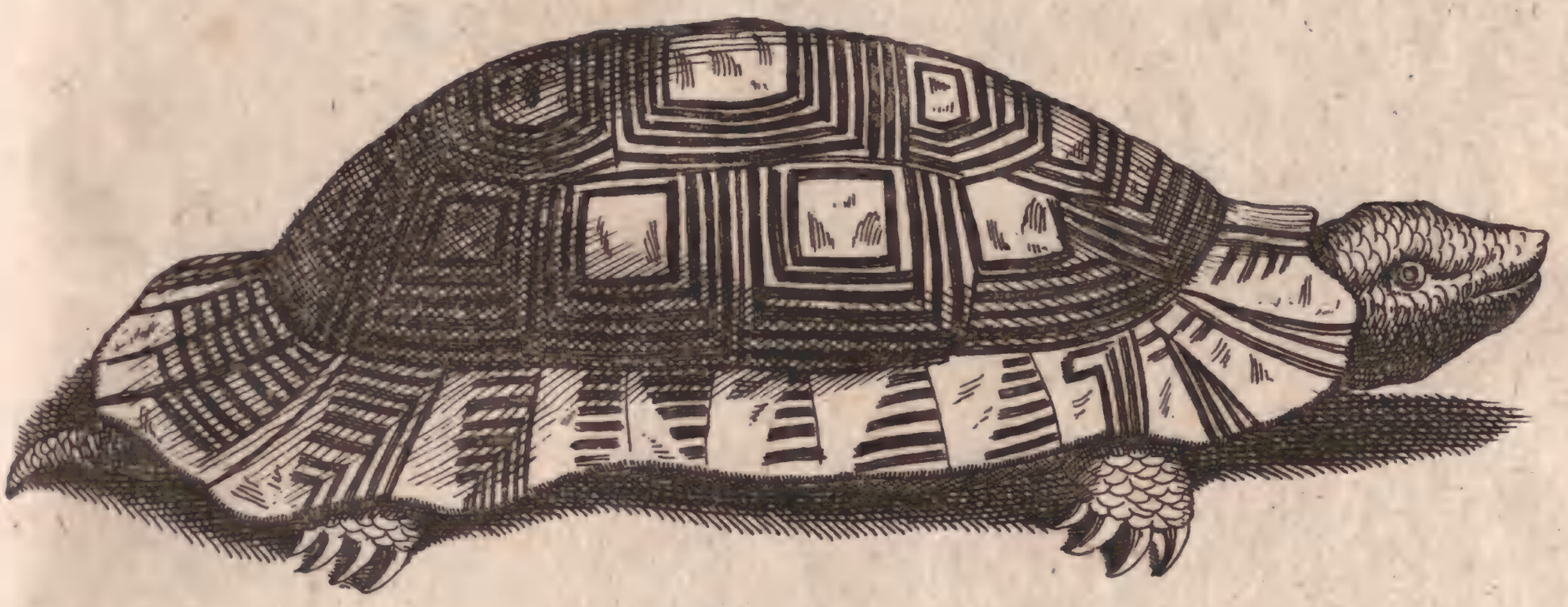
Linnäus gibt in seinem System zwo Arten von Flußschildkröten an, die gemeine und die chinesische oder algirische, welche sich von der ersten durch ihr Vaterland und den Schlangenkopf unterscheidet.

Die

Tatus

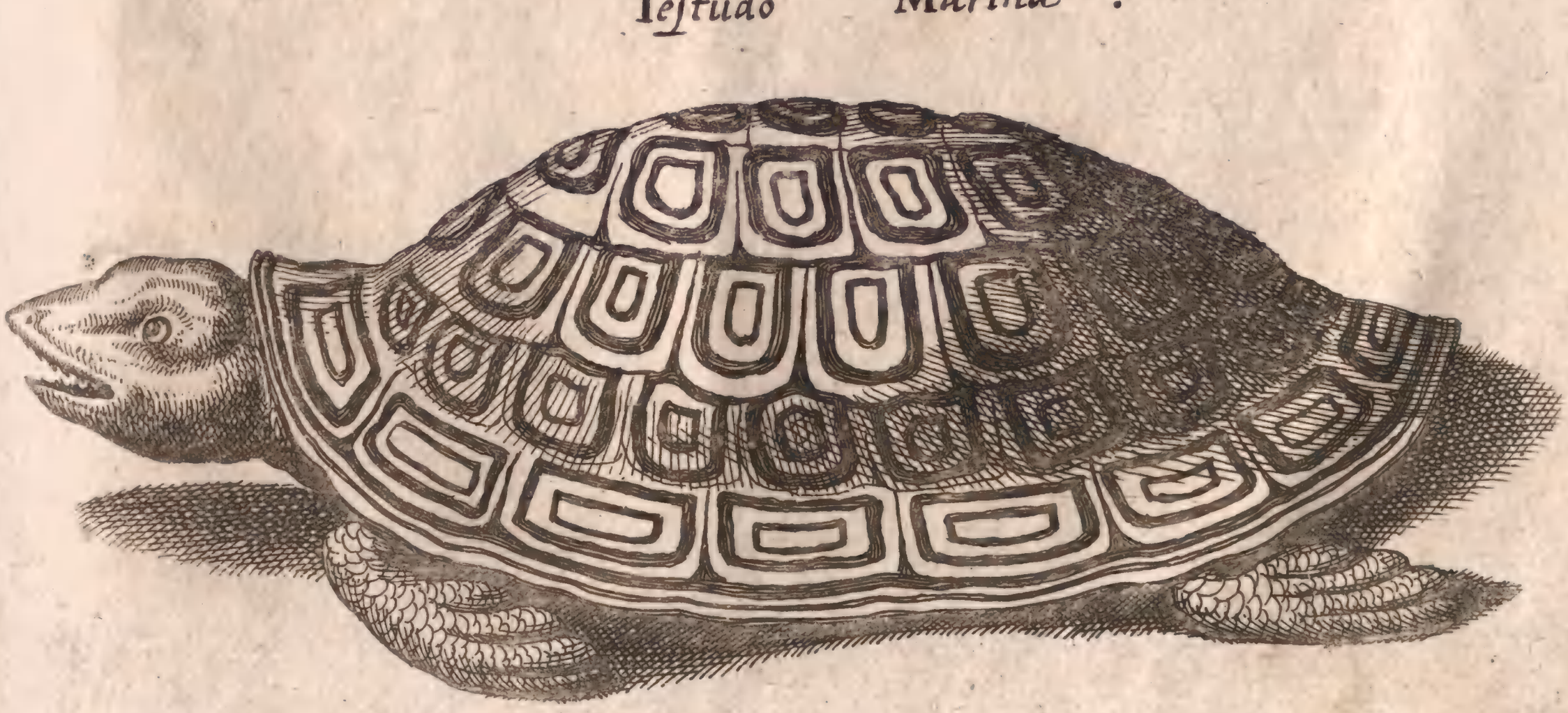


Testudo . SchildtKrötte .



Testudo Aguatica .

Testudo Marina .



Die Seeschildkröten.

Diese unterscheiden sich von den vorhergehenden Gattungen hauptsächlich durch ihre vorzügliche Grösse, durch ihre Schwimmfüsse, welche beynahe den Floßfedern der Fische gleichen, oder doch wenigstens ihre Stelle vertreten und endlich durch ihren Kopf, dessen Schnautze gemeiniglich in eine papagoi-schnabelförmige Krümmung ausläuft.

Im Baltischen Meere, in der Meerenge zwischen Frankreich und Engelland, und im europäischen Weltmeer sind sie sehr selten, doch werden sie zuweilen, durch besondere Vorfälle, dahin geführt. Die grösten findet man in Brasilien, auf den antillischen Inseln auf Roderikus- und auf der Ascensions-Insel, auf der Insel Taprobana, in Grönland und in dem Ganges. Guyon versichert, sie fielen in Ostindien fünf bis sechs Fuß lang, und nach ältern Nachrichten gibt es einige von 22 Schuhen. Unter den indianischen Reisebeschreibern behaupten einige, Schildkröten gesehen zu haben, auf deren Oberschale 40 Menschen bequem nebeneinander stehen könnten. Einige Schalen sind auch wirklich ihrer Grösse wegen zu Fischerbarken gebraucht worden. Der Herzog von Kumberland soll bey einem Gastmale eine Schildkröte von 432 Pfund aufgesetzt haben. Bohn setzt in seinem eröfneten Waarenlager ihr Gewicht bis auf 500 Pfund. Im Jahr 1752 führte das Meer eine Schildkröte in den Hafen zu Diepe, welche gefangen; und nach Fontainebleau gebracht wurde. Sie war nicht von der Art der Europäischen, sondern dem Habichtsschnabel ähnlich, der bald beschrieben werden soll, und wog acht bis neunhundert Pfund, war sechs Fuß lang, und vier Fuß breit. Eine andere wurde im Jahr 1754 im engen Paß von Antichien, auf der Höhe der Insel de Re gefangen, und lebendig nach der Abtey Lonvaux, bey Vannes in Bretagne verschickt. Sie wog beynahe 800 Pf. Der Kopf wog 29, jeder Schwimmfuß 52 Pfund: die Leber allein wäre zu einer Mahlzeit für 100 Personen hinreichend gewesen. Als man ihr den Kopf abschnitte, flossen mehr als acht quart Blut heraus. Von der Schnautze bis an die Spitze des Schwanzes war sie acht Fuß und vier Zolle lang. Die Länge des blossen Panzers betrug fünf Fuß. Sie lieferte wenigstens hundert Pfund Fett, welches, nachdem es geschmolzen und erkaltet war, an Dichtheit der Butter gleich kam, und einen sehr guten Geschmack hatte. Ihr Fleisch hatte, dem Geschmacke nach, viel Aehnliches mit dem jungen Rindfleisch, nur schröckte ein bisamartiger Geruch diejenigen ab die davon gekostet hatten. So schwehr diese Schildkröten wogen, so werden doch in der History of Bucaniers of America von Esquemeling weit schwehrere angegeben, wenn sich nicht anders ein Druckfehler in seine Erzählung eingeschlichen hat. Er sagt, man finde in den verschiedenen Theilen von Amerika vier verschiedene Gattungen von Schildkröten; die erste seye so groß, daß ihr Gewicht zwey bis dreytausend Pfund betragen; ihre Schalen seyen so weich, daß man sie mit einem Messer zerschneiden könne, sie seyen aber nicht gut zu essen. Auf der Insel Taprobana bedecken reiche Leute die Dächer ihrer Häuser mit Schildkrötenschalen. Die Chelenophagi welche an Aethiopien gränzen bedienen sich ihrer zu Barken.

Alle Schildkröten, den Großkopf alleine ausgenommen, sind sehr furchtsam, und wehren sich nicht leicht, wenn sie gefangen werden. Zur Paarungszeit aber sind sie ganz wild, und scheuen gar keine Gefahr. Das Männchen hat unter den Flossen der vordern Füsse ein paar Klauen, womit es den fleischernen Theil des Halses vom Weibchen ergreift und sich vest hält. Auf diese Weise bleiben sie oft neun bis vierzehn Tage, zuweilen einen ganzen Monat lang gepaaret. Sie haben zwar vier Füsse, deren sie sich aber mehr wie Flossen, zum Schwimmen, als zum Gehen bedienen. Zur fortschreitenden Bewegung haben sie fast gar kein Geschicke, und kommen nicht viel hurtiger als eine Schnecke, von der Stelle. Sie begeben sich nur im April, wenn sie Eyer legen wollen an das Ufer. Alsdenn aber kriechen sie aus der See so weit heraus, daß die Fluth sie nicht erreichen kan. Hernach machen sie eine Grube über zween Schuhe tief, in den Sand, und legen in dieselbe, in einer Nacht mehr als 100 Eyer, auch wohl bis zu 200 in wenig Stunden, nachdem sie grösser oder kleiner sind. Sie sind bey dieser Verrichtung so beschäftigt, daß sie die Annäherung eines Menschen gar nicht merken. Beunruhiget man sie aber vor dem Legen, so verlassen sie den ersten Ort, und begeben

sich anderswohin. Sie legen drey bis viermal, und pflegen allemal vierzehn Tage auszuruhen, und also bald auf ihren Eyern zu sitzen, bald aber wieder in die See zu gehen. Wenn sie den ganzen Vorrath ihrer Eyer ausgeleeret haben, so füllen sie die Gruben mit Sand an, und lassen sie von der Sonnenwärme ausbrüten, worzu gemeiniglich drey, oder wie andere sagen sechs Wochen, erfordert werden.

In der oben angeführten History of the Bucaniers of America wird erzählt, daß sie gewisse Plätze haben, wohin sie alle Jahre ihre Eyer legen, und daß die drey Inseln, die man Caymanen nenne, die vornehmsten seyen. Er setzt hinzu, daß die meisten von dem Golfo von Honduras kämen und eine Reise von 150 Meilen und dabey ein solches Geräusche machten, daß Schiffe, welche bey trübem Wetter ihre Höhe verlohren hätten, sich nur nach demselbigen richteten und diese Inseln erreichten. Wenn die Brute-Zeit vorüber wäre, so zögen sie sich nach Cuba zurücke, und ässen sich wieder fette, denn so lange sie auf den Caymanen wären, genössen sie wenig oder gar nichts.

Obgleich eine Seeschildkröte in einem Jahre wenigstens tausend Eyer leget, so kommen doch selten von einer Brut mehr als vier bis fünf Junge auf. Denn so bald sich die von der Sonne ausgebrüteten Schildkröten ins Meer begeben, schwimmen sie anfänglich beständig oben, und können nicht auf den Grund gehen. Daher werden sie von grossen Seevögeln häufig weggeführt und auf die Felsen herabgeworfen, und alsdenn verzehret.

Die Eyer der Seeschildkröten sind rund und so groß als ein mittelmäßiger Ball. Sie haben, wie die Hünereyer, Dotter und Weisses, aber keine so veste Schale. Diese gleichet an Dichtigkeit einem befeuchteten Pergamente. In den Schildkröten-Inseln (des Tortues) gegen Cochinchina werden die Schildkröten in unglaublicher Menge gefangen und eingesalzen, und grosser Handel damit getrieben. Das Fleisch der eingesalzenen Schildkröten ist in den amerikanischen Kolonien eben so gewöhnlich, als der Stockfisch in Europa. Aus ihrem Fett erhält man ein gelbes Oel, welches man im Nothfall zu allen Speisen gebrauchen kan, so lange man es frisch erhält; alt aber wird es in Lampen gebrennet. Man erhält von einer grossen Schildkröte leicht an 33 Quart solches Oels.

Diese Thiere werden auf verschiedene Arten gefangen. Wenn sich eine bey Nacht auf das Land waget, etwas zu geniessen, so füllet sie sich oft so sehr an, daß sie nicht wieder ans Wasser kommen kan. Bisweilen läßt sie auch die Ebbe auf dem Sande sitzen, oder man fängt sie über ihren Eyern. Man gehet ihren Spuren im Sande nach. So bald sie das geringste Geräusche merken, so wenden sie alle ihre Kräfte an, die See zu erreichen. Alsdenn schneidet man ihnen bey ihrem langsamen Gange den Rückweg ab, und sucht sie mit einem eisernen Hacken auf den Rücken zu legen. Wenn man ihnen aber gar zu nahe kommt, so werfen sie mit ihren breiten Schwimmfüssen dem Verfolger so viel Sand in die Augen, daß er davon ganz blind zu werden befürchten muß.

Auf den Bahamischen Inseln wissen die Einwohner mit dem Fang der Schildkröten, besonders der Grünen sehr gut umzugehen. Sie begeben sich im April in kleinen Booten an die Küsten von Kuba und anderer benachbarten Inseln des Abends, sonderlich bey Mondscheine, auf die Schildkröten zu lauren, wenn sie nach ihren Nestern gehen, oder von denselben zurücke kommen. Da sie dann selbige umwenden und so liegen lassen, bis sie keine mehr antreffen; denn diese Schildkröten können nicht wieder auf die Füsse kommen. Man findet einige, die drey Mann erfordern, wenn sie sollen umgewendet werden. Meistentheils aber fangt man sie auf diesen Inseln mit einem kleinen, zwey Zoll langen eisernen Nagel, welcher am Ende einer zwölf Schuh langen Stange in einer Höhle steckt. Zween Männer besteigen gemeiniglich ein leichtes Boot, da dann der eine rudert, und das Boot sachte lenket, der andere aber mit seiner Stange am Vordertheil stehet. Alsdenn werden die Schildkröten entdeckt, wenn sie so schwimmen, daß der Kopf und Rücken aus dem Wasser hervorragen. Noch öfter siehet man sie eine Klafter tief, oder auch tiefer auf dem Boden liegen. Merket die Schildkröte, daß man ihrer gewahr worden, so geht sie, um zu entfliehen in die Höhe; die Männer im Boot aber verfolgen sie und suchen selbige im Gesichte zu behalten. Hierauf verfolgen sie dieselbe, indem einer

ner rudert, der andere aber mit seiner Stange lauret, worauf manchmal eine halbe Stunde gehet, ehe man sie ermüdet. Hernach sinkt sie zu Boden, und die Fischer stechen sie an, und durchbohren ihre Schale mit dem eisernen Nagel, welcher aus der Höhle herausgehet, aber an der Stange vermittelst einer Schnur hängen bleibet. Wenn die Schildkröte wegen der langen Verfolgung matt ist, folget sie, nach dem Durchbohren, ganz willig, und läßt sich gerne in das Boot und an das Ufer ziehen. Auf der Insel de la Plata versichert Ringrose so wenig Furcht, oder so viel Dummheit bey ihnen angetroffen zu haben, daß sie gar nicht vor den Fischern fliehen, sondern liegen bleiben, bis man sie anstieht. Belauret man diese Thiere während ihrer langweiligen Paarung, so darf man nur das Weibchen fangen, und zuverläßig glauben, daß sie das Männchen nicht verlassen wird. Es gibt Leute, die sich unter das Wasser tauchen, den Schildkröten auf den Rücken treten, sie am Hintertheil so drücken, daß sie ihr Vordertheil in die Höhe heben müssen, und solche also an die Oberfläche des Wassers bringen, da dann ein anderer ihnen eine Schlinge um den Hals macht.

Die Schildkröten pflegen an heissen Tagen, besonders im Südmeer, häufig in einem tiefen Schlummer auf der Fläche der See zu schweben. Wenn sie nun die Fischer in diesem Zustande belauschen, so bemühen sie sich, sie auf den Rücken zu werfen, und mit den Händen bis an ihren Barken vor sich herzutreiben. Daß aber diese umgekehrten Schildkröten ängstliche Seufzer ausstossen, und Thränen vergiessen, wie einige erzählen, wird nicht allen glaublich vorkommen.

Die Seeschildkröten fressen das Gras, wo sie es finden, unter dem Wasser und auf dem Lande. Auf den Wiesen die auf dem Grunde des Meeres vieler amerikanischen Inseln grünen, nähren sie sich am besten und liebsten. Es versichern die Reisebeschreiber, daß man bey ruhigem und heiterem Wetter, die Schildkröten auf diesem grünenden Boden deutlich unter dem Wasser herum spatzieren sehe. Wenn sie gesättigt sind, kriechen sie an die Mündung der Flüsse, um sich mit süssem Wasser zu tränken. Wenn sie nicht auf der Weide sind, heben sie gemeiniglich den Kopf über das Wasser empor; so bald sie aber einen Fischer oder Raubvogel wittern, tauchen sie augenblicklich unter.

Mit dem Wachsthume der Schildkröten soll es, nach der Bemerkung der Schildkrötenfischer in Jamaika sehr langsam zugehen, ehe sie ihre vollkommene Grösse erreichen.

Die unterschiedenen Gattungen der Seeschildkröten sind folgende:

Die grüne oder schwarze Schildkröte die Mydasschildkröte.

Diese ist, nach Osbeks Beschreibung, oben aschfarbig, unten weißgelb: die Vorderfüsse sind länger, als die Hinterfüsse, die erstern eine Elle, die leztern etwa sechs Zolle lang. Mitten auf dem Rücken der Länge nach, findet man fünf Schuppen, an jeder Seite vier paar, an den Seiten rund herum noch 25 andere. Die Brust ist in der Mitte, der Länge nach, mit dreyzehn Schuppen bekleidet, welche an jeder Seite vier paar grössere haben. Ausserdem lassen sich noch sieben oder mehrere Paare kleinere an den Kinnbacken, eine am Schwanze nebst einigen Seitenschuppen zählen. Die Augen sind groß; an der einen Seite derselben zeiget sich das rothe Fleisch. Die Augenhaut ist mit unterschiedenen rothen Punkten oder Schuppen gleichsam bestreuet. An den Vorderfüssen ist, recht an der Tazze eine runde Schuppe, die einer Münze gleicht. Das Rückenschild ist eyförmig, oft über 2 Ellen lang. Diese Schildkröten wiegen von 500 bis 700 Pfund schwedischen Kammergewichts. Beym Kochen quillet ihr Fleisch so sehr auf, daß man eine Ascensionsschildkröte so schwer als einen Ochsen rechnet und eine Besatzung von 130 Mann damit speisen kan. Man kan sie ohne Futter leicht fünf bis sechs Wochen lebend erhalten, wenn man sie nur täglich vier bis fünfmal mit Seewasser begießt, sie so viel möglich für Hitze und Regen bewahret, und sie bald auf den Rücken, bald auf den Bauch leget.

Man nennet diese Schildkröte gemeiniglich die Grüne, weil viele Schalen derselben mehr als andere, aus dem

Schwärzlichen ins Grüne spielen. Sie haben vorzüglich dünne, beynahe durchsichtige Schilder, ohngefähr 4½ Fuß lang, und vier breit, deren Schalen fast blos zu ausgelegten Arbeiten gebraucht werden. Das frische Fleisch dieser Schildkröten ist so zart und schmackhaft, als das beste Kalbfleisch; die Eyer gehören unter die Leckerbissen, und man rechnet sie so gar unter die Mittel wider die Seekrankheiten. Von einer einzigen grünen Schildkröte lassen sich bis zu 200 Pfund Fleisch einsalzen. Die Weibchen legen 260 grosse zum Aufbewahren dienliche Eyer. Neuhof behauptet in seiner Gesandtschaft nach China, daß man in ihren Därmen wohl 250 Pf. Eyer eingeschlossen, und oft grosse Nester mit 2 bis 300 Jungen in China gefunden habe. Osbek sezt die Anzahl der Eyer auf 600 bis 1500. Ihr Herz hat man noch lange nach dem Tode des Thieres schlagen gesehen, wenn es heraus genommen und auf eine Schüssel geleget worden.

Diese Schildkröten sind auf den Bahamischen Inseln sehr häufig, ob sie gleich ihre Eyer nie daselbst legen, sondern von Kuba und dem vesten Lande dahin zu kommen pflegen.

Weil ihr Fleisch eine so niedliche, als gesunde Speise gibt, so werden sie den andern vorgezogen. Ihr Fett ist grün. Nach Hans Sloane fahren die Einwohner vom Portroyal mit vierzig Nachen auf den Fang derselben aus, und auf ihren Märkten gibt es so viel Schildkröten, als auf den englischen Fleisch, und die Bahamer, welche sie nach Karolina bringen, ziehen einen beträchtlichen Gewinst davon.

Sie fressen eine Art Seegras, das auf dem Grunde des Meeres wächst, und das man gemeiniglich Schildkröten-Gras nennet.

Der Großkopf, oder die Kocouanne.

Diese Schildkröte hat einen verhältnißmäßig grössern Kopf und ein wilderes Ansehen, als die anderen. Ihre Füsse sind kürzer, und die obere Schale in der Mitte breiter, am hinteren Theil aber schmäler. Sie ist die kühnste unter allen Schildkröten, aber auch die gefräßigste, und in Ansehung ihrer Nahrung die unflätigste. Weil ihr Fleisch ungemein ranzicht, schwarz, fasericht, eckel, ihr Fett aber blos zu Lampen zu brauchen ist, so ist sie zwar häufiger als andere Arten zu finden, wird aber weniger aufgesucht.

Diese Gattung nähret sich mehrentheils von hartschaligten Thieren, und kan wegen der Härte und Stärke der Kiefer die härtesten Schalen zerbeissen.

Catesby traf 1725 eine solche Schildkröte auf der Oberfläche des Wassers auf dem halben Wege zwischen den Azorischen und Bahamischen Inseln schlafend an, und schloß daher, daß sie das Weltmeer durchstreichen; denn eine von beyden Inseln war das nächste Land, woher sie kommen konnte. Im nördlichen Theile von Amerika, weiter gegen Norden, als am Vorgebirge von Florida findet man keine. Da sie sowol auf dem Lande, als im Wasser lebet, so war es um so mehr zu bewundern, daß sie zur Brutzeit so weit vom Lande entfernt war.

Der Habichtsschnabel.

Von der Aehnlichkeit, welche man zwischen der gekrümmten Schnauze dieser Schildkröte, und einem Habichtsschnabel entdecket, haben ihr die Engelländer den Namen Hawksbill oder Habichtsschnabel gegeben. Der obere Kiefer raget ungleich mehr über den untern hervor und bieget sich spitziger über, als bey andern. Man schätzet diese Gattung wegen ihrer Schale, aus welchen die Künstler vielerley Arbeiten verfertigen, eben so hoch, als die Grüne wegen ihres Fleisches. Die Stärke und Schönheit dieser Schale könnte sie schon von den andern Sorten unterscheiden; aber ihr Hals und Kopf ist auch, wenn sie ihn ausstrecket, länger, als an andern. Der hintere Theil des Schildes ist schmäler und scharf ausgezackt. An Länge der Vorderfüsse übertrift sie alle Thiere ihrer Art. Sie soll sich hauptsächlich von einem gewissen Seeschwamm, der Judasohr genennet wird, nähren. Von dieser Gattung war die, welche zu Diepe gefangen wurde, und gegen 900 Pfund wog.

Das

Das lederne Schild.

Diese hat ihre Benennung daher erhalten, weil ihr Schild nicht mit einer gewöhnlichen Schale, sondern mit einer schwärzlichen harten Substanz überzogen ist, welche mit einem zu Sohlen bearbeiteten Ochsenleder genau übereinkommt. Rondelet nennet sie, aus der alten Fabellehre Testudinem Mercurii. Ihr Schild hat beynahe die Figur eines Dreyecks, und läuft hinterwärts ganz spitzig zu. Man erblickt, statt der häufigen Schuppen auf demselben der Länge nach sechs oder sieben Furchen, welche sich an der Spitze, über dem Schwanz in scharfe Winkel verliehren. Der untere Kiefer ist sehr spitzig und aufwärts gebogen, der obere hingegen an seiner Spitze dermassen getheilt, daß der Haken des untern Kiefers gerade in die Hölung des obern einpasset. Sie hat grosse Augen, und vor denselben zwey sichtbare Nasenlöcher. Den Kopf kan sie nicht unter das Schild zurücke ziehen. Ihr meistes Fleisch, welches am Geschmake sich dem Rindfleisch nähert, hat sie am vordern Theil des Körpers; unter der Haut hat sie viel Fett, es taugt aber nur in Lampen. Sie kommt im mittelländischen Meere am häufigsten, weit seltener aber im adriatischen vor, und ist eine der unansehnlichsten unter den Meerschildkröten.

Die asiatische Sternschildkröte. Jubeti.

Diese hat die Klauen an den Vorderpfoten mit den Landschildkröten gemein. Ihr schwarzes, hochgewölbtes Schild ist mit gelben erhabenen, gestreiften Schuppen überdeckt, welche mit goldfarbigen Strahlen, die sich in einander verliehren, prangen. Ihre vortrefliche Schale wird mehr als ihr Fleisch gesucht. Ihr Vaterland ist Afrika, und wie Seba glaubt, auch Amboina.

Die schuppichte Seeschildkröte
die Karrette des du Tertre.

Der herzförmige ausgefurchte, am Rande gezakte Panzer ist an dieser besonders merkwürdig. Er ist wie der Schwanz des Thieres mit lauter Ziegelförmig übereinander liegenden Schuppen bedeckt. Sie ist eigentlich im amerikanischen sowol, als im asiatischen Meere zu Hause.

Die kleine runde Seeschildkröte unterscheidet sich von allen übrigen besonders dadurch, daß sie kleiner als andere, mit einem flachen, ganz runden, weder vorne noch hinten ausgebogenen Schilde bedeckt, und mit Füssen versehen ist, deren Klauen durch ein besonderes Häutchen zu einer ganz runden Fußsohle vereinigt sind. Sie wird in den südlichen Gegenden von Europa gefunden.

Linnäus erwähnet einer indianischen Schildkröte, die er scabram die rauhe nennet, und eine andere kommt vor, die die gewölbte heißt, man muß sie aber nicht für eine Gattung der Orbicularis L. oder für die Sternschildkröte halten, weil diese länglich und hochgewölbt, jene hingegen flach und rund beschrieben wird. Nach dem Catesby, der sie Trunkturtle nennet, soll sie sehr groß werden, aber eine schmale und dicke Form haben. Ihre Schale soll mehr erhaben und rund, als an andern, ihr Fleisch aber ungemein ranzig seyn, und viel Oel geben, worin ihr ganzer Werth bestehet.

Fabelhafte Thiere.

Wir müssen nun auch unser Wort, da wir es einmal gegeben haben, wenn uns gleich ein gewisser Richter in der Zeitung nicht hat glauben wollen, halten, und der Thiere erwähnen, die nicht sind, oder wenigstens nicht so sind, wie man sie uns vorstellet. Es kan seyn daß wir sie ausgelassen hätten, wenn sie nicht auf unsern Platten gestanden wären, oder wenn es in unserem Plan, schon bey dem ersten Abschnitte begriffen gewesen wäre, so viel auszumerzen, als wir in den folgenden wirklich ausgemerzt haben, und wenn unsere Zeit uns erlaubt

hätte, die Platten, die der Leser als etwas überflüßiges ansehen, und als eine Zugabe annehmen kan, in andere zu verwandlen. Es kan aber seyn, daß wir es eben doch gethan hätten; weil es doch Leute geben wird, die wissen wollen, was man von Einhörnern und Greifen u. s. w. sagt, und weil uns Leser darum ersucht haben, die, wenn man sie nennen wollte, jeder Zeitungsrecensente für Kunstrichter müßte gelten lassen, und weil unter dem Falschen vielleicht hie und da etwas Wahres verborgen liegen mag, und weil — und weil — doch zur Sache, und zuerst an das berühmteste, das Einhorn, aber überall so kurz als möglich!

Das Einhorn.

Ueber die Gestalt dieses Thieres sind die Schriftsteller eben so uneinig, als es sich für ein Geschöpfe schickt, das mit den einäugigen und einfüßigen Menschen wahrscheinlicher Weise in eine Reihe gehöret. Plinius, der so viel gutes und so viel schlimmes geschrieben hat, gibt ihm, ausser einem Hirschkopfe, Elephanten-Füssen, einem Schweinsschwanze, und einem zwey Ellen langen schwarzen Horne auf der Stirne, die Gestalt eines Pferdes. Philes läßt ihm den Schweinsschwanz und gibt ihm einen Löwenrachen; Strabo aber, der dem Onesikrit folgt, macht es dem Pferde beynahe am ganzen Leibe ähnlich. M. Paulus von Venedig, sagt es seye kleiner als ein Elephant, habe einen Kopf wie ein wildes Schwein, den es niederhängend trage, eine rauhe Zunge, die dem gefährlich seye, was ihm in Wurf komme, schwarze Augen, und die Gestalt des Rhinoceros.

Barthema will sogar zwey lebende als eine grosse Seltenheit in einem besondern Behältnisse bey dem Tempel zu Mekka gesehen haben, davon das grössere einem zweyjährigen Pferde an Wuchs gleich, und von dunkler glänzender Farbe war. Sein Horn hatte eine Länge von ungefehr drey Ellen; der Kopf glich einem Hirschkopf; der Hals war kurz und an der einen Seite hieng eine Mähne herab. Es hatte schlanke Beine, wie ein Reh, und die Hufen waren den Geißklauen ähnlich. Den Rabbinen schien, nach ihrem ungeheuren Geschmacke, diese Gestalt noch zu ordentlich, sie gaben ihm also die Grösse des Berges Thabor, und weil sie es, bey einer solchen Grösse nicht wohl in Noa's Kasten beherbergen konnten, so liessen es einige nur die Nase auflegen, und nebenher kommen, andere aber binden es mit dem Horn hinten an die Arche an, und schleppen es nach.

Ueber das Vaterland, welches man diesem Thiere anweisen soll, sind die Schriftsteller, die es für wirklich angenommen haben, so wenig einig, als über seine Gestalt. Einige setzen es in die äussersten Enden von Asien, andere treffen es um das Vorgebirge der guten Hoffnung, einige in dem Reiche Bosma und Lambri, und andere in den Wüsten Arabiens an.

Nach dem Aelian hat es, ausser einer sehr unangenehmen Stimme, auch noch die sonderbare Gewohnheit, daß es gegen alle andere Thiere, die sich ihm nähern, freundschaftlicher als gegen seines gleichen ist, mit welchen es, sie mögen Männchen oder Weibchen seyn, bis auf den Tod kämpfet. Es ist von ausserordentlicher Stärke, und gehet immer einsam, und zwar in den wüstesten Gegenden. Nur, wenn es sich paaren will, weidet es mit dem weiblichen Thiere. So bald dieses aber trächtig geworden ist, so nimmt es seine Wildheit, und mit ihr seine einsame Lebensart wieder an. Andere Schriftsteller haben ihm noch die Galanterie geschenkt, daß es für Jungfrauen so viele Achtung hat, daß es in ihrer Gegenwart alle Wildheit vergißt, seinen Kopf in ihren Schoos leget und sich also fangen läßt. Weil es aber selten ist, bey Jungfrauen den gehörigen Muth anzutreffen, ein so wildes und so schröklich bewaffnetes Thier in den Schoos aufzunehmen, so haben einige für gut gefunden, diese Verrichtung parfumirten Jünglingen in Jungfern-Kleidern zu übertragen, die aber nur in diesem Falle sich parfumiren. Alletagsstutzer sind nicht zu brauchen.

Dem Horne dieses Thieres hat man Wunderkräfte zugeschrieben, zumal wider den Gift. Es wird auch fast niemand seyn, dem man noch nie ein lan-

ges

ges vom Grund bis an die Spitze mit Schneckenlinien umwundenes gerades Horn, unter dem Namen eines Einhorns gezeiget hätte. Das gröste, welches wir gesehen haben, hatte ungefähr zehen Fuß, und es mußte freylich ein grosses und starkes Thier seyn, welches es, da es sehr schwer ist, ohne die äusserste Unbequemlichkeit auf seiner Stirne tragen, und noch dabey weiden wollte. Allein man hat auch schon lange aufgehört, zu glauben, daß es von einem vierfüßigen Thiere seye. Es ist von einem Fische, dessen Beschreibung an seinem Ort vorkommen soll. Die Dänen zogen vor Zeiten grossen Vortheil aus diesem Aberglauben, und die Compagnie von Neugrönland nahm keinen Anstand mit solchen Narwals-Hörnern einen aus ihrem Mittel abzufertigen, der das gröste als ein Einhorn dem Czaar für eine grosse Summe anbieten sollte. Es wurde aber abgewiesen, weil der Leibmedicus seinem Kayser entdeckte, daß es der Zahn eines Fisches seye.

Nun wollten wir gerne unserem Leser sagen, wie dieses fabelhafte Thier, denn dafür hält es nunmehr alle Welt, sein Daseyn erhalten habe, wenn wir es nur selbst wüßten. Allein wir gestehen gern, daß wir die Gabe nicht haben, die gewisse Mythologen besitzen, welche uns auf ein Haar sagen können, wer eigentlich Apoll, Herkules ꝛc. und was die Sphinxe und Hydren gewesen. Eben so wenig wollen wir errathen, was Rem, welches in der H. Schrift durch Einhorn übersetzt wird, für ein Thier seye, nachdem schon Bochart und andere sich dabey müde gemacht haben, ohne eine Zuverläßigkeit zu finden. Man wird sich vielleicht aus der Geschichte des Esels noch erinnern, daß die alten Schriftsteller meistens die Onagers oder Waldesel mit einem Horne beschreiben. Ob sie gleich hierinne einen Irrthum begehen, so gab es doch dann und wann solche, wenigstens sagt Tavernier von einem, wie wir dorten angeführt haben. Wäre es nicht möglich, daß einer oder der andere ein so seltenes Thier zu Gesichte bekommen, und so lange an seiner Gestalt hinweggenommen und hinzugesezt hätte, bis das Einhorn daraus geworden ist? Könnte es nicht das Thier seyn, welches Halle unter dem Namen der Stellersziege anführt, die ein Horn und Ohren die auf die Erde herabhängen, besitzet, deren Entdeckung man Stellern und dessen östlichen Reisen zu verdanken hat; die das Ende von Asien und Rußland, und die Wüsteneyen bewohnen, und von den Kosaken häufig gegessen werden soll?

Der Greif.

Die Composition bey diesem sogenannten Thiere ist so sonderbar, daß man nicht weiß, ob man sie unter den vierfüßigen Thieren oder Vögeln aufstellen soll. Vermuthlich war auch diese Verlegenheit Schuld daran, daß sie zu beyden im Jonston gestochen worden. Wir haben sie zwar aus der Reyhe der vierfüßigen Thiere ausgetilget, und etwas bessers an die Stelle gesetzt, inzwischen wollen wir doch von diesem vierfüßigen Vogel hier einige Nachricht ertheilen, wenn man gleich schon lange aufgehöret hat sein Daseyn zu glauben. Die Schriftsteller geben ihm zum Theil die Grösse eines Wolfes, zum Theil eines Löwens, einige aber machen ihn achtmal grösser, als den letztern. Von diesem hat er auch den Körper, doch sind Kopf und Flügel vom Adler geborgt, der Rücken ist mit schwarzen, und der Vordertheil mit rothen Federn bedeckt und die in den Flügeln sind weiß. Er lebt in Wüsten und auf Gebirgen, wo er zwey Eyer, die gröser uud härter als Adlers-Eyer sind, in ein Nest von Golde leget. Er sucht die Goldadern auf, und bewahret dieses Metall mit grosser Begierde. Er ist grausam und furchtbar und scheuet sich kaum vor Löwen und Elephanten. Die Indianer, so lüstern sie nach seinem Golde waren, wagten es nicht anders, als in grosser Anzahl, und bey Mondenschein, wenn sie glaubten, daß er schliefe, auszugehen, um ihm seine Schätze zu rauben. Allein da er ein sehr wachsamer Hüter seines Reichthums ist, und denselben aufs äusserste vertheidigt, so hat vermuthlich keiner Gold aus dem Greifenneste gesehen.

Dieser fabelhafte Vogel war ehemals der Sonne geheiliget, an deren Wagen ihn die alten Mahler in Indien spannten, weil man glaubte, er könne, ohne geblendet zu werden, ihre Strahlen ertragen. Die neuern aber bedienen sich seiner als Schildhalters gewisser Häuser und gewisser Innungen.

Jonston meynet mit Aldrovonden der Vogel Ruc oder Condor könnte wohl ein unfabelhafter Greif seyn. Wir wollen aber unsere Leser selbst darüber urtheilen lassen, wenn wir ihnen die Naturgeschichte dieses grossen Vogels werden geliefert haben.

Wer ein Mährchen, so gut als man es in einer Rokkenstube an einem Winter-Abend verlangen kann, von dem Vogel Greif lesen will, dem empfehlen wir den Aelian zum nachschlagen.

Die Crocuta und Mantichora.

Diese Thiere, deren beyder Vaterland Aethiopien seyn und davon das eine von einem Wolf und Hund, das andere von der Crocuta und Löwin abstammen soll, sind vermuthlich nichts anders als die Hyäne aus einem falschen Gesichtspunkt betrachtet. Beyde sollen sich in dem Gehölze verbergen, um die Namen derer die darinnen Holz fällen, oder sonst eine Arbeit verrichten, zu erlernen. Haben sie dieselben gefaßt, so ruffen sie einem solchen Menschen mit Namen und gehen immer weiter ins Gehölze zurück, bis sie ihn weit genug von seiner Gesellschaft entfernt zu haben glauben, und alsdenn fressen sie ihn ohne Barmherzigkeit auf, und verdauen fast eben so geschwind, als sie fressen. Man weiß bereits aus der Naturgeschichte, daß man ihr dergleichen fabelhafte Eigenschaften weiland andichtete.

Das Thier Eale, und Leucrocuta

u. a. m.

In der Gesellschaft der Sphinxen, Crocuten, äthiopischen Ochsen mit gegen den Kopf stehenden Haaren und beweglichen Hörnern, Basilisken ꝛc. ꝛc. erwähnet Plinius zweyer Thiere, davon das eine Eale und das andere Leucrocuta heissen soll. Das erstere ist so groß als ein Flußpferd, hat einen Elephanten-Schwanz und eine schwarze oder dunkelbraune Farbe. Die Kinnladen sind dem wilden Schweine abgeborgt, und die mehr als Ellen lange Hörner sind beweglich, so daß sie das Thier vorwarts, oder auf die Seiten legen kann, je nachdem es die Noth erfordert. Die Leucrocuta hingegen ist ein sehr geschwindes Thier von der Grösse eines Esels. Die Füsse gleichen den Füssen eines Hirsches, Hals, Brust und Schwanz sind von dem Löwen, der Kopf von dem Kamele, die Hufen sind gespalten, und der Rachen bis an die Ohren aufgerissen. Es hat keine abgesetzte Zähne, sondern an deren statt ein fortlaufendes Bein. Es ahmet die Stimme des Menschen nach, wie die Mantichora, die aber an Gestalt weit von demselben abgehet. Dann diese hat drey Reyhen Zähne, ein Menschen-Gesicht, einen Löwen-Leib und einen Schwanz mit dem es sticht, wie ein Skorpion. Man wird leicht sehen, was man aus solchen Bildern machen soll, die eben so aussehen, wie das, worüber nach Horazens Vermuthung jedermann lachen muß. Es ist gut daß Plinius in ebendemselben Kapitel Ochsen mit ganzen Hufen beschreibet, sonst hätten wir nicht gewußt, wie unser äthiopisches Pferd zu gespaltenen Klauen und Fangzähnen gekommen wäre. In diese Classe wird auch wohl seine Erzählung

von

von Bonasus kehren, dessen Mist, wenn er ihn im Zorn von sich lässet, anzündet, und sein Tarandthier, das die Grösse von einem Ochsen hat, aber die Farbe von den Gebüschen in die er sich verbirgt, u. s. w. annimmt.

Wer eine Ausgabe Cäsars mit Figuren gesehen hat, wird das Elent T. XXXVI. bereits kennen, und der Cervus mirabilis ebd. ist, wie schon Scheffer in seinem Lappland angemerket hat, nichts anders, als ein Rennthier, an dessen Hörnern sich ein Mahler verkünstelte.

Von einigen andern fabelhaften Thieren, oder fabelhaften Eigenschaften, die man wirklichen Thieren andichtet, haben wir an seinem Orte geredet, und wollen es nicht wiederholen, sondern diese Nachrichten mit zweenen Wölfen, die vielleicht noch hieher gehören könnten, beschliessen, der eine ist

Der Seewolf.

Gesner, Bellon und Aldrovond u. a. haben diesen beschrieben. Er soll sich sowohl zu Lande, als im Wasser aufhalten. Sein Kopf soll ungeheuer, und die Augen durch vieles Haar beschattet seyn. Das Fell soll von aufgerichteten zottigen Haaren etwas stachlicht, mit schwarzen Flecken gezeichnet, und der Schwanz lang und zottig seyn. Nasenlöcher und Zähne aber soll er wie ein Hund haben. Klein führet aus dem Anderson den spitzbergischen Wolf an, welcher, nach seinem Bericht, einen kleinen und spitzigen Kopf hat. Der Leib ist länglicht, mit dicken, starren, langen Haaren, die schmutzig weiß und etwas graulich sind, bedeckt. Der Schwanz ist kurz, die Beine sind fast ohne Gelenke, und die Klauen lang und steif. Es ist noch nicht ausgemacht, setzt Klein hinzu, ob dieser von dem Seewolfe unterschieden seye, und ob er sich bloß auf dem Lande, oder im Meer aufhalte. Der andere ist ein Wolf, dem Jonston den Namen Lupus Scythicus gibt.

Der Uebersetzer des Kleins sagt: Gesner hat aus dem Olaus Magnus die Abbildung eines besondern Wolfes entlehnt, welcher in den entlegensten Theilen von Schweden und Norwegen angetroffen werden soll. Ein Kopf über den Augen ist erhaben, scheinet mit einmal unter den Augen tief eingeschnitten, und erhebt sich gegen das Maul zu wieder wie ein etwas einwärts gedrückter Bogen. Die Ohren sind weit und kurz, die kurze und stumpfe Schnautze ohne Barthaare. An dem langen Halse, welchen er fast senkrecht trägt, hangen lange und kraus herabsinkende Haare, welche über dem ganzen Rücken bis an die Lenden fortlaufen, aber allmählig kürzer und dünner werden. Die Schenkel und Klauen sind stark, wie bey einem Löwen, und an den Vorderfüssen scheinen nur fünf Zähen zu seyn. Dieses Thier soll nach Gesnern beständig ergrimmt seyn, und hauptsächlich seine Klauen bey seiner Wuth brauchen, daher man auch für gut befunden hat, es mit dem Namen Grimmklau zu beehren. Seinen langen mit Haaren bewachsenen Schwanz soll es, wie ein Wolf tragen, und auch sonst am meisten mit diesem übereinkommen. Sed

claudite jam rivos pueri, sat prata biberunt.

Weil wir vermuthen, daß vielen unsern Lesern nicht unangenehm seyn werde, zu sehen wie die berühmteste Claßificatoren ihre Thiere geordnet haben, so wollen wir die vorzüglichsten Eintheilungen noch beyfügen.

Kleins
Classification der vierfüßigen Thiere.

Erste Ordnung.
Thiere welche Hufen haben.

Erste Familie.
Einhufige.

I. welche in die Höhe stehende Ohren haben.

Pferd. Equus. Stute Equa.

erstes Geschlecht.

Zahmes Pferd oder Haußpferd.

zweytes Geschlecht.

Ungezähmtes oder wildes Pferd. Zebra, Zecora, Burro do Matto.

II. welche die Ohren nachlässig hängen lassen.

erstes Geschlecht.

Esel. Asinus.

zweytes Geschlecht.

Mauleſel, Zwitter-Esel. Asinus biformis, hybridus, mulus.

Wald-Esel. Onager.

Zweyte Familie.
Zweyhufige, gehörnte

erstes Geschlecht.

erste Art. Stier, Bulle. Taurus.

Haußstier. taurus domesticus.

Büffel.

zwote Art. wilder Stier.

Aurochs. Bison, Urus.

a) Europäischer

b) Indianischer.

zweytes Geschlecht.

Widder, Aries. Schaaf, Ovis. Hammel, Schöps, Vervex. Lamm, Agnus.

1) Orientalischer breitgeschwänzter Widder, Aries platicercos.

2) Hochgehörnter cretensischer Widder, Aries strepsiceros.

drittes Geschlecht.

Ziegenbock, Hircus, Capra. Ziege, geschnittener Bock, Caper. wilde Felsen-Klippen-Bergböcke, Tragi Montani, Feri.

a) Steinbock, Ibex, Capricornus.

b) Gemse, Tragus Dorcas, Rupicapra.

c) Gazella, Antilope.

d) Muskusbock, Tragus Moschiferus, Moschus.

e) Schwulstkopf, Tragus, Capra Silvestris Africana.

f) Bezoarbock. Tragus bezoarticus, Pasan.

g) Guineisches Böcklein, Hirschrehlein, Traguli guineenses (Zwerghirschchen.

Temamazame.

Mazame.

Afrikanisches Böcklein.

Surinamisches.

Guineisches mit langen rothen Haaren.

h) Kamelparder Giraffa, Camelopardalis, Diratakacin.

viertes Geschlecht.

Hirsch.

a) edler Hirsch, Cervus.

b) Rennthier, Cervus Rangifer.

c) Rehe, Capreolus.

d) Elent, cervus palmatus, alce, magnum animal, vulgo hippelaphus.

e) Damhirsch, Cervus palmatus, Dama, Dama cervus.

Zweyhufige ungehörnte, welche in ihrem ganzen Geschlechte ohne Hörner sind.

Schwein, Porcus. Sau, Sus. säugende Sau, Scropha. Wildes Schwein, aper, porcus, silvestris, Eber, Verres.

Moschusschwein, Porcus moschiferus. Tajacu. Pecari.

Babirusse.

Spitzohr, Porcus guineensis.

Dritte Familie
mit dreymal gespaltenen Klauen.

Nasehorn, Rhinoceros.

Vierte Familie.
vierfüssige Thiere mit vier Hufen an jedem Fusse.

Wasserochse, Flußpferd, Hippopotamus, Bupotamus, equus Niloticus.

Fünfte Familie.
fünfhufige Thiere.

Elephant, Elephas.

Zweyte Ordnung.

Vierfüßige Thiere, welche Zähen an den Füssen haben, behaart sind und lebendige Junge bringen.

Erste Familie.

zweyzähige

erstes Geschlecht.

Kameel, Camelus, Beschet, Bactrianus Fortissimus.
Kameel, Jmel, Dromedarius.
Kleinstes Kameel, Dromedarius, Raguahil.
Afterkameel, Camelus spurius, Peruanus, Glama (Lama).
Wollentragendes Kameel, Paco.
Verkleideter Affe, Silenus, Simia personata. Ai Ceilonius.
Faulfuß.

Zweyte Familie.

Dreyzähige.

Der Faule, Ignavus, Tardigradus, Ai, Unau.
Der amerikanische Faule.
Der Schlafsüchtige Faule, Ignavus americanus somniculosus.
Der kleinste orientalische Faule, Loyert.

Zweytes Geschlecht.

Ameisenfresser, Tamandua-Ursus formicarius. Ant-Beur.
Ameisenfresser, Tamandua-Guacu.
Tamandua i.
weisser Ameisenschlucker, Tamandua Alba s. Coati.
aschgrauer Ameisenschlucker.

Dritte Familie.

Vierzähige

gepanzerte und behaarte Thiere.

Panzerthier.
gepanzertes Wiesel, Tatu mustelinus. Viverra.
grösser geschupter Armadillo, Edentulus, diabolus Taiovanicus.
wieselähnliches Panzerthier, Tatu mustelinus, armadillus squamatus.
Schildverkel, Tatu Porcinus, Porcellus cataphractus. Armadillo.
Orientalisches Schildverkel.
Panzerthier mit dem Hundskopfe, Tatu caninus, Tatu apara.
Afrikanisches Panzerthier.

Zweytes Geschlecht

welches rauhe Haare hat.

Afterhaase, Afterkaninchen, Cavia.
1) welche glatt auf dem Rücken sind.
a) Brasilischer Afterhaase, Cavia Cobaya, mus Pharaonis, Tatu pilosus, Porcellus, Mus Indicus.
b) Afterhaase, Cavia, Aguti.
c) - - - Cavia, Paca.
d) - - - Aperea.
Surinamischer Afterhaase, Cuniculus americanus.
Bahamischer, Cavia bahamensis.
Javanischer, Cavia Javensis.
2) Mit Stacheln auf dem Rücken.
Afterhaase von der Küste Hudson, Cavia hudsonis. The Porcupine from Hudson's Bay (Urson.)

Vierte Familie.

Fünfzähige.

Haase.
gemeiner Haase.
Stein- Sand-Haase, (Lepus alba.)
schwarzer Haase.
Kaninchen.
Spanischer Haase.

Zweytes Geschlecht.

Nager, Sorex Rosor.
Eichhorn, Sciurus.
1) gemeines rothes Eichhorn, Sciurus vulgaris rubicundus.
2) Schwarzes Eichhorn.
3) Grösseres fischfarbiges virginisches Eichhorn.
4) Eichhorn mit Streifen.
Rastes Eichhörnchen aus Neuspanien mit weissen Streifen.
5) Amerikanisches Eichhorn.
6) Grauwerk, Sciurus epilepticus; Cinereus Prussicus. (Petit gris)
7) Getulisches Eichhorn (Barbaresque)
8) Fliegendes Eichhorn (Polatuche)
9) Virginianisches Eichhorn Petaurista.
10) Eichhorn, The Barbarian Squirrel.

Zweyte Art.

1) Siebenschläfer, Glis.
2) Norwegischer.
3) Hamster, Glis cricetus.
4) Murmelthier, Glis marmota.
5) Amerikanisches Glis marmota americanus; The Monax.
6) Muskus-Siebenschläfer, Glis moschiferus.

mit rundem Schwanz.

Erste Art.

Maus, Mus. Musculus, mus domesticus minor.
1) Maus, Ratze, Mus cistrinarius domesticus.
2) Maus, mus minor, Musculus vulgaris domesticus.
3) Virginianische Feldmaus.
4) Feldmaus.
5) Amerikanische Haselratze oder Haselmaus.

6) Orientalische Maus.
7) Amerikanische Waldmaus. Männchen heißt Scalopes.
8) " " : Maus.
9) " " : grössere Waldmaus.
10) Spizmaus, Mus araneus.
11) Ostindische " " "
12) Norwegische Maus, Mus Lemingus.
13) Beutelratze, Mus marsupialis, silvestris, Brasilienfis, Philander. Opossum, didelphis (Sarigue)
14) Boschratte, Mus Tlaquazin oder Tai-Ibi.
15) Oriental. grössere Beutelratze. Philander orientalis.
16) gröste " " "

II.

Maulwurf, Talpa.
1) Inländischer.
2) rother Amerikanischer.
3) bunter Sibirischer.
4) fleckigter.

III.

Fledermaus, Vespertilio.
1) grössere und kleinere.
2) Amerikanische.
3) gemeine Amerikanische.
4) Surinamische.
5) Ratzenartige Vespertilio Rattus, Ternatanus.
6) mit dem Hundskopf, Cynocephalus, Ternat.
7) grössere mit dem Hundskopf und Ohren.
8) The great Bat from Madagascar.

Drittes Geschlecht.

Wiesel, Mustela.

Erste Art.

Hausspeicher Wiesel, Mustela vulgaris.

II.

Hermelin, Mustela armelina.

III.

Fretwiesel, Viverra.

IV.

Iltis Teufelskind, Mustela foetida, Putorius.

V.

Marter, Mustela Martes.
Baummarter, Fagorum.
Steinmarter, Saxorum.

VI.

Zobel, Mustela Zibellina.

VII.

Amerikanische stinkende Wiesel, Mustela americana foetida; Putorius americ. striatus. (Chinche.)

VIII.

Javanische Wiesel.

IX.

Das Aegyptische Wiesel, Mustela ægyptiaca. Ichneumon. Mus pharaonis; Damula, Donola, Mustela Ægypti peculiaris.

X.

Ceylonische Wiesel, Mustela Ceilonica, Ceilonisch Kwasje.

Viertes Geschlecht.

Stachelthiere, Acanthion.

Erste Art.

Igel, Schweinigel, Acanthion vulgaris, nostras, Herinaceus, Echinus.

II.

Amerikanischer, Crinaceus americanus.

III.

Sibirischer, Echinus sibiricus, Acanthion echinatus.

IV.

Stachelschwein, Stachelthier mit den längsten Stacheln, Histrix genuina. Porcus aculeatus Malaccensis.

V.

Stachelthier mit einem Kamm. Acanthion cristatus, Hystrix orientalis cristata.

VI.

" " " mit einem sehr langen Schwanz, Porcus aculeatus silvestris, Hystrix orientalis singularis.

Cuandu, s. Ourico Cachiero, Cysere Verken.

Fünftes Geschlecht.

Hund, Canis.
1) Mexikanischer.
2) Afrikanischer.
3) wilder Amerikanischer.
4) Hund mit sehr kurzem Kopf, Tamandua Mexicana Sebæ sed perperam.

Sechstes Geschlecht.

Wolf, Lupus.

Erste Art.

Gemeiner Wolf, Lupus vulgaris.

II.

Goldgelber Wolf, Lupus aureus.

III.

Seewolf, Lupus marinus.
Amerikanischer.

Siebentes Geschlecht.

Fuchs Vulpes.
gemeiner.
aschgrauer Amerikanischer.

Ach-

achtes Geschlecht.

Halbfuchs, Coati.

Erste Art.

Brasilischer Halbfuchs, Raton, Rackoon. Coati Brasil.

II.

Coati Mundi.

III.

Halbfuchs, Yzquiepatl und Conepatl.

IV.

Genetkatze, Geneto Catus.

V.

Zibethkatze, Coati Civetta, Catus Zibethicus.

VI.

Dachs, Halbfuchs mit kurzem Schwanze, Coati cauda brevi. Taxus, Meles.

VII.

Amerikanischer Halbfuchs, Coati ursulo affinis, americanus. the Quickhatch, Wolverene.

Halbfuchs, The Indian Ichneumon.

neuntes Geschlecht.

Katze, Felis.

Erste Art.

1) Kater, Catus domesticus.
2) wilde Katze, Catus silvestris.
3) tigerartige Katze, Catus tigrinus, silvestris americanus.
4) fliegender Kater, Catus petaurista, volans Ternatan.
5) Kater mit gespitzter Schnautze aus Neuspanien, Oxycephalon.
6) Bergkater, Catus montanus. Quantipecotli.

II.

Luchs, Lynx.
— afrikanischer, Lupus cervarius. Loup. Cervier.
— weisser mit schwarzen Flecken und abgekürztem Schwanze.
— mit dem Kälberschwanz, Siyah-Ghush.

III.

Parder, Pardus.
Panther
Parder mit kurzem Schwanze, Katzen-Parder.

IV.

Tiger, Tigris.
— asiatischer.
— amerikanischer, Jaguara, Onca.
— Jaguarite.
— Cugua cuarana.
Löwe, Leo.

zehendes Geschlecht.

Bär, Ursus.
— polnischer.
— weisser.
— weisser spitzbergischer.

eilftes Geschlecht.

Vielfraß, Gulo, Boophagus, Rosomacha.

zwölftes Geschlecht.

Satyr, Satyrus (Anthropomorpha.)

Erste Art.

Affe, Simia.
1) Waldmensch, Simia Ourang-outang. Pongo. Paris. Chimpancee.
2) Ceylonischer Affe mit der obern Hasenlefze. Meerkatze, grösserer Langsamfuß.
3) Affe mit der Hundsschnautze mit erhöhtem Kopfe animalculum Cynocephalum, Ceilonium tardigradum.
4) Mamonet.

Zweyte Art.

Meerkatze, Cebus. Cercopithecus.
1) Meerkatze, Sagovin.
2) — — Todtenkopf.
3) — — kleiner ceylonischer Affe.
4) — — Gariba Ouarine.
5) — — welche wie Bisam riecht; Caitaja.
6) — — grössere angolische, Macaquo.
7) — — bärtige, Exquima Guineensis.
8) — — zwote bärtige.
9) & 10) — unbärtige.
11) — — Bugée.
12) — — Elæurandus. Ovanderou.
13) — — Papio Bavian.
14) — — Löwen, Meerkatze, the little Monkey.
15) — — lächerliche.
Fuchselmännchen, The Maucauco.

Fünfte Familie.
mit ausserordentlichen Füssen.

Fünfzähige mit { ungewöhnlichen / verbundenen Zähen / Gänsefüssen }

erstes Geschlecht.

Otter, Lutra.
2) brasilische Yuga und Carigueibeju.

zweytes Geschlecht.

Biber, Castor, Fiber.

drittes Geschlecht.
Wallroß, Rosmarus, Morſs.
viertes Geschlecht.
Robbe, Phoca.

fünftes Geschlecht.
Seekuh, Seeochs, Manati.

Dritte Ordnung.
Ohnhaarichte vierfüßige Thiere welche Eyer legen.

I
Schildkröten mit getrennten Zähen.

Erste Gattung.

Gemeine Schildkröte, Teſtudo vulgaris. Thecomon land Tortoiſe.
II.
Gröſte indianiſche Erdſchildkröte.
III.
Schildkröte, Jaboti.
IV.
— — Mydas.
V.
— — braſiliſche, Jubeti.
VI.
— — ceyloniſche kleinere Landſchildkröte, Jurukua.
VII.
— — aus Neuſpanien, Kagado d'Agoa.
VIII.
— — braſiliſche, Jujura.
IX und X.
— — amboiniſche.
XI.
Ceyloniſche Schildkröte.

Schildkröte mit auſſerordentlichen Füſſen.

Erste Gattung.

Gemeine Schildkröte.
II.
— — Jurukua. Tartoruga.
III.
— — Caretta.
1) die grüne Meerſchildkröte.
2) der Falkenſchnabel.
3) die Tölpelſchildkröte.
4) die Koffersſchildkröte.

gepanzerte Thiere.

Krokodill.

Erste Gattung.

Amerikaniſcher.
II.
Ceyloniſche, afrikaniſche und amerikaniſche Krokodille, Caymanen.

Nackte vierfüßige Thiere.
Erſtes Geſchlecht
mit glattem Rücken.

Eidexe, Lacertus.

Erste Gattung.

Amerikaniſche gröſſere Eidexe, caudiverbera.

II.
Amerikaniſche gröſſere Eidexe, Tejuguacu, Sauvegarde.
III.
Gröſſere Eidexe, Tlicuetz pallin.
IV.
— — Tegujuacu oder Texixincoyotl, oder Tecuixim.
V.
— — amerikaniſche gefleckte.
VI.
— — kleinere hellblaue amerikaniſche.
VII.
— — amerikaniſche.
VIII.
— — geſtirnte.
IX.
— — weißbunt und braune wie Marmor.
X.
— — ſurinamiſche.
XI.
— — gröſſere ſurinamiſche, Ameira.
XII.
— — amerikaniſche, Temapara.
XIII.
— — amerikaniſche mit hellblauen Schuppen und ſchwärzlichen Flecken.
XIV.
— — getigerte ceyloniſche mit einmal geſpaltenem Schwanze.
XV.
Eidexe ex Rio de Janeyro.
XVI.
— — braſiliſche von Bahia. Taraguira.
XVII.
— — — — Tecuntiana.
XVIII–XX.
— — braſiliſche.
XXI.
— — guineiſche.
XXII. XXIII.
— — amboiniſche.
XXIV.
Eidexe de Taletec. Tamacolin.
XXV.
— — Quezpaleo braſil.
XXVI.
— — mexikaniſche, Cuzpallin.
XXVII.
— — braſil. Taraguico Aycuraba.
XXVIII.
— — ceylon. Teyuguacu,
XXIX.

XXIX.
Eidexe hochrothe mit weissen Flecken.
XXX.
— grössere ceylonische.
XXXI & XXXII.
— ceylonische die letztere heißt die possierliche.
XXXIII.
— besondere amerikanische.
XXXIV.
— — mit zweyfachem Kamm auf dem Kopfe.
XXXV.
— langgeschwänzte.
XXXVI.
— virginische de Taletec.
XXXVII.
— carolinische grüne.
XXXVIII.
— jamaicensische grüne.
XXXIX.
— mit himmelblauem Schwanze aus Virginien.
XL.
— weißgraue.
XLI.
— fliegende, Draconculus alatus.
XLII.
— kleine aus Ceylon.
XLIII.
— einländische grüne.
XLIV.
— amboinische mit Binden.
XLV.
— afrikanische.
XLVI.
— merikanische weiß und schwarze.
XLVI -- XLIX.
— ceylonische.
L.
— röthliche aus Afrika.
LI.
— amerikanische gleichsam mit Augen gefleckte.
LII.
— kleinere einländische.
LIII.
— amerik. Tupinambis.
LIV.
— amerik. mit einem Kropfe.
LV.
— Tejuguacu, oculeus s. Saurus.
LVI.
— himmelblaue.
LVII.
— mit grünen Nacken und Füssen.
LVIII.
— mit rother Kehle, gelbem Rücken, blaulichgeflecktem Bauch und einem gabelförmigen Schwanz.

II. Mit Kammrücken.

I. Gattung.

— Gefleckte mit einem Kamm Ascalabos.
II.
— Linguana Senembi s. Tamacolin.
III & IV.
— Leguana.
V.
— amerikanische bekämmte mit einem Kropf, Leguana s. Iguana.
VI.
— surinamische himmelblaue.
VII.
— ceylonische, Leguana soa Ager Wasser-Leguana.
VIII.
— arabische, Galeotes.
IX.
— ceylonische, Kolotes, Ascalabotes.
X.
— bekämmte stachlichte Ophiomachus.
XI.
— oriental. gestirnte.
XII. XIII.
— merikanische die letzte Tecoixin.
XIV.
— indianische Senembi und Iguana.
XV.
— amerikanische Heliaca.
XVI.
— dunkelrothe mit schwarzen Flecken aus Gallácia.

Salamandereideren.

zweytes Geschlecht.

I. Gattung.

— Rare von der Insel St. Eustachii.
II.
— amerikanische die das Mittel zwischen Salamander und Eideren hält.
III.
— gröste amboinische mit Kamm und Kropf.
IV.
— Ameira aus Neuspanien.
V.
— amerikanische die auf dem Land und Wasser lebt.
VI.
— amerik. die an den Seiten des Nackens spitze sternförmige Dornen hat.
VII.
— prodigiöser Salam. mit Schilden.
VIII.
— Merikanische.
IX.
— amboinische mit einem Schilde.
X.

X.
Salamandereidexen mit Stacheln vom Vorgebirge der guten Hofnung.
XI.
— Tapayakin, Lacerta orbicularis ebend.
XII.
— ceylonische schöngemalte.

drittes Geschlecht.

Molch, Salamander, Molle, Puntermaal, Salamandra.

erste Gattung.

Eigentlicher Salamander.
II.
Aechter aus Amerika.
III.
Aechter quedlinburgischer.
IV.
Kleinster dunkelrother mit weissen Flecken Mabouga.
V.
Amerikanischer Wassersalamander.

viertes Geschlecht.

I. Gattung.
Gek, Gekko.
II.
Ceylonischer Gek, Gekko Ceylon. maximus.
III.
Ceylonischer mit gezirkeltem Schwanze.
V.
Gek mit rauher Haut, Lacertus facetanus, Tarantula.

fünftes Geschlecht.

Brenneſſel, Cordylus, Uromastix.
I. Gattung.
Amerikanische Brenneſſel, Afrikanische Eidexe mit stachlichtem Schwanz.
II.
Brenneſſel mit einmal gefurchtem Schw.

sechstes Geschlecht.

Scinc, Scincus, Crocodilus terrestris Dioscor. minor. Bellonii.
I. Gattung.
Aegyptischer, arabischer, Scincus major.
II.
Gröſter Meerscinc. Lacertus Cyprius Scindoides.
III.
Gröſter dunkelbrauner, Cuciz.

siebendes Geschlecht.

Kurzbein, Schleicher, Seps, Scolopendra.

achtes Geschlecht.

Camäleon, Chamæleo.
I. Gattung.
Camäleon aus Aegypten mit einem Cucull.
II.
Mexicanischer Cuapapalcatl.
III.
Ceylonischer von safrangelber Farbe.
IV.
Afrikanischer.
V.
— vom Vorgebürge der guten Hofnung.
VI.
Verlarvter; fliegender und sich auf den Bäumen aufhaltender Drache aus Amerika.
VII.

neuntes Geschlecht.

Quäcker Batrachus.
I. Gattung.
Frosch Rana.
II.
Amerikanischer mit Blasen.
III. IV.
Surinamische.
V.
Virginischer auserlesen schöner.
VI.
Anderer virginischer.
VII.
Brasilischer.
VIII.
Gröſter virginischer.
IX.
Virginischer.
X.
Meerfrosch.
XI.
Virginischer und carolinischer Landfrosch.
XII.
Wasserfrosch.
XIII.
Grüner Baumfrosch.
XIV.
Brasilischer Frosch.
XV.
Lemnischer Frosch.
XVI.
Gefleckter aus Afrika.
XVII.
Gröſter amerikanischer Frosch.
XVIII.
Amerikanischer Frosch.

Zweyte Art.

I. Gattung.
Kröte Bufo. 1. schöne brasilische.
II.
Brasilische wie mit Körnchen bestreute.
III.
Kleinere amerikanische.
IV.
Gehörnte und stachlichte virginianische.

V.

V.

— Bufo acephalus, Rana, Rubeta Africana.

VI.

Runde brasilische Aguaquaquan.

VII.

Amerikanische, Pipal.

VIII.

Kleinere sehr seltene amerikanische.
Acht Abänderungen der Kröten beschliessen diese Classification.

Linnäische
Classification nach Herrn Prof. Müllers Ausgabe.

Erste Ordnung.

Primates. Menschenähnliche.

1) *Homo* der Mensch.
   1) Diurnus der Tagmensch.
   2) Nocturnus, Nachtmensch Ourang Outang.
2) *Simia* der Affe.
   A. Ungeschwänzte Affe.
      1) Satyrus Satyr.
      2) Sylvanus, Waldteufel.
      3) Inuus, Buschgott.
   B. Kurzgeschwänzte Bavian.
      4) Nemestrina, Waldgott.
      5) Apedia, Kurzschwanz.
      6) Sphinx, Bavian.
   C. Langgeschwänzte Meerkatze.
      7) Maimon, Teufel.
      8) Hamadryas, Waldnymphe.
      9) Veter, Altvater.
      10) Silenus, Weißbart.
      11) Faunus, Löwenschwanz.
      12) Belzebul, Fliegenfänger.
      13) Seniculus, Greis.
      14) Panisçus, Waldgott.
      15) Cynomolgus, Hundsbeisser.
      16) Cynocephalus, Hundskopf.
      17) Diana, Diane.
      18) Sabaea, der Mohr.
      19) Cephus, Blaumaul.
      20) Trepida, Zitteraffe.
      21) Aigula, Eulaffe.
      22) Pithecia, Possenreisser.
      23) Nictitans, Nickender Affe.
      24) Jacchus, Bisamaffe.
      25) Oedipus, Löwenaffe.
      26) Rosalia, Rosenaffe.
      27) Midas, Langohr.
      28) Fatuellus, Feldgott.
      29) Apella, Kahlbart.
      30) Capuzina, Kapuziner.
      31) Sciurea, Eichhornaffe.
      32) Morta, Todtenkopf.
      33) Syrichta, Zwerg.
3) *Lemur*, das Gespensttier.
   1) Tardigradus, Langschleicher.
   2) Mongoz, Ringauge.
   3) Macaco, Bartkragen.
   4) Catta, Eichhornaffe.
   5) Volans, fliegende Katze.
4) *Vespertilio*, Fledermaus.
   1) Vampyrus, fliegender Hund.
   2) Spectrum, Flatterer.
   3) Perspicillatus, Brillnase.
   4) Spasma, fliegende Katze.
   5) Auritus, Langohr.
   6) Murinus, Mauseohr.

Zweyte Ordnung.

Bruta Thiere ohne Schneidezähne.

5) *Elephas*, Elephant.
6) *Trichecus*, Seekuh.
   1) Rosmarus, Wallroß.
   2) Manatus, Seekuh.
7) *Bradypus*, Faulthier.
   1) Tridactylus, dreyfingerige.
   2) Didactylus, zweyfingerige.
8) *Myrmecophaga*, Ameisenbär.
   1) Didactyla, zweyfingerige.
   2) Tridactyla, drey — —
   3) Jubata, langhaarige.
   4) Tetradactyla, vierzähige.
9) *Manis*, Schuppthier.
   1) Pentadactyla, fünffingerige.
   2) Tetradactyla, vierfingerige.
10) *Dasypus*, Armadill.
   1) Vnicinctus, eingurtelige.
   2) Tricinctus, drey — —
   3) Quadricinctus, vier — —
   4) Sexcinctus, sechs — —
   5) Septemcinctus, sieben — —
   6) Nouemcinctus, neungürtelige.

Dritte Ordnung.

Feræ Raubthiere.

11) *Phoca*, Seekalb.
   1) Ursina, Seebär.
   2) Leonina, Seelöwe.
   3) Vitulina, Robbe.

12) *Canis*, Hund.
1) Familiaris, Gesellige.
a. Domesticus, Haushund.
b. Sagax, Jagdhund.
c. Grajus, Windhund.
d. Molossus, Bullenbeisser.
e. Aquaticus, Pudel.
f. Meliteus, Bologneser.
g. Fricator, Mops.
h. Vertagus, Dachs.
i. Avicularius, Hühnerhund.
k. Extrarius, Spanischerhund.
l. Ægyptiacus, Türkischerhund.
2) Lupus, Wolf.
3) Hyæna, Hyäne.
4) Vulpes, Fuchs.
5) Alopex, Feldfuchs.
6) Lagopus, Haasenfuß, (weil er behaarte Füsse hat.)
7) Aureus, Goldwolf.
8) Mexicanus, mexicanischer.
9) Thous, surinamischer.

13) *Felis*, Katze.
1) Leo, Löwe.
2) *Tigris*, Tiger.
3) Pardus, Leopard.
4) Onca, Panther.
5) Pardalis, wilde Katze.
6) Catus, Hauskatze.
7) Lynx, Luchs.

14) *Viverra*, Frett.
1) Ichneumon, Pharaoratze.
b. 1. Kwasje. Ceylonischer Fuchs.
b. 2. Memphitis. Stinkfuchs.
c. Mungo. Schlangentödter.
2) Nahna, Nasenfrett.
3) Narica, Frettbär.
4) Putorius, Stinkthier.
5) Zibetha, Zibeththier.
6) Genetta, Genethkatze.

15) *Mustela*, Wiesel.
1) Lutris, Meerotter.
2) Lutra, Flußotter.
3) Lutreola, Sumpfotter (welche sich in sumpfigten Oertern aufhalten.)
4) Barbara, schwarze Wiesel.
5) Gulo, Vielfraß.
6) Martes, Marder.
7) Putorius, Iltis.
8) Furo, Kaninchenwiesel.
9) Zibellina, Zobel.
10) Erminea, Hermelin.
11) Nivalis, Schneewiesel.

16) *Ursus*, Bär.
1) Arctos, gemeine.
2) Meles, Dachs.
3) Lotor, Coati.
4) Luscus, Wolfsbär.

17) *Didelphis*, Philander.
1) Marsupialis, Beutelratze.
2) Philander, Philander.
3) Oppossum, Waldratze.
4) Murina, Buschratze.
5) Dorsigera, Schwanzratze.

18) *Talpa*, Maulwurf.
1) Europæa, europäische.
2) Asiatica, asiatische.

19) *Sorex*, Spitzmaus.
1) Cristatus, Haarnase.
2) Minutus, Zwergmaus.
3) Aquaticus, Wassermaus.
4) Murincus, Mausekopf.
5) Araneus, Spitzmaus.

20) *Crinaceus*, Igel.
1) Europæus, europäische.
2) Inauris, Kahlohr.
3) Malaccensis, malaccische.

Vierte Ordnung.

Glires. Nagende Thiere.

21) *Hystrix*, Stachelschwein.
1) Cristata, afrikanische.
2) Prehensilis, geschwänzte.
3) Dorsata, Stachelrücken.
4) Macroura, Langschwanz.

22) *Lepus*, Haase.
1) Timidus, Feldhaase.
2) Cuniculus, Kaninchen.
3) Capensis, Caapsche Haase.
4) Brasilienfis, ungeschwänzt.

23) *Castor*, Biber.
1) Fiber, Castor.
2) Moschatus, Biberratze.
3) Zibethicus, Zibethratze.

24) *Mus*, Maus.
1) Porcellus, Meerschweinchen.
2) Aguti, Ferkelkaninchen.
3) Leporinus, Haasenmaus.
4) Citellus, polnische.
5) Lemmus, Lemming.
6) Paca, Kaninchenmaus.
7) Marmota, Murmelthier.
8) Monax, Afrikanisch —
9) Cricetus, Hamster.
10) Terrestris, Feldmaus.
11) Amphibius, Wasserratze.
12) Rattus, Hausratze.
13) Musculus, Hausmaus.
14) Avellanarius, Haselmaus.
15) Quercinus, Eichelmaus.
16) Gregarius, Erdmaus.
17) Silvaticus, Waldmaus.
18) Striatus, gestreifte.
19) Longipes, Langfuß.

20) Jaculus, Springer.
21) Volans, Flieger.
25) *Sciurus*, Eichhorn.
1) Vulgaris, gemeine.
2) Niger, schwarze.
3) Cinereus, aschgraue.
4) Flavus, gelbe.
5) Palmarum, Wieseleichhorn.
6) Getulus, afrikanische.
7) Striatus, gestreifte.
8) Glis, Mauseeichhorn.
9) Æstuans, surinamische.
10) Volans, fliegende.
11) Sagitta, Pfeilschwanz.
26) *Noctilio*, Katzenfledermaus.
1) Americanus, amerikanische.

Fünfte Ordnung.

Pecora. Wiederkauende Thiere.

27) *Camelus*, Kameel.
1) Dromedarius, Kameel.
2) Bactrianus, Dromedar.
3) Glama, Schaafkameel.
4) Paca, chilische.
28) *Moschus*, Muscusthier.
1) Moschiferus, Bisamthier.
2) Grimmia, afrikanisch.
3) Pygmæus, guineisch Reh.
29) *Cervus*, Hirsch.
1) Camelopardalis, Kameelparder.
2) Alce, Elend.
3) Elephas, Hirsch.
a v. Canada.
b v. Corsica.
c — Grönland.
4) Tarandus, Rennthier.
5) Dama, Damhirsch.
6) Capreolus, Reh.
7) Guineensis, guineisch.
30) *Capra*, Ziege.
1) Hircus, Bock.
2) Ibex, Steinbock.
3) Mambrina, syrische.
4) Rupicapra, Gems.
5) Depressa, Zwergbock.
6) Reversa, amerikanische.
7) Gazella, Gazelle.
8) Cervicapra, Hirschbock.
9) Bezoardica, Bezoarbock.
10) Dorcas, afrikanische.
11) Tatarica, tatarische.
12) Ammon, sibirische.
31) *Ovis*, Schaaf.
1) Aries, Widder.
2) Guineensis, guineische.
3) Strephiceros, Kutu.
32) *Bos*, Ochse.
1) Taurus, Stier, Auerochse.
2) Bonasus, wilde Ochse.
3) Bison, Bison.
4) Grunniens, Brummochse.
5) Bubalis, grosse Büffel.
6) Indicus, Zwergbüffel.

Sechste Ordnung.

Belluæ. Thiere mit Pferdegebiß.

33) *Equus*, Pferd.
1) Caballus, Roß.
2) Asinus, Esel.
a. Onager, wilde Esel.
b. Mulus, Mauleselt.
3) Zebra, der gestreifte Esel.
34) *Hippapotamus*, Nilpferd.
1) Amphibius, Behemoth.
35) *Sus*, Schwein.
1) Scropha, Sau.
A. Aper, das wilde Schwein.
B. das zahme Schwein.
2) Porcus, guineische Schwein.
3) Tajacu, Muskusschwein.
4) Hydrachæris, Sumpfschwein.
5) Babyrussa, Hirscheber.
36) *Rhinoceros*, Nasehorn.
1) Unicornis, einhörnige Nasehorn.
2) Bicornis; zweyhörnige.

Dieses sind die 6 Ordnungen der säugenden Thiere, welche uns gegenwärtig angehen, und von welchen wir noch die Kennzeichen aus der Müllerischen Ausgabe borgen wollen.

Erste Ordnung.

Menschenähnliche Thiere. Primates.

die Schneidezähne stehen je viere gleichweit im oberen Kiefer.
die Hundszähne stehen einzeln.
die Brüste, deren sind zwey an der Brust.
die Füsse, diese sind wie Hände anzusehen, flach und breit mit platten Nägeln.
die Arme, diese werden durch Schlüsselbeine voneinander gehalten
die Lebensart, steigen auf Bäume und essen Früchte.

Zweyte Ordnung.

Thiere ohne Schneidezähne. Bruta.

Schneidezähne sind weder oben noch unten.
die Füsse sind mit starken Klauen besezt.
der Gang etwas träg und ungeschickt.
die Lebensart zerdrücken ihren Raub.

Dritte Ordnung.

Raubthiere. Feræ.

die Vorderzähne sind kegelförmig.
die Hundszähne sind länger als die übrigen.
die Backenzähne spizig, kegelförmig, nicht stumpf.
die Füsse sind mit scharfen Klauen besetzt.
die Lebensart, zerreissen ihren Raub.

Vierte Ordnung.

Rattenartige, oder nagende Thiere. Glires.

die Vorderzähne. Oben und unten zween Schneidezähne.
die Backenzähne sind gar nicht vorhanden.
die Füsse sind mit Klauen besetzt.
der Gang ist springend.
die Lebensart besteht im Abnagen der Rinden und Früchte.

Fünfte Ordnung.

Wiederkauende Thiere. Pecora.

die Vorderzähne. Unten viele, oben keine Schneidezähne.
die Füsse mit gespaltenen Hufen.
der Mägen sind viere.
die Lebensart bestehet im Grasfressen und Abzupfen der Kräuter.

Sechste Ordnung.

Thiere mit Pferdegebiß.

die Vorderzähne sind stumpf.
die Füsse sind mit Hufen versehen.
der Gang ist stolz.
die Lebensart besteht im Abnutzen der Kräuter.

Kennzeichen

der 36 Geschlechter die in diesen 7 Ordnungen vorkommen.

Erste Ordnung.

1) der Mensch. Homo - Ein jeder kenne sich selbst.
2) der Affe. Simia lange Hundszähne, die abgesondert stehen.
3) das Gespensterthier oder Faulthieraffe Lemur. Unten sechs Vorderzähne.
4) die Fledermaus Vespertilio. Die Hände zum fliegen an einer Haut verwachsen.

Zweyte Ordnung.

5) der Elephant. Hundszähne und Backenzähne, die Nase in einen Rüssel ausgewachsen.
6) die Seekuh Trichecus. Im obern Kiefer Hundszähne. Die Backenzähne bestehen aus einem runzlichten Knochen. Die Hinterfüsse sind in einem Schwanz verwachsen.
7) das Faulthier Bradypus. Backenzähne, deren der vorderste am längsten ist. Keine Schneide- und Hundszähne. Der Körper ist haarigt.
8) Ameisenbär. Keine Zähne. Einen haarigten Körper.
9) das schuppigte Thier Manis. Keine Zähne. Einen haarigten Körper.
10) der gepanzerte Armadill Dasypus. Backenzähne. Keine Hunds- oder Schneidezähne. Der Körper ist mit einer knochichten, in Schilde vertheilten Haut bedeckt.

Dritte Ordnung.

11) das Seekalb oder Robbe. Oben sechs Schneidezähne, unten vier.
12) der Hund. Oben und unten sechs Schneidezähne. Die Zwischenzähne haben zur Seiten ausstehende Spitzen.
13) die Katze. Sechs Schneidezähne. Die untern sind gleich groß. Die Zunge ist rauch oder stachlicht.

14)

14) das Fret. Sechs Schneidezähne. Die sechs untere mittlere Zähne sind kürzer.
15) die Wiesel. Sechs Schneidezähne. Die sechs untere stehen dicht aneinander und zween davon sind eins ums andere einwärts gebogen.
16) der Bär. Sechs Schneidezähne. Die sechs oberen sind hohl. Die Ruthe ist ein biegsamer Knochen.
17) der Philander oder Beutelratze. Oben zehen, unten acht Schneidezähne.
18) der Maulwurf. Oben sechs, unten acht Schneidezähne.
19) die Spitzmaus oder Schlafratze. Oben zween, unten vier Schneidezähne.
20) der Igel. Oben zween und unten zween Schneidezähne.

Vierte Ordnung.

21) das Stachelschwein. Der Körper mit Stacheln besetzt.
22) der Haase. Die obern Schneidezähne verdoppelt.
23) der Bieber. Die obern Vorderzähne in einem rechten Winkel ausgehöhlet.
24) die Maus. Die obern Vorderzähne scharf und spitzig.
25) das Eichhörnchen. Die obern Vorderzähne keilförmig, die untern platt.
26) Amerikanische katzenartige Fledermaus Noctilio. Die untern zween Vorderzähne mit Zacken, die Hände flach und mit einer Haut zum Fliegen verwachsen.

Fünfte Ordnung.

27) das Kameel. Ohne Hörner, viele Hundszähne.
28) das Muskusthier. Ohne Hörner, die Hundszähne stehen einzeln, und die obern tretten heraus.
29) der Hirsch. Dichte ästige Geweihe, welche abfallen, keine Hundszähne.
30) die Ziege. Gerade hohle Hörner, keine Hundszähne.
31) das Schaaf. Krumme zurückgebogene hohle Hörner, keine Hundszähne.
32) der Ochse. Vorausstehende hohle Hörner, keine Hundszähne.

Sechste Ordnung.

33) das Pferd. Oben und unten sechs Vorderzähne.
34) das Nilpferd, Oben sechs, und unten vier Vorderzähne.
35) das Schwein. Oben vier, unten sechs Vorderzähne.
36) das Nashorn. Oben zween und unten zween Vorderzähne.

Da bey der Kleinischen Classification, die sich auf Hufen und Zähen, wie die Linnäische auf Zähne, gründet, dieses Kennzeichen schon überall hinzugethan ist, so haben wir nicht nöthig, noch etwas von ihr nachzuholen. Die Brissonischen achtzehn Ordnungen aber wollen wir noch kürzlich anzeigen.

1) ohne Zähne, der Ameisenbär 2c.
2) mit Backenzähnen allein, der Armadill 2c.
3) mit Backenzähnen und Hundszähnen ohne Schneidezähne. Der Elephant, die Seekuh 2c.
4) oben keine Schneidezähne, unten sechs, Kameel.
5) oben keine Schneidezähne, unten acht, gespaltene Hufen. Die Kühe, Schaafe, Ziegen, Hirsche 2c,
6) Schneidezähne in beyden Kiefern, ungespaltene Hufen, Pferde 2c. fünf Arten.
7) Schneidezähne in beyden Kiefern, gespaltene Hufen. Schweine 2c. sechs Arten.
8) Schneidezähne in beyden Kiefern, und drey mit Hufen besetzte Finger an jedem Fusse. Rhinocer.
9) In jedem Kiefer zween Schneidezähne; an den Vorderfüssen vier mit Hufen besetzte Finger, und an den Hinterfüssen drey, das brasil. Wasserschwein (Cabiai.)
10) In jedem Kiefer zehen Schneidezähne und die vier Füsse wie an dem vorigen Tapir oder Manipuris.
11) In jedem Kiefer Schneidezähne und die vier Füsse mit vierfingerigten Hufen. Das Nilpferd.
12) In jedem Kiefer zween Schneidezähne, und Nägel an den Zähen. Stachelschweine, Bieber, Haase, Ratzen 2c.

13) In jedem Kiefer vier Schneidezähne und Nägel an den Füssen. Alle Affen.

14) Vier Schneidezähne im obern und sechs im untern Kiefer, mit Nägeln an den Füssen, die Fledermäuse 2c.

15) Sechs Schneidezähne im obern und vier im unteren Kiefer, mit Nägeln an den Füssen. Seekalb (Phoca.)

16) In jedem Kiefer sechs Schneidezähne, und Nägel an den Fingern, der Vielfraß, Hund, Wolf, Fuchs, Wiesel, Hermelin, Zobel, Dachs, Bär, Katze, Löwe, Tiger, Leopard, Otter 2c. 2c.

17) Im obern Kiefer zehn, im untern acht Schneidezähne, mit Nägeln an den Fingern. Der Maulwurf, sechs Arten.

18) Im obern Kiefer zehn, im untern acht Schneidezähne, und Nägel an den Fingern. Der Philander, oder die Beutelratze.

Sollten wir der älteren Eintheilungen noch erwähnen, so müssen wir sagen, daß Aristoteles die vierfüssige Thiere in drey Classen abgetheilet hat. Die erste enthielt die Thiere mit ungespaltenen Füssen oder Hufen, als Pferde, Esel, Elephanten. Die Thiere der zweyten Classe hatten gespaltene Füsse, als Schaafe, Ziegen, Hirsche, Schweine u. dergl. Unter die dritte aber gehörten alle Thiere mit gefingerten Füssen oder Klauen, bey welcher Eintheilung es Gesner, Aldrovand, Jonston u. a. liessen.

Ende.

Realverzeichniß

über die sechs Abschnitte der vierfüssigen Thiere.

Die Abschnitte werden durch römische Buchstaben angezeigt. Wenn ein NB. in dem Register vorkommt, so zeiget es eine Anmerkung an, die wir erst nach dem Abdruck des Abschnitts gemacht haben.

A.

Adimain b. 8.
Adive S. Jakal.
Aegagropilæ a. 57.
Affen was für Thiere e. 61. Namensverzeichniß und Eintheilung derselben 62.
Agouti e. 8. natürliche Gewohnheiten ebend. Vaterland und Beschreibung ebend.
Ahu b. 23.
Ai elender Zustand dieses Thiers e. 54. wiederkäuend 55. Beschreibung 56. Verschiedenheit ebend.
Aigrette Affe seine Naturgeschichte e. 56.
Akouchi e. 9.
Alagtage Beschreibung d. 80.
Alce b. 48.
Alco d. 15.
Algazel b. 24.
Alligator S. Krokodill.
Allocamelus S. Lama.
Alouate e. 64.
Ameisenfresser erste Gattung e. 15. zweyte 16. dritte ebend. Muth und Vaterland 17.
Ameira f. 29. S. Eidexe.
Anta S. Tapir.
Antamba c. 39.
Antilope b. 24. wilde Ziegenantilope 31.
Apar Naturgeschichte desselben e. 19.
Apara b. 44.
Aper moschiferus c. 9.
Aperea seine Naturgeschichte e. 8.
Argali b. 7.
Armadill S. Tatu.
Ascalabos f. 35. S. Eidexe.
Aurochs a. 62. wo er anzutreffen 65.
Axis b. 46. Beschreibung.
Aycuraba f. 31. S. Eidexe.

B.

Babirusse Beschreibung c. 11. Gewohnheiten und Nahrung ebend. geht ins Meer ebend.
Bache S. Schwein.
Backeley a. 66.
Bär – Unterschied c. 51. Vaterland und Nahrung ebend. Norwegische Gattungen 52. andere ebend. Lebensart ebend. Höhle und Trächtigseyn ebend. Fasten ebend. Ob die Väter ihre Jungen fressen 53. Mütter vertheidigen sie ebend. Ausbildung. Brunst. Paarung und Erziehung ebend. Stimme und Temperament ebd. Jagd 54. Fett ebd. Schwimmt leicht ebend. Sinne ebd. Bildung 55. Weisser ebend. Warum er wohl von Fischen lebt? ebend. Gewöhnlicher Fraß 56. Pontoppidans Nachrichten; seltsame Art sie zu verjagen 57. Ist lüstern nach Schwangern ebd. Wie er Pferde raubt ebend. Angebliche Ehrlichkeit ebend. Wunderbare Erzählungen ebend. 58. kleiner S. Vielfraß.
Baf 8. 35.
Barbaresque d. 54.
Barbastelle S. Fledermaus.
Baris S. Orang-Utang.
Bavian seine Naturgeschichte e. 52. wie er Felder plündert 53. Kennzeichen ebend.
Baumdrache f. 53. S. Chamäleon.
Beguts a. 7.
Beori S. Tapir.
Berbe S. Fossane.
Bezoar b. 25. 66. S. Paco.
Bezoargazelle b. 24.
Biber Bildung d. 87. Gang 88. Baukunst, Futter und Geselligkeit 89. Zeit der Liebe 90. Mährchen ebend. Grubenbiber ebend. Wo man sie findet 91. Können ohne Wasser leben 91. Haare, Bibergeil, Lebensdauer 92. Jagd ebend.
Bif a. 35.
Bisam wie man ihn samlet b. 31. S. Zibethkatze.
Bisamthier b. 29. dessen Blase 30. welchen Thieren es gleicht ebend.
Bisamratze S. Ondatra und Desman.
Bison a. 62. woher sein Höcker kommt? 63. ob er Aristotel. Bonasus 64. Ursprung der amerikanischen ebend. wie er vom Aurochsen unterschieden? 65. Beschaffenheit und Abstammung 66. Verschiedenheit ebend. Vaterland 67. Höcker ist zufällig ebend.
Bobak ein Murmelthier d. 79. ob es Krieg führe und Sklaven mache ebend.
Bobr Kamtschazkoi S. Meerotter.
Bock wie er vom Widder unterschieden b. 15. Rassen ebend. Bildung ebd. Glöckchen ebd. Der Milch gibt 16.
Bonasus a. 62. Päonischer 64.
Bremesel f. 47.
Bubalus a. 62. ist nicht der Büffel 63. was er ist b. 26 f.
Büffel a. 61. wenn er nach Italien gekommen? 62. war den Alten unbekannt 63. sein Naturell 67. Gestalt ebend. Vaterland 68. scheut das Feuer ebd. Gewohnheiten ebd.
Bulle. Eigenschaften eines guten. a. 52.
Burunduk d. 57.
Buselaphus ist der Bubal. seine Beschreibung b. 25 f.
Bustedyvel S. Igel d. 98.

C.

Cabiai c. 14. ist vom Schwein sehr unterschieden ebd. geht ins Wasser und fängt Fische ebd. hält sich ans Ufer ebd. wie er den Jägern entgeht 15. Fleisch, Naturell und Beschreibung ebend.
Cachicame seine Naturgeschichte e. 21.
Calamites S. Frosch, Laubfrosch.
Callitrix Affe e. 60.
Campagnol S. Maus.
Capybara S. Cabiai.
Caracal S. Karakal.
Carcaju S. Vielfraß.
Cariacu b. 44.
Caribu b. 48.
Carigueibeju S. Fischotter und Sarigovienne.
Carigueya S. Sarige.

Catoplepa a. 62.
Caudiverbera f. 27. 47.
Cavia was? e. 10.
Caymann S. Krokodill f. 54.
Cayopollin dessen Naturgeschichte e. 14.
Cerigon S. Sarige.
Cervocamelus S. Lama.
Chagrin woraus er gemacht wird a. 27.
Csakal S. Jakal.
Chamäleon f. 49. Bildung 50. Nahrung ebd. liebt die Luft ebd. Augen ebd. ob es hart ebd. hat Fleisch ebd. Eingeweide 51. Vermehrung ebd. Farben-Veränderung ebd. woher? ebd. Fabel ebd. ein Zeitvertreib der Damen ebend. Gattungen 51 f. S. Baumdrache 53. Unterschied der Geschlechter ebend.
Chinche d. 34.
Chinesermütze ein Affe e. 58.
Chiurcha S. Sarige.
Chuchie S. Pecari.
Chucia S. Sarige.
Cirquinçon seine Naturgeschichte e. 23. List ebend.
Coaigoara S. Pecari.
Coaita e. 66.
Coase d. 33.
Coati was für ein Thier? d. 86. Bildung ebd. befrißt seinen Schwanz ebd. Raubthier ebd. natürliche Gewohnheiten ebd. Haare 87
Coendu was für ein Thier? d. 100. Beschreibung 101.
Condoma b. 27.
Conepate d. 33.
Coquallin d. 55.
Cordylus S. Brennessel.
Cori S. Aperea.
Coscui S. Pecari.
Coyameil S. Pecari.
Crocuta S. Hyäne f. 68.
Cuandu S. Coendu.
Cuapalcatl f. 52.
Cudus b. 31.
Cuguar c. 31. 41. Gestalt ebd. ist grimmig ebd. Vaterland und Art zu lauren ebend. Fleisch, Beschreibung 42.
Cujuacu apara b. 44.
— — ete b. 44.
Curtlacstli c. 65.
Cutzpallin f. 31. S. Eidexe.

D.

Dabuch S. Hyäne.
Dachs Lebensart d. 16. Fuchs beraubt ihn seines Kessels ebd. Jagd ebd. wird zahm 17. Wurf, Bau und Nahrung ebend. Oefnung unter dem Schwanz ebend. sein Nutzen ebd. angeblicher Unterschied 18. wo es gibt ebd. Beschreibung ebd.
Dama der Alten b. 24.
Daman Israel dessen Beschreibung d. 81.
Damhirsch b. 39. wo man ihn findet ebend. Unterschied 40. Streit in Thiergärten ebd. wird leicht zahm ebd. Trächtigseyn ebend. Gehörne 41. Bildung und Farbe ebend.
Danta S. Tapir.
Deeb S. Hyäne.
Desman d. 72 f.
Didelphis S. Sarige.
Drache f. 33. S. Eidexe.
Dromedar S. Kameel, wie er sich vom Kameel unterscheide? b. 71. Ausmessung 72.
Dscheren b. 23.
Dugon was für ein Thier e. 48.
Duk ein Affe e. 62.

E.

Eale f. 68.
Eber c. 4.
Eichhorn d. 51. Zeugungstheile ebd. Gewohnheiten ebd. Nest 52. Fleisch ebd. Zwischengattungen ebd. Beschreibung ebd. graues 53. fliegendes S. Flatuche.
Eidexe schuppigte S. Pangolin und Phatagin f. 23. Bedeutung 23. Streit unter ihnen 24. ob sie schädlich ebd. gemeine. Bildung 25. Zeugungsglied 25. mehrere Schwänze ebd. Gewohnheiten ebd. sterben von Toback ebd die grüne Eidexe 26. Versuch mit dem Schwanz 26. Sericius ebd. Argus ebd. Mauereidexe ebend. rothe. Amerikanische Caudiverbera 27. Tejuguacu ebd. Schwanz wächst wieder 28. Tilcuez-pallin ebd. Teguiguacu, Texixincoyotl, Tecuixim ebend. gefleckte ebd. hellblaue ebd. amerikanische 29. gestirnte ebd. surinamische ebd. Ameira ebd. 44. Temapara ebd. Taraguira 30. Tecuntiana ebd. brasilische ebd. guineische 31. Tamacolin ebd. Quezpalco ebd. Cuzpallin ebd. Taraguico-Aycuraba ebd. Tejuguacu 31. hochrothe 32. noch mehr fremde ebend. fliegende 33. Gentil's Nachricht davon ebd. Tupinambis 34. woher der Name Sauvegarde ebd. leben lange ohne Nahrung ebend. mit Kammrücken 34. Ascalabos Linguana Senembi ebd. Stein in dessen Magen 35. Leguana ebd. werden gespeiset 35. Wasserleguane ebd. Kemphanen ebd. Galeotes 36. fängt Mäuse ebd. Kolobotes ebd. Streiterin Ophiomachus ebd. gestirnte ebd wozu ihr Kopf dienet? ebd. Tecoixin ebd. Heliaca ebend. Wassereidexe Salamander. Salamandereideren 43 ff. orbicularis oder tellerförmige 45. ceylonische ebend. S. Gekko S. Brennessel, Meerstinz. Kurzbein. Schleicher Lacerta Chalcidica. S. Kurzbein.
Einhorn f. 66 von welchem Thier die sogenannten Einhörner 67. was es für ein Thier? ebend.
Elaphocamelus S. Paco und Lama.
Elendthier b. 48. Aufenthalt ebd. Aehnlichkeit mit dem Hirsch 49. Gang ebend. natürliche Gewohnheiten 50. Feinde 51. Haar und Bildung 52. Jagd 53. Nahrung, Brunst ebd. Gehörne und Fleisch 54. wie es weidet ebd.
Elephant a. 36. seine Eigenschaften übertreffen aller Thiere ihre 37. gewöhnt sich leicht an Menschen, liebt Gesellschaft ebd. Stärke ebd. Naturell 38. wie sie in Gesellschaft gehen ebd. sind gefährlich, wenn man sie beleidiget ebend. Behutsamkeit ebd. allzugrosse Hitze und Kälte ist ihnen beschwehrlich ebd. Nahrung ebend. Schamhaftigkeit beim Zeugungsgeschäfte 39. welches sie in der Gefangenschaft unterlassen ebd. Art sie zu fangen u. s. w. ebd. Geschicklichkeit der Gezähmten 40. wie sie regiert werden 41. Lebensdauer ebd. wie oft sie zeugen ebd. Gebrauch ebd. wo sie am häufigsten? 42. Unterschied ebend. Last die sie tragen ebend. Gang 43. Geschäfte der Hauselephanten 43. Farbe, Bildung, Sinne ebd. f. Gedächtniß und Einsicht 44. Ungemächlichkeiten die aus ihrer körperlichen Bildung entspringen ebd. f. wie die Jungen saugen 45. Begattung ebend. Stimme 46. Haut u. s. w. Grösse 47. Art und Menge des Futters ebd. Erzählungen von ihm 48. Rüssel 49. Maul und Augen ebd. Zähne 50.
Empabunga a. 68.
Empacassa a. 68.

Encubert seine Naturgeschichte e. 20.
Engoi c. 39.
Ent S. Tapir.
Esel a. 23. ist kein ausgeartetes Pferd ebend. Naturell ebend. Eigenschaften, Stimme 24. leidet wenig vom Ungeziefer ebend. wie sein Alter erkannt wird ebend. Zeugung ebend. f. Lebensdauer 25. Rassen ebend. wo man ihn reitet ebd. wo man ihn in Ehren hält? 26. wilde ebd. mit einem Horn ebd. war nicht in Amerika ebd. Fleisch und Milch 27. Theile ebd. folgg.
Exquima ein Affe e. 66.

F.

Faadh c. 37.
Farben der Pferde a. 16.
Faulthiere was sie sind? e. 54. S. Unau u. Ai.
Feifel a. 13.
Feldmarter d. 21. Lebensart ebd. Hekzeit ebd. Aufenthalt ebd. wird von Vögeln gehaßt ebd. zähes Leben ebd. 22.
Fessel a. 15.
Fischotter ob er ein Amphibion? d. 29. Hekzeit ebd. ob er schlau und gelehrig 93. Wohnung ebd. Fell, Fleisch, Naturell u. s. w. ebend. wo er zu finden ebd. S. Meerotter.
Fledermäuse. Eigenschaften und Bau e. 25. Flug 26. eigentliche und Großohrichte ebd. nächtliche Spathling, Pipistrelle 27. Barbastelle, Hufeisen 28. Gang der Fledermaus 28. Roussette und Rougette Unterschied 29. Vaterland 30. Schaden den sie anrichten ebd. Begattung ebd. Bildung 31. Vampir ist eine Landplage 30. wie er verwundet 31. Lanzenblatt 32. Hundskopf 33. Spitzmausähnliche 34. Erstarrung im Winter 25. fliehen das Licht ebend.
Flirus S. Bock der Milch gibt.
Flußpferd oft falsch vorgestellt c. 16. gefangene ebd. Beschreibung und Ausmessung 17. f. Zähne und Stimme 18. ob es Feuer speye ebend. Naturell 19. Futter, Rettungsmittel, Grimm und Stärke, Aufenthalt ebd. f. ob Alexanders Soldaten angetroffen 20. geht nur bey Nacht aus dem Wasser 20. Trächtigseyn ebend.
Fohlen a. 5.
Fossane, was für ein Thier? d. 31.
Freto S. Wiesel.
Frischling S. Schwein.
Frosch f. 1. Entstehungsart. Verschiedene Meinungen darüber ebd. f. Brauner Grasfrosch Paarung 2. wie die Geschlechter zu erkennen ebd. schwarzes Fleisch an dem Daum ebend. Geilheit ebd. Laich und Entwickelung 3. f. Froschwürmchen ebd. Anhänge am Kopf ebd. erstes Futter 4. Vorstrecken der Füsse ebend. verliehren den Schwanz ebd. Nahrung des braunen G. f. ebd. f. Aufenthalt u. Mannbarkeit ebd. Lebensdauer 5. wie er seine Beute erhaschet 5. Zunge ebend. geben Wespen wieder von sich ebd. Bildung ebd. ist nicht stumm ebd. dient zum Krebsfang ebd. ob es regne? ebd. Farbe ebd. Häutchen über das Auge ebd. männliches Glied ebd. Laubfrosch 6. besondere Füsse ebd. Unterschied zwischen Laub- und Rohrfrosch ebd. ob sie giftig? ebd. ungleiche Farbe ebd. Aufenthalt ebend. Hygroskop ebd. klettert gut ebd. Paarung ebd. f. Kennzeichen des Geschlechtes 7. Mannbarkeit ebd. ob er für das Händeschwitzen diene? ebd. grüner Wasserfrosch 7. seine Gewohnheit ebd. Bildung ebd. Paarung ebd. f. Grösse 8. Aufenthalt ebend. ist schlauer als d. a. ebend. Sinne ebend. Nahrung ebend. grosser Fresser ebd. wird gespeiset ebd. ob die Frösche schädlich ebd. Rana alpina ebd. campanisona ebd. Ausländische g. f. Meerfrosch 10. ob sie sich in Fische verwandeln? 11.
Fuchs. Eigenschaften und Lebensart c. 65. f. Jagd 66. List 67. Aehnlichkeit mit dem Hund ebd. ob er mit ihm zeuge ebd. Zeugung ebd. Sinne und Stimme ebd. ob er zahm werde? 68. Schlaf ebd. Versuch sie mit Hunden zu paaren ebd. Farbe ebd. Verschlagenheit 69. wie er den Igel bemeistert e. 17.
Kreutzfuchs S. Isatis.
Nordamerikanische S. Isatis.
Füllen, wie man sie erziehet a. 22.

G.

Galera d. 26.
Galeotes f. 36. S. Eydere.
Ganasse a. 13.
Gangeshirsch b. 46.
Ganus S. Hyäne.
Gatel Challah S. Karakal.
Gazelle b. 22. Beschreibung ebd. S. Kevel, Korine, Tzeiran, Gewohnheit und Bildung 25.
Gecko f. 46. wie er gebiehrt ebd.
Geis S. Ziege.
Gemse b. 16. Unterschied des Steinbocks und der Gemse ebd. zeugt mit einer Ziege 18. Farbe 19. ob sie sich, um einen Sprung zu thun, an die Hörner hänge 21.
Genette ihre Naturgeschichte c. 83.
Gerbo was für ein Thier d. 80. Beschreibung ebd. S. Tarser, Alagtaga, Daman Israel.
Gib b. 27.
Gibbon ein Affe, seine Naturgeschichte e. 50.
Giraffe b. 60. Gang 61. ist sanftmüthig ebd. Länge, wie es sein Geässe sucht ebd. Stellung 62. Hörner, ob sie abfallen 62. (NB. ist nicht wahrscheinlich, da sie ein Auswuchs des Hirnknochens zu seyn scheinen, wie der Knochen, der den hohlen Ochsen- und Ziegenhörnern zum Kern dienet) Ausmessung und Lebensart 62.
Glaunus S. Hyäne.
Greif f. 67. dessen Eyer ebd. Gemüthsart ebd.
Grimmklau f. 69.
Guenon was e. 63.
Guepard c. 48. Beschreibung 49.
Guevet b. 29.

H.

Haarballen beym Rindvieh a. 57. Schaafen b. 5.
Haase Zeugungstheile e. 1. Geschlechter schwehr zu unterscheiden ebend. Fruchtbarkeit ebd. Schlaf ebd. f. ob er wiederkäue 2. Lebensdauer ebd. lernt Künste ebd. Stimme ebd. List ebd. Satzhansen u. Rammler 3. Unterschied ebd. weisse und gehörnte ebd. wo sie zu finden ebd. Jagd und Feinde 4. Zwerghaase ebd. bewegliche Augen ebd.
Habichtsschnabel S. Schildkröte.
Hammeln wie es geschieht? b. 2. S. Schaaf.
Hamster, dessen Namen d. 35. Bildung und unglaubliche Vermehrung 36. Backenblasen ihr Gebrauch 37. Zeugungstheile ebd. Zähne 38. wo er gern wohnt. ebd. Bauart ebd. f. Schlupf- und Fallloch 39. Kammern 40. ob er jede Frucht besonders legt ebd. Ihr Hecken 41. wehrt sich muthig ebd. Unverträglichkeit 42. Nahrung ebd. trinkt selten 43. Gewohnheiten ebd. f. Stellungen 44. Stimme ebd.

Erwachenszeit 45. Geschäfte alsdenn ebd. wie lang sie tragen ebd. Anzahl der Jungen 46. Wachsthum 46. Feinde ebd. tragen ein 47. Winterschlaf ebd. f. Erstarrung 48. wie sie erwachen ebd. Farben 49. Läuse 50.
Hausmarder d. 19. Unterschied zwischen ihm und dem Feldmarder ebd. natürliche Gewohnheiten ebd. Hekzeit 20. Geruch und Beschreibung ebd.
Heliaca f. 36. S. Eidexe.
Hengst Eigenschaften eines guten a. 4. Gebrauch ebd. f. Probhengst ebd.
Hermelin, wo es sich aufhält d. 27. Nahrung ebd. schwimmt gut. ebd. tödtet auch grosse Thiere ebd. Fabel von ihm 28. die besten ebd. verändert die Farbe. ebd.
Hündin kleine b. 29. S. Hirsch Sardinische 46.
Hippelaphus b. 47.
Hippomanes a. 5.
Hippopotamus S. Flußpferd.
Hirsch b. 32. seine Jagd und Benennungen 33. beste Zeit dazu 34. Abwerfen der Hörner ebd. Brunft 35. fähiges Alter zum Zeugen ebd. f. geht in Heerden ebd. verschnittene ob sie Gehörne aufsetzen 36. wie diese zunehmen 37. Unterschied der Hirsche ebd. Gewohnheiten und Gemüthsart ebd. Stimme 38. Wildpret ebd. schwimmt gut ebd. Thränen oder Hirschbezoar 39. Brandhirsch 47.
Zwerghirschchen b. 28. guineisches ebd.
Hirschkönig b. 28.
Hirschwolf S. Lux.
Huanacus S. Lama.
Hufeisen S. Fledermaus.
Hund gute Eigenschaften d. 1. Sitten wilder 2. Verschiedenheiten 3. verliehren ihre Stimme 4. sehr starke und muthige 3. woher die Mannigfaltigkeit rührt 4. Verschiedenheiten die der Himmelsstrich veranlaßt hat ebd. ob er mit Wölfen ꝛc. zeuge 5. f. Geburth und Zeugung 6. Ursache des Zusammenhängens 7. Zeit des Trächtigseyns, natürliche Gewohnheiten, werden gegessen ebd. Bauerhund 8. grosser dänischer ebd. Windspiel, Hirtenhund 9. Wolf-Sibirischer ebd. Ländischer 10. Jagd-Spür-Dachshund ebd. grosser Pudel 11. kleiner 13. Spanisch- und engl. Wachtelhund 11. kleiner dänischer und türkischer 12. Bullenbeisser ebd. Bologneser, Löwenhündchen ebd. Mopsen, grosse Doggen ebd. Rocquets 14. Artois. Alikant. Calabr. Hund 14. f. Salco Krabbenhund S. Alco.
Hyäne, womit sie verwechselt worden c. 73. Kennzeichen 74. Lebensart ebd. Kühnheit ebd. 75. Mährchen 75. Beschreibung ebd. Oefnung unter dem Schwanz 74.
Hyla S. Frosch, Laubfrosch.

J.

Jaguat wird mit dem Panther verwechselt c. 31. Grösse und Lebensart 40. wie man ihn verjagt ebd. soll Schwarze besonders gerne fressen ebd. Vaterland ebd. Verhältniß 41.
Jaguarete c. 31.
Jakal, Jakhals, Unterschied c. 70. ob es der Thos ist ebd. natürliche Gewohnheiten 71. Haut ebd. f.
Janowara S. Jaguar.
Javari S. Pecari.
Ichneumon S. Monguste.
Jekko S. Gecko.
Jerven S. Vielfraß.
Jesef S. Hyäne.
Jevaraschka ein Murmelthier d. 79.
Igel Vertheidigungsart 96. Begattung 97. Kost ebd. ist nicht gern gefangen ebd. ob er mit seinen Stacheln Obst ꝛc. davonträgt? ebd. ob es mehr Gattungen gibt ebd. Vaterland 98. S. Tanrek.
Iguana f. 35. S. Eydexe mit Kammrücken.
Iliya ob es ein Fischotter d. 93. S. Saricovienne.
Iltis Lebensart d. 22. Männchen schlagen sich um Weibchen ebd. sind den Kaninchen sehr gefährlich ebd. f. Beschreibung 23. wo sie zu finden ebd.
Impalunca a. 68.
Insire S. Vansire.
Joko S. Orang-Utang.
Isatis Beschreibung c. 72. Stimme ebd. Vaterland ebd. wie er wirft ebd. ist der Kreutzfuchs 73. Nahrung ebd. vertritt beym Vielfraß Schaffners Stelle 77.
Jubeti S. Schildkröte.
Jumar a. 35.
Jurukua f. 59.

K.

Kabassu seine Naturgeschichte e. 23.
Kaiko S. Meerotter.
Kalb wie man ihm wartet a. 53.
Kameel b. 66. Eintheilung ebd. Aufenthalt 67. ob sie ausser ihrem Vaterlande gedeihen 67. Nutzen für die Araber 67. wie sie sie gewöhnen ebd. Geschwindigkeit ebd. können lange dürsten, warum? 68. wie viel sie tragen: Nahrung ebd. ob der Rücken und andere Schwielen natürlich? ebd. wie sie beladen und geführt werden 69. werden verschnitten ebd. Brunst ebd. Zeugung ebd. kosten wenig, und alles von ihnen wird benutzt ebd. 70. Beschreibung ebd. wie sie vom Dromedar unterschieden? 71. Ausmessung 72. Kameelschaf S. Paco und Lama.
Kameelparder S. Giraffe.
Kaninchen ob es mit Haasen zeuge e. 5. Fruchtbarkeit, Wohnung ebd. Lebensdauer ebd. 6. Bärmutter, Vorbereitung auf das Hecken, Begattung, väterliches Ansehen ebd. Unterschied ebd. f. ursprüngliches Vaterland 6. Halbkaninchen vom Cap. 10.
Karakal, Karakoulac c. 50. Aehnlichkeit mit dem Luchs ebd. Vaterland, wird zur Jagd gebraucht, frißt was der Löwe übrig läßt ebd. Beschreibung ebd.
Katze Charakter c. 84. zur Liebe geneigt ebend. tödtet ihre Jungen ebd. Charakter der Jungen ebd. haßt den Zwang 85. Neigung zur Jagd, Augen ebd. verläßt einen gewohnten Ort nicht leicht ebd. Lieblingspflanze ebend. Wachsthum und Zähne ebd. elektrisch 86. wo sie anzutreffen ebd. wilde zeugen mit zahmen ebd. ausländische ebd. wilde 87. verschiedene Arten ebd. völlige Beschreibung 89.
Kemphan S. Eidexe.
Kevel b. 23.
Klapmütze e. 45.
Kob und Koba b. 24.
Koger Agan S. Vansire.
Kola S. Vielfraß.
Koloboses S. Eidexe.
Korine b. 23.
Koupara S. Alco.
Kröten f. 11. wie sie von Fröschen zu unterscheiden ebd. spritzen Harn von sich ebend. Eintheilung und Aufenthalt ebd. f. Fabel ebd. grüne 12. Versuche damit ebd. Abänderungen ebd. Kellerkröte vertheidigt sich wider

Feuer ebd. sehr giftige 13. gehörnte ebend. braune wie Knoblauch stinkende Wasserkröte ebd. Aufenthalt und Bildung ebd. Stimme 14. Paarung ebd. ist giftig 15. Blatterichte Landkröte, mit rothen Augen ebd. Unterscheid der Geschlechter ebd. Aufenthalt ebend. Lebensart und Dauer 16. wie sie in Keller und Ställe kommt ebd. gibt Feuchtigkeit von sich ebd. ob Spinnen von ihr sterben? ebd. paart sich nicht mit fremden ebd. Paarung ebd. Geburtshelferin 17. Feuerkröte 18. Aufenthalt ebd. ob sie stumm? ebd. Stimme und Augen ebd. Nahrung 19. Art sich zu retten ebd. Paarung ebd. ob sie giftig? ebd. stinkende Landkröte, Kreutzkröte 19. Bildung und Farbe ebd. f. Aufenthalt und Nahrung 20. besondere Füsse ebd. Paarung ebd. f. ob sie giftig? 21. Schreberische ebend. Ausländische Kröten ebd. f. Pipa 22. NB. Herr Prof. Müller sagt, daß diese Kröte wie andere laiche, sich aber in ihrem Laich wälze, wordurch der ganze Rücken mit diesem schleimigten Wesen besetzt werde, welches sich daran verhärte, so daß sie die Eyer auf dem Rücken führe, und sie daselbst ausbrüte, bis die Jungen herausspringen, wozu der Rücken des Männchens eben so dienlich als des Weibchens seye. Krötenstein 22. in Steinen 23.

Krokodill f. 53. Bildung und Aufenthalt ebd. Flucht ebd. sind ohne Zunge ebd. wie sie ihre Eyer legen ebd. f. wie sich die Jungen retten sollen 54. Art sie zu fangen ebend. Bewegung der Kinnbacken ebd. Stimme ebd. werden gegessen ebd. Moschusgeruch ebend. Cayman wie es vom Krokodill unterschieden ebd. ob sie Menschen fressen 55. wie sie den Tiger bekriegen ebd.

Kuh a. 51. ihre Brunst 52. wie mit Trächtigen zu verfahren ebend. Nutzbarkeit 53. welche Zwillinge bringen 58. Bastartkühe ebd. kleine braune b. 24.

Kuhr a. 26.

Kurzbein f. 48. gebiert lebendige Junge ebd. ob es giftig ꝛc.

L.

Lab was? a. 55.

Lagardo S. Krokodill.

Lama b. 63. Vaterland ebd. Gebrauch, Wachsthum ebd. wehrt sich mit seinem Geifer 64. Art zu reisen, läßt sich nicht übertreiben ebd. Beschreibung, Zeugung ebd. sind sehr nützliche Thiere ebd. Lebensart der wilden 65.

Lamantin S. Manati.

Lamm israelitisches d. 81.

Lant S. Tapir.

Lanzenblat S. Fledermaus.

Leguanen f. 35. S. Eidexe.

Leming d. 74. natürliche Gewohnheiten 75. wie sie umkommen ebd. Reise ebd.

Leopard c. 36. 37. Sitten und Naturell 38. Aufenthalt 39. S. Panther.

Leucrocuta f. 68.

Lidmee b. 25.

Linguana f. 35. S. Eidexen.

Löwe Gemüthsart c. 22. ist nicht grausam ebd. Leibesgestalt und Stärke 23. Grösse ebend. Aristoteles Gattungen ebd. Puma ist kleiner ebd. wo er anzutreffen 24. Zeit des Trächtigseyns, Wachsthum ebd. wie viel Junge fallen ebd. f. Art sich zu begatten 25. einige Irrthümer über ihre Knochen und Gelenke ebend. mütterliche Sorgfalt der Löwin ebd. Sinne ebd. ob ihm ein Thier den Raub aufspüre ebd. folg. wie er sich nähret 26. Brüllen ebd. Zunge ꝛc. Verhältniß ebd. sieht bey Nacht, Schlaf, Gang ebend. f. fällt lieber Thiere als Menschen an 27. Lieblingsfraß ebd. Jagd, Fleisch, Muth ebd. furchtsame ebend. sonderbare Art ihn zu verjagen 28. hat an Zahl abgenommen ebd. Beschreibung eines afrikanischen ebd. eines asiatischen 29. einer Löwin.

Loris, dessen Beschreibung e. 59.

Lowando ein Affe, dessen Beschreibung.

Luchs c. 42. welches die schönsten? ebd. wo sie sich aufhalten? 43. Gesicht 44. ob sein Harn versteinert ebd. S. Heulen ebd. Aehnlichkeiten ebd. Art zu rauben, Gestalt ebd. Norwegische Eintheilung ebend. List 45. wie er frißt ebd.

Luyaerd e. 55. 57.

Lycaon S. Hyäne.

M.

Mabuyer Maboaga f. 45. S. Salamander 48.

Machlis b. 48.

Maggot seine Naturgeschichte e. 51. Kennzeichen 52.

Maimon ein Affe, dessen Naturgeschichte e. 55.

Maipuri S. Tapir.

Makak ein Affe, dessen Geschichte e. 55.

Makis was für Thiere e. 59. S. Mokoka, Monguz, Vari.

Malbruk ein Affe e. 58.

Mambrine b. 18.

Manati Beschreibung e. 48. Rais Platonischer Mensch 51. Milch und Mist ebd. f. Lebensart 52. Paarung 52. Gattentreue ebend. f. Irrthümer ihn betreffend 53. Stein ebd.

Mongabey ein Affe e. 59.

Manguste, Hausthier wie die Katze d. 83. Feind des Krokodills 84. verschiedene Grösse ebend. Beutel mit Feuchtigkeit ebd. Muth, natürliche Gewohnheiten, Gestalt ebd.

Mantichora f. 68.

Mapurita S. Zorille.

Marapute S. Serval.

Marder S. Haus- und Feldmarder.

Margay c. 48.

Marikina e. 71.

Marmose mit der Sarige benachbart e. 13. Naturgeschichte ebd. f.

Marsupiale S. Sarige.

Maulesel a. 33. Eintheilung ebd. Zeugung ebd. ob er durchaus unfruchtbar? ebd. wie es zu erfahren 34. Geilheit 35.

Maulochse a. 35.

Maulwurf d. 65. Lebensart ebend. Wohnung ebd. ob er im Winter schlafe? 66. Aufenthalt und Bildung ebd. goldfarbiger 76.

Maulwurfsratze d. 67.

Maus Lebensart 60. starke Fortpflanzung ebd. soll nicht in Amerika gewesen seyn ebd. grosse Feldmaus Unterscheid ebd. Aufenthalt und Schaden, den sie thut 61. Fruchtbarkeit ebd. Feinde ebd. kleine Feldmaus ebd. Nahrung eb. Beschreibung 62. Wassermaus 62. Spitzmaus 63. Zwergspitzmaus 63. Wasserspitzmaus 64. brasilianische ebd. Haselmaus 70.

Mazamen b. 44.

Meerbär Beschreibung e. 38. f. Gebrauch der Haut 40. Zug und dessen Ursache ebd. 42. Geburth und Junge ebd. welche der Vater vorzieht? ebend. f. Eifersucht 41. Familien ebend. Streit, wie sie sich dabey betragen? ebd. Liebe zu den Jungen ebd. Strenge gegen

gen die Weibchen ebend. f. Begattung 42. was sie beym Ueberfall thun? ebd. Klettern 43. Furcht vor den Meerlöwen ebd.
Meerlöwe e. 43. fürchtet den Menschen sehr ebd. Jagd 44. Begattung ebd. Liebe zu den Jungen ebd. deren Gewohnheiten ebd. werden zahm ebd. Aufenthalt ebd. Nahrung 45.
Meerkatze S. Guenon.
Meerotter was für ein Thier? d. 49. Bildung ebd. wo man ihn fängt 95. Amphibion ebd. Lebensart ebend. poßierliches Betragen 96. Begattung ebend. Liebe zu den Jungen ebd. Fleisch ebd.
Meerschildkröte S. Schildkröte.
Meerschweincheu Begattung und Erziehung der Jungen d. 103. natürliche Gewohnheiten ebd. Bildung ebd.
Meerwolf S. Phoke f. 69.
Meerstinz f. 47. Aufenthalt 48. ob er ein Wasser- oder Landthier? ebd. Gebrauch ebd.
Memina b. 29.
Michuacanens S. Alco.
Miko ein Affe, seine Naturgeschichte e. 72.
Mokoko, seine Naturgeschichte e. 59.
Molch S. Salamander.
Molette was a. 17.
Momenet S. Maggot.
Monax ein Murmelthier d. 79.
Mone ein Affe e. 59.
Mongus e. 60.
Morse Beschreibung e. 45. Jagd 46. Wohnung 46. Paarung und Unterhalt ebd.
Muflon b. 7. Gestalt ebd. ob er die Stammart der Schaafe 9. Beschreibung ebd.
Muffetten was für Thiere d. 32. S. Coase, Conepate, Chinche, Zorille, Pecan, Wison, werden gegessen d. 34.
Mütze beym Ochsen a. 55.
Murmelthier, Sitten und Bildung d. 77. Aufenthalt und Höhle ebd. f. Art einzusammeln 78. Erstarrung ebd. Junge ebd. S. Bobak.
Musimon b. 7.
Muskusochsen a. 67. Siehe auch Zibeth, Bisam.
Mustak ein Affe e. 61.

N.

Nagor b. 45.
Nanger b. 24.
Nasehorn, gröste Thier nach dem Elephanten, Bildung b. 55. f. 60. Naturell 56. Beschreibung eines zweyjährigen ebend. Zunge ebd. männliche Ruthe 57. merkt auf Lärm ebd. Abbildungen 58. Horn ebd. f. läßt sich nicht regieren ebd. Zeugung ebd. Lebensdauer 59. Nutzen ebd. Unterhalt ebd. ob es mit Thieren im Krieg lebt? ebd. Gewohnheiten 59. Jagd Sinne 60.

O.

Ochse a. 50. vortheilhafte Art ihn anzuspannen 51. wie weit die Alten gepflügt ebend. S. Kuh, Kalb, Bulle. Stimme 53. Schlaf 54. Farben ebd. Eigenschaften eines guten Zugochsens ebd. wie er anzugewöhnen? ebd. woraus sein Alter zu erkennen? ebd. Art zu fressen 55. wiederkauen ebd. dauerhafteste 56. Unterhalt im Winter ebd. welche Witterung ihm zuträglich ebend. liebt Salz, Wein ꝛc. Haarballen 57. Abstammung ebd. chinesische 58. Kennzeichen des Temperaments 59. Ausmessung 60. bucklichter 62. S. Bisont. kleiner S. Zebu. Unterschied der Hörner 65. die gröstcn ebend. wie ihn die Indianer entmannen 66. Kriegsochsen 66. wilde wie man sie zahm macht ebd. vertheidigen die Heerde ebd. wo ohne Höcker ebd. Mist der entzündet f. 69.
Ocorome S. Cuguar.
Quager a. 26. S. Esel.
Qudatra d. 72. Bildung ebd. Aehnlichkeit mit dem Biber d. 73. Bau ebd. Hecken ebd. wird leicht zahm ebd. Seltsamkeiten an ihm 74.
Quotaurus S. Sarige.
Ophiomachus f. 36. S. Eidere.
Opossum S. Sarige.
Orang-Utang Gestalt e. 64. Stärke, Lebensart ebd. begierig auf Negerinnen 65. Erzählungen von ihm 65. f. wie er sich vom Menschen unterscheidet 48. Kennzeichen 49.
Orignal b. 48.
Oryx b. 31.
Ozelot e. 46. schönes Fell ebd. f. Grösse und Naturell 47. bleibt auch gefangen noch grimmig ebd. wie viel er Junge wirft ebd. Beschreibung ebd.

P.

Paca Lebensart e. 9. Beschreibung ebd.
Pacassa a. 62.
Paco b. 63. S. Lama. dessen Grösse und Wolle 65. Lebensart und Werth ebd. haben Bezoar ebd. f. ihre Jagd ebd. Eigensinn ebd. Beule an der Brust 66.
Palmist d. 54.
Pangolin Beschreibung e. 17. lebt von Ameisen 18. Fleisch ebd. Gemüthsart und Vaterland ebd.
Panther c. 30. 36. 37. Naturell 38. Aufenthalt 39. Beschreibung ebd. kann die Hunde nicht leiden 38.
Panzerthier S. Tatu.
Paquira S. Pecari.
Pardalis S. Panther.
Parderkatze c. 31.
Pasan b. 24.
Patas ein Affe e. 57.
Pavian S. Bavian.
Pecari c. 8. unterscheidet sich vom Schwein 9. Oefnung auf dem Rücken ebd. athmet nicht durch sie ebd. Fleisch, Aufenthalt, Muth, Speise ebd. wird leicht zahm ebd. natürliche Gewohnheiten ebend. paaren sich nicht mit andern Schweinen ebd. ob es europäisch 10. dessen Feuchtigkeit ebd.
Pekan d. 34. f.
Pelas c. 8.
Perouasca d. 35.
Petitgris ein Eichhorn d. 53.
Pferd a. 1. Eigenschaften eines schönen ebd. Kennzeichen guter oder übler Augen 2. Naturell ebend. wilde 3. wie sie nach Amerika gekommen ebd. Art sie zu zähmen ebd. Zeugung ebd. tragen und fohlen 5. Lebensdauer ebd. Kennzeichen des Alters 6. barbarische 7. türkische ebd. arabische ebd. spanische ebd. Zaims ebd. englische 8. Ital. ebd. dänische ebd. deutsche und Ungrische ebd. holländische ebd. französische 9. griechische und egyptische ebd. Abkunft der arabischen ebd. ihre Ausbreitung ebd. Indianische, deren sonderbares Futter ebd. tartarische haben China erobert ebd. wie diese abgerichtet werden 10. Wallachen ebd. Stimme ebd. Schlaf 11. wie sie sauffen ebd. Notz ebd. Gebrauch ebd. f. Namen der Theile 12. Zähne 13. Farben 16. Haare ebend. Fehler 18. wie man Füllen erzieht 22.

Phalanger, seine Naturgeschichte d. 82.
Pharaoraze S. Ichneumon.
Phatagin, seine Naturgeschichte e. 17. lebt von Ameisen 18. Vaterland ebd.
Phed c. 37.
Philander (orientalischer S. Sarige) von Surinam Naturgeschichte e. 14.
Phoka der Alten e. 36.
Phoke, Beschreibung e. 34. f. ist ein wahres Amphibion. Warum? 35. Gang ebd. wo man ihn findet ebd. Gattungen 36. natürliche Gewohnheiten 37. Fleisch und Fell 38.
Pichu S. Margay c. 49.
Pilori d. 74.
Pinche ein Affe e. 71.
Pipa S. Kröte.
Pipistrelle S. Fledermaus.
Pitheke was für ein Affe e. 50.
Polatuche d. 55. wo er anzutreffen 56. sein Flug ebd. Bau dazu ebd. Futter und Lebensart ebd. Farbe 57.
Poloitschintli c. 65.
Pongo S. Orang-Utang.
Potto e. 57.
Puk d. 59.
Puma c. 23.
Pygargus b. 25.

Q.

Quapizotl c. 8.
Quauhtla coymatl c. 8.
Quezpalko f. 31. S. Eidexe.
Quikhatch S. Vielfraß.
Quimpezes S. Orang-Utang.
Quinquinchon, List desselben e. 23.

R.

Raton S. Coati Gestalt d. 85. Vaterland ebd. natürliche Gewohnheiten ebd.
Ratze Lebensart d. 58. Geilheit und Muth ebd. nicht alle Katzen greifen sie an ebd. Kampf mit dem Wiesel 59. Verschiedenheit und Beschreibung ebd. Wasserratze weisse 76. Surinamische S. Phalanger. Beutelratze S. Sarige. Schwanzratze S. Philander.
Ratze ponthische, scythische, fliegende S. Polatuche.
Reh b. 41. wie es sich vom Hirsch unterscheidet ebd. ist reinlich 42. List wenn es gejagt wird 42. geht nicht in Heerden, sondern in Familien ebd. Brunst und Setzzeit ebd. Aufsetzen der Kolben ebd. Lebensdauer 43. Naturell ebd. Winter und Sommeraufenthalt ebd. sauft wenig ebd. Wildpret ebd. wo es anzutreffen ebd. f. fremde Arten 44. Bildung ebd.
Rennthier b. 48. Aufenthalt ebd. Bildung 49. Futter und Geweihe ebend. Gang ebd. wie man sich desselben bedient ebend. wilde und zahme ebd. Art sie anzuspannen ebd. f. natürliche Gewohnheiten 50. Heerden ebend. Milch, Feinde ebd. Jagd 51. f. Lebensdauer ebend. Weibchen haben Hörner 50. Junge tragen Liverey ebd. Haben vieles mit den Hirschen gemein, auch Würmer in der Haut ebd. Verschiedenheit 54. zahme, sind gesellig 54. wie viel Junge sie werfen ebd. Züge der wilden ebd. lieben den Urin ebd. fressen oft vergiftete Schwämme 55. sterben von verhaltenem Harn ebd. werden zum Reiten gebraucht ebd. grönländische ebd.
Rhinoceros S. Nasehorn.
Robbe S. Phoke.

Rosmarus S. Morse.
Rosomak c. 78.
Rougette und Rouffette S. Fledermaus.
Rotz der Pferde a. 11.

S.

Sagoins was? e. 63.
Sai e. 68.
Saiga b. 21.
Saimiri e. 68.
Saino c. 8.
Saju e. 67.
Saki e. 69.
Salamander f. 37. wie viel Arten? ebd. Landsalamanders Beschreibung ebd. ob er giftig seye und im Feuer lebe 37. ob er kühn? ebd. zähes Leben 38. stirbt von Salz ebd. Geburt ebd. wovon er lebt? ebd. wenn er hervorkommt ebd. Maupertuis Versuche ebd. f. kann nicht beissen 39. unschädlich 39. hat Eyer und lebende Jungen in sich ebd. Namen ebd. Wassersalamander 40. wo er lebt? ebd. wodurch man ihn vertreibt 40. ist vom Erdsal. unterschieden ebd. Arten ebd. Unterschied der Geschlechter ebend. Abänderungen 41. Verwandlung ebd. verändern die Haut ebd. legen Eyer ebend. halten lange im Eis aus 42. Nahrung ebd. Mittel sie zu tödten ebd. Zeugung ebend. Versuche damit 43. in einem Manne ebend. Salamandereidexen S. Eidexen. Kleins 45. Abänderungen 45. f.
Salzkuh a. 58.
Sapajous was e. 63.
Sarige was für ein Thier? e. 11. Beschreibung ebd. f. Beutel worein es seine Junge aufnimmt 12. ob sie dort empfangen werden? Vaterland ebd. Betragen der Jungen ebd. Gang und Lebensart 13. Häßlichkeit ebd. Namen ebd. Sarige stachelichte S. Coendu.
Satherius, ob er ein Zobel seye? d. 31.
Sauvegarde f. 27. f. S. Eidexe. woher der Name? 33.
Schaaf, dessen Dummheit b. 1. Nutzung ebd. Triebe 2. schwaches Temperament, Lammen ebd. Hammeln ebd. wie es die Zähne verliert? ebd. f. Hörner 3. Fähigkeit zu zeugen ebd. Zeit der Hitze ebd. wo sie Zwillinge bringen ebd. Fett wenn sie trächtig sind ebd. Dauer ebd. bringen oft Mißgeburthen ebd. beste Weide ebd. f. Mast 4. Würmer in der Leber 4. Schur und Pferch ebend. Talg 5. Wolle, Verschiedenheit ebd. Haarballen ebd. Benennung der Theile ebd. Bildung 6. Streit ebd. Vorempfindung des Gewitters ebend. Abarten 7. barbarisches mit langem Schwanze ebd. mit Haaren ebend. S. Strepsiceros, guineisches, angolisches ebd. mit mehreren Hörnern ebd. peruanisches S. Paco und Lama.
Scharfrichter ein Salamander f. 46.
Schildkröte f. 56. Abtheilung ebd. Landschildkröten Beschreibung ebd. Aufenthalt ebend. ob sie Amphibien? ebd. Fleisch ebd. Schilde ebd. wie man ihr Geschlecht erkennet? 57. indianische ebend. Klauen und Gang ebend. Stärke in den Kinnbacken ebend. Schwanz ebd. innerer Bau ebd. ob sie Blut haben? ebend. Gehirn ebd. Gehör 58. afrikanische ebd. karolinische ebd. surinamische 59. Flußschildkröten 59. legen Eyer 60. Leben ebd. Oefnung zum Eyerlegen ebd. Aufenthalt und Nahrung ebd. Linnäischer Unterschied ebd. Seeschildkröten 61. Grösse ebd. Bisamgeruch ebd. furchtsam ebd. Paarung ebd. Inseln die sie vorzüglich wählen 62. wenige kommen

men von einer Brut auf ebend. Eyer ebd. Fleisch, Oehl und Fang ebd. f. ob sie seufzen und weinen 63. Futter ebend. Wachsthum ebd. grüne oder Midasschildkröte 63. Grösse ebd. lebt lang ohne Futter ebd. Menge Eyer 64. Großkopf 64. Habichtsschnabel ebd. Lederne Schild 65. Sternschildkröte Jubeti 65. Karrette ebend. Scabea ebd. Orbicularis ebd. Trunkturtle ebd.
Schleicher S. Kurzbein.
Schwein ist das einzige Thier in seiner Art c. 1. nicht gehörnt ebend. wo es hingehört ebd. f. Naturell 2. Unempfindlichkeit ebd. Sinne ebd. Finnen, wie vorzukommen? ebd. Speck und Mast 3. Schnitt ebd. Wachsthum ebd. Zähne ebd. f. wildes, seine Lebensdauer 4. Brunst ebd. Zucht ebd. Lieblingsnahrung 5. wie sie sich vertheidigen ebd. wenn man sie treibt ebend. Stimme ebend. Gefräßigkeit, erstreckt sich bis auf Kinder ebd. fallen nicht andere Thiere an ebd. Junge kennen kaum ihre Mutter 6. Kämpfe der wilden zur Brunstzeit ebd. Jagd ebd. wo sie anzutreffen? chinesische ebend. Beschreibung ebd. f. Siamische 7. Frischling ebend. Rüssel ebd. Unterschied ebd. Bildung 8. mexikanisches S. Pekari, amerikanisches S. ebd. guineisches 9. f. wildes vom Vorgebürg der guten Hofnung 10. mit sogenannten Hörnern auf der Nase S. Babirusse 12. Aethiopisches Lebhaftigkeit und Härte ebd. Stimme ebd. Art sich zu wehren ebd. Schwanz ebd. Bau der Füsse 13. paart sich nicht mit andern ebd. Bildung ebd.
Schweitzer, dessen Naturgeschichte d. 54.
Seehund S. Phoke.
Seekalb S. Phoke.
Seekuh S. Morse.
Seewolf f. 69.
Senembi f. 35. S. Eidexe.
Serval c. 45. unbeugsames Naturell 46.
Sesef S. Hyäne.
Seps S. Kurzbein.
Siebenschläfer Gattungen d. 69. Winterschlaf ebd. kommen bey gelinder Witterung hervor 69. Fleisch ebd. Lebensart ebd. wo sie anzutreffen und Bildung ebd.
Siwutscha S. Meerlöwe.
Sihahgous f. S. Karakal.
Smitten e. 69.
Soulik d. 76.
Spätling S. Fledermaus.
Sporn a. 15.
Stachelschwein Gestalt d. 98. seine Stacheln 99. ob es sie schießt? Krieg mit Schlangen 100. Vaterland ebd. ostindisches S. Urson.
Steinbock b. 16. Unterschied zwischen ihm und der Gems ebend. Aufenthalt und Jagd 19. Fleisch ebd.
Stepnie Barani b. 7.
Stier a. 51. wie man ihn verschneidet 52. verschnittener Belauffen schadet den Kühen ebd. S. Bulle.
Stinkthiere S. Muffetten, werden gegessen d. 34.
Stinz S. Meerstinz.
Streiterin f. 36. S. Eidexe.
Strepsiceros b. 8. 25.
Striphocheri b. 8.
Stuten Eigenschaften guter a. 4. fohlen stehend 5. lassen sich zuweilen nach der Befruchtung bespringen 5. S. Pferd.
Suisse d. 54. S. Schweitzer.
Sulgan S. Zwerghaase unter Haase.
Sumpfbaderhindin b. 45.
Sürmelot d. 71. scheint die Ufer vorzuziehen ebd. Nahrung ebd. f.
Surikate, dessen Naturgeschichte.
Surok ein Murmelthier d. 79.

T.

Tajacu c. 8.
Tajassu c. 8.
Talibi S. Sarige.
Tajussu c. 8.
Talapoin ein Affe c. 61.
Tumacolin f. 31. S. Eidexe.
Tamandua, Tamanoir S. Ameisenfresser.
Tamarin ein Affe c. 69.
Tanach S. Bavian.
Tanrek d. 102.
Tapayakin, Tapayarin S. Salamandereidexe.
Tapeti was für ein Thier?
Tapir, seine Grösse c. 21. Lebensart und Nahrung ebd. dicke Haut ebd.
Tapirete S. Tapir.
Tapirussu S. Tapir.
Taraguira f. 30. S. Eidexe Taraguico S. ebd.
Tarandus S. Rennthier f. 69.
Taratola S. Salamander.
Tarser was für ein Thier d. 81.
Tattermandel ein Salamander f. 46.
Tatu Eintheilung e. 19. mit 3 Reifen 19. mit 6, 20. mit 8, 21. mit 9 ebd. mit 12, 23. mit 18 ebd. List des letztern 23. Vaterland ebd. Fleisch 24. Lebensart und Fang 25.
Tatuete e. 21.
Tayra d. 26.
Tecoixin S. Eidexe.
Tecuntiana f. 30. S. Eidexe.
Techichi S. Alco.
Tejugacu f. 27. 31. Tegujuacu 28. S. Eidexe.
Temamazame b. 44. f.
Temapa f. 29. S. Eidexe.
Tendrak d. 102.
Tepemartla S. Coüepate. d. 34.
Teufelskinder S. Muffetten.
Texixincoyotl, Tecuixim f. 28. S. Eidexe.
Thur a. 62.
Tiger, Thiere die man mit ihm verwechselt c. 30. wahrer ist selten ebd. woher die Verwechslung rührt ebd. ist nicht in Amerika ebend. Merkmale des wahren ebd. f. rother 31. schwarzer ebd. Gemüthsart des wahren 32. Gestalt, Aufenthalt, wie er würgt ebd. soll den Koth des Rhinoceros fressen ebd. Grösse ebd. Geschwindigkeit 33. unbeugsames Naturell ebd. Gefechte ebend. königlicher 34. wie viel auf einen Wurf fallen, sind selten ebd. Grimm des Weibchens ebd. Brüllen ebd. Haut ebd. f. ob Schweiß und Haare giftig 35. Beschreibung ebd.
Tigerkatze S. Jaguar.
Tigerwolf c. 49.
Tlacquazin S. Sarige e. 13.
Tlacocelotl S. Ozelot.
Tlascoscloti c. 31.
Tolai was für ein Thier? e. 7.
Tragelaphus b. 7, 47.
Tragulus b. 28.
Tre-tre-tre S. Bavian.
Triel a. 58.
Trunkturtle S. Schildkröte f. 6.
Tschokuschka S. Zwerghaase unter Haase.
Tukan d. 64.
Tubinambis f. 34. S. Eidexe.
Tzeiran b. 23.

V. U.

Vagra S. Tapir.
Vampir S. Fledermaus.
Vanfire d. 32. hat viel Aehnlichkeiten mit dem Wiesel.
Vari, seine Naturgeschichte e. 60.
Vatiriuau S. Ameisenfresser.
Vielfraß Bildung c. 76. läuft schlecht ebend. Feind der Elendthiere ebd. Gefräßigkeit 77. Unachtsamkeit bey Gefahr ebd. nimmt dem Isatis den Raub ab ebd. wehrt sich sehr ebd. Erzählung von ihm ebd. Fleisch und Fell 78. besondere anatomische Anmerkung ebd. soll zahm werden ebd.
Vigogne, Vicunna S. Paco.
Unau elender Zustand dieses Thiers c. 54. wiederkäuet 55. Beschreibung ebend. natürliche Gewohnheiten 56.
Unze c. 31. 36. 37. wird zur Jagd abgerichtet 38. Aufenthalt 39. S. Panther.
Vohang Shira S. Vanfire.
Vromastix S. Brennessel, Caudiverbera.
Urson, was für ein Thier? d. 101.
Urus a. 62. was er ist 64.

W.

Waldesel a. 26.
Waldhindin b. 44. f.
Wallachen bey Pferden a. 10.
Walroß S. Morse.
Wandern Affe, seine Naturgeschichte e. 55.
Warine e. 64.
Widder b. 1. Isländischer 10. Indianischer 11. S. Bock und Schaaf.
Wiederkauen was? a. 55.
Wiederriß a. 13.
Wiesel wildes Unterschied d. 23. Paarung ebd. Kaninchens Feind 24. Vaterland und Gemüthsart ebend. ob es der Griechen Ictis? ebd. Farbe und Namen ebd. gemeines, ist kein Hermelin 25. Art zu leben und zu rauben ebend. wie es junget ebd. Geruch ebd. Junge in einem Aase 26. Beschreibung und Farbe ebd. Javanisches S. Vanfire.
Wison d. 34. f.
Wolf, sein Charakter und Art zu rauben c. 59. wechselseitige Feindschaft mit dem Hund ebd. Aehnlichkeit mit demselben ebd. wird zahm aber wieder wild ebd. hält nur Gesellschaft wenn er ein grosses Thier anfallen will ebd. f. Streit um die Weibchen 60. Ranzzeit ebd. belauft sich nicht mit dem Hund ebd. wie er sich von ihm unterscheidet ebd. Uebereinstimmung der innerlichen Theile ebd. Wölfin bereitet den Jungen ein Lager ebend. f. deren Erziehung 61. Zeugungsfähigkeit ebd. Sage der Jäger 61. Lebensdauer ebd. leichter Schlaf ebd. sauft oft, wird weiß, hungert lange ebd. stark aber feige 62. Sinnen ebd. Fraß ebd. 64. Bärwölfe 62. Jagd ebend. Farbe ist verschieden 63. wo man sie zu Schauspielen erziehet ebd. Versuch sie mit Hunden zusammen zu gewöhnen ebend. List 64. Fleisch und Haut ebend. Beschreibung. ebd. Canadischer ebd. mexicanischer ebd. Goldwolf S. Jakal. Wölfchen S. Vielfraß. Meerwolf c. 74. f. 69. spitzbergischer ebd. Scythicus ebd.
Wolverenne S. Vielfraß.

X.

Xoloiztcuintli S. Alca.

Y.

Ysarus b. 19. S. Steinbock.
Ytzcuinte Porzotli S. Alco.

Z.

Zaino S. Pecari.
Zains was? a. 7.
Zebra a. 29. wo er lebt ebd. wird nicht leicht gezähmt 31. bald für einen Esel, bald Pferd angegeben ebd. Bildung ebd.
Zebu a. 64. 66.
Zemni d. 51.
Zibethkatze und Zibethkhier Unterschied c. 79. sind mit andern Thieren verwechselt worden 80. Beutel worinn der Zibeth ist ebd. Wirkung desselben ebd. Vaterland ebd. wie man ihr den Zibeth abnimmt 81. dessen Eigenschaft ebd. Naturell des Thiers und Lebensart ebd. Stimme ebd. Beschreibung 82.
Ziege b. 12. ist belebter als das Schaaf ebd. Charakter und Gewohnheiten ebend. f. Neigung zum Menschen 13. Mannbarkeit ebd. Trächtigseyn ebd. wie viel sie wirft 14. Art sie zu behandeln ebend. Geruch ebd. Unterschied ebd. läßt sich gerne melken, Beschaffenheit der Milch, Lebensdauer ebd. Schlangen sollen sie aussaugen ebd. Zähne und Hörner ebd. wo sie anzutreffen ebd. f. Bildung 15. kleine des Linnee 17. welches die Urart seye ebd. von Angora, von Juda 18. f. mit langen Ohren ebend. Schwindel ebd. grimmische 28. stellerische f. 67.
Zieselmaus d. 50.
Zobel Gmelins Nachricht davon d. 28. Aufenthalt 29. ob sie durch Staatsverbrecher gejagt werden? ebd. Lebensart 30. wo sie ihre Junge werfen ebend. Jagd ebd. ob der Satherius einer seye 31.
Zorille d. 34.
Zurnapa S. Giraffe.
Zwerghirschchen b. 28.

Namen

Namen

derjenigen Personen, welche auf die Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere pränumerirt und subscribiret haben.

Seine Hochfürstliche Durchlaucht, der regierende Fürst zu Hohenlohe Neuenstein und Weikersheim.

Seine Hochgräfliche Excellenz, der regierende Herr Graf zu Erbach.

Herr Baron von **Adelsheim** zu Adelsheim.

Herr M. **Bardili**, Professor zu Maulbronn.

Herr D. **Baur**, Professor in Tübingen.

Herr M. **Georg Friedrich Baur**, Pfarrer in Aystaig im Würtembergisch.

Herr **Bayer**, Med. Practicus in Heilbronn.

Herr M. **Joh. Heinrich Bebel**, Präceptor zu Freudenstadt im Würtemb.

Herr **Bergsträsser**, Rector Gymnasii zu Hanau.

Herr Baron von **Berlichingen**, zu Korb und Illisheim, Ritterrath bey löblichem Canton Odenwald.

Herr **Bernhold**, Med. Doctor, und Rath und Physicus zu Uffenheim im Anspachischen.

Herr **Beyschlag**, Med. Doctor und Physicus zu Schwäb. Hall.

Herr **Christian Ludwig Bierbrauer**, Auditeur bey der Justiz-Canzley zu Dillenburg.

Herr **Bonhöffer**, Med. Doctor und Physicus zu Schw. Hall.

Herr **Bonhöffer**, Renovator zu Schwäb. Hall.

Herr **Arnold Brahm**, zu Dillenburg.

Herr **Braz**, Raths-Advocat zu Schwäb. Hall.

Herr **Brotbeck**, Philos. Studiosus zu Maulbronn, im Würtembergischen.

Herr **Brunner**, Kayserlicher Notarius zu Marksteft in Franken.

Herr **Burkhard**, Hofmeister bey dem Herrn Ober-Jägermeister Baron von Schilling in Anspach.

Herr **Comberger**, Pfarrer in Meinhard, im Hohenlohischen.

Herr **Conz**, Minist. Candidat im Würtembergischen.

Herr **Christian Adam Dann**, Studiosus in Blaubeuren im Würtemb.

Herr M. **Decker**, Präceptor Gymnasii zu Heilbronn.

Herr **Donner**, Herzogl. Würtemb. Oberamtmann in Rosenfeld.

Herr **Dreher**, Herzogl. Würtemb. Pfleger in Leidringen.

Herr **Martin Dreßler**, Rath und Regierungs-Secretarius zu Dillenburg.

Herr Baron von **Ellrichhausen**, zu Creilsheim in Franken, Ritterrath.

Herr **Christian August Emmermann**, Berg-Assessor und Cammer-Secretarius in Dillenburg.

Herr **Frank**, Stricker in Dünkelsbühl.

Herr **Fues**, Pfarrer zu Oferdingen im Würtembergischen.

Herr **Fues**, Buchdrucker in Tübingen, 3 Exemplarien.

Herr Land-Commissarius **Gastenhofer**, in Pirmasenz.

Herr Baron von **Gemmingen**, Kaiserlicher General-Feldmarschall-Lieutenant, zu Kochendorf.

Herr Baron von **Gemmingen** von Mayenfels, zu Heilbronn.

Herr **Glaser**, Pfarrer zu Michelfeld, bey Schwäbisch Hall.

Herr Baron von **Göhler**, zu Sulzfeld, Ritterrath bey dem Canton Craichgau.

Herr Baron **Friedrich** von **Göhler**, zu Ravenspurg.

Herr D. **Goll**, in Trossingen.

Herr M. **Goll**, Vicarius zu Backnang.

Herr **Ernst Adolph Gräter**, Obrist zu Dillenburg.

Herr **Gräter**, Pfarrer zu Haßfelden, bey Schwäbisch Hall.

Herr Baron **Gremp** von **Freudenstein**, im Schloß Ravenspurg.

Herr **Gubiz**, Præceptor Gymnasii zu Heilbronn.

Herr M. **Eberhard Friedrich Hafner**, Præceptor in Sulz am Neckar.

Herr **Hallwachs**, Amtmann in Vöhringen.

Herr **Joh. Heinrich Harmann**, Kammerrath und General-Empfänger zu Dillenburg.

Herr **Hartung**, Pfarrer in Gollhofen bey Rothenburg ob der Tauber.

Herr **Haspel**, Candidatus Min. in Schwäbisch Hall.

Herr M. **Hauff**, Prediger in Biberach.

Herr D. **Haug**, Physicus in Sulz.

Herr **Joh. Georg Hehl**, Stadtschreiber in Tübingen.

Herr **Christian Friedr. Hehl**, Herz. Würtemb. Oberamtmann in Adelberg

Herr **Joh. Hehl**, Polizey-Secretarius in Stuttgard.

Herr Baron von **Helmstadt** zu Heilbronn, Churfürstl. Pfälzischer Cammerherr.

Herr **Herwig**, Med. D. und Hofrath in Oehringen.

Herr **Heugelin**, Herzogl. Würtemb. Hofrath und Pfleger zu Heilbronn.

Herr **Hezel**, Pfleger und Senator zu Schwäbisch Hall.

Herr

Herr **Hirsch**, Hohenlohe-Schillings-fürstl. Kirchenrath, und Hospitalprediger zu Heilbronn.

Herr **Georg Friedrich Hobbhahn**, Stadtschreiber in Balingen.

Herr **Friedrich Wilhelm Hoffmann**, Forstreceptor zu Dillenburg.

Herr **Hoffmann**, Magister zu Dillenburg.

Herr **Hoffmann**, Apotheker zu Rothenburg ob der Tauber.

Herr **Hoffmann**, Pfarrer in Wertheim.

Herr **Wilhelm Heinrich Hombergk**, Kanzley-Registrator in Dillenburg.

Herr **Joh. Ernst Honold**, Handelsmann in Blaubeuren.

Herr **Heinrich Friedrich Hopff**, Theol. Studiosus in Tübingen.

Herr **Huber**, Jur. D. und Regierungs-Rath in Tübingen, 6 Exemplarien.

Herr **Wilhelm Joseph Hufeisen**, Regierungs-Registrator in Dillenburg.

Herr **Carl Justus Hufeisen**, Kanzellist zu Dillenburg.

Herr von **Jäger**, Hochfürstl. geheimder Rath zu Wertheim.

Herr **Ludwig Christian Jäger**, Kammer-Secretarius zu Dillenburg.

Herr **Jahn**, Philos. Studiosus in Maulbronn.

Herr **Irnsinger**, Med. Lt. in Weinsberg.

Herr **Kapff**, Professor Juris in Tübingen.

Herr **Joh. Martin Kapff**, Bergschreiber auf der Farbmühle in Wittichen im Fürstenbergischen.

Herr **Kazner**, Hofrath in Stuttgard.

Herr **Kern**, Amtmann zu Geildorf im Limpurgischen.

Herr M. **Jacob Friedrich Klemm**, Diaconus in Balingen, 2 Exempl.

Herr **Klose**, Med. Doctor, Hochfürstl. Baadischer geheimer Hofrath und erster Leibmedicus in Carlsruh.

Herr M. **Klüpfel**, Special-Superintendent in Weinsberg.

Herr **Klüpfel**, Stadtschreiber in Stuttgard.

Herr **Knapp**, Substitut zu Neuenbürg im Würtembergischen.

Herr Baron von **Kniestedt**, Herzogl. geheimder Rath in Stuttgard.

Herr **Carl** von **Knoblauch** zu Dillenburg.

Herr von **Knoll**, Senator zu Ravensburg, 3 Exemplarien.

Herr **Koch**, Hofprediger in Langenburg.

Herr Rath **Koppe** in Pirmasenz.

Herr **Köstlin**, Studiosus in Maulbronn.

Herr **Philipp Jacob Korn**, Hofbuchbinder in Pirmasenz, 2 Exemplar.

Herr **Kornacher**, Senator zu Heilbronn.

Herr **Krafft**, Herzogl. Würtemb. Oberamtmann in Herrenberg.
Herr M. **Krais** in Tübingen.
Herr **Krazenstein**, Schreinermeister in Hanau.
Herr **Krauß**, äusserer Steurer in Rothenburg ob der Tauber.
Herr **Krebs**, Substitut in Herrenberg.
Herr **Landerer**, Herzogl. Würtemb. Oberamtmann in Lichtenstern.
Herr **Lang**, Pfarrer in Weiler bey Heilbronn.
Herr **Leube**, Pfarrer in Obergröningen im Limpurgischen.
Herr **Leube**, Stadtcaplan in Geildorf.
Herr **Liesching**, Studiosus in Maulbronn.
Herr **Lößel**, Posthalter und Senator zu Neustadt an der Aisch.
Herr von **Lupin**, Canzley-Director in Memmingen.
Herr **Georg Friedrich Martini**, Archiv-Registrator in Dillenburg.
Herr **Mayer**, Consulent in Schwäb. Hall.
Herr **Joh. Friedrich Megenhard**, Apotheker in Tuttlingen.
Herr M. **Mieg**, *Archidiaconus in Ludwigsburg.*
Herr Baron von **Milckau**, zu Lebusa, Herzogl. Würtemb. Cammerherr.
Herr M. **Carl Moriz Morgenstern**, Pfarrer in Ostorf im Würtemb.
Herr **Müller**, Professor der Naturlehre in Erlangen.
Herr **Müller**, Limpurg. Amtmann zu Schmidelfeld.
Herr **Nagel**, *Theol. Studiosus* in Tübingen.
Herr **Nast**, Herzogl. Würtemb. Expeditions-Rath und Klosters-Verwalter zu Maulbronn.
Herr **Neufer**, Studiosus in Maulbronn.
Herr **Osterdinger**, *Med. Lt.* und Stadt- und Amts-Physicus in Balingen.
Herr **Osterdinger**, Substitut in Balingen.
Herr M. **Osiander**, in Tübingen.
Herr **Georg Jacob Ostertag**, Kupferstecher in Lindau, 12 Exemplarien.
Herr Baron von **Palm**, Herzogl. Würtemb. Land-Oberjägermeister in Eßlingen.
Herr Baron von **Palm**, geheimder Rath in Eßlingen.
Herr **Joh. David Passavant** von **Passenburg**, Justizrath zu Dillenburg.
Herr **Paulus**, Herzogl. Würtemb. Oberamtmann in Schorndorf.
Herr **Pelzerius**, *Gymnasii Conrector* in Hanau.
Herr M. **Pfister**, Pfarrer zu Affalterbach im Würtembergischen.
Herr **Pilger** in Pirmasenz.

Herr

Herr M. **Georg Philipp Poller**, Pfarrer zu Fluren im Würtemberg.
Herr **Posselt**, Hochfürstl. Baadischer Hofrath und Amtmann in Durlach.
Herr **Prescher**, *Vicarius* zu Eutendorf im Limpurgischen.
Herr **Preuschen**, Hochfürstl. Hofrath in Langenburg.
Herr M. **Puchner**, *Minist. Candidat* zu Calw im Würtembergischen.
Herr **Raab**, Forstmeister zu Rothenburg ob der Tauber.
Herr Baron von **Rackeniz** zu Heinsheim bey Wimpfen.
Herr **Rapp**, Forstmeister zu Löwenstein.
Herr **Reichard**, *Med. D.* und *Physicus Primarius* in Heilbronn.
Herr Baron von **Riedesel**, Cammerherr und Regierungs-Rath in Stuttgart.
Herr M. **Rösler**, *Professor Matth.* in Stuttgart.
Herr M. **Christoph Adam Rösler**, Pfarrer zu Thailfingen im Würtemb.
Herr M. **Roller**, Stadtpfarrer in Rosenfeld.
Herr **Joh. Roller**, Substitut in Balingen.
Herr **Ruof**, Herzogl. Würtemb. Regierungs-Rath in Stuttgart.
Herr **Sandel**, *Minist. Candidat* in Schw. Hall.
Herr **Schäfer**, äusserer Rathsherr zu Rothenburg ob der Tauber.
Herr **Schiller**, *Archidiaconus* zu Schw. Hall.
Herr **Zacharias Schlochow**, Schreib- und Rechenmeister in Frankfurt, 2 Exemplarien.
Herr **Schmeckenbecher**, *Gymnasii Conrector* zu Heidelberg, 6 Exempl.
Herr **Schmid**, *Gymnasii Conrector* zu Eßlingen.
Herr M. **Joh. Sebastian Schmid**, Pfarrer zu Schlaitdorf, im Würt.
Herr M. **Joh. Friedrich Schmid**, *Vicarius* in Sulz am Neckar.
Herr M. **Bernhard Friedrich Schmidlin**, *Vicarius* in Balingen.
Herr Baron von **Schmidtberg** zu Heilbronn.
Herr **Schnell**, Kupferstecher in Augsburg.
Herr **Schweizer**, Herzogl. Regierungs-Rath in Stutgart.
Herr **Carl Friedrich Seiferheld**, *Lt. Jur.* u. Raths-Advoc. in Schw. Hall.
Herr **Seiferheld**, Pfarrer zu Westheim im Rosengarten.
Herr D. **Seubert**, *Med. Professor* und Stadt- u. Amts-*Physicus* zu Urach.
Herr **Sicherer**, Apotheker zu Heilbronn.
Herr **Sigel**, Apotheker zu Vayhingen an der Enz.
Herr **Simon**, geistlicher Rath und *Director Seminarii* zu Mergenthal.
Herr **Sponsel**, Superintendent zu Burgbernheim.

Herr M. **Sprenger**, *Professor* zu Maulbronn.
Herr von **Staudt**, *Med. D.* und *Physicus* zu Rothenburg ob der Tauber.
Herr M. **Steck**, Special-Superintendent zu Laufen im Würtembergischen.
Herr **Stein**, Baron von Gemming. Amtmann in Gemmingen.
Herr **Stockhausen**, Pfarrer zu Ittlingen.
Herr M. **Strasheim**, *Diaconus* in Tuttlingen.
Herr M. **Tafel**, Special-Superintendent in Backnang.
Herr M. **Varenbüler**, Pfarrer zu Heilbronn.
Herr **Uhl**, Consulent bey dem Ritter-Canton Craichgau zu Heilbronn.
Herr **Vigelius**, Hofmeister bey dem Herrn Baron v. Schmidtberg zu Carlsruh.
Herr M. **Alexander Friedrich Ulsheimer**, *Ministerii Senior* zu Heilbr.
Herr **Vock**, *Theol. Candidat* in Wachenbach.
Herr **Joh. Friedrich Winter**, Canzley-*Assessor* zu Dillenburg.
Herr **Zandt**, *Prorector* in Pforzheim.
Herr **Zeuner**, Buchbinder in Buchsweiler, 2 Exemplarien.
Herr **Zeuner**, Buchbinder in Speyer, 2 Exemplarien.
Herr **Ziegler**, Hochfürstl. Hohenlohischer *General-Controlleur* in Schefstersheim.
Herr Baron von **Zigesar** zu Heilbronn, Obristwachtmeister bey der *Legion britannique*.

Wie die Kupfer zu ordnen.

Tab.			pag.
LXXIX	—	—	10.
LXXX	—	—	24.
LXXXI	—	—	34.
LXXXII	—	—	47.
LXXXIII	—	—	52.
LXXXIV	—	—	60.

Von den fabelhaften Thieren, die mit den Kupfern des ersten Abschnitts aus versehen, ausgegeben worden, können
Tab. VIII und XII. zu 66. gebunden werden.

Druckfehler, welche den Leser irre machen könnten.

Seite	Col.	Linie.
1	2	5 vorl. entstünden.
2	2	6 -- befruchte.
7	2	7 nach werden fehlt sie.
25	1	9 vorl. Geoffroy.
26	1	15 vorl. sehr statt so.
ebend.	2	23 οφιομαχος.
29	1	*Num. IX. Ameiva* welches auch in folgenden Blättern zu merken.
31	--	Num. XXI. Guineische.
34	2	11 Lizard.
35	--	Num. V. bekämmte für bekannte Eidexe, welcher Fehler öfters wieder kommt.
37	2	35 Derham.
39	2	13 vorl. Trauben.
42	1	20 Frost.
43	2	1 erhielt.
46	---	Gekko's.
48	2	3 vorl. Natter.
49	1	2 Streitstühlen.
52	1	4 L. in III. Gatt. die lange Zunge ist am Ende sehr stumpf.
53	1	20 vorl. Nile.
64	---	Großkopf oder Kaouanne.
71	1	27 Bear.
ebend.	2	29 Rarstes.
72	2	13 und 78. 236. Erinaceus.
ebend.	----	25 Eyfere.
73	1	Num. II. Mondi.
ebend.	2	14 Baris oder Barris.
ebend.	----	27 Guariba.
ebend.	----	37 Elaurandus.
ebend.	----	3 vorl. Yiya.
74	1	8 The common.
ebend.	----	23 Tartaruga.
79	1	21 Elaphus.
ebend.	----	37 Hippopotamus.
ebend.	2	23 Strepsiceros.
ebend.	----	35 Hydrochæris.

Die übrigen, welche jedem von selbst auffallen, haben wir mit Fleiß in dem ganzen Werke und auch hier übergangen.